KULTURGESCHICHTE DES DEUTSCHEN VOLKES

Otto Henne am Rhyn

Digitized by Google

Digitized by Google

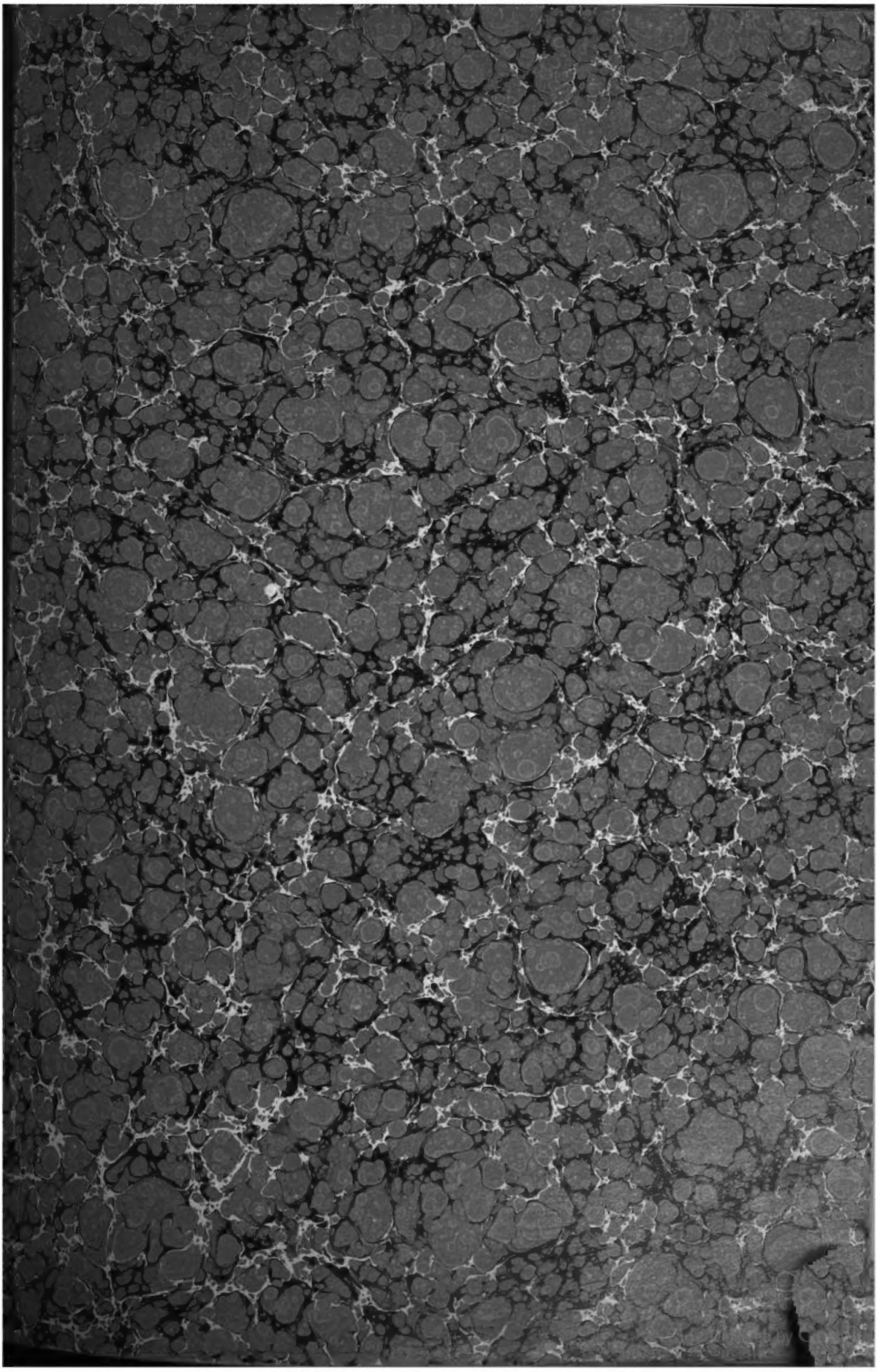
DD
61
H5
1897
v.1
Digitized by Google

Digitized by Google

UC-NRLF
C 2 800 821

Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class No.



Kulturgeschichte

des

deutschen Volkes.

Digitized by Google

Kulturgeschichte

des

deutschen Volkes.

Von

Dr. Otto Henne am Rhyn,
Staatsarchivar in St. Gallen.

Mit 1049 Abbildungen im Text und 134 Tafeln und Farbendrucken.

Erster Band.

Zwanzigstes bis vierundzwanzigstes Tausend.

Berlin,
Historischer Verlag Baumgärtel.
1897.

Digitized by Google

DDG1
H5
1897
v.1

REESE

Übersetzungsrecht und alle anderen Rechte vorbehalten.

Nachbildung verboten.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Landsknechte am Reichswappen.

Nach der Zeichnung eines ungenannten deutschen Meisters von 1557.
Berlin, königl. Kupferstichkabinett.

105188

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort zur zweiten Auflage.

Als die Verlagsbuchhandlung dieses Werk im Jahre 1885 zuerst ins Leben rief, leitete sie dabei der Gedanke, in Wort und Bild ein Buch zu schaffen, in welchem der Zusammenschluß des großen, zum Neuen Reich geeinten deutschen Volkes, die geistige Einheit aller sich *eines* Stammes fühlenden Deutschen diesseits und jenseits der Meere, einen würdigen Ausdruck finden sollte, — ein Buch, das vermöge seiner Eigenart daran mitwirken könnte, deutsches Wesen überall hochzuhalten und zu fördern. Zu einem Hausschatz der Familie sollte dieses Werk sich gestalten, in ihrem Schoße zur Pflege deutschen Sinnes, zur Erhaltung deutscher Kraft anregen und aus ihr hinauswirken ins Leben zum Besten des Vaterlandes. Zu einem Spiegelbilde der Entwickelung unseres Volkes sollte dieses Buch werden, vertraut machen sollte es mit unserer Vergangenheit, den Weg aufzeigen, den wir bis hierher zurückgelegt, das nationale Bewußtsein festigen, dessen das deutsche Volk auf seinem weiteren Wege in die Zukunft, wenn er glücklich sein soll, nicht entraten kann. Glanzzeiten und Ruhmestage unserer Vergangenheit sind es nicht allein, die unser Buch zu schildern hat. Unverhüllt soll es auch Zerrüttung und Verfall, das tiefe Leid und das schwere Elend zeigen, durch welches das Geschick mehr wie andere Nationen das deutsche Volk geführt hat. Denn die Erinnerung daran darf uns nicht schwinden, damit sich niemals in unserem Volke der Sinn dafür verliere, daß jede Kraft eingesetzt werden müsse, um eine Wiederkehr jener Zustände des Unglücks, wie sie während der letzten Jahrhunderte nur zu oft und zu lange auf Deutschland gelastet haben, für immer zu verhüten.

Aufgabe der „Kulturgeschichte" ist, die Entwickelung des Menschengeschlechtes oder eines besonderen Volkes, den Zusammenhang zwischen seinen einzelnen Kulturabschnitten sowohl, wie auch zwischen den einzelnen hervorragenden Erscheinungen der Kultur einer jeden Periode klar zu legen und nach den gleichzeitigen Quellen ein treues Bild dieser Entwickelungsstufen zu entwerfen. Wahrheit kann und soll dabei der einzige Leitstern sein. Damit wäre es unvereinbar, wenn auch nur der Versuch gemacht würde, frühere Zeiten schön zu färben und den Zügen von Roheit und Grausamkeit noch unentwickelter Kulturzustände oder thörichten Anschauungen des Aberglaubens irgend eine gute Absicht unterzuschieben. Es würde damit nur das längst widerlegte Märchen von der „guten alten Zeit" aufs neue aufgetischt; dem Haus, der Familie und dem lernbegierigen Einzelnen aber würde ein schlechter Dienst erwiesen, wenn die Wirklichkeit verdeckt würde. Nicht die Zeiten der Vergangenheit nach Ideen der Gegenwart beurteilen, sondern sie mit ungeschminkter Treue schildern, das Gute darin „gut", das Schlechte „schlecht" nennen, nur der Wahrheit, und keiner vorgefaßten Meinung dienen, — *das* ist die Absicht dieses Werkes und nur *damit* bringt es den früheren Zeiten *wahre Liebe* entgegen. Wenn daher die Quellen und das Gebot, ein vollständiges Bild der deutschen Vergangenheit zu malen, bisweilen zwingen, über Vorgänge und Zustände zu berichten, welche der einen oder anderen Partei nicht gerade zum Ruhme gereichen, so liegt es unserem Buche dabei *sehr fern*, irgend jemand in seinen Anschauungen verletzen zu wollen. Es trägt jeder ehrlichen Meinung die gebührende achtungsvolle Rücksicht, nimmt aber eine unabhängige Stellung ein und giebt sich *keiner Partei* unbedingt hin.

In dieser zweiten Auflage hat unser Werk eine neue Gestalt erhalten. Die Einteilung folgt jetzt nicht mehr dem religions-philosophischen Grundzuge der ersten Auflage, sondern lediglich den kulturhistorischen Hauptabschnitten. Der Text ist fast vollständig umgearbeitet und unter Verwertung aller neueren Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der deutschen Kulturgeschichte ergänzt und wesentlich erweitert, auch was die Form der Darstellung betrifft, sorgfältig überarbeitet. Alles, was in religiöser, sozialer oder politischer Hinsicht bei den Anhängern dieser oder jener Meinungen und Richtungen oder in der Familie Anstoß erregen könnte, ist in dieser neuen Auflage vermieden worden.

Digitized by Google

Auch der bildliche Teil unserer „Kulturgeschichte des deutschen Volkes" ist in dieser Auflage beinahe gänzlich neu gestaltet und sehr erheblich vermehrt worden. Diese Illustration hat nicht etwa nur die Bedeutung einer anziehenden und prächtigen Ausstattung des Buches; sie ist vielmehr eine aus den kulturhistorischen Quellen mit kritischer Auswahl herausgearbeitete und auf wohlbegründeten Prinzipien aufgebaute bildliche Darstellung des Entwickelungsganges der deutschen Kultur. Sie steht als gleichwertiges Element neben dem Text, dessen Ausführungen sie anschaulich ergänzt und unterstützt. Diese mit größter Treue ausgeführten Abbildungen der uns überkommenen Denkmale aus allen charakteristischen Gebieten der Kultur sind geeignet, der Vorstellung des Lesers von der jeweilig behandelten Periode lebendige Frische und Unmittelbarkeit zu verleihen. Was über diese Seite des Werkes ein maßgebender Beurteiler, Professor Julius Lessing, Direktor der Sammlungen des Königl. Kunstgewerbemuseums in Berlin, in einer ausführlichen Kritik des Werkes (Nat.-Ztg. v. 16. Dez. 1892) sagte, möge hier wiederholt sein: „Es ist unter diesen Darstellungen auch nicht eine, die den Beschauer nicht auf einen wirklich bemerkenswerten Punkt führt. Sie sind ein wesentlicher Teil des Werkes selbst, dessen Reiz und erziehlicher Wert darin besteht, daß der Verfasser den Leser nicht nötigt, sich abstrakten Betrachtungen über Kulturverhältnisse hinzugeben, sondern daß er ihn den Weg der Erkenntnis mitwandeln läßt. Für jede Periode hält er Umschau, was uns an Quellen für die verschiedenen Ströme geistigen und gesellschaftlichen Lebens erhalten ist, und führt uns vor die Dokumente selbst . . . und wenn wir die Dinge selber sehen, so erwacht auch in uns etwas von der Freude des Forschers, und wir sind bereit, mit ihm die Fäden weiterzuspinnen . . . Selbst wer unbeschränkt über eine große Bibliothek verfügt, wird kaum in der Lage sein, sich ein derartiges Material übersichtlich bei einander zu legen; für einen gebildeten Mann muß es ein wahrer Festtag sein, wenn dieses Werk zum erstenmal vor ihm aufgeschlagen wird und er alles das vor sich sieht, woran die Seele des deutschen Volkes hing, womit sich seine Wünsche, Befürchtungen und Hoffnungen beschäftigt haben . . . Es ist durchaus in einem Tone gehalten, welcher dem Verständnis und der Gesittung der deutschen Familie entspricht, es bringt in unser Haus in übersichtlicher und behaglicher Form eine Fülle wirklicher Belehrung, es gliedert in den Köpfen das Bild deutscher Vorzeit, das sonst verworren zwischen Eisenpanzern und Federbaretts herumirrt, es führt unser Volk an die entscheidenden Stellen seines geistigen Wachstums, an die Stätten seelischer Erhebung, vor die Denkmäler, an welche sich die patriotischen Erinnerungen, die Dichtungen knüpfen, und birgt somit einen wirklichen Schatz für die Erweckung gesunden vaterländischen Sinnes."

Berlin und **St. Gallen**, Ende 1892.

Verfasser und Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Einleitung.

Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Einleitung.

Das vorliegende Buch soll die Geschichte der Kultur des deutschen Volkes schildern. Die Kultur läßt sich aber nicht in politische Grenzen bannen, sondern ist ein Gemeingut der Völker, und für diese giebt es, da sie im Verlaufe der großartigen Entwickelung, die man die Weltgeschichte nennt, bunt durcheinander geworfen und vermengt worden sind, gegenwärtig nur noch ein unterscheidendes Merkmal: die Sprache. Die Kultur eines Volkes reicht daher so weit, wie seine Sprache erklingt, und die deutsche Kultur hat somit zu Grenzen ihres Gebietes nicht etwa diejenigen des heutigen Deutschen Reiches, sondern umfaßt auch noch alle anderen Völkerschaften, deren traute Muttersprache unsere teure deutsche Zunge, ohne Ausschluß irgend einer ihrer Mundarten, ist. Außerhalb der Grenzpfähle, welche das gegenwärtige staatliche Deutschland umstehen, berücksichtigt daher unser Buch namentlich das deutsche Österreich, die deutsche Schweiz und bis zur Absonderung ihrer Schriftsprache auch die holländisch-flämischen Niederlande, welche Gebiete einst alle zum deutschen Reiche gehörten. Jene Gegenden außerhalb des geschichtlichen deutschen Landes, in welchen Stammes- und Sprachgenossen schon seit geraumer Zeit leben, wie die deutschen Kolonien in Ungarn und Siebenbürgen, die russischen Ostseeländer, die überseeischen Ansiedelungen u. s. w. sollen gelegentlich Erwähnung finden.

Die deutsche Kultur hat kein hohes Alter im Vergleiche mit den Kulturen der morgenländischen Stämme und der Völker des klassischen Altertums. Nach diesen aber ist sie die älteste, wenigstens in Europa; denn als die Germanen zum erstenmal in der Geschichte auftraten, gab es noch keine Italiener, Franzosen, Spanier, Engländer u. s. w., welche Völker alle erst durch die Vermischung der Germanen mit anderen Nationen entstanden sind. Erwiesenermaßen jünger als die deutsche ist z. B. die slawische Kultur, die von der ersteren großenteils beeinflußt wurde, und erst von Slawen und Deutschen erhielten die Finnen und Magyaren die Anfänge der Zivilisation. Dabei aber erfreut sich die deutsche Kultur ebensowenig voller Selbständigkeit, wie die Kulturen sämtlicher europäischen Völker; sie beruht vielmehr gleich allen diesen auf einer dreifachen Grundlage, nämlich erstens auf der griechisch-römischen Kultur, die aber teilweise wieder die orientalische Kultur, namentlich Ägyptens und Chaldäas, zur Grundlage hat, zweitens auf der christlichen Religion und erst in dritter Linie auf eigenartigen germanischen Elementen. Zum Troste des deutschen Selbstbewußtseins müssen wir jedoch hinzufügen, daß die deutsche Kultur, wenn sie auch vermöge der ersten beiden jener drei Grundlagen mit den Kulturen der übrigen, seit dem Untergange des klassischen Altertums bestehenden europäischen Völker ein Ganzes bildet, doch vor allen diesen einen bemerkenswerten Vorzug hat, nämlich denjenigen einer unbefangenen, vorurteilslosen Würdigung und Anerkennung der Vorzüge und Verdienste aller übrigen Völker, — einen Zug, den wir

Digitized by Google

bei den letzteren vergebens suchen. Freilich steht diesem weitherzigen Zuge gerade bei den Deutschen ein solcher gegenüber, der das völlige Gegenteil desselben bildet, nämlich die zähe Anhänglichkeit an die engeren Kreise des Lebens, an die Gemeinde, die nähere Umgebung und den Stamm. Allein dieser „Partikularismus", wie man ihn genannt hat, muß als ein tief berechtigter anerkannt werden, und wenn er auch in Verbindung mit seinem Gegensatz, dem Kosmopolitismus, geraume Zeit den zwischen beiden die Mitte einnehmenden nationalen Patriotismus zurückzudrängen vermochte, so haben doch gewiß beide Extreme, das Hängen am Kleinen und das Verständnis für das Große, in ihrer Wechselwirkung dazu beigetragen, die goldene Mittelstraße, das Volks- und Vaterlandsgefühl, wenn auch etwas spät, doch um so entschiedener, gesunder und freier von krankhafter Selbstüberschätzung, wie man sie bei so manchen anderen Völkern findet, und auch wohl bleibend für unabsehbar lange Zeit hervortreten zu lassen.

Jeder Kultur aber ist das unabwendbare Schicksal beschieden, sich mühsam aus rohen Anfängen zu höheren Leistungen emporarbeiten zu müssen. Mannigfache Umstände sind es, welche diesen Aufschwung begünstigen; sie sind aber bei den verschiedenen Völkern in sehr abweichender Weise wirksam und begründen daher auch eine sehr verschiedenartige Entwickelung der Kultur. Wir halten für die wichtigsten dieser Umstände: 1) ein warmes, aber nicht zu heißes Klima, 2) die Nähe und Einwirkung des Meeres oder großer Ströme und 3) Wanderungen der Völker, welche den Gesichtskreis derselben erweitern, oder Aufnahmen von Ansiedlern unter sie, die annähernd dieselben Folgen haben. Je inniger diese Umstände bei einem Volke zusammenwirken, desto früher sproßt die Kultur desselben auf; je früher aber sie aufsproßt, desto früher verwelkt sie auch wieder wie jedes Pflanzenwesen. Sie schwindet jedoch weniger früh bei solchen Völkern, welche die Grundlagen ihrer Kultur mit anderen Völkern gemein haben und solchen in der Art ihrer Leistungen ähnlich sind, als bei Völkern, welche allein stehen und auf sich selbst angewiesen sind; die Kultur ist also voraussichtlich dauerhafter bei den, einen großen Kulturkreis bildenden Völkern des Mittelalters und der Neuzeit, als bei den isolierten Völkern des Altertums. Es lassen sich in dieser Hinsicht drei Hauptepochen des Auftretens, beziehungsweise Abtretens der Völker auf der Bühne der Geschichte unterscheiden, in deren jeder drei Hauptvölker eine große Rolle spielen. In der ältesten Epoche, welche mindestens viertausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung beginnt und etwa ein halbes Jahrtausend vor derselben endet, fällt jene Rolle den Ägyptern, Chaldäo-Assyrern und Chinesen zu, in der zweiten, deren Anfänge 1500 bis 700 v. Chr. und deren Endpunkte 200 bis 300 n. Chr. fallen, den Indern, Griechen und Römern, in der dritten endlich, welche etwa 500 n. Chr. anhebt und noch heute fortdauert, den kelto-romanischen, germanischen und slawischen Völkern Europas und ihren Kolonieen; nur vorübergehend und in keineswegs ureigentümlicher Weise wetteiferten mit diesen letzteren Völkern die Araber.

Was aber das deutsche Volk im besondern anbetrifft, so ist dasselbe, im Einklange mit dem oben Gesagten, nur deshalb erst so spät und namentlich später als seine indischen, hellenischen und römischen Sprachverwandten auf den Schauplatz der Weltkultur getreten, weil sein Gebiet eher ein kühles als ein warmes Klima, weder eine ausgedehnte Meeresküste noch einen eigenen großen Strom besitzt, und weil es als ein fertiges Volk weder zu weiteren Wanderungen, wie Nomadenvölker sie unternehmen, Anlaß hatte, noch Einwanderer unter sich aufnahm, welche ihm kräftige Antriebe zu höherer Kulturentwickelung hätten geben können.

Allerdings glauben die meisten Gelehrten und Nichtgelehrten, die Vorfahren der Deutschen wären gleich den übrigen Indogermanen oder Ariern aus Asien nach Europa eingewandert. Es fehlt jedoch noch viel, um auch nur mit Wahrscheinlichkeit, geschweige denn mit Sicherheit die noch lange nicht spruchreifen Fragen zu beantworten: ob die in indogermanischen oder arischen Sprachen redenden Völker Europas und Südwestasiens auch dem Stamme nach verwandt sind, ob sie demgemäß überhaupt Wanderungen von einer einheitlichen Heimat aus zu vollführen Veranlassung hatten, und wenn dies der Fall war, wo diese Heimat lag und welche

Digitized by Google

Richtungen daher jene Wanderungen eingeschlagen haben mögen, im andern Falle aber: wo die arischen Sprachen entstanden sind und auf welche Art sie sich verbreitet haben. Die sehr fleißigen und verdienstvollen Forschungen über den Sprachschatz des sogenannten indogermanischen Urvolkes und der von demselben ausgegangenen Gruppen sind bis jetzt durchaus noch nicht geeignet jene Fragen zu lösen, und es hat, sogar auf Grund derselben, nicht an Stimmen gefehlt, welche die Urheimat der arischen Sprachen in Europa statt in Asien gesucht und diese Ansicht mit vielen guten Gründen verfochten haben.

Gegen die Stammeseinheit der arisch sprechenden Völker und daher für eine andere als die gewöhnlich angenommene Art der Verbreitung ihrer Sprachen zeugt die klar vorliegende Thatsache, daß sich unter jenen Völkern zwei grundverschiedene Typen und zwischen diesen wieder mannigfache Mischungen wahrnehmen lassen. Im Norden Europas nämlich wiegen blaue Augen, blonde Haare, weiße Hautfarbe und großer Wuchs vor, im Süden Europas und im arischen Asien aber schwarze Augen und Haare, bräunliche Hautfarbe und kleiner Wuchs, in Mitteleuropa dagegen braune Augen und Haare und gemischte Hautfarbe und Statur. Die südeuropäischen und asiatischen „Indogermanen" stehen den sogenannten Semiten in der äußern Erscheinung weit näher als ihren nordeuropäischen Sprachverwandten.

Auch in Religion, Sitten und Geschichte läßt die Einheit der arisch sprechenden Völker viel zu wünschen übrig. Merkwürdiger Weise sind die ältesten Götterlehren der so weit auseinander lebenden Germanen, Griechen, Perser und Inder näher miteinander verwandt als mit den alten Glaubenssystemen der ihnen teilweise geographisch und teilweise auch sprachlich näher stehenden Italiker, Kelten und Slawen, während im Gebiete der Sage, soweit sie sich nicht auf die Götter bezieht, sowie in dem der volkstümlichen Sitten und Gebräuche die europäischen Völker sich miteinander näher berühren als mit ihren asiatischen Sprachverwandten. Ja selbst auf dem sprachlichen Gebiete ist hierin nicht alles so einfach, wie man vielfach glaubt. Es fehlt nicht an nahen Berührungen der indogermanischen mit den semitischen und den uralaltaischen Sprachen, während sie unter sich große grammatikalische und etymologische Verschiedenheiten darbieten. Auch durchkreuzen sie einander hinsichtlich der Verwandtschaft ihres Wortschatzes so sehr, daß sie von verschiedenen gleich gründlichen Forschern auf ganz abweichende Weise gruppiert worden sind. Übrigens fehlt es nicht an Beispielen von Völkern, die mit der Zeit ihre Sprachen gewechselt haben (wie z. B. die Bulgaren, welche nicht mehr finnisch, sondern slawisch, und der größte Teil der Kelten und Iberer, welche nicht mehr keltisch und iberisch, sondern englisch, französisch oder spanisch sprechen).

Es erscheint uns am wahrscheinlichsten, daß die blonden, blauäugigen und hochgewachsenen Völker in ihrer eigenen Heimat, die nicht näher zu bezeichnen ist, die arische Ursprache geschaffen und daß Eroberzüge einzelner Gruppen jener Völker diese Sprache nach Südeuropa und Südasien verpflanzt haben, ihre Träger aber unter der großen Mehrheit der besiegten dunkelfarbigen Völker verschwunden sind. Die Ferne Indiens steht dieser Annahme nicht im Wege; denn der ursprüngliche Kern seiner arisch sprechenden Bevölkerung brach ohne Zweifel aus dem weit näheren Iran hervor.

Woher nun die Deutschen gekommen, beziehungsweise ob sie überhaupt irgendwoher und woher sie eingewandert, oder ob sie in ihrem mit ihnen so sehr verwachsenen Vaterlande autochthon (ureingeboren) sind (eine uralte Einwanderung ihrer ältesten Vorfahren von einem unbekannten Schöpfungsherde der Menschheit immerhin vorbehalten), darüber ist es vorläufig nicht möglich, irgend eine auch nur annähernd sichere Ansicht aufzustellen.

Dennoch können wir, dem gemeinsamen Sagen- und Wortschatze der arischen Völker und Sprachen gemäß, wenigstens folgendes mit annähernder Zuverlässigkeit von der unbekannten Urheimat dieser Sprachen behaupten: es war ein ziemlich kaltes und rauhes Land, in welchem Eis, Schnee, Wolken, Nebel und Regen wohlbekannt und Winde häufig waren. Das Land war gebirgig; es gab Bergspitzen, die man „Zähne" nannte, Felsgräte und Abgründe (sanskritisch und altnordisch gap), Sümpfe, Flüsse, Seen und Teiche. Ob das Land an das Meer stieß, ist zweifelhaft. Es wuchsen dort die Birke und die Fichte, sowie verschiedenes Getreide; tropische Pflanzen waren unbekannt, ebenso die asiatischen Tiere: Löwe, Tiger, Esel, Kamel,

Digitized by Google

Elefant, wogegen der Wolf und der Bär die Gegend unsicher machten, der Biber seine Baue aufwarf und die Maus lästig fiel; man züchtete den Stier (beziehungsweise Ochsen) und die Kuh, die Ziege, das Schaf und das Schwein, auch Gänse und Hühner, hielt Herden dieser Tiere, denen Hirten vorstanden und die der Hund bewachte, trieb daher auch Milchwirtschaft. Daneben nährte Ackerbau die Bewohner, welche Brot buken, aus Honig bereiteten Met tranken und dem Schafe die Wolle schoren, die sie, wie auch den Flachs, zu Kleidern verspannen, verwoben und zusammennähten. Auch das Pferd kannte man, doch ritt und züchtete man es noch nicht. Von frei lebenden Vögeln waren Eule und Wachtel bekannt. Die Bewohner bahnten ferner Wege, kannten Furten über die Flüsse (Brücken, wie es scheint, noch nicht), bewegten Schiffe oder wenigstens Nachen (sanskritisch nau, nava, altdeutsch Nauen) mit dem Ruder (sanskritisch aritra) fort, formten Töpferwaren, zimmerten Häuser aus Holz mit Thüren, fuhren auf sehr primitiven Wagen, fochten Kämpfe mit Keule und Streitaxt, Pfeil und Bogen, Speer und Schwert, wahrscheinlich noch von Stein aus (da sich der Gebrauch der Metalle nicht sicher nachweisen läßt), hatten befestigte Plätze (sanskritisch puri, pura, πόλις, litauisch pilis), sowie Dörfer, — Städte aber nicht. Sie benannten die Zahlen bis hart vor tausend, berechneten die Zeit nach Jahren und Monaten, waren mit den Begriffen des Denkens und Wissens und der einfachen Heilkunst vertraut, kannten die auch uns geläufigen Grade der Verwandtschaft, hatten eine geordnete Familieneinrichtung, Stammesfürsten, Könige (natürlich kleine), Volksversammlungen, Rechtsgebräuche und Richter. Sie sangen Lieder, dichteten Mythen und Sagen, namentlich von dämonischen, Menschen verführenden oder auch für sie arbeitenden Wesen, die auch oft aus Tier- und Menschengestalt gemischt waren, verehrten in gewissen Tieren, noch mehr aber in menschenähnlich gedachten Göttern, die sie ursprünglich sämtlich nach Naturwesen benannten, den Glanz des himmlischen Lichtes, besonders den von Sonne, Mond und Morgenröte, aber auch die Mächte des Feuers und des Gewitters, ehrten Stammväter unter dem Namen „Mann", „Mensch", sowie ihre Helden (sanskritisch vira, lateinisch vir) und glaubten an die Unsterblichkeit der Seele.

Mag nun aber diese Urheimat unsrer Sprache da oder dort gewesen sein, jedenfalls ist sie, wenn sie auch nicht gerade ein „Paradies" war, für uns verloren und verschollen, und alle Vermutungen über ihre Lage sind ohne große Bedeutung für uns. Ebensowenig wissen wir, und zwar ohne es bedauern zu müssen, mit welchen anderen Völkern unserer Sprachfamilie unsere Vorfahren am nächsten verwandt und daher auch am längsten vereinigt waren, ebensowenig endlich, wo und wie, nach der Trennung von denselben, die nun vereinigten Germanen miteinander hausten. Sicher ist für uns nur, daß dieser unser Völkerstamm nach Sprache und Recht von den übrigen Indogermanen verschieden war. Ausschließlich germanisch sind z. B. die Namen der Linde, des Renhirsches, Rehes und Hirsches, des Fuchses und Eichhorns, des Wals, der Robbe und Möwe, der Flut, der Klippe und des Strandes, die Ausdrücke der Schmiedekunst und viele andere, die sich auf Ernährung und Kleidung beziehen. Thatsache ist ferner, daß der germanische Stamm in die Gruppen der Goten oder Ostgermanen und der Deutschen oder Westgermanen zerfällt, von deren ersteren sich wieder die Skandinavier oder Nordgermanen abgezweigt haben.

Das im Laufe der Zeit zum Vaterlande der Deutschen oder Westgermanen gewordene Land beginnt im Süden auf dem Kamme der stolzen, ihre blendenden Gletscher und silbernen Eishörner im azurblauen Himmel badenden Mittel- und Ostalpen, deren entgegengesetzte schroffere Abhänge nach dem sonnigen „Wälschland" hin sich senken, wohin deutsche Gemüter so oft von Abenteuer- und Kampflust — zu ihrem Verderben — gelockt worden sind, während unsere sanfteren Abhänge in zauberhaften Thälern mit unvergleichlicher landschaftlicher Szenerie ihre wilden Bergströme zwischen dunkeln Tannenwäldern und grünen Alpweiden nach der kühleren Nordseite senden, wo spiegelklare, aber oft sturmbewegte Seen sie aufnehmen und zu ruhigeren, breiteren Flüssen erziehen. Diese weite Seenregion, vom Neuenburgersee im Westen bis zum Neusiedlersee im Osten, trennt das Reich der Alpen, deren erhabene Majestät ihrer Umgebung den Stempel aufdrückt, von der milderen, anmutigeren, aber auch stellenweise eintönigen und nur durch Fruchtbarkeit erfreuenden schweizerisch-süddeutschen Hochebene. Auf derselben strömt die stattliche,

Digitized by Google

burgen-, städte- und klosterreiche Donau ruhig nach Osten, vermählt sich mit ihrem wilden, alpengebornen Bruder Inn, dem sie den Namen geraubt hat, und tritt endlich aus Deutschlands Gauen nach einem Lande über, welches dessen Söhne einst ganz besaßen und noch heute besitzen würden, wenn sie nicht zu weit in die Ferne geschweift hätten und welches daher die Beute mongolischer und anderer fremder Stämme geworden ist. Im Westen des Donaugebietes aber türmt sich, als Schutzwehr gegen keltisch-romanische Übergriffe, der Doppelwall des Schwarzwalds und des Wasgaus auf, dieser echt deutschen Zwillingswaldgebirge, zwischen denen, nun nicht mehr Deutschlands Grenze, in vertieftem Festungsgraben der dem Schweizerlande entströmende und beruhigte Vater Rhein seine mächtigen Wogen zwischen lachenden Gefilden gen Norden wälzt und aus anziehenden und sagenreichen Geländen die sanfteren Wellen des schwäbischen Neckar und des fränkischen Main in seine Arme aufnimmt. Nun steigen als Nordmarken der süddeutschen Hochebene und als Grenzsteine zwischen dieser und der norddeutschen Tiefebene, sowie zwischen den brüderlich geeinten Stämmen der hoch- und der plattdeutschen Sprachgruppe in wechselnden Landschaftsbildern eine Reihe von Mittelgebirgen empor, die Deutschland von West nach Ost durchqueren. Die flacheren Hochländer der Ardennen und der Eifel schließen mit dem Hunsrück das Thal der Mosel, mit dem Taunus und Westerwald das des Mittelrheins ein, — beide durch ihre herrlichen, begeisternden Rebenhügel, wie durch Trümmer bewegter Zeiten der Geschichte geschmückt. Längs dem Main ziehen sich, reich an Zier des deutschen Waldes, Spessart, Rhön und Thüringerwald, Fichtel- und Erzgebirge hin. Imposanter aber werden diese Höhen gegen Norden und Osten. Dort ragt als letzte Bastion des Hochlandes gegen das Tiefland, von seltsam geformten Felszacken umwallt, die mächtige Kuppe des Harzes empor, deren Spitze, der Brocken oder Blocksberg, so merkwürdige Nebel- und Wolkengebilde braut, daß der Volksglaube sie zu Versammlungen der dem bösen Elemente ergebenen Geschöpfe verdichten konnte. Im Osten aber erhebt sich, in ähnlicher Weise, doch höher, einen langen Kamm mit den barocksten Felsgestalten bildend, das Riesengebirge, dessen launenhafte Wettererscheinungen von dem phantasiereichen Volke in dem unberechenbaren Berggeiste Rübezahl symbolisch dargestellt wurden. Und nun betreten wir die weit und breit hingestreckte endlose, landschaftlich vielfach trostlose Tiefebene. Nur wie eine schmale Zunge dringt in sie der an Höhe bescheidene Teutoburgerwald vor, dem Deutschland seine Rettung vor der Romanisierung verdankt, welcher seine westlichen Nachbarn erlagen. Aber auch außer ihm birgt das unermeßliche Tiefland einzelne landschaftliche Schätze, die nur versteckt sind, wie denn in dem oft so rauhen Äußern des deutschen Wesens dessen tiefe Gemütssaiten bei sympathischer Berührung so wundersam erklingen. Die weiten Triften der Niederlande, teilweise dem Meere abgerungen und tiefer als dessen Spiegel liegend, denen die Maler ihres Volkes so ergreifende Stimmungsbilder abzulauschen wußten, der Anblick der brandenden See und das Wehen der frischen Brise an den Dünengestaden der Nordsee, in deren Buchten und Fjorden Ems, Weser und Elbe münden und vor denen die friesischen Inseln, in ihrer Mitte der aus der Flut ragende, nun wieder deutsche Fels „des heiligen Landes“ gegen den sie aufzehrenden Wogenschwall kämpfen, — die blühende westfälische und Lüneburger Heide, die Seen-, Wald- und Hügelketten der mit Unrecht als sandig verschrieenen Mark, die zahllosen Wasserspiegel Mecklenburgs, Pommerns und Preußens, die bilderreiche Ostseeküste mit ihrer Perle, dem Kreidefelsen von Rügen, die bernsteinbergenden Haffe vor den Mündungen der Oder, der Weichsel und der Memel mit ihren malerischen Nehrungen, — all dies sind das Herz packende Schönheiten inmitten anscheinender Leere, die aber oft durch Fruchtbarkeit versöhnt. Und wer wollte endlich in dem Diadem der deutschen Lande den Edelstein missen, der „meerumschlungen“ am weitesten nach Norden hinglänzt und so viel Leiden und Blut gekostet hat, bis er dem verlorenen Mutterlande wiedergewonnen wurde?

Das ist das Land, von den freundlichen Tönen der Muttersprache erschallend, welches auch der nicht unter gleicher politischer Verfassung lebende Deutschsprechende als sein weiteres Vaterland, als die Stammheimat seiner Vorfahren betrachten darf, auf das ein jeder stolz sein darf als auf ein Land, das durch den emsigen Fleiß seiner Bewohner die Unwirtlichkeit älterer Zeit, welcher seine Völker durch Auswanderung entrinnen zu müssen

Digitized by Google

glaubten, in blühende, eine stets wachsende Bevölkerung ernährende Fluren und Gefilde verwandelt hat.

Auch wenn die Deutschen, wie wir annehmen zu sollen glauben, in diesem Lande erst selbst zum Volke geworden sind, welches ihre Nachkommen heute noch bewohnen und das ihren jetzigen Namen seit etwa tausend Jahren führt, nachdem es vorher beinahe ebenso lang „Germanien“ geheißen, — auch in diesem Falle konnten ihre Wohnsitze keine festen Grenzen haben, solange sie, wie alle Völker in ihrer ältesten Zeit, noch durchweg ein Nomadenleben führten und je nach Bedarf ihre Herden bald da, bald dort weideten. Im allgemeinen können als ihre ältesten Grenzen die Weichsel (jedoch keineswegs ganz sicher) im Osten, der Rhein im Westen, die Donau im Süden, die Nord- und Ostsee im Norden angenommen werden. Was von dem geschichtlichen Deutschland südlich der Donau, teilweise auch noch nördlich und was westlich vom Rhein liegt, gehörte früher meist den Kelten, die uns in der Sprache zwar ferner stehen als die übrigen indogermanischen Völker, in der äußeren Erscheinung aber, als großgewachsene Blonde, den Germanen so ähnlich waren, daß Griechen und Römer sie vielfach mit ihnen verwechselten, wie es ja jetzt noch streitig ist, ob die das linke Rheinufer im Altertum bewohnenden Belgen Kelten oder Germanen waren (wahrscheinlich Mischlinge beider). Diese Ähnlichkeit mit den Germanen gilt jedoch nur von den Kelten des Nordens, während die des Südens schon früh sich mit Iberern oder anderen südeuropäischen Urbewohnern vermischten und dunkelfarbig wurden, namentlich in Südgallien, Ostspanien und Italien, so daß zwischen den keltischen und italischen Völkern keine feste Grenze mehr zu ziehen ist und ihre Sprachen einander näher stehen als andere arische Zungen. Aus der Vermischung der später nach Süddeutschland vordringenden Germanen mit bereits iberisch u. s. w. gemischten Kelten erklären sich dann auch die in jener Gegend über die blonden vorwiegenden braunen Haare. Einen andern Teil Süddeutschlands, namentlich im jetzigen Tirol und Südbaiern und in der östlichen Schweiz, bewohnten die mit den Etruskern zusammengehörenden Räter, deren ethnischer Charakter noch etwas unsicher ist. Das Land östlich, teilweise wohl auch noch westlich von der Weichsel, war das der Skythen, worunter die Alten alle osteuropäischen Völker ohne Unterschied des Stammes verstanden, unter denen also sowohl germanische Goten, wie slawische und finnische Völker inbegriffen waren. Die südlichen Völker Europas, Griechen und Römer, rechneten zu Germanien auch den von Bruderstämmen der Deutschen bewohnten, im Altertum für eine oder mehrere Inseln gehaltenen Süden Skandinaviens.

Germanien war in der ältesten Zeit zum großen Teile von Wald, sogar von Urwald und Sumpf bedeckt und daher nach den Begriffen zivilisierter Völker im ganzen unwirtlich und mit Ausnahme weniger, dem Götterkultus und dem Handel dienender Pfade unwegsam, was Tacitus als einen Grund dafür ansah, die Germanen für autochthon zu halten; denn wer würde sich, meinte er, entschließen, aus wärmeren und fruchtbareren Ländern nach einer so kalten und nebligen, regnerischen und im Winter schneereichen, damals auch noch überwiegend unfruchtbaren Gegend auszuwandern?

Die unermeßlichen Wälder Germaniens beherbergten, von den vorgeschichtlichen Zeiten abgesehen, Elentiere, Bisons und Auerochsen, auf den Gebirgen Wölfe und Bären; die weiten Steppen des Nordens aber wurden von wilden Pferden durchrast. Auf den zahlreichen und umfänglichen grünen Weiden grasten bedeutende Herden von Rindern und Pferden; die Gewässer waren reich an Fischen und Schwimmvögeln, darunter an den ihres Flaums wegen geschätzten Eidergänsen. Der Boden erzeugte Hafer und Gerste und geringeres Obst; an manchen Orten barg er Salz. Die Küsten der Nord- und Ostsee waren durch ihren Bernstein berühmt, welcher die erste Veranlassung dazu bot, daß Germaniens Name den Griechen bekannt wurde. Der Seefahrer Pytheas aus Massilia war der erste zivilisierte Mensch, der das Land (im vierten Jahrhundert v. Chr.) sah. Die kühnen Eroberungszüge Alexanders des Großen nach Asien nahmen jedoch die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen so sehr in Anspruch, daß jene Entdeckung Deutschlands lange Zeit unbeachtet blieb. Erst um 90 v. Chr. schilderte Poseidonios das Land als schattig, waldreich und kalt, was für die Bewohner des sonnigen Südens nichts Verlockendes hatte.

Digitized by Google

Spuren der Bewohnung Deutſchlands durch Menſchen laſſen ſich bis in die urälteſten Zeiten verfolgen, ohne daß jedoch der Stamm, welchem dieſe alte Bevölkerung angehörte, für die Periode vor den erſten Berichten griechiſch-römiſcher Schriftſteller über Germanien ſich feſtſtellen ließe.

Anläßlich einer Kanalanlage bei dem ehemaligen Kloſter Schuſſenried in Oberſchwaben wurden unter dem Erdboden Reſte von Knochen und Geweihen des Renhirſches gefunden, welche nebſt Feuerſteinen zu Pfeil- und Lanzenſpitzen, Angelhaken u. ſ. w. bearbeitet waren, wie auch Reſte anderer Tiere kühlerer Zonen, und zwar in Sand und ſolches Moos gehüllt, das jetzt nur noch im hohen Norden und auf den Alpen vorkommt, ſo daß die Menſchen, von welchen dieſe Funde herrühren, ſchon damals gelebt haben müſſen, als das Rheinthal und der Bodenſee noch von Gletſchern bedeckt waren. Einer Periode ſogar noch vor der Eiszeit ſcheinen die Funde in der Höhle des „Hohlefels“ im ſchwäbiſchen Achthale anzugehören; in derſelben finden ſich Reſte des Löwen oder Tigers, einer Antilope, des Auerochſen, des Renhirſches, Nashorns, Mammuts, verſchiedener Bären u. ſ. w., durchbohrte Tierzähne, Feuerſteinmeſſer, Töpfergeſchirr. Die Verfertiger dieſer Gegenſtände waren alſo Zeugen eines voreiszeitlichen tropiſchen Klimas in Deutſchland und kühne Jäger, wenn ſchon noch ohne Hunde. Ähnlich ſind die Funde der „Räuberhöhle“ im „Schelmengraben“ an der Naab bei Regensburg, nur daß hier an Stelle des Renhirſches der mit ihm unverträgliche Edelhirſch tritt, Hyänen, ſowie zahlreiche Fiſchreſte dazu kommen und die gefundenen Töpferarbeiten ſchon hübſche Verzierungen beſitzen. Mit der Gailenreuterhöhle verhält es ſich im ganzen ebenſo. Jünger ſind die Funde der Höhlen von Thaingen im Kanton Schaffhauſen und andere. Doch wir können hier unmöglich alle in Deutſchland, namentlich in Rheinland und Weſtfalen, in Thüringen, in Böhmen und Mähren u. ſ. w., und zwar meiſt in Höhlen, in dem der letzteren entbehrenden ebenen Norddeutſchland aber in diluvialen Ablagerungen entdeckten Gegenſtände altertümlichſter Kultur erwähnen. Nur ſelten ſind bei denſelben Reſte menſchlicher Körper gefunden worden, und zwar ſo ſelten, daß die Schädeldecken der Höhlen von Engis in Belgien, Egisheim im Elſaß, Neanderthal bei Düſſeldorf, Brüx in Böhmen und andere zu den weitläufigſten Erörterungen über Alter, Raſſe u. ſ. w. Anlaß gegeben, aber nur zu höchſt unklaren Ergebniſſen geführt haben. Man hielt dieſe Schädel anfangs für ſolche niedriger, faſt

Gruppe von fünf verſchiedenen Thongefäßen der jüngeren Steinzeit.
Berlin, kgl. Muſeum für Völkerkunde (ſ. Nr. 36—40 des Erläuterungsblattes zu Seite 9).

tierischer Rassen, war aber später mehr geneigt, in denselben krankhafte Mißbildungen zu finden.

Jedenfalls standen diese vorgeschichtlichen Bewohner Deutschlands, wie ganz Europas, deren Zeitalter zu ergründen eine vergebliche Mühe wäre, auf einem tieferen Standpunkte der Kultur, als die heutigen, oft noch „Wilde“ genannten Naturvölker fernerer Erdteile. Ihre Beschäftigung war die Jagd und an den Ufern des Meeres und der Flüsse auch der Fischfang und das Sammeln von Muscheln, Krabben und anderen Seetieren, deren Reste namentlich in Dänemark zu „Küchenabfallhaufen“ (Kjökkenmöddingr) aufgeschichtet sind. Sie nährten sich daher von Fleisch, vom Marke der Knochen, die sie zerschlugen, teilweise vielleicht von Menschenfleisch, daneben aber auch von Früchten, Wurzeln u. s. w. Den Gebrauch des Feuers kannten sie, wie denn überhaupt niemals die Kunde von einem Teile der Menschheit zu uns gedrungen ist, dem dieses älteste Kennzeichen der Kultur fremd gewesen wäre. Auch die Anwendung von Werkzeugen, die im Alter mit der Feuerentzündung wetteifert, war ihnen vertraut.

Skelettgrab mit Beigaben aus der Steinzeit.
Berlin, kgl. Museum für Völkerkunde.
Der Körper liegt, wie gewöhnlich in der Steinzeit, mit angezogenen Beinen. Daneben zwei Thongefäße und mehrere Tierknochen, die letzteren wahrscheinlich die Reste von mitgegebenen Speisen. An den Oberarmen befinden sich große massive Ringe von Marmor, um den Hals und die Fußgelenke Ketten von kleinen Steinperlen. Fundort: Rössen bei Merseburg, Prov. Sachsen.

Man hat die Perioden vorgeschichtlicher Kultur nach dem Stoffe der von ihren Trägern bearbeiteten Werkzeuge, Waffen und Geräte auf mannigfache Weise eingeteilt; der Hauptsache nach sind es zwei, welche durch die Erfindung des Schmelzens der Metalle geschieden sind: die vormetallische Zeit und die metallische Zeit. Mit dem Übergange von nichtmetallischen Stoffen zu den Metallen ist ein großer Fortschritt in der Kultur unverkennbar verbunden, was bei dem Übergange von einem Metall zum andern nicht der Fall ist. In der vormetallischen Zeit wurde der Stoff der Geräte teils dem Mineralreiche (Stein), teils dem Pflanzenreiche (Holz) und teils aus dem Tierreiche (Horn und Knochen), — in der Metallzeit aber, welche weit jünger ist als die Zeit der Höhlen, vorwiegend aus der metallischen Gruppe des Mineralreichs entnommen. Die zuerst benutzten Metalle waren Kupfer und Eisen und die Mischung des ersteren mit Zink oder Zinn, welche als Bronze bekannt ist; es wurden aber neben den Metallen Holz, Horn, Knochen und Stein ebensowenig aufgegeben, wie jemals eine Zeit ausschließlicher Verwendung des einen oder andern Metalls geherrscht hat.

Die Kleidung der Höhlenmenschen und ihrer Zeitgenossen war nur sehr ärmlich aus Tierfellen mit Hilfe von hörnernen oder beinernen Nadeln und Fäden aus Tiersehnen gefertigt und deckte den Leib nur teilweise, während andere Teile desselben bemalt wurden. Dazu kamen noch Arm- und Halsbänder aus Muscheln, Zähnen u. s. w. Die Wohnungen bestanden, wo es keine Höhlen gab, aus leichten Hütten von Baumästen und Lehm; aber auch die Höhlen dienten nicht nur zum Wohnen, sondern auch zur Aufspeicherung der Jagdbeute u. s. w.

Den Höhlenbewohnern fehlte es indessen nicht ganz an höheren Bestrebungen. Man hat unter ihren Resten und denen ihrer notwendigen und kunstlosen Geräte auch Spuren eines primitiven Kunstsinnes gefunden. Dieselben bestehen vorwiegend in Tierfiguren, die teils aus Horn und Bein geschnitzt, teils auf Mammutzähne und Renhirschgeweihe sowie auf Schieferplatten mit Feuerstein eingegraben sind und vielfach große Naturwahrheit und Gewandtheit

Digitized by Google

Erläuterungsblatt zu Seite 9 und 7:

„Waffen, Schmuck und Gerätschaften aus der Steinzeit."

Originale im Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin.

Die Steinzeit, diese älteste der Kulturperioden, wird chronologisch gewöhnlich noch in zwei Unterabteilungen geteilt, in eine ältere (paläolithische), in der die Steingeräte nur ganz roh behauen wurden und unregelmäßig geformt sind, und in eine jüngere Zeit (neolithische), in der sauber gearbeitete und ansprechend geformte, sowie fein polierte Steingeräte vorkommen. Eine scharfe Grenze zwischen beiden Perioden ist jedoch oft kaum möglich und in den verschiedenen Teilen Deutschlands wie Europas sehr verschieden. Während der älteren Steinzeit ist Deutschland nur sehr schwach bevölkert gewesen, einige Felshöhlen und Ansiedelungsplätze im südlichen und westlichen Deutschland, sowie einige Stationen an der Ostseeküste, besonders in Schleswig-Holstein und Rügen, bilden die Hauptfundstätten dieser Zeit. Ganz allmählich, erst im Laufe von Jahrhunderten, haben sich dann einzelne Stämme an den großen Flußläufen entlang gezogen und das Innere Deutschlands und die östlichen Teile besiedelt. Ganz ungefähr hat die Steinzeit, also die Zeit, als noch keine Metalle zu Gerätschaften und Waffen verwendet wurden, in Deutschland, wenn man von den diluvialen Funden absieht, von wenigstens 3000 bis etwa 1000 vor Chr. gedauert. Vereinzelt kommen Steingeräte zusammen mit Bronzen aber noch mehrere Jahrhunderte lang später vor. — Die Bevölkerung ist, wie man allgemein annimmt, eine vorarische gewesen, die Urbevölkerung Europas, die vor den Kelten und Germanen den Kontinent besetzt hielt. Für die Pfahlbauten der Steinzeit im Bodensee und den verschiedenen schweizer Seen werden allerdings vielfach schon keltische Stämme in Anspruch genommen. — Die Hauptfundstätten solcher Steingeräte sind, abgesehen von den sehr zahlreichen, überall zerstreuten Einzelfunden, alte Gräber wie die sog. Hünengräber oder Dolmen (megalithische Bauten), auch Hügelgräber und Flachgräberfelder, ohne Ausnahme mit Leichenbestattung, ferner die oben erwähnten Felshöhlen und Ansiedelungsplätze, Werkstätten und schließlich Pfahlbauten. Neben den Steingeräten kommen nur noch solche aus Tierknochen und Hirschgeweih vor; als Schmuck wird vielfach schon Bernstein verwandt, außerdem aber auch Zierate aus Stein, Tierknochen und Tierzähnen. Archäologisch sehr wichtig sind besonders auch die Thongefäße der jüngeren Steinzeit, die sich meist durch exakte Formen und außerordentlich reiche Ornamentik auszeichnen; sie sind selbstverständlich, wie die meisten prähistorischen Gefäße, ohne Töpferscheibe mit freier Hand gefertigt.

1. Ganz roh zugehauenes Beil aus Feuerstein, der älteren Steinzeit angehörig; 15,3 Centim. lang; 6,6 Centim. an der Schneide breit, auf einer alten Ansiedelungs- und Feuersteinwerkstätte bei Puttgarten auf der Insel Rügen gefunden.
2. Meißelartiges Gerät aus Feuerstein, ebenfalls ganz roh zubehauen; 14,8 Centim. lang, 3,4 Centim. breit, ebendaher.
3. Schaber von Feuerstein, besonders zum Schaben und Gerben der Tierfelle benutzt; 6,6 Centim. lang; 6 Centim. breit von Sällitz auf Rügen.
4. Große Lanzenspitze aus Feuerstein mit breitem, flachem Blatt, regelmäßig behauen; 28,5 Centim. lang; 4,3 Centim. breit; gefunden bei Sonderburg, Schleswig.
5. Dolch aus Feuerstein mit sehr sorgfältig gearbeitetem Griff: 19,3 Centim. lang; gefunden bei Gelting, Kr. Flensburg, Schleswig
6. Meißel aus Feuerstein, sog. Schmalmeißel, an der Schneide poliert, mit regelmäßigem viereckigem Querschnitt. 20,5 Centim. lang; gefunden bei Düppel in Schleswig.
7. Beil aus Feuerstein mit ausgehöhlter, fein polierter Schneide (sog. Hohlaxt), nach dem Bahnende zu nur behauen. 17 Centim. lang; 7,4 Centim. an der Schneide breit; bei Kappeln in Schleswig gefunden.
8. Sehr große Axt aus Feuerstein, sehr regelmäßig gearbeitet und gut poliert, an den Breitseiten hoch gewölbt. 28,5 Centim. lang, 7,4 Centim. an der Schneide breit; gefunden bei Hadersleben in Schleswig.
9. Durchbohrter Steinhammer, schön geformt und fein poliert. 20,5 Centim. lang und 5 Centim. am Stielloch breit; gefunden bei Kappeln in Schleswig.
10. Durchbohrte Steinaxt mit zwei breiten gerundeten Schneiden, sog. Amazonen-Axt; 14,3 Centim. lang; gefunden in einem Hünengrabe in der Nähe von Waaren, Mecklenburg-Schwerin.
11. Kleiner durchbohrter Steinhammer. 9,1 Centim. lang; gefunden bei Hohenwarthe a. d. Elbe, Kr. Jerichow I, Prov. Sachsen.
12. Durchbohrter Hammer aus schwarzem Kieselschiefer, mit Längsfacetten versehen, regelmäßig gearbeitet und fein poliert. 14,8 Centim. lang; 5,2 Centim. am Stielloch breit; aus einem Skeletgrabe bei Könnern im Saalkreise, Prov. Sachsen.
13. Beil oder Hammer aus grauem Schiefer mit unvollendeter Durchbohrung; der Zapfen in der Mitte des Bohrloches ist noch erhalten, da zum Bohren sehr oft ein hohler Knochen nebst Wasser und Sand verwandt wurde; ziemlich gut poliert. 21,2 Centim. lang; gefunden bei Freiroda, Kr. Delitzsch, Prov. Sachsen.
14. Durchbohrter Steinhammer, sehr regelmäßig gearbeitet und fein poliert. 20,6 Centim. lang, am Stielloch 6,6 Centim. breit; bei Lübben in der Lausitz gefunden.
15. Durchbohrter Hammer aus Serpentin, gut poliert. 16,3 Centim. lang, am Stielloch 5 Centim. breit; gefunden bei Brödelwitz, Kreis Steinau in Schlesien.

Digitized by Google

16. Kleiner durchbohrter Steinhammer, sehr kurz und massiv, eine besonders in der Lausitz häufige Form. 8. Centim. lang, 4,8 Centim. breit; bei Burg im Spreewalde gefunden.

17. Beil aus grauem Schiefer mit breiter gerundeter Schneide und spitz zulaufendem Bahnende; eine besonders in Thüringen häufige Form. 11,9 Centim. lang. 5,9 Centim. an der Schneide breit; gefunden bei Ohrdruff im Herzogtum Sachsen-Koburg.

18. Beil aus Granit mit abgesetztem und verschmälertem Bahnende zum Einsetzen in einen Holzschaft; 14. Centim. lang. 7 Centim. breit; mit mehreren andern Steingeräten zusammen in einem Torfmoor bei Rehnitz, Kr. Soldin, Prov. Brandenburg, gefunden.

19. Meißel aus schwarzem Kieselschiefer, der Querschnitt bildet ein halbes Oval; eine in Thüringen und Sachsen besonders häufige Form. 10,2 Centim. lang. Mit einem ähnlichen Stück zusammen bei Halle a. d. Saale, Prov. Sachsen, gefunden.

20. Messer von Feuerstein, durch einfaches Absplittern von einem größeren Knollen (Mutterkern, Nucleus) hergestellt, 11,3 Centim. lang; gefunden auf dem Gräberfeld von Tegel bei Berlin.

21. Pfeilspitze von Feuerstein mit kleinen Widerhaken, sehr sorgfältig und regelmäßig geschlagen. 3,8 Centim. lang; gefunden auf einem großen neolithischen Gräberfelde bei Mildenberg, Kr. Templin, Prov. Brandenburg.

22. Pfeilspitze aus Feuerstein, mit Mittelzapfen und Widerhaken; sehr fein und sorgfältig gearbeitet. 3,5 Centim. lang, 1,8 Centim. breit, auf einem alten Ansiedelungsplatze der neolithischen Zeit bei Hamm in Westfalen gefunden.

23. Durchbohrter Hammer aus Hirschhorn, mit einer Art Schneide versehen; ein sowohl in der jüngeren Steinzeit, wie auch in der älteren Bronzezeit ziemlich häufig vorkommendes Gerät. 18 Centim. lang, im Torfmoor bei Spandau, Provinz Brandenburg, gefunden.

24. Kleiner durchbohrter Hundezahn, 2,8 Centim. lang; oft in einer Anzahl von 19—20 und mehr am Halse von Skeletten gefunden, also früher an einer Schnur als Halsschmuck benutzt. Mit verschiedenen andern Funden zusammen in einem großen Hügelgrabe bei Körschen, Kr. Merseburg, Prov. Sachsen, gefunden.

25. Pfriemen von Knochen, oben mit einer Durchbohrung versehen; 15,3 Centim. lang, gefunden in einer Felshöhle bei Haselbrunn, Oberfranken, Bayern.

26. Harpune, Angelhaken oder Speerspitze von Knochen, mit Widerhaken versehen; 26,7 Centim. lang; gefunden in einer Felshöhle bei Tüchersfeld, Oberfranken, Bayern.

27. Pfeilspitze von Knochen mit kleinen Widerhaken und zur besseren Befestigung an einen Schaft mit zwei Durchbohrungen versehen; 11,7 Centim. lang; aus einer Felshöhle bei Pottenstein, Oberfranken, Bayern.

28. Kleine Zierplatte von Knochen, mit eingeritzten Linien verziert und zweimal durchbohrt; 6,8 Centim. lang, 2,8 Centim. breit; gefunden in einer Höhle bei Haselbrunn, Oberfranken.

29. Steinbeil, sehr regelmäßig gearbeitet, mit vierkantigem Querschnitt, an den Breitseiten etwas gewölbt, nach der Schneide zu gut poliert; 19,2 Centim. lang, 5,6 Centim an der Schneide breit; gefunden in dem Pfahlbau bei Wangen am Bodensee, Großherzogtum Baden.

30. Kleine Pfeilspitze von Feuerstein von ungefähr dreieckiger Form, ziemlich roh nur durch Schlagen hergestellt; 2,4 Centim. lang, aus der Pfahlbau-Station von Bodman am Bodensee.

31. Meißel aus dem starken Röhrenknochen eines Tieres, gut geglättet und mit ziemlich scharfer Schneide versehen; Länge 3,7 Centim., größte Breite: 3,2 Centim., ebendaher.

32. Kette aus kleinen sauber gearbeiteten cylindrischen Marmorperlen; ebendaher.

33. Kleines Amulett aus quarzitartigem Gestein, mit einer kleinen Durchbohrung zum Anhängen versehen; 3,1 Centim. lang, ebendaher.

34. Hacke aus einem Hirschgeweih; am unteren Ende sind die kurzen Schnitte, durch die das Stück abgetrennt wurde, noch deutlich zu erkennen; die Spitze ist etwas angeschärft, das Griffende 28 Centim. lang; ebendaher.

35. Einhenkliges Gefäß aus grauem Thon, ohne Ornamente und ziemlich roh gearbeitet; die häufigste Form der Steinzeit-Gefäße in der Gegend des Bodensees; 14 Centim. hoch, 12,3 Centim. im größten Durchmesser; ebendaher.

36. Großes Gefäß aus dunkelbraunem Thon mit fein eingestochenen Ornamenten und acht Henkeln. 26 Centim. hoch, 10,5 Centim. im oberen, 24 Centim. im größten Durchmesser; gefunden bei Stargard in Pommern.

37. Gefäß aus rötlichbraunem Thon, amphorenförmig, mit zwei größeren und vier kleineren Henkeln, mit einem während der jüngeren Steinzeit ziemlich häufigen, dem sog. Schnurornament versehen, welches dadurch hergestellt wurde, daß man gedrehte Schnüre in den noch weichen Thon eindrückte. 28,5 Centim. hoch, 23,5 Centim. im größten, 8,5 Centim. im unteren und kleinsten Durchmesser; gefunden in einem Skelettgrabe bei Merseburg, Prov. Sachsen.

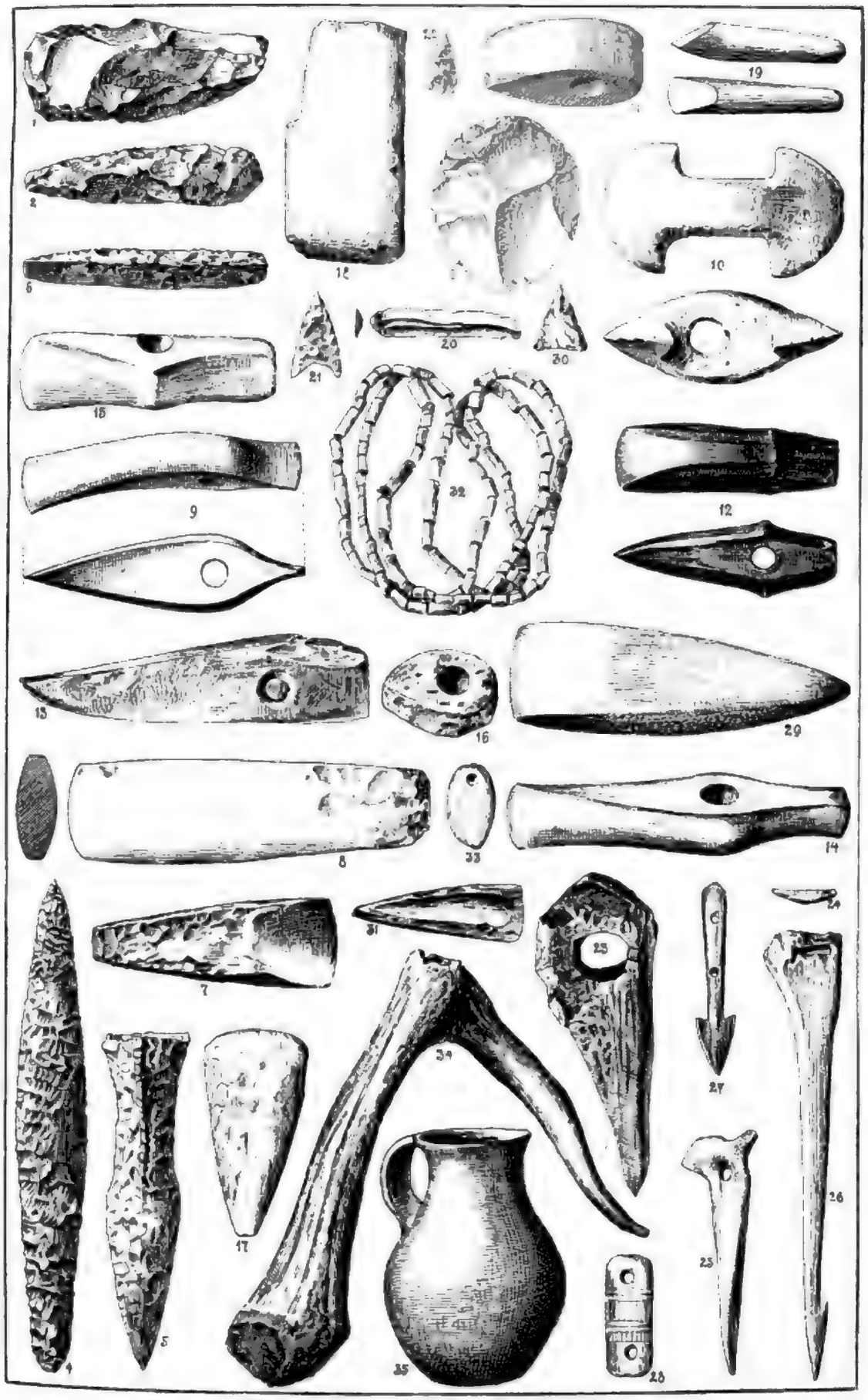
38. Becherförmiges Gefäß aus bräunlichem Thon mit tief eingefurchten Ornamenten; 21,2 Centim. hoch, 13,7 Centim. im oberen und größten Durchmesser; ebendaher.

39. Gefäß aus schwarzbraunem Thon, tassenförmig, an der unteren Hälfte mit Linien-Ornamenten und einem für die spätere Steinzeit charakteristischen, sehr breiten Henkel versehen. 11,8 Centim. hoch; gefunden in einem Skelettgräberfelde bei Kalbe a. d. Saale, Provinz Sachsen.

40. Kleines flaschenförmiges Gefäß aus grauem Thon mit tief eingezogenen Ornamenten und engem Halse; 8,3 Centim. hoch; 9 Centim. im größten Durchmesser; gefunden in einem Hünengrabe in der Nähe von Osnabrück, Prov. Hannover.

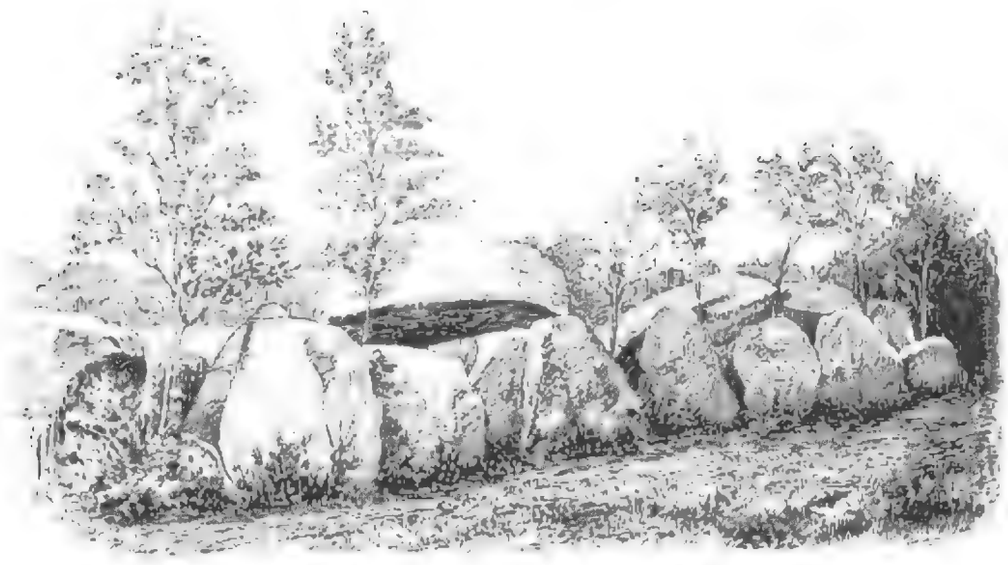
Digitized by Google

Digitized by Google



Geräte, Schmuck und Waffen aus der Steinzeit.
Berlin, kgl. Museum für Völkerkunde. Hierzu Erläuterungsblatt.

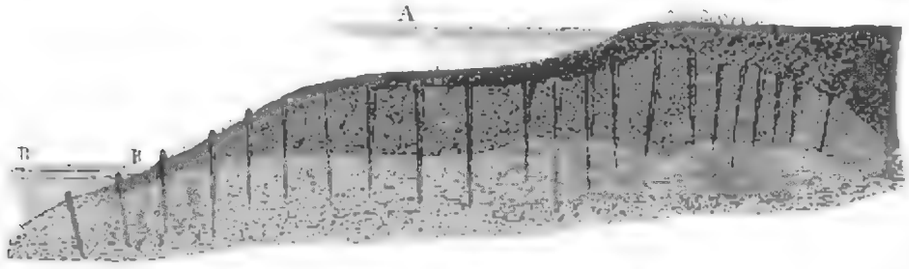
Digitized by Google



Hünengrab bei Heleſe (Kreis Berſenbrück, Provinz Hannover).

im Zeichnen verraten. Einige dieſer „Kunſtwerke“ ſind jedoch als moderne Fälſchungen nachgewieſen worden, was dann auch gegen die übrigen, wenn ſchon wohl größtenteils mit Unrecht, mißtrauiſch gemacht hat.

Auch die Totenbeſtattung vorgeſchichtlicher Menſchen hat in Deutſchland Zeugniſſe verſchiedener Art hinterlaſſen. In den Küſtenländern der Nord- und Oſtſee trifft man die (in Frankreich und Großbritannien noch häufigeren) ſogenannten Dolmen (aus dem bretoniſchen dol, Tafel und men, Stein), beſtehend aus großen rohen Steinen an, die über andere, in den Erdboden eingelaſſene und ſenkrecht ſtehende, ſchief oder wagerecht gelegt ſind und Gräber decken, in denen die Toten in hockender Stellung mit ihren Waffen und Geräten beigeſetzt ſind. Eine Abart der Dolmen ſind die Ganggräber mit übergeworfenem Erdhügel und kellerartigem Eingange. Es ſind oft Maſſengräber für 50 bis 100 Leichen. Weiter finden ſich, namentlich in Weſtfalen, Menhirs, das heißt reihenweiſe, und Kromlechs, das heißt kreisförmig oder im Viereck aufgeſtellte Steinblöcke, welche letzteren oft auch Dolmen oder Grabhügel umgeben.

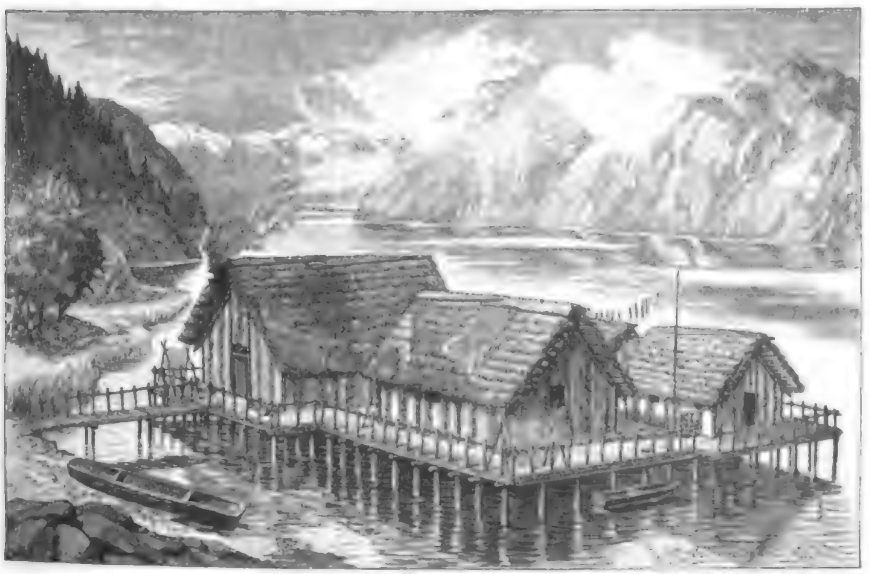


Pfahlbauanſiedelung im Moosedorfſee bei Bern.
A = früherer Waſſerſpiegel. BB = gegenwärtiger Waſſerſpiegel. bb = Schicht von Schlamm- und Schilfwurzeln. cc = lockerer Torf mit Steinen, Kies, Holzwerk, Kohlen, Knochen ꝛc. dd = alter Seegrund. e = dichter Torf. (Mitt. d. antiq. Geſellſch. z. Zürich. XIV.)

Häufiger und weiter verbreitet ſind in Deutſchland die über Gräbern oder ſteinernen Grabkammern (Steinkiſten) aufgeworfenen und oft mit Steinkreiſen umgebenen hügelartigen Hünengräber oder Hünenbetten, die oft eine große Menge von Toten, oder da, wo Leichenverbrennung ſtattfand, Urnen mit der Aſche derſelben, oft auch beiderlei, oder nur teilweiſe verbrannte Leichen umfaſſen. In den Hünengräbern, auch „Steinhäuſer“ genannt, die faſt alle von Nordweſt nach Südoſt gerichtet ſind, haben wir das erſte annähernd ſichere Zeugnis germaniſchen Stammes; doch iſt die Vorſtellung von der großen Geſtalt der darin Beſtatteten

eine höchſt übertriebene. Dieſe Grabarten gehören meiſt der vormetalliſchen Zeit an; aber es finden ſich darin auch ſehr hochentwickelte Werkzeuge: Meſſer, Sägen, Meißel, Äxte, Beile, Schaber zum Gerben u. ſ. w., Töpfe mit eingeritzten und ausgefüllten Zeichnungen, ohne Drehſcheibe und doch geſchmackvoll gearbeitet, ferner Perlenſchmuck aus Knochen und Bernſtein, Knöpfe, Scheiben, Ringe und anderes. Übrigens rückt das Vorkommen von Metallgeräten in dieſen Gräbern ihr Alter immer in eine ziemlich ſpäte Zeit herab.

Eine weitere Gruppe von Überbleibſeln der vorgeſchichtlichen Zeit, und zwar einer Periode derſelben, in welcher die Tiere der Eiszeit teils ſchon ausgeſtorben, teils aber nach dem Norden gewandert waren, bilden die Pfahlbauten, welche auch jetzt noch, nicht nur bei ſämtlichen an Gewäſſern lebenden Naturvölkern fremder Erdteile, zu Wohnungen dienen, ſondern auch in ziviliſierten Gegenden in Bauten auf ſumpfigem oder überſchwemmtem Boden ihresgleichen haben. Vorgeſchichtliche Pfahlbauten wurden zuerſt 1853—1854 bei Meilen im Züricherſee entdeckt, dann in den meiſten übrigen Seen der Schweiz, am deutſchen Ufer



Rekonſtruktion einer Pfahlbau-Anſiedelung.
Nach dem Modell von Ferd. Keller. (Berlin, Märk. Prov. Muſ.)

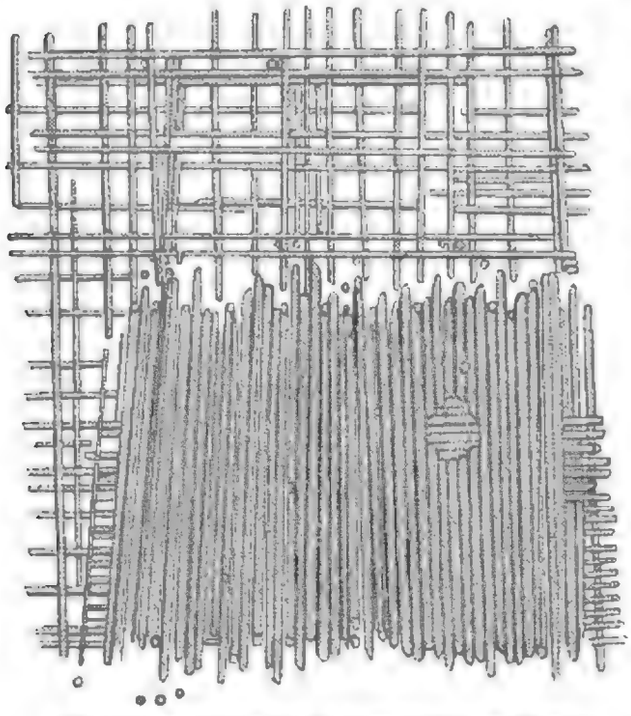
des Bodenſees, in den bairiſchen und öſterreichiſchen Seen, in den Elſterniederungen bei Leipzig, in Pommern, Mecklenburg u. ſ. w. Es waren Hütten auf Querpfählen, die auf ſenkrecht in den Waſſergrund eingetriebenen Pfählen von Holz ruhten, denen oft Faſchinenwerk und Kiesanhäufungen zu Hilfe kamen. Oft bildeten ſie ganze Dörfer, von denen aber nichts, was das Waſſer überragte, erhalten geblieben iſt. In dieſen Pfahlwerken wurden Geräte aller Art gefunden, in manchen, natürlich den älteren, bloß ſolche aus nicht metalliſchen, in anderen jüngeren auch ſolche aus metalliſchen Stoffen. Beſonders charakteriſtiſch ſind die Steinbeile und Steinkeile („Kelte"), ein Univerſalwerkzeug, oft aus Nephrit und Jadeit, Mineralien, deren Bezug man früher aus Aſien hergeleitet, weil man ſie nur dort einheimiſch glaubte, welche Anſicht aber durch ſich mehrende Auffindungen derſelben in Europa widerlegt iſt. Man fand auch Schlittſchuhe aus Tierknochen, Webſtühle, Töpferwaren, zum Teil von recht hübſcher Ausführung, Handmühlen, Korbgeflechte, Fiſchernetze, Getreide, Hülſenfrüchte, Brot, getrocknete Früchte, Hirſch-, Wildſchwein-, Auerochſen-, Ziegen-, Schaf-, Hunde- und andere Tierknochen, Geräte aus Hirſch- und anderem Horn, Waffen indes verhältnismäßig wenig.

Von den Pfahlwerken unterſcheiden ſich die Packwerkbaue, z. B. der im Steinhäuſer Riet bei Schuſſenriet (das heißt in dem jetzt trockenen Teile des ehemals weit größeren Federſees), bei welcher Bauart die wagerechten Holzlagen unmittelbar auf dem Seegrund ſich befanden.

Die Bewohner der Pfahlbauten (und wohl auch der Packwerkbaue) ſtanden in der Kultur weit höher und lebten auch viel behaglicher als die Höhlenmenſchen. Sie waren gewandte Jäger und Fiſcher, trieben aber daneben auch Ackerbau, Viehzucht und Handel.

Ein großer Fortſchritt gegenüber den Pfahlbauten war ferner die Anlegung von Wohnſitzen auf dem flachen Lande, wahrſcheinlich infolge der Auffindung wirkſamerer Mittel der Verteidigung (beſſerer Waffen) gegen wilde Tiere und Feinde.

Höhere Stufen vorgeſchichtlicher Kultur, als die bisher genannten, finden ſich in Öſterreich. Es wäre in der That ſonderbar, wenn das Stromgebiet der Donau, das alle Erforderniſſe dazu beſaß, nicht ſchon früh ein Herd höherer Kulturentwickelung geweſen wäre. Wahrſcheinlich die älteſten der dortigen Funde ſind die der Urnenfriedhöfe, die ſich von dort aus fächerförmig über einen großen Teil Europas verbreiten. Ein Beiſpiel iſt der bei Maria-Raſt in Steiermark geöffnete, vorwiegend Bronzeſchmuckſachen, aber keine Waffen enthaltende Friedhof. Weit reichhaltiger iſt die bei den Salzwerken von Hallſtatt im Salzkammergut entdeckte Anſiedelung. Es wurden dort an einem kleinen See in einer Schlucht am Fuße des Thorſteins ſeit 1846 über tauſend Gräber entdeckt, in welchen, ohne Hügelaufwurf, ſowohl ganz oder teilweiſe verbrannte, wie unverbrannte Leichen, jene in Holz-, Bronze- oder Thongefäßen, dieſe aber frei oder in Thonmulden gebettet waren. Manche Gräber enthielten mehrere Leichen, wohl von Verwandten oder Freunden, die meiſten aber Waffen oder andere Geräte aus Bronze, Eiſen, Gold, Bernſtein, Elfenbein u. ſ. w. von vorzüglicher Arbeit. Beſonders vollendet ſind die Schwerter und Schmuckgegenſtände, letztere von Bronze- oder Goldblech, erſtere meiſt von Eiſen, Bronzegefäße von edeln Formen, die beſſeren von italiſcher Arbeit, prächtige Gürtel von Bronzeblech, Ringe, Spangen in Kreis-, Spiral- und Bügelform u. ſ. w., vielfach mit Beiſatz am Orte ſelbſt gewonnenen Nickels. Auf Platten und Gefäßen von Bronze ſind in Relief Szenen von Kriegen, Jagden, Umzügen u. ſ. w. dargeſtellt. Ferner wurden Reſte von Pelzen und Wollenſtoffen gefunden, dagegen nichts von Münzen oder Schrift. Die Bewohner dieſer Anſiedelung lebten um die Mitte des letzten Jahrtauſends v. Chr. und gehörten ohne Zweifel zu den Kelten (ſiehe oben S. 6). Den Namen Hallſtatts erhielt eine ganze Kulturperiode mit ähnlichen Formen, wie ſie dort gefunden wurden; dieſelbe zieht ſich durch ganz Süd- und einen Teil Mitteldeutſchlands, Italiens und Frankreichs hin. Dieſe Übereinſtimmung ſchließt jedoch die Annahme aus, daß die Bewohner all dieſer Fundſtätten, die in ſo alter Zeit unmöglich eine ſo hohe Kultur beſeſſen haben können, ſelbſt die Verfertiger der genannten Gegenſtände geweſen ſeien, deren Beſchaffenheit vielmehr auf eine Einfuhr durch die handeltreibenden Etrusker hinweiſt, die ſie teils ſelbſt fabriziert, teils von den ſeefahrenden Phönikern erhalten haben mögen.



Pfahlbau von Nieder-Wil bei Frauenfeld in der Schweiz.
Anſicht von oben.
(Mitt. d. antiq. Geſellſch. z. Zürich. XII.)

Spuren des Keltentums in Öſterreich erblickt man ferner in einem bei Judenburg in

Digitized by Google

Erläuterungsblatt zu der Tafel

„Waffen, Schmuck und Geräte aus der nordiſchen Bronzezeit".

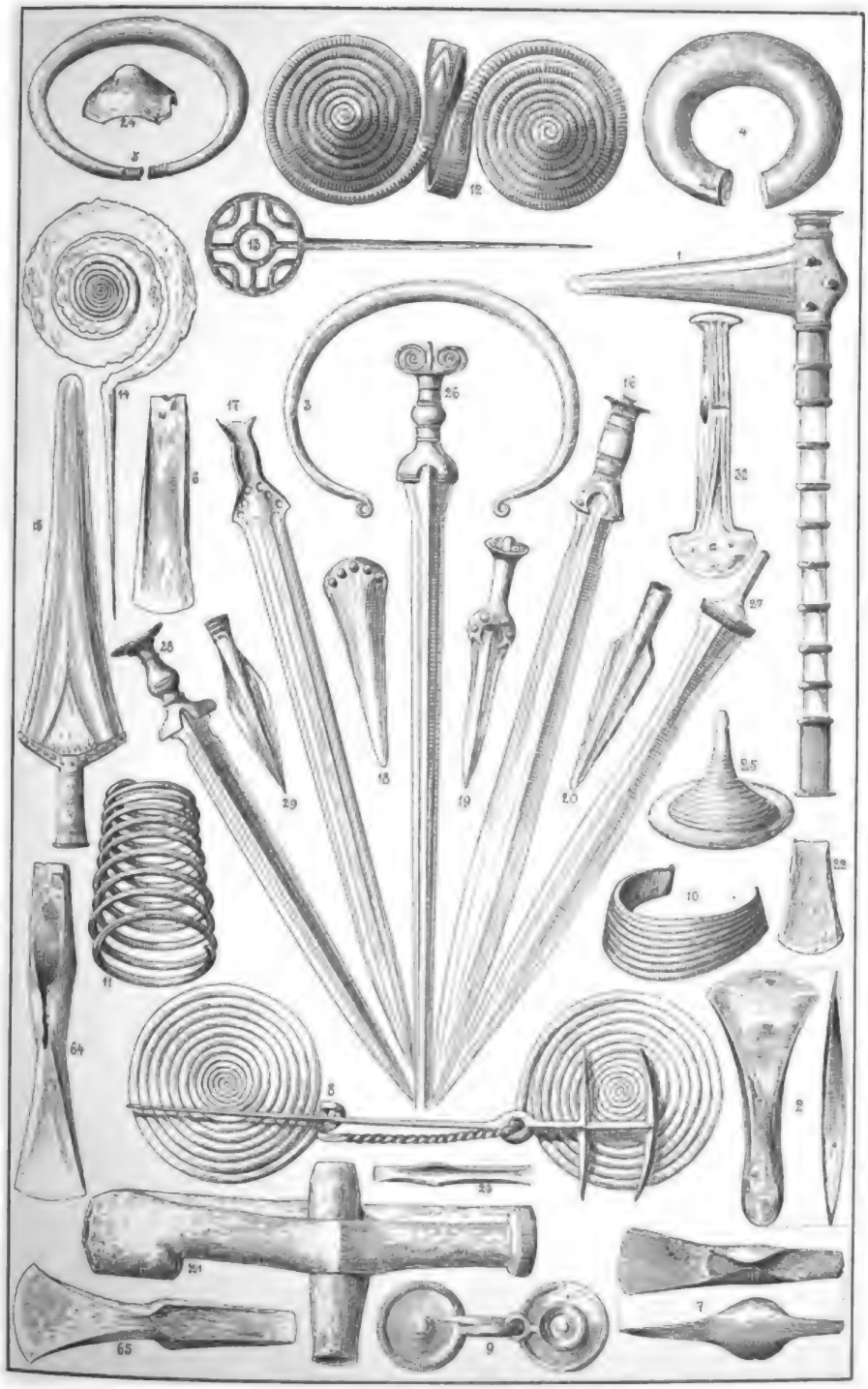
Originale im Königl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin.

Dieſe Periode wird von vielen auch „Ältere Bronze-Zeit" genannt, zum Unterſchied von der ſogen. Hallſtädter Zeit, die dann als „Jüngere Bronze-Zeit" gilt, da in vielen Gegenden Deutſchlands, und beſonders in den nördlicheren, während dieſer Epoche außer Gold faſt nur Bronze vorkommt. — Die erſten vereinzelten Bronzen (meiſtens ca. neun Teile Kupfer und ein Teil Zinn), die, wie faſt alle in prähiſtoriſcher Zeit vorkommenden Fundſtücke aus dieſem Material, nicht einheimiſche Fabrikate, ſondern importiert ſind, kommen wohl bereits etwas vor dem Jahre 1000 v. Chr. vor; eine eigentliche ausgedehnte Bronze-Kultur dürfte aber vor 900 kaum anzunehmen ſein. Die eigentliche Heimat der älteſten, in Deutſchland ſowohl, wie in Skandinavien ſo zahlreich gefundenen Bronzen iſt noch immer nicht ſicher beſtimmt. Wahrſcheinlich ſind es kleinaſiatiſche Handelsvölker geweſen, Aſſyrier, Babylonier, Phönizier, denen wir ſie zu verdanken haben, ſpäter kamen dann die Griechen, die mit ihren Kolonieen alle Küſten des ägäiſchen, des ſchwarzen und des mittelländiſchen Meeres beſetzten und lebhaften Handel mit den im Norden wohnenden Barbaren trieben, und dann die Etrusker, die bereits in eine ſpätere Epoche überleiten. Die Fundſtücke rühren, abgeſehen von Einzelfunden, aus Hügelgräbern, aus Flachgräbern, ſowie aus ſogen. Depot- oder Votivfunden her. Dieſe letzteren, oft Dutzende von Stücken enthaltenden Maſſenfunde ſind oft aus der Erde, aus Seen und Mooren gehoben worden und werden als verborgene Schätze oder auch als Weihgaben an die Götter angeſehen. In den Gräbern kommt noch oft Leichenbeſtattung vor, allmählich wird aber, beſonders im nördlichen Deutſchland, der Leichenbrand allgemein. Als die Bevölkerung dieſer Zeit kann man mit ziemlicher Sicherheit im Norden Deutſchlands Germanen, im Süden Kelten annehmen. Dieſe Periode reicht etwa bis in das 7. Jahrh. v. Chr. Eine genaue Grenze zwiſchen dieſer Periode und der folgenden iſt in vieler Beziehung kaum möglich, wenn man auch im allgemeinen die älteren Formen der Bronzen von den jüngeren ſicher zu unterſcheiden vermag. Die Thongefäße, die in der folgenden Periode gegeben werden, wie z. B. die Buckelurnen des Nieder-Lauſitzer Typus, reichen mit in die älteren Zeiten der Bronzezeit zurück, aber ſie gehen zugleich auch zuſammen mit verwandten Erſcheinungsformen noch über die eigentliche Hallſtädter Zeit hinaus.

1. Große Axt von Bronze, ſog. Kommandoaxt oder Schwertſtab; der jetzt ergänzte hölzerne Griff war mit ſieben ovalen Ringen und unten mit einem längeren Beſchlag oder Fuß verſehen. Der Griff iſt 57, die Klinge 27,2 Centim. lang; mit einem zweiten ſehr ähnlichen Stück zuſammen bei Schmöckwitz, Kr. Teltow, unweit Berlin gefunden.
2. Flachcelt (Axt) von Bronze, mit breiter gerundeter Schneide und niedrigen Schafträndern; 17,1 Centim. lang, 6,5 Centim. an der Schneide breit, gefunden mit 296 ganz ähnlichen Exemplaren zuſammen in einem großen Thongefäß bei Bennewitz im Saalkreis, Provinz Sachſen. Dieſer Fund von Bennewitz iſt einer der größten Bronzefunde Deutſchlands; es iſt wahrſcheinlich der Vorrat eines reiſenden Händlers geweſen, der vielleicht ermordet wurde oder auf irgend eine Weiſe um den Beſitz ſeiner Waren gekommen iſt.
3. Maſſiver Halsring von Bronze, offen, die Enden ſind glatt gehämmert und dann öſenartig umgebogen; 16,9 Centim. im größten Durchmeſſer; mit einer Anzahl von ganz ähnlichen Ringen und Flachcelten zuſammen bei Halle a. d. S. in der Erde gefunden.
4. Maſſiver dicker Ring von Bronze, offen, eine in der älteſten Bronzezeit mehrfach vorkommende Form, über deren Zweck man nicht ſicher iſt. Fußring, Armring, Schlagring? — 11,8 Centim. lang. Die größte Stärke beträgt im Querdurchmeſſer 3,8 Centim. Mit andern der älteſten Metallzeit angehörenden Bronzen zuſammen bei Halle a. d. Saale gefunden.
5. Maſſiver Armring von Bronze, offen, mit aneinander ſtoßenden Enden. 13,1 Centim. im größten Durchmeſſer; mit anderen Bronzen zuſammen auf der Pfaueninſel bei Potsdam gefunden.
6. Celt (Axt) von Bronze mit wenig erhabenen Schafträndern. 12,8 Centim. lang. Einzelfund bei Klockow, Kr. Belgard, Pommern.
7. Celt (Axt) von Bronze mit großen Schaftlappen. 16,8 Centim. lang; 4,7 Centim. an der Schneide breit; gefunden bei Senftenberg, Kr. Calau, Prov. Brandenburg.
8. Große Fibel (Gewandſpange) von Bronze, aus zwei großen durch einen Bügel verbundenen Scheibenſpiralen beſtehend. 34 Centim lang, der Durchmeſſer jeder Spirale beträgt ca. 12 Centim.; mit mehreren andern Bronzen zuſammen bei Kunersdorf, Kr. Weſt-Sternberg, in der Erde gefunden; Prov. Brandenburg.
9. Fibel von Bronze von ähnlicher Konſtruktion wie die vorige, mit maſſiven runden Scheiben, ſog. Brillenfibel; 13,5 Centim. lang. Aus einem Grabe des Gräberfeldes von Tegel bei Berlin.
10. Halsſchmuck von Bronze, kragenförmig, hinten offen und an den Enden etwas umgebogen, innen glatt, außen mit Längsrippen verziert; größter Durchmeſſer 13,8 Centim.; mit vielen andern Bronzen zuſammen gefunden in einem Torfmoor bei Lemmersdorf, Kr. Prenzlau, Prov. Brandenburg.
11. Armſpirale von Bronze, aus einem nach innen zu glatten, nach außen etwas gewölbten Bande beſtehend, 10,8 Centim. lang; aus einem großen Depotfunde von Riedl, Bezirksamt Paſſau, Königreich Bayern.
12. Großer Armſchmuck von Bronze mit zwei reich verzierten Scheibenſpiralen, ſog. Armberge, 21,1 Centim. lang; gefunden bei Schernikau in der Altmark, Prov. Sachſen.
13. Große Gewandnadel von Bronze mit radförmigem Kopf, ſog. Radnadel, 22,8 Centim. lang. Von Elmstorf, Eddr. Lüneburg, Prov. Hannover.
14. Große Gewandnadel von Bronze, deren Kopf durch eine bandartige Scheibenſpirale gebildet wird, 26 Centim. lang; der Durchmeſſer der Scheibe beträgt 11,2 Centim. In einem Torfmoor bei Sammenthin, Kr. Arnswalde, Prov. Brandenburg, gefunden.
15. Breites Kurzſchwert mit maſſivem Griff. 36 Centim. lang, oben an der Klinge 12,3 Centim. breit; mit einem ſehr ähnlichen Exemplar zuſammen in einem Torfmoor bei Läben, Kr. Deutſch-Krone, in Weſtpreußen gefunden.
16. Schwert von Bronze mit maſſivem Griff und blattförmig geſchweifter Klinge. Ganze Länge: 68 Centim., größte Breite der Klinge: 4,6 Centim. Ungariſcher Typus, mit mehreren andern Bronzen zuſammen in einem Torfmoor bei Bredow, Kr. Oſt-Havelland, gefunden. Prov. Brandenburg.
17. Schwert von Bronze mit ſtarker breiter Mittelrippe, der Griff war früher mit Holz oder Knochen ausgelegt. 65 Centim. lang, aus der Havel bei dem Dorfe Burgwall, Kr. Templin, ausgebaggert; Prov. Brandenburg.
18. Breite Dolchklinge von Bronze, oben mit fünf ſtarken Nieten zur Befeſtigung an einen Griff verſehen. 22,2 Centim. lang, aus einem größeren Depotfunde von Thale im Harz, Prov. Sachſen.
19. Dolch mit maſſivem Griff von Bronze, der breite Knauf iſt oben mit Punktkreiſen verziert. 24 Centim. lang, bei Spandau im Torfmoor gefunden.
20. Lanzenſpitze von Bronze; 17,6 Centim. lang, in einem Grabe bei Tegel, Kreis Nieder-Barnim, gefunden; Prov. Brandenburg.
21. Große Axt von Kupfer mit Stielloch, ziemlich maſſiv und mit ſehr ſtumpfer Schneide. 27,3 Centim. lang. Mit einem Halsring zuſammen unter einem großen erratiſchen Block gefunden: Depotfund von Dalem, Eddr. Lüneburg, Prov. Hannover.
22. Axt aus Kupfer, ſehr einfache Form ohne Schafträndер. 9 Centim. lang, 6,1 Centim. an der Schneide breit; gefunden bei Wieſenthal, Kr. Nieder-Barnim, Prov. Brandenburg.
23. Meißel von Bronze, ſehr lang und ſchmal, 14,9 Centim. lang, 1,7 Centim. breit; bei Tegel nördlich von Berlin gefunden.
24. Kleiner Zierbuckel, Tutulus, von koniſcher Form aus dünnem Bronzeblech, mit kleinen Löchern zum Befeſtigen verſehen, unten 2,3 Centim. breit, mit vielen andern Bronzen bei Thale im Harz in der Erde gefunden.
25. Kleiner Zierbuckel, Tutulus, mit Spitze, unten eine Öſe zum Befeſtigen; unterer Durchmeſſer 4,4 Centim., mit einem ganz ähnlichen Stück zuſammen bei Meyendorf, Kr. Wanzleben, Prov. Sachſen, gefunden.

Die Beſchreibung der Nummern 26, 27, 28, 29, 32, 64, 65 befinden ſich auf dem Erläuterungsblatt zu der Tafel „Aus der Hallſtädter Zeit".

Digitized by Google



Waffen, Schmuck und Geräte aus der nordiſchen Bronze-Zeit.

Berlin, königl. Muſeum für Völkerkunde. Hierzu Erläuterungsblatt.

RARE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google

Digitized by Google

Erläuterungsblatt zu der Tafel
„Schmuck, Gerät und Waffen aus der Hallstätter Zeit."
Originale im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Die Periode der Hallstätter Zeit umfaßt für die nördlichen Teile Deutschlands die zweite Hälfte der Bronzezeit, für den Süden und den Osten, hier besonders in Posen und Schlesien, zugleich auch die Anfänge der Eisenkultur. Das Eisen dringt zugleich mit den ersten Glasfabrikaten ganz langsam von Südosten herauf und es dauert mehrere Jahrhunderte, bis man von einer eigentlichen Eisenkultur in allen Teilen unseres Vaterlandes sprechen kann. Die Hallstätter Periode, die am besten durch das Gräberfeld von Hallstadt im Salzkammergut repräsentiert wird und von dieser Lokalität ihren Namen erhalten hat, umfaßt ungefähr die Zeit vom siebenten bis vierten Jahrhundert v. Chr. Die Bevölkerung ist im Norden germanisch, im Süden noch meist keltisch. Die Fundstellen sind außer den bereits im vorigen Abschnitt erwähnten auch jetzt noch häufig vorkommenden Depotfunden, wieder meistens Hügelgräber und Flachgräberfelder. Die ersteren, meist mit Leichenbestattung, kommen mehr in Süddeutschland, die letzteren durchweg mit Leichenbrand, mehr in Norddeutschland vor. Wenn auch eine primitive einheimische Eisenschmiedekunst mit aller Wahrscheinlichkeit schon früh anzunehmen ist, so sind doch noch alle besseren Eisensachen und alle Bronzen auch in dieser Periode importierte Waren. Neben den Orientalen und Griechen erscheinen die Etrusker und dann die östlichen und südlichen Keltenstämme als Kultur- und Handelsvölker, von denen unsere Vorfahren gegen Bernstein, Felle ꝛc. ihre Waffen, Gerätschaften und Schmucksachen bezogen. Von besonderem Einfluß, besonders auf das westliche Deutschland, scheint außerdem Massilia (das jetzige Marseille) gewesen zu sein, dessen Bewohner einen ausgedehnten Handel mit den nördlicher gelegenen keltischen und germanischen Stämmen betrieben. Die Bronzen dieser ganzen Periode zeichnen sich durch besonders exakte Arbeit, vollkommene Beherrschung der Technik, sowie durch großes Stil- und Schönheitsgefühl in Formgebung und Ornamentik aus. Die Keramik dieser Zeit ist sehr ungleichmäßig entwickelt: die Thongefäße im Norden und Nordwesten sind durchweg sehr einfach und primitiv; die Lausitz dagegen und die angrenzenden Gebiete von Posen, Schlesien und Sachsen zeigen einen merkwürdigen Reichtum an eigenartigen, exakt und teilweise wirklich schön gearbeiteten Gefäßen, die noch aus freier Hand ohne Töpferscheibe hergestellt sind. Ebenso haben einzelne Hügelgräber Süddeutschlands schöne, reich ornamentierte Thongefäße geliefert. Charakteristisch für diese Zeit im Westen Deutschlands von der Warthe bis an die Donau sind außerdem Graphit-Überzüge und bunte einfache Bemalungen an Thongefäßen, was im Norden und Nordwesten niemals vorkommt.

26. (Auf der Tafel der Funde aus der nordischen Bronzezeit) Schwert von Bronze mit massivem Griff, dessen Knauf oben mit Spiralen verziert ist, die Spitze fehlt. 73 Centim. lang, mit sechs andern Schwertern und einer Lanzenspitze zusammen am Fuß des Gollenberges bei Stölln gefunden, Kreis West-Havelland, Prov. Brandenburg.
27. (Auf der Tafel der Funde aus der nordischen Bronzezeit) Schwert von Bronze mit schöner blattförmig geschweifter Klinge, der Griff um die bronzene Angel hat aus Holz oder Knochen bestanden. 62,4 Centim. lang, zu demselben Funde gehörig.
28. (Auf der Tafel der Funde aus der nordischen Bronzezeit) Schwert von Bronze mit massivem Griff; 52 Centim. lang, gefunden bei Brieskow unweit Frankfurt a. d. Oder.
29. (Auf der Tafel der Funde aus der nordischen Bronzezeit) Lanzenspitze von Bronze, 18,3 Centim. lang, mit vielen andern Bronzen zusammen bei Mennewitz, Kr. Kalbe, in der Erde gefunden, Prov. Sachsen.
30. Große Armspirale von Bronze, an den Enden gedreht; aus einem großen Bronzefunde von Katerbow, Kr. Ruppin, Prov. Brandenburg.
31. Axt von Bronze, sehr regelmäßig gearbeitet und reich verziert, mit Stielloch und schön geschwungenem Schneidteil; 22,6 Centim. lang. Aus einem großen hart an der Donau gelegenen Gräberfelde bei Regensburg.
32. (Auf der Tafel der Funde aus der nordischen Bronzezeit) Axt von Bronze mit Stielloch, längsgerippt. 15,7 Centim. lang, 4,9 Centim. an der Schneide breit; aus einem großen ca. 30 ähnliche Stücke enthaltenden Depotfunde von Norkicken, Kr. Fischhausen in Ostpr.
33. Großer Halsschmuck von Bronze, bestehend aus neun beweglichen, reich ornamentierten Ringen, welche hinten am Nacken von einer breiten Leiste zusammengehalten werden; unten 22 Centim. breit, mit mehreren andern Bronzen zusammen über zehn Fuß tief in der Erde bei Gluckau, Kr. Danzig, gefunden; Westpreußen.
34. Großer Halsschmuck von Bronze, bestehend aus drei halbhohl gegossenen Ringen, die untereinander mit kleinen Stäbchen (Gußzapfen) verbunden sind und an den Enden zusammenlaufen. Größte Breite 18,2 Centim.; aus einem großen Depotfunde von Kallies in Hinterpommern.
35. Halsring von Bronze, aus einem vierkantigen, sehr stark ausgehämmerten Drahte hergestellt, der abwechselnd nach verschiedenen Seiten gedreht wurde, sog. Torques oder Wendelring; größter Durchmesser 19 Centim.; aus einem großen Depotfunde von Sommerfeld, Prov. Brandenburg.
36. Halsring von Bronze, so in einer Form gegossen, als wenn er, wie der vorige, erst nachträglich gedreht wäre, sog. imitierte Torsion, größter Durchmesser 14,6 Centim.; aus einem großen Depotfund von Zilmsdorf, Kr. Sorau, Prov. Brandenburg.
37. Halsschmuck mit blauen Glasperlen sowie mit Ketten, kleinen Perlen und Klapperblechen von Bronze; ebendaher.
38. Fibel von Bronze, aus zwei Scheibenspiralen bestehend, die durch einen schleifenartig gelegten Draht miteinander verbunden sind; in der Mitte jeder Spirale je ein kleiner Tutulus. Der eigentliche Fibeltypus im Hallstätter Gräberfelde. 15,8 Centim. lang; ebendaher.
39. Große Fibel von Bronze mit zwei Scheibenspiralen und einem breiten, länglich runden flachen Bügel, der mit Strich- und Punktverzierungen versehen ist. 24 Centim. lang. Aus der Spree dicht bei Berlin ausgebaggert.
40. Halsschmuck, aus drei gedrehten, an den Enden umeinander gewickelten Bronzedrähten bestehend. Größter Durchmesser 16,7 Centim.; aus einem großen Bronzefund von Katerbow, Kr. Ruppin, Prov. Brandenburg.
41. Großer Halsring von Bronze, gegossen, mit imitierter Torsion, nach den Enden zu glatt, die Enden selbst ineinander gehakt. 21 Centim. im Durchmesser, von Meldorf, Kr. Süder-Dithmarschen in Holstein.
42. Armspirale von Bronze, aus einem breiten mit Punktkreisen ꝛc. verzierten Bande bestehend, welches auf beiden Seiten in einen kantigen gedrehten Draht ausläuft. Länge 17 Centim., Breite 7,6 Centim.; von Zilmsdorf.
43. Armspirale aus dünnem Bronzedraht, der in der Mitte ösenartig zusammengebogen und an den Enden zusammengedreht ist. Querdurchmesser 9,8 Centim., von Bewerdinck, Kr. Neustettin, Pommern.
44. Großer hohler, aus einer breiten Bronzeplatte hergestellter Armring, sog. Armwulst; 15,5 Centim. im größten Durchmesser; gefunden auf der Pfaueninsel bei Potsdam.
45. Großer hohlgegossener Armring(?) von Bronze, sog. Eidring, an der einen Seite aus dünnem Blech bestehend und stark ausgewölbt, an der andern mit einem dicken massiven Knoten; reich mit Linien-Ornamenten ꝛc. versehen; größter Durchmesser der Länge nach 12 Centim., an der gewölbten Seite 8,7 Centim. breit; gefunden bei Trieplatz, Kr. Ruppin, Prov. Brandenburg.
46. Armring von Bronze, offen, mit übereinander gelegten Enden, im Innern glatt, nach außen etwas gewölbt und mit schraffierten Feldern bedeckt, größter Durchmesser 7,1 Centim. Einzelfund aus der Gegend von Lübben, Prov. Brandenburg.
47. Armring von Bronze mit feiner Strichverzierung; offen, innen etwas ausgehöhlt, nach außen gewölbt. Größter Durchmesser 11,1 Centim.; von Uelzen in Hannover.
48. Kleiner Armring von Bronze mit Strichverzierung, offen. Durchmesser 8,2 Centim.; mit zahlreichen andern Bronzen zusammen bei Pritzerbe, Kr. West-Havelland, Prov. Brandenburg, in einem Thongefäß gefunden.
49. Armring von Bronze, mit imitierter Torsion gegossen, an den Enden mit Strichornamenten versehen und knopfartig erweitert. Größter Durchmesser 12,2 Centim. Mit zehn andern fast genau ebensolchen Ringen und einer Fibel zusammen in einem Torfmoor bei Schwarz-Colm, Kr. Hoyerswerda in Schlesien, gefunden.
50. Armring von Bronze, aus einem breiten, im Innern ausgehöhlten, außen gewölbten Bande bestehend, offen, mit Strich- und Punktstrich-Ornamenten versehen; größter Durchmesser 7,2 Centim., größte Breite des Bandes in der Mitte 3,6 Centim. Aus einem größeren Bronzefunde von Wasserburg, Kr. Beeskow-Storkow, Prov. Brandenburg.
51. Armring von Bronze, aus einem breiten, aber ziemlich massiven Bande bestehend; mit Längsrippen versehen, an den Enden mit feinen Strich- und Punkt-Ornamenten. Größter Durchmesser 10 Centim. Aus dem großen Bronzefunde von Zilmsdorf, Kr. Sorau, Prov. Brandenburg.
52. Armring von Bronze, aus einem breiten Bande bestehend; innen ausgehöhlt, nach außen gewölbt und flach quergerippt. Der größte Durchmesser beträgt 8,8 Centim., die größte Breite des Bandes 4,8 Centim. Aus einem Hügelgrabe bei Pöfersdorf in der Oberpfalz, Bayern.
53. Kleiner einfacher Armring von Bronze, offen, mit aneinander stoßenden Enden; die eine Seite des Ringes ist nicht gerundet, sondern eben; eine besonders in Bayern sehr häufige Form; in den keltischen Hügelgräbern dieser Gegend werden oft sechs, acht und noch mehr derartige Ringe an einem einzigen Skelett gefunden. Größter Durchmesser 7,2 Centim. Mit mehreren ebensolchen Exemplaren zusammen in einem Hügelgrabe bei Biberbach, Oberpfalz in Bayern, gefunden.
54. Messer von Bronze mit etwas nach oben gebogener Spitze; der Griff war mit Holz oder Knochen ausgelegt. 21,4 Centim. lang; gefunden in einem Hügelgrabe bei Seddin, Kr. West-Priegnitz, Prov. Brandenburg.

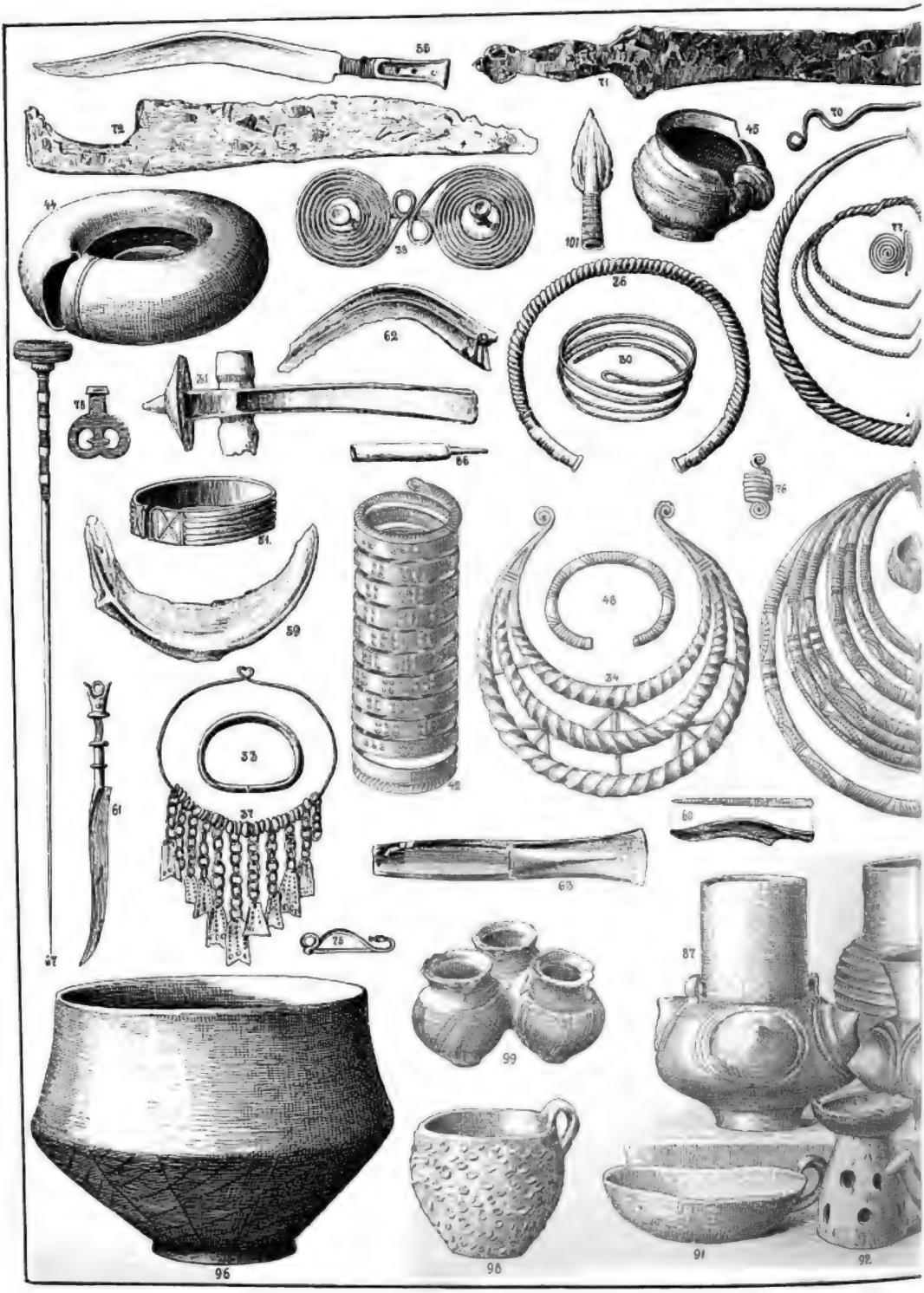
Digitized by Google

85. Großes Messer von Bronze mit gebogener Schneide. Der Griff war mit Holz oder Knochen bekleidet. 28,6 Centim. lang. Einzelfund von Liebenfelde, Kr. Soldin, Prov. Brandenburg.
86. Großes Messer von Bronze mit sehr breiter Klinge und massivem Griff, 39,2 Centim. lang; aus einem großen Depotfunde von Schwachenwalde, Kr. Arnswalde Prov. Brandenburg.
87. Kleines Messer von Bronze mit durchbrochenem Griff. 12,6 Centim. lang; aus einem Ansiedelungsplatze bei Kietz Kr. Zauch-Belzig, Prov. Brandenburg.
88. Kleines Messer von Bronze mit breiter, flacher Schneide, auf der Schiffszeichnungen eingeritzt sind, wie sie mehrfach an ähnlichen Stücken vorkommen; 13,1 Centim lang, aus einem Gräberfeld bei Schwarzendeck im Herzogtum Lauenburg.
89. Sichelmesser von Bronze mit einem im stumpfen Winkel abgesetzten, breiten Griff, eine sonst besonders in Ungarn typische Form, aber als Importstücke auch mehrfach in Deutschland beobachtet. 15,6 Centim lang, mit mehreren ähnlichen Stücken zusammen in der Erde bei Wargen, Kr. Fischhausen in Ostpreußen, gefunden
90. Messer von Bronze mit sehr kurzer massiver Griffzunge und reich verziertem Rücken. 18,2 Centim lang; von Fohrde, Kreis West-Havelland Prov Brandenburg
91. Messer mit massivem Griff von Bronze, 30,4 Centim. lang; gefunden bei Schmon, Kr. Querfurt, Prov Sachsen.
92. Sichelförmiges Messer von Bronze, mit einem kleinen Knopf zur besseren Befestigung an einen Griff versehen, die häufigste Form der Bronzemesser in dieser Zeit. 13,4 Centim lang, mit mehreren andern ähnlichen Exemplaren zusammen bei Malchow, Kr. Nieder-Barnim, gefunden Prov. Brandenburg.
93. Celt (Axt, Meißel) von Bronze, 18,3 Centim. lang bei Nelzen, Prov. Hannover, gefunden.
94. (Auf der Tafel der Funde aus der nordischen Bronzezeit) Celt von Bronze mit kleinen Schaftlappen und in der Mitte ziemlich eng zusammengezogen, eine besonders in der Lausitz häufige Form. 19,6 Centim. lang, an der Schneide 4,6 Centim. breit; bei Burg im Spreewalde gefunden
95. (Auf der Tafel der Funde aus der nordischen Bronzezeit) Celt von Bronze seltenerer Form, mit breiter gerundeter Schneide, 17,7 Centim. lang, 5,5 Centim. an der Schneide breit Einzelfund von Nassenheide, Kr Nieder-Barnim Prov. Brandenburg.
96. Hohlcelt von Bronze mit einem kleinen Ohr zur besseren Befestigung an einen Schaft. 10 Centim lang; aus einem großen Depotfund von Karmine Kr Militsch, Prov Schlesien
97. Sehr große Nadel von Bronze, als Haar- oder Gewandnadel benutzt. Man hat ähnliche Stücke mehrmals über Kreuz auf der Brust von Skeletten gefunden 40,- Centim lang gefunden bei Stanowitz Kr Ohlau, Prov Schlesien.
98. Gewandnadel von Bronze mit spiralig aufgerolltem Kopf, 16,8 Centim. lang; lag in einer Urne des Gräberfeldes von Dluzyn, Kreis Schmiegel, Prov. Posen.
99. Große Gewand- oder Haarnadel von Bronze mit einer Scheibe als Kopf, 24 Centim. lang, so weit sie erhalten ist, die untere Spitze fehlt Aus einem großen Gräberfeld bei Karthaus Kr. Liegnitz in Schlesien
100. Nadel von Bronze, oben schwanenhalsförmig gebogen eine in der Übergangszeit von Hallstatt zu La Tène ziemlich gebräuchliche Form. 9,8 Centim lang; aus einer Urne des sonst der Hallstätter Zeit angehörenden altgermanischen Gräberfeldes von Lissa in Posen
101. Langes eisernes Schwert vom Hallstätter Typus; der breite Griff war auf beiden Seiten mit Holz oder Knochen belegt. 78,5 Centim. lang; in einem Hügelgrabe bei Haselbrunn, Oberfranken, gefunden, Königreich Bayern.
102. Großes eisernes Messer mit breiter, etwas geschwungener Klinge und massivem Griff. 35 Centim. lang. Größte Breite der Schneide 6 Centim Aus einem Hügelgrabe mit Leichenbestattung bei Matzhausen, Oberpfalz Bayern.
103. Große Fibel von Bronze mit schmalem, langem Bügel, unter demselben eine Sehne, an den Enden der Spirale und über dem Nadelhalter kleine Knöpfchen, eine auch in italischen Nekropolen häufig vorkommende Form, sog. Certosa-Typus. 11,9 Centim lang, aus einem Hügelgrabe von Kl Mittersdorf Oberpfalz Bayern
104. Kleine Fibel von Bronze, mit Sehne und Knöpfen an der Spirale. Die Fortsetzung des Bügels über dem Nadelhalter ist zurückgebogen und tierkopfartig gebildet 3,8 Centim. lang Aus einem Hügelgrabe bei Matzhausen, Oberpfalz Bayern.
105. Fibel von Bronze, die Fortsetzung des aus dünnem Draht bestehenden Bügels ist über den Nadelhalter zurückgeschlagen. 4 Centim. lang, von Pöfersdorf
106. Fingerspirale von Bronze, cylindrisch mit einer kleinen Scheibenspirale an jedem Ende. 4,2 Centim. lang, aus einem Hügelgrabe von Pöfersdorf, Oberpfalz, Bayern.
107. Fingerring von Bronze, mit zwei Scheibenspiralen, aus einem Hügelgrabe von Schwarzenbonhausen, Oberpfalz, Bayern.
108. Zierat von Bronze, mit mehreren ähnlichen Stücken zusammen an einer Schnur als Collier gebraucht. 4,9 Centim. lang; aus einem Hügelgrabe von Unter-Gedenhart, Oberpfalz, Bayern.
109. Gefäß von Bronze mit zwei Henkeln, sog. Hängebecken, an der Außenseite mit feinen Ornamenten versehen. 8,5 Centim. hoch, 17,5 Centim. im größten Durchmesser; aus einem größeren Bronzefunde von Oranienburg Kr. Nieder-Barnim Prov Brandenburg.
110. Kleines einhenkliges Bronzegefäß mit kleinen von innen nach außen getriebenen Buckeln verziert, der Henkel ist angenietet. 8,2 Centim hoch, 14 Centim im oberen Durchmesser; mit mehreren Thongefäßen zusammen in einem Hügelgrabe bei Rotzsch, Kreis Torgau, Prov Sachsen, gefunden.
111. Gefäß aus feinem Goldblech mit getriebenen Ornamenten. 9,7 Centim. hoch, 10,7 Centim. im größten Durchmesser; gefunden bei Bocksberg, Kirchspiel Bornhöved, Holstein.
112. Angelhaken mit kleiner Kette von Bronze, ganze Länge 24 Centim., mit mehreren andern Bronzen, wie Armringe und Sichelmesser, zusammen in einem Torfmoor bei Neesen Kr Jerichow II Prov Sachsen, gefunden
113. Großer runder Zierbuckel aus dünnem Bronzeblech, wahrscheinlich zum Pferdegeschirr gehörig 15,1 Centim. im Durchmesser. Aus dem großen Bronze-Depotfunde von Bewerdieck Kr. Neustettin, Pommern.
114. Armring aus fein getriebenem Goldblech mit feinen Ornamenten und kleinen schälchenartigen Erweiterungen an den Enden; mit einem ganz ähnlichen Stück zusammen bei Danzig in Westpreußen gefunden.
115. Kleine Axt von Bronze, am Ufer des Goplosees, Inowrazlaw Prov. Posen gefunden
116. Kleiner Pfriemen von Bronze, mit Griff von Knochen, 8,7 Centim. lang, aus einem größeren Bronzefund von Ziesar, Kreis Jerichow I, Prov Sachsen.
117.—125. Gruppe von neun verschiedenen Thongefäßen des Niederlausitzer Typus, sämmtlich als Urnen oder Beigefäße in altgermanischen Gräberfeldern mit Leichenbrand gefunden
117. Buckelurne aus grauem Thon mit zwei kleinen Henkeln; 22,6 Centim. hoch, 9,6 Centim. im oberen, 19,7 Centim. im größten Durchmesser; gefunden bei Alt-Döbern, Kr. Ralau, Prov Brandenburg.
118. Einhenklige Buckelurne aus braunem Thon; 15,8 Centim. hoch, 20,5 Centim. im größten, 12,6 Centim. im oberen Durchmesser, von Gorgast, Kr. Lebus, Prov. Brandenburg.
119. Große Urne aus gelbem Thon mit horizontalen Facetten oder Kehlstreifen; 22 Centim hoch, 21,6 Centim im oberen, 28,5 Centim. im größten Durchmesser; von Burg im Spreewalde Kr Kottbus Prov. Brandenburg.
120. Einhenkliges Gefäß aus grauem Thon mit schräg von oben nach unten verlaufenden Facetten, 17,2 Centim hoch, 17,8 Centim. im größten Durchmesser; aus dem Gräberfeld von Müschen Kr. Kottbus Prov. Brandenburg
121. Einhenklige flache Schale aus bräunlichem Thon; 14,7 Centim. im oberen Durchmesser; ebendaher
122. Sog. Räuchergefäß aus bräunlichem Thon, ein eigenthümliches Gerät mit Löchern an den Seiten und ohne Boden, das in verschiedenen Variationen und Größen besonders im östlichen Theil der Niederlausitz und den angrenzenden Gebieten von Schlesien und Posen häufig auf Gräberfeldern vorkommt Über seine frühere Bestimmung ist man sich noch immer nicht einig 10,9 Centim. hoch; gefunden in dem Gräberfelde von Luschwitz, Kr Fraustadt, Prov. Posen.
123. Vogelfigur aus bräunlichem Thon als Kinderklapper und Spielzeug benutzt, im Innern kleine hartgebrannte Thonkügelchen. 15,3 Centim. lang, auf dem Rücken 7,2 Centim. hoch; aus dem Gräberfeld von Pförten, Kr. Sorau, Prov. Brandenburg.
124. Einhenklige kleine Kanne aus rötlichbraunem Thon mit sog. schraffierter Dreiecksverzierung. 13,9 Centim hoch, von Stradow, Kr. Ralau, Prov. Brandenburg.
125. Zweigetheiltes längliches Gefäß aus glänzend schwarzem Thon, mit kleinen Henkelösen an den Längsseiten; 8,7 Centim. hoch, 19,1 Centim. lang; aus dem Gräberfeld von Pförten, Kreis Sorau.
126. Urne aus dunkelbraunem Thon von doppelkonischer Form, an der unteren Hälfte mit eingeritzten Linien verziert. 19 Centim. hoch, 21,7 Centim. im oberen, 27,8 Centim. im größt Durchm., aus dem Gräberfeld von Havelberg Kr West-Priegnitz Pr. Brandenburg.
127. Gefäß aus schwarzbraunem Thon mit zwei sehr kleinen Henkeln mit schräg verlaufenden eingefurchten Linien und kleinen flachen, runden Eindrücken verziert. 16,2 Centim. hoch, 18,5 Centim. im größten Durchmesser aus dem Gräberfeld von Luschwitz, Kr. Fraustadt, Prov. Posen.
128. Einhenkliges tassenförmiges Gefäß aus rötlichbraunem Thon, mit zahlreichen kleinen Fingernagel-Eindrücken verziert. 8 Centim. hoch, 9,2 Centim. im größten Durchmesser, von Auritz Kr West-Sternberg, Prov. Brandenburg
129. Kleines dreitheiliges Gefäß aus schwärzlichem Thon mit Strichverzierungen. 5,8 Centim. hoch, von Dluzyn, Kr. Schmiegel, Pr. Posen.
130. Kleine Kinderklapper aus schwarzem Thon, mit schraffierter Dreiecksverzierung; im Innern mit kleinen Thonkügelchen. 6 Centim. hoch, 4,7 Centim. im größten Durchm.; aus dem Gräberfelde von Jordansmühl Kr Nimptsch, Prov. Schlesien.
131. Kleine Lanzenspitze von Bronze mit verziertem Schaft. 12 Centim. lang; von Brunne, Kr. Ost-Havelland, Prov. Brandenburg.

Digitized by Google

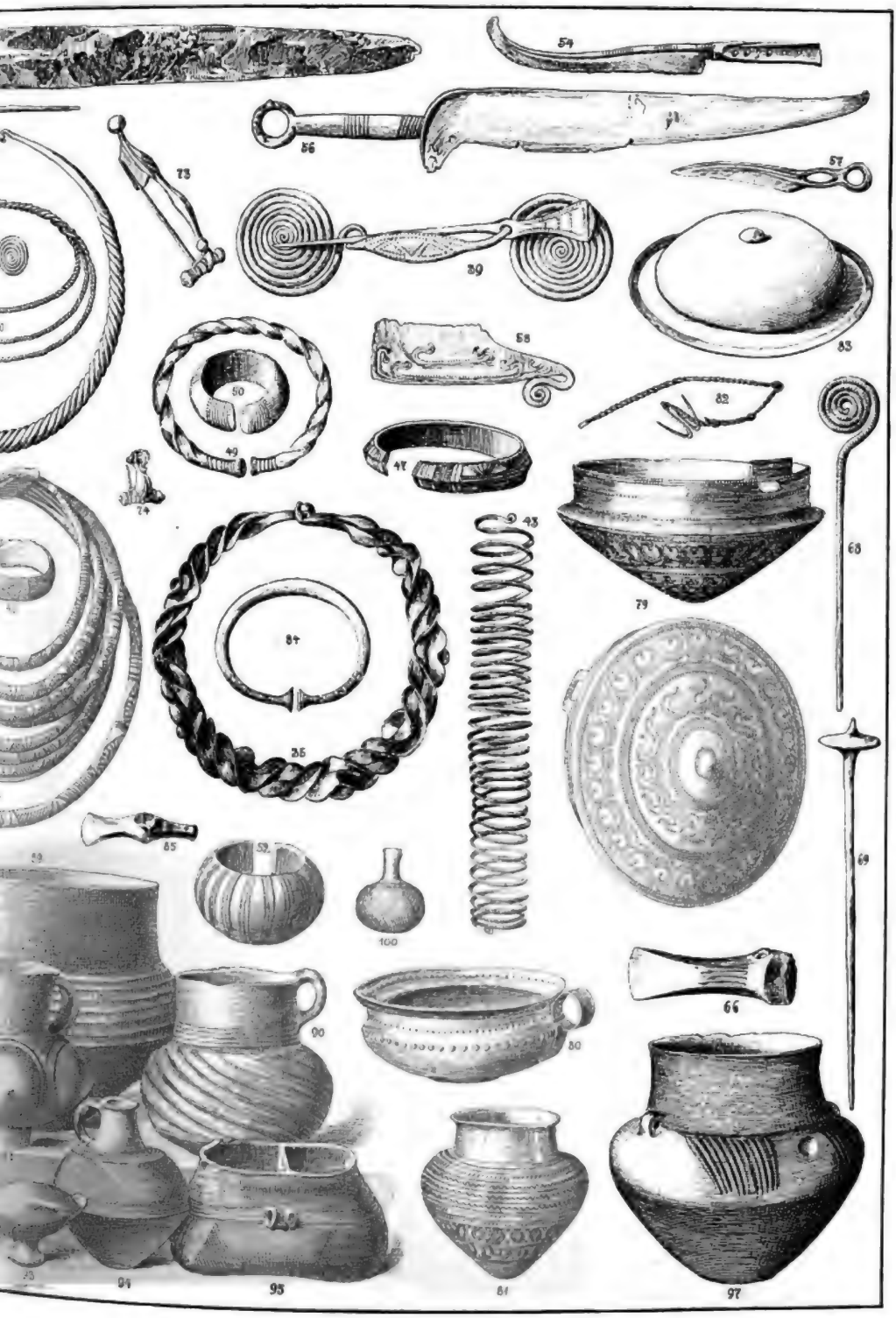
Digitized by Google

Digitized by Google



Schmuck, Geräte und Waffen aus der Hallstätter Zeit.

Digitized by Google



Berlin, Königl. Museum für Völkerkunde. Hierzu Erläuterungsblatt.

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google

Steiermark gefundenen Bronzewägelchen mit menſchlichen Figuren und einer Platte, deren Anordnung mit dem Grundplane eines ehemaligen Steinkreiſes auf dem Falkenberge bei Judenburg in merkwürdiger Weiſe übereinſtimmt, und in den Reſten einer Opferſtätte bei Pulkau in Niederöſterreich. Auch wiſſen die dortigen Volksſagen viel von „Truiten“ (Druiden) oder „Trunen“ zu berichten, die in alter Zeit dort gehauſt hätten. Auch in Böhmen hat der keltiſche Stamm der Bojer, beſonders bei Hradiſcht an der Mies, bedeutende Altertümer, Geräte aller Art und aus allen möglichen Stoffen, Horn, Stein, Bronze, Eiſen u. ſ. w., darunter zahlreiche Münzen, ſelbſt von Gold (ſogenannte Regenbogenſchüſſelchen) mit Nachahmungen griechiſchen Gepräges, hinterlaſſen.

Altes Kultusgerät, bei Pekkatel gefunden. (Nach Lisch.)

Schon in früher Zeit, als im Oſten der Oder noch die Steinzeit herrſchte, drang die Kultur der Bronze, man meint zuerſt dem Rheine und ſpäter der Elbe nach, nordwärts vor und ergoß ſich auf dieſen Wegen über Norddeutſchland und Skandinavien. Der erſte dieſer Ströme hat beſonders in Hannover, der zweite beſonders in Mecklenburg zahlreiche Spuren hinterlaſſen. Seltſame Opfergegenſtände, namentlich einen bronzenen Keſſel auf einem vierrädrigen Wägelchen, fand man in einem Hügelgrabe bei Pekkatel in Mecklenburg, von welchem merkwürdiger Weiſe ſchon früher die Sage gegangen, daß Zwerge („Unterirdiſche“), die in einem andern Hügel wohnten, wenn ſie Tafel hielten, den Keſſel aus jenem Hügel entlehnten; ja man fand auch die „Tafel“ aus Stein in dem andern Hügel. Es mußte ſich alſo die Erinnerung an dieſe Kultusgegenſtände Jahrhunderte lang im Volke erhalten haben.

Goldener Arm- und Fingerring aus dem Grabhügel bei Rodenbach in der Rheinpfalz. Natürliche Größe.

1. Der Armring iſt hohl. Die abgebildete Verzierung der Vorderſeite wiederholt ſich in ganz gleicher Weiſe auf der Rückſeite. Den Mittelpunkt der Ornamentierung bildet die groteske Maske eines männlichen Kopfes mit einem merkwürdigen, in ſeiner oberen Anſicht durch 1a dargeſtellten Kopfſchmuck. Nach beiden Seiten ſchließen ſich zwei mit abgewendeten Köpfen daliegende und mit Filigranarbeit verzierte Widdergeſtalten an. Dieſen reihen ſich zwei kleine männliche Köpfe und dieſen wieder zwei groteske Widdergeſtalten an, worauf das Ornament palmettenartig ausläuft, wie 1b zeigt. 2. Bei dem Fingerringe wird die Verzierung durch zwei gegeneinander ſtehende groteske männliche Masken gebildet: mit ausgeſchnörkelten, ſtark markierten Augenbrauen, Backenbart, welcher über die Oberlippe läuft, Locken an beiden Wangen. Den Abſchluß nach unten bildet ein blattartiges Ornament. Gehören wohl in die früheſte La Tène-Periode, wenn es nicht etruskiſcher Import iſt. (Nach Lindenſchmit.)

Jener Doppelweg der aus dem Süden eingeführten Bronzekultur hat dem Norden ganz eigenartige Formen gebracht. Es finden ſich dort gegoſſene Bronzegegenſtände von hoher Feinheit, zum Teil mit Goldplättchen belegt und mit Bernſtein verziert. Gleichzeitig mit der Einfuhr derſelben ſtieg dort auch die Geſittung. Der Pflug ward benutzt, das Pferd gezähmt und geritten. Töpferei und

Drechslerei hoben sich und Felsen bedeckten sich mit Bilderschrift. Die Kultur von Hallstatt brachte auch der Gegend im Osten der Oder den Gebrauch der Metalle.

Eine jüngere Kulturperiode hat den Namen von einem Fundorte am schweizerischen Neuenburgersee, La Tène (die Untiefe) genannt. Der dortige Pfahlbau (auf trockenem Boden) enthielt meist Eisengeräte, und zwar vorzugsweise Schwerter, Lanzenspitzen, Messer, aber auch Angelhaken, Sensenklingen, Radreifen u. s. w. Bronze kommt an Helmen, Schilden und als Schmuck vor; ferner fanden sich Email- und Glasgegenstände. Diese Dinge finden sich in ähnlicher Form und Arbeit in ganz Deutschland, in Ungarn, Oberitalien, Frankreich, England, ja die La Tène-Kultur machte ihren Einfluß in der Verdrängung der Bronze durch das Eisen bis nach Schweden hin geltend. Die Heimat dieser Kulturperiode verraten makedonische und römische Münzen, die mit ihren Erzeugnissen zugleich aufgefunden wurden; sie verweisen in die letzten Jahrhunderte vor und in das erste nach Christi Geburt.

Urnengrab aus der Hallstattzeit mit umgebender Steinsetzung.
Wandlitz, Kr. Niederbarnim.

Digitized by Google

Erläuterungsblatt zu der Tafel

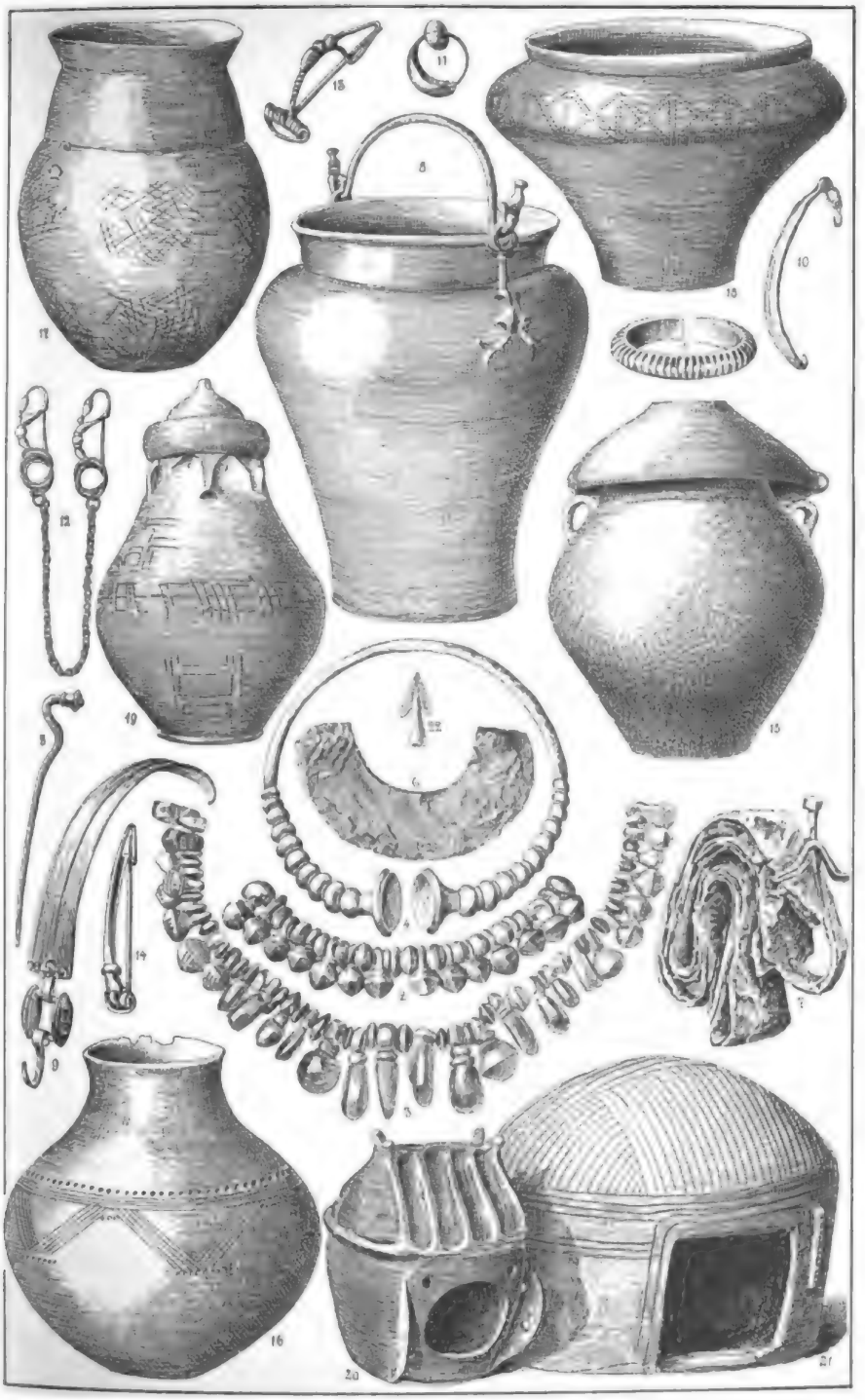
„Geräte, Schmuck und Waffen aus der La Tène- oder vorrömischen Eisenzeit".

Originale im Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin.

Der Name La Tène kommt von einem berühmten, sehr reichhaltigen Pfahlbau im Neuchateller See, der diese Periode am besten charakterisiert. Diese Epoche reicht vom 4. Jahrh. v. Chr. bis in das 1. Jahrh. n. Chr. hinein. Eisen und Bronze kommen gleich häufig vor, das erstere Metall wird jedoch mehr für Waffen und Gerätschaften, das letztere mehr für Schmucksachen verwandt. Es beginnt sich jetzt in Deutschland eine einheimische Metalltechnik zu entwickeln, aber gleichzeitig wird doch zuerst noch aus Italien von den Etruskern und dann von den in der Schweiz und in Frankreich lebenden West-Kelten sehr viel importiert. Die Depotfunde hören allmählich auf. Die Hügelgräber und die noch häufigeren Flachgräberfelder dieser Zeit zeigen im Norden wenigstens ausnahmslos Leichenbrand. Die Bevölkerung ist bis auf wenige Teile im Süden germanisch. — Die Keramik dieser Zeit ist ziemlich roh und einfach, die Graburnen sind aber nicht selten reich an Beigaben der verschiedensten Art. Eigentümliche Erscheinungen dieser Zeit bilden außerdem noch die Gesichtsurnen und Hausurnen, die ersteren in den nordöstlichen Teilen Deutschlands, die letzteren in einigen Gegenden der Mark Brandenburg und der Provinz Sachsen.

1. Armring von Bronze, innen glatt, nach außen gewölbt und quergerippt, offen mit ziemlich zusammengebogenen Enden; 8,4 Centim. im größten Durchmesser; gefunden bei Tangendorf in der Prignitz, Prov. Brandenburg.
2. Halskette von runden und bommelartigen Bronze-Perlen, in einem Torfmoor bei Werbliz, Kr. Soldin, Prov. Brandenburg gefunden.
3. Halskette von verschieden geformten Bernstein-Perlen, die teilweise nach den vorstehenden Bronze-Perlen gearbeitet und auch mit ihnen zusammen gefunden sind.
4. Halsring von Bronze, offen, z. T. flach und glatt, nach den Enden zu mit knotenartigen Wülsten versehen; besonders typisch für diese Zeit; gefunden bei Liebenwalde, Kr. Nieder-Barnim, Prov. Brandenburg.
5. Kleine Gewandnadel von Bronze, „schwanenhalsförmig gebogen", 10,2 Centim. lang; aus einer Urne des Gräberfeldes von Persanzig, Kr. Neustettin, Pommern.
6. Gebogenes eisernes Messer, Rasiermesser; die Schneide befindet sich an der konvexen Seite, 9 Centim. lang; die größte Breite in der Mitte 2,8 Centim. Ebendaher.
7. Eisernes Schwert, welches, wahrscheinlich in glühend gemachtem Zustand, mit der Scheide zusammen gebogen oder gehämmert wurde, um es so dem verstorbenen Krieger als Beigabe mit in seine Urne legen zu können; gefunden in einer Urne des Gräberfeldes von Meisdorf, Mansfelder Geb.-Kreis, Prov. Sachsen.
8. Bronze-Gefäß mit Henkel; 24,6 Centim. hoch, 22 Centim. im größten Durchmesser. Ebendaher.
9. Gürtelhaken von Bronze; an dem einen Ende etwas verbogen; 22,7 Centim. lang, größte Breite 3,6 Centim.; gefunden in einer Urne bei Hohenwutzen, Kr. Königsberg N.-M., Prov. Brandenburg.
10. Gürtelhaken von Eisen, 17,2 Centim. lang, 1,7 Centim. breit; aus einer Urne in der Nähe von Breslau, Schlesien.
11. Ohrring von Bronze, nach vorn zu aus einem segelförmig aufgeblähten Blech bestehend, mit einer kleinen blauen Glasperle; ein besonders in Brandenburg, Sachsen und Hannover sehr häufiges und für diese Zeit, besonders die jüngere La Tène-Zeit, außerordentlich typisches Stück; sie kommen 2, 4 bis 8 an der Zahl in Frauengräbern vor; gefunden in einer Urne des Gräberfeldes von Eichstädt, Kr. Ost-Havelland, Prov. Brandenburg.
12. Zwei Fibeln (Gewandspangen) von Bronze, die mit einer Kette verbunden an jeder Schulter getragen wurden. Charakteristisch ist für diese Fibeln, daß sie aus einem einzigen Draht bestehen, der den Dorn, die Spirale und den Bügel bildet, welcher letzterer zur Aufnahme des Dorns etwas eingefalzt ist und sich dann wieder bis an den vorstehenden Bogen zurückbiegt. Ähnliche Formen kommen in süddeutschen Hügelgräbern auch schon vielfach während der Hallstätter Zeit vor. Jede Fibel ist 6,8 Centim. lang; gefunden in einem Hügelgrabe in Oberfranken, Königr. Bayern.
13. Fibel von Bronze mit etwas massiverem Bügel und längerer Spirale als die vorigen, sonst von ähnlicher Konstruktion 7,7 Centim. lang; aus einer Urne des Gräberfeldes von Lohne, Kr. Osterburg, Prov. Sachsen.
14. Fibel von Eisen mit sehr kurzer Spirale, sonst von ähnlicher Konstruktion. 7,9 Centim lang; aus dem Gräberfelde von Wijedzin, Kreis Mogilno, Prov. Posen.
15. Zweihenklige große Urne aus braunem Thon, sehr einfach und ohne Ornamente; mit einem Deckel versehen. 38 Centim. hoch, 25,5 Centim. im größten Durchmesser, gefunden im Gräberfelde von Tangermünde a. d. Elbe, Prov. Sachsen
16. Urne aus bräunlichem Thon ohne Henkel, mit eingeritzten Linien und kleinen runden Vertiefungen verziert. 27,5 Centim hoch, 29 Centim im größten Durchmesser; aus dem Gräberfelde von Tempelhof bei Berlin.
17. Urne aus graubraunem Thon, mit Feldern von unregelmäßig eingeritzten Linien verziert, zwischen denen sich horizontal und vertikal breite glatte Streifen hinziehen. 28 Centim. hoch, 23,2 Centim. im größten Durchmesser; von Wendisch-Warnow, Kr. West-Prignitz, Prov. Brandenburg.
18. Urne aus glänzend schwarzem Thon mit punktierten Ornamenten, dem Ende der La Tène-Zeit angehörig, nach unten sehr spitz zulaufend; 18 Centim. hoch, 28,8 Centim. im größten Durchmesser; aus dem Gräberfeld von Gässefeld, Kreis Salzwedel, Prov. Sachsen.
19. Gesichtsurne aus grauem Thon mit dazu gehörigem sehr massivem Deckel; unter dem Gesicht, von dem Augen, Nase und Ohren sehr deutlich markiert sind, verschiedene eingeritzte Linien und Ornamente; in den beiden oberen Linien mit kleinen Kreisen an den Enden sind die mit Knöpfen versehenen Gewandnadeln zu erkennen, der Streifen um die Ausbauchung scheint den Gürtel darzustellen. Das Viereck am unteren Teile kommt in ähnlicher Form auch an vielen anderen Gesichtsurnen vor und soll wahrscheinlich irgend ein Gewandstück andeuten, da man wohl das ganze Gefäß als ganze menschliche Figur betrachtete. 23,5 Centim. hoch, 15,7 Centim. im größten Durchmesser; gefunden in einem Steinkistengrabe bei Klein-Katz, Kr. Neustadt, West-Preußen.
20. Hausurne aus schwarzbraunem Thon mit rundlich viereckiger Basis; auf beiden Seiten der runden Thüröffnung vertikale vorspringende mit einer Durchlöcherung versehene Leisten, durch welche ein Querriegel zum Verschluß der Thür geschoben wurde; das hohe Dach ist mit Dachsparren und Giebelbalken versehen. 22,5 Centim. hoch, 19 Centim. lang, 16,5 Centim. in der größten Breite; gefunden als Graburne auf dem Gräberfeld von Wilsleben, Kr. Aschersleben, Provinz Sachsen.
21. Hausurne aus grauem Thon von runder Form, mit viereckiger Thüröffnung und kuppelartig gewölbtem Dach; 25,8 Centim. hoch, 32,5 Centim. im größten Durchmesser, gefunden in einem Grabe bei Luggendorf in der Prignitz, Prov. Brandenburg.
22. Kleine Pfeilspitze von Bronze mit Widerhaken, 2,9 Centim. lang; aus einer Urne des Gräberfeldes von Starkowo, Kreis Wollstein, Prov Posen.

Digitized b



Geräte, Schmuck und Waffen aus der La Tène- oder vorrömiſchen Eiſenzeit.

Berlin, königl. Muſeum für Völkerkunde. Hierzu Erläuterungsblatt.

UNIV

Digitized by Google

Erstes Buch.

Die Zeit vor Entstehung des Deutschen Reiches.

(Urzeit bis um 911.)

Digitized by Google

RIESE LIBRARY
OF THE
UNIV

Digitized by

Erſter Abſchnitt.

Sitte und Recht der alten Deutſchen.

Wie alle Völker, ſo treten auch die alten Deutſchen zuerſt als Wanderer auf dem Schauplatz der Geſchichte auf. Eine Vermehrung der Bevölkerung, welche das alte Wohngebiet aus Mangel an Nahrung ungenügend erſcheinen ließ, bedingte dieſe Wanderungen, welche richtiger als Völkerausbreitungen und Völkerverſchiebungen zu bezeichnen wären. Den Germanen gingen die Kelten in Zügen nach wärmeren und ſonnigeren Gegenden voran. Später ſehen wir in denſelben beide Stämme vermiſcht. Wahrſcheinlich die erſten, — ſchwerlich reine Germanen, — welche nach Süden zogen, waren die Baſtarner, die ſich um 200 bis 170 v. Chr. nach der Balkanhalbinſel wandten und dort untergingen. Erſt ſeit etwa 115 v. Chr. folgte die Wanderung der Teutonen und der Kimbrer. Das erſtere Volk, das älteſte von germaniſchem Stamme, welches in der Geſchichte genannt wird, da es ſchon der Maſſiliote Pytheas zur Zeit Alexanders des Großen erwähnt, wohnte öſtlich von der unteren Elbe, etwa in Lauenburg, wahrſcheinlich aber in einem größeren Gebiete, während die Kimbrer den Norden der Halbinſel Jütland einnahmen. Zwiſchen beiden hauſten, — doch iſt ungewiß, ob ſchon damals, — die Angeln und Sachſen. Mit ihnen wanderten die Ambronen, deren Name in der friſiſchen Inſel Amrom fortleben dürfte, ſpäter auch Teile der keltiſchen Helvetier Dieſe Wanderung war das Vorſpiel der großen „Völkerwanderung“ germaniſcher und anderer Stämme, ihr unglückliches Ende aber ein Opfer für die deutſche Nation. Damit traten die Germanen aus dem Dunkel heraus, welches dieſe blonden und blauäugigen, im Norden ſeit unberechenbarer Zeit einheimiſchen Rieſen bis dahin einhüllte; ſie traten daraus hervor, gleich im Anfang die Welt mit Schrecken erfüllend, um dann dauernd auf der Weltbühne eine Rolle zu ſpielen, die ſie bald tief demütigte, bald wieder hoch zu Glanz und Macht emporhob. Dieſer für ihr Schickſal entſcheidende Augenblick iſt daher auch wohl der richtige, ihre Kulturgeſchichte mit der Schilderung ihrer älteſten Zuſtände zu eröffnen, welche nun den ſeit älterer Zeit ziviliſierten Völkern Südeuropas bekannt zu werden begannen, aber ohne Zweifel in derſelben Weiſe ſchon ſeit Jahrhunderten beſtanden hatten.

Die alten Deutſchen bildeten, als ſie zum erſtenmale von ſich reden machten, noch keine organiſche Einheit. Sie leiteten ſich zwar, wie andere Völker, von einem gemeinſamen Stammvater ab, doch ohne daß ihnen dieſe Sage ein lebendiges Volksbewußtſein bewahrt hätte. Es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß ſie ſich in jener älteſten Zeit einen gemeinſamen Namen beigelegt haben, und ihre Benennung als „Germanen“ ſcheint von Fremden (Kelten) herzuſtammen. Der Name „Germanen“ iſt übrigens ein mehrfach vorkommender Volksname; denn er findet ſich auch in Spanien und Perſien. Die einzelnen Völker und Stämme der Deutſchen aber lebten für ſich, unabhängig und als Nomaden ohne feſte Grenzen, wie denn auch der Grad ihrer gegenſeitigen Verwandtſchaft ſich nicht feſt beſtimmen läßt. Zu der Zeit jedoch, als ſie in der Geſchichte eine Rolle zu ſpielen begannen, hatten ſie das Nomadenleben bereits wieder aufgegeben und lebten in feſten Wohnſitzen, wenn auch noch ohne Städte, als Ackerbauer und Viehzüchter. Auch verbreiteten ſie ſich ſchon damals bis zur Donau und

Digitized by Google

auf das linke Rheinufer, welches ſie im Beginn unſrer Zeitrechnung bereits faſt ganz eingenommen hatten. So waren ſie denn auch teilweiſe unter die Herrſchaft der Römer gekommen, deren Grenze der Rhein blieb, ſeitdem Cäſar die von Arioviſt begonnene germaniſche Eroberung Galliens verhindert hatte.

Am dichteſten waren die kriegeriſchen Stämme am Rhein gehäuft, links die vielen keltiſch gemiſchten belgiſchen Völker, rechts, als reine Germanen, die Bataver in Süd-, die Friſen in Nordholland, die Uſipier und Tenchterer in der Rheinprovinz, die Sugambrer und Brukterer in Weſtfalen, die Chatten in Heſſen. Weiter öſtlich ſaßen die Hermunduren in Franken und Thüringen, die Cherusker um den Harz, die Amſivarier an der Ems, die Angrivarier an der mittlern, die Chauken an der untern Weſer, die Langobarden auf der Lüneburger Heide, die Südangeln um Anhalt und Magdeburg, die Sachſen in Holſtein, die Nordangeln in Schleswig, die Vandalen in Mecklenburg, die Rugier in Pommern, die Burgunder in Pommern und Weſtpreußen, die Semnonen in Brandenburg, die Silinger (ein Teil der Vandalen) in der Lauſitz, die Lugier und Burier in Schleſien, die Nahanarvalen in Poſen, die Quaden in Mähren und die Markomannen in Böhmen (Bojerheim), wohin ihr kühner König Marbod ſie zur Zeit des Auguſtus an Stelle jener vertriebenen keltiſchen

Germanen den Sieger um Frieden bittend. Relief an der Siegesſäule Marc Aurels zu Rom.
(Nach Bartoli-Bellorius; ſo auch die übrigen Darſtellungen von der Säule Marc Aurels.)

Bojer geführt hatte, nach denen ſie ſpäter Baiern (Bojovaren, Bajuvaren) genannt wurden. Die Donau gebot hier einſtweilen als Grenze des Römerreiches Halt.

Eine ſagenhafte Dreiteilung nach der Abſtammung von Söhnen des angeblichen Stammvaters Mannus ſchied die Germanen in die Ingävonen (Ingwonen) an der Nordſee, die Iſtävonen (Iſtwonen) am untern Rhein und die Herminonen zwiſchen Main und Elbe. Dieſer Einteilung fremd waren die öſtlich der Elbe wohnenden Völker. Übrigens wurden die meiſten Völker Mitteldeutſchlands unter dem Namen der Sueben zuſammengefaßt, von denen ſeit ihrer Wanderung nach Süden nur die Schwaben den Namen beibehielten. Den Slawen im Oſten ſtanden die Germanen damals noch näher als jetzt, ſo daß ſie von denſelben durch die Römer nicht ſcharf unterſchieden wurden. Ungeachtet dieſer Zerſplitterung in Völker und Stämme beſaßen die alten Deutſchen dennoch gemeinſame Züge der äußern Erſcheinung und des Charakters. Sie werden, wie übrigens auch die nördlichen noch unvermiſchten Kelten, als ſechs bis ſieben Fuß hoch, kräftig, blond, auch gelb- oder rothaarig (letzteres oft durch künſtliche Färbemittel), blau- oder grauäugig und bärtig geſchildert.

Wenn auch die vorgeſchichtlichen Bewohner Germaniens jeglicher Kultur völlig ermangelten, ſo ſtanden bei ihrem Eintreten in die Geſchichte die Germanen doch hoch über ſogenannten „Wilden“. Allerdings war ihre Kultur noch ſehr einfach; ſie hielt die Mitte zwiſchen den Urzuſtänden und der Ziviliſation.

Unter den ſittlichen Eigenſchaften der alten Deutſchen galt ihnen ſelbſt als höchſte und edelſte ihre Tapferkeit im Kampfe. Dieſe zu nähren diente das freie Leben in Wald, Berg und Heide ſowie ihre ſtrenge Keuſchheit. Dazu kam unter den Volksgenoſſen große und ſtete Treue und Redlichkeit und Feſthalten am gegebenen Worte. Eine Ausnahme davon wurde nur dem Kriegsfeinde gegenüber gemacht, gegen den die alten Deutſchen ebenſowenig Rückſichten kannten, wie andere Völker. Raub und Fehde waren in ihren Augen nicht verwerflicher als in denen anderer Urvölker. Der Krieg war ihnen wie anderen ſowohl Notwehr wie Blutrache, und wie zur Wahrung des perſönlichen Rechtes gegenüber jedem Beleidiger desſelben war auch zur Erlangung des Sieges jedwedes Mittel erlaubt. Da ſelbſt die gebildeten Römer bekanntlich Feinden gegenüber keine Treue und Gewiſſenhaftigkeit beobachteten: was war von „Barbaren“ dem rückſichts- und treuloſen Rom gegenüber zu erwarten? Den Germanen war daher auch die Grauſamkeit gegen Feinde ebenſowenig hoch anzurechnen wie anderen Völkern. Die ihnen eigentümlichen Laſter, das unmäßige Eſſen und Trinken und das Spielen bis zum Verluſte der eigenen Freiheit, ſtanden mit Tugenden, wie Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaft, in engem Zuſammenhange. Auf gefährlicher Schneide zwiſchen Gut und

Kampfſzene von der Siegesſäule Marc Aurels zu Rom.

Vielfach ſind in den römiſchen Skulpturen, ſowohl der Trajansſäule wie der Marc Aurels, die kämpfenden Germanen mit nacktem Oberkörper dargeſtellt. In dem hier abgebildeten Relief kämpfen Germanen mit Schild und Speer gegen römiſche Bogenſchützen von den germaniſchen Hilfstruppen.

Böſe ſchwebte dagegen der altdeutſche Charakterzug des Stolzes, der auf der einen Seite leicht in Härte ausartete, auf der andern aber auch zur Schmerzverachtung und zum edelſten Heldenmute führte. Der Übermut des Sieges und das längere Leben unter Römern und Kelten hat dem Charakter der Germanen ſehr viel geſchadet.

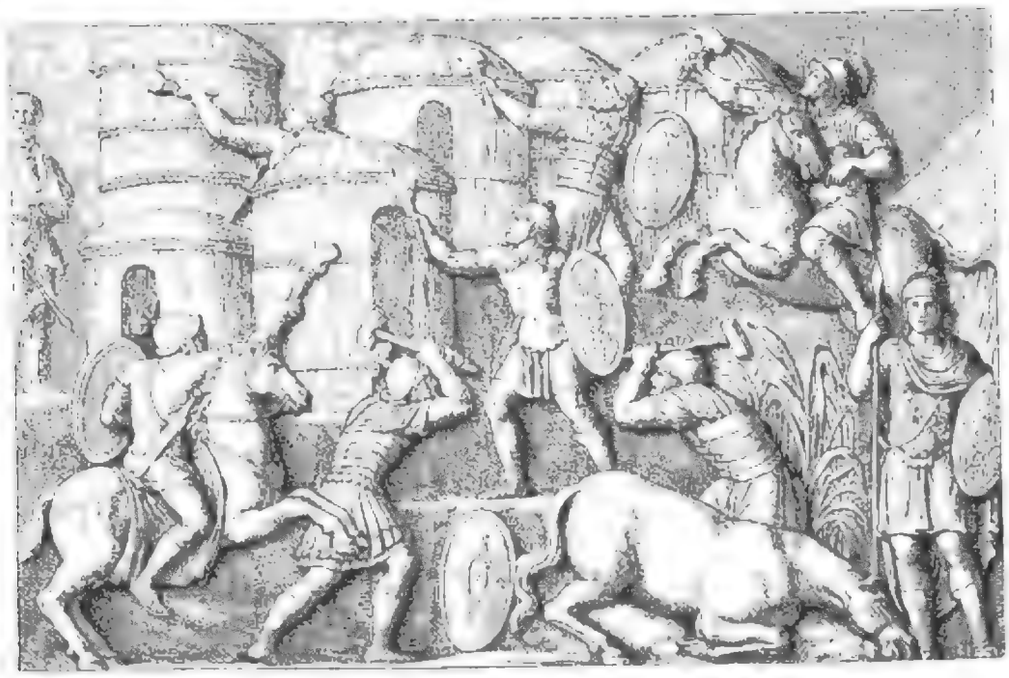
Daß ſie Kälte und Hunger leicht ertrugen, war bei dem Klima Germaniens für ſeine Bewohner ebenſowenig ein Verdienſt, wie es zu tadeln war, daß ſie ſich an Hitze und Durſt nur ſchwer gewöhnen konnten. Im übrigen waren ſie genügſam; ſowohl die Kleidung wie die Wohnung und die Geräte ließen an Einfachheit und Schmuckloſigkeit nichts zu wünſchen übrig, ohne jedoch eigentlichen „Schmuck“, namentlich an edlen Erzen, ganz auszuſchließen. Die ſchönſte Zier der freien Männer und der Jungfrauen aber bildete der unverkürzte Haarwuchs. Der Diebſtahl war nicht nur dem Volkscharakter fremd, ſondern auch in keiner Weiſe lohnend.

Für das Leben der alten Deutſchen iſt es bezeichnend, daß ſie nur drei Jahreszeiten kannten, Winter, Frühling und Sommer; der Herbſt hatte, weil ſie weder Obſt noch Wein bauten, für ſie keine Bedeutung. Sie rechneten die Jahre nach Wintern und die Tage nach Nächten, woher der Gebrauch ſtammt, eine Woche durch „acht Tage“ zu bezeichnen (weil die ſieben Nächte ja von acht Tagen eingeſchloſſen werden).

Das aus Stämmen zuſammengeſetzte, mit Stroh oder Rohr bedeckte älteſte deutſche Haus (Blockhaus) ſtand auch im Trockenen oft auf Pfählen; eine Leiter führte zum Eingange.

Das Ganze konnte auf einen darunter gefahrenen rohen Wagen mit Rädern aus Eichenblöcken (ohne Speichen) geladen und fortgeführt werden, galt daher als Fahrhabe. Oft aber stand es fest auf der Erde über einer künstlichen Vertiefung (Keller), die im Winter zum Wohnen, im Sommer zum Arbeiten, zu unterst aber wohl stets zur Bergung von Vorräten diente, welche dann in Kriegszeiten mit Dünger bedeckt wurden, um dem Feinde zu entgehen. Noch lange Jahrhunderte, ja in abgelegenen Gegenden bis auf die Gegenwart, haben die Germanen am Holzbau und an zerstreuten Wohnungen festgehalten, während die Romanen den Steinbau und zusammengeschichtete Häuser vorzogen, welcher Unterschied auf der Sprachgrenze noch jetzt zu beobachten ist.

Der wichtigste Platz in dem meist einzigen Raume des Hauses war stets der Herd, der Altar des ältesten und einfachsten Gottesdienstes, über welchem das „Windauge" (englisch window, noch jetzt = Fenster) im Dache zugleich den Rauch hinaus- und das Tageslicht hereinließ, gegen Regen und Schnee aber freilich nicht schützte. Das Mobiliar war höchst



Darstellung germanischer Hütten in den Reliefs der Siegessäule Marc Aurels zu Rom.
Zerstörung eines von den Feinden verlassenen germanischen Dorfes. Die Behausungen der Germanen sind hier als runde, aus Flechtwerk gebaute Hütten, ohne Fenster und mit nur engen Thüren dargestellt.

dürftig. Bänke an den Wänden, die zugleich als Truhen und Lagerstätten dienten, und ein knorriger Tisch zierten die rauchige und in der Mitte vom Windauge her nasse Stube, in deren Besitz sich geflügeltes und vierfüßiges Kleinvieh mit der Familie teilte. Und dieser Raum, um den sich erst später, bei fortschreitender Kultur, Nebenräume, Kammern gruppierten, ist selbst in Zeiten größern Aufwandes und in wohlhabenderen Häusern, selbst in Burgen der Großen, noch Jahrhunderte hindurch als „Halle" der Lieblings- und Sammelplatz der Familienglieder geblieben.

Der Hausvater war auch Hausbauer und der Hausbau neben Krieg und Jagd die einzige des Freien würdige Beschäftigung. Alles, was die Familie an Nahrung, Kleidung und Geräten bedurfte, stellten ihre Glieder selbst her; nur ausnahmsweise half der noch sehr unentwickelte Tauschhandel aus, zu welchem meist das Vieh diente. Gemünztes Geld kam nur im Verkehre mit den Römern vor.

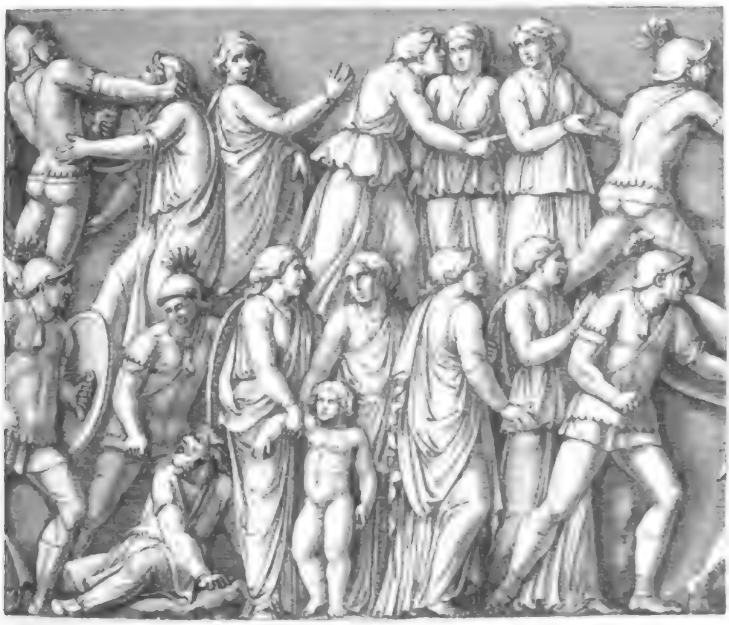
Die Nahrung der alten Deutschen bestand in Fleisch von erlegtem Wild, in dem des häufigsten Haustieres, des Schweines, sowie in Milch- und Mehlspeisen. Besonders beliebt war der Haferbrei. Man liebte auch das aus Salzquellen bezogene Salz, und dies

Digitized by Google

vergrößerte noch den ohnehin ſchon großen germaniſchen Durſt, der ſich an verſchiedenen Arten Bier befriedigte, ſeit vermehrtem Verkehre mit den Römern aber auch ſehr gern zum Weine griff, deſſen Einfuhr früher verboten geweſen war, aber ſchon vor Tacitus geſtattet wurde.

Die Kleidung, urſprünglich aus Tierfellen, ſpäter aus Wollentuch gefertigt, beſtand bei den Männern aus einem Rock, Mantel und Beinkleidern, bei den Frauen aus längeren Gewändern. Als Schuhe dienten eine Art Sandalen aus einem Stück Leder.

Dem Leben in der Ehe und Familie wird von den Zeitgenoſſen der alten Deutſchen das höchſte Lob gezollt. Dieſelben ehrten die Frauen hoch und erblickten in ihnen etwas Heiliges und Prophetiſches. Auch innige Liebe und Hingebung war ihnen nicht unbekannt,



Germaniſche Frauen.

Gruppe aus den Reliefs der Siegesſäule Marc Aurels: die Frauen werden von römiſchen Truppen in die Gefangenſchaft geführt.

wie die ergreifenden Geſchicke des herrlichen Paares Armin und Thusnelda (deren Entführung gleich vielen anderen Sagen noch an den Frauenraub der Urzeit erinnert) und die Folgen ſeiner gewaltſamen Trennung bezeugen. Daß den Oheimen ihre Schweſterſöhne ſo lieb oder oft noch lieber waren, als die eigenen Söhne und die Verehrung erſterer von Seite jener Neffen damit im Einklange ſtand, iſt wohl noch ein Überbleibſel uralten Mutterrechtes, welches ſich mit dem Vaterrechte verbunden hatte. Jünglinge und Mädchen bewahrten Keuſchheit bis zur Ehe, die nicht allzu früh eingegangen wurde, und in dieſer hielten die Gatten einander meiſt die Treue. Ehe (êwa) war auch überhaupt die Bezeichnung für Recht.

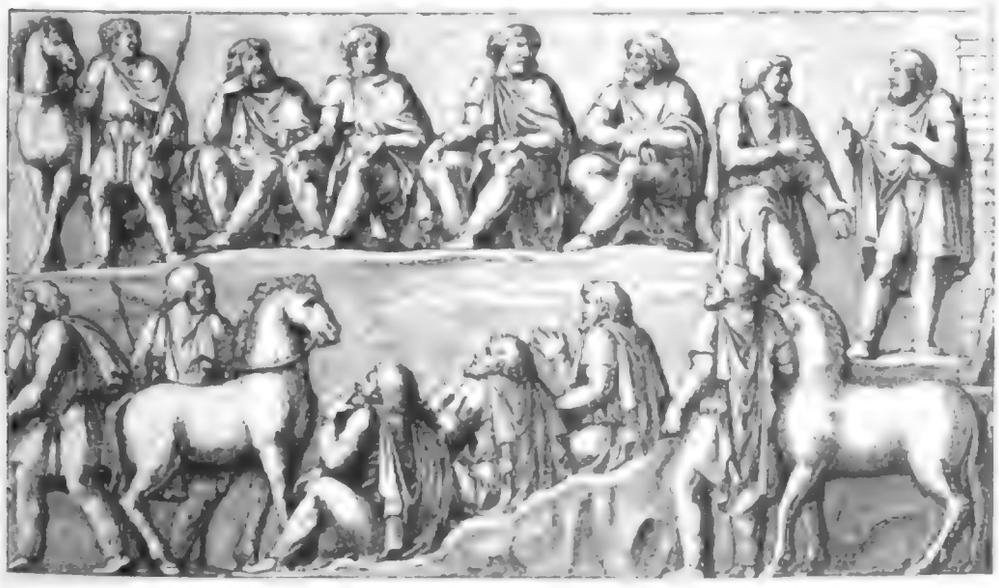
Die Verwandtſchaft hieß Sippe oder Sippſchaft; die männlichen und weiblichen Verwandten unterſchied man als ſolche vom Ger (ſpäter vom Schwert) und von der Spindel; die einzelnen nannte man Freunde oder Magen. Die Familie im engern Sinne hieß Schos oder Buſen. Der Hausvater war unumſchränkter Herr des Vermögens und Lebens ſeiner Angehörigen; neugeborene Kinder konnte er ausſetzen oder töten, Weib und Kinder in die Knechtſchaft verkaufen, die Töchter ohne Frage nach ihrer Neigung ſelbſtherrlich vermählen. Sie ſtanden alle unter ſeiner Munt; er war ihr Gerhabe, das heißt der Träger des Gers für ſie, und

Römiſche Statue einer Germanin, ſogen. Thusnelda.

vertrat ſie gegenüber der Geſamtheit, welche nur die Männer als Glieder anerkannte. Die Söhne wurden durch Wehrhaftmachung, die Töchter durch Heirat aus der Munt entlaſſen. Doch wurde der Sohn erſt durch Wehrhaftmachung von Seite eines dritten (der ſein Adoptivvater wurde) vom Vater unabhängig. Die verheiratete Tochter trat aus der Munt ihres Vaters in die des Mannes ein; war ſie jedoch entführt, was in gewiſſen Fällen erlaubt war, ſo trat jene Änderung erſt nach Ausſöhnung mit ihrer Familie ein. Die Werbung geſchah durch einen Brautwerber des Freiers, die Eheſchließung durch Kauf (Muntſchatz), und zwar wohl früher der Braut ſelbſt, ſpäter der Muntſchaft über ſie. Der Kaufpreis beſtand in Waffen und Vieh und wurde durch eine Gegengabe der Braut in Waffen erwidert; auch erhielt die Braut eine Waffengabe vom Manne, welche bedeutete, daß er ſie zur Genoſſin annehme. Die Ehen waren durchweg einfranige; nur Fürſten nahmen bisweilen mehr als eine Frau, was ſie zur Erhöhung ihres Anſehens für erforderlich hielten. Die Witwe, deren zweite Heirat verpönt war, kam unter die Munt des nächſten Schwertmagen ihres Mannes.

Der einzelne Germane hatte in der Urzeit noch keinen eigenen Grund und Boden. Ehe die vollſtändige Seßhaftigkeit eintrat, hatte auch das einzelne Volk kein beſtimmtes Gebiet. Als es ſolches aber auf die Dauer beſetzte, war die Heereseinteilung auch maßgebend für die des Landes (Truppe, thrupo, und Dorf, thorf, iſt urſprünglich ein Wort). Die Germanen ſiedelten ſich teils in Dörfern, teils in Höfen an, von denen erſtere aber ebenfalls nicht Haus an Haus hart beiſammen lagen und daher von letzteren oft nicht ſcharf zu trennen waren. Die Einteilung in Völker und Geſchlechter ging derjenigen in Gaue und Gemeinden voraus. Eine urſprünglich kriegeriſche Schar von 100 bis 120 Familien (etwa 1000 Seelen mit 300 Kriegern), die Hundertſchaft (eine ſämtlichen germaniſchen Völkern bekannte Einrichtung) ließ ſich als Gemeinde nach Sippenverbänden in ebenſoviel Dörfern von je 20 bis 40 Familien nieder und erweiterte ſich ſpäter zum Gaue (pagus).

Ursprünglich hatten die Völkerschaften der Westgermanen, deren jede aus einigen Dutzend Hundertschaften bestand, im Frieden kein einheitliches Oberhaupt. Da sie aber im Kriege eines solchen bedurften, bürgerte sich sehr bald auch bei ihnen das Königtum ein. Doch kam diesem mehr Ehre, als wirkliche Macht zu, und das maßgebende Organ sowohl der Hundertschaft, wie der Völkerschaft war die Volksversammlung (althochdeutsch dinc, niederdeutsch und nordisch thing). In der Hundertschaft hatte dieselbe gerichtliche, in der Völkerschaft aber politische Bedeutung, welche letztere sich in den Landesgemeinden der schweizerischen Kantone noch erhalten hat. Weitere Versammlungen von mehr als einer Völkerschaft gab es nur zu religiösen Zwecken (Opfern). Die Landesgemeinde war ursprünglich lediglich das Volk in Waffen, und dasselbe trug diese auch am Thing, welches zugleich Heerschau war, wobei die neu in den Waffendienst tretenden jungen Männer gemustert wurden. Im Frühjahr fanden ordentliche (ungebotene), in wichtigen Fällen außerordentliche (gebotene) Dinge statt, beide in der Zeit des Voll- oder Neumondes; meist dauerten sie mehrere Tage. Eröffnet wurden sie durch einen Priester mit der Formel: „Ich gebiete Lust (das heißt Ordnung, Stillschweigen) und verbiete Unlust“ (das heißt jede Störung, welche streng bestraft wurde). Die Versammlung wählte die Oberhäupter, beschloß über Krieg und Frieden und entschied über Freilassung Unfreier und ohne Zweifel auch über Streitigkeiten zwischen den Hundertschaften. Das Volk beschränkte sich auf Zustimmung durch Zusammenschlagen der Waffen oder Ablehnung durch Murren, in wichtigen Fällen durch Niederwerfen der Waffen.



Germanische Ratsversammlung.

Relief von der Siegessäule Marc Aurels; eine der letzten in der Reihe der Darstellungen. Es ist daher anzunehmen, daß die Frage, welche die Versammlung beschäftigt, die der Unterwerfung (der Markomannen) unter Marc Aurel ist.

Der König (kuning, von kunni, Geschlecht), seitdem es einen solchen gab, wurde vom Landesthing aus einem bestimmten edeln Geschlechte gewählt, auf einen Schild gehoben, vor dem Volke umhergetragen und ihm ein Speer überreicht. Dies letztere bedeutete, daß er in erster Linie Führer im Kriege sein sollte.

Er war aber auch Lenker der Landesgemeinde, in welcher er indessen nur „durch die Kraft der Überredung wirken konnte.“ Endlich war er anfangs auch noch Oberpriester, welches Amt aber durch die spätere Aufstellung von Landespriestern eine Einschränkung erlitt. Unumschränkt gebot er nur seinem Gefolge. Sein Recht auf die Strafgelder war jedoch bereits ein Anfang zu höherer Macht, ebenso wie die Vertretung des Staates nach außen hin, die er jedoch mit den Fürsten und dem Volke teilte. Grund und Boden war nicht sein Land, sondern das des Volkes, dem auch die Verfügung über die Kriegsbeute zustand. Ohne Zweifel

erhielt er aber von beiden einen anſehnlichen Anteil. Zwar genoß er einen höhern Rechtsſchutz; aber das Volk konnte ihn wegen Machtmißbrauchs oder aus Aberglauben (indem es ihm die Schuld an Unglücksfällen beimaß) jederzeit abſetzen.

Aufſätze von Königsſtäben, aus Erz: im Mansfeldiſchen gefunden.

Jede Hundertſchaft hatte einen Häuptling oder Fürſten (furisto) an ihrer Spitze. Stand ein König über ihm, ſo hieß er Hunno. Er wurde von der Landesgemeinde auf Lebenszeit gewählt (Abdankung oder Entſetzung vorbehalten). In der Völkerſchaft war er Mitglied des Fürſtenrates, in ſeiner Hundertſchaft Vorſitzender des Things, Kriegsführer, Leiter der Landbauangelegenheiten und Richter. Dafür erhielt er Geſchenke und einen Anteil an den Strafgeldern.

Eine Völkerſchaft, die keinen König hatte, wählte für die Kriegsdauer einen Herzog, und zwar aus der Zahl der Fürſten und mit Rückſicht auf ſeine kriegeriſche Tüchtigkeit.

Könige, Herzoge und Fürſten aber umgaben ſich mit einem Gefolge, welches ihnen in Krieg und Frieden als berittene Leibwache diente und teils aus erprobten Kämpen, teils aus Jünglingen beſtand, die den Krieg erlernen wollten und nach Ruhm dürſteten. Der Dienſt der Gefolgsmänner, die ſich wie eine Familie fühlten, war freiwillig, verpflichtete ſie jedoch zu unbedingter Hingabe an den Herrn. Letzterer überreichte ihnen feierlich die Waffen und nahm ihnen den Eid der Treue ab. Im Frieden beſchenkte er ſie mit Ringen. Ohne ihn durften ſie nicht aus dem Kampfe zurückkehren; auch gehörte ihm ihre Beute, wogegen er ſie vollſtändig unterhielt. Verletzung der Treue verdammte ſie zur Rechtloſigkeit. Denn Treue war dem Germanen etwas Selbſtverſtändliches und dauerte bis zum Tode, wie alle deutſchen Sagen beweiſen.

Relief von der Siegesſäule Trajans zu Rom.

Ein unter den Römern gegen die Daker kämpfender Germane: bewaffnet mit Schwert, Schild und Keule; der Oberkörper bis zum Gürtel iſt nackt, nur eine Hoſe und ein um die Hüften geknüpfter Mantel bekleiden den Krieger.

Zum Heeresdienſte waren alle ehrenhaften Freien verpflichtet; doch hing die Aufnahme in das Heer von einem Beſchluſſe der Volksverſammlung ab, „vor der die jungen Krieger die Waffenprobe abzulegen hatten, um ſodann aus der Hand ihres Vaters, Vormundes oder Fürſten die Waffe zu empfangen“ (Rich. Schröder). Sie konnten im Gefolge, im Volksheer oder im Vortreffen dienen. Wer nicht ins Gefolge aufgenommen wurde, mußte ſeine Ausrüſtung ſelbſt beſtreiten.

Das Volksheer beſtand vorzugsweiſe aus Fußvolk und war nach Hundertſchaften und dieſe wieder nach Sippſchaften eingeteilt. In das Vortreffen ſandte jeder Gau eine auserleſene Schar von fünfzig Reitern und ebenſoviel beſonders trefflichen Fußſoldaten (Parabaten), von denen jeder einem der erſteren zugeteilt war. Seltener zählten die germaniſchen Heere noch weitere berittene Abteilungen. Den Oberbefehl führte der König oder Herzog. Fahnenartige Zeichen an Speerſtangen deuteten dem Heere an, daß der Kriegsgott mit ihm ſei. Wie am Thing, ſo ſorgte auch im Felde ein Prieſter für innern Frieden. Feiglinge wurden lebendig begraben, Verräter und Überläufer gehängt, Spione verbrannt. Die Schlachtordnung bildete ein Rechteck mit einem in der Richtung gegen den Feind vorgeſetzten Dreieck, welches die bewährteſten Krieger umfaßte.

Der **Krieg** war die Lieblingsbeschäftigung der freien Germanen. Er war es, der mehr über sie vermochte als alles andere; durch ihn verbanden sich Gaue und Völkerschaften, die sich sonst, eifersüchtig auf ihre Selbständigkeit, fremd gegenüberstanden, zu gemeinsamen Thaten. **Arioviſt**, der Gegner Cäsars, hatte sechs Völkerschaften unter seinen Befehlen, die ihm freilich nur mit dem Vorbehalt dienten, sich, wenn es ihnen gut dünkte, vom Heere trennen und auf eigene Faust handeln zu dürfen. **Armin** vermochte, freilich nur auf kurze Zeit, den größten Teil der Cherusker und andere Stämme unter seiner Anführung gegen Rom zu vereinigen.

Germanische **Hauptwaffe** war die Framea, ein kurzer Speer, zum Stoß, Schlag und Wurf geeignet. Andere Waffen waren Gere oder Wurfspieße, lange Speere, Streitäxte, Keulen, Pfeile und Schleudern, — Schutzwaffe (nicht immer) ein Schild. Das Schwert hatte eine beschränkte Verwendung und wurde erst später allgemein. Die Verfertigung von Waffen war, bei der Hinneigung zum Kriege, das angesehenste Gewerbe. Es gab kunstreiche **Schmiede**, — ja die Sage ließ deren Handwerk mit Vorliebe durch Königssöhne, wie Wieland und Sigfrid, erlernen; sie machte auch halbgöttliche Zwerge zu erfahrenen Meistern.

Ihren Mut und ihre Gewandtheit übten die Jünglinge schon im Frieden, indem sie nackt zwischen Schwert- und Speerspitzen tanzten. Im Kriege jagten dann die Männer den Feinden durch ihren wilden Kriegsgesang mit vorgehaltenen Schilden (barditus) jähen Schrecken ein.

Befestigungen legten die alten Deutschen nicht auf die Dauer, sondern nur als Zufluchtstätten im Kriege für die nicht streitende Bevölkerung und ihre Habe, sowie zur Verteidigung gegen Feinde an. Ihre Reste sind noch vielfach als Ringwälle vorhanden.

Germanische Schleuderer aus einem, durch die Darstellung eines Baumes angedeuteten, Walde hervorstürmend.
Relief von der Siegessäule Marc Aurels.

Die **Rechtspflege** der alten Deutschen wurde von der Hundertschaft und dem sie leitenden Fürsten besorgt. Jede dieser Körperschaften hatte eine alte und geheiligte Dingstatt oder Malstatt (auch Malberg). Das auf derselben versammelte Gericht, gleich der Landesgemeinde Thing genannt, bestand aus dem Fürsten und sämtlichen freien Genossen der Hundertschaft. Ersterer hatte den Bann, das heißt die Leitung (Hegung) des Gerichtes, die Wahrung des Thingfriedens und den Antrag zum Urteil, welches dann mit der Versammlung beraten und vereinbart und durch deren Zustimmung vollziehbar wurde. Als Gesetzsprecher (Asega) erteilte der Fürst allgemeine Rechtsweisungen (Weistümer), die durch Annahme im Thing Gesetzeskraft erhielten, aber nur mündlich fortgepflanzt wurden.

In außerordentlichen Fällen konnte aber auch die Landesgemeinde als Gericht jede ihr auf Verlangen des Klägers durch den Fürstenrat vorgelegte Sache entscheiden.

Die Gerichtsversammlungen fanden nur am hellen Tage in der Zeit des Neu- oder Vollmondes statt. —

Die alten Deutschen teilten sich in vier Stände: Adelige, Freie, Hörige und Unfreie. Der Ursprung des **Adels** ist dunkel; seine Glieder, die Ethelinge, glaubten von den Göttern

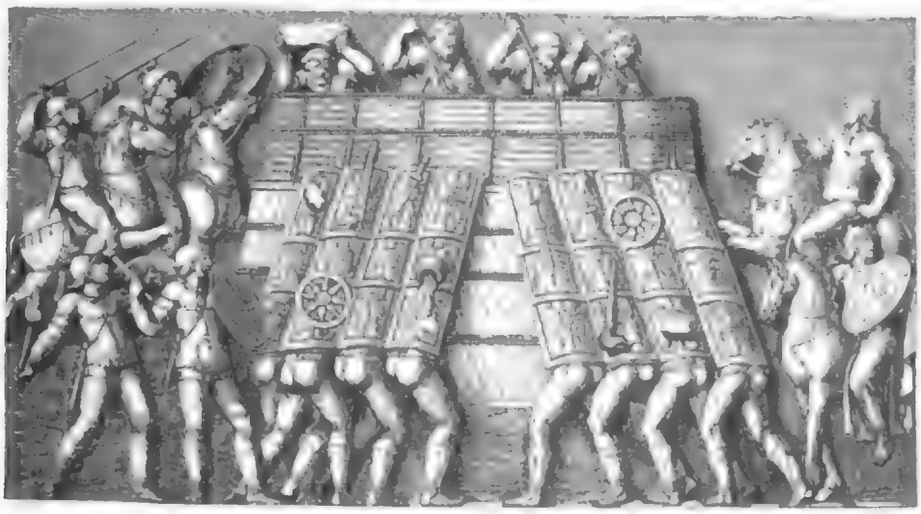
abzustammen; er konnte aber auch durch Aufnahme tüchtiger Männer erweitert werden, was um so notwendiger war, als er den Vorstreit hatte und daher im Kampfe die meisten Verluste erlitt. Seinen Reihen wurden die Könige und Fürsten entnommen. Der Adelige galt im Recht auf Grund und Boden und in der Büßung für Verletzungen durchschnittlich soviel wie zwei Freie. Die Freien, Frilinge, althochdeutsch Charle (daher Karl und Kerl), waren das eigentliche Volk, bildeten das Heer, und aus ihnen setzten sich die Thinge zusammen. Hörige, Liten, Laten oder Lazzen, gab es bei anderen Germanen als den Deutschen nicht; sie entstanden aus im Kriege Unterworfenen. Sie zahlten Abgaben und hatten Anspruch auf Ackerland, wenn auch geringern als die Freien, denen sie sich übrigens mit der Zeit an Rechten näherten. Die Unfreien, Skalke (lateinisch servi), waren Eigentum ihrer Herren und galten nur als Sachen, nicht als Personen. Sie bestanden aus Kriegsgefangenen, aus zahlungsunfähigen Schuldnern und aus solchen, die sich mit einer unfreien Person verheiratet hatten, wie denn die Ehe zwischen verschiedenen Ständen überhaupt verpönt war. Ihre Herren übergaben ihnen gegen bestimmte Abgaben an Getreide, Vieh und anderen Sachen oder gegen Frondienste ein Grundstück zur Bewirtschaftung. Verkaufen oder vererben konnten sie nichts; der Herr war ihr Erbe; auch hingen ihre Ehen von seiner Erlaubnis ab. Ihre Kinder gehörten dem Herrn der Mutter. Die Zahl der Unfreien war nicht bedeutend. Sie konnten von ihren Herren, später auch vom Landesthing freigelassen werden und erhielten im erstern Falle die Rechte der Hörigen, im letztern aber die der Freien. Vollendet aber war die Eigenschaft des neuen Freien erst durch Aufnahme in eine freie Sippe. —

Alles Land gehörte der Gesamtheit des Volkes und wurde den einzelnen nur zur Benutzung überlassen. Die Häuser dagegen samt Keller und Fahrhabe gehörten ihren Bewohnern, deren jeder sein eigenes besaß. Der Acker wurde nach Verdienst verteilt und jährlich umgetauscht, ein Teil der Flur aber unbestellt gelassen. Die alten Deutschen kannten nur die Sommersaat; der Acker war noch nicht durchaus von Wald- und Weideland getrennt. Während der ersten zwei Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung schritten sie jedoch von der Waldwechselwirtschaft zu geregelter Feldgraswirtschaft vor, „und es bedurfte nun nur noch der Einführung der Wintersaaten, um zur Dreifelderwirtschaft zu gelangen. Es ist wahrscheinlich, daß sich dieser Übergang zum Teil noch in der germanischen Periode vollzogen hat, jedenfalls schon geraume Zeit vor Karl dem Großen“ (Schröder). Urwald, Gebirge, Sümpfe, Gewässer und wüstes Land bildeten die Marke des Besitzes der Gemeinden oder die Markgenossenschaften, die sich teils aus den Hundertschaftsgemeinden abzweigten, teils mit diesen identisch blieben. Dieselben nahmen von Zeit zu Zeit neue Fluren in Besitz und ließen die alten verwildern, entweder auf einige Zeit oder für immer. In älterer Zeit (der Cäsars) wechselte der Grundbesitz unter den Hundertschaften eines Volkes, ohne weiter verteilt zu werden. Später (zur Zeit des Tacitus) waren die Hundertschaften fest angesessen und verteilten ihr Land, nach Ausscheidung eines Teiles für den Fürsten, eines solchen für den Gottesdienst und eines solchen als befestigten Zufluchtsortes, nach Sippen, welche dann nach Bedürfnis miteinander tauschten. Noch später ward auch die Sippschaft seßhaft und verteilte ihr Gebiet unter ihre Haushaltungen. Was nicht als Ackernutzung ausgegeben wurde oder als Tempelgut, Malstatt, Grenzwall und dergleichen vorbehalten war, bildete die dem gemeinen Nutzen dienende Allmände oder gemeine Mark.

Die Verteilung der Ackerfluren an die einzelnen geschah in Form von Rechtecken (Gewannen), die durch Meßseile vermessen wurden. Jeder Teilhaber erhielt jedoch nicht ein solches allein, sondern auch Stücke (Bisänge) verschiedener Gewanne, und zwar durch das Los und so, daß die Anteile der einzelnen Haushaltungen wechselten. Zu diesen Anteilen kam noch das Recht des Holzschlages im gemeinsamen Walde, das des Viehauftriebes auf die gemeinsame Weide, das der Jagd im Gemeindegebiete, das des Fischfangs in dessen Gewässern, welche Rechte je eines Hofes zusammen eine Hufe bildeten. Teilhaber der Hufen aber waren nur die selbständigen Hausväter, nicht die abhängigen Söhne, die, wenn sie erwachsen und doch noch ohne Land waren, auswandern mußten. Das alles waren Belohnungen für die Mitwirkung beim Erwerbe des Gemeindegebietes; es waren die Grundlagen der spätern Gemeinde-

Digitized by Google

verfassung und zugleich die Übergänge zum vollen Privateigentum. Karl Lamprecht sagt über diese Vorgänge: „Es ist eine Entwickelung von beinah' unglaublicher Widerstandskraft gegenüber allen Zerstörungsversuchen späterer Zeiten. Es ist die Entwickelung, in welcher der Nacken des deutschen Bauern steif, sein Sinn starr ward, aber auch sein Herz redlich, seine Treue golden blieb, in welcher er festhielt an allen geistigen Vorzügen altgermanischer Denkweise trotz Humanismus und römischer Juristerei, bis ihn die Bauernbefreiung unsres Jahrhunderts und die allgemeine Heerespflicht der Befreiungskriege dem modernen Leben zuführten. Keine noch so feste Institution hätte außerhalb der tiefsten, allgemeinsten und lebendigsten Regungen menschlicher Persönlichkeit eine solche Dauer urzeitlicher Anfänge gewährleistet. Das war das Große in der Begründung dieser Verbände, daß sie nicht gefestigt wurden auf irgend welche Erscheinungen der urzeitlichen oder sonst einer spezifischen Kultur: sondern daß sie verankert wurden im germanischen Menschen, im deutschen Volkstum selbst. Die germanische Gemeinde von vorgeschichtlicher Zeit an bis auf unsere Tage war keine Gemeinde von Hausbesitzern oder Kapitalbesitzern oder Besitzern einer bestimmten Bildung: sie war die Gemeinde



Relief an der Siegessäule Marc Aurels zu Rom.

Verteidigung einer germanischen Befestigung gegen einen Angriff der Römer. Mit über den Köpfen zusammengehaltenen Schilden (testudo) rücken die Feinde an. Durch darauf geschleuderte Felsblöcke und Speere suchen die Germanen das Schutzdach zu durchbrechen. Fackeln werden von den Römern gegen die aus Weidengeflecht hergestellte Brustwehr des germanischen Walles geworfen. Der Wall selbst ist, wie das Relief deutlich erkennen läßt, aus Balken oder Stämmen, die mit Ruten untereinander verbunden sind, gebaut.

der Menschen als solcher, der Männer, soweit ihr Herz weit und ihr Sinn groß war, soweit ihr Kopf hell und ihr Arm kräftig schien zu Angriff und Abwehr, und soweit ihr Leumund sich gefeit erwies gegen Widersage. Wenn nichts den Wechsel der Zeiten überdauert: dieser Typus des Mannes währt als ewige Grundlage ursprünglicher wie reicher Gliederung des öffentlichen Wesens:

„si fractus illabatur orbis,
impavidum ferient ruinae." —

Im Bereiche des Privatrechtes wurden Sachen übergeben durch Überreichung eines Handschuhes, den der Empfänger anzog. Personen aber änderten ihre rechtliche Stellung durch Übergabe oder Zuwerfen einer Waffe, später eines Stabes oder Halmes. Durch diese Handlung wurde der Jüngling aus der „Munt", der Unfreie aus der Knechtschaft entlassen. Land wurde übertragen durch Wurf einer Handvoll Erde oder Erdscholle in den Schoß des Empfängers. Für Schuldverbindlichkeiten gab man ein Pfand oder eine „Wette", die auch in der Person des Schuldners bestehen konnte, so daß er bei Säumnis dem Tode oder der Knechtschaft verfiel. Die letztere war auch das Los der Bürgen des säumigen Schuldners; beiden wurden die Haare abgeschnitten und Fesseln angelegt. —

Die Blutrache fiel nicht unter das Strafrecht. Da die Sippegenossen einander unbedingte Treue schuldeten, hatten sie die Pflicht, jeden Frevel gegen einen aus ihrer Mitte zu rächen, wobei ihnen allerdings die Wahl zwischen Klage und Fehde freistand.

„Gegenüber einem solchen System gegenseitiger Rechtsnahme durch Sippengewalt konnte es der Staat zunächst nicht weiter, als bis zur verständigen Regelung des sippschaftlichen Verfahrens bringen. Hierhin gehört es, wenn er für die thunlichste Beschleunigung der Rache sorgte. In der That müssen wir uns von der frühern Periode der Geschlechtsfehde an bis zu ihrem letzten Verschwinden den Fehdegang bei Blutrache in den meisten Fällen außerordentlich schnell erledigt denken. Bereits in ältester Zeit pflegte man den Leichnam des Erschlagenen, dessen Tod man zu rächen hatte, nicht zu bestatten, ehe nicht die Fehde mit dem Geschlecht des Mörders ausgetragen war, und noch die friesische Sippe des dreizehnten Jahrhunderts ließ die Leiche des Ermordeten im Hause hängen, bis sie Vergeltung geübt.

Weiterhin war es Aufgabe des Staates, darauf zu dringen, daß alle Gewaltthat im Fehdegang deutlich von gemeinem Frevel unterschieden ward. Darum mußte jede Vergeltung offenbar, nicht hinterlistig genommen werden. Schon die Heimsuchung der Gesippten des Thäters am häuslichen Herd, im höhern Schutze ihres Hoffriedens, galt als nicht vereinbar mit frei waltender Rache; sie ward als ein besonderes Verbrechen, als Bruch des geheiligtesten Friedens betrachtet. Noch mehr kam es darauf an, den der Rache geopferten Sippenfeind auch deutlich als im Rechtsgange gefallen zu bezeichnen. Seine Leiche mußte offen an einen Kreuzweg gelegt werden, frei sichtbar allen Wandelnden, nicht verborgen im Dunkel des Waldes und im Dickicht des Haselstrauchs; eine Waffe mußte sie neben oder auf sich liegen haben und eine Münze auf der Brust, damit der Verdacht räuberischen Mordes fern sei.

Noch weiter ging man im fränkischen Stammesgebiet; hier sollte das Haupt eines in rechter Fehde Erschlagenen auf einen Pfahl gesteckt oder sein Körper an einen Galgen gehängt werden — öffentlich; und auch später noch, bis zum Schluß des Mittelalters hin, blieb es dem Hausvater im Fall der Nachenahme bei handhaftem Diebstahl frei behalten, den Dieb an den ragenden First seines Heims zu knüpfen." (Karl Lamprecht.)

Doch konnte die Fehde durch eine Bußanzahlung (das Sühngeld, später Wergeld) an die beleidigte Sippe abgewandt werden, wozu die Sippegenossen des Schuldigen beitragen mußten. Diese Beilegung wurde durch gegenseitige Umarmung gefeiert. Fortgesetzte blutige Familienfehden, wie in Albanien, Korsika und Sardinien, kannten die Germanen daher nicht.

Das germanische Strafrecht unterschied zwischen todeswürdigen Verbrechen und sühnbaren Freveln. Erstere, wozu besonders Tempelschändung, Friedensbruch im Thing, Landesverrat, Mordbrand, heimlicher Mord, Sühnebruch, Heeresflucht, großer Diebstahl u. s. w. gehörten, und welche mit Ertränken, Versenken in Sümpfe, Rückenbrechen, Strang oder Feuer bestraft wurden, verfolgte der Staat im Namen der Götter. Die letzteren aber galten als Privatsache der Verletzten; es gehörten dazu offene Tötung, Körperverletzung, Überschreitung der Blutrache (das heißt einer Rache, die schwerer war als die zu rächende That) und Verletzung der Sühne. Die Strafe bestand bei diesen in der Ehr- und Friedloserklärung oder Ächtung. Der Geächtete, „Wolf und Würger" oder „Waldgänger" genannt, verlor die bürgerlichen Rechte; — wer ihn (der ja nur noch als Räuber leben konnte) traf, durfte ihn erschlagen. Wortbrüchigkeit oder Flucht eines Gefolgmannes, Versäumnis der Wehrpflicht oder Heimkehr aus dem Kampfe ohne Schild hatten ohne Richterspruch die Ehr- und Friedlosigkeit zur Folge.

Das gerichtliche Verfahren wurde auf Verlangen des Klägers eingeleitet, der durch Geschrei jeden dasselbe Hörenden zu Hilfe rufen konnte und sodann die Vorladung oder Mahnung, den Vortrag der Klage und die Berufung besorgte. Wenn der Verbrecher auf „handhafter That" oder auf der Flucht ergriffen wurde und sich der Verhaftung widersetzte, so durfte er von den Verfolgern sofort getötet werden. Im andern Falle wurde er gebunden vor das Gericht geführt. Die nicht erscheinende oder sich nicht verantwortende Partei verfiel in Geldbuße. Dem Geständnis des Beklagten folgte sofort die Verurteilung. Unfreie, die nicht gestanden, wurden gefoltert; Freie mußten schwören oder Zeugen stellen; die Sippe-

Digitized by

genoſſen mußten als Eideshelfer auftreten. Größern Eindruck brachte jedoch das Gottesurteil hervor. In der Urzeit kannte man nur das Losurteil, und auch dies nur in ſchweren Fällen. Es war eine Frage an die Götter, ob ihnen das Opfer genehm ſei (Schröder). Zu einem Gottesurteil war damals der Zweikampf noch nicht geworden; er diente nur dazu, den Ausgang einer Schlacht zu ermitteln, und war im übrigen nur eine Fehde im kleinſten Maßſtabe.

Eine Gerichtsſzene; aus den Reliefs der Siegesſäule Marc Aurels.

Der König der Quaden, bekleidet mit dem bis auf die Knöchel herabwallenden Kriegsmantel, in der Hand eine Pergamentrolle (oder ein Zepter?) wohnt der Enthauptung mehrerer Germanen bei, die mit den Römern Bündnis eingegangen (So die übliche Deutung: vielleicht wird man aber eher umgekehrt Beſtrafung von Germanen für Verletzung des von ihrem König mit Rom geſchloſſenen foedus annehmen müſſen.)

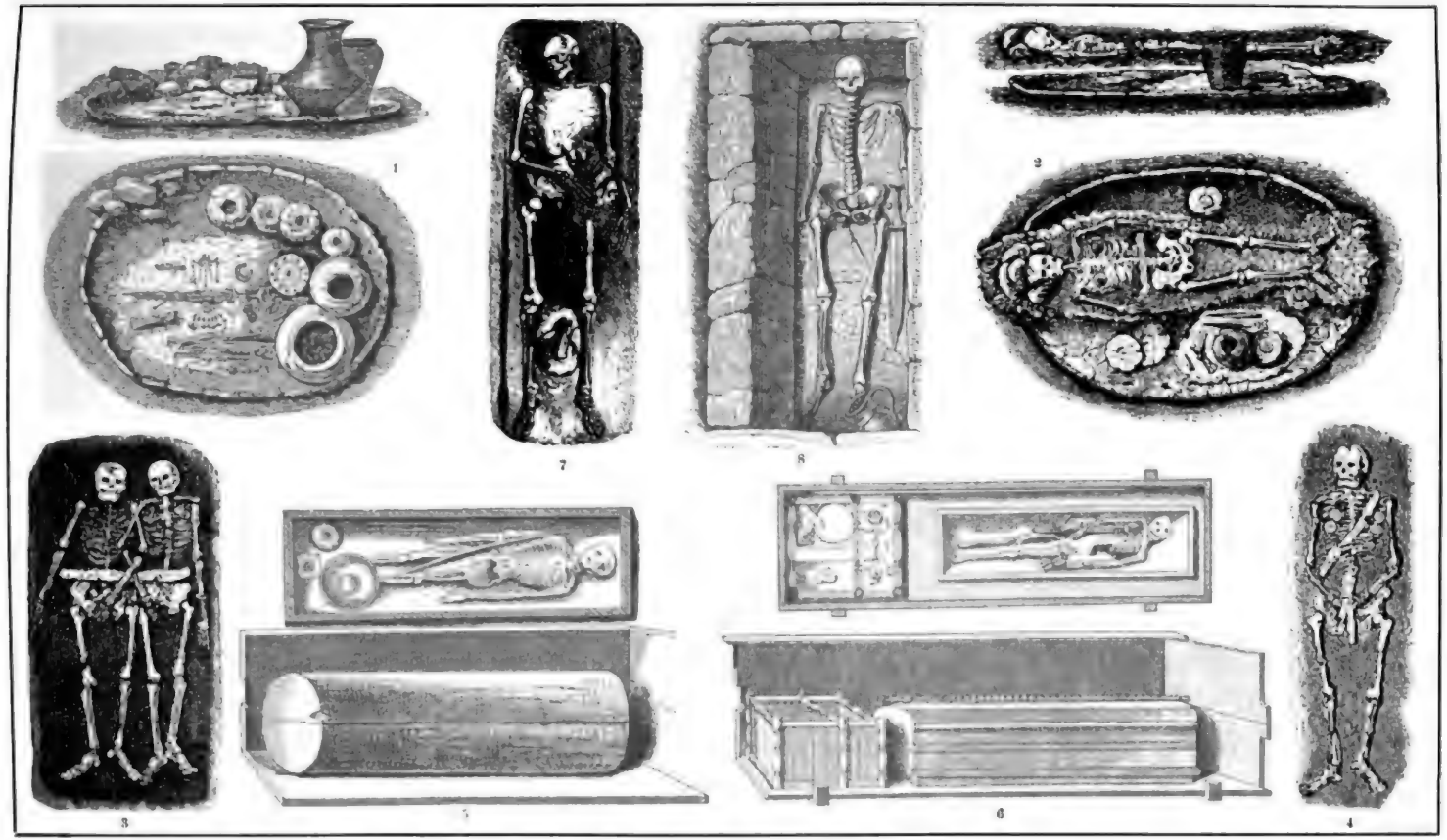
Bei den Germanen war es Regel, daß die Toten von den Frauen beweint, von den Männern aber im treuen Andenken bewahrt wurden. Die Leichen wurden teils verbrannt, teils begraben; oft ward auch über den Brandreſten ein Hügel aufgeworfen. An den Küſten des Meeres und an Ufern großer Seen kam es vor, daß Leichen in Kähnen den Wellen preisgegeben wurden. Zum Leichenbrande wurden beſondere geweihte Holzarten verwendet. Die Hügelgräber und Hünenbetten reichen in die Zeit herab, welche uns hier beſchäftigt, und wie in der Urzeit und bei anderen Völkern wurden dem Toten Geräte aller Art, beſonders Waffen und Gefäße, ſogar Früchte und andere Lebensmittel in das Grab mitgegeben; auch ihre Lieblingstiere tötete man zu dieſem Zwecke, und Diener opferten ſich willig, um den Herrn ins Jenſeits zu begleiten. Selbſt von liebenden Frauen berichtet dies die Sage, gewiß nicht ohne thatſächlichen Grund. In ſpäterer Zeit, etwa ſeit der römiſchen Herrſchaft in Süddeutſchland, beſonders aber während der großen Völkerwanderung und bis zur Zeit Karls des Großen wichen die Hügelgräber den in den Erdboden vertieften Reihengräbern, deren Waffen, Schmuck u. ſ. w. römiſchen Einfluß verraten; in denſelben verſchwinden die Spuren der Leichenverbrennung und finden ſich neben Speiſe und Trank, ſowie Lieblingstieren (z. B. Pferden) die erſten Schlüſſel bei Germanen, die ſolche vor der römiſchen Zeit noch nicht kannten. In Schwaben wurden auch gemauerte Reihengräber und in ausgehöhlten Baumſtämmen (Totenbäumen) verwahrte Leichen gefunden. Die letzteren waren faſt überall mit dem Geſichte nach Oſten gewendet. Vielfach und noch tief in neuere Zeiten hinein beſtattete man die Toten in der Weiſe, daß ſie nur auf einem Brette befeſtigt waren, und ſtellte gemalte Bretter mit ihren Namen an Zäunen der Häuſer und Wege auf, wie auch jetzt noch in der Schweiz, Schwaben und Baiern geſchieht.

Digitized by Google

In Norddeutſchland ſind die Geräte der Gräber weit einfacher und ſchmuckloſer als im Süden, und es herrſcht hier ſogar im Schmucke das Eiſen vor, wie dort die Bronze. Man findet hier auch namentlich viele Tauſende von Aſchenurnen verbrannter Leichen. Eine Anzahl Gräber in Mecklenburg, Brandenburg, Poſen, der Lauſitz u. ſ. w. zeigt auffallend ſchöne Erzeugniſſe römiſcher Induſtrie, darunter z. B. Götterbilder von klaſſiſcher Vollendung, vorzügliche Eiſenwaffen, ſchmuckvolle Geräte aller Art, Erzeugniſſe, welche in ganz Deutſchland, auch wohin die Römer nicht kamen, die Geräte der Urzeit (oben S. 9) immer mehr verdrängten. In der Töpferei z. B. tritt die Drehſcheibe an die Stelle der Handarbeit, erſcheint einfache, aber zierliche Ornamentik. Merkwürdig ſind die am Rhein, noch häufiger aber in Nordoſt-Deutſchland gefundenen Aſchenurnen mit einem darauf ganz oder teilweiſe roh auf ihnen abgebildeten Menſchenantlitz, die *Geſichtsurnen*, die auch in Etrurien, Kleinaſien und Ägypten ähnlich vorkommen. Auch die Produkte der römiſchen Glasfabrikation fanden Eingang, ebenſo die an den Orient erinnernden Glasperlen, ferner Arm- und Fingerringe und Haarnadeln von buntem Glas. Der Glasinduſtrie folgte das vom Nil ſtammende *Email*.

Geſichtsurnen.

1. Fragment eines Thongefäßes mit geſichtsähnlicher Ornamentierung, aus einer Grabkammer von Magleby auf der Inſel Möen. ca. $^1/_4$ der natürlichen Größe. 2. Geſichtsurne; gefunden bei Bohlſchau, Kr. Neuſtadt (Pommern?). 3. Thongefäß aus einem Ganggrabe bei Arby unweit Kalundborg. ca. $^1/_4$ der natürlichen Größe. (Nach Undſet.)



Altgermanische Bestattungsarten.

1. Brandgrab in einer Thonmulde, Ansicht von der Seite und von oben; die Beigaben sind teils auf die Brandreste gelegt, teils neben dieselben gestellt. Aus dem Gräberfelde von Hallstatt. 2. Gemeinschaftliches Grab einer verbrannten und einer bestatteten Leiche, in einer Thonlade. Hallstatt. 3. Doppelbestattung. Hallstatt. 4. Beisetzung mit Zierrat in freier Erde. Hallstatt. (1—4 nach v. Sacken.) 5. Einfacher Totenbaum; Ansicht in geschlossenem Zustande, darüber die innere Ansicht. Aus den Gräbern von Oberflacht. 6. Sarg in einer Umwandung von dicken Eichenbohlen, zu dessen Füßen noch zwei Verschläge mit Beigaben. (5. 6. Jahresh. des württemb. Altert.-Ver.) 7. Beisetzung mit Waffen in freiem Boden. Aus den Reihengräbern zu Selzen. 8. Steinkammer vom Friedhofe zu Bel-Air in der Schweiz. (7. 8. nach Lindenschmit.)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized

Zweiter Abschnitt.

Religion und Bildung der alten Deutschen.

Ganz andere Quellen als das Leben der alten Deutschen, welches teils aus den römischen Schriftstellern, namentlich aus dem unschätzbaren Tacitus, teils aus den geöffneten Gräbern zu uns spricht, hat für uns ihre *Religion*. Leider sind zur Zeit der Einführung des Christentums in Deutschland zahllose Erinnerungen an das Heidentum zu Grunde gegangen; aber es hat sich dennoch *ein* Schatz so recht im Herzen des deutschen Volkes erhalten, der uns eine kostbare Grundlage für die Kenntnis des Gottesglaubens unsrer Vorfahren darbietet. Wir meinen die deutsche *Volkssage*, soweit sie mythischer Natur ist, aus welcher wir uns mit Hilfe einer Menge mit ihr übereinstimmender Aussagen von Schriftstellern und einer kleinen Anzahl erhaltener alter Sprüche und Lieder ein ungefähres Bild des deutschen „Heidentums" machen können. Vervollständigt wird dasselbe noch durch jene berühmte Sammlung der Sagen und Lieder von Göttern und Helden unserer nordgermanischen Stammesbrüder, welche auf der fernen „Eisinsel" entstand, die aber so jung und kunstvoll, und wenn auch in vielem echt nordisch, doch allem Anschein nach bereits so stark mit christlichen Vorstellungen vermengt ist, daß wir die *Edda*, soweit sie nicht mit der echt deutschen Mythe übereinstimmt, nicht ohne große Vorsicht zu Rate ziehen dürfen.

Den Grundgedanken der germanischen Religion und der arischen überhaupt, ja eigentlich aller Religion bildet der Gegensatz des *Lichtes* und der *Finsternis*. Derselbe mußte dem Urmenschen natürlicherweise mehr auffallen als alles andere. Nichts ist begreiflicher, als daß derselbe das Licht verehrte und die Finsternis fürchtete, daß sich ihm aus dem Lichten das Gute, aus dem Dunkeln das Böse entwickelte. Ohne Zweifel kannten auch die alten Deutschen die nordische Teilung der Welt, nach welcher das Licht *Muspelheim*, das Feuerland, und die Finsternis *Niflheim*, das Nebelland, hieß; dafür spricht schon die Thatsache, daß sie sich stets aus dem düstern, kalten Norden nach dem hellen warmen Süden sehnten und rastlos nach diesem hin wanderten.

Die auffallendsten Erscheinungen des Lichtes sind die Gestirne: *Sonne*, *Mond* und *Sterne*; sie stehen daher bei sehr vielen Völkern an der Spitze aller verehrten Wesen. Sonne und Mond sind die Augen des *Himmels*. Dieser wird selbst zu einem göttlichen Wesen, dessen Ergänzung nach der Kosmologie des Augenscheins die *Erde* ist. Die Flecken an Sonne und Mond erscheinen der Phantasie als Gesichtsmerkmale. In den germanischen Sprachen ist die Sonne, weil ersehnte Wärme bringend, mild, daher weiblich, der kalte Mond aber hart, daher männlich; in den romanischen Sprachen kehrt das Klima das Verhältnis um, weil man im Gebiete derselben die Sonnenhitze scheut und die kühlen Nächte liebt. Die deutsche Mythe kennt, ihrer Sprache gemäß, Liebschaften und Ehegeschichten zwischen der „Frau Sonne" und dem „Herrn Mond", denen als zweites Paar, aber in umgekehrter Stellung, dann *Tag* und *Nacht* an die Seite treten. Es werden auch Menschen zur Strafe in den Mond versetzt. Die Sonnenfinsternis erklärte man sich durch Feindschaft zwischen der Sonne und

Digitized by Google

dem Monde, Verfinſterungen beider Weltkörper durch Angriffe von Wölfen oder anderen Ungeheuern. Noch jetzt zieht an manchen Orten der deutſche Bauer vor der Sonne und dem Monde den Hut ab und hält es für frevelhaft, nach dieſen Weltkörpern zu ſchießen oder auch nur mit den Fingern nach ihnen zu deuten. Auch ſcheut man ſich, im Mondlichte zu baden, zu tanzen oder aus einem Brunnen zu trinken, in welchem es ſich ſpiegelt. Auf ungeborene Kinder übel zu wirken, wird dem Monde gleichfalls zugeſchrieben. Die „Glasberge“ der Sage ſind Bilder des Himmelgewölbes, und die „Horte“ derſelben erinnern in vielen Zügen an das Gold und das Silber der Sterne, ebenſo die goldenen Scheiben, Räder, Kugeln u. ſ. w. an die Bilder von Sonne und Mond.

Von weiteren Naturorganen iſt auch der Wind in der Sage vergeiſtigt und perſonifiziert, dann die Wolken, der Blitz und Donner, das Feuer in den Irrlichtern und „feurigen Männern“, wozu der Gebrauch des Ofens und Herdes als Altar und die Beſchwichtigung eines Brandes durch in die Flammen geworfene Lebensmittel und anderes paßt. Der Verehrung des Feuers ſteht die des Waſſers, der Quellen, Flüſſe, Seen u. ſ. w. gegenüber; namentlich war der Glaube an die Heilkraft, Unergründlichkeit und Blutverwandlung der Gewäſſer einſt weit verbreitet.

Individueller iſt ſchon die Verehrung der Pflanzen. Dieſelben hängen vielfach mit den Sternen zuſammen, wie denn auch das Bild eines Gartens („Roſengartens“, verzauberten oder verwünſchten Gartens) mit ſeinen wunderbaren Bäumen und Blumen von Gold und Silber oft deutlich auf den Himmel geht. In ihm ſteht auch der nordiſche Rieſenbaum Yggdraſil, der eine Eſche heißt, wie jene, aus welcher der erſte Menſch (Aſk) geſchaffen wurde, und die Welt bedeutet. Zahllos ſind die Sagen von gewiſſen Blumen und Bäumen mit mythiſchem Charakter, wunderbaren Eigenſchaften und vergeiſtigtem Weſen.

Die Individualität der verehrten Naturweſen aber macht Fortſchritte, indem dieſelben die Geſtalt beſtimmter lebender Geſchöpfe annehmen, und zwar zuerſt die von Tieren (Zoomorphismus), dann eine gemiſchte von Tieren und Menſchen und endlich eine rein menſchliche (Anthropomorphismus). Dieſe drei Stufen bilden die Zoo-, Dämono- und Theolatrie.

Die Tiere haben für den einfachen Menſchen etwas Dämoniſches, Geheimnisvolles, Rätſelhaftes. Zahlreich ſind daher bei vielen Völkern die Thatſachen ihrer Verehrung, welche auch in der deutſchen Volksſage Spuren hinterlaſſen hat. Dieſe Verehrung iſt aber ſehr oft noch mit Furcht und Abſcheu vermiſcht, ſo namentlich bei den kriechenden Tieren. In Schwaben wird der ſogenannte Wurm am Finger in der Art, als wäre er ein lebender Wurm, mit Sprüchen beſchworen, z. B. „Gott der Vater — fahrt gen Acker, — er ackert gar wacker — er ackert drei Würm' aus: — der ein' war weiß, der ander ſchwarz, der dritte rot, — hier liegen alle Würme tot!“ Häufig ſind die Sagen von rieſenhaften Spinnen, — die Gegenwart einer Spinne bringt bald Glück, bald Sorgen. Die Kröten treten noch bedeutſamer auf, ſind oft verwunſchene Frauen, hüten Schätze, ſpuken als Geſpenſter u. ſ. w. Alles dies gilt in noch erhöhtem Maße von den bei ſehr vielen Völkern göttlich verehrten Schlangen, namentlich den goldene Kronen tragenden Schlangenkönigen, die an die indiſchen Schlangenſagen der Nagas erinnern, noch weit mehr aber von den die Schlangen an Größe und ſchreckensvollem Anblick übertreffenden, aber gleich ihnen auch „Würmer“ (Lindwürmer) genannten mythiſchen oder vielmehr urweltlichen Drachen und ihrer Zaubermacht. Die Drachen ſind Bilder der Nacht oder der Wolke und werden darum von Sonnenhelden erlegt, welche die von ihnen gefangen gehaltene Jungfrau, d. h. den Mond befreien. Unter den Inſekten haben die Bienen, Käfer, Mücken, Schmetterlinge vielfach mythiſche Bedeutung, unter den Vögeln der Schwan, Storch, Hahn, Rabe, die Taube, Elſter, Eule, der Kuckuck, Adler u. ſ. w. und die fabelhaften Geſchöpfe Greif und Fenis (Phönix). Unter den Säugetieren fallen in die Kategorie des Mythiſchen und Wunderbaren, Zauber- und Geſpenſterhaften, namentlich als Verkleidungen von Hexen und anderen dämoniſchen Weſen: das Eichhörnchen, der Haſe, Fuchs, Wolf, Bär, Hirſch, in noch höherem Grade der Hund und die Katze, der Eber, die Ziege, der Widder, am bedeutendſten aber der Stier und die Kuh ſowie das Pferd.

Merkwürdig sind besonders die Sagen von Ansammlungen verschiedener Tiere, welche auf Stürme, Wolken und das Sternenheer hindeuten, so namentlich die von der „wilden Jagd“ oder dem „wütenden Heer“ (welche beide im Wesen dasselbe sind), das mit entsetzlichem Lärm in gewissen Nächten durch die Lüfte dahinbraust. Es ist derselbe Gedanke, wenn der Rattenfänger von Hameln, der auch an anderen Orten und als Orpheus und Amphion bereits im Altertum vorkommt, die Mäuse, welche in der Sage Seelen bedeuten, an sich lockt und nach ihnen die Kinder entführt, wie wenn in den Alpen nächtlicherweile das weidende Vieh mittels geheimnisvoller Gewalten durch die Luft nach entfernten Bergen entrückt wird, oder die dämonischen „Nachtvölker“, d. h. geisterhafte Hirten und Herden, nachts über die Alpen ziehen und in den Sennhütten schlachten und kochen.

Die Dämonen, welche gemischte, vorzugsweise aber menschliche Gestalt haben, sind trotzdem von den Menschen sehr verschieden. Ihre einstige Verehrung ist zwar längst vergessen und geht nur noch aus dem Inhalte der von ihnen erzählten Sagen hervor; soviel aber ist sicher, daß sie nicht um ihrer selbst, sondern um der Naturorgane willen, welche sie vertraten und aus welchen sie abstrahiert wurden, Verehrung genossen, die aber bereits vielfach mit ethischen Elementen verknüpft war, wie sich denn solche bei fortschreitender Kultur mehr und mehr in die Naturreligion eindrängen, bis diese auf ihren höheren Stufen völlig zur ethischen Religion wird. In den Dämonen wiegt noch die Natur, in den Göttern aber bereits die sittliche Idee vor. Wir kennen die Dämonenmythe mit wenigen Ausnahmen fast nur noch in einer Gestalt, welche der Verehrung dieser Wesen nachfolgte und sie bereits als dem Menschen untergeordnet darstellte. Dieselben haben nach dem Volksglauben „keine Seele“ und sind auch nicht mehr unsterblich, wenn sie es überhaupt je waren. Das letzte heidnische Gefühl ihnen gegenüber, das wir noch beobachten können, ist aus Mitleid und Furcht gemischt; soweit sie verachtet und verspottet werden, hat bereits das Christentum seinen Einfluß geltend gemacht.

Unter den Dämonen stehen ursprünglich der tierischen Gestalt am nächsten die Wassergeister, in der deutschen Sage die Nixen, den griechischen Najaden und Nereiden entsprechend. In älterer Zeit dachte man sie sich mit einem Schlangen- oder Fischschweife statt der Füße versehen; in der Zeit aber, aus der unsere meisten Sagen stammen, bereits ganz menschenähnlich, doch bisweilen durch Schwimmhäute, Fischzähne oder Verwandlung in Fische und andere Wassertiere an ihre einstige Gestalt erinnernd, bisweilen auch zwergenhaft gebildet. Sie sind Personifikationen des Wassers, der Wellen, nach manchen Anzeichen auch der im Wasser sich spiegelnden Sterne. Ihr Charakter ist melancholisch, weichherzig und in der Liebe hingebend, dies besonders bei den weiblichen Nixen, während die männlichen meist als menschenfeindlich und rachsüchtig erscheinen. Sie wohnen in allen Gewässern, im Meere, in Flüssen, Seen, Teichen und Brunnen, haben Häuser oder gar Paläste unter dem Wasser, Könige darin, Gärten dabei mit Bäumen und köstlichen Früchten, in den Zimmern aber lange Reihen umgestürzter Gläser und Töpfe, in welchen die Seelen der Ertrunkenen wimmern. Am Lande lassen sich die Nixen oft in weißen oder grünen Kleidern sehen, tanzen, singen, spielen in wunderbar ergreifenden Weisen, dienen den Menschen, wofür sie jeden Lohn verschmähen, knüpfen mit ihnen Liebesverhältnisse an, die aber meist für beide Teile hochtragisch und erschütternd enden, — Geschichten, „alt und doch ewig neu“, in welche die tiefe Empfindsamkeit des deutschen Herzens den ganzen Jammer eines geknickten Lebensglückes hineingehaucht hat.

Mit den Nixen im Charakter sehr nahe verwandt, gleich ihnen schwermütig, aber scheuer und wilder und mit der menschlichen Kultur unversöhnlich sind die Waldgeister, das heißt die menschenähnlichen, oft zwergenhaften Seelen der Bäume, dargestellt als Wald- oder wilde Leute, Wald-, Holz- oder Moosmännchen und -Weibchen oder -Fräulein, in Norddeutschland „weiße Weiber“ (wite Wiwer); sie wohnen in hohlen Bäumen, baden sich im Tau und trocknen sich mit Moos ab, schließen Liebe und Ehe mit Menschen wie die Nixen, die keltischen Elfen, die indischen Apsaras und Gandharvas, die iranischen Pairikas, die griechischen Nymphen u. s. w., werden aber von den „Holzhetzern“ (Leuten des wilden Jägers) verfolgt und getötet. Auf ihre frühere Verehrung, das heißt die Heiligung der von ihnen bewohnten Bäume, deutet ihre Benennung in Tirol als „Heilige“ und „Selige“, deren Königin Hulda ist. Aus dieser Gruppe

der Sagenweſen ſpricht echt poetiſch die tiefe Liebe des deutſchen Volkes zu ſeinem grünen Walde. Nicht an Bäume, ſondern an Felſen und Berge gebunden ſind die rieſenhaften „wilden Leute“ in den verſchiedenſten Gegenden, namentlich in den Alpen. Mit den Baumgeiſtern durch die Pflanzenwelt verwandt ſind die Korndämonen, die dem Getreide ſchaden und deshalb wohl angerufen wurden, um es zu verſchonen, ſo der Pilwiz oder Haferkönig, die Roggenmuhme nebſt der Roggenſau, dem Roggenwolf und Roggenhund, welche an Tiere der nordiſchen Göttermythe erinnern, daneben aber auch das liebliche Kornkind, das indeſſen verſchwindet, ſobald es erblickt wird.

An Reichhaltigkeit ihrer Sagen wetteifern mit den Nixen, ja übertreffen ſie ſogar die Zwerge, die arbeitenden Geiſter des Gebirges und ſeiner edelmetalliſchen Schätze, den griechiſchen Daktylen und Kabeiren verwandt und gleich ihnen wohl auch an die hinter den Bergen auf- und untergehenden Sterne erinnernd. Die Zwerge, in Deutſchland Wichte, Unterirdiſche, Bergmännchen genannt, gelten in der Edda als die älteſten Weſen, beim Volke als älter denn die Berge und aus Steinen geſchaffen; ſie wohnen in wunderbar erleuchteten Höhlen, bearbeiten die Metalle und Edelſteine im Innern der Berge, hüten im Freien die Gemſen, lieben Muſik, Geſang und Tanz, ſind aber nicht Liebende wie die Nixen, da es bei ihnen keine Schönheit giebt, ſondern gar ehrſame Familienväter, vertauſchen oft ihre häßlichen Kinder (Wechſelbälge) mit lieblichen Menſchenkindern, um ihr Geſchlecht zu verſchönern, haben Ziegen- oder Gänſefüße, die ſie ſorgfältig verbergen, ſind häßlich, ältlich, runzelig, langbärtig, von dunkler Geſichtsfarbe und daher vielleicht auch nach dem Bilde undeutſcher Nachbarvölker geſchaffen. Sie bilden Staaten mit Königen, deren mehrere in der Sage eine Rolle ſpielen (Alberich, Laurin, Nibelung), beſitzen reiche Schätze, können ſich unſichtbar machen, fliegen, allen möglichen Zauber bewirken und ſtrafen Beleidigungen ſtreng und hart. Aus ihnen rekrutieren ſich wieder die Kobolde, Poltergeiſter, Wichtel- und Heinzelmännchen, Pucke, Niſſen, Drollen, Hütchen, Mummel u. ſ. w., zugleich Schutzgeiſter der Häuſer und unvertreibbare Spukgeiſter für alle diejenigen, die ſich Fehler zu ſchulden kommen laſſen. Sie arbeiten raſtlos in den Häuſern, verſchmähen hier den Lohn, während ſie dort ſolchen annehmen, dann aber nicht mehr arbeiten wollen. Nicht zu verwechſeln ſind mit ihnen die nordiſchen Alfar (deutſch Elben, Albe, engliſch Elfen), lichtſcheue, zarte Weſen. Manche Sagen von Zwergen ſtellen dieſelben in ihren Thaten den Göttern und Heroen gleich; in manchen wachſen ſie auch plötzlich zu Rieſen empor. Dieſe letzteren, im Norden Jötune, auch Thurſar, haben von Tieren nichts mehr als rohe Kraft und Stärke, während ſie an Geiſt tief unter den Zwergen ſtehen, doch auch viel Ähnliches mit ihnen haben und gleich ihnen aus Steinen geſchaffen ſind. Dieſe Verwandten der Titanen und Giganten, roh und ungeſchlacht, wie ſie ſind und handeln, vertreten die wilden und verheerenden Naturkräfte: Stürme, Feuer, Blitz, Waldſtröme, Nebel, Reif, Hagel, Schnee, Eis, Bergſtürze u. ſ. w.; ſie leben in Wald und Gebirge, feinden die Menſchen und Zwerge an, freſſen ſie ſogar, erſcheinen aber oft auch als gutmütig und treuherzig, leiſten den Menſchen und Göttern durch ihre Kraft Dienſte bei Bauten und laſſen ſich dabei von ihnen überliſten. Auch ſie haben Könige.

Als die Verehrung der allmächtigen Götter, germaniſch Aſen, Aeſir, Anſes, aufkam, welche volle Menſchengeſtalt, aber übermenſchliche Macht und übermenſchlichen Geiſt hatten, da gehörten Nixen, Waldgeiſter, Zwerge und Rieſen bereits der Vergangenheit an. Sie verſchwanden im Waſſer, im Walde, in den Bergen oder wurden ihres Übermutes wegen vernichtet, und als ſie ſelbſt dann vergeſſen waren, trug man ihren Sturz auf hartherzige und geizige oder verſchwenderiſche Menſchen über, in der Form der Vergletſcherung ihrer Alpweiden, der Überſchwemmung ihrer Thäler, des Verſinkens ihrer Städte in Seen oder ins Meer. Es verſchwanden indeſſen damit nicht alle Dämonen; vielmehr gab es deren, die ſich, wenn auch nicht verehrt, ſondern nur gefürchtet, nicht nur neben den Göttern, ſondern ſogar noch über ſie hinaus in die Zeiten des Chriſtentums fortpflanzten. Es gehören dahin die Geiſter der Krankheiten, beſonders der Peſt, dann die Alpe, Truden und Nachtmaren, die zwar oft mit Menſchen Liebesbünde ſchließen, aber ihnen auch gern entfliehen, nachts die Menſchen drücken und, gleichwie die den letzteren das Blut ausſaugenden Vampire, bisweilen für wirkliche

Menschen gehalten wurden, die bei Nacht ein Doppel- oder nach dem Tode ein Scheinleben führten. Als Werwölfe sollten ferner zeitweise verwandelte Menschen ihresgleichen in Wolfsgestalt anfallen und fressen. —

Bei den Germanen finden wir, infolge ihrer politischen Zerrissenheit, auch eine solche in religiöser Beziehung. Nicht derselbe Gott wurde in allen Zeiten und bei allen Völkerschaften als der höchste verehrt; es lassen sich hierin vielmehr mannigfache Wandelungen bemerken. Das aber kann nicht zweifelhaft sein, daß der älteste Gott überall derjenige war, dessen wir auch bei den übrigen indogermanischen Völkern als den ältesten Gottesnamen Namen vorfinden. Bei den meisten Völkern dieses Sprachstammes beruht nämlich dieser Name auf der Wurzel div, leuchten, und es entstanden daraus bei den Indern Djaus, der älteste Himmelsgott, dêvas, die Götter, bei den Iraniern die zu Dämonen herabgesetzten Götter, daêvas, bei den Hellenen Zeus und Ζεύς, bei den italischen Völkern Ju-piter (das heißt Zeus-Vater) und deus, bei den Germanen im Norden Tyr (genit. Tys, angelsächsisch Tiw, gotisch Tius), althochdeutsch Zio (Ziu, plur. tivar, Götter). Zio also, der Glänzende, war der älteste germanische Gott, der Himmelsgott. Ähnlich aber, wie in Indien der alte Djaus vor Váruna und dieser vor Indra, trat bei den Germanen Zio vor Donar (wie dieser später vor Wuotan) zurück, und wurde zum Schwertgotte, daher Saxnôt, angelsächsisch Saxneát geheißen, sowie zum Beschützer der Dinge und Heere. Die Römer verglichen ihn demzufolge mit Mars, und die Deutschen gaben seinen Namen dem Tage des Mars: Ziestag, schwäbisch Ziestig, englisch tuesday, verderbt Dienstag. In Baiern und Österreich heißt er Er, Eor, Ear, Eri, Heru (nach Grimm verwandt mit dem griechischen Ares) und sein Tag Ertag, Erktag, Erichtag. Donar (Thonar oder Thunarr, nordisch Thor), der Donnergott, hat sich ohne Zweifel von ihm, dem reinen Himmelsgott, abgezweigt und ist, als der schreckende, nach ihm der höchste Gott gewesen und bei einigen Stämmen, namentlich Skandinaviens, auch geblieben. Natürlich verglichen die Römer Donar mit ihrem Jupiter, und so erhielt dessen Tag den deutschen Namen Donnerstag (nordisch Thorsdagr). Im Norden hat Thor unter allen Göttern das altertümlichste Gepräge; er ist der Gott des Volkes und geht zu Fuß, mit dem Hammer in der Hand, oder fährt, von Böcken gezogen. Dann donnert es; er ist Herr über Leben und Tod, schlachtet seine Böcke, ißt sie in Gesellschaft auf und belebt sie wieder durch Weihung mit dem Hammer, mit dem im Norden die Ehen und die Leichen geweiht und mit dessen Wurf Landstücke abgegrenzt wurden, der auch als heiliges Zeichen dem Kreuze voranging. Thors Kämpfe mit dem Hammer gegen die Winterriesen nehmen den größten Platz unter den germanischen Mythen ein. In Deutschland hat sich sein Name in vielen mit „Donners-" oder „Dors-" zusammengesetzten Örtlichkeiten erhalten.

In den letzten Zeiten des germanischen Heidentums erscheint, besonders bei den Südgermanen (Deutschen) und in der isländischen Edda, als der höchste Gott Wuotan (dies die hochdeutsche Form, niederdeutsch Wodan, langobardisch Gwodan, nordisch Odhinn), der Kriegs- und Siegesgott, welche Eigenschaft ihn wohl infolge fortgesetzter Kriege zum höchsten, zum mächtigsten Himmelsgotte, ja zu einer nahezu monotheistischen Stellung und zum Vater der beiden älteren Göttergestalten erhoben hat. Odhinn-Wuotan ist der vornehme Gott, der Gott des Adels, er reitet auf seinem achtfüßigen Rosse Sleipner und führt den Speer; er ist daher auch der Stammvater aller germanischen Königshäuser. Überdies ist er der Gott des Geistes, der Runen, der Dichtung. Von seinem himmlischen Throne überblickt er die ganze Welt; zu seinen Seiten sitzen zwei Wölfe, die er füttert, und auf seinen Schultern zwei Raben, die ihm alles Vorfallende berichten. Es geschah wohl durch Verwechselung mit dem keltischen Obergotte Teutates, daß die Römer Wodan mit ihrem Merkur, der bei ihnen lediglich ein Handelsgott war, in Zusammenhang brachten, infolgedessen die Germanen dann den Merkurstag als Odhinns- oder Wodanstag, englisch Wednesday, bezeichneten, welcher Name aber in Deutschland verloren ging und durch das äußerliche „Mittwoch" ersetzt ward. Auch sein Name lebt fort in den Orten, die mit Oden-, Woden- und Gutens- beginnen.

Zwei andere, auch in Deutschland genannte germanische Götter sind: Frô (wovon das weibliche „Frau", nordisch Freyr) und Phol (nordisch Baldr). In Deutschland durch das Christentum verwischt, vertritt ersterer im Norden unter den im ganzen düsteren Gestalten der

Asen das heitere, freundliche Element und befördert Fruchtbarkeit und Frieden. Baldr, ein Sohn Odhinns, Vertreter der Schönheit und Jugendlichkeit, bildet bald mit seinem freundlichen Bruder Hermodhr, bald mit dem blinden und unabsichtlich feindlichen Hödhr, durch den er auf Lokis Anstiften den frühen Tod, das heißt als Sonnengott den Untergang erleidet, ein Götterpaar, welches Tacitus (Germ. 43) mit den Dioskuren verglich und „Alci" nannte. Weitere Asen sind in unserem Lande nicht nachweisbar; wohl aber findet sich ihr Gesamtname noch in Ortsnamen des Mittelalters, wie Asinheim, Asinwanga.

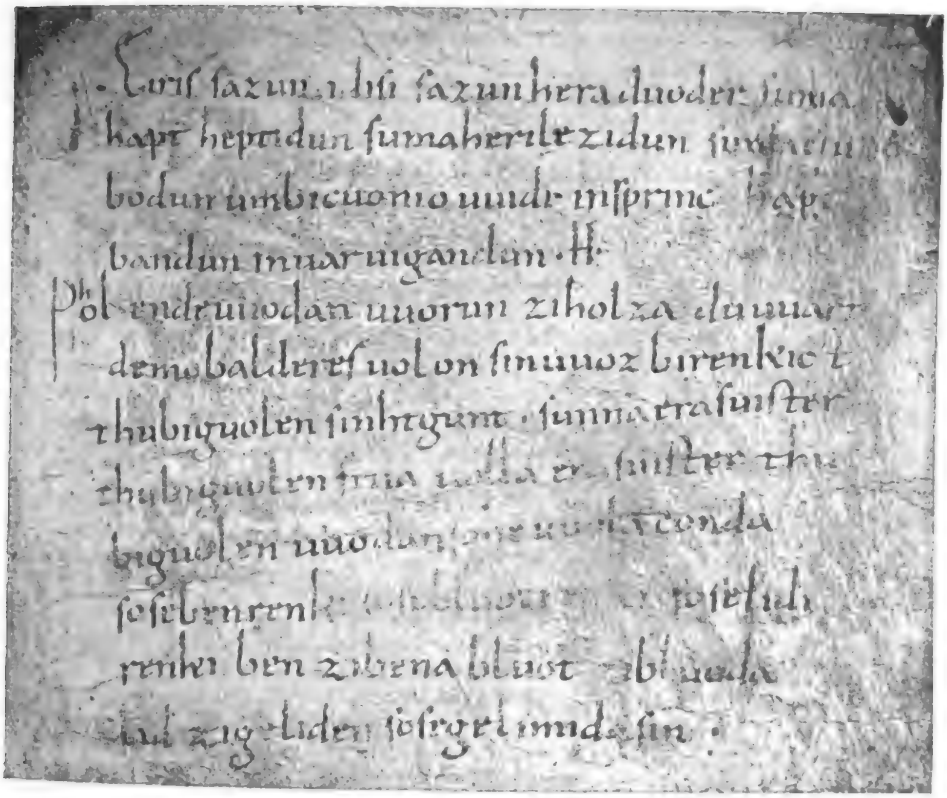
Den Asen wurde das veredelnde weibliche Element in Asinnen an die Seite gestellt. Auf deutschem Boden werden aus ihrer Zahl zwei Schwesterpaare genannt: Frija, Wodans Gattin, mit Volla, und Sunna, die Sonnengöttin, mit Sinthgunt, welchen ein heilkräftiger Einfluß auf Wunden und Krankheiten zugeschrieben wurde, der indes demjenigen Wodans nicht gleichkam. Einen Zauberspruch von heilender Wirkung haben uns die kostbaren Merseburger Formeln aufbewahrt: Sose benrenki, sose bluotrenki, sose lidirenki, ben zi bena, bluot zi bluoda, lid zi geliden, sose gelimida sin (so*) die Bein-, die Blut-, und die Gliederverrenkung, Bein zu Bein, Blut zu Blut, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien). —

Wie mächtiger Donner und blutiger Nordlichtschein rollt und zuckt es ob den Geschichten von den nordischen Göttern, ihren Kämpfen mit den Riesen und ihrem tragischem Untergange. In der deutschen Volkssage hat sich nichts davon in der ursprünglichen Form erhalten. Die Götter sind in unserer Sage, ihres mehr geistigen als körperlichen Wesens wegen, weit mehr verwischt worden als die Nixen, Zwerge und Riesen; dieselbe kennt im Grunde nur noch den höchsten Himmelsgott und die höchste Erdgöttin, beide in abgeblaßter, gespenstiger Gestalt und das übrige Götterheer nur noch als eine umziehende Schar, die namentlich nächtlicherweile ihr Wesen treibt, seitdem das Christentum den Tag in Beschlag genommen und den Resten des Heidentums nur die Nacht übrig gelassen hat.

Sowohl in den nordischen Liedern und Sagen, wie in den deutschen Volkssagen, Volkssprüchen und Volkssitten spielt Wodan (Wode, Wod, Wold, Waul, Wut, Mut u. s. w.), mit oder ohne Namen, oder mit einem fremden, z. B. des Pilatus, des ewigen Juden oder eines Heiligen, eine große Rolle als hier und dort plötzlich erscheinender und in das Schicksal der Menschen eingreifender Deus ex machina. Überall in übereinstimmender Weise trägt er einen großen Hut (die den Himmel bedeckenden Wolken), einen weiten, gefleckten Mantel (den Sternenhimmel), einen langen Speer (das Zeichen seiner Macht und Würde). Er ist einängig, weil von den beiden Augen des Himmels, Sonne und Mond, immer nur eines glanzvoll sichtbar ist. In Tirol haben sich sogar die acht Füße seines Pferdes erhalten, für das man in Niedersachsen, wo man ihn bei der Ernte anruft, ein Büschel Korn stehen läßt. Unverkennbar ist er stets der Herr der Wolken und Stürme und wird als Führer des wütenden Heeres (auch Wütis-, Muotis-, Muoltis-, das heißt Wuotansheeres) oder der wilden Jagd, auch Türst (auf Thor bezogen) oder Schimmelreiter, Hackelbärend oder Jagenteufel, Höllenkönig (davon Erlkönig und Harlekin) oder Banadietrich (Dietrich von Bern), Heljäger, Nachtjäger oder Rübezahl u. s. w. genannt. Sein Gefolge bilden die Geister der Getöteten, die ungetauften Kinder, bestrafte Lauscher und eine Menge Tiere aller Arten, begleitet von bellenden Jagdhunden u. s. w.

Wie nach alter geocentrischer Ansicht dem Himmel die Erde, so steht dem Himmelsgott als wildem Jäger die Erdgöttin als Nachtfrau gegenüber. Ihr ältester Name ist altnordisch Hel (gotisch Halja, althochdeutsch Hellia, mittelhochdeutsch Helle, neuhochdeutsch Hölle, von helan, verhehlen). Wie alles aus ihr hervorgegangen, so muß auch alles zu ihr, der gemeinsamen, verborgenen Mutter alles Lebens, zurückkehren, daher ist sie die Göttin wie des Lebens, so auch des Todes; mit der Zeit, da die verschiedenen Seiten ihres Wesens auseinander fielen, beherrschte sie unter ihrem ältesten Namen jedoch nur noch die Unterwelt, das Reich des Todes. Von ihr sagt die jüngere Edda: „Ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, Gier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bette Kümmernis und ihr Vorhang dräuendes Unheil". Sie ist wohl die „Mutter Erde" des

*) zu ergänzen: „werde geheilt".



Faſſimile der Aufzeichnung der beiden Merſeburger Zauberſprüche.
Geſchrieben im zehnten Jahrhundert; in einer Handſchrift der Dombibliothek zu Merſeburg.

Umſchreibung und Überſetzung (nach Koennecke).

Erſter Spruch: Auf die Feſſeln eines Kriegsgefangenen.

Eiriz	sazun	idisi	sazun	hera	duoder		
Einſt	ſetzten ſich	Idiſe (Walküren),	ſetzten ſich	hierher,	dorthin,		
suma	hapt	hepidun,	suma	heri	lezidun,		
einige	Halt	befeſteten,	einige	(das) Heer	aufhielten,		
suma	clubodun	umbi	cuoniouuidr:				
einige	klaubten	ringsherum	Feſſeln:				
„insprinc	haptbandun,		inuar	uigandun“.			
„entſpring	(den) Haftbanden,		entfahre	(den) Feinden.“			

Zweiter Spruch: Auf den verrenkten Fuß eines Pferdes.

Phol	ende	Uuodan	uuorun	zi holza.
Phohl	und	Wodan	fuhren (ritten)	zu Holze (Walde).
du	uuart	demo Balderes	uolon	sin uuoz birenkict.
da	ward	dem Baldurs	Fohlen	ſein Fuß verrenkt.
thu	biguolen	Sinhtgunt,	Sunna	era suister,
da	beſprachen	Sinthgunt,	Sunna	ihre Schweſter,
thu	biguolen	Friia,	Uolla	era suister,
da	beſprachen	Frija,	Uolla	ihre Schweſter,
thu	biguolen	Uuodan, —	so he	uuola conda, —
da	beſprachen	Wodan, —	ſo (was) er	wohl konnte (verſtand) —
sose	benrenki,	sose bluotrenki,	sose	lidirenki:
ſo	Beinverrenkung,	ſo Blutverrenkung,	ſo	Gliederverrenkung:
„ben	zi bena,	bluot zi bluoda,		
„Bein	zu Beine,	Blut zu Blute.		
lid	zi geliden“.	sose	gelimida	sin.
Glied	zu Gliedern“,	als ob	(ſie) zuſammengeleimt	ſeien

Tacitus (Germ. 40), die in ſeinem Buche je nach der Lesart Ertha oder Nerthus heißt, und welcher auf einer (unbekannten) Inſel der Nord- oder Oſtſee ein geheimnisvoller Gottesdienſt gewidmet wurde. Im Norden erſcheint ſie als Odhinns Gattin, die erſt Jördh (Erde), dann Frigg hieß, von der ſich wieder die nordiſche Anmutsgöttin Freya, Freyrs Schweſter, ablöſte; ſie bilden die ernſte und die heitere Seite der Erdgöttin. In Deutſchland iſt ſie zwar auch unter den Namen Frauwa (Frauja), Frija, Fria, Frick, Fricke, Frea, Frecke u. ſ. w., ferner Fru Wod, Fru Gode u. ſ. w. (weibliche Formen von Wodan), bekannt, weit mehr aber noch unter zwei anderen, vielgefeierten Namen, in welche ſich die deutſchen Gaue ohne ſcharfe Grenze teilen, nämlich Frau Holle (mit „Hel“ verwandt) oder Hulda, Holda (die Gnädige)

und Berchta (Perahta, die Glänzende), in welchen Gestalten sie zu gewissen Zeiten, meist in den „zwölf Nächten“ (von Weihnacht bis Dreikönige) mit einem Gefolge Umzüge hält, das bald in manchen Stücken an die „wilde Jagd“ erinnert, ja selbst den wilden Jäger einschließt, bald wieder die „Heimchen“, zarte Kinderseelen, bald Zwerge und andere Dämonen umfaßt. Bei diesen Anlässen belohnt die Göttin namentlich die fleißigen Spinnerinnen und bestraft die faulen. Beide Namen verbinden sich in Berchthold, einem Namen des wilden Jägers. Andere Namen der Göttin sind: Here, Herke, Harke, Frene, Werre, Sälde, Stampa. Als Frühlingsgöttin heißt sie Ostara, im Munde der Römer auch Isis. In die Tiefe der Erde kehrt die Göttin zurück unter dem antikisierten Namen der „Frau Venus“, die den Menschen (Tannhäuser) zur Sünde verlockt. Von anderen Göttinnen sind uns bloß die Namen überliefert.

Das Spinnen, das die höchste Göttin so echt deutsch beschützt und befördert, hat aber einen doppelten Sinn, einen haushälterischen und einen höhern, ethischen. In letzterm wirken die den Deutschen mit den Griechen gemeinsamen Spinnerinnen des Schicksals, die nordischen Nornen (griechisch Moiren, römisch Parzen), ursprünglich wohl Mondgöttinnen, deren Dreizahl an die drei Gestalten des Mondes erinnert: Urdhr, das Gewordene (Vergangenheit), Werdhandi, das Werdende (Gegenwart) und Skuld, das Seinsollende (Zukunft); sie sitzen am Brunnen beim Fuße der Weltesche und spinnen der Menschen Lebensfäden. In verblaßtem Bilde kennen zahllose deutsche Märchen und Sagen sie als drei Spinnerinnen, die jäh in das Schicksal der Menschen eingreifen, oder als drei weiße Frauen die romanisch-keltischen Völker nennen sie Feen (aus „fata“ entstanden).

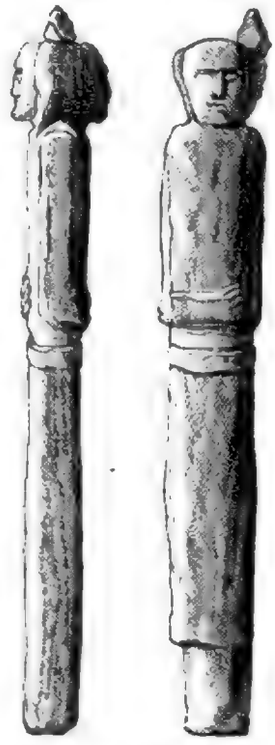
Das Herumziehen dieser Göttin, verbunden mit dem wilden Heere, schuf den friedlichen Spinnerinnen das kriegerische Gegenbild der Walkürien, der Schlachtenjungfrauen, welche in dem einen der Merseburger Zaubersprüche Idisi heißen und von denen gesagt wird, daß sie teils die Gefangenen fesseln, teils das feindliche Heer aufhalten und teils die gefangenen Genossen befreien. Diese streitbaren Mädchen verkörpern den Mut des deutschen Weibes ebenso, wie die Nornen seinen Fleiß; sind das wahre Ebenbild der germanischen Frauen, die geschichtlich in die Kämpfe ihrer Männer eingegriffen haben. Eine von ihnen heißt stets Hilde (derselbe Name wie Hel, Holle und Hulda), und in unserm großen Heldenliederkreise spaltet auch sie sich nach ihren zwei Charakterseiten in die mannähnliche Brunhild und in die echtweibliche Kriemhild.

Das Christentum hat aus den nächtlichen Zügen der alten Heidengötter nächtliche Prozessionen von Toten oder dem Tode Bestimmten oder von solchen besuchte Gottesdienste in Kirchen, auch gespenstige Leichenzüge gemacht; durch modernere Anschauung wurde der „Wodanswagen“ des Himmelsgewölbes (der große Bär) zu einer „Geisterkutsche“ und der Tanz der Gestirne am nächtlichen Firmament zu dem markerschütternden Totentanze. Alten heidnischen Charakter aber bewahrte die Entführung der Geliebten durch den toten Liebenden (die Lenorensage), die sich an den mythischen Zug anschließt, daß der wilde Jäger (Wuotan) die Mondgöttin, seine Holde, mit dichten Wolken umhüllt und so entführt. Dasselbe ist zu sagen von dem Totenschiffe, dessen schauerliche Erscheinung mancherlei Gestalten annahm: von dem aus Nägeln der Toten gefertigten, zur Zeit der „Götterdämmerung“ abfahrenden „Naglfari“ und von dem nach Sitte der Seegermanen die brennende Leiche ins Meer hinausführenden Boote bis zu der modernsten Einkleidung desselben, dem „fliegenden Holländer“.

Sogenannter Totenschuh aus einem Sarge (Totenbaum) der alamannischen Gräber am Lupfen bei Oberflacht: 12 Centim. lang. Wohl Merowinger Zeit. (Nach Lindenschmit.)

Ob die alten Deutschen auch die Götterdämmerung und die Wiedergeburt der Welt nach derselben kannten, wie die Edda des Nordens sie lehrt, ist ungewiß. Wahrscheinlich aber hatten sie dieselben Begriffe vom Jenseits wie ihre nordischen Brüder. Die gefallenen Helden kamen danach zu Wodan nach Walhall, wo sie ihre Kämpfe fortsetzten, während alle anderen Menschen das künftige Leben in der Unterwelt bei Hel vertrauern mußten.

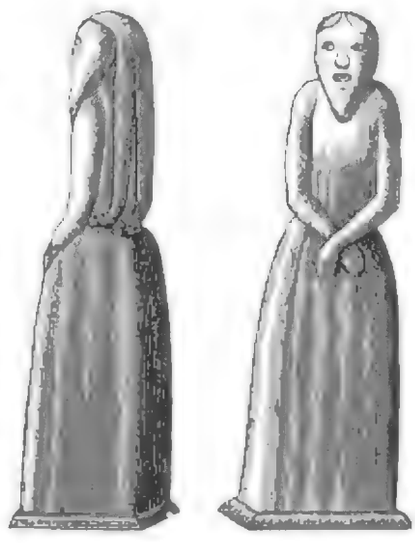
Die Götterverehrung der Germanen ging, dem freien und kräftigen Sinne des Volkes gemäß, im Freien vor sich; es gab wohl wenig Tempel, mehr heilige Berge, Haine und Bäume mit umfriedigten Plätzen, daher Frithöfe (daraus entstellt: Friedhöfe), dann heilige Seen, Teiche und Quellen und heilige Säulen, wie die Irminsul der Sachsen. Es gab auch keinen vorgeschriebenen Götterdienst, sondern es war jedem Freien überlassen, wie, wann und wo er die Götter und welche er ehren wollte; dem Hausvater folgten aber hierin seine Angehörigen und Knechte, dem Häuptling seine Unterthanen. Soweit uns der germanische Kult bekannt ist, bezog er sich lediglich auf die Götter; Verehrung von Pflanzen, Tieren und Dämonen war schon zur Zeit der ersten Berichte über die alten Deutschen außer Gebrauch, gewiß aber auch in früherer Zeit nur in untergeordnetem Grade vorhanden gewesen. Ein berufsmäßiges Priestertum gab es nicht. Der Hausvater war Priester der Familie, der Geschlechtsälteste des Dorfes, der Fürst der Hundertschaft und der König der Völkerschaft. Wo jedoch der letztere fehlte oder mehrere Völkerschaften einen Tempelverband bildeten, wurden eigentliche Priester eingesetzt, die dann auch neben den Königen zur Geltung kamen. Sie hatten Gebete und Opfer zu besorgen, Gottesurteile anzuordnen und zu weissagen. Letzteres war auch die Aufgabe der weisen Frauen, die keinen Priesterrang bekleideten; bei den Kimbrern opferten diese auch die Gefangenen und weissagten aus ihrem Blute. Ein späteres Beispiel von ihnen ist die Bataverin Veleda, die, obschon unzugänglich in einem Turme wohnend, dennoch eine einflußreiche Stellung einnahm.



Altgermanische Statue; Vorder- und Seitenansicht. (Schriften des württemberg. Altertumsvereins.)

Götterbilder wurden weniger verehrt als vielmehr Sinnbilder der Götter, namentlich bei dem kriegerischen Sinne der Germanen die Waffen derselben: Donars Hammer, Wuotans Speer, Zios Schwert u. s. w. Die Gestalt der eigentlichen Bilder kennen wir wenig: sie waren natürlich noch sehr roh und plump.

Der Sitz der Götter wurde im Norden gesucht, und dorthin wandten sich demzufolge die Germanen im Gebete. Opfer waren auch bei ihnen, wie bei allen Völkern ohne ausgebildete ethische Religion, die Hauptsache im Kult. Die hauptsächlichsten derselben waren: das Dankopfer für die Ernte im Herbst, das Bittopfer für künftige Fruchtbarkeit im Winter und das Bitt- und Sühnopfer für künftige Siege zu Anfang des Sommers, der „Kriegeszeit"; mehr als drei Jahreszeiten wurden ja nicht gerechnet. Menschenopfer waren selten; sie trafen Verbrecher und fielen insofern mit dem durch die Priester besorgten Vollzuge der Todesstrafe zusammen; aber auch Kriegsgefangene und zu diesem Zwecke gekaufte Sklaven erlitten jenes Los. Die Art des Vollzugs war: Aufhängen an Bäume, manchmal zur Verschärfung zwischen zwei Wölfen, später Hunden, oder Versenken in Sümpfe. Aus Aberglauben wurden bei gewissen Verrichtungen, z. B. Flußübergängen im Kriege, Frauen und Kinder geopfert, bei Neubauten eingemauert. Könige opferten in Fällen der Not ihre Söhne oder sich selbst, um die Götter zu versöhnen. Die zum Opfer bestimmten Tiere wurden geschmückt und bekränzt und mußten noch unbenutzt sein, z. B. Pferde noch keinen Reiter, Ochsen noch kein Joch getragen haben. Nächst ihnen kamen Kühe, Ziegen und Schafe zumeist an die Reihe. Pferdeopfer dauerten noch in christlicher Zeit fort und selbst die Martinsgans ist das Überbleibsel eines Opfers.



Steinbild eines heidnischen Priesters. (Nach Sattler.)

Digitized by Google

Auch Pflanzen wurden dargebracht; reine, das heißt zum Opfer annehmbare Pflanzen und Tiere hießen Ziefer, unreine daher „Ungeziefer“. Die ganze Gemeinde beteiligte sich am Schmause der geopferten Tiere; nur Herz, Leber und Lunge waren dem Gotte vorbehalten und heißen daher oft noch jetzt „Gebött“, das heißt Dargebotenes. Altäre und Götterbilder bestrich man mit dem Blute der Opfer; auch besprengte man das Volk damit und hängte Kopf und Haut geopferter Tiere an Bäumen und Dachgiebeln auf, woran die ausgeschnitzten Pferdeköpfe in Westfalen noch heut' erinnern; sie sollten vor Blitz schützen und Fruchtbarkeit befördern.

Bis in das weltliche Leben hinein erstreckte sich der Kult. Beim Essen stellte man Speise für die Götter zur Seite und trank ihre Minne. Außerordentliche Anlässe, ihrer zu denken, waren zahlreiche Feste, wozu besonders die Umzüge gehörten. Es schmückten sich Menschen, Häuser und Dörfer, und noch reicher verziert durchfuhr der Wagen des Gottes, bezw. der Göttin, oder sein Schiff auf Rädern, vom Volke gezogen, die Gaue, die ihn oder sie verehrten. Zahlreiche Spuren anderer Feste der Heidenzeit aus allen Teilen des Jahres, deren Aufzählung uns zu weit führen würde, haben sich in christlichen Festgebräuchen und im Volksleben erhalten, ebenso die auf Bergen und an anderen Orten zu gewissen Jahreszeiten angezündeten Feuer, die dem Sonnendienste entstammen, da sie nur die Phasen des Sonnenlaufes bezeichnen, wie die Oster-, Johannis-, Herbst-, Jul-, Fastnachtfeuer, wozu auch noch das Anzünden und Rollen runder Holzscheiben und ähnliche Gebräuche gehören. Auch die Geburts- und Tauf-, Hochzeit- und Bestattungsgebräuche haben bis auf unsere Zeit eine Menge altheidnischer Züge bewahrt. Ja es giebt beinahe kein christliches Fest und keinen christlichen Gebrauch, welchem nicht Reste der Heidenzeit innewohnten. Sie geben Zeugnis davon, wie sehr das Christentum und zwar nicht nur in Deutschland, sondern in weiten Teilen Europas einen germanischen Grundzug erhalten hat. Die Deutschen haben ihr Heidentum nicht aufgegeben, ohne dasjenige davon zu bewahren, was mit ihrer Liebe zu Haus und Hof, zu Land und Leben zusammenhing, so daß ihnen auch bei verändertem Götterglauben und eingeführtem Tempelkult ihr ursprüngliches Gemütsleben bewahrt blieb.

Dagegen hat sich glücklicherweise in dunkle und abgelegene Kammern zurückgezogen, was die germanischen Priester und Priesterinnen außerhalb der Heiligtümer betrieben, nämlich die Reste ihrer sogenannten Zauberei und Weissagung. Die Bedeutung der erstgenannten Thätigkeit war so groß, daß das Volk bis auf den heutigen Tag dieselbe, soweit sie ihm schädlich erschien, gewissen Personen, den Hexen und Hexenmeistern, zuschrieb und diese als todeswürdige Verbrecher ansah, soweit es die Kunst aber als nützlich erachtete, selbst betrieb. Alles wurde bezaubert, Mensch und Tier, Leib und Seele, Haus und Hof, Feld und Weide, Wind und Wetter, Feuer und Wasser. Ebenso wurde aus allem geweissagt, wozu auch die Traumauslegung gehörte; eine große Rolle spielte dabei der Angang, das heißt das erste Begegnen nach dem Aufbruch zur Reise, Jagd, Krieg u. s. w. Die Priester weissagten aus dem Fluge der Vögel, dem Wiehern und Schnauben der geheiligten Rosse, die in den Tempelhainen gehalten wurden und nicht zu Arbeiten verwendet werden durften; — aus dem Ende des Kampfes zwischen einem Volksangehörigen und einem gefangenen Feinde schloß man auf den Ausgang des Krieges. In ähnlicher Weise ausgedehnt war der Glaube an wunderbare Heilungen u. s. w. Kurz, all dieser aus dem Heidentum stammende und im christlichen Mittelalter, ja selbst noch in der Neuzeit erwachsene Aberglaube bildet ein ungeheures Feld, das wir nicht ins einzelne hinein durchmustern können.

Zu Zauberei und Weissagung diente in heidnischer Zeit besonders das Los durch Runen (Geflüstertes, Geheimnis), die ursprünglich keine Buchstaben waren, sondern Zeichen für irgend einen Gott oder für einen Gegenstand des Zaubers. Durch Zauber hat sie nach der Sage Odhinn erfunden. Man schnitt sie in Waffen und Geräte ein, um diese gegen Schaden zu schützen. Man warf mit Runen bezeichnete Stäbe auf ein Tuch, zog einige davon unbesehen hervor und wahrsagte daraus in einem Spruch, worin die Runen der Stäbe zu den leitenden Gedanken wurden, aus denen sich dann, durch Wiederholung derselben Runen, der Stabreim (Alliteration) entwickelte. Auch dienten die Runen als „Hausmarken“ zur Bezeichnung des Eigentums und heiligten so dasselbe: Vieh, Waffen, Geräte und das Haus selbst, an dessen Herd oder First-

Digitized b

balken das Zeichen eingeritzt oder eingebrannt war. Erst als die Germanen mit den Römern bekannt wurden, erfuhren sie etwas von der Schreibekunst und verwendeten nun die Runen, die sie durch römische Schriftzeichen vermehrten oder solchen ähnlich machten, zu Buchstaben je nach dem Anfangslaut ihres Namens. Dieser Gebrauch blieb aber sehr beschränkt; bei größeren schriftlichen Ausfertigungen benutzte man die lateinischen Buchstaben, die Runen nur zu feierlichen und religiösen Zwecken, Inschriften auf Grabsteinen und geheimnisvollen Dingen, Kalenderzeichen u. s. w. Bei verschiedenen germanischen Völkern haben daher die Runen abweichende Bedeutung, Benennung und Anzahl. Der dänische Gelehrte Wimmer, dessen Ansicht die obige ist, glaubt, daß die Runenschrift um das Jahr 200 n. Chr. bei einem der südlichen germanischen Stämme entstanden sei. Übrigens wurden die Runen nicht nur von

Runeninschrift auf einer spangenförmigen Gewandnadel aus Silber.
(Vorder- und Rückseite.) 7/4 der natürlichen Größe.

Dieses Schmuckstück ist, der mit einem niellierten Zickzack verzierte Streifen ausgenommen, vergoldet. Auf der Rückseite befinden sich an dem breiten viereckigen Teile noch die verrosteten Überreste des eisernen Drahtgewindes, durch welches die Nadel, von der das Gewand gehalten wurde, ihre Federkraft erhielt. Der hohle Bügel der Spange nahm die Gewandfalte auf und der vorstehende gekrümmte Haken hielt die Nadelspitze fest. Die Nadel wurde, wie aus der Stellung der auf der Rückseite eingeritzten Runenzeichen hervorgeht, mit dem breiten Teile nach unten getragen. Gefunden in dem großen Graberfelde von Nordendorf bei Augsburg. — Die Deutung der beiden ersten Zeilen der Runeninschrift ist: lónâ thioré (statt dioré) Vôdan vinuth lônâth, das heißt mit Lohne teurem Wodan Freundschaft lohnet. Nachschrift: athal oder abal Leubvinis, das heißt Besitz? oder etwa Arbeit des Leubvini.
(Augsburg, historischer Verein für Schwaben und Neuburg.)

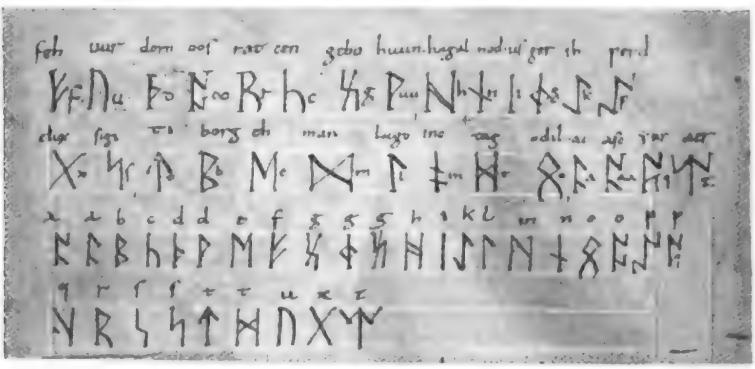
links nach rechts, sondern auch umgekehrt, von oben und von unten her, im Kreise herum u. s. w. gezeichnet. Das von dem römischen Alphabet am weitesten abweichende (skandinavische) Runensystem zählt sechzehn Zeichen in drei Reihen und wird nach den sechs ersten „Futhork" genannt. Seine Zeichen sind folgende:

ᚠ fê, Vieh (Besitz).	ᚼ hagl, Hagel.	ᛏ tyr, Gott, Schwert.
ᚢ ûr, Auerochse.	ᚾ naudh, Not, Zwang.	ᛒ björk, Birke.
ᚦ thurs, Riese.	ᛁ iss, Eis.	ᛚ lögr, Meer.
ᚨ ôss, Mündung e. Flusses.	ᛅ âr, (Jahr?) Ruder.	ᛘ madhr, Mensch.
ᚱ reidh, Reiten, Wagen.	ᛋ sôl, Sonne.	ᛦ yr, Eibenholzbogen.
ᚴ kaun, Geschwulst.		

Digitized by Google

Ohne Zweifel hängen mit den Runen die Ornamente auf germaniſchen Geräten zuſammen, die ſich in Bogen, Kreiſen, Spiralen, Schlangenlinien und deren Verknotung und Verflechtung gefielen. Daraus entwickelten ſich ſpäter einfache Pflanzen- und Tierzeichnungen, nicht in natürlicher Wiedergabe, ſondern in ſymboliſcher Verſchnörkelung.

Der Umſtand, daß die deutſchen oder germaniſchen Runen mit dem Stabreime zuſammenhängen, führt uns auf die Geſchichte der deutſchen Sprache. Als erſte Periode der Entwickelung derſelben muß die der indogermaniſchen Grundſprache betrachtet werden, von welcher wir oben (S. 3) handelten; als zweite folgte ihr, nach Trennung von den übrigen ariſchen Sprachen, die Periode der deutſchen oder germaniſchen Grundſprache, welche ihr eigenartiges Leben mit dem Auftreten jenes merkwürdigen, von Jakob Grimm entdeckten Geſetzes der Lautverſchiebung eröffnete, durch welches ſie ſich von allen ihren Schweſtern wenn auch nicht ganz ſcharf, ſo doch in den weſentlichſten Punkten unterſcheidet, und welches ſich zweimal geltend machte: das erſte Mal bei der Trennung von den Schweſterſprachen und das zweite Mal nach der Verzweigung der germaniſchen Grundſprache in das Gotiſche, das ihr am ähnlichſten blieb, das Nordiſche oder Skandinaviſche und das eigentlich Deutſche, welches ſich wieder in das Hoch- oder Ober- und das Platt- oder Niederdeutſche teilte. Die beiden letzteren Zweige der



Runen in Codex 270 (p. 52) der Stiftsbibliothek zu St. Gallen.

deutſchen Sprache unterſcheiden ſich hauptſächlich dadurch, daß dieſer die zweite Lautverſchiebung gleich dem Gotiſchen und Nordiſchen unterließ, jener aber ſie vornahm und wahrſcheinlich, bei den Alamannen beginnend, vom fünften bis in das zehnte Jahrhundert auch durchführte. Beide Vorgänge beſtehen (nicht ohne Ausnahme) in einem Kreislaufe der ſogenannten ſtummen Mitlauter, indem dieſelben von den weichen (b, d, g) zu den harten (p, t, k), von dieſen zu den gehauchten (f oder pf; th; ch, h oder kh) und von dieſen wieder zu den weichen übergehen. Bei der zweiten Verſchiebung aber wurden die harten Zahnlaute zu Ziſchlauten (zu ß oder z), h und ch blieben unverändert, k wurde wieder zu g, p zu b u. ſ. w. Folgende Beiſpiele mögen dies zeigen: ſanskritiſch **tad**, gotiſch **thata**, hochdeutſch **daz**, **daſs**; ὕδωρ, gotiſch vato, altſächſiſch watar, Waſſer; τέγος, gotiſch **thak**, **Dach**; aper, gotiſch eofor, Eber; θύρα, gotiſch **daur**, **Tor** und **Türe** (das neudeutſche **th** iſt ein ſpäterer Mißbrauch). Den urſprünglichen Charakter des Indogermaniſchen finden wir teilweiſe noch im Griechiſchen und Lateiniſchen, den Standpunkt der erſten Lautverſchiebung meiſt im Plattdeutſchen und Engliſchen, den urſprünglichen der zweiten Lautverſchiebung vielfach im Schweizerdeutſchen (da ſie im Neuhochdeutſchen meiſt abgeſchwächt iſt, z. B. ager, aker, acher, nun wieder Acker). Wir fügen hier nur kurz bei, daß die Laufbahn des Hochdeutſchen ſich in die Zeiträume des Alt-, Mittel- und Neuhochdeutſchen teilt, welche in der Fortſetzung unſerer Darſtellung nacheinander behandelt werden ſollen.

Zur Verschönerung und Verlebendigung ihres Sprachausdruckes bedienten sich die Germanen jener köstlichen Zierraten unserer Muttersprache, welche in jedem andern Idiome fehlen, nämlich offenbar uralter Redensarten, welche zugleich einen dichterischen und einen praktischen, auf die nächsten Lebensverhältnisse gerichteten Charakter besitzen. Dieselben begannen mit dem Stabreime, das heißt der Übereinstimmung des Anlautes (z. B. faul und falsch, Haus und Hof, Lust und Liebe, Roß und Reiter, Stock und Stein, Wind und Wetter). Dem Stabreime aber folgten nach und nach: der innere Lautreim (z. B. Jahr und Tag, Spott und Hohn), der Ausklang (z. B. Wald und Feld, Vater und Mutter), und der Endreim (z. B. Saus und Braus, Sang und Klang, Stein und Bein), sowie noch andere Zusammenstellungen (z. B. Mann und Weib, Leben und Tod, hoch und teuer). Auch Namen von Angehörigen einer Familie wurden mit Vorliebe in eine Übereinstimmung im An- oder Auslaut gebracht, z. B. Chlodowech, Chlothar; Hildebrand und Hadubrand; Heinrich, Friedrich u. s. w.

Es ist eine unerschöpfliche Fundgrube von Blüten des Gemütes, die in diesen Redeformen sich eröffnet, wenn man „zwischen den Zeilen" zu lesen versteht. Es ist auch gewiß nicht zufällig, wenn wir dabei bemerken, daß die das Gemüt am meisten beschäftigenden und am tiefsten ergreifenden Dinge, wie Leib und Leben, Lust und Leid, Liebe u. s. w. besonders häufig verwendet und verbunden sind. Zu andere, noch wichtigere, auf das Leben des Menschen noch einflußreichere Ideen, die wir ebenfalls in jenen Begriffspaaren finden, wie Gott, Vater und Mutter, möchten wir noch einen tiefern Blick thun. Es sind nämlich gerade diese dem unverdorbenen Menschen heiligsten Namen, die des irdischen und die des himmlischen Ursprungs alles dessen, was er ist und hat, welche die alten Deutschen am tiefsten berührt haben müssen; denn sie kehren in der gesamten Geschichte und Litteratur des deutschen Volkes als hervorragende Merkzeichen immer wieder. Der Glaube an ein höchstes Wesen, dessen Namen nur in den germanischen Sprachen mit dem Begriffe „gut" eine Wurzel hat, ist bei uns im Volksgemüte rein erhalten geblieben, und kein anderes Volk hat die schöne Idee durchgeführt, daß das äußere Leben dem Vater und das innere der Mutter zu verdanken ist, eine Thatsache, welche die nur uns geläufiger gewordenen Ausdrücke „Vaterland" und „Muttersprache" so bündig und umfassend erhärten.

Da sonach das Leben der alten Deutschen nicht nur wie das anderer Völker mit Aberglauben, sondern noch weit mehr als das jener, mit Poesie in Ernst und Humor gewürzt war, so erhielten bei ihnen auch Heilkunde und Rechtsprechung einen aus jenen Elementen zusammengesetzten Charakter. Es wurden körperliche Übel mit dunkeln Zaubersprüchen beschworen, in denen Götternamen eine Hauptrolle spielten, und Gefangene unter Anwendung solcher befreit, wie z. B. die bekannten „Merseburger Sprüche" zeigen. Alle Rechtshandlungen waren an strenge Formeln gebunden und von symbolischer Bedeutung getragen. Es wurden phantastische und barocke Verträge abgeschlossen, z. B. so viel Land abgetreten, als in gewisser Zeit umritten, umpflügt, mit irgend einem Gegenstande umspannt werden konnte u. s. w. Die Rechtssprüche waren oft von schalkhaftem oder gemütlichem Inhalte und oft mit oben erwähnten Lautspielen geschmückt oder auch sonst gereimt. Auch in den Sprichwörten und Rätseln besitzen wir noch schöne Reste unsres alten Spruchwesens. Als ergreifendes Beispiel alter dichterischer Rechtssprache aber geben wir folgende Stelle des friesischen Rechts, welche die drei „Nöte" aufzählt, die drei gesetzlich zugelassenen Fälle, in denen der Mutter das Erbe eines vaterlosen Kindes anzutasten erlaubt war. „Die erste Not ist: wenn das Kind gefangen und gefesselt weggeführt wird nördlich über die See oder südlich über die Berge: dann mag die Mutter des Kindes Erbe veräußern und ihr Kind lösen und ihm sein Leben damit retten helfen. Die zweite Not ist: wenn da teure Jahre kommen und der heiße Hunger übers Land fährt und das Kind Hungers sterben würde: da mag die Mutter sein Erbe veräußern und ihm davon Kuh und Korn kaufen, daß man ihm damit zum Leben helfe, denn Hunger ist der Schwerter schärfstes. Die dritte Not ist: wenn das Kind stocknackt ist oder hauslos und dann die nebeldüstere Nacht und der eiskalte Winter über die Zäune scheint, so eilen die Menschen in ihren Hof und in ihr Haus, und das wilde Tier sucht den hohlen Baum und der Berge Schlüfte, um darin sein Leben zu fristen: da weint das unmündige Kind und beklagt seine nackten Glieder und

Digitized by Google

jammert, daß es kein Obdach habe, daß ſein Vater, der ihm helfen ſollte gegen den kalten Winter und gegen den heißen Hunger, ſo tief und im Dunkel ruht, unter Eichenholz und Erde, mit vier Nägeln beſchloſſen und bedeckt: dann darf die Mutter ihres Kindes Erbe veräußern und verkaufen."

Aber auch die eigentliche Dichtkunſt konnte bei den Germanen, dieſem edel angelegten, tiefſinnigen Volke, nicht fehlen. Die Übung derſelben ſtand allen offen, die ſich zu „Skalden" berufen fühlten. Tacitus nennt uns drei Kreiſe der germaniſchen Dichtung, den des Tuiſto und ſeines Sohnes Mannus, der Stammväter des Volkes (Germ. 2), den des Herakles, womit wohl Donar gemeint iſt, (Germ. 3) und den des Volkshelden Armin (Annal. II. 88), die aber leider bis auf ſchwer auszuſcheidende Beſtandteile der Edda, der Nibelungen, der Tierſage und anderer ſpäterer Dichtungen verloren gegangen ſind. Ohne allen Zweifel waren ſie, gleich der nordiſchen Edda und den älteſten erhaltenen deutſchen Gedichten, in Stabreimen abgefaßt, die je ein Zeilenpaar miteinander verbanden.

Die deutſche Götter- und Heldenſage hat ihre zahlloſen Analogien in den deutſchen Kinder- und Hausmärchen, welche uns die unſterblichen Brüder Grimm und viele andere Mythen- und Sagenſammler gerettet haben. Alle die verborgenen, verfolgten, zurückgeſetzten und endlich ſiegenden Prinzen und Prinzeſſen oder zu ſolchen emporſteigenden Jünglinge und Mädchen von niederer Herkunft, alle dieſe Dornröschen, Aſchenbrödel, Sneewittchen und ihre Geliebten ſind Siegfriede und Brun- oder Kriemhilden im kleinen, — in den Gedankenkreis der Kinder und des Volkes überſetzt; ebenſo ſind zahlreiche Legenden von St. Georg, Struthan Winkelried und anderen Drachentötern, von Wilhelm Tell und anderen ſichertreffenden Schützen chriſtliche oder patriotiſche Bearbeitungen der alten unerſchöpflichen Geſchichte vom Sonnenhelden, der die Nacht überwindet und ſeine Strahlen wie Pfeile durch die Welt ſendet, um das Gute zu ſchützen und das Böſe zu vernichten.

Dritter Abschnitt.

Deutsche und Römer.

Wir haben die Kultur der alten Deutschen bis nahe vor die große, vorzugsweise sogenannte *Völkerwanderung* verfolgt, in manchen Stücken des Zusammenhanges wegen auch noch weiter, z. B. die Religion bis zum Eindringen des Christentums bei den germanischen Völkern, die Sprache und Bestattungsweise bis tief in das sogenannte Mittelalter. Das Wandern der Germanen begann indessen nicht erst mit jener großen Völkerbewegung, sondern, wenn wir vorgeschichtliche und bloß *vermutete* Wanderungen unberücksichtigt lassen, mit dem Auszuge der *Kimbrer* und *Teutonen* aus ihrer nordischen Heimat nach dem sonnigen Süden, womit, wie wir bereits oben (S. 17) andeuteten, die Geschichte der Deutschen beginnt. Diese Wanderungen erlitten indessen zahlreiche Unterbrechungen; auch sind sie nicht als ein eigentliches Wandern aufzufassen, sondern als eine allmähliche *Ausbreitung* der beteiligten Völker. Den Grund dieser Erscheinung sucht man in einer Übervölkerung der deutschen Heimat, welche wiederum eine Folge der Vertauschung des Nomadenlebens mit Seßhaftigkeit und Ackerbau war, dann auch im Nachdrängen anderer Völker, wie namentlich der slawischen von Osten her, oder auch stärkerer und größerer Völkerschaften der eigenen Nation, endlich aber, und nicht zum mindesten, in der Abenteuer-, Kriegs- und Beutelust, sowie in der Sehnsucht nach wärmeren, milderen und fruchtbareren Ländern im Westen und Süden. Die *ganzen Völker* beteiligten sich an dieser Ausbreitung, und zwar mit Weib und Kind, Sklaven, Tieren und fahrender Habe, jedoch nicht in einer solchen Anzahl, daß sie den einheimischen Völkern, unter welche sie drangen, darin auch nur von ferne gleichgekommen wären, aber immerhin in solchen Scharen, daß die Bewohner der überfallenen Länder vor den Ankömmlingen zitterten, und alles die Massen anstaunte, welche die Wälder Germaniens in rastloser Folge auszuströmen vermochten.

Unaufhaltsam schritt nun Roms Verhängnis seine dunkeln Wege fort. Während der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts v. Chr. vollzog sich ganz in der Stille eine merkwürdige und folgenreiche Verschiebung der Nordwestvölker, der von den Südeuropäern in früherer Zeit nicht unterschiedenen *Kelten* und *Germanen*. Erstere, welche vor dem Kimbrerkriege noch das rechte Rheinufer inne gehabt hatten, wo zahllose keltische Fluß-, Gebirgs- und Ortsnamen noch jetzt von ihrer einstigen Ansiedelung zeugen, wurden von den Germanen nicht nur über den Rhein, sondern auch teilweise von dessen linkem Ufer nach dem innern Gallien gedrängt. Man muß sich bei der Betrachtung der Kämpfe zwischen den Germanen und Rom, welche sich seit Cäsars und Arioviſts Zeit rastlos folgten, wohl hüten, von unseren Vorfahren den Patriotismus der Deutschen in den Jahren 1813 oder 1870 zu verlangen; jede Idee bedarf der Entwickelung, und jedes Gefühl hat eine gewisse Kulturstufe zur notwendigen Voraussetzung. Im Gegenteil: von Patriotismus war wenig vorhanden. In jener bewegten Zeit der Angriffe Roms auf Germanien, die den Zweck hatten, den Römern Gallien zu sichern, bildete das Auftreten Armins eine ganz isolierte, der Zeit vorauseilende Erscheinung, die freilich bei anderen Völkern in Viriathus, Vercingetorix, Decebalus u. s. w. ihre Analogieen hatte. Im übrigen aber waren

Digitized by Google

die Germanen gleich anderen Völkern von Ideen noch nicht beſeelt; ſie handelten wie dieſe nach der Eingebung des Augenblicks, und ihre Thaten waren von Selbſtſucht nicht frei. Sie dienten ohne Bedenken ſchon unter Cäſar vielfach in den Heeren Roms, ihres „Erbfeindes“, und einzelne Völkerſchaften, wie z. B. die Ubier, demütigten ſich vor den Weltherrſchern und ließen ſich von Agrippa, dem Nachfolger Cäſars in der energiſchen Kriegführung gegen die Germanen, willig auf das linke Rheinufer verpflanzen, wo ihre Stadt von der Enkelin des Feldherrn, der Mutter, wie auch dem Opfer des Mordbuben Nero, den Namen Colonia Agrippinensis (Köln) erhielt. Das ſonſt zu Gallien gerechnete linke Rheinufer erhielt damals den Namen einer „Provinz Germanien“ (in zwei Teilen, dem „obern“ und „untern“), in der Abſicht, dieſen Titel auf das ganze noch zu erobernde Deutſchland auszudehnen. Dieſe Maßregel

Die germaniſche Leibwache Trajans. Relief an der Siegesſäule Trajans zu Rom.

hatte aber nicht den gewünſchten Erfolg, ſondern vielmehr den von den Römern durchaus nicht beabſichtigten, dem von ihnen unabhängigen Deutſchland auch das linke Rheinufer für immer zu ſichern. Damals wurden in dieſem Gebiete außer dem ältern Moguntiacum (Mainz) die weiteren galliſchen Städte Augusta Nemetum (Speier), Augusta Vangionum (Worms) und Augusta Treverorum (Trier) neu befeſtigt und völlig romaniſiert; letzteres wurde eine Metropolis, die mit den beiden Rom am Tiber und Bosporos zu wetteifern ſchien. Neue römiſche Gründungen, meiſt an der Stelle kleinerer Keltenorte, waren Argentoratum (Straßburg) und in der jetzigen Schweiz Augusta Rauracorum (Augſt) und Vindonissa (Windiſch). Dazu kam eine ausgedehnte Verbeſſerung der bereits ſehr guten keltiſchen Straßen durch die Römer, ſowie Anlegung neuer, um an die Grenzen des Reiches ſo ſchnell wie möglich Truppen werfen zu können.

Aber nicht nur im Weſten, auch im Süden wurden die Germanen von Rom umgarnt. Das keltiſche Norikum (Teile von Baiern und Öſterreich im Süden der Donau), wurde

15 v. Chr. römiſche Provinz. Als Hauptſtadt entſtand ſpäter (unter Hadrian) Juvavia (Salzburg). Druſus und Tiberius (der ſpätere Kaiſer), des Auguſtus Stiefſöhne, bändigten die räuberiſchen Räter und romaniſierten ihr Land durch Städte und Straßen nach ihrer Art. Südtirol kam zu Italien, Nordtirol mit der öſtlichen Schweiz wurde zur Provinz Rätia und Südbaiern mit der Hauptſtadt Augusta Vindelicorum (Augsburg) zur Provinz Vindelicia (oder Raetia secunda). Andere römiſche Städte dieſer Lande waren: Castra Batava (nach einer bataviſchen Beſatzung), jetzt Paſſau; Castra Regina, früher Ratisbona, jetzt Regensburg; Campodunum (Kempten) u. ſ. w.

Auf der Südgrenze des freien Germanien blieb es indeſſen noch längere Zeit ruhig, während die Rheingrenze ein Bild raſtloſer Fehden darbot. —

So wurde ein dreißigjähriger Krieg zwiſchen Römern und Germanen geführt, ohne zu etwas anderm zu führen, als zu der Erkenntnis der erſteren, daß die letzteren, geſchützt nicht nur durch ihre Tapferkeit, ſondern auch durch ihre undurchdringlichen Wälder, niemals ihre Unterthanen werden würden.

Armin hat in der ſogenannten Teutoburger Schlacht (9 n. Chr.) den Römern einen Schlag verſetzt, den ſie niemals verwunden haben und den ſelbſt die (zum Teil zweifelhaften) Siege des edeln Druſusſohnes Germanicus und Cäcinas nicht wieder gut machen konnten. Es nützte den Römern nichts, daß ſie Armins Weib und Kind, durch den verräteriſchen Schwiegervater ihm entriſſen, im Triumphe aufführten; ſein Zorn ſchuf ihnen mehr Schaden als ſeine Niederlagen Nutzen. Sein Verdienſt war es, daß die ſoeben noch ſiegreichen, aber durch empfindliche Verluſte des Heeres und der Flotte geſchwächten Römer im Jahre 16 auf den Befehl des Tiberius den nördlichen Teil des rechtsrheiniſchen Germanien für immer aufgaben. Kaum aber war die äußere Gefahr abgewandt, ſo traten innere Spaltungen an ihre Stelle. Es befehdeten ſich die Gegenſätze der germaniſchen Volksfreiheit, vertreten durch Armin, und einer Rom nachgeahmten ſtraffen Willkürherrſchaft, wie ſie Marbod im Südoſten übte. Dieſem Gegenſatze entſprach das Ende der beiden Führer. Während Marbod, deſſen hochfahrende Pläne ſcheiterten, zu den Römern flüchten mußte und bald vergeſſen wurde, dankten die eiferſüchtigen Häuptlinge dem Befreier Armin, der nicht nur Freiheit, ſondern auch Ordnung ſchaffen wollte, durch ſeine Ermordung, ſein Volk aber durch Lieder zu ſeinem Ruhme!

Römiſches Bleimedaillon; 1862 im Bett der Saône gefunden.
(Nach Frähner.)

Im unteren Streifen ſind die Feſtungen Mainz (MOGONTIACVM) und Caſtel (CASTELLum) dargeſtellt, verbunden durch eine Brücke. Des Raumes wegen konnte der Künſtler nur zwei Bollbogen derſelben darſtellen. Doch hat er die Größe des Stromes (FLumen RENVS) angedeutet, indem er ſeinen Lauf um die Feſtung Mainz herum führte. Beide Eingänge zur Brücke werden durch Türme verteidigt.

Die Darſtellung ſcheint ſich auf den Feldzug Maximians von 287 zu beziehen. In der obern der beiden übereinander geſtellten Hälften die Kaiſer Maximian und Diocletian, mit Lorbeerkranz und Nimbus, in der Purpurtoga, jeder eine Rolle in der Hand haltend, auf Seſſeln (sella curulis) ſitzend. Nach der Porträtähnlichkeit ſcheint der erſte (von links) Diocletian zu ſein; hinter ihm zwei Leibwächter mit Lanze und Schild. Maximian wendet ſich gegen eine Menge Männer, Frauen und Kinder, die ſeinen Schutz anrufen; ſeine Wachen haben einige Mühe, das andringende Volk abzuhalten. Der Kaiſer ſtreckt den rechten Arm aus, als Zeichen der Gnade. Die Klagenden ſind wohl römiſche Koloniſten, deren Frieden der Einfall der Barbaren zerſtört hat.

In der untern Hälfte ſchreitet von Caſtel her der Kaiſer Maximian über die Brücke nach Mainz zurück. Zwei geflügelte Genien begleiten ihn, deren eine die Siegeskrone auf das Haupt des Kaiſers drückt, während die andere einen Palmenzweig trägt und ein Kind an der Hand führt, wohl den erkämpften Frieden darſtellend, mit Bezug auf diejenigen, welche von den Barbaren in Sklaverei geſchleppt waren und die der Kaiſer wieder befreit hatte.

Digitized by Google

Auf alle Fälle war jedoch Deutſchland, war deutſche Sitte und Sprache gerettet, und wenn dieſe Wendung den Fortſchritt ſeiner Kultur auch aufhielt, ſo hat ſich doch in der Folge die letztere darum nur um ſo eigenartiger und ſelbſtändiger entwickelt.

Silbermünze von Druſus dem Älteren. Germaniſche Waffen: ein Vexillum, Schilde, Speere und Trompeten. Originalgröße. Berlin, kgl. Münz-Kabinett.

Die Grenzen zwiſchen Römern und Germanen blieben nun faſt zwei Jahrhunderte lang im ganzen dieſelben. Doch war das Verhältnis Roms zu den Germanen weſentlich nur noch das der Verteidigung. Im Norden bildete der Rhein die Grenze, mit den weſtlichen römiſchen Beſitzungen durch Straßen verbunden, gegen Oſten durch die befeſtigten Lager von Xanten, Köln, Mainz und Straßburg und durch eine Unzahl von Grenzkaſtellen geſchützt. Was aber die Römer rechts vom Rhein behielten: dies zu ſichern, erſtand unter den Kaiſern Domitian bis Hadrian der im ganzen 70 deutſche Meilen lange römiſche Grenzwall (limes, Pfahlgraben, „Pfahl“, Teufelsmauer). Vom Rhein bei Koblenz (Rheinbrohl) ging er als Erdwall mit Pfahlwand und Graben davor bis Groß-Krotzenburg am Main, von wo dieſer Fluß, gedeckt durch Kaſtelle, die Fortſetzung bildete; von Miltenberg an reichte er dann als Steinmauer mit Straße darauf bis zur Donau bei Kelheim. Überall war er in Zwiſchenräumen mit Kaſtellen und Wartürmen verſehen. Auf der Außenſeite gegen die Germanen wurde ein Streifen Landes abſichtlich wüſt erhalten und mit Vorpoſten beſetzt, welche die anwohnenden Gaue ſtreng kontrollierten. Das von dieſem Werke und dem Rhein eingeſchloſſene Land, alſo faſt ganz Baden, Naſſau, Heſſen, Würtemberg, Hohenzollern und Teile von Baiern umfaſſend, hieß damals Agri decumates, das Zehntland, und war zwiſchen die Provinzen Obergermanien und Rätien geteilt. In feſten Lagern hauſten hier wirkliche und geweſene Soldaten der römiſchen Truppen und der Hilfsvölker; ſie gründeten mit mitgebrachten oder germaniſchen Frauen Familien. Dieſe Lager erhielten römiſche Tempel, Bäder, Waſſerleitungen, Zirkuſſe u. ſ. w. und wurden hierdurch nach und nach zu Städten, welche durch Straßen verbunden wurden. Bei alledem waren die Soldaten und Veteranen ſelbſt die Bauleute; ſie waren auch die Arbeiter bei der Verwandlung von Wald und Sumpf in Acker- und Gartenland. Südweſtdeutſchland wurde ſo ein völlig römiſches Land und blieb es bis zum Beginne der großen Völkerwanderung. Die Bäderſtädte Aurelia Aquensis (Baden-Baden) und Aquae Mattiacae oder Mattiacum (Wiesbaden), geſchmückt mit Paläſten und umgeben von Villen, waren die bedeutendſten dieſes Gebietes. Der hauptſächlichſte Gottesdienſt war der damals bei den Römern und namentlich ihren Truppen in höchſter Mode ſtehende Kult des mißverſtandenen perſiſchen Sonnengottes Mithra, deſſen Bild, einen den Stier als Sinnbild der Erde opfernden Jüngling darſtellend, dort vielfach in Relief auf Stein aufgefunden worden iſt. Bald raſte der kleine Krieg über den Grenzwall zwiſchen den freien Germanen und den ſogenannten Römern, in Wirklichkeit einem Gemiſch aller Nationen des weiten Reiches, hin und her; bald waltete friedlicher Verkehr: Krämer und allerlei Volk wanderten zu den Germanen, um bei ihnen mit den Erzeugniſſen der römiſchen Kultur Geſchäfte zu machen, während Germanen unter kriegeriſcher Bedeckung, bevorzugte Völker auch ohne ſolche, herüber pilgerten, um die Pracht der ihnen bisher fremden Ziviliſation anzuſtaunen, ſich von ihren Schätzen zu kaufen, was ſie brauchten oder was ſie anlockte, und den Römern ihre eigenen Produkte anzubieten. Das

Kupfermünze von Marc Aurel. Ein Haufe germaniſcher Waffen, die den römiſchen ſchon ähnlich ſind. — Originalgröße. Berlin, kgl. Münz-Kabinett.

Kupfermünze auf den Triumph des Germanikus über die Cherusker, Chatten und Angrivarier im Jahre 17 n. Chr. Auf der Vorderſeite fährt er im Triumphwagen; auf der Kehrſeite iſt er dargeſtellt, wie er das Heer anredet, einen Legionsadler im linken Arm haltend. SIGNIS RECEPTIS bezieht ſich auf die bei der Niederlage des Varus verlorenen Adler, welche Germanikus zurückgebracht hatte. Originalgröße. Berlin, kgl. Münz-Kabinett.

Zerſtörung eines germaniſchen Dorfes durch römiſche Truppen. Relief an der Siegesſäule Marc Aurels zu Rom.

Dargeſtellt iſt der Ausgang eines Kampfes. Im Vordergrunde kämpfen noch einzelne Germanen, darunter (rechts) ein mit dem Scramaſachs bewaffneter, gegen die Römer. Letztere dringen von allen Seiten ein, ſtecken die Hütten in Brand, treiben die Herden fort und führen Männer wie Frauen in die Gefangenſchaft. Die eine der Frauen trägt einen kronenartigen Kopfſchmuck. Einige Germanen haben ſich auf die Roſſe geworfen und entfliehen. Bei mehreren Figuren, z. B. dem Römer im Vordergrunde rechts, ſind die zum Hieb oder Stoß gehobenen Schwerter im Relief abgebrochen.

Univ
Ca

Hausberg bei Stronegg in Niederöſterreich.

Das größte Kultuszwecken gewidmete Erdwerk dieſer Art, im ganzen etwa 12000 □ Meter Bodenfläche deckend. Auf einem natürlichen als Baſis benutzten Hügel iſt ein ſtumpfer Kegel, mit einer Bodenfläche von etwa 5000 □ Meter, zwölf Meter hoch aufgeworfen; vor ihm und etwas tiefer gelegen, befindet ſich eine zweite Aufſchüttung in Form einer ſtumpfen Pyramide, fünf Meter hoch und etwa 240 □ Meter Bodenfläche meſſend. (Nach Guido Liſt, wie auch die folgenden vier Abbildungen.)

wirkte auf ſie ein, und ſie begannen bereits, nach römiſchem Vorbilde ſteinerne Häuſer ſtatt hölzerner zu erbauen.

Wie am Rhein und am Pfahlgraben, ſo ſtanden auch an der Donau Germanen und Römer einander feindlich gegenüber, namentlich im Markomannenkriege zur Zeit des Kaiſers Marc Aurel (168—174). Dort lag am Einfluſſe der March, unterhalb Wiens, die römiſche Grenzfeſtung Carnuntum, gegenüber der Grenzſcheide der Markomannen und der Quaden. In dieſem Gelände aber erhob ſich auch eine ſtarke germaniſche Feſte bei dem heutigen Orte Stillfried, deren Wälle noch jetzt zum großen Teile erhalten ſind und ſich 1900 Meter weit hügelartig hinziehen, oft bis zu einer Höhe von 16 Meter anſteigend. Über dieſen Wällen wurden von den Germanen rieſige Holzmaſſen verbrannt, um die Flächen derſelben ziegelartig zu inkruſtieren, wovon ſich noch die Spuren zeigen. In derſelben Gegend ragt der Hausberg bei Stronegg auf, ein künſtliches Erdwerk, welches mit ſeinen labyrinthiſchen Höhlungen 12000 Quadratmeter deckt und wohl dem Dienſte des Wuotan und der Nornen geweiht war. Der dem Totenkult gewidmete Tumulus von Untergänſerndorf dient noch heute als Friedhof; dieſelbe Beſtimmung hatte auch derjenige von Deutſch-Altenburg. Weiter beſitzen Niederöſterreich und Baiern zahlreiche unterirdiſche Erdbauten mit Höhlenkammern von einer Höhe bis zu 3 und einer Länge bis 4 Meter, deren Wände nach oben im Spitzbogen, ſeltener im Rundbogen endigen. Dieſe Kammern ſind unter ſich durch Irrgänge verbunden, in welche ſenkrechte und ſchiefe Schachte einlaufen, durch die für Zufuhr friſcher Luft geſorgt wurde. Im Innern haben einzelne Kammern Niſchen und Bänke. In Erdberg findet ſich eine Säulenhalle mit Galerie und eine Kammer mit acht Sitznischen, ebenſo in Röſchitz. Dieſe unterirdiſchen Gemächer dienten ohne Zweifel in Kriegszeiten als Vorratskammern und Wohnungen aber auch wohl als Kultſtätten.

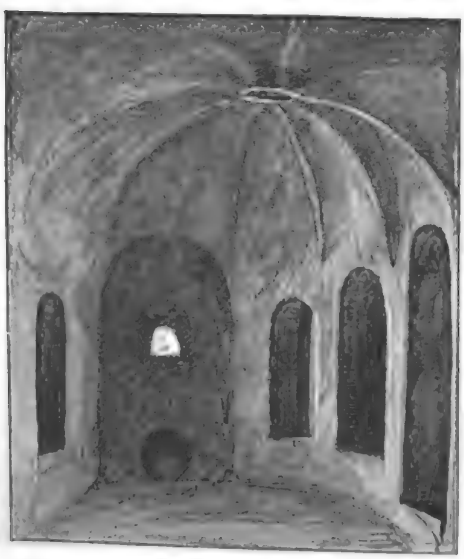
Das Ende des zweiten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung bildet einen hochwichtigen Wendepunkt in der römiſchen und deutſchen Geſchichte. Das Römertum trat in den Zeitraum vollſtändiger Entartung und Verderbnis, die Germanen aber in denjenigen ſelbſtbewußten und kraftvollen Handelns ein. Seit dieſer Zeit machte Rom keine Erwerbungen

Dem Totenkult geweihter Hügel (Tumulus) bei Deutſch Altenburg (Carnuntum); auf dem alten römiſchen Limes ſtehend.

an Landgebiet mehr, ſondern erlitt nur noch Verluſte. Wie nicht ganz zwei Jahrhunderte vorher der römiſche Angriff ſich auf die Verteidigung beſchränkt hatte, ſo ging dieſer Zuſtand jetzt in das völlige Gegenteil des erſten, in den Angriff der Germanen gegen die Römer, über. Es war zugleich die Zeit des Überhandnehmens der Germanen in den römiſchen Heeren und diejenige der Bildung weiterer und ſtärkerer deutſcher Völkerbünde in der Heimat. Damit, nicht erſt faſt zwei Jahrhunderte ſpäter, begann die große, vorzugsweiſe ſo genannte „Völkerwanderung“.

Unterirdiſche Halle mit Bänken und Sitzniſche bei Erdberg in Mähren, unweit der niederöſterreichiſchen Grenze.

Was wir nämlich als ſolche bezeichnen, war keine neue Erſcheinung, ſondern lediglich die Fortſetzung der Befriedigung des alten ziellofen germaniſchen Wandertriebes, welche allzulange hatte unterdrückt werden müſſen gegenüber der römiſchen Beſetzung der Grenzen des Landes und der ſteten Bedrohung ſeiner Selbſtändigkeit durch die Römer. Sobald jedoch die Verteidigungskräfte des Weltreiches ſchwächer wurden, war für die Germanen der Zeitpunkt gekommen, die weitere Ausbreitung ihrer rieſig anwachſenden Volkskraft zu verſuchen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie jetzt weit ſtärker und zahlreicher, durch keltiſche und römiſche Einflüſſe aber auch ziviliſierter geworden und in weitere und feſter gegliederte Völkerbünde ſtatt der früheren lockeren Völkerſchaften vereinigt waren. Auch jetzt waren es nicht nur Kriegerſcharen, die in das römiſche Reich einbrachen, ſondern eigentliche Völkerzüge, welche eine neue Heimat ſuchten und, je nachdem ſie den ihre Wanderungen aufhaltenden fremden Völkern oder Mächten überlegen oder nicht gewachſen waren, von ihnen Land forderten oder gegen Abtretung von Vieh ſolches erbaten, im Falle des Scheiterns ihrer Wünſche und Bemühungen aber ſich zurückzogen oder widerwillig weiter wanderten.



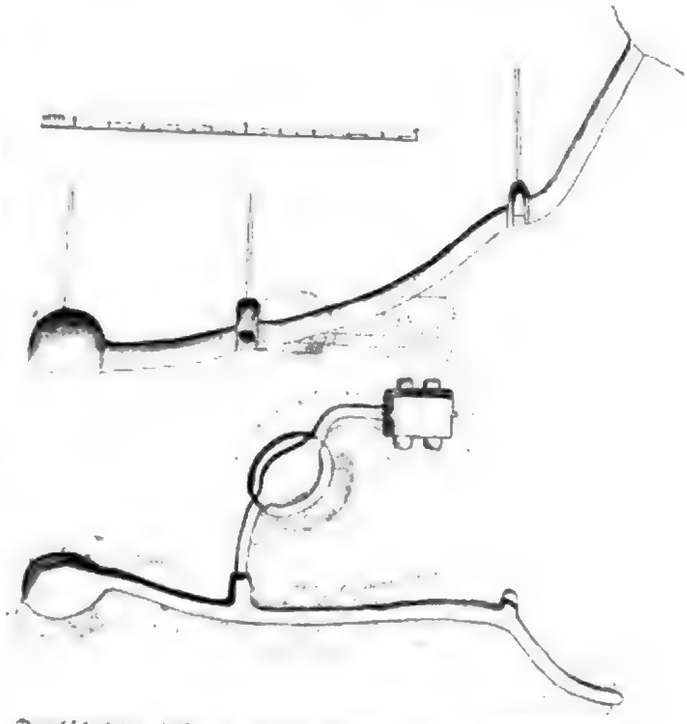
Unterirdiſche halbrunde, kapellenartige Halle mit acht Sitzniſchen bei Erdberg.

Die Richtung dieſer Wanderungen war durchweg die nach Süden und Weſten, das heißt nach milderen Klimaten, und es laſſen ſich hierbei zwei charakteriſtiſche Perioden erkennen, welche ungefähr das Jahr 400 n. Chr. ſcheidet. In der erſten dieſer Perioden erobern und beſetzen die Germanen die große Linie des Rheins und der Donau von der Nordſee bis zum Schwarzen Meere; in der zweiten aber, welche hundert Jahre ſpäter bereits als abgeſchloſſen gelten kann, haben ſie das geſamte weſtrömiſche Reich eingenommen und ihm ein Ende gemacht. Merkwürdigerweiſe konnten ſie das oſtrömiſche Reich wohl zeitweiſe ſchwächen, aber nicht ver-

Digitized by Google

nichten, ja, sie mußten sogar zwei ihrer eigenen Reiche demselben unterliegen sehen. Wäre Byzanz vor ihren Schwertern gefallen: die Welt hätte eine völlig andere Gestalt bekommen.

Außer der germanischen Einwanderung in das römische Reich wider den Willen der Römer gab es aber auch eine solche *mit* deren Zustimmung, ja sogar auf ihren *Wunsch*. Aber gerade diese Einwanderung war die für das Weltreich schädlichere und verderblichere; sie wies der andern die Wege, sie arbeitete ihr vor, obschon sie den entgegengesetzten Zweck hatte, und trug das meiste dazu bei, das Reich seines römischen Charakters zu entkleiden, dasselbe zu „barbarisieren", und dadurch dem Untergange entgegenzuführen. Es schwebte somit ein tragisches Geschick über dem eisernen Rom, dem es nicht wohl entrinnen konnte. Je weiter es seine Macht ausdehnte, erst aus Selbsterhaltungstrieb, später aus Habsucht und Herrschbegier, um so schneller eilte es auf der abschüssigen Bahn seiner Eroberungspolitik seinem Verhängnis entgegen; denn je mehr fremde Völker es in seine Legionen aufnahm, um wieder andere zu bändigen, und um das Eroberte zu behaupten, um so mehr büßte es an seiner Eigenart ein; um so mehr wurde das römische Wesen von demjenigen eines bunten und charakterlosen Völkergemisches überwuchert. Das römische Reich glich einem tragischen Helden, der durch seine Schuld trotz tapfern Ankämpfens gegen sein furchtbares Geschick von feindlichen Mächten, die er in seiner Verblendung selbst heraufbeschworen, umgarnt und von ihnen in die Tiefe gezogen wird, in der er auf entsetzliche Weise untergehen muß.



Durchschnitt und Grundriß des „Erdstalls" bei Olbersdorf im großen Manhartsberge.

Der ursprüngliche Einfahrtsgang liegt, gegen Nord gerichtet, in einem Bauernhause; er ist 80 Centim. hoch und 45 Centim. breit und führt etwa 5 Meter lang steil abwärts bis zu einer wohl der Aufstellung eines Wächters dienenden Nische. Von hier wendet sich die Richtung des Ganges gegen Osten, immer steil abwärts, mit kleinen Nischen für einzustellende Lämpchen in meterweiten Abständen in der einen Wand. 10 Meter von der Wächternische entfernt, mündet der Gang in einen ovalen Raum von 2 Meter Durchmesser und 180 Centim. Höhe (Vorratskammer?), der etwa 15 Meter unter Tage liegen mag. Von dem Hauptgange zweigt sich ein kurzer Gang ab, der 150 Centim. hoch und 65 Centim. breit ist; in diesem öffnet sich, 30 Centim. über dem Boden, eine Röhre von 35—40 Centim. Durchmesser und etwa 2 Meter Länge, welche in einen zweiten ebenfalls ovalen Raum führt, der ungefähr 2 ½ Meter lang, 2 Meter breit und 1⅔ Meter hoch ist. An den beiden Längsseiten dieses Raumes, der „Sitzkammer", befinden sich niedrige, 30 Centim. hohe und ebenso breite Bänke und in den Wänden sind drei kleine Nischen von 15 Centim. Höhe und Breite angebracht, die zur Aufnahme von Lämpchen, als deren Brennstoff Fett zu denken ist, dienten. In der südwestlich gelegenen Wand der „Sitzkammer" öffnet sich ebenfalls eine Röhre, wie diejenige, welche den Zugang zu diesem Raum bildet; sie ist beträchtlich gewunden, wieder aber nur 2 Meter lang, und führt in den letzten Raum des Baues. Derselbe ist ein nach Norden gerichtetes Rechteck von 2 Meter Länge, 140 Centim. Breite und 180 Centim. Höhe mit je zwei Nischen an jeder der Längsseiten, die ungefähr 1 Meter hoch, 45 Centim. breit und 30 Centim. tief sind, und die wohl auch als Sitzplätze anzusehen sind. Zur Aufstellung von Lämpchen sind zwei kleine Nischen in einer Wand angebracht. Aus jeder der drei Kammern geht von der Decke nach oben zu Tage ein Lüftungsschacht von etwa 15 Centim. Durchmesser. Solche Höhlenbauten sind verbreitet über Österreich nach Ungarn, Baiern und Württemberg.
(Nach J. Szombathy.)

Jene Einwanderung von Germanen *mit* dem Willen der Römer erfolgte seit Anfang des dritten Jahrhunderts durch die Aufnahme von Söldnern einer unbedeutenden Nation, *Läten* genannt, in die römischen Heere, sowie ihrer Familien, später sogar ganzer Stämme und Völker in die römischen Grenzdörfer, und zwar zum Zwecke ihrer Verteidigung gegen die eigenen Landsleute der Aufgenommenen. Die Deutschen wurden also Militärkolonisten, deren Kriegssold in dem Ertrage der ihnen überlassenen Ländereien bestand, — eine ähnliche Einrichtung also, wie sie bis in neueste Zeit an der ungarisch-türkischen Grenze bestand. Es war dies eine Maßregel, welche sich zwar nicht auf Germanen beschränkte, sondern auch andere Völker betraf, vorzugsweise jedoch die Germanen, weil diese jenseit der gesamten europäischen Grenzlinie des römischen Reiches zur

Digitized by Google

Zeit seiner größten Ausdehnung bereits die vorwiegende und jedenfalls die zum Kriegsdienste tauglichste Bevölkerung bildeten. Nur von der europäischen Seite her drohte dem Reiche wirkliche Gefahr, weil unter allen ihm benachbarten Völkern nur die Germanen die Thatkraft hatten, gegen das Reich der Wolfssäuglinge erobernd vorzugehen. Die europäischen Länder waren überhaupt, weil Rom selbst dazu gehörte, der Hauptteil des Reiches, Afrika und Asien nur Dependenzen, die dazu dienten, das Mittelmeer zu einer „römischen See“ zu machen. In Asien hatten die Römer nur die Parther, später die sassanidischen Perser zu fürchten, welche jedoch nicht einmal versuchten, das römische Asien zu erobern, sondern nur dessen weitere Ausdehnung zu verhindern strebten; in Afrika hatten die Römer gar nur die Wüste zum Nachbarn. In Europa aber gab es außer den Germanen nur solche noch nicht unterworfene Völker, welche froh waren, frei bleiben zu können, an Angriffe gegen Rom also nicht dachten, ausgenommen wenn sie sich den Germanen anschlossen oder von ihnen mit fortgerissen wurden zu dem wilden Berserkergang um ein neues Land, in welchem den Tapferen, ihnen noch unbewußt, goldene Kronen, strahlende Scepter und feenhaft glänzende Horte entgegen leuchteten.

Relief an der Siegessäule Marc Aurels zu Rom.

Darstellung eines Bündnisschlusses zwischen dem König der Markomannen (oder Quaden) und einem andern germanischen Fürsten. An einem Flusse, vielleicht an der Grenze, sind die Fürsten mit ihrem Gefolge zusammengetreten; die rechts scheinen am Flusse gelagert gewesen zu sein, wie das Zelt andeutet; die links kamen geritten und werden mit ausgestreckter Rechter vom andern Ufer willkommen geheißen. Auf dem Flusse liegen drei Kähne zum Übersetzen. Die Pferde unterscheiden sich in ihrer Aufzäumung wesentlich von den römischen: sie haben weder den bei den letzteren üblichen Stirn- und Brustschmuck, noch eine Schabrake, sondern sind nur höchst einfach gesattelt.

Allerdings verschmolzen mit der Zeit die beiden Arten des Eindringens der Germanen im Römerreiche insofern miteinander, als die wider Willen der Römer Eingewanderten, — oft und in der Folge immer häufiger ganze Völker, — nicht mehr zu vertreiben waren; sie wurden dann durch Abgabe von Land und einen Vertrag, der sie zu Föderaten (Verbündeten) machte, zum friedlichen Verbleiben unter römischen Gesetzen, später unter ihren eigenen Königen und mit Anerkennung römischer Oberhoheit, bewogen; bis auch sie es an der Zeit fanden, diese zum leeren Schein gewordene Form abzuschütteln. Nicht plötzlich, sondern durch vielerlei sich an altes römisches Herkommen anlehnende Übergänge verwandelten sich die weströmischen Provinzen während des fünften Jahrhunderts in germanische Königreiche. Und auch diese Königreiche waren einfach Fortsetzungen der alten germanischen Königtümer, nur in dem Maße erweitert, als an die Stelle der unabhängigen Gaue älterer Zeit geeinte

Völkerschaften, und größere Völkerbünde an die Stelle der Zersplitterung in Stämme getreten waren. Allerdings aber erweiterte sich die innere Macht der deutschen Könige während der großen Völkerwanderung, Hand in Hand mit der äußeren, dadurch, daß sie in den eroberten Teilen des römischen Reiches naturgemäß die dort bisher von den römischen Kaisern ausgeübten Rechte an sich nahmen, Rechte, welche natürlich in so ausgedehnten Ländern nicht mehr von den Volksversammlungen der Freien ausgeübt werden konnten, ganz abgesehen davon, daß die Germanen in jenen eroberten Landen nicht mehr die einzigen Unterthanen ihrer Könige waren, sondern diese Eigenschaft mit den sogenannten Römern, das heißt romanisierten Völkern verschiedener Abkunft, teilten. Ebenso wurde durch die große Völkerwanderung der durch die blutigen Kämpfe um Landbesitz dezimierte Geburtsadel allmählich durch einen Dienstadel ergänzt und in der Folge auch ersetzt. Die Entstehung desselben war durch die in den erweiterten Reichen und bei der erweiterten Königsmacht erforderliche Vermehrung der Staatsgeschäfte von selbst bedingt.

Die alten Deutschen waren durch die Not in ihrem unwirtlichen Lande zur Auswanderung und Ausbreitung gezwungen worden; ihr Mangel an Bildung verhinderte sie, den Anbau ihrer Heimat zu verbessern. In ihrem Weiterdringen etwas Unrechtes zu erblicken, lag ihnen fern. Freilich hatten die Römer selbst, obwohl im Besitze einer weit höheren Kultur, ihre Provinzen auf nicht rechtmäßigere, ja zum größten Teile auf weit unrechtmäßigere, treulosere und blutigere Weise erworben; sie ernteten also nur, was sie selbst gesäet, — sie erlitten nur eine Katastrophe, deren Hereinbrechen sie selbst verschuldet hatten.

Rom verdiente auch schon deshalb kein besseres Schicksal, weil es seine Kriegsgefangenen zu Sklaven machte, sie aber nicht etwa mild behandelte, wie das alte Athen dies gethan hatte und wie es auch die Germanen thaten, sondern auf die empörendste Weise mißhandelte. Wurden sie doch teils zu Gladiatoren oder Bestiariern (Tierkämpfern) dressiert oder noch lieber kurzweg den wilden Tieren des Amphitheaters vorgeworfen, teils an Herren verkauft, die sie geißeln und in schauderhafte Kerker werfen oder grausam foltern und hinrichten lassen konnten. Andere wurden nach siegreichen Kriegen von den Römern familienweise über die Grenzen geschleppt und dort zu Zwangsansiedlern, Kolonen, gemacht, die zwar nicht ganz wie Sklaven, aber immerhin schlecht genug behandelt wurden und durch Abgaben, Aushebungen u. s. w. derart ausgesogen wurden, daß sie nicht selten aus Verzweiflung ihr Grundstück verließen und sich in die Legionen einreihen ließen oder gar zu Räuberbanden sich zusammenrotteten. Erstere wurden oft zu besonderen Truppenteilen verbunden, die man „Gentilen" nannte. Sowohl Sklaven wie Kolonen waren, wenigstens in Europa, seit den Kriegen mit den Germanen der Mehrzahl nach Angehörige dieses Volkes; es gab also im römischen Reiche nicht nur Mengen von Germanen, die gegen den Willen, und von solchen, die mit dem Willen der Römer, sondern auch von solchen, die völlig gegen ihre selbsteigene Absicht hereingekommen waren.

So dienten denn Massen von Germanen aus verschiedenen Veranlassungen, teils freiwillig, teils gezwungen, in den römischen Heeren; man staunte ihre Stärke und Größe, ihre blonden Haare und Bärte, ihre Reckenhaftigkeit und Genügsamkeit (außer im Trinken) an; man ahmte ihre Art und Weise nach und färbte das Haar blond. Sie selbst aber schreckten und bändigten die disziplinierten Perser in Asien wie die regellosen Beduinenhorden in Afrika; denn sie waren die besten Soldaten, welche Rom noch hatte, und gewannen daher mit der Zeit auch das Übergewicht in den Legionen, ja sogar unter den Prätorianern der kaiserlichen Leibgarde. Je zahlreicher aber die Germanen, bestochen durch den Glanz der römischen Kultur, in den Heeren Roms wurden, je fesselloser die Sitten des Reiches sich gestalteten und je schwächer demzufolge das letztere wurde, desto zahlreicher stiegen auch Germanen zu den höchsten Ämtern und Stellen, nicht nur im Heere, sondern auch im Staate empor. Der Kaiser Caracalla gefiel sich darin, in germanischer Tracht aufzutreten und machte sich dadurch bei den Alamannen populär, so blutig er auch unter ihren Landsleuten gewütet hatte. Am Ende des dritten Jahrhunderts gab es germanische Konsuln und Beamte jedes Grades, wie germanische Feldherren, ja sogar leider auch germanische Höflinge. Der Franke Charietto, früher Guerillaführer gegen die Römer am untern Rhein, bekämpfte seine

Digitized by Google

Landsleute, mit welchen er zerfallen war, erſt auf eigene Fauſt, dann in römiſchem Dienſte, wurde Oberbefehlshaber der „beiden Germanien“ und fiel im Kampfe für Rom. Achtunggebietend ſtanden germaniſche Miniſter, wie der Franke Arbogaſt, an der Spitze des Reiches. Selbſt einige der damals ſo häufigen Eintags- und Gegenkaiſer gehörten unſerm Stamme an. Ein Vandale war es, Stiliko, der Rom länger hielt, als es ſelbſt ſich halten konnte, und dafür von ſeinem elenden Gebieter Honorius durch Meuchelmord hinweggeräumt wurde.

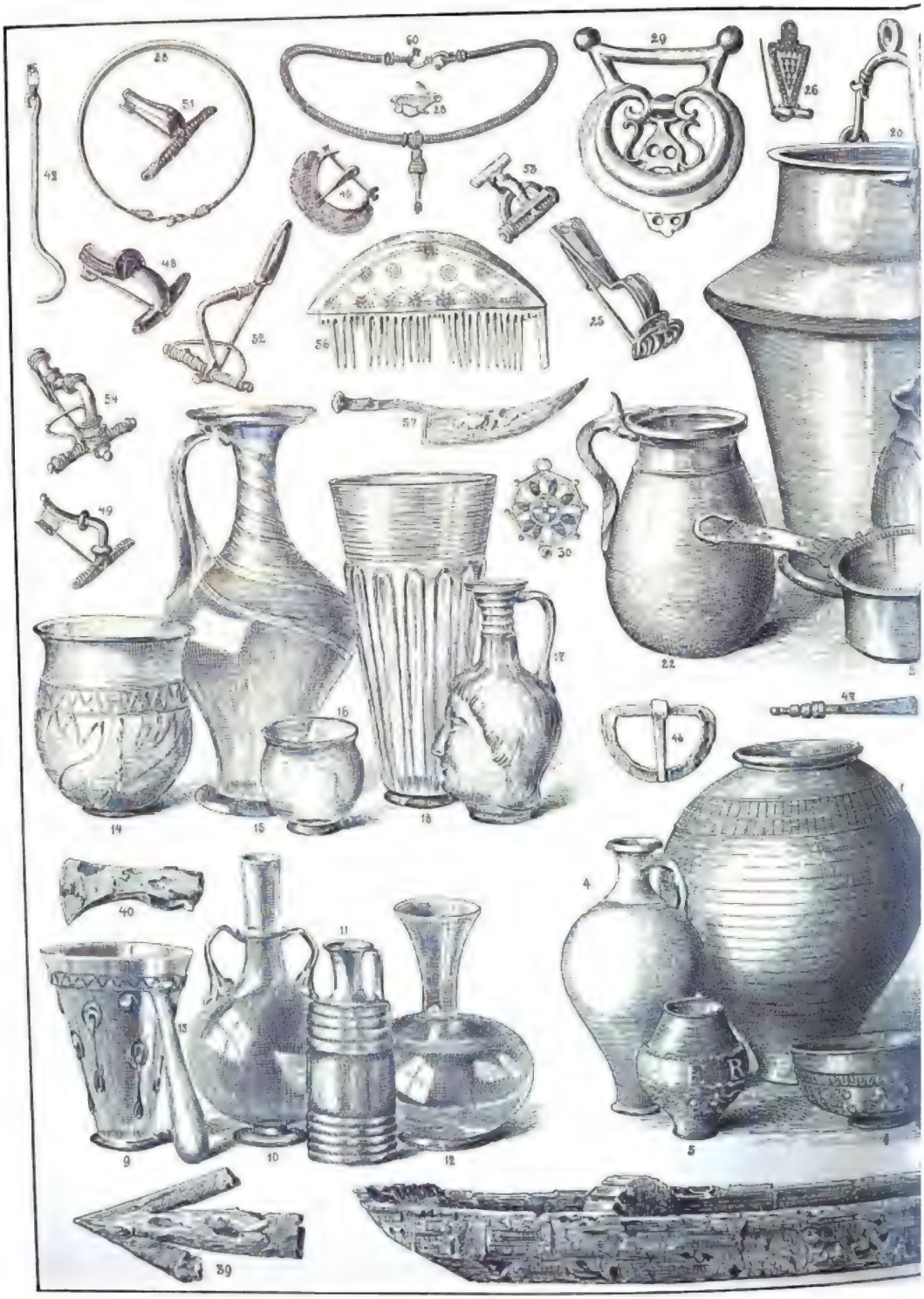
Daß dieſe Germanen ſich kein Gewiſſen daraus machten, gegen ihre Landsleute zu dienen und zu kämpfen, ja daß ſogar freie germaniſche Hilfsvölker den Römern zuzogen und ihre Kriege ausfochten, darf bei dem abſoluten Unverſtändnis jener Zeit für Stammes- und Volksgefühl nicht wunder nehmen. Kannten ja ſelbſt die gebildeten Römer lange kein ſolches Gefühl, ſondern nur ein Staatsbewußtſein! Sahen ſie doch mit der größten Gleichgültigkeit in ihrem Reiche die Barbaren überhand nehmen, ſobald ſich dieſe nur als Römer geberdeten, — bis ihnen die Sache endlich doch zu gefährlich wurde. Erſt im vierten Jahrhundert, als die Barbaren, die im römiſchen Reiche bereits nach Millionen zählten, die Römer zu verdrängen drohten, bildete ſich eine national-römiſche Partei; aber nun war es zu ſpät, denn es mangelte an wahren Römern, und die germaniſchen Fremdlinge waren unentbehrlich geworden.

Wenden wir unſere Blicke nun den noch freien und kräftigen, noch nicht vom römiſchen Weſen angekränkelten Germanen zu. Es iſt bereits geſagt worden, daß ſie ungefähr ſeit dem Ende des zweiten Jahrhunderts größere Volksgenoſſenſchaften bildeten als vorher. Die ſtarke Zunahme der Bevölkerung in der Heimat hatte erſt die Heranziehung und Urbarmachung der die Gaue trennenden Wälder und Sümpfe zur Folge gehabt und dadurch die vorher voneinander abgelegenen Gemeinweſen einander nähergerückt. Ein zweiter Schritt, den die fortgeſetzte Volksvermehrung herbeiführte, war die Ausdehnung der Völkerſchaften über ihre Grenzen, woraus ſich eine ſtete Verſchiebung derſelben nach Süden und Weſten und alſo ein Drängen der ſüdlichſten und weſtlichſten Stämme über die römiſche Grenze ergab. Damit begann die große Völkerwanderung, in deren Verlaufe wir nichts mehr von Chauken, Semnonen, Cheruskern, Chatten u. ſ. w. vernehmen. An ihre Stelle traten teils die neuen Bünde der Franken und Alamannen, teils Völker mit ganz neuen Namen: Thüringer (früher Hermunduren), Bajuwaren (früher Markomannen), wozu noch ſowohl Völker der frühern Zeit, aber vergrößerte, wie die Sachſen, Friſen, Langobarden, wie auch die früher nicht genannten Oſtgermanen, die Goten im weiteren Sinne hinzukamen. Jene kleineren Völker hatte das Reich der Römer wohl noch abwehren können; ſelbſt gegen dieſe größeren erzielte es noch vorübergehende Erfolge, ja, es legte ſie während des ſtarken Regiments der Cäſaren des vierten Jahrhunderts völlig lahm; als aber Schwächlinge dieſe Helden abgelöſt hatten, vermochte Rom auf die Dauer nichts mehr gegen die Deutſchen. Politiſch einig waren die neuen Völkerſchaften derſelben im Anfange ihrer Ausbreitung allerdings noch nicht, ſie beſaßen, wenigſtens im Frieden, teilweiſe auch ſelbſt im Kriege, noch keine gemeinſamen Könige. Dazu kam es bei vielen jener Völker erſt nach ihrer Feſtſetzung im Auslande.

Das erſte dieſer Völker, welches den Römern entgegentrat, waren die Alamannen, das heißt nach einer Auslegung des Namens: Allmänner, Geſamtleute, — nach einer andern: Männer des Alah, des Heiligtums, das bei ihnen dem Zio gewidmet war. Sie ſind die früheren Semnonen, ein Teil der alten Sueben; ja der Name „Sueben, Schwaben“ ging in der Folge ganz auf ſie über, da ſie ſich ſelbſt ſo nannten. Noch häufiger aber als „Schwaben“ bezeichneten ſich die Alamannen nach ihren einzelnen, zehn bis zwanzig Völkerſchaften: Juthungen, Linzgauer, Brisgauer u. ſ. w., die alle ihre eigenen Könige hatten. Im Übergange vom zweiten zum dritten Jahrhunderte traten ſie im Maingebiet auf und erkoren ſich zum Schauplatz ihrer weitern Ausbreitung das römiſche Zehntland, gegen welches ſie ſeit der Mitte des dritten Jahrhunderts raſtlos anſtürmten, während ſie zugleich wiederholte Ausfälle nach Italien und Gallien machten. Im Jahre 282 finden wir ſie, wenn auch oft genug zurückgeſchlagen, endlich im bleibenden Beſitze des freilich noch oft durch römiſche Einfälle verwüſteten Zehntlandes, ſo daß nun an der Kniebeuge des Rheins bei Baſel der Strom ganz ebenſo die Grenze des Römer-

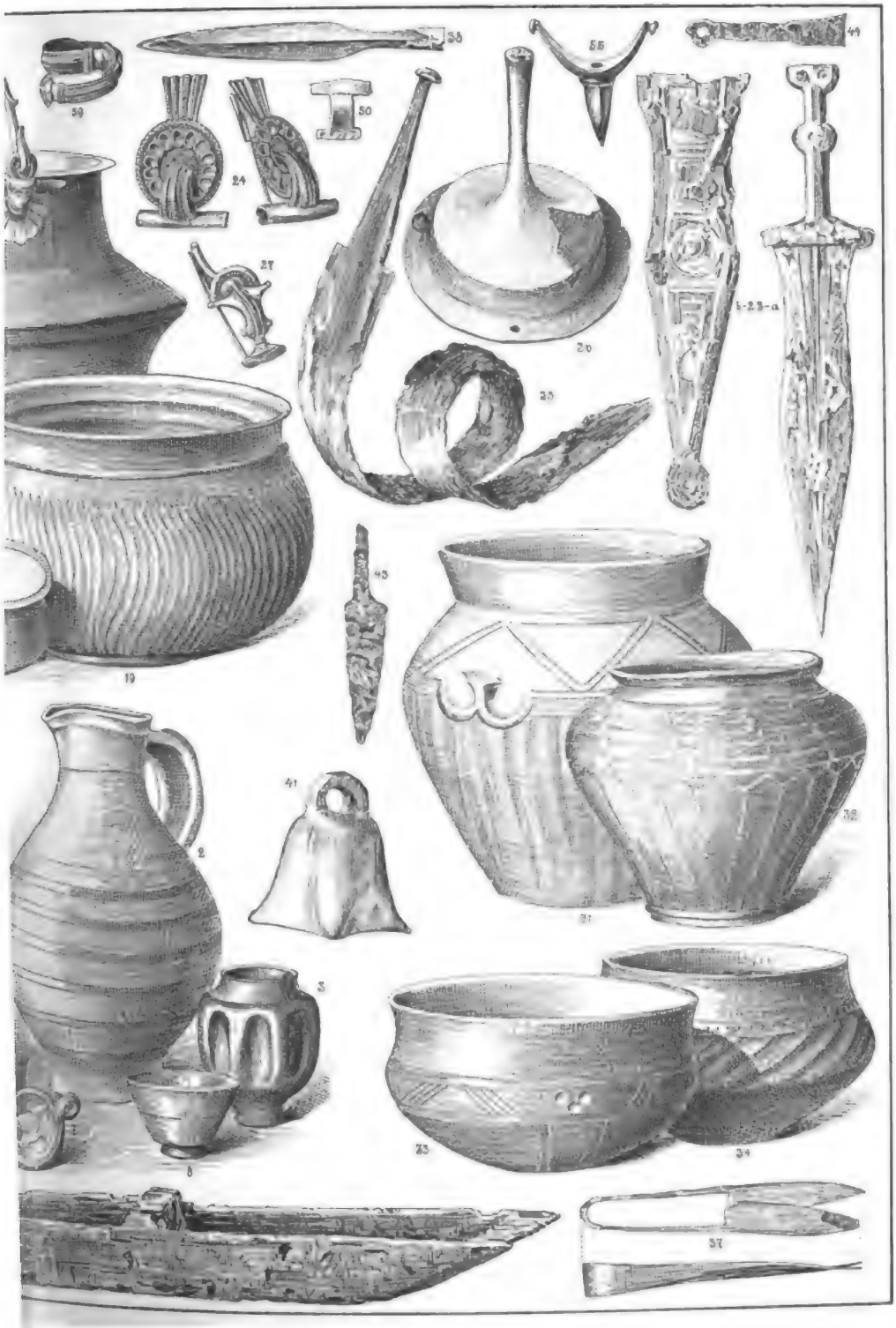
Digitized b

Digitized by Google



Geräte, Schmuck und Waffen aus der römischen Zeit.

Digitized by Google



, königl. Museum für Völkerkunde. Hierzu Erläuterungsblatt.

UNIV ITY

Digitized by Google

Erläuterungsblatt zu der Tafel

„Geräte, Schmuck und Waffen aus der römischen Zeit."

Originale im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Diese Periode wird chronologisch von vielen Archäologen noch in zwei Abschnitte, eine frührömische und eine spätrömische Zeit, geteilt, welche letztere dann gewöhnlich „Zeit der Völkerwanderungen" genannt wird. Wie die politische Macht Roms sich besonders seit Cäsar und Augustus fast mit jedem Jahrzehnt weiter und weiter ausdehnte, ebenso auch die römische Kultur, die derjenigen aller unterworfenen Völker weit überlegen war und bald siegreich bis in die entlegenen Wüsten Vorderasiens und Afrikas und bis in die finsteren Urwälder der nordeuropäischen Barbarenländer vordrang. In Deutschland haben wir während dieser Jahrhunderte zwei ganz verschiedene Gebiete zu behandeln. Die eine Gruppe bilden die Länder am Rhein und südlich der Donau, wo regulär verwaltete römische Provinzen lagen, in denen blühende Städte wie Köln, Trier, Mainz, Regensburg ꝛc. mit Säulentempeln, Theatern, Bädern und anderen Prachtbauten sich kaum von italischen Großstädten unterschieden; hier herrschte ein vollständig römisches Leben mit allem Komfort und allem Luxus der damaligen Zeit. Die Bevölkerung bot ein buntes Gemisch von romanischen, keltischen und germanischen Elementen, wie es noch heutzutage z. B. in der Bevölkerung zu erkennen ist. Im ganzen übrigen Deutschland lebten die verschiedenen germanischen Stämme, deren Namen aus Cäsar, Sueton, Tacitus ꝛc. bekannt sind, alle unabhängig voneinander, häufig in Kriege untereinander und mit den Römern verwickelt, aber alle abhängig von der römischen Kultur. Römische Kaufleute durchzogen den ganzen Norden, sodaß wir bis nach Schweden hinauf überall römische Münzen und römische Fabrikate aller Art finden. Eine einheimische Schmiedekunst existierte wohl, aber doch verraten die meisten Metallsachen dieser Zeit, die Waffen sowohl, wie die überaus zahlreichen Schmuckgegenstände die römische Fabrikation mit ihrem Formenreichtum und der vollkommenen Technik. Viele von diesen in den germanischen Gebieten gefundenen römischen Altertümer sind trotzdem nach barbarischem Geschmack nur für den Export gearbeitet und unterscheiden sich immerhin durch etwas gröbere Formen in mancher Beziehung von den in Italien und rein römischen Provinzen vorkommenden Fundstücken. Die ganze Periode des römischen Kultureinflusses dauert etwa vom ersten bis fünften Jahrhundert n. Chr., die höchste Blüte dürfte in das zweite bis dritte Jahrhundert zu setzen sein, während die beiden letzten Jahrhunderte, die Zeiten der Völkerwanderungen, als auch die Macht des alten Rom zu sinken begann, schon einen merklichen Verfall in Form und Technik und auch numerisch eine sichtliche Abnahme der römischen Fabrikate erkennen lassen.

In den Rheinlanden kommen jetzt, wie auch in Italien, beide Begräbnisarten, Leichenbestattung und Leichenbrand, gleichzeitig nebeneinander vor; auf den großen germanischen Gräberfeldern dieser Zeit herrscht durchweg Leichenbrand; die Urnen sind oft sehr reich mit Beigaben aller Art von Eisen, Bronze, Silber, Knochen ꝛc. gefüllt. — Die römischen Thon- und Glasgefäße sind außerordentlich mannigfaltig, sie zeigen durchschnittlich ansprechende und elegante Formen und außerordentliche Vollendung in der Technik, die Töpferscheibe ist selbstverständlich überall in Anwendung gekommen. Die germanischen Graburnen sind noch aus freier Hand angefertigt und machen den römischen Gefäßen gegenüber natürlich sehr oft einen einfachen, fast plumpen Eindruck, trotzdem sind eingefurchte und eingestempelte Ornamente ziemlich häufig, Zickzacklinien, Mäander, Hakenkreuze ꝛc. finden sich in verschiedenen Variationen.

Gruppe von acht Thongefäßen römischer Arbeit.

1. Urne aus schwarzem Thon mit einem horizontalen Streifen eingestempelter Ornamente. 28,8 Centim. hoch, 24,5 Centim. im größten Durchmesser; aus dem, der ersten Kaiserzeit angehörigen Gräberfeld von Kreuznach, Rheinprovinz.
2. Große einhenklige Kanne aus weißem Thon mit horizontalen rotbraunen Streifen. 32,2 Centim. hoch, 21 Centim. im größten Durchmesser, von Andernach, Kr. Mayen, Rheinprovinz.
3. Becher aus schwarzem Thon mit breiten vertikalen in die Wandung eingedrückten Furchen. 12,2 Centim. hoch; ebendaher.
4. Einhenklige Flasche aus weißem Thon, 19,5 Centim. hoch; von Köln.
5. Trinkbecher aus glänzendem schwarzbraunem Thon; in der Mitte, mit weißer Farbe aufgelegt, die Inschrift MERVM (= rein, unvermischt, sc. Wein) und arabeskenartige Verzierungen; 10,9 Centim. hoch; aus Köln.
6. Schale aus glänzend rotem Thon, der bei den Römern so sehr beliebten sog. Terra sigillata, mit erhabenen figürlichen Darstellungen, Tieren und Pflanzen und andern Ornamenten. 8,3 Centim. hoch, 17,8 Centim. im oberen Durchmesser; von Wetzlar, Rheinprovinz.
7. Kleine Thonlampe von rötlicher Farbe mit Griff. 11,4 Centim. lang; aus dem Rheinlande.
8. Becherförmiges Gefäß aus Terra sigillata. 7 Centim. hoch, 10,7 Centim. im oberen Durchmesser; von Mainz.

Zwei Gruppen von je fünf Gläsern römischer Arbeit.

9. Becher aus hellgrünem Glas mit aufgelegten dunkelgrünen und braunen Verzierungen. 13,1 Centim. hoch, 10,5 Centim. im oberen Durchmesser; aus einem großen Gräberfeld des 3. und 4. Jahrhunderts bei Völklingen, Kr. Saarbrücken, Rheinprovinz.
10. Zweihenklige Flasche mit engem Halse und abgesetztem Fuß. 19,4 Centim. hoch, 9,5 Centim. im größten Durchmesser; ebendaher.
11. Einhenklige Flasche, oben und unten horizontal gerippt. 14,4 Centim. hoch; ebendaher.
12. Flasche ohne Henkel, unten stark ausgebaucht, mit ausladendem Halse. 16 Centim. hoch, 9,5 Centim. im größten Durchmesser; ebendaher.
13. Kleines Salbfläschchen, 8,7 Centim. hoch; aus Köln.
14. Trinkbecher mit aufgelegten Verzierungen. 13 Centim. hoch, 11,2 Centim. im oberen und größten Durchmesser; aus Völklingen.
15. Große einhenklige Kanne mit aufgelegten, schräg herumlaufenden Leisten. 26 Centim. hoch, 12,6 Centim. im größten Durchmesser; ebendaher.
16. Kleiner einfacher Trinkbecher. 7 Centim. hoch; ebendaher.
17. Einhenklige Flasche, deren unterer ausgebauchter Teil einen menschlichen Kopf zeigt. 15,2 Centim. hoch, 8 Centim. im größten Durchmesser; ebendaher.
18. Großer Becher, oben mit feinen horizontalen, darunter mit stärkeren vertikalen Leisten belegt. 21 Centim. hoch, 11,2 Centim. im oberen Durchmesser; er lag mit mehreren Bronzen ꝛc. zusammen in einer Graburne des Gräberfeldes von Kossewen, Kreis Sensburg, Ostpreußen.

Gruppe von vier Bronzegefäßen römischer Arbeit.

19. Großes kesselartiges, geripptes Bronzegefäß, getriebene Arbeit. 17,5 Centim. hoch, 29,2 Centim. im größten Durchmesser; mit einem sehr ähnlichen Stück zusammen bei Zerbst in Anhalt gefunden.
20. Großer Eimer von Bronze mit Henkel; die Henkelösen zeigen Menschen- und Schlangenköpfe. 29,8 Centim. hoch, 32,3 Centim. im größten Durchmesser; in einem Grabe bei Biethkow, Kreis Prenzlau, Prov. Brandenburg, gefunden.

Digitized by Google

21. Kasserolle von Bronze mit langem, breitem, reich verziertem Griff. 5,5 Centim. hoch, mit Griff 21,2 Centim. lang; aus dem Gräberfelde von Fichtenberg, Kr. Liebenwerda, Prov. Sachsen.
22. Einhenklige Bronzekanne. 16 Centim. hoch, 13,4 Centim. im größten Durchmesser. Einzelfund von Bornim bei Potsdam.
23a—b. Eiserner Dolch, dessen Griff mit Holz belegt ist, nebst dazugehöriger eiserner Scheide, die mit vergoldetem Kupfer und buntem Email ausgelegt ist. 36 Centim. lang. Die Scheide oben 7,3 Centim. breit; gefunden bei Holzmühlheim, Reg.-Bez. Aachen.
24. Fibel von Bronze, sog. Militärfibel, mit einer kreisrunden, reichverzierten, um den Bügel gelegten Scheibe. 7,2 Centim. lang; gefunden bei Saarlouis, Rheinprovinz.
25. Fibel von Bronze mit breitem bandartigem Bügel, der mit Punktkreisen verziert ist; eine ziemlich häufige Form. 7,1 Centim. lang; aus dem Rheinlande.
26. Kleine sehr zierliche Fibel von Bronze mit kleinen dreieckigen grünen Email-Einlagen auf dem breiten Bügel. 4 Centim. lang; aus Trier.
27. Fibel von Bronze mit mehrfach gegliedertem Bügel. 8,8 Centim. lang; aus Trier.
28. Fibel von Bronze mit grüner Email-Einlage; Figur eines Hasen; der Dorn ist etwas verbogen. 3 Centim. lang; aus Trier.
29. Zierrat von Bronze, am Riemen oder Gürtel getragen. 5,6 Centim. lang; von Neuenkirchen, Rheinprovinz.
30. Kleine Fibel von Bronze, sog. Scheibenfibel, mit blauen, gelben und roten Email-Einlagen. 4,5 Centim. lang; aus Völklingen, Rheinprovinz.
31. Germanische Graburne aus bräunlichem Thon mit auffallend kleinen Henkeln und eingefurchten Verzierungen. 24 Centim. hoch und ebensoviel im größten Durchmesser; aus dem Gräberfeld von Fahrde bei Brandenburg a. d. Havel.
32. Germanische Graburne aus glänzend schwarzem Thon mit eingestempelten Verzierungen. 17,8 Centim. hoch, 22 Centim. im größten Durchmesser; aus dem Gräberfeld von Fichtenberg, Kr. Liebenwerda, Prov. Sachsen.
33. Urne von der in der Zeit der Völkerwanderungen üblichen Schalenform, mit eingeritzten Linien und flachen runden Vertiefungen verziert; 13,5 Centim. hoch, 23,8 Centim. im größten Durchmesser aus dem Gräberfeld von Borstel bei Stendal, Prov. Sachsen.
34. Urne desselben Typus aus grauem Thon, mit eingestochenen Punkten und schrägen Canneluren verziert. 13 Centim. hoch, 21 Centim. im größten Durchmesser; von Butzow bei Brandenburg a. d. Havel.
35. Eisernes Schwert, zu dem Zwecke zusammengebogen, um es dem verstorbenen Krieger mit in das Grab zu geben und eine spätere Benutzung unmöglich zu machen; gefunden bei Carthaus, Kr. Liegnitz, Prov. Schlesien.
36. Schildbuckel von Eisen mit langem vorstehendem Nabel, eine bereits in der späteren La Tène-Zeit und dann in der ersten römischen Zeit häufige Form. 16,5 Centim. hoch, unten 14,8 Centim. Durchmesser; ebendaher.
37. Eiserne Schere von der damals üblichen primitiven Form unserer heutigen Schafscheeren; 17,6 Centim. lang; ebendaher.
38. Eiserne Lanzenspitze mit langem Blatt. 33,6 Centim. lang, von Werbig, Kr. Lebus, Prov. Brandenburg.
39. Eiserne Sperrspitze mit Widerhaken. 10 Centim. lang; von Neuenkirchen in der Rheinprovinz.
40. Eiserne Axt. 9,5 Centim. lang; von Wilsleben, Kr. Aschersleben, Prov. Sachsen.
41. Schelle von Bronze, 7,6 Centim. hoch, von Saarburg in der Rheinprovinz.
42. Kleiner eiserner Schlüssel. 12 Centim. lang, gewöhnlichste Form der Schlüssel, wie die modernen Dietriche; aus Marienwalde, Kr. Arnswalde, Prov. Brandenburg.
43. Eisernes Messer mit Griffangel, um die früher eine Umkleidung von Holz oder Knochen gelegt war. 14,6 Centim. lang; aus dem Gräberfeld von Fahrde, Kr. West-Havelland, Prov. Brandenburg.
44. Feuerstahl oder Anhänger von Eisen, ein in den Gräberfeldern der römischen Zeit ziemlich häufig vorkommendes sehr einfaches Gerät, über dessen Zweckbestimmung man aber nicht im Klaren ist. 10 Centim. lang; von Fahrde.
45. Schnalle von Bronze, ebendaher.
46. Einfache eiserne Schnalle mit rundlichem Bügel. 4,8 Centim. breit; aus einer Urne des Gräberfeldes von Hohenwutzen, Kreis Königsberg i. N., Prov. Brandenburg.
47. Zierrat von Bronze, Anhänger, ein in den germanischen Gräberfeldern der römischen Zeit ziemlich häufig vorkommendes Gerät, dessen spezieller Zweck nicht recht bekannt ist. 7,2 Centim. lang; von Fahrde.
48. Fibel von Bronze mit „kragenförmigem" oder halbmondförmigem Aufsatz auf dem breiten Bügel und ziemlich langer dünner Spirale; der häufigste Typus der sog. römischen Provenzialfibeln in den germanischen Gräberfeldern während der ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, früher fälschlich immer „Wendenspange" genannt. 3,7 Centim. lang; ebendaher.
49. Fibel von ähnlicher Form aus Bronze. 4 Centim. lang; ebendaher.
50. Fibel von Bronze sehr einfacher Form mit breitem bandartigem Bügel. 4 Centim. lang, 3,8 Centim. an der Spirale breit; von Fahrde.
51. Fibel von Silber mit sehr langer Spirale. 3,4 Centim. lang; ebendaher.
52. Fibel von Bronze mit einer Sehne unter dem schmalen Bügel, sog. Armbrustfibel; besonders im 4. und 5. Jahrhundert gebräuchlich. 7,9 Centim. lang; von Kossewen, Kr. Sensburg, Ostpreußen.
53. Fibel von Bronze, sog. Sprossenfibel, eine nur in Ostpreußen vorkommende Form. 5,5 Centim. lang, an der Spirale 6,1 Centim. breit; aus Ostpreußen.
54. Große Fibel von Bronze, reich verziert, mit gerippten Wülsten auf dem Bügel und gebogener Sehne. 9 Centim. lang, 7,2 Centim. an der Spirale breit; aus Ostpreußen.
55. Sporn von Bronze mit der charakteristischen stumpfen Spitze. Einzelfund aus der Gegend von Luckau, Prov. Brandenburg.
56. Kamm von Knochen mit Bronzenieten. 10,8 Centim. lang; aus dem Gräberfeld von Elbing, Westpreußen.
57. Eisernes Messer mit Griff von etwas geschwungener Form. 11,5 Centim. lang, von Persanzig, Kr. Belgard, Pommern.
58. Silberner Halsring aus vierkantigem Draht mit Verschluß-Vorrichtung; wahrscheinlich für ein Kind bestimmt. 12 Centim. im Durchmesser; bei Goldberg in Schlesien gefunden.
59. Armband von Bronze, flache getriebene Arbeit, mit muschelartig verzierten Enden. Größter Durchmesser 6 Centim.; aus einem großen Gräberfelde mit Leichenbrand bei Elbing in Westpreußen.
60. Goldene Halskette, aus feinen geflochtenen Drähten hergestellt, mit eigentümlicher Schlußvorrichtung und unten mit einem kleinen Anhänger versehen. Einzelfund von Buskow, Kr. Ruppin, Prov. Brandenburg.
61. Großer, aus einem einzigen Baumstamm hergestellter Kahn mit zwei Querbänken. 6 Meter lang, 68 Centim. breit, gefunden in dem Ufersande eines Sees dicht neben einem der späteren römischen Zeit angehörenden Gräberfelde bei Kossewen, Kreis Sensburg, Ostpreußen.

Digitized by Google

reichs bildete, wie unterhalb Koblenz. Seitdem hieß auch jenes Gebiet nicht mehr das „Zehntgebiet“, ſondern Alamannien. Um das Jahr 400 durchbrachen endlich die Alamannen auch dieſe Grenze und beſetzten die Gegenden, welche heute das Elſaß und die deutſche Schweiz bilden, die hierdurch ihre jetzige Bevölkerung erhielten und die Signatur römiſcher Herrſchaft und Kultur faſt völlig verloren.

Was die Alamannen am Oberrhein, das thaten die Franken am Mittel- und Niederrhein. Unter dieſer Benennung (das heißt wol „die Freien“; ihre Waffe, die Franziska, hat eher den Namen von ihnen, als ſie von ihr) waren die urſprünglich nicht näher verwandten, zu einem Bündnis zuſammengetretenen Sugambrer, Bataver, Tenchterer, Uſipier, Chamaven, Amſivaren, Chatten und Brukterer zuſammengefaßt; jetzt unterſchieden ſie ſich hauptſächlich in ſaliſche und ripuariſche Franken, während die Chatten, ſpäter die Heſſen, eine beſondere Gruppe bildeten. Schon 264 fielen, von den Sachſen über den Rhein gedrängt, die Salier und Ripuarier in ihr ſpäteres Reich, in Gallien ein, dienten zu Lande zunächſt den Römern, machten um 280 als Seeräuber das Mittelmeer unſicher und herrſchten am Ende

Burgundiſche Münzen. Originalgröße

1. Nachahmung eines Gold-Solidus von Leo I. (457—474), in Ravenna geprägt. 2. Nachahmung einer Silbermünze von Theodoſius I (378—395), in Trier geprägt. 3. Nachahmung einer Silbermünze von Valentinian II (375—392), in Trier geprägt. 4. Nachahmung eines Gold-Solidus von Anaſtaſius I. (491—518) mit dem Monogramm Sigismunds (516—523). 5. Kleine Silbermünze von Gundobald. 6. Nachahmung eines Gold-Solidus von Anaſtaſius I. (491—518) mit dem Monogramm von Gundobald (500—516). 7. Nachahmung eines Gold-Triens von Juſtin I. (518—527) mit dem Monogramm von Sigismund (516—523).

(Nr. 1—5, 7 Numism. chron. XVIII. Nr. 6, 8 kgl. Münzkabinett in Berlin.)

des dritten Jahrhunderts unbeſtritten in den nördlichen Niederlanden, in der Mitte des vierten auch am linken Rheinufer bis unterhalb Kleve. Im fünften gehörte ihnen bereits das linke Rheinufer bis Mainz; die Römer waren alſo für immer vom Rheine abgedrängt. Denn gleichzeitig hatten auch die Burgunder dort Fuß gefaßt, indem ihnen Rom ſchon 413 eine Strecke am linken Ufer des Fluſſes abgetreten hatte; es war dies die durch das tragiſche Schickſal, welches ihr Attila bereitete, und noch mehr durch die Sage und Dichtung von den Nibelungen berühmt gewordene Gegend von Worms. Teile der Franken, namentlich der Chatten, blieben rechts vom Rheine zurück.

Ein ſelbſtändiger Zweig der Germanen im weiteren Sinne neben Deutſchen und Skandinaviern waren die Goten oder Oſtgermanen. Sie bildeten einen Verein vieler kleinerer Völker, unter denen zwei als die bedeutendſten hervorragten: die Greutungen (Steppenleute) oder Oſtgoten und die Terwingen (Waldleute) oder Weſtgoten. Die übrigen waren die Vandalen, Gepiden, Heruler, Rugier, Skiren, Turkilingen, Taifalen, Viktofalen und andere. Wir finden die gotiſchen Völker zur Zeit des Tacitus an der deutſchen Oſtſeeküſte, am Ende

des zweiten und im Anfange des dritten Jahrhunderts aber, alſo etwa hundert Jahre ſpäter, an der untern Donau und am Schwarzen Meere ſeßhaft, von wo aus ſie im Kampfe mit den Römern und in Verbindung mit anderen, teilweiſe nicht germaniſchen (ſlawiſchen) Völkern Streif- und Raubzüge zu Land und Waſſer nach Thrakien, Griechenland und Kleinaſien machten, dieſe Länder in grauenvollſter Weiſe verheerten, berühmte Städte für immer zerſtörten und deren Einwohner erbarmungslos niedermetzelten. —

In der Mitte des vierten Jahrhunderts beherrſchte der vielbeſungene Held Ermanarich die Oſtgoten, die Heruler und mehrere ſlawiſche und finniſche Völker, angeblich das ganze Südrußland. Allein dieſe germaniſche Herrlichkeit im fernen Oſten Europas ging tragiſch zu Grunde, als der erſte jener entſetzlichen Einfälle ſchiefäugiger, ſchmutziggelber mongoliſcher Steppenvölker ſtattfand, welche Europa wiederholt heimgeſucht haben. Es waren die unſäglich rohen, mit ihren ebenſo häßlichen Pferden gleichſam verwachſenen Hunnen, welche um 374 aus Aſien hereinbrachen und alles verwüſteten und mordeten, was ihnen in den Weg kam. Die Oſtgoten, deren greiſer Heldenkönig damals ſtarb, wurden den Steppendämonen tributpflichtig; ihr Reich mußte lange Zeit der eigenen Könige entbehren.

Von ungeheurer Tragweite war dieſer hunniſche Einfall für die germaniſchen Völker und für das römiſche Reich; er war es, der die Zertrümmerung des letztern durch die erſteren und damit auch den Fortſchritt dieſer zu höherer Kultur verurſacht hat. Den Hauptanſtoß hierzu gaben die der Hunnennot noch rechtzeitig auf oſtrömiſches Gebiet entronnenen Weſtgoten. Allein durch eine ſeltſame Verkettung der Geſchicke war es nicht hier, im thrakiſchen Lande, wo dieſes Volk die Zeit ſeiner Macht und Blüte verleben ſollte. Nicht Byzanz, ſondern Rom ſollte das Opfer der Deutſchen werden. Es war, als ob die hoheitsvolle Geſtalt des gotiſchen Königsjünglings Alarich einem rätſelhaften Verhängnis folgte; — nicht den klaſſiſchen Boden von Hellas, den er die ungebändigte germaniſche Wildheit fühlen ließ, ſondern Italiens Fluren, nach denen die Goten mit Weib und Kind, mit Sack und Pack zogen, erkor er zum Schauplatze ſeiner Thaten, welche der Vandale Stiliko gar zu gern in Roms Dienſten hätte leuchten ſehen, denen der edle Terwinge aber allzufrüh an den Waſſern des Buſento entriſſen wurde. Mit der Einnahme Roms (410), welches nicht weſentlich geſchädigt und nur mäßig geplündert wurde, hatte die Selbſtändigkeit des Weltreiches ihr Ende gefunden. Und nun trat ein hochwichtiger Wendepunkt in der Kulturgeſchichte, namentlich der Germanen, ein.

Denn auf dieſen Zügen hatten die Deutſchen volle Gelegenheit gehabt, die Schwächen des Römerreiches, nämlich die herrſchende Sittenloſigkeit, die tolle Verſchwendung und die mit dumpfem Aberglauben gepaarte Irreligion jenes Völkergemiſches, das ſich mit immer weniger Recht die „Römer“ nannte, kennen zu lernen. Wohl waren die germaniſchen Krieger von der Rom umgebenden Pracht betroffen —; ſie wußten ſich vor der Flut der auf ſie einſtürmenden gewaltigen Eindrücke kaum zu ſammeln; allein ſie beſaßen natürlichen Verſtand genug, und mußten ſich bei reiflicher Überlegung ſagen, daß ein ſo zerfahrenes, von allem Maßhalten fernes und aller Vernunft Hohn ſprechendes Treiben wie das der Römer keinen Beſtand haben könne und über kurz oder lang jäh endigen müſſe. Es war ſomit nicht allein ihre Sehnſucht nach wärmeren und fruchtbareren Ländern, die ſie in dem Bewußtſein befeſtigte, die vom Schickſale beſtimmten Erben jener entarteten Welt zu ſein; ſondern auch das Gefühl ihrer Würde und Kraft.

Siegelring König Alarichs.
(Nach Lindenſchmit.)

Vierter Abschnitt.

Die Kultur im Zeitalter der Völkerwanderung.

Für die Germanen war ihr Eindringen in das römische Reich, wie bereits angedeutet, vornehmlich von Einfluß auf ihre Verfassung, namentlich auf die Gestaltung ihres Königtums. Es kam in der ersten Zeit jenes Eindringens, als dasselbe noch in geringerem Maße stattfand und die römische Macht noch eine achtunggebietende war, häufig genug vor, daß ein germanischer, vorab ein fränkischer oder alamannischer König in römischem Dienste eine kriegerische Stelle erhielt oder sich ganz dem römischen Dienste widmete und sein Königtum aufgab, wie z. B. der Alamanne Wadomar, der sich so in die römische Kriegskunst hineinlebte, daß er die Festungsartillerie seiner Oberherren im Kriege gegen die Perser zu leiten vermochte. Doch hielten sich diese Leute an die Römer, deren Übermacht sie zum Bündnis (foedus) gezwungen hatte, nur so lange für gebunden, bis sie stark genug waren, sich wieder frei zu machen. In dieser Voraussicht blieben sie in Verbindung mit ihren nicht unterworfenen Landsleuten, was die Römer früher nicht geduldet hätten, jetzt aber zu verhindern nicht mehr die Macht besaßen. Kamen indessen verschiedene germanische Völker, z. B. im vierten Jahrhundert Franken und Alamannen, mit ihren Eroberungen einander ins Gehege, so benutzten sie sehr gern die Römer gegeneinander und dienten ihnen gegen den einstweiligen gemeinsamen Feind. Von einer einheitlichen Verfassung, einem gemeinsamen Königtum irgend eines dieser Völker war bis zum Ende des vierten Jahrhunderts noch keine Rede. Auch waren ihre kleinen Gaukönige noch keineswegs auf römische Art absolut, wie das von Ammianus Marcellinus angeführte Beispiel der Burgunder zeigt, welche einen im Kriege unglücklichen König entsetzten oder ihn gar den Göttern opferten; ihr Oberpriester aber, welcher das Volk nicht vertrat, war unverantwortlich und unabsetzbar; ein Umstand, der indes seinen geringern Rang beweist, und zeigt, daß an seiner Tüchtigkeit nicht so viel gelegen war, wie an der des Königs. Würdezeichen der germanischen Könige waren die Lanze und langwallendes Haupthaar.

Eine Verfassung ohne Königtum bewahrten die Sachsen, die sich von Holstein aus über den ganzen Nordwesten Deutschlands (mit Ausnahme des Gebietes der Friesen) verbreitet hatten. Ihr politisches Leben beruhte auf der Markgenossenschaft, deren Glieder das Gemeineigentum an Grund und Boden besaßen und durch das Markgericht Bußen für die Verletzung der gemeinsamen Satzungen aussprechen ließen. Eine Volksversammlung von zwölf freien Männern aus jedem Gau tagte jährlich wenigstens einmal zu Marklo (bei Nienburg) an der Weser und wählte den Herzog, der nur für die Dauer des Krieges an der Spitze des mit dem Skramasax bewehrten Volksheeres stand. Der alte Volksadel hatte bei den Sachsen ein höheres Wergeld, als bei irgend einem andern Volke, nämlich das sechsfache desjenigen der Gemeinfreien (Frilinge) und betrachtete Ehen mit diesen als Mißheiraten. Tiefer als die beiden letzteren Klassen standen die sehr zahlreichen Liten, wahrscheinlich ein unterworfener Volksstamm, und

Digitized by Google

noch tiefer als dieſe die Knechte. An der Spitze des Gaues (Go) ſtand der Gaugraf (Gogreve), den die Gaugemeinde wählte, und der ohne Schöffen das Gauding abhielt. Dasſelbe ließ indeſſen im Strafrechte der Blutrache Raum, und wer das Wergeld nicht entrichten konnte oder wollte, durfte in der Fehde bis unter ſein Dach verfolgt werden.

In der Ausbildung einheitlicher Verfaſſung und gemeinſamen Königtums gingen die Oſtgermanen ihren weſtlichen Brüdern voran. Allerdings iſt die Herrſchaft des oſtgotiſchen Königshauſes der vielgefeierten Amalungen nicht ſo alt, wie Kaſſiodor und ſein Epitomator Jordanes ſie darzuſtellen beliebten, und der erſte geſchichtliche Machthaber dieſes Hauſes, Oſtrogota, um 240, regierte wohl nur über einen Teil ſeines Volkes. Unter der hunniſchen Oberherrſchaft wurde die königliche Erbfolge etwa ein halbes Jahrhundert unterbrochen, bis Ermanarichs Urgroßneffe Walamir (um 440) mit Beihilfe ſeiner Brüder Theodemir und Widemir die alten Verhältniſſe erneuerte und, wie es ſcheint, auf das ganze Volk ausdehnte. Schon früher waren die zerſplitterten und unter verſchiedenen Königen einander befehdenden Weſtgoten durch den großen Alarich geeinigt worden. Bei beiden Abteilungen der Goten war während der großen Völkerwanderung das Königtum zwar ſtraffer als bei den Weſtgermanen, aber immer noch nicht erblich, ſondern von der Wahl der Freien abhängig, daher der König auch ſtets das Volkshaupt (thiudans) hieß.

Gotiſche Krieger.
Stein-Relief aus der weſtgotiſchen Zeit Spaniens.
Sevilla, Provinzial-Muſeum.

Die Gruppierungen der Goten waren im ganzen dieſelben, wie wir ſie bei den alten Weſtgermanen kennen gelernt haben. Die Sippe hielt feſt zuſammen, ſelbſt gegen den König. Die Freien waren derart ſtolz auf ihre Rechte, daß die Römer ſie insgeſamt für Edle hielten. Von den Knechten waren die freien Diener unterſchieden. Das Heer wurde in Zehn-, Hundert- und Tauſendſchaften gegliedert. Bewaffnet war es mit Schild, Brünne und Helm, Schwert mit Scheide und Geſchoß (Wurfſpeer); ſein Zeichen war das Banner (baudon). Dem Kampfe gingen wie bei anderen Germanen Hohn- und Trutzreden oder Zweikämpfe zwiſchen Führern oder Auserwählten voran. Richter (stava) urteilten im Namen des Königs, nachdem die „Rechtsgenoſſen“ das Recht „gefunden“. Die Strafe hatte noch den Charakter der Rache; der Friedensbrecher galt für vogelfrei und hieß bezeichnenderweiſe „Wolf“. Räuber und Diebe wurden gehängt, Gefängniſſe waren unbekannt, außer während der Unterſuchung und auch hier erſt ſeit der Bekanntſchaft mit den Römern (daher auch ihr Name, karkera, von carcer); Notbande und Feſſeln hielten den Gefangenen, den ſie an Hauspfoſten banden, von der Flucht ab. Nur Unfreie erlitten Prügelſtrafen. Zahlungsunfähige wurden zu Knechten gemacht. Geſetze gab es noch nicht, — nur ein Gewohnheitsrecht. Die Goten, die bis dahin in Zelten oder höchſtens in Holzhütten von Balken und Brettern lebten, welche offene Dörfer bildeten, lernten Städte erſt durch die Römer kennen und nannten ſie „Burgen“. Die Wanderluſt ſteckte noch ſo tief in ihnen, daß ſie unter „Gau“ und „Land“ weniger ein gewiſſes Gebiet, als ein gewiſſes Volk und deſſen Abteilungen verſtanden. Sie führten den Pflug, wo ſie ſich niederließen, machten wüſte Gegenden urbar, wandelten ſie in Getreidefelder und ſogar in Gärten um und pflanzten auch Obſt. Noch begreiflicher iſt, daß ſie auf den weiten durchzogenen Steppen Vieh züchteten, beſonders Schafe; daneben hielten ſie auch Geflügel. „Faihu,“ „Vieh,“ war bei ihnen noch lange der allgemeine Ausdruck für Geld und Vermögen. Durch ihre Anlagen zur Kultur ſtechen ſie beſonders ſcharf gegen die rohen und arbeitſcheuen Hunnen ab.

Digitized by Google

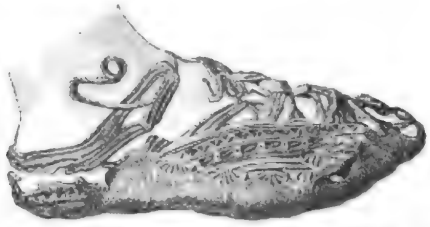
Die Sitten der Germanen waren noch zur Zeit der Wanderung edel und rein. Der Marſeiller Salvian, ſo ſehr er die Germanen haßte und ihnen alle Laſter andichtete, ſchrieb um 430, es gebe im Reiche der Goten (in Aquitanien) keinen unkeuſchen Menſchen, ausgenommen die Römer. Noch war bei ihnen, ſolange ſie nicht unter die letzteren gerieten, die Gaſtfreundſchaft ſo heilig, daß der junge Langobarde Alboin, der den Sohn des Gepidenherrſchers erſchlagen, bei dem Vater ſeines Opfers am Mahle ſitzen und von ihm gegen ſeine wütenden Gefolgsleute geſchützt werden konnte. Das Beiſpiel der Römer wirkte jedoch ſehr nachteilig auf die Deutſchen. Das Dienen unter denſelben vermengte ſie mit ihnen und zwang ſie ſozuſagen, „mit den Wölfen zu heulen.“ Teils Notwehr, teils Selbſterhaltungstrieb verleitete ſie in Zeiten der Bedrängnis durch die Feinde zu Verrat ſelbſt an Landsleuten. Wo ſie ſich aber auf römiſchem Gebiete niederließen, da lernten ſie leider die Unzucht und Grauſamkeit der älteren Bewohner kennen und üben. Je mehr die Germanen mit dem römiſchen Leben bekannt wurden, deſto mehr nahmen ſie römiſche Kleidung und Lebensart und die Reichen römiſchen Luxus und römiſche Sitten oder vielmehr Unſitten an. Die Wohnungen der Fürſten wurden zu Hallen, in denen nahe dem Herde die erhöhten Sitze des Hausherrn und der Hausfrau mit der Tafel für geehrte Gäſte ſtanden, und Waffen und Jagdtrophäen die Pfeiler ſchmückten. Die Häuſer der kleinen Leute blieben dagegen länger einfach und ſchmucklos. Haar und Bart trugen die Männer als Zeichen der Freien noch lange Zeit ungeſchoren.

Goldene Trinkhörner; das untere mit Runen-Inſchrift um die Mündung; in Schleswig gefunden.

Die Tracht derjenigen Germanen, welche in Deutſchland verblieben, war noch lange Zeit die alte (ſiehe oben S. 21). Die Wandervölker dagegen nahmen mit den römiſchen Sitten und Unſitten auch, wenn ſchon nicht die völlige Kleidung der Weltgebieter, ſo doch eine Miſchung zwiſchen der Tracht beider Völker an, wie umgekehrt die Römer von Germanen und Kelten die Beinkleider entlehnt haben. Verſchiedene Stände und Völker trugen ſich auch verſchieden. Niedrige Leute gingen ziemlich ſchlicht, vorzugsweiſe in Leder gekleidet, einher, mit tunikaartigem Rock, bald kurzen, bald langen Hoſen und wollenem Mantel, meiſt ohne Kopfbedeckung. Reiche trugen mit Silber durchwirkte Mäntel und blinkende Rüſtungen darunter.

Bei Tiſche ſaß man, im Gegenſatz zu den Römern, die beim Mahle lagen. Der große Durſt der Germanen bedingte auch große Gefäße, daher gewaltige Trinkhörner (deren man reich verzierte goldene gefunden) äußerſt beliebt waren.

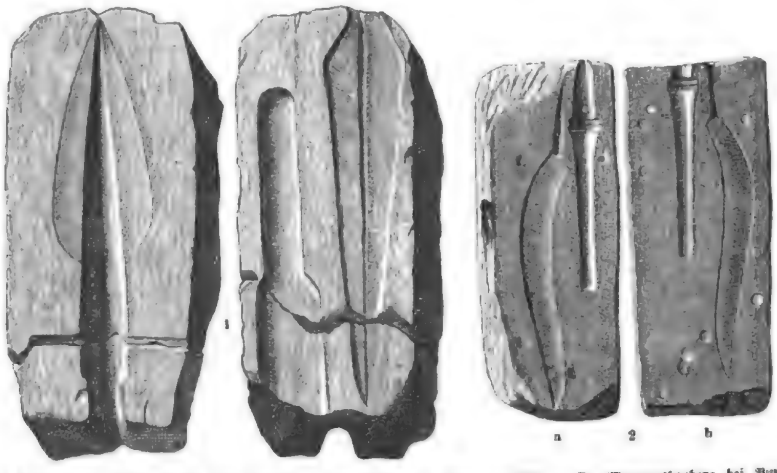
Die Zunahme der Bedürfniſſe führte bei den Germanen naturgemäß auch zu einer höhern Entwickelung der Gewerbe. Es genügte nicht mehr, daß jede Familie das, was ſie brauchte, ſelbſt fertigte. Es gab nun unter den Wandervölkern, das heißt nur unter ihren Leibeigenen, auch Schneider und Schuſter, aber auch Künſtler. Selbſt griechiſche und römiſche



Reichverzierter Schuh aus einem Stück Leder, 22½ Ctm. lang.
An einer Leiche im Moore bei Friedeburg in Oſtfriesland gefunden
(Nach Lindenſchmit.)

Schuh aus einem Stück Leder, 24 Ctm. lang.
Im Moor bei Utersen, Holſtein, gefunden.
(Nach Lindenſchmit.)

Schriftſteller rühmten die Arbeiten germaniſcher Gold-, Silber-, Kupfer- und Eiſenſchmiede, Holz- und Steinbildhauer; einfache Malerei begann die Schilde zu ſchmücken, daher die erſten Maler „Schilderer" hießen. An die Stelle der römiſchen Gewerbekultur trat eine national-germaniſche, deren hauptſächlichſtes Material das Eiſen war, und deren Schmuck durchaus neue Motive in ſich aufnahm.



1. 2a 2b

1. Zwei Formen auf einem Steine zum Gießen von Lanzenſpitzen; gefunden (1857) zu St. Margarethenberg bei Burghauſen. München, baieriſches Nationalmuſeum. Länge: 22 Ctm.; Breite: 9 Ctm. 2. Zwei Steintafeln mit Gußformen für ein Meſſer und einen Meißel; ½ der natürlichen Größe. Die Platten enthalten die Form für eine leicht gekrümmte Meſſerklinge mit geradem Dorn für den Griff, wobei ſich der Einguß auf der Seite des Dorns befindet. Neben demſelben iſt die Form für einen Meißel in den Stein gearbeitet, bei deſſen Guß aber die beiden Platten verſchoben werden mußten, ſo daß die eine über die andere vorragte. Bei Nr. 2a iſt deshalb auch die Rinne des Ausfluſſes verlängert. In dieſe Vertiefung iſt ein Loch eingebohrt, vermutlich um das Kernſtück für die Schalthülle des Meißels zu befeſtigen. Gefunden am Schermützelſee bei Buckow, Mark Brandenburg. — Sammlung des Vereins für Heimatskunde in Müncheberg. (Nach Lindenſchmit.)

Die Schwerter nahmen nun die Hauptrolle unter den Waffen ein; es gab zweiſchneidige Langſchwerter, länger als die römiſchen, und einſchneidige Kurzſchwerter (Skramasaxe), die zu Hieb, Stoß und Wurf dienten. Neben ihnen waren auch die Streitäxte beliebt. An den Schilden glänzten eiſerne Buckel, am Riemenzeug Schnallen.

Die Entfernung von der Heimat führte jetzt auch dazu, nicht mehr allein unbewegliches Gut nebſt dem Vieh und den Sklaven, ſondern auch Waffen zu kaufen und zu verkaufen oder vielmehr

Erläuterungsblatt zu Seite 61:

„Waffen, Schmuck und Geräte aus fränkisch-alamannischer Zeit".

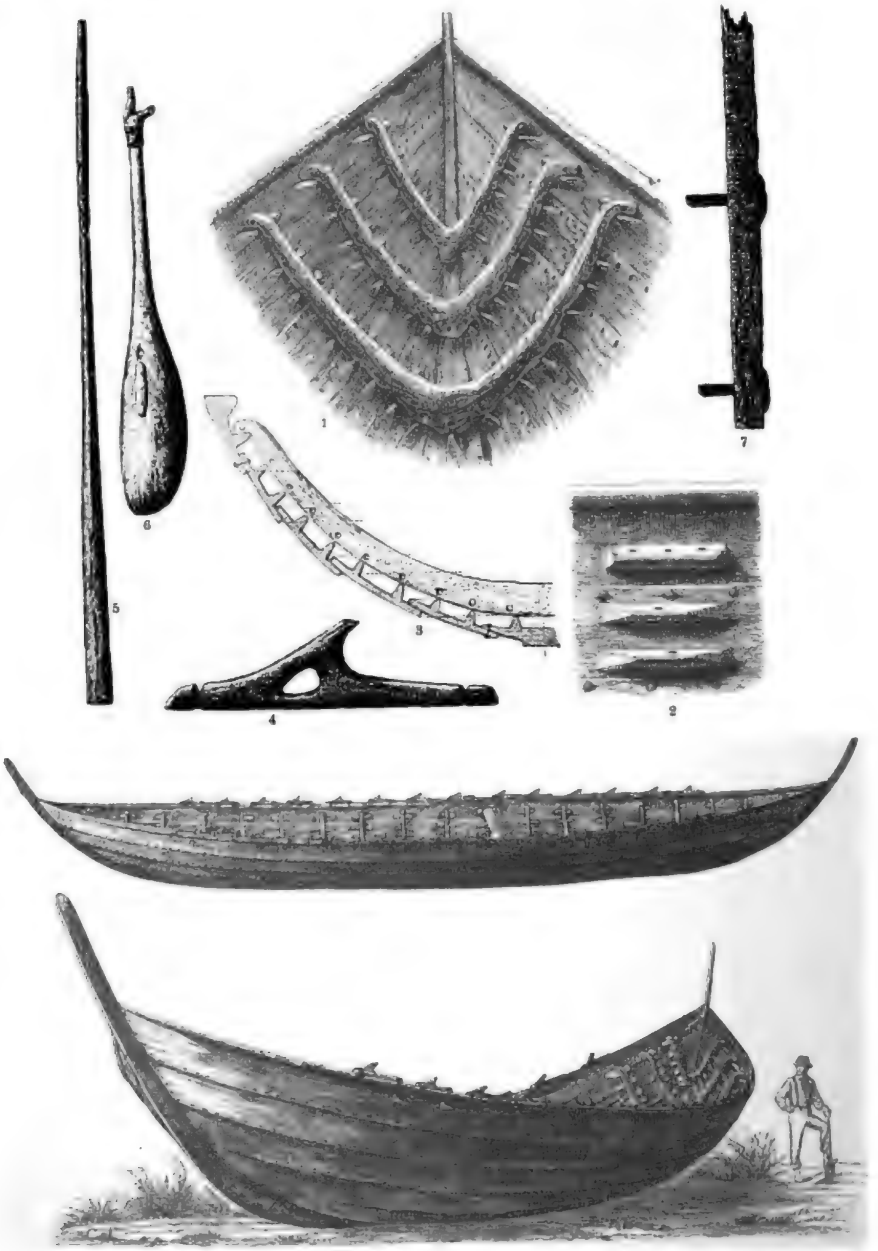
Originale im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Nachdem eine große Völkerwelle nach der anderen aus dem germanischen Norden nach den Ländern des Südens gezogen war, entstanden nach dem endlichen Falle des alten Rom in fast allen ehemaligen römischen Provinzen selbständige germanische Staaten, deren Kultur zwar in vieler Beziehung auf der alten römischen basierte, aber doch auch sehr viele originale und nationale Eigentümlichkeiten bewahrte und weiter entwickelte. Der begabteste und in der Kultur am höchsten stehende deutsche Stamm, die Gothen, gründete, nachdem er seine ostpreußische Heimat verlassen hatte, seine Staaten nicht auf deutschem Boden. In Deutschland blieben nur die Sachsen im Nordwesten in ihrer alten Heimat, während südlich davon die Thüringer und dann die Sueben als Alamannen und westlich davon am Rhein und in Frankreich die Franken ihre Reiche gründeten. Die beiden letzten, die eigentlichen Repräsentanten dieser Zeit, gelangten, da sie sich auf dem Gebiet der alten, hochkultivierten römischen Provinzen niederließen, so bald zu einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe, die eine eigentümliche Vermischung von römischen und barbarischen Elementen zeigt. Alle Fundstücke dieser Zeit zeigen im Gegensatz zu den feinen, exakten und zierlichen Arbeiten der Römer etwas Massives und Massiges; die Ausführungen in den Details sind oft nicht ohne Geschmack, aber fast immer unexakt und nachlässig. Gold, Silber, Eisen, Bronze werden in gleicher Weise in Menge verbraucht und das beliebteste Ornament bildet die Silbertauschierung auf Eisensachen, eine Technik, die wahrscheinlich vom Orient über Byzanz nach dem Norden gelangte. Die Hauptfundgruben dieser Zeit sind die sogen. Reihengräber mit Leichenbestattung, die meist außerordentlich reich mit Beigaben aller Art, Waffen, Geräten und Schmucksachen ausgestattet sind. Die Thongefäße dieser Zeit haben meist annähernd eine doppelkonische Form mit etwas verstärktem Rande, sie sind dickwandig, sehr stark gebrannt und oft mit eingestempelten Ornamenten versehen; bisweilen etwas plump, aber immer auf der Scheibe hergestellt. Diese Periode reicht vom 5. Jahrhundert bis in das 8. n. Chr., bis mit Pipin dem Kleinen eine eigentliche Geschichte des deutschen Reiches im wahren Sinne des Wortes beginnt.

1. Gefäß aus sehr hartgebranntem, rotem Thon mit Henkel und Ausgußtülle, an der oberen Hälfte mit tief eingefurchten Linien verziert. 17,2 Centim. hoch, 18,5 Centim. im größten Durchmesser; gefunden in einem Grabe bei Weißenthurm, Kreis Koblenz, Rheinprovinz.
2. Gefäß aus schwarzem Thon mit verschiedenartigen eingestempelten Ornamenten. 14,2 Centim. hoch, 18,8 Centim. im größten Durchmesser; aus einem Grabe bei Ehrenbreitstein gegenüber von Koblenz, Rheinprovinz.
3. Eisernes Schwert mit kleinen Bronzebeschlägen auf der ledernen Scheide, die z. T. erhalten, größtenteils aber vollständig von Eisenrost durchsetzt ist. 87,4 Centim. lang; aus dem Gräberfeld von Weißenthurm, Rheinprovinz.
4. Eiserner Schildbuckel mit bronzenen Nägeln, oben abgerundet. Ebendaher.
5. Eiserne Axt von etwas geschwungener Form mit breiter geschweifter Schneide, eine sog. Franziska, Wurfaxt, die eigentliche Nationalwaffe der Franken. 17,5 Centim. lang; aus dem Gräberfeld von Kärlich, Kr. Koblenz, Rheinprovinz.
6. Große eiserne Lanzenspitze. 54 Centim. lang. Ebendaher.
7. Eiserne Pfeilspitze. 13 Centim. lang. Ebendaher.
8. Kurzes einschneidiges Schwert von Eisen, sog. Skramasax. 55,2 Centim. lang, aus dem Gräberfelde von Kobern, Kreis Koblenz, Rheinprovinz.
9. Sehr lange dünne eiserne Speerspitze, oben mit Widerhaken versehen, sog. Ango, ähnlich dem pilum der römischen Legionssoldaten. 115 Centim. lang, aus einem Grabe von Schierstein bei Wiesbaden, Prov. Hessen-Nassau.
10. Fibel von Silber mit Resten von Vergoldung und kleinen eingelegten roten Glasstückchen, die typische Form der fränkischen Spangen während der Merovinger Zeit. 8,5 Centim lang, von Kärlich, Rheinprovinz.
11. Fibel von Bronze in Gestalt eines Vogels mit eingelegten roten Glasstückchen. 3,2 Centim. lang. Ebendaher.
12. Runde Zierscheibe von Bronze; 8,5 Centim. im Durchmesser. Ebendaher.
13. Halsketten von buntfarbigen Glasperlen. Ebendaher.
14. Schnalle von Bronze, versilbert, 9,7 Centim. lang. Aus dem Reihengräberfeld von Mänstermaifeld, Kr. Koblenz, Rheinprovinz.
15. Pincette von Bronze; 6,7 Centim. lang. Ebendaher.
16. Große eiserne Schnalle und dazu gehöriger Riemenbeschlag mit reicher Silbertauschierung und Bronze-Knöpfen. 22,6 Centim. lang; aus einem Skelettgrabe bei Engers, Kr. Koblenz, Rheinprovinz.
17. Großer eiserner Schlüssel, 18,2 Centim. lang, von Kobern, Kreis Koblenz, Rheinprovinz.
18. Kleiner Ohrring von Bronze, aus einer zusammengebogenen Nadel mit dodekaederförmigem Kopf hergestellt. Aus einem Skelettgrabe bei Kobern, Kr. Koblenz, Rheinprovinz.
19. Schnalle von Bronze mit den Resten von weißlichen Glaseinlagen auf dem Bügel. 4,1 Centim. breit, aus dem Skelettgräberfelde von Schierstein bei Wiesbaden.
20. Ganz kleine viereckige Schnalle von Bronze, 1,7 Centim. breit. Ebendaher.

Waffen, Schmuck und Geräte aus der fränkisch alamannischen Zeit. Hierzu Erläuterungsblatt.
Berlin, kgl. Museum für Völkerkunde.

gegeneinander umzutauschen; eherne und goldene Ringe bildeten bereits den Übergang zum Gelde. Eisen aus Norikum (Steiermark) wurde von den Römern begehrt; seit dem fünften Jahrhundert wusch man auch Gold aus dem Rhein und anderen deutschen Flüssen. Die Römer aber hüteten sich, den gefürchteten Feinden Eisen zu bringen; dagegen fanden, zum Schaden ihrer einfachen Sitten, römisches Gold, römischer Wein und allerlei Tand den Weg zu ihnen. Anderseits lieferte das deutsche Land dem römischen Luxus Zuckerrüben, Gänsefedern, Laugenseife, blondes Haar, welches am Tiber Mode wurde u. s. w. Je mehr die Germanen über ihre alten Grenzen hinausschritten, um so mehr fand bei ihnen das Geld aus dem Süden Eingang und auch Wertschätzung. Bald scheuten auch die Freien den Handel nicht mehr in dem Maße, wie sie das Handwerk mieden, und reisten



Wikingerboot, im Moor bei Nydam (Schleswig) am 18. Auguſt 1863 gefunden. (Kiel.)

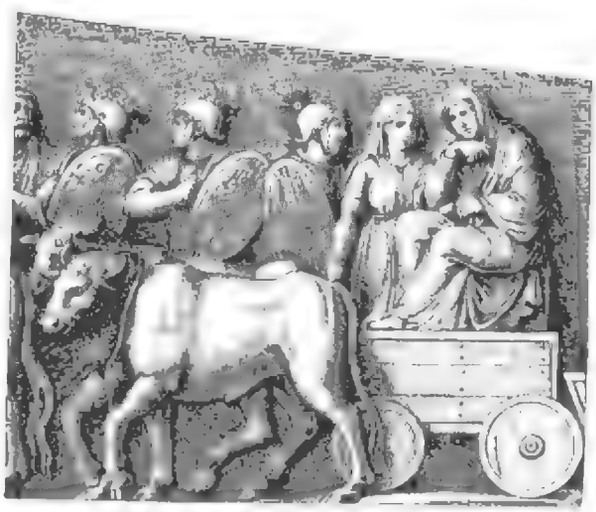
Das Boot war durch Löcher, die unter der Waſſerlinie in die Planken geſchlagen waren, abſichtlich verſenkt. 77 Fuß lang vom Steven zum Stern gemeſſen; in der Mitte zehn Fuß zehn Zoll breit; aus elf Eichenplanken, fünf an jeder Seite, gebaut; auf 28 Ruder eingerichtet. 1. Innere Anſicht des einen Endes. 2. Anſicht der Planken von der Innenſeite. 3. Durchſchnitt zur Veranſchaulichung der Rippenbefeſtigung. 4. Ruderklampe. 5. Ruder. 6. Steuerruder. 7. Ein Stück Eichenplanke mit eiſernen Nägeln.

(Nach Engelhardt.)

ſelbſt in ſeiner Ausübung (daher die Ausdrücke: Kauf und Lauf, Handel und Wandel). Sie verhandelten deutſches Vieh und deutſche Pferde an die, dieſer Tiere zum Kriege bedürfenden Römer und deren Bundesgenoſſen, verkauften auch Gefangene als Sklaven. Sie brachten ferner die köſtlichen Pelze der Tiere des Nordens, lebende Tiere für die grauſigen Spiele der Amphitheater, Perlen vom Meere und aus Flüſſen, beſonders aber den glanzvollen Bernſtein ihrer Oſtſeeküſten herbei, den ſchon die Phöniker von dort geholt hatten. Bis nach dem alten Reiche der Pyramiden gelangte dieſes vorweltliche Harz auf Handelswegen, deren man drei benutzte: die Rhone entlang zum Buſen von Maſſilia, über Donau und Alpen zur Adria und den Dnieſter entlang zum Pontos Euxeinos (Schwarzen Meer). Etrusker und Kelten brachten dagegen Metall-, Thon- und Lederwaren über die Grenzen Germaniens. —

Aber auch auf die Salzflut wagten ſich die Germanen ſchon ſeit alter Zeit, allerdings die ſkandinaviſchen Normannen noch eher als die Deutſchen. Die Chauken und Bataver befuhren in kühn gebauten, kleinen Boten, urſprünglich in hohlen Baumſtämmen, den Rhein und die Nordſee. Die Franken, Angeln, Sachſen, Goten, Vandalen und Normannen aber ließen ſich an der friedlichen Seefahrt nicht genügen und wurden gefürchtete Seeräuber und Eroberer fernerer Küſten.

Einem Tier ähnlich geſchnitzt, mit Zauberrunen bezeichnet zum Schutze gegen Unheil, vorn und hinten gleich geſtaltet, durchpflügte das Wikingerſchiff mit ſeinem ſcharfen Kiel die Meere und holte den nordiſchen Abenteurern blinkende Schätze. Ja, es herrſchte bald auf dem Mittelmeer und machte dasſelbe aus einem römiſchen geraume Zeit lang zu einem germaniſchen See.



Relief von der Siegesſäule Marc Aurels.

Ein von Rindern gezogener germaniſcher Wagen unter römiſcher Eskorte; vermutlich werden die Frauen in Gefangenſchaft geführt, doch könnte auch an ein Schutzgeleit gedacht werden

Durch die Auswanderung eines Teils der Deutſchen nach fremden Ländern wurde ihr altes Vaterland, unſer Deutſchland, keineswegs verödet, ſelbſt da nicht, wo innerhalb desſelben deutſche Stämme ihre Sitze veränderten. Die Alamannen und die Franken beſetzten auf ihren Zügen nach Südweſten und Nordweſten keinen Landesteil, ohne ihn zu bebauen. Sie wußten nicht nur das Schwert, ſondern auch den Pflug zu führen und übten neben der Kriegskunſt den Ackerbau. Dasſelbe iſt von denjenigen Völkerſchaften zu ſagen, welche nur wenig oder gar nicht wanderten, wie die Friſen im Norden, die Chatten und die Hermunduren (Thüringer) in der Mitte, die Markomannen und Quaden im Süden. Letztere beiden Völker dehnten (um 500) ihre Sitze über Baiern und Öſterreich, die Sachſen die ihrigen über das Land zwiſchen Elbe und Rhein aus, während nur kleine Teile von ihnen, mit Angeln und Jüten im Bunde, Britannien eroberten, und mit den Langobarden nach Italien, vereinzelt auch nach Gallien, zogen. Alles dies aber hielt den Anbau Deutſchlands nicht auf. Unter dem römiſchen Kaiſer Probus wurde der erſte Wein in Deutſchland (an der Moſel) gepflanzt, nachdem die Germanen bis dahin nur Met und Bier getrunken, welche Getränke ſeitdem zu gunſten jenes neuen langſam aber beſtändig nach dem Norden des Landes zurückwichen. Wo jedoch viel Obſt wuchs, da widerſtand dem Weine am zäheſten der Birnen- und Apfelwein, damals lit genannt, welches Wort ſpäter auch auf Rebenſaft übertragen wurde, aber ſchon im zwölften Jahrhundert in Vergeſſenheit geriet, während der Obſtwein nunmehr „Moſt“ hieß.

Mit dem Ackerbau wetteiferte die Viehzucht an Beliebtheit und Ausdehnung. Es wurden beſonders Rindvieh, Schafe und Schweine, dann auch Pferde, ſowie Hausgeflügel (Hühner, Tauben, Enten und Gänſe) in großer Menge gezüchtet. Auch die Jagd wurde nicht

vernachläſſigt. Noch gab es im Lande nicht nur Hirſche und Rehe (von Haſen nicht zu reden), ſondern auch Bären und Wölfe, Elenntiere, Auerochſen und Büffel. Die Fiſcherei wurde nicht weniger ausgeübt.

Das Wohnhaus entwickelte ſich weſentlich anders im Norden und im Süden. Dort erhob ſich das ſächſiſche, an den hohen Giebeln mit geſchnitzten Pferdeköpfen verzierte, einſtöckige und langgeſtreckte Bauernhaus von Lehm und Holz, welches mit dem Stalle dasſelbe ſteile Strohdach gemein hatte. Von ihrem Sitz am Herde aus überblickte die Hausfrau Kinder, Geſinde, Vieh, Keller, Boden und Kammern. Im Süden dagegen wurde das fränkiſche Haus zu einem Komplex von Gebäuden um den Hof herum, während das alamanniſche das altgermaniſche blieb, ja noch Spuren des Pfahlbauhauſes (oben S. 10) zeigt, indem an ihm die Treppe, wie dort die Leiter, außen hinauf führt. Es war jedoch durch römiſchen Einfluß bereits viel wohnlicher geworden. Nur die Häuſer der Reicheren wuchſen zu großen Gehöften aus. Ferner wog im Norden die Gruppierung der Wohnungen nach Höfen, im Süden die nach Dörfern vor.

In den jetzigen Ortsnamen iſt die Art und Weiſe der urſprünglichen Beſiedelung noch klar zu erkennen. Freilich ſind manche Wörter, die ſich auf die älteſten, ſchon vor die Völkerwanderung fallenden Anſiedelungen beziehen, außer Gebrauch gekommen, z. B. die in Heſſen unter anderen als Endungen von Ortsnamen vorkommenden: affa (Waſſer), lar (Ort, Stätte), loh (Wald), mar (Quelle, Sumpf), tar (Baum, Strauch). Weit zahlreicher, aber auch jünger ſind die von den hartnäckigen Anſtrengungen der Urbarmachung zeugenden Ortsnamen in Weſt- und Süddeutſchland und der Schweiz wie: Ried, Riet (Sumpf), -brand, -ſchlag, -hau, Reute, Rüti (in Thüringen -rode, ausgebrannter, ausgehauener, ausgereuteter, ausgerodeter Wald), Schwanden, Schwendi (zum Schwinden gebrachtes Holz). An die Errichtung von Höfen erinnern die zahlloſen Namen: -hofen und -hauſen, an die von Dörfern: -büren (indiſch pura), -dorf, -heim, -weil, -weiler (-wil, -wiler, von villa), — an den Bau von Orten auf den Ruinen römiſcher oder keltiſcher Städte die Namen: -ſtadt (ſtädt), -burg (-bürg), an Verkehrswegen: -ſtraß, -bruck, an Grenzen: -ſcheid u. ſ. w., — an die Anlegung von Wieſen: -au, -feld und -wang, -wangen, — an die Eröffnung von Waſſerquellen: -brunn, -born, Lauter, Spring, an die Anſiedelung beim Waſſer überhaupt: -bach, -ach (aqua), -gmünd, -furt, Laufen, an Baumpflanzungen: Holz, Wald, Berka, Eichen, Eſch, Elm, Buchen, Linden, Affoltern (das heißt Apfelbäumen, althochdeutſch apholtra, engliſch apple-tree), an Mühlen: das ältere Quirn-, Kirn-, Kürn- (gotiſch quairnus) und das neuere -mühl, Mühlen, — endlich an die Lage überhaupt: -berg, -thal, -ſtein, -fels, -ſteig, Bühl, Halden u. ſ. w. Im Süden, beſonders in Baiern, zeigen die Namen „Wal-“, „Walch-“, „Wälſch-“, „Wallen-“ das Verbleiben nichtdeutſcher Bevölkerung an, die indeſſen mit der Zeit ihre Sprache verlor, ihre dunkle Haar- und Augenfarbe aber behielt. In Rätien haben, wenn auch von Deutſchen umſchloſſen, manche Gemeinden die romaniſche Zunge bis heute bewahrt.

Während alſo eine Menge Völker der Germanen nach dem früher keltiſchen und dann römiſchen Süddeutſchland und nach den weſtlicher und ſüdlicher liegenden römiſchen Provinzen, nach den Donauländern, Italien, Gallien, Hiſpanien und Britannien, ja bis nach Afrika zogen, verlor ein bedeutender Teil ihrer Volksgenoſſen die alte Heimat, — verloren damit auf geraume Zeit die Deutſchen den Oſten ihres urſprünglichen Vaterlandes. Oſtdeutſchland wurde für Jahrhunderte, teilweiſe ſogar bis auf heute und länger eine Beute der Slawen, der Weneder, Wenden, Winden, wie man ſie damals vorzugsweiſe nannte. Nicht in ſtürmiſchem Kriegslaufe, wie Alamannen, Franken und Goten, nicht unter kühnen Heldenkönigen, wie Chnodomar, der Alamannenhäuptling, wie Ermanarich und Alarich, ſondern ſtill und geräuſchlos, von der Geſchichtſchreibung der Zeit oberflächlich, teilweiſe gar nicht bemerkt, ging die Beſitznahme der von den Germanen verlaſſenen Länder vor ſich. Schon im dritten Jahrhundert gehörte den Slawen das Odergebiet, gegen Ende des fünften der größte Teil der Gegenden, welche die Elbe und die mittlere Donau beſpülen, von wo aus ſie auch einen Teil der Oſtalpen beſetzten, der von ihnen (ſlawiſch goroten, Bergland) den Namen „Kärnten“ erhielt. Ja im ſechſten Jahrhundert erſtreckten ſich ihre Wanderungen und Eroberungen noch weiter, und bis nach Schwaben hin erinnern Ortsnamen wie „Winden“, „Windiſch-“, an ihr Vordringen. Die von den Germanen unter Alarich

Erläuterungsblatt zu Seite 65:

„Waffen, Schmuck und Gerätschaften aus der slawischen Zeit."

Originale im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Als die germanischen Stämme des nördlichen Deutschlands, die Gothen, Burgunder, Sueben, Vandalen ꝛc. ihre Heimat verlassen hatten und nach dem fernen Süden gezogen waren, drangen slawische Völkerschaften in diese Gegenden ein. Noch heute ist man nicht klar darüber, ob ein Rest germanischer Bevölkerung zurückblieb oder nicht, ob die Slawen friedlich in verlassene Gegenden gekommen sind oder erst durch siegreiche Kämpfe diese Länder erobert haben. Nur so viel steht unumstößlich fest, daß im 5. oder 6. Jahrhundert östlich der Elbe eine ganz andere, von allen früheren vollständig verschiedene, äußerst primitive Kultur auftritt, die über ein halbes Jahrtausend diese Gegenden beherrscht, bis auch hier, erst durch Otto I. und Gero, dann durch Heinrich den Löwen und Albrecht den Bär sich eine eigentliche Geschichte entwickelt.

Die Slawen oder Wenden dehnten ihre Herrschaft etwa bis an die Elbe aus, aber die ganze heutige Altmark bildete ein streitiges Grenzgebiet, das bald in deutschen, bald in slawischen Händen war. Die Kultur der neuen Bewohner dieser ostdeutschen Gebiete war bedeutend primitiver, als die der alten germanischen Stämme. In den ersten Jahrhunderten ist das Eisen, das zu kleinen unscheinbaren Messern und Pfriemen ꝛc. verarbeitet wurde, das einzige bekannte Metall. Bronze ist fast vollständig unbekannt. Die meisten Geräte, wie Pfriemen, Dolche, Speerspitze ꝛc. bestehen aus Knochen. Erst mit dem 9. Jahrhundert beginnt sich allmählich eine höhere Kultur zu entwickeln durch die Handelsbeziehungen, die die arabischen Kaufleute der muhammedanischen Reiche in Kleinasien in diese Gegenden führten. Durch Pelz- und Bernsteinhandel kam so Gold, vereinzelt Bronze und vor allem sehr viel Silber nach dem Norden. Die zahlreichen sog. Hacksilberfunde dieser Zeit enthalten neben ganz erhaltenen Stücken, wie aus Silberdraht geflochtene Halsringe, Armringe, Ohrringe ꝛc. mit Löth- und Filigranarbeit, hauptsächlich kleine zerhackte und zerschnittene Stücke von Silbersachen und Münzen, die nur nach Gewicht in den Handel kamen und zu gleicher Zeit auch als kleine kursierende Scheidemünzen fungierten.

Die Fundstätten dieser Zeit sind nicht die Gräber, da die Slawen fast niemals ihren Verstorbenen, die sie immer ohne Brand bestatteten, etwas mitgaben, sondern fast nur alte Ansiedelungsplätze und ganz besonders die alten Burgwälle und Befestigungen, die in großer Anzahl noch heute im ganzen nordöstlichen Deutschland erhalten sind. Dort findet man in den oft mehrere Fuß hohen Kulturschichten nicht selten in großer Menge Tierknochen, Scherben von zerbrochenen Gefäßen, Geräte von Knochen und Eisen ꝛc.

Die Thongefäße dieser Zeit (der sog. Burgwalltypus) sind bereits oft auf der Scheibe hergestellt, aber trotzdem meist rohe primitiv und roh; charakteristisch sind die horizontalen Furchen und Systeme von ziemlich tief mit einem kammartigen Instrument eingeritzten Linien, die zu verschiedenen Mustern geordnet sind und als beliebtestes Motiv die sogenannte Wellenlinie zeigen.

1. Gefäß aus hellgrauem Thon, mit horizontalen Furchen und kleinen eingestempelten Verzierungen versehen. 17,7 Centim. hoch, 17,6 Centim. im oberen, 20,8 Centim. im größten, 8,5 Centim. im unteren und kleinsten Durchmesser; enthielt einen kleinen Hacksilberfund, aus Lebus, Prov. Brandenburg.
2. Gefäß aus graubraunem Thon, unter dem Rande mit eingeritzten Linien verziert; 14,2 Centim. hoch, 15,6 Centim. im größten Durchmesser; gefunden in Rathenow, Prov. Brandenburg.
3. Pfriemen aus einem Vogelknochen, scharf zugespitzt; ein sehr häufig vorkommendes Gerät bei den Wenden, das wahrscheinlich als Bindlochstecher bei der Herstellung der Pelze und Ledergewänder gebraucht wurde; 11,4 Centim. lang, gefunden in dem Burgwall bei Ketzin, Kr. Ost-Havelland, Prov. Brandenburg.
4. Kamm von Knochen, wahrscheinlich als Einsteck-Kamm benutzt, eine auch noch im frühen Mittelalter häufig vorkommende Form. 12,7 Centim. lang, 2,6 Centim. breit. Ebendaher.
5. Schlittknochen (Schlittschuh), aus einem Rinderknochen hergestellt. 20,6 Centim. lang, 5,3 Centim. breit. Ebendaher.
6. Große eiserne Lanzenspitze, mit schmalem Blatt. 35,5 Centim. lang, 3,3 Centim. breit. Ebendaher.
7. Knochennadel (Nähnadel) mit Öhr. 8,9 Centim. lang. Ebendaher.
8. Kleiner Ring von Bronze, offen, das eine Ende glatt gehämmert und ösenartig umgebogen, sog. Schläfenring, ein ausschließlich für die slawische Zeit charakteristischer Schmuck, der in der Schläfengegend, wahrscheinlich um die Haarlocken getragen wurde; diese Ringe kommen in verschiedener Größe, aber immer in derselben Form in Silber, Blei und Bronze vor und bilden meist die einzige Beigabe in Gräbern, so daß sie für chronologische Bestimmungen von großem Wert sind. Größter Durchmesser 4,8 Centim.; gefunden in einem Grabe bei Sladoszewo, Kr. Mogilno, Prov. Posen.
9. Große eiserne Axt mit einer 17,2 Centim. breiten Schneide; 16 Centim. lang; der letzten slawischen Zeit angehörig, gefunden mit mehreren andern Waffenstücken zusammen in der Peene bei Wolkow, Mecklenburg-Schwerin.
10. Großes zweischneidiges eisernes Schwert mit Parierstange, der Griff ist mit Holz oder Knochen umkleidet gewesen; eine auch bei den Wikingern übliche Form. 91 Centim. lang. Ebendaher.
11. Großes eisernes Messer oder einschneidiges Schwert mit sehr gut erhaltenem, reich verziertem Knochengriff. 55 Centim. lang, mit mehreren andern, der späteren slawischen Zeit angehörenden Stücken auf einer alten Ansiedelung bei Demmin in Pommern gefunden.
12. Schleifstein, viereckig prismatisch und oben zum Aufhängen vermittelst einer Schnur mit einer Durchbohrung versehen, schieferartiges Gestein. 13,7 Centim. lang; aus einem wendischen Burgwall bei Marienwalde, Kreis Arnswalde, Provinz Brandenburg.
13. Halsring aus geflochtenen Silberdrähten mit glatten ornamentierten Verschlußstücken, zu einem größeren Hacksilberfund gehörig, orientalische Arbeit; gefunden bei Göritz, Kr. Prenzlau, Prov. Brandenburg.
14. Armring von Silber, innen ausgehöhlt, nach außen gewölbt und reich mit eingestanzten Ornamenten bedeckt; aus einem größeren Silberfunde von Franzen, Kr. Schlawe in Pommern.
15. Ohrring von Silber, mit kleinen Kettchen und feiner Lötharbeit reich verziert; aus einem Hacksilberfunde von Parlin, Kreis Mogilno, Prov. Posen.
16. Ohrring von Silber mit feiner Filigranarbeit; aus einem Hacksilberfunde von Bütow in Hinterpommern.

Digitized by Google

verſchmähte Balkanhalbinſel wurde für ſie, was Italien für die Germanen: das Ziel des Herzenszuges nach Süden. Sie drangen bis zu den blätterförmigen Südſpitzen des alten Hellas und vermiſchten ſich mit den Hellenen. Allein die Sprache Homers blieb beſtehen. Die Mitte und der Norden der Halbinſel dagegen wurden völliges Slawengebiet und erhielten ſchon damals ihre heutige Bevölkerung.

Noch aber gründeten die Slawen nirgends Staaten; es geboten vielmehr nacheinander Goten, Hunnen und Awaren über ſie, deren Wanderungen mit der Beſitznahme des jetzigen Kroatien und des alten Dalmatien ihren Abſchluß fanden. In Oſtdeutſchland aber haben ſie der Bevölkerung Züge beigemiſcht, die oft irrig für deutſche gehalten werden. Es gehören dahin eine gewiſſe Dumpfheit und Stumpfheit des Lebens, ein rohes Übermaß im Genuß, an-

Aus Gräberfunden der ſlawiſchen Zeit: Waffen, Schmuck und Geräte. Hierzu Erläuterungsblatt.
Berlin, kgl. Muſeum für Völkerkunde.

ſcheinende Unterwürfigkeit und doch ein zäher Trotz. Die Geſchichte lehrt, daß der Charakter der Slawen weichlich und weibiſch iſt. Soweit dieſelben männliche Thatkraft üben lernten, dürfte dies auf germaniſchen, ſoweit ſie aber ſolche mit Roheit paarten, auf mongoliſchen Einfluß zurückzuführen ſein.

Auf der einen Seite ſtanden ſich alſo das geſunkene Rom, auf der anderen die emporſtrebenden Germanen gegenüber. Dieſe waren bereit, höhere Kultur anzunehmen, — die Goten hatten im vierten Jahrhundert ſchon Schriftſteller, Lehrer und Ärzte. Konnten ſie aber von der Kultur der Römer, wie ſie damals war, konnten ſie von dieſem entarteten, üppigen und abergläubiſchen Völkergemiſch etwas lernen, was für ſie ein Fortſchritt, eine Erhebung, eine Verbeſſerung war? Sie konnten es nur dann, wenn aus der römiſchen Kultur alle Immoralität, alſo namentlich die Zuchtloſigkeit im Leben, die Grauſamkeit in den öffentlichen

Mutmaßliches Bild des Swiatowit,

einer beſonders auf Rügen viel verehrten ſlawiſchen Gottheit. Steinrelief 113 Ctm. hoch, 67 Ctm. breit. Ziemlich roh gearbeitete, bärtige, mit einem langen Gewande bekleidete Figur, welche vor ſich ein großes Trinkhorn hält. Aus der Kirche von Altenkirchen auf Rügen.

Berlin, kgl. Muſeum für Völkerkunde.

Slawiſches Götterbild.

Roh gearbeitete Steinfigur, die in der rechten Hand ein Trinkhorn, in der linken einen Stab oder das kurze mit breiter Partiſerſtange verſehene Schwert hält, welches an der linken Seite hängt. In der Mitte des Leibes iſt ein Gürtel zu erkennen. 126 Ctm. hoch. Aus der Gegend von Roſenberg in Weſtpreußen, jetzt in Danzig.

Schauſtellungen und die Frivolität in der Religion entfernt wurde. War aber dies zu erwarten, — ja, konnte es nur als möglich gedacht werden? Im ganzen Umfange gewiß nicht. Wenn jedoch eine beſſere Religion auf die Weltbühne trat und den Germanen von dem höher gebildeten Rom aus geboten wurde, ſo konnte durch ſie manches von jenen Übelſtänden, ja vielleicht das meiſte, hinweggeräumt werden. So ſonderbar dies ſcheinen mag, ſo waren doch dieſe Zuſammenſtoppelung fremder Kulte, die Hingabe an den Aberglauben und die Vergötterung der Kaiſer lauter Beweiſe dafür, daß die Völker des römiſchen Reiches etwas ſuchten, was ihren Glaubensdrang zu befriedigen vermochte, daß eine allgemeine Sehnſucht nach einer „guten Botſchaft“ vorhanden war und nur das rechte Heilmittel nicht finden konnte. Woher dasſelbe aber kommen mußte, war nicht mehr zweifelhaft, ſeitdem alle „heidniſchen“ Religionen ausgebeutet worden waren, ohne ein wohlthätiges Element zu Tage gefördert zu haben. Es war nur *eine* zugleich ernſte, ſittliche und nicht entartete Glaubensrichtung dem Römerreiche bekannt, — die *jüdiſche*; aber weil dieſe nur für ein kleines Volk berechnet war, konnte ſie dem römiſchen Reiche und den bei ihm Bildung ſuchenden Völkern jenes Heil nicht bringen, deſſen die damalige Welt bedurfte. Es konnte dies nur ein aus ihrem Boden hervorgewachſener *neuer Glaube*, den ein tiefer, gemütvoller Inhalt erfüllte, ein göttlicher Hauch durchwehte, reine Sittenlehre und allgemeine Menſchenliebe ſchmückten, — nur ein Glaube, den nicht ſtolze Machthaber diktierten, ſondern demütig „die Niedrigen und Unweiſen“ bekannten. Und dieſe neue Religion exiſtierte bereits — faſt ſeit dem Beginne der Kaiſerherrſchaft — ſie war das *Chriſtentum*.

Die Germanen hätten mit der römiſchen Kultur, ſobald ſie ſo viel Ruhe von ihrem Vorwärtsdrängen gefunden, um ſich ihr zu fügen, wohl *jede* Religion angenommen. Glücklicherweiſe, ſo dürfen wir wohl ſagen, waren ſie zu einem ſolchen Ruhepunkte in den endloſen Kriegen jener Zeiten nicht gekommen, in welchen man in Rom noch weſenloſe Schemen neben den oft nichts weniger als göttlichen Kaiſern anbetete. Es war ein Glück für ſie, daß jener Ruhepunkt, wenn auch keineswegs ein allgemeiner, erſt eintrat, nachdem Rom chriſtlich geworden war. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß damit nicht geſagt werden ſoll, es hätte ſich durch jene Änderung alles ſofort zum Beſſeren gewandt. Alle Welt ſah, aus welchen unlauteren Gründen der Familienmörder *Konſtantin* das Chriſtentum zur anerkannten, zur thatſächlich bevorzugten Religion erhob, und jedermann weiß, in welchem verderblichen Streite damals zwei chriſtliche Parteien um Meinungen lagen, deren Inhalt von Menſchen nun einmal nicht zu erforſchen iſt.

Merkwürdig iſt, daß gerade der glücklichſte Bekämpfer der noch heidniſchen Germanen ſeit Germanicus, daß Kaiſer Julian, der Neffe Konſtantins, das Chriſtentum von ſeiner kaum errungenen Höhe wieder herabzuſtürzen verſuchte, daß der letzte gegen die Germanen erfolgreiche Kaiſer auch der letzte Heide war. Seine Reaktion mußte indeſſen fruchtlos ſein, weil ſie alles Bodens entbehrte und nicht national, ſondern rein individuell war. Julians Heidentum war ja keineswegs das alte der klaſſiſchen Völker, ſondern ein ſelbſterfundenes! Die Zukunft konnte keinem Manne gehören, der, wie ſogar ſein Bewunderer Ammianus Marcellinus von ihm ſagt, an Wahrſagerei und Traumdeuterei hing und an blutigen Tieropfern nicht genug thun zu können glaubte, ja, der ſoweit ging, den Chriſten die Beſchäftigung mit Grammatik und Rhetorik zu verbieten, — Mängel, welche die trefflichen Seiten ſeines Charakters ſehr beeinträchtigten und ſelbſt überwogen. Seine Richtung hätte als eine ſiegreiche nur Verwirrung anrichten, nur den Aberglauben befördern können, daher es ein Glück für die Germanen war, daß ſie nicht zu ihnen drang; denn das moraliſche, aber konfuſe Heidentum Julians wäre ihnen wahrſcheinlich ebenſo ſchädlich geweſen, wie das unmoraliſche, von Cäſar bis auf Konſtantin herrſchende.

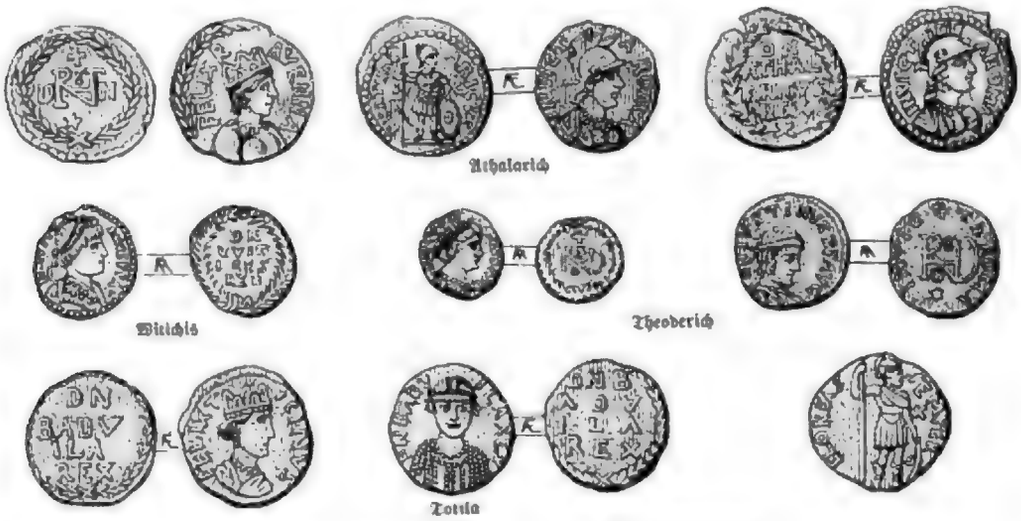
Allerdings war es für die Germanen nicht heilſam, daß ſie das Chriſtentum gerade zu einer Zeit kennen lernten und anzunehmen begannen, da Orthodoxe und Arianer einander auf eine Weiſe bekämpften, welche der Stifter ihrer Religion in entſchiedenſter Weiſe verdammt haben würde. Und in dieſe Streitigkeiten miſchte ſich die geſamte chriſtliche Bevölkerung des römiſchen Reiches, es widerhallten von ihr die Städte, während die Goten ſie bedrohten, zum großen Ergötzen der noch vorhandenen Heiden und zum — Vorteile der Germanen. Endlich aber ſiegten die Orthodoxen oder Katholiſchen; im Abendlande unterdrückte Gratian, im Morgenlande Theodoſios die Häretiker, aber nur für das römiſche Reich. Denn unerwarteterweiſe lebte der Arianismus wieder auf, und zwar unter den Germanen, weil ſie das Chriſtentum zuerſt unter des Theodoſios Vorgänger, dem Arianer Valens, den ſie bei Adrianopel erſchlugen, kennen gelernt hatten. Einige Jahre ſpäter, und auch ſie wären von Anfang an unbedingte Trinitarier geweſen! Wer wollte auch von dieſen kernigen, aber „ungebildeten“ Naturen eine Unterſuchung ſo ſubtiler Fragen erwarten? Der eigentliche Streitpunkt war ihnen ganz gleichgültig, und es war für die Folge von gar keiner Bedeutung, ob es das orthodoxe oder das arianiſche Chriſtentum war, welches ſie annahmen. Die Hauptſache war, daß ſie Chriſten und nicht römiſche Heiden wurden; ja ſie haben, zwar nicht ſofort, aber mit der Zeit, etwas aus dem Chriſtentume gemacht, deſſen die Römer gewiß nicht fähig geweſen wären.

Schon vor dem Beginne der großen Völkerwanderung hatten einzelne deutſche Stämme, man nennt z. B. die Alamannen und Markomannen, das Chriſtentum kennen gelernt, aber nicht in tieferer Weiſe. Auch als Soldaten, Geiſeln oder Sklaven im römiſchen Reiche hatten ſich ihm viele Germanen zugewandt. In ausgedehnterem Maße aber fand es erſt um die Mitte des vierten Jahrhunderts bei den damals im jetzigen Rumänien lebenden Weſtgoten Eingang.

Der Vermittler dieſes Ereigniſſes war Wulfila oder Ulfila, der in jenem Gotenlande 311 geborene Sohn einer bei den Streifzügen der Goten nach Kleinaſien aus Kappadokien fortgeſchleppten, wahrſcheinlich griechiſchen Familie. Griechiſch und gotiſch waren ſeine Mutterſprachen; dazu lernte er auch lateiniſch und ſchrieb in allen drei Sprachen mehrere, leider verlorene Bücher. Von Hauſe aus Chriſt und zwar Arianer, aber kein fanatiſcher, kam er früh nach Konſtantinopel, erhielt Fühlung mit ſeinen Glaubensgenoſſen, wurde 341 in Antiochia zum Biſchof geweiht und wirkte ſeitdem als Apoſtel bei den Goten mit großem Erfolge. Da jedoch die chriſtliche Lehre den kriegeriſchen Geiſt des Volkes zu ſchwächen drohte und ihre Jünger als Anhänger der Römer galten, die durch ſie in das Land gezogen wurden, ſo wurden die gotiſchen Chriſten durch ihre Fürſten verfolgt. Wulfila wurde mit ſeiner Gemeinde um 350 zur Flucht auf römiſches Gebiet nach Möſien (jetzt Bulgarien) gezwungen. Seine Begleiter wandten ſich daſelbſt in unabhängiger Stellung gänzlich friedlichen Beſchäftigungen zu und befliſſen ſich eines ſo reinen Lebenswandels, daß die Religion des Kreuzes bei den Germanen ſchon in ihren Anfängen edlere Früchte trug, als ſie bei anderen Völkern zu finden

waren. Theodoſios, obſchon orthodox, ehrte und beriet den Biſchof ſogar, ſelbſt nachdem die Verfolgung der Arianer unter ihm bereits begonnen hatte (381); aber in demſelben Jahre ſtarb auch der Apoſtel in Byzanz, von ſeinen Glaubensbrüdern wie ein Prophet geehrt.

Von ebenſo großer oder noch größerer Bedeutung als Wulfilas religiöſes und moraliſches Wirken war ſein litterariſches. Er war es zwar nicht, der den Goten eine Schrift gab, denn eine ſolche hatten ſie bereits: aber er ſchuf aus griechiſchen Buchſtaben und gotiſchen Runen ein neues Alphabet und erhob die gotiſche Sprache zur Schriftſprache, ja ſogar zu einer damaligen Weltſprache, die z. B. das einzige Bindemittel zwiſchen Römern und Hunnen bildete. Sein einziges (teilweiſe noch) erhaltenes, aber auch jedenfalls bedeutendſtes Werk, das älteſte Denkmal unſerer Mutterſprache, war die Bibelüberſetzung (aus dem Griechiſchen), aus welcher er bezeichnenderweiſe die Bücher der Könige wegen ihres kriegeriſchen Geiſtes wegließ, ohne jedoch hierdurch den waffenfreudigen Charakter ſeines Adoptivvolkes zerſtören zu können. Dieſes bei der mangelhaften Kultur des gotiſchen Volkes, deſſen Sprache weſentlicher Bereicherung bedurfte, ungemein ſchwierige Werk war es vorzüglich, welchem der Arianismus ſeine lange Dauer bei den germaniſchen Völkern verdankte.



Typen oſtgotiſcher Münzen. (Nach Jul. Friedlaender.)

Durch die erwähnten Verfolgungen war die Verbreitung des Chriſtentums unter den Goten längere Zeit aufgehalten worden. Erſt als die hunniſche Flut die Weſtgoten über die Donau trieb, geſchah es, daß ihre Bekehrung ſchnell ſich vollzog. Von ihnen erhielten dann auch die Oſtgoten, Vandalen, Burgunder und Langobarden das arianiſche Chriſtentum. War dieſer Umſtand auch anfangs ohne Bedeutung für die Germanen, ſo wurde er ſpäter deſto wichtiger für ſie; denn das kirchliche Schisma machte ſie unabhängig von Rom.

Als nun die Schüler Wulfilas, jetzt Apoſtel ſeiner Lehre, nach allen Seiten in die von Germanen überzogenen Länder hinauswanderten, hatte ſich in denſelben gar vieles verändert. Das weſtrömiſche Reich lag am Boden, und die Hunnen ſchickten ſich zu ihrem meteorgleichen, einzigen und kurzen, aber furchtbaren Schlage gegen Weſteuropa an.

Es ſollte anders kommen. Attila, dieſe uns merkwürdiger Weiſe nur unter germaniſchem Namen („Väterchen“) bekannte „Geißel Gottes“, der erſte jener Mongolenchane, die von Zeit zu Zeit an der Spitze wilder Horden ſich berufen glaubten, die europäiſche Kultur durch ihre Barbarei zu verdrängen und die Menſchheit durch Ströme von Blut, Schädelpyramiden und rauchende Trümmer zu „erfriſchen“, — Attila, der durch die Niedermetzelung der Burgunder bei Worms ſich den Eingang in Gallien erzwungen hatte, verlor das gewagte Spiel in der entſetzlichen Völkerſchlacht auf den Feldern von Mauriacus bei Troyes (nicht Chalons), mußte Gallien, in welches er verwüſtend und brennend eingezogen war, aufgeben und fand,

Digitized

Umſchreibung und Überſetzung

zu dem Faksimile aus der gotiſchen Bibelüberſetzung des Wulfila.

Verkleinert um $^{1}/_{11}$.

Die Handſchrift iſt gegen Ende des 5. Jahrhunderts entſtanden und mit ſilbernen und goldenen Buchſtaben, in dem von Wulfila aus germaniſchen Runen und griechiſchen Buchſtaben geſchaffenen Alphabet auf purpurfarbenes Pergament geſchrieben. Sie umfaßte 330 Blätter, von denen jetzt noch 167 vorhanden ſind. Dieſe älteſte und bedeutſamſte Handſchrift germaniſchen Urſprunges befand ſich im 16. Jahrhundert in Weſtfalen im Kloſter Werden, kam darauf an Kaiſer Rudolf II. nach Prag; von dort wurde ſie im Jahre 1648 durch die Schweden weggenommen und kam in den Beſitz der Königin Chriſtine von Schweden. Dieſe überließ ſie zwar einem niederländiſchen Gelehrten, von dem die Handſchrift aber durch einen ſchwediſchen Ariſtokraten zurückgekauft und, nun mit einem Einband von maſſivem Silber verſehen (daher Codex argenteus), der Königin Chriſtine wieder geſchenkt wurde, welche den Codex dann in der Bibliothek der Univerſität Upſala niederlegte, die ihn noch jetzt bewahrt.

Evangelium des Markus, Kapitel 7, 3.—7. Vers.

(Das Schriftzeichen þ wird wie das engliſche th geſprochen.)

· Þairh ·

[iþ Fareisaieis jah allai]
[denn (die) Pharisäer und alle]

Judaieis, niba uſta þvahand han-
Juden, wenn nicht oft (ſie) waſchen (die) Hän-

duns, ni matjand, habandans
de, nicht (ſie) eſſen, haltend

anafilh þize sinistane, jah
(die) Vorſchrift der Älteſten, und

af maþla niba daupjand, ni mat-
von (dem) Markte wenn nicht ſie ſich waſchen, nicht (ſie) eſſ-

jand, jah auþar ist manag þa-
en, und anders iſt maniges das

tei andnemun du haban, daupei-
(ſie) annahmen zu halten, Abwaſchun-

nins stikle jah aurkje jah ka-
gen (der) Becher und (der) Krüge und (der) Ke-

tile jah ligre. þaþroh þan fre-
ſſel und (der) Lager. darauf dann frag-

hun ina þai fareisaieis jah þai
ten ihn die Phariſäer und die

bokarjos: duhve þai þiponjos
Schriftgelehrten: warum die Jünger

þeinai ni gaggand bi þammei ana-
deine nicht gehen (wandeln) nach (bei) (welchem) demjenigen was über-

fulhun þai sinistans, ak un-
lieferten die Älteſten, ſondern (mit) un-

þvahanaim handum matjand
gewaſchenen Händen eſſen (ſie)

hlaif? iþ is andhafjands qaþ
Brod? Aber er antwortend ſprach

du im: þatei vaila praufetida
zu ihnen: (daß) wohl prophezeiete

Esaias bi izvis þans liutans,
Eſaias über euch die Heuchler,

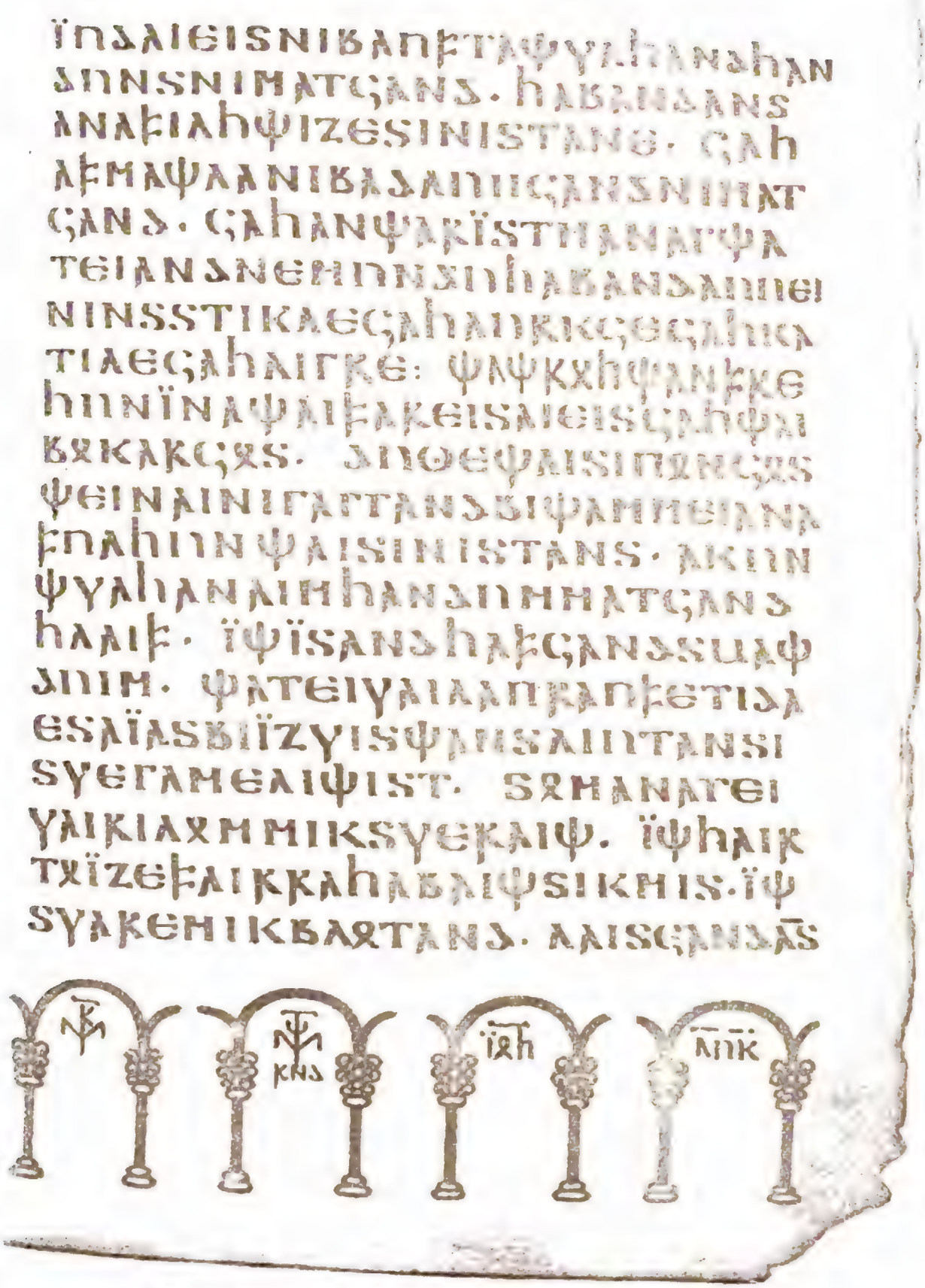
sve gameliþ ist: so managei
wenn geſchrieben iſt: dieſes Volk (Menge)

vairilom mik sveraiþ, iþ hair-
(mit den) Lippen mich ehrt, aber (das) Herz

to ize fairra habaiþ sik mis. iþ
derſelben fern hält ſich (von) mir. Aber

svare mik blotand, laisjandaus
vergeblich mich (ſie) verehren, lehrend

Digitized by

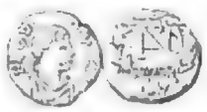


Faksimile einer Seite der Handschrift von Vulfila's Bibelübersetzung.
Upsala, Universitätsbibliothek (Codex argenteus).

UNIV ITY

als er sein Glück in Italien versuchen wollte, ein ruhmloses Ende. Europa atmete auf, seine Kultur, und damit auch die deutsche, war gerettet; die Hunnen flohen erschreckt nach Asien zurück; die Goten brachen nicht nur das Joch, das die Asiaten einem Teile von ihnen auferlegt hatten, sondern strebten jetzt geradezu nach der Weltherrschaft. Die Westgoten, schon seit 417 Herren von Aquitanien, gründeten ihr spanisches Reich. Die Vandalen machten ihrerseits den verunglückten Versuch, in Nordafrika das Germanentum Wurzel fassen zu lassen. Die Ostgoten, unter dem glänzend heranwachsenden Theoderich, Theodemirs Sohn, planten einen Doppelangriff auf Rom und Byzanz zugleich, und ihr großer König, in der Sage „Dietrich von Bern" genannt, war bereits auf dem Wege nach Konstantins Stadt, als die auch in späterer Zeit stets erprobte Schlauheit und Zähigkeit der byzantinischen Politik ihn zu guter Zeit noch nach Italien zu lenken wußte.

Seitdem Attila mit seinen Horden die jetzigen deutschen Donaulande durchrast und nach unumstößlicher Mongolensitte verwüstet hatte, war dort alles in Verwirrung und außer Rand und Band geraten. Die einst so blühenden Römerstädte in Noricum und Rätien waren ohne Schutz allen Barbarenzügen preisgegeben; die römischen Soldaten hatten sie verlassen, die Wohlhabenden waren geflohen. So verkamen die aufgegebenen Städte, falls nicht die Germanen sie erstürmten. Die Hauptrolle dort spielten, da es die Ostgoten nach Byzanz, wie später nach Italien, die Alamannen aber nach dem Rheine zog, nunmehr die Rugier, die von Pommern her nach und nach in das jetzige Österreich links der Donau, — nach ihnen Rugiland genannt, — gewandert waren. Fanatische Arianer, bedrückten und schädigten sie die katholischen Römer, das heißt die römischen Unterthanen, namentlich seitdem der Hunnen Abzug sie unabhängig gemacht hatte. Auch sie wären gern nach Italien gezogen, wagten es aber aus Furcht vor den stärkeren Ostgoten nicht.



Silbermünze des Odovakar (natürliche Größe).

Die Vorderseite zeigt sein Bildnis mit dem den Germanen eigenen Schnurrbart und der Umschrift Flavius ODOVACar; die Kehrseite im Monogramm ODOVA; unter dem Kranze steht RV: die Prägstätte Ravenna. Solche Prägstätten werden häufig durch die beiden ersten Konsonanten bezeichnet: MD Mediolanum. RM Roma. Die Germanen hatten eine besondere Vorliebe für das Monogramm: so auch Odovakar, Ricimer, die Ostgotenkönige u. s. w.

Berlin, kgl. Münzkabinett

Auf die Könige dieser Rugier nun, welche zu Faviană bei Pöchlarn residierten, übte damals, in der nächsten Zeit nach Attilas Tod, ein Mann sehr großen Einfluß aus, welcher eines der damals so seltenen Beispiele reinen Christentums darbot, ein würdiger Gesinnungsgenosse Wulfilas, wenn auch kein Arianer. An dem Streite der Glaubensparteien nahm der heilige Severin keinen Anteil; er war ein „Römer" nach damaliger Auffassung, der in Ägypten oder Syrien als Eremit gelebt hatte, aber nach der Donau gekommen war, als er von dem Elende der dortigen Bevölkerung gehört hatte: er besuchte und tröstete Arme und Kranke, gleichviel ob Orthodoxe, Arianer oder Heiden, und besänftigte, was besonders in Erstaunen setzte, den stolzen und harten Sinn der rugischen Königin Giso, die er dahin brachte, schuldlos gefangene „Römer" freizugeben, wie er auch ihren Gatten Feva bewog, von Gewaltthaten gegen die Schutzlosen abzustehen. Als jedoch nach dem Tode des Heiligen jenes Königspaar und dessen Verwandte wieder in Willkür und Verbrechen verfielen, endete ihr Reich (488) durch die Hand des energischen Odovakar, des ehemaligen rugischen Söldnerführers, der das tief gesunkene weströmische Reich 476 vom Erdboden hinweggefegt hatte und Italien nun als eine Soldatendomäne beherrschte. Seine Absicht war, als Patricius des nunmehr einzigen Kaisers in Konstantinopel Italien zu regieren, daher er auch in allem die römischen Behörden und Verwaltungsformen beibehielt und nur seinen Kriegern das geforderte Bodendrittel (sortes Herulorum) übergab. Nachdem er aber den Königstitel angenommen, mißtraute ihm der byzantinische Kaiser Zeno und übertrug die Patriciuswürde dem Ostgotenkönig Theoderich, welchen er dadurch vom Osten ablenkte, und von dem er daher nun auch erwartete, er werde zum Danke für diese Gunst ihm treu ergeben bleiben. Er hatte sich jedoch verrechnet: was er jetzt zu bekommen erwartete, einen Vasallen, hätte er in Odovakar jederzeit gehabt, — was er aber verhindern wollte, einen selbständigen Herrscher, erhielt Italien jetzt in Theoderich.

Mit freudiger Einwilligung seiner kampf- und abenteuerlustigen Goten zog der Erkorene

des Kaisers 488, wie in früheren Germanenwanderungen, mit Weib und Kind, mit Gesinde und Vieh, Wagen und Gerät, — etwa eine Viertelmillion zählte das Volk, — aus dem ausgesogenen Mösien über die Alpen in das Land der Verheißung. Es war der letzte Akt der großen Völkerwanderung — von dem fast hundert Jahre später folgenden Langobardenzug abgesehen. Theoderich siegte 489 bei Verona (deutsch: Bern, daher sein Beiname) und bahnte sich drei Jahre später durch die schlimme That des Mordes seines Gegners den Weg zum Throne. Diese Wendung des Geschickes war bedeutungsvoll für die Zukunft Italiens und sein späteres Verhältnis zu Deutschland, welches um die mittelbare Nachfolge der ersten germanischen Herrschaft im schönen Südlande einst blutig zu ringen haben sollte.

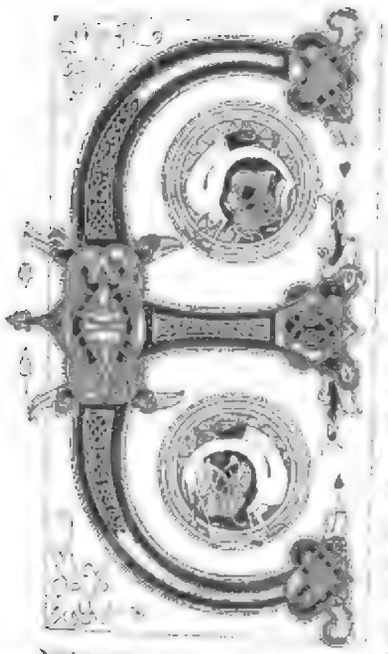
In der Stille der Campagna aber ragt noch heute das Grabmal des großen Ostgoten empor: das älteste architektonische Monument germanischer Völker.

Das Grabmal Theoderichs bei Ravenna.

Die Kuppel ist aus einem einzigen Felsblock von fast 11 Meter Durchmesser und 2½ Meter Höhe ausgehöhlt; Gewicht etwa 8000 Centner. Die Freitreppen sind erst im Jahre 1780 hinzugefügt. Vorher war der obere Raum unzugänglich; in ihm stand unter dem gewaltigen Steine der Sarkophag des Königs.

Fünfter Abschnitt.

Das fränkische Reich unter den Merowingern.



Initialbuchstabe in einer für Karl den Kahlen geschriebenen Bibel aus der Mitte des neunten Jahrhunderts. Paris, Nationalbibliothek.

Es war eine merkwürdige Erscheinung, die sämtlichen Provinzen des römischen Westreiches oder das ganze Abendland binnen weniger als hundert Jahren in germanische Reiche verwandelt zu sehen. Auf die Dauer blieben sie das freilich nicht; es war nicht zu erwarten, daß es den kräftigen, aber noch ungebildeten Söhnen des rauhen Nordens gelingen würde, sowohl die Erinnerungen an die lange und zeitweilig so glorreiche Herrschaft der Cäsaren, als auch alles Stammesbewußtsein der überwundenen Völker für immer zu unterdrücken. Ebensowenig aber war zu erwarten, daß sich jene urwüchsigen Wanderer in fernen und fremden, ungewohnten Klimaten von der Verweichlichung freizuhalten verstehen würden. Der letztere Umstand war in der That, von den beiden anderen immerhin begleitet, der maßgebende; denn je südlicher die eroberten Länder lagen, um so schneller gingen sie wieder verloren, je nördlicher sie sich befanden, desto länger blieben sie germanisch. Das südlichste der germanischen Reiche jener denkwürdigen Zeit, das der Vandalen in Afrika, war das erste, welches unterging; denn sein Klima paßte am schlechtesten für unsern Stamm. Eine zweite Zone bildeten die Reiche der Westgoten in Spanien und der Ostgoten in Italien und Umgebung; sie waren die nächsten, die ihr Dasein verloren. Das dem letztern nachfolgende der Langobarden erfreute sich ebenfalls keiner langen Dauer. Länger behielt das Reich der Franken in Gallien, samt dem in ihm aufgegangenen der Burgunder, seinen germanischen Charakter, aber das siegende Element war in den drei letztgenannten Ländern, mit Ausnahme der östlichen Teile des fränkischen Reiches, doch das romanische. Nur das nördlichste damals entstandene Reich, das der Angelsachsen in Britannien, ist noch heute germanisch; es war übrigens das einzige, welches die Deutschen nicht den Römern, die es bereits aufgegeben hatten, sondern seinen Urbewohnern, den Kelten, abnahmen. Auch die Religion war nicht ohne Einfluß auf das Schicksal dieser Reiche: die arianischen unter ihnen gingen schneller zu Grunde als die katholischen oder katholisch gewordenen, weil ihre Glaubensrichtung unter der älteren und zahlreicheren Bevölkerung keinen Boden hatte, sondern schon vor der Ankunft der Eroberer unterdrückt worden war; unter den katholischen Reichen aber dauerten jene länger, deren Herrscher der Geistlichkeit keinen größern Einfluß im Staate zugestanden, als sich selbst, wie es die Westgoten in Spanien thaten.

Digitized by Google

Wie diese Reiche gegründet wurden, haben wir in der Entstehung derjenigen des gotischen oder ostgermanischen Stammes bereits erzählt; die weiteren Schicksale der letzteren müssen wir ebenso übergehen wie die der angelsächsischen Reiche, da ihnen aller Zusammenhang mit Deutschland fehlt. Wir beschränken uns auf dasjenige Reich, welchem Deutschland in seinem Westen angehörte, nämlich auf das fränkische, berücksichtigen daneben aber auch das langobardische, dessen Einrichtungen den deutschen am nächsten verwandt waren, und gedenken der übrigen germanischen Reiche jener Zeit nur gelegentlich zu Zwecken der Vergleichung.

Die Franken erhielten in dem seit 481 in Flandern regierenden grimmen und tückischen Chlodowech, dem Sohn des salischen Gaukönigs Childerich, den ersten gemeinsamen König, der seine blutige Laufbahn damit begann, daß er die Reste der Römerherrschaft in Gallien vernichtete. Im Jahre 496 unterwarf er die Alamannen und wurde, nicht ohne langes Widerstreben, aber in der Hoffnung, mit der Hilfe des christlichen Gottes größere Siege zu erfechten als durch die der Asen, wie auch durch die Einwirkung seiner burgundischen Gattin Chrotehilde, ein katholischer Christ — freilich nur dem Namen nach; denn der neue Glaube hinderte ihn nicht, durch Mord unter den übrigen fränkischen Fürsten aufzuräumen, um so der einzige von ihnen zu sein. Die Westgoten trieb er aus Gallien; die Unterwerfung der Burgunder aber gelang erst (534) seinen Söhnen, unter welche er durch Teilung des Reiches (eine alte Unsitte) einen Streitpunkt geworfen, der durch Geschlechter hin Blut in Strömen forderte und zuletzt den Untergang des Hauses der Merowinger verschuldete. Diese zu verschiedenen Zeiten willkürlich vorgenommenen Teilungen des Reiches entsprangen der gänzlich ungermanischen Ansicht von einem Privateigentum an demselben; die verteilten Gebiete aber wurden ohne alles Prinzip bunt durcheinander geworfen und nichts weniger als organisch verbunden. Es sollte dies die Einheit der Familie erhalten, rief aber im Gegenteil endlose Bruderkriege hervor, in denen grauenhafter Verwandten- und selbst Brudermord eine hervorragende Rolle spielte. Nur zweimal, unter den beiden Chlothacharen, war das Frankenreich auf kurze Zeit vereinigt; beide samt dem zwischen sie fallenden Chilperich, dem Manne Fredegundens, waren die furchtbarsten Verbrecher des dämonischen Hauses nächst dem blutigen Ahnherrn, denen indessen auch noch Chlothachars II. Sohn Dagobert I. beinah' gleichkam. Unter den beiden letztgenannten Königen erlebte (seit 611) das Frankenreich äußerlich seine höchste Blüte; es umfaßte außer Frankreich die Niederlande, West- und Süddeutschland, die Schweiz und Teile Österreichs und Italiens, auch fielen jetzt keine Bruderkriege mehr vor; aber nach Dagoberts Tode (638) begann das Elend derselben von neuem unter der Gestalt alles verheerender Bürgerkriege zwischen den ruhm-, hab- und eifersüchtigen Großen zu wüten, und die Merowinger sanken von Ungeheuern zu Tröpfen herab, die sich von ihren „Hausmeiern" beherrschen ließen, in welchem Amte endlich die zweite Dynastie des Reiches, die der Karolinger, den Alleinbesitz und durch diesen seit 752 auch die ihr gebührende Krone errang. Damit aber war das Frankenreich aus dem durch die große Völkerwanderung geschaffenen Zustande in eine neue Phase getreten, die nun auch zu einer neuen Verteilung der Machtverhältnisse in Europa führte. Für uns ist das wichtigste Moment dieses neuen Staatenlebens dasjenige des allmählichen Hervortretens Deutschlands als eines selbständigen Landes.

Die Rolle, welche Deutschland einst spielen sollte, war durch den Umstand bestimmt, daß sein westlicher Teil, der damals allein deutsch bevölkerte, zu Anfang des sechsten Jahrhunderts unter das fränkische Reich gekommen war. Entscheidend war für dieses Ergebnis die Unterwerfung des den Kern Deutschlands bildenden Thüringerreiches, das von der Leine bis an die Donau und von der Weser bis zur Elbe reichte; die Söhne Chlodowechs, besonders Theoderich von Austrasien, vernichteten dasselbe (531) mit Hilfe der Sachsen; der letzte König Hermenefrid wurde meuchlings ermordet. Auch die Baiern standen mit ihren Herzogen aus dem Hause der Agilolfinger unter der fränkischen Oberherrschaft und dies schon seit dem Sturze des Ostgotenreiches, ja selbst die Sachsen zahlten Tribut an die Franken. Es war dies nicht zu vermeiden in einer Zeit, da die Slawen im Osten und die hunnenähnlichen Awaren von Ungarn her stets mit Einbrüchen drohten, zu deren Abweisung man der fränkischen Waffen bedurfte. Um diesen Preis mußten sich die Deutschen auch der fränkischen Grausamkeit

Digitized by

fügen, beſonders als Dagobert I. die Baiern (630) zwang, 9000 vor den Awaren zu ihnen geflohene Bulgaren niederzumetzeln. Noch in demſelben Jahre aber geriet Dagobert in einen Krieg mit dem mächtigen Samo, einem Franken von Geburt, der, als Krämer unter den Wenden reiſend, ſich gegen die räuberiſch einfallenden Awaren an ihre Spitze geſtellt und ſie befreit hatte und jetzt als ihr Herzog über Böhmen und deſſen Nachbarländer von der Spree bis zur Donau gebot. Als nun der übermütige Frankenkönig wider Erwarten von Samo's Truppen geſchlagen wurde und nach ihm die Schwäche des Reiches ſtets zunahm, da machten ſich die Thüringer unter ihrem Herzog Radulf wieder unabhängig, und auch die Baiern und Sachſen folgten ihrem Beiſpiel, ſo daß damals Deutſchland hätte frei und ſelbſtändig werden können, wenn das Volk dafür einen Sinn und eine etwas größere Macht beſeſſen hätte. Aber Slawen und Franken engten es ſchleunigſt wieder ein, und bald erſchienen die Karolinger auf der Bühne der Geſchichte, denen das kleine und uneinige Stammland der Germanen ungeachtet der Tapferkeit ſeiner Bewohner nicht widerſtehen konnte.

Außerhalb Deutſchlands und Britanniens, dem die Römer den Rücken gekehrt, ſowie Skandinaviens, das ſie nie geſehen hatten, war es in allen Ländern, welche infolge der Völkerwanderung von Germanen beſetzt worden, eine Hauptaufgabe derſelben, mit der ältern Bevölkerung ſich auseinanderzuſetzen und zu vertragen. Dieſe in allen jenen Ländern, wenigſtens in den Städten und unter den gebildeteren Ständen lateiniſch ſprechende (in Gallien meiſt keltiſche) Bevölkerung wurde wegen dieſes Umſtandes und ohne Rückſicht auf ihre Abſtammung als eine römiſche bezeichnet; ihre Glieder wurden daher ſchlechtweg „Römer“ genannt. Die größte dem freundlichen Übereinkommen zwiſchen Römern und Germanen ſich entgegenſtellende Schwierigkeit war, daß die Zahl der in Gallien, Spanien, Italien und Nordafrika eingedrungenen Germanen den „Römern“ gegenüber eine nur verſchwindend kleine war. In Gallien, wo ſich die meiſten Germanen zuſammenfanden, rechnete man ihrer etwas über zwei Millionen; die Zahl der „Römer“ aber war wohl fünf- bis ſechsmal ſtärker, ſo daß es für ſie beſchämend und empörend ſein mußte, von einer Minderheit beherrſcht zu werden und dieſen Umſtand der Kraft dieſer Eindringlinge und ihrer eigenen Feigheit und Schlaffheit zuſchreiben zu müſſen. Es wäre ungerecht, von dieſen Eroberern die heutige Ziviliſation, welche damals auch die römiſch gebildeten Unterworfenen noch lange nicht beſaßen, ſowie einen gänzlichen Verzicht auf das Bewußtſein und die Äußerung ihrer Überlegenheit an Stärke verlangen zu wollen. Sie waren eben Menſchen und dazu noch rohe Menſchen, — „Barbaren“, aber freilich mit hohen Anlagen zur Geſittung und Bildung ausgerüſtet, und unter ihrer rauhen Außenſeite barg ſich nicht wenig von Gutmütigkeit und Gemütlichkeit. Das Beiſpiel der entſittlichten „Römer“ verderbte ſie jedoch vielfach und reizte ſie zu Ausbrüchen ihrer Wildheit. Dabei verſtanden ſie indeſſen nicht nur zu zerſtören, wie die Hunnen, ihre Zeitgenoſſen, und wie noch heute die Türken, ſondern auch aufzubauen. War ihr Eindringen in die neuen Heimatländer auch, namentlich im Kriegszuſtande, vielfach ein verwüſtendes, ſo tritt doch ſofort von dem Zeitpunkte ihrer feſten Niederlaſſung an das Streben bei ihnen hervor, den Unterworfenen gerecht zu werden. Im ganzen drückte die offene Wildheit der Germanen die Unterworfenen weniger, als das hinterliſtige Ausſaugungsſyſtem der gebildeten Römer. Unter dieſen hatten die Prokonſuln und Proprätoren nach Willkür geſchaltet und Erpreſſungen geübt, und Rom war — weit entfernt; Nichtrömer gelangten auch erſt in ſpäterer Zeit zu Ämtern und Würden, als es keine echten Römer mehr gab, und auch dann nur gegen das Aufgeben ihrer nationalen Eigentümlichkeiten und Einwilligung in vollſtändige Romaniſierung. Jetzt aber dienten ſogenannte Römer in den höchſten Ämtern der Germanenfürſten, und bei dem nicht ſehr entlegenen König konnte jedermann viel leichter Recht finden, als früher in dem fernen Rom. Die Könige der Germanen behielten nun zwar in ihren Titeln den Namen ihres Volksſtammes bei, anſtatt den des eroberten Landes anzunehmen; aber deſſenungeachtet waren ſie ſowohl in ihren eigenen Augen, wie in denen der „Römer“ auch Könige der letzteren. Nur die früh zertrümmerten Reiche der Oſtgoten und Vandalen gelangten nicht bis zu dieſer Stufe der Verſchmelzung ungleichartiger Elemente. In den übrigen Reichen näherten ſich die Römer in politiſcher Beziehung den Anſchauungen der Germanen, und dieſe in Hinſicht auf Sprache und Kultur den Römern, und aus dieſer Miſchung ſind mit der

Zeit dann die romanischen Völker entstanden. Unter den Franken trug zur Vollziehung dieser Verschmelzung namentlich viel ihr orthodoxer Katholizismus bei, welcher eheliche Verbindungen zwischen beiden „Rassen" gestattete, während die meisten übrigen Germanen als Arianer und sogar teilweise noch als Heiden den „Römern" sehr verhaßt waren.

In Gallien wohnten nach dessen Vereinigung unter den Franken im Nordosten fast nur deutsche, im Süden fast nur romanische, in den mittleren Landschaften gemischte Elemente. Beide Stämme behielten dort lange ihre besonderen Sitze, während in den meisten übrigen Reichen Teilungen des Grundbesitzes stattfanden. Die Sprache der Urkunden, der Kirche und der Litteratur blieb überall die lateinische, und so sehr sie sich auch fortwährend verschlechterte und allen Regeln der Grammatik und Orthographie Hohn sprach, so konnte sich doch die noch weniger gebildete germanische Zunge neben ihr nicht geltend machen. Die größere Zahl und höhere Kultur der Romanen, welche die Germanen als „Barbaren" verachteten, bewahrten dem lateinischen Sprachelement die Oberhand in diesen Ländern; das Deutsche mußte sich in ihnen mit dem Import einer Anzahl von Wörtern, besonders Personen- und Ortsnamen, begnügen.

Das fränkische Reich, und wenn es geteilt war, jeder der drei Reichsteile (Austrasien, Neustrien und Burgund) zerfiel wieder in Provinzen, deren Zahl, Benennung und Grenzen schwankten. Deutschland gehörte stets zum Reichsteile Austrasien (Ostland), und seine Provinzen oder „Länder" waren meist die alten „Völkerschaften"; sie hießen: Elsaß, Churrätien, Alamannien, Baiern, Kärnten, Thüringen, Hessen, Friesland, wozu unter Karl dem Großen noch Sachsen kam. Meist verwaltete ein Herzog (dux) die Provinz, die sich wieder in Gaue von sehr verschiedener Größe teilte; in Deutschland waren dies oft noch die altgermanischen und hießen auch: Go (niederdeutsch), Bar, . . feld u. s. w. Benannt waren sie nach Himmelsgegenden (z. B. Nordgau), nach Bergen, Wäldern, Flüssen und erhalten gebliebenen römischen Städten (deutsche gab es noch nicht). In Gallien hießen sie auch Grafschaften und hatten zum Mittelpunkt eine Stadt, nach welcher der Graf benannt wurde. Mit der Zeit verkleinerten sich die Gaue durch Zerteilung, wahrscheinlich infolge Zunahme des urbaren Landes und der Bevölkerung. Viele Gaue zerfielen in „Hundertschaften" von ursprünglich hundert Höfen, aber nur von lokaler Bedeutung, und diese wieder in Dörfer und Höfe, deren Angehörige „Nachbaren" hießen. In Deutschland und dem nordöstlichen Frankreich wurde von den Franken die römische Städteverfassung gänzlich aufgehoben; nur in dem ganz romanischen Teile von Gallien blieb sie unberührt. Die Städte selbst aber bestanden auch in ersterer Gegend fort und wurden auch von Germanen bewohnt. Im Rechte gab es keinen Unterschied zwischen Dorf und Stadt. So hatte sich der altgermanische Gau- und spätere Völkerschaftsstaat zum Volksstaate, zum fränkischen Reichsstaate erweitert. An diesen neuen Staat gingen nun auch die Rechte und Pflichten der Sippe großenteils über. Er beschränkte das Erb- und das Fehderecht, erweiterte die Pflichten der Eidhilfe und der Muntschaft auf größere Kreise als auf die der Sippe und verbot Ehen naher Verwandter, worin jedoch die Kirche noch viel weiter ging.

Die Art der Entwickelung des Frankenreiches war natürlich durch die Zustände Galliens zur Zeit der fränkischen Eroberung bedingt. Die hier herrschende keltisch-römische Aristokratie mit ihrem unermeßlichen Grundbesitze war dabei vornehmlich bestimmend. „Mit diesem ursprünglich reichsten Teile der Bevölkerung", sagt Wilhelm Sickel, dem wir hierin folgen, „wetteiferte jetzt die Kirche, eine Macht, die einem andern Kulturkreise angehörte und sich sowohl durch die Ziele, die sie verfolgte, wie durch ihr rechtliches Wesen von den Potentes (Mächtigen) unterschied." Die Bischöfe regierten beinahe unumschränkt in ihren Diözesen, gestützt auf den Reichtum, den ihnen die heidnischen Tempelgüter gebracht. „Ein Bischof von Tours hinterließ mehr als 20 000 Goldstücke, die sein Nachfolger unter die Armen verteilte, und noch viel später gab es Abteien, deren Jahreseinnahme wohl eine Million Mark betrug." Auch bei den weltlichen Großen galt Reichtum als der größte Vorzug, — Bedrückung der Armen aber war die Regel. Hier, bei den Kelten, ist die Wurzel der dem römischen sowohl, wie dem altgermanischen Rechte fremden mittelalterlichen Anschauungen zu suchen, denen gemäß die armen Freien sich aus Not in den Schoß der Knechtschaft drängten und ihre Freiheit verkauften.

In diesem Lande nun wurden die im Vergleiche mit den gallischen Herren recht unbemittelten

Digitized by Google

Franken das herrschende Volk. Und nun gewannen auch sie durch Besitznahme herrenloser und anderer Güter Reichtümer. „Auf deutschem Boden waren es die Kirchen, welche die Laien an Zahl und an Umfang ihrer Besitzungen übertrafen. Beide Klassen nahmen die in Gallien herrschenden Bestrebungen auf oder kamen ihnen entgegen.“ So mußte der neue Staat also mit weltlicher und geistlicher Macht rechnen und nahm die letztere als eine Verbündete an. Chlothachars II. Gesetz von 614 regelte die gegenseitigen Grenzen der Rechte dieser Gruppen. Todeswürdige Verbrechen unterlagen den Staats-, andere den Hofgerichten der „Mächtigen“ und der Kirchen, sofern nämlich beide Parteien der gleichen Herrschaft angehörten; sonst war auch hier der ordentliche Richter zuständig. Dies hinderte aber nicht, daß Laien und Kirchen weitergehende Sonderrechte ausübten, teils nach altem Herkommen, teils mit Bewilligung des Königs. Außerdem verliehen die Könige bevorrechteten Personen die Immunität, das heißt die Gerichtsbarkeit über ihre Hintersassen (Abhängigen) in allen nicht peinlichen Rechtsfällen. Für Verbrechen mußten sich auch die immunen Leute vor dem Grafengericht verantworten. Ausgenommen von der immunen Gerichtsbarkeit waren aber sowohl die Freien, die auf dem privilegierten Gebiete, wie die Halb- oder Unfreien, die außerhalb desselben wohnten. Zu den immunen Gütern gehörten auch die königlichen Domänen, von denen jene eigentlich ausgingen, und welche die Könige irgendwie erworben hatten. Sie wurden von einem Beamten, dem Domesticus, verwaltet, der nur unter dem König stand, und ihre Bewohner, die Fiskalinen, hatten eigene Gerichtsbarkeit und Besteuerung. Die Strafgelder dieser besonderen Gerichte wurden indessen sämtlich für den König erhoben.

Zu den Pflichten der Unterthanen gegen den Staat gehörte vor allem der Kriegsdienst. Ferner mußten die Unterthanen auch Polizeidienste thun, nämlich Verdächtige und Verbrecher verfolgen, Straßen und Brücken unterhalten u. s. w.; bei allem jedoch bildeten die Gutsherren die Mittelgewalt zwischen Staat und Unterthanen. Die letzteren hatten endlich die Pflicht, „die in Staatsgeschäften Reisenden und die Gesandten frei zu beherbergen, zu unterhalten und zu befördern, wovon die Fiskalinen befreit waren.“

„So gab es unter den Merowingern Herren, welche über Unterthanen eine doppelte Gewalt besaßen, die des Privatherrn und die der Obrigkeit. Durch ihre öffentlichen Herrschaftsrechte, mochten sie größere oder geringere, eigene oder verliehene sein, sind sie sowohl zum König, wie zu ihren Leuten in ein neues rechtliches Verhältnis getreten.“ —

Die Spitze des fränkischen Reiches, das Königtum, erwuchs, wie bei allen germanischen Staaten jener Zeit, aus dem alten Gauhäuptlingstum zu allmählich immer weiterer Macht. Das Muster der Könige boten die römischen Kaiser dar, und es fand leider nur zu bald auch die Willkürherrschaft der letzteren in den germanischen Reichen Eingang, soweit sich die Personen der Könige dazu eigneten. Es gab schon seit den ersten Niederlassungen im Römerreiche sowohl germanische Caligulas und Caracallas, wie deutsche und gotische Trajane und Antonine. Die Schwäger Chlodowech und Theoderich, die besonders charakteristischen Germanenkönige der Völkerwanderungszeit, waren bezeichnende Gegensätze blutiger Willkür und humaner Gerechtigkeit.

Die Könige waren indessen trotz alledem immer noch nicht unumschränkt, sondern nach wie vor von ihren Edelingen und mittelbar von den Freien abhängig, doch ohne sich allzu ängstlich hieran zu binden. Gewaltthaten, die ihnen nachgesehen wurden, galten als Privatsache oder Blutrache; was weiter ging, kostete ihnen nicht selten das Leben. Der germanische König ist nie so vergöttert worden wie der byzantinische Kaiser.

In den dem römischen Reiche abgenommenen Provinzen waren, bei der weiten Zerstreuung der Germanen, ihre alten Volksversammlungen nicht mehr berufbar. Bei den in Deutschland zurückgebliebenen Baiern und Alamannen hingegen bestanden dieselben fort, sowohl für die Gaue, wie für die Völkerschaft, und regelten die Stammesrechte, — bis die fränkische Willkürherrschaft auch sie unterdrückte. Da, wo sie nicht stattfinden konnten, vertrat anfangs in vielen Fällen das Heer, welches ja das Volk in Waffen war, ihre Stelle, im Frankenreiche z. B. auf dem „Märzfeld“ am 1. März jedes Jahres. Es kam vor, daß dasselbe den König zu Krieg oder Frieden zwang. Nachdem man aber in das Heer auch die Unfreien aufgenommen hatte, um die Stärke desselben den Verhältnissen anzupassen, ging die beratende Gewalt auf die

Digitized by Google

Biſchöfe und weltlichen Großen des Reiches über, deren Reichstage (placita) ſeit 614 an Macht zunahmen, aber dieſelbe durch die kraftvoll emporgeſtiegenen Hausmeier um 688 wieder verloren.

Viel trug zum Anſehen und zur Macht der germaniſchen Könige ihr Hort (Schatz) bei, den ſowohl ſie ſelbſt, wie ihre Söhne und Töchter durch Beute, Tribut, Geſchenke oder auch andere Mittel erworben hatten, — ein Beiſpiel, dem große und kleine Herren, ja ſelbſt Kirchen und Klöſter nacheiferten. Gierig träumte man von Schätzen, — die Sagen von in Bergen verſteckten Horten ſind zahllos. Die Mär vom Nibelungenhorte ſtammt aus dieſer Zeit, in welcher der nicht nur in Gold, ſondern auch in Kleinodien aller Art und koſtbaren Waffen beſtehende Hort oft genug das geheime Ziel des Krieges und der Eroberung war oder zur Urſache des Untergangs eines Herrſchers wurde, und zwar um ſo häufiger, als das Eigentum des Königs und das des Staates nicht genau, ja oft garnicht geſchieden war, und ein edler Monarch aus ſeinem eigenen Schatze ebenſo unbedenklich das öffentliche Heil, wie ein habſüchtiger aus dem Reichsſchatze nur das eigene Wohl zu befördern ſuchte.

Hauptſtücke des Goldfundes von Petreoſa: ſogenannter Schatz des Athanarich.
Nach galvanoplaſtiſchen Kopien im Kunſtgewerbemuſeum zu Berlin.

Durch ſolche Willkür wurde das deutſche Königtum in den neuen Reichen eine Miſchung römiſchen und germaniſchen Weſens, und dies mußte es auch ſein, weil es ſowohl für römiſche, wie für germaniſche Unterthanen beſtimmt war. Für jene war der König der Nachfolger des Kaiſers, für dieſe der erſte Würdenträger des Volkes mit einer durch die Verhältniſſe herbeigeführten Vermehrung der Macht und des Glanzes. Es war nämlich ſehr natürlich, daß, ſollte der Staat nicht auseinander gehen, der König für die eine Klaſſe der Unterthanen das werden mußte, was er für die andere war, und ſo hatten denn nach und nach auch die Germanen ihre Nachfolger der Kaiſer.

Die in dieſer Weiſe angehäuften Befugniſſe des Königs waren (nach Dahn) ſehr anſehnliche. Zu dem Heer- und dem Gerichtsbann der alten deutſchen Könige traten durch die Niederlaſſungen im römiſchen Reiche von ſelbſt der in Germanien noch unnötige Amts- und Polizeibann hinzu, und durch die Übertragung der kaiſerlichen Befugniſſe gegenüber den Römern auf das Verhältnis zu den Stammesgenoſſen endlich noch die höchſte Entſcheidung in Finanz- und in

Kirchenangelegenheiten. Meist dem Monarchen in selbständiger Weise überlassen war die Abordnung von Botschaftern an fremde Reiche, verbunden mit dem Empfange von Gegengesandten.

Die Entscheidung über Krieg und Frieden hatte der König thatsächlich immer, rechtlich nie gehabt; in der Gesetzgebung aber war er an die Zustimmung der Stämme gebunden, für welche die Gesetze galten. Die Form seines Herrschens war das Bannrecht, das heißt das Recht, unter Androhung einer Buße in den genannten Sphären seiner Macht zu befehlen oder zu verbieten.

Dem Königsbann stand der Königsschutz gegenüber, welchen der König den Unterthanen schuldete und den man anrufen konnte, was um so häufiger vorkam, als die Pflichten der verschwundenen „Dinge" und der zersprengten Sippen auf den Monarchen übergegangen waren. Manche physische und juristische Personen, wie Witwen, Waisen, Kirchen und Klöster, wurden durch das Recht von vornherein in den Schutz des Königs gestellt. An die Stelle des frühern Volksfriedens trat also der Königsfriede.

Als Grundeigentum des Königs, beziehungsweise des Staates galten, außer seinen Gütern, den „salischen" Ländereien (Sal-Land) und Höfen (Sal-Hof), in denen bei Königsbann nicht gerodet werden durfte, die herrenlosen Gründe, sowie die Land- und Wasserstraßen.

Siegelring König Childerichs I. Aus seinem zu Doornick entdeckten Grabe: der König ist in langem Haar und mit der Lanze, die Brust durch einen Plattenpanzer geschützt, dargestellt.

Das Äußere der königlichen Würde blieb noch lange einfach und schmucklos; die Merowinger trugen noch keine Kronen und Scepter und fuhren auf Ochsenwagen. Ihre Auszeichnung war lang herabwallendes Haar, ein Siegelring und die altdeutsche Lanze, später das Schwert. Der Thron war noch sehr primitiv. Ihre Nachfolge war erblich, und zwar auch zu gunsten unehelicher Söhne, wenn sie nur vom Vater anerkannt waren; der König bestimmte seinen oder seine Nachfolger sich selbst. Eine bestimmte Erbfolgeordnung fehlte. Erst die Beseitigung der Merowinger war das Werk einer Reichsversammlung. Nach dem Regierungsantritt umritt der König sein Reich und nahm den Eid der Treue entgegen. Die Verletzung desselben unterlag der Todesstrafe. Eine Residenz hatten die fränkischen Könige nicht, wenn auch Hauptstädte; sie hielten sich meist in ihren Villen auf; häufig bereisten sie das Land und wurden in den Städten feierlich empfangen. Waren auch die Unterthanen dieser Könige größtenteils Romanen, so blieben sie selbst doch in ihrem Charakter, trotz aller Verirrungen, wesentlich germanisch.

Keine praktische Bedeutung hatte, sondern nur eine bloße Höflichkeitsformel war es, wenn römische oder byzantinische Kaiser einem germanischen König den Titel eines Patrizius, Konsuls oder Magister militum (Oberbefehlshabers) verliehen. Der betreffende König trat damit in kein vom Kaiser abhängiges Verhältnis. Theoderich der Große benutzte vielmehr den Patriziertitel als Grundlage seiner unabhängigen Herrschaft über Italien, während Chlodowech mit der vom Kaiser Anastasius ihm verliehenen Konsulswürde sich brüstete, ohne irgend einen Vorteil davon zu haben.

Dem Königtum stand an Bedeutung zunächst im Reiche der Dienstadel, dessen wir bereits (S. 52) gedachten. Von diesem neuen Adel stammt größtenteils der heutige Adel ab, dessen Titel (Herzoge, Fürsten, Grafen, Barone) noch dieselben sind, welche die Beamten der germanischen Reiche führten. Gebildet wurde der Dienstadel aus den teilweise niedrig geborenen Personen, welche durch Verleihung von Ämtern und Ländereien in Beziehungen zum Könige traten. Oft stiegen sie so hoch, daß sie die Monarchen beherrschten und deren Willkür, die sie erhoben hatte, beschränkten. Statt eines Gehaltes bezogen diese Beamten den Nutzen gewisser, den „Römern" oder unbotmäßigen Germanen entzogener und ihnen verliehener Grundstücke, sowie Anteil an Strafgeldern; sie wurden überdies durch Macht und Ansehen entschädigt. Mit der grundbesitzenden Aristokratie, auch der romanischen verschmolzen, wurde dieser Dienstadel nach und nach zu einer Macht, welche sowohl den Königen, besonders wenn Frauen oder Kinder auf dem Throne saßen, alle Gewalt entriß, wie den aus ihnen selbst hervorgegangenen Hausmeiern die Herrschaft streitig machte, bis er endlich von den Karolingern gebändigt wurde.

Den Grafen, die mit den im Lande vorgefundenen Comites in ein Amt vereinigt wurden, war als Vertretern des Königs die geſamte Verwaltung und Rechtspflege eines Gaues ſowie der Befehl über deſſen Kriegsmannſchaft anvertraut. Seit 614 wurden ſie ausſchließlich aus den Grundbeſitzern ihres Gaues genommen. Als Straf- und Schuldbeamte der Hundertſchaften oder Unterabteilungen des Gaues dem Grafen untergeben, wirkten die gleich dieſem vom Könige gewählten Sakebarone, ſpäter Schuldheiſcher (verderbt: Schultheißen, Schulzen) genannt; mit ihnen verſchmolzen unter Chlodowech die früher vom Volke gewählten Richter der Hundertſchaft, die Thunginen oder Zentgrafen (Centenare) (nach Schröder). Die Vollziehung der Urteile aller Hundertſchaften aber war Sache des Grafen. Die neuen Schultheißen waren nur Stellvertreter der Grafen, von welchen ſie im Namen des Königs auf Vorſchlag der Gerichtsgemeinde gewählt wurden.

Eine wichtigere Stellung als die Gaugrafen, nicht aber eine dieſen übergeordnete, nahmen mit der Zeit die aus vorübergehenden zu ſtändigen Heerführern und zu Provinzvorſtehern gewordenen Herzoge ein. In Frankreich verwuchſen ſie mit den römiſchen Duces; in Deutſchland, wo ſie den germaniſchen Charakter bewahrten und an der Spitze ihrer von den Franken beſiegten oder unterworfenen Völker blieben, waren ſie ſtets geneigt, ſich dem Königtume des herrſchenden Stammes gegenüber ſo unabhängig wie möglich zu erhalten und bei günſtiger Gelegenheit ſogar völlig von ihm unabhängig zu machen, wie z. B. die Herzoge der Thüringer, Baiern und Alamannen.

Der damalige deutſche Herzog war einem Vizekönig zu vergleichen (Dahn). „In die innere Verwaltung des Herzogtums konnte der Frankenkönig (Mitte des ſiebenten bis Mitte des achten Jahrhunderts) durchaus nicht eingreifen; der Herzog ſetzte auf ſeinen Hoftagen mit ſeinen geiſtlichen und weltlichen Großen das Landrecht feſt; er übte die Gerichtsbarkeit im herzoglichen Hofgerichte, er ernannte, überwachte, entſetzte Grafen und andere Beamte, hatte zahlreiche Vaſallen, ja er „übte den Heerbann auch ohne Befragung des Königs“ aus.

Zur höchſten Macht ſtiegen im fränkiſchen Reiche die Hausmeier (Majores domus), urſprünglich Hausdiener, dann Hofbeamte, Vorſteher des königlichen Hauſes, ſpäter Staatsminiſter und ſeit dem ſiebenten Jahrhundert Statthalter der großen Reichsteile, welche früher eigene Könige gehabt hatten, alſo eine Art Vizekönige, zuletzt aber Regenten für die unfähigen Merowinger, und endlich die Gründer einer neuen Dynaſtie, der karolingiſchen, unter welcher dann auch dieſes Amt verſchwand.

Schon ſeit altgermaniſcher Zeit hatten die Könige, Edeln und reichen Freien erprobten Leibeigenen gewiſſe Verrichtungen übertragen, ſo die Beſorgung der Tafel, des Kellers, der Vorratskammern und der Ställe. Dieſe Knechte (Schalke) hießen: Truchſeß (dapifer), Mundſchenk (pincerna), Kämmerer und Marſchalk (Roßknecht). Den oberſten Rang hatte der Erſtgenannte, der darum ſo hieß, weil er der ganzen Dienerſchar (Trucht) vorgeſetzt war; oft hatte er auch den Titel „Seniskalk“, das heißt Altknecht. Die fränkiſchen Könige hatten dieſe Bedienſteten natürlich auch an ihrem Hofe, verliehen ihnen aber eine auf das ganze Reich ausgedehnte Bedeutung. So wurden ſie aus Hof- zu Staatsbeamten und zu vornehmen Herren, verwalteten oft königliche Güter, gelangten zu ſolchem Reichtum, daß ihr Vermögen oft auf 60 bis 80 000 Solidi (zu 12 Mark) geſchätzt wurde, und verfügten ſelbſt, ohne Einſpruchsrecht des Staates, über ihre Leibeigenen, ja über Leben und Gut derſelben.

Tiefer ſtanden unter den Hofbeamten die Ausfertiger der Urkunden (referendarii), noch tiefer die eigentlichen Diener: Schwertträger, Thürhüter, Jäger, Falkner u. ſ. w.

Die übrigen Beamtungen blieben in der Regel die ſchon vorhandenen römiſchen; leider blieb mit ihnen auch die römiſche Korruption am Ruder, ſo daß dieſe Beamten an Ausbeutung des Volkes, an Heuchelei nach oben und Beſtechlichkeit nach unten wohl mit den heutigen ruſſiſchen und anderen oſteuropäiſchen Volksbedrückern den Vergleich aushalten. Doch war das Beamtenweſen, wie ſchon bei den Römern, kein einheitlich und ſyſtematiſch durchgebildetes, wie in den modernen Staaten, ſondern ein ſchwer, wenn überhaupt zu überſchauender Wirrwarr von einander durchkreuzenden Befugniſſen und provinziellen wie lokalen Eigentümlichkeiten, der ſich durch das ganze Mittelalter, ja bis in die letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts erhielt.

Ebenſo verwirrt waren auch die Finanzzuſtände des fränkiſchen Reiches. Beinahe unumſchränkt verfügten König und Beamte über das öffentliche Gut. Die regelmäßigen Einnahmen des Königs floſſen aus ſeinen weiten Domänen; überdies verlangte er nach Gutdünken Steuern und verfügte eigenmächtig über dieſelben, ein Vorgehen, welches die altgermaniſchen Könige noch nicht gekannt hatten und welches römiſchen Urſprungs war. Die Grundbeſitzer, Römer und Germanen, mußten eine Grundſteuer, die Grundbeſitzloſen eine Kriegsſteuer entrichten, die viel böſes Blut beim Volke machte. Die Germanen betrachteten beide mit großem Widerwillen als Angriffe auf ihre Freiheit. Zur Zeit Chilperichs und Fredegundens wurden dieſe Steuern ſo drückend, daß viele Grundeigentümer auswanderten und Aufſtände ausbrachen, bei welchen die Steuerbücher verbrannt wurden. Die Ungerechtigkeit der Beſteuerung war ſo groß, daß ſelbſt jenes verbrecheriſche Königspaar dies einſah und bei Anlaß des Todes eines Kindes die „ungerechten Steuerliſten“ ſelbſt vernichtete, um Gott zu beſänftigen.

Ein Boden-, Berg-, Salz-, Jagdregal u. ſ. w. gab es nicht; die Jagd- und Bergbaufreiheit war für die Grundbeſitzer unbeſchränkt. Hiergegen entzog der König den Strandbewohnern das räuberiſche Strandrecht zu ſeinem eigenen Vorteile. Statt der Ein- und Ausgangszölle gab es nur Wege-, Markt- und Hafengelder an beliebigen Orten.

Ein Regal war dagegen das Münzweſen. Das Pfund Gold zerfiel in 72, ſeit etwa 570 aber in 84 Solidi, ſo daß der Solidus von Mark 12.50 auf Mark 10.71 herabſank. Das Silber ſtieg gegenüber dem Gold an Wert, und der Silberdenar, in Baiern und Alamannien „Saiga“, früher $^1/_{10}$, galt ſpäter $^1/_{12}$ Goldſolidus. Ja im ſiebenten Jahrhundert wurde das Gold ſo ſelten, daß die Silberwährung an die Stelle der Goldwährung trat und der Silberſolidus ($^1/_4$ des goldenen) nun, wie früher letzterer, 12 Silberdenare galt (Dahn). Auf den Münzen bildeten die älteren germaniſchen Könige bald ſich ſelbſt, bald aber die byzantiniſchen Kaiſer als nominelle Oberherren, die ſpäteren aber nur noch ſich ſelbſt ab; das Gepräge war oft ein ſehr rohes. Unter den Franken ließ zuerſt Theudebert I. von Auſtraſien ſein Bild prägen. Das Geld war und blieb aber unfruchtbar; es war bloß Tauſchmittel gegen Waren, und die Anlegung von Kapitalien gegen Zinſen galt als eine für jeden Chriſten verbotene laſterhafte Handlung und als ein Vorrecht der verhaßten Juden.

Münzen von Theudebert I.
(Nach Ann. arch. VIII.)

1. Bruſtbild des Königs mit Lanze. Umſchrift D(ominus) N(oster) THEODEBERTVS VICTOR. Auf der Rückſeite der Erzengel mit Kreuz und Reichsapfel. Umſchrift VICTORIA AVCCI; im unteren Abſchnitt CONOB, eine Abkürzung, durch welche wohl die Ermächtigung des byzantiniſchen Kaiſers zu Konſtantinopel ausgedrückt wird. Im Felde ein Stern und BO, vielleicht Bononia bedeutend.

2. Umſchrift: DN THVODIBERTVS Hier trägt der König ſtatt der Lanze den Reichsapfel. Auf der Rückſeite wieder der Erzengel. Umſchriften: VICTORIA CCC und O VICTORI. Dieſe Münze iſt ohne CONOB.

Im Frankenreiche waren alle weltlichen Freien und zwar ſchon von Anfang an ſowohl Germanen wie Romanen, zum Waffendienſte verpflichtet. Wegbleiben vom Heerbann wurde mit Buße, vom Kampfe gegen Feinde und Empörer aber, ſowie Weglaufen aus dem Feldzuge (Heriſliz) mit dem Tode beſtraft. Die Krieger eines Gaues ſtanden unter dem Grafen (comes), mehrere Grafen unter dem Herzog (dux), die letzteren endlich unter dem König, beziehungsweiſe deſſen Stellvertreter oder Bevollmächtigten (z. B. dem Hausmeier), der die Kriegszucht bis zur Todesſtrafe handhabte. Die Franken kämpften früher mit der Doppelſtreitaxt (Franziska), ſpäter mit Speer und Schwert, Bogen und Pfeil. Zu Pferde dienten beſonders die Antruſtionen oder Königsvaſſallen und die Reichen. Die Schilde wurden geſchmückt und bemalt, die Helme kamen mehr in Aufnahme als früher, und metallene Panzerhemden wurden gebräuchlich. Hörner bliefen zum Angriff, und Banner flatterten über den Heerſäulen in der Hand von Recken. Der Keil der alten Germanen wurde durch die römiſche Art der Heeresaufſtellung verdrängt. Die Bethätigung im Waffendienſte galt in jenen wilden Zeiten als der höchſte Ruhm, — wer ſich dabei nicht beteiligte, war verachtet. Zum Kampfe gegen eingedrungene Feinde, gegen Rebellen und gegen Räuber, mußten auf

den „Waffenſchrei“ auch die Unfreien erſcheinen. Arme wurden oft vom Kriegsdienſte, nicht aber von Arbeiten zu Kriegszwecken befreit.

Mit dem Wegfallen der Volksverſammlungen verlor der Stand der Freien an Bedeutung, und durch die Organiſation der neuen Reiche wuchs die Macht des dem Könige und damit auch dem Staate unentbehrlichen Dienſtadels ſo ſehr an, daß die Kluft zwiſchen dieſen neuen Nobiles und den gewöhnlichen Freien beinahe ſo groß wurde wie die zwiſchen den letzteren und den Unfreien. Altadelige ſcheinen noch mit in die neuen Reiche eingezogen, hier aber ausgeſtorben oder vom neuen Adel aufgeſogen, in den Hintergrund gedrängt oder endlich infolge kräftigen Einſtehens für die alte germaniſche Sitte und Verfaſſung gegen den zunehmenden fürſtlichen Abſolutismus von deſſen Trägern und Dienern gewaltſam vernichtet worden zu ſein. Zu allererſt geſchah dies bei den Franken. Bei den Sachſen erhielt ſich der alte Adel am längſten; bei den Baiern gab es außer dem Herzogshauſe der Agilolfinger nur fünf altadelige Geſchlechter. Das Chriſtentum machte ohnehin die Abſtammung von den Göttern, deren ſich der alte Adel gerühmt hatte, ſinnlos, und dazu kam, daß auch bei den beſiegten Romanen ein Adel, die ſogenannten ſenatoriſchen Familien, vorgefunden wurde, alſo auch ein Dienſtadel, der auf Ämtern und Grundbeſitz beruhte, nicht weniger aber auch auf Bildung, daher namentlich die Biſchöfe aus ihm hervorgingen.

Durch die Macht und das Anſehen dieſer Leute wurden natürlich die Gemeinfreien, denen es nicht gelang, mit oder zu ihnen aufzuſteigen, immer mehr heruntergedrückt, und zwar nicht nur zur politiſchen Rechtloſigkeit, ſondern ſogar zur Unfreiheit. An die Stelle der Freiheit trat der Reichtum. Die Reichen erhielten die Titel: Erſte, Beſte (primi, optimates) oder Ehrbare, Mächtige (honestiores, potentiores) u. ſ. w.; die nicht ſo Glücklichen hießen: Mittlere (mediani, mediocres), die Armen endlich: Niedrige, ſogar Schlechte (humiliores, viles) u. ſ. w.

So wurden die reichen Freien immer mehr zu neuen Edlen, die armen aber zu Unfreien, und es kam ſogar ſo weit, daß die unfreien Diener angeſehener Herren mit mehr Gewicht auftreten durften, als arme Freie. Die Freien aber, welche es blieben und ſich mit Stolz Rachinburgen oder ſchlechtweg Franken nannten, waren nicht die Elemente, dieſen trüben Gang der Dinge aufzuhalten, gegen den umſonſt auch einzelne tüchtige Könige ankämpften. Er lag in der Zeit und war nicht zu ändern. Allerdings dauerte die alte Freilaſſung fort, aber ſie verſchwand gegenüber der rieſig anwachſenden „Verknechtung“.

Zwiſchen Freie und Unfreie trat nun der Stand der Halbfreien, Läten, Lazzen, Laten oder Liten, auch Hörigen, in Baiern Barſchalken, in Italien Aldionen. Sie waren perſönlich frei und konnten daher, wenn auch an die Scholle gebunden, nicht mit dieſer veräußert werden. Sie zahlten neben dem Gutzinſe ein Kopfgeld, folgten dem Herrn in den Heerbann; ihr aus heruntergekommenen Freien und Freigelaſſenen beſtehender Stand war erblich. Es gab aber zwei Arten von Freilaſſung; durch die eine wurde der Unfreie zum Halbfreien, durch die andere der Lite, indem er ſeinem Herrn vor dem König einen Denar als Loskaufsbetrag anbot, jener ihm aber denſelben aus der Hand ſchlug, ſo daß er auf die Erde fiel („Schatzwurf“), zum Vollfreien.

Die Unfreien endlich waren die Arbeiter der Völkerwanderungsreiche, Bauern, Handwerker und kleine Krämer, ſowie Dienſtboten aller Art. Unter ihnen befanden ſich viele im Lande gebliebene unfreie Romanen und gefangene Slawen, nach welchen letzteren bei den meiſten europäiſchen Völkern die Sklaven überhaupt benannt wurden. Von ihrem Herrn erhielten ſie zur Benutzung Land oder ein kleines Kapital (peculium), das jener zu jeder Zeit zurückziehen konnte, jedenfalls aber nach dem Tode des Nutznießers an ſich nahm; ſie konnten ſtets „mit oder ohne Scholle“ verkauft oder vertauſcht werden. Die Behandlung der Unfreien entſprach je dem Charakter des Herrn, war aber öfter eine ſchlechtere als in älterer Zeit. Daher war es in der uns beſchäftigenden Periode nicht ſelten, daß Sklaven ihren Herrn erſchlugen und noch häufiger, daß ſie entflohen. Großes Verdienſt um die Verbeſſerung der Lage der Unfreien hat ſich die Kirche erworben, welche ſelbſt deren ſo viel beſaß, daß das kleinſte Gotteshaus ihrer neun hatte; ſie erkannte die Ehen der Unfreien gleichwie die der Freien an und wirkte namentlich wohlthätig durch das Verbot des Verkaufs von Chriſten an

Umſchreibung und Überſetzung

zu dem

Fakſimile aus der St. Gallener Handſchrift der Lex salica.

(v iſt vielfach vokaliſch = u zu leſen.)

Transſkription:

In nomine Domini nostri Jesu Christi incipiunt titulus legis salice:

I. De mannire.

Si quis ad mallum legibus dominicis mannitus fuerit et non uenuerit, se cum sunnis non detenuerit, sol. XV. culpabilis iudicetur.

Illi uero, qui alio manit et ipsi non uenerit, se eum sunnis non detenuerit, sol. XV. ei cui manuit, conponat.

II. De furtis porcorum.

Si quis purcellum lactantem de cranne furauerit, et ei fuerit adprobatum, **malb. chranne chalti, rechalti,** sol. III. culpabilis iudicetur.

Si quis purcellum furauerit, qui sine matre uiuere possit, et ei fuerit adprobatum, **malb. himnes theca,** sol. I. culpabilis iudicetur, excepto capitale et dilatura.

Si quis bimum porcum furauerit, **malb. in zimis suiani,** sol. XV. culpabilis iudicetur, excepto capitale et dilatura.

Anmerkung: Die fett gedruckten Stellen ſind die ſog. malbergiſchen Gloſſen, d. h. in den lateiniſchen Text eingeſchobene altdeutſche Rechtsausdrücke, wie ſie bei den alten Germanen auf dem Malberg, d. h. der Gerichtsſtätte unter freiem Himmel, üblich waren. In der Überſetzung ſind ſie, weil noch nicht durchweg mit Sicherheit erklärt, weggelaſſen.

Überſetzung:

Im Namen unſeres Herrn Jeſu Chriſti beginnt der Titel des Saliſchen Geſetzes:

I. Von der gerichtlichen Vorladung.

Wenn Jemand nach den landesherrlichen Geſetzen vor Gericht geladen worden und nicht kommt, ſofern ihn keine Verſäumnis (d. h. berechtigte Verhinderung) abgehalten hat, ſo ſoll er zu (einer Buße von) 15 Schillingen verurteilt werden.

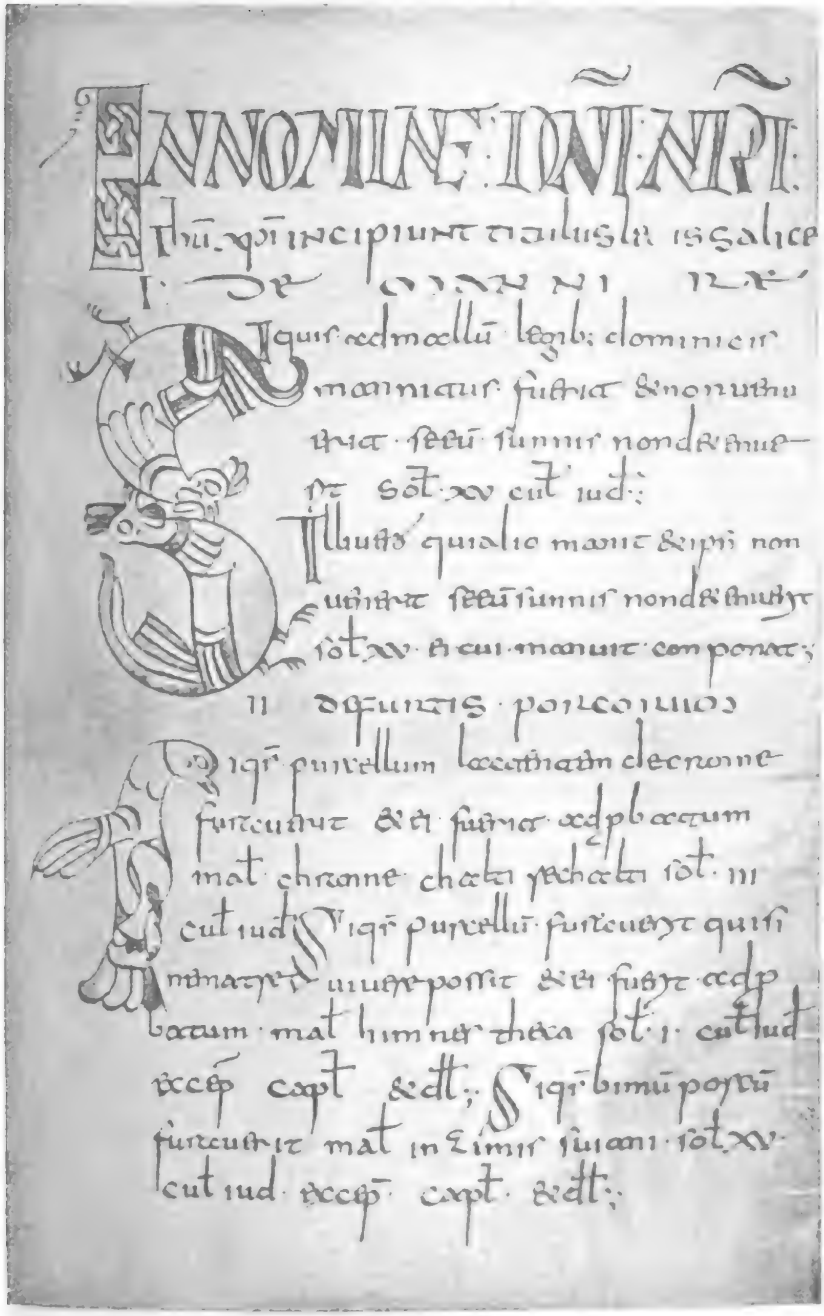
Derjenige aber, welcher einen andern vorladet und ſelbſt nicht kommt, ſofern ihn keine Säumnis abgehalten hat, der ſoll dem, den er vorlud, 15 Schillinge zahlen.

II. Von den Schweinediebſtählen.

Wenn Jemand ein ſaugendes Ferkel aus dem Koban (Stall) geſtohlen hat, und es ihm bewieſen worden, ſo ſoll er zu drei Schillingen (Buße) verurteilt werden.

Wenn Jemand ein Ferkel geſtohlen hat, das ohne Mutter leben kann, und es ihm bewieſen worden, ſo ſoll er zu einem Schilling (Buße) verurteilt werden, außer Kapital und Dilatur (ein nicht hinlänglich erklärter Ausdruck).

Wenn Jemand ein zweijähriges Schwein geſtohlen hat, ſo ſoll er zu 15 Schillingen (Buße) verurteilt werden, außer Kapital und Dilatur.



Faksimile einer Seite einer Handschrift der Lex salica.
St. Gallen, Stiftsbibliothek.

Digitized by Google

HARVARD UNIVERSITY

Heiden und Juden, durch Häufung der Freilassungen, durch Verhütung der Trennung unfreier Gatten, sowie Eltern und Kinder, wenn sie auch nicht vermochte, gegen eine Einrichtung anzukämpfen, die der damaligen Zeit unentbehrlich erschien. Später hat das für die Unfreien geschaffene Hofrecht, nach welchem die Hofgenossen unter dem Hofherrn ein eigenes Gericht bildeten, ihren Stand bedeutend über die frühere Rechtlosigkeit emporgehoben.

Alles dies geschah auf ehemals römischem Boden und beweist, wie sehr das Römertum überall und immer das Deutschtum verderbt und entsittlicht hat, wo es mit ihm in Berührung kam. Denn ganz anders war es, wo das Römertum bei Ankunft der Germanen nicht mehr bestand, nämlich in Britannien unter den Angelsachsen. Hier bestanden die alten deutschen Stände fort, allerdings die Unfreiheit sowohl wie die Vorrechte der Edlen; aber es fand keine solche Verminderung der Freien statt wie auf dem Festlande; es konnten fortwährend die Unfreien zu Freien und die Freien zu Edlen emporsteigen, und zwar ohne das Mittel des Königsdienstes, nämlich durch Erwerbung eines gewissen Grundbesitzes und Kaufleute sogar durch drei überseeische Reisen.

Die Gliederung in Stände aber wirkte auf keinen Zweig des öffentlichen Lebens so tief ein, wie auf die Rechtspflege. In den Anfängen der Zeit, von welcher dieser Abschnitt handelt, besaßen sowohl die Romanen wie jeder Stamm (nicht nur jedes Volk) der Germanen ihre besondere Gesetzgebung (in welcher Privat- und Strafrecht bunt durcheinander gemengt waren) und besondere Gerichtshöfe. Die „Römer" wurden nach römischem Rechte gerichtet, das freilich manche Neuerungen erfuhr gleich der römischen Sprache. Die Franken erhielten zwei nach ihren alten Rechtsquellen in christlichem Geiste neu bearbeitete Gesetzbücher, die nach ihren beiden Hauptstämmen, das ältere „salisches" und das jüngere „ripuarisches" hießen. Die Burgunder, Alamannen, Baiern, Friesen und später die Sachsen erhielten ihre besonderen Gesetze. Für jeden Unterthan waren die Rechte seines Stammes maßgebend. Die Strafen wurden nach dem Rechte des Thäters bestimmt. Beim Eheschlusse waren die Rechte beider Gatten, für jeden das seinige, zu berücksichtigen; die Frau aber trat in das Stammrecht des Mannes ein. Im Erbrechte entschied das Recht des Erblassers, bei Freilassungen das des Herrn. Auch die Geistlichen lebten nach ihrem Stammes-, die Kirche aber nach dem Kirchen- oder nach römischem Rechte. Die Fremden, darunter auch die Juden, waren rechtlos; sie standen unter dem Schutze des Königs, soweit dieser ihn leisten wollte. Es gab auch besondere alte Rechte der Gemeinden und der Gaue, die aber den Reichs- und Stammesrechten nachstanden. Ordentlicher Richter im Gau war der Graf; er richtete herumreisend, und zwar jedesmal auf einer gewohnten Dingstätte, dem Mallus oder Malberg; seine Beisitzer waren alle würdigen und freien Angehörigen des Gaues; sie sprachen nach dem Vorschlage der Rachinburgen (Ratgeber), deren sieben für jeden Fall bestellt wurden.

Es gab indessen hierin Abweichungen zwischen den einzelnen deutschen Stämmen. Die Alamannen ordneten dem Grafen zur „Urteilfindung" den Centenar, die Baiern einen „Richter" (iudex), die Franken irgend einen Beamten bei. Den Bann des Gerichtes übte jedoch stets der Graf. Zum Gerichte „lud immer noch der Kläger, nicht der Richter, ausgenommen bei Verbrechen mit Berufung auf des Königs Gebot oder das Gesetz; doch in die Verhandlung griff der Richter mehr als früher ein. . . . . Das Dingrecht war bei den Oberdeutschen eine Dingpflicht geworden . . . . der Vorsitzende nahm auf erhöhtem Sitze Platz; ein ausgehängter Schild bedeutete die begonnene Hegung des Dinges; . . . . das Ding tagte unter freiem Himmel, und der Graf war für das Urteil verantwortlich. . . Im Strafprozeß war die Mitwirkung des Volkes fast ganz verschwunden; aus dem römischen Rechte herübergenommen, hatte der Graf das Recht, von Amts wegen Verbrechen vorzubeugen, ohne Strafantrag einzuschreiten, zu verfolgen, zu verhaften, zu foltern, das Urteil bis einschließlich der Todesstrafe allein zu fällen und allein zu vollstrecken." (Dahn).

Das höchste Gericht im Reiche war das Pfalz- und Hofgericht des Königs, welches stets an dessen Aufenthaltsort seinen Sitz hatte. Solange die Hausmeier mächtig waren, bekleideten sie auch den Vorsitz bei diesem Gerichtshofe; vor ihnen kam derselbe dem König selbst, nachher dem Pfalzgrafen zu; Räte des Königs aber fanden das Urteil. Das Hofgericht urteilte über Verbrechen angesehener Leute; aber der König konnte jede Sache vor

dasselbe ziehen. Die Verhandlung war öffentlich. Über dem Könige selbst stand kein Gericht, welchen Umstand die Merowinger bekanntlich stark mißbrauchten.

In Rechtsgeschäften wurden noch viele altertümliche Gebräuche symbolischer Art beobachtet. Wer Eigentum an Grund und Boden abtrat, mußte im Hemd und ohne Schuhe mit einem Stock in der Hand über den Zaun des Grundstückes springen. Wer den Besitz und dessen Pflichten übertrug, nahm Erde aus den vier Ecken des Hauses und warf sie über die Schulter auf die Schwelle. Den Besitz von Haus und Hof bekundete man durch Bewirtung dreier Gäste mit Brei oder durch Anzünden von Feuer im Hause. Ein Stab in der Hand war Sinnbild der Erniedrigung, Knechtschaft oder Landflüchtigkeit (abziehen mit Stab, ohne Hab'), daher über dem Haupte eines Verurteilten ein Stab gebrochen wurde; aber zugleich war der Stab das Zeichen der Gewalt; der Richter hielt ihn, und Eide wurden darauf abgelegt. Wer sich unterwarf oder auf Gnade und Ungnade ergab, mußte Gürtel und Schuh ablegen. Adoptierte oder legitimierte Kinder wurden unter den Mantel genommen. Zerschneiden des Tischtuchs bedeutete Aufsagen der Freundschaft. Eine Gutsgrenze bestimmte man durch den Wurf eines Hammers, und durch Zuschlag mit diesem bestätigte der Richter auch den Verkauf eines Gutes. Ein Kind wurde als lebens- und erbfähig anerkannt, wenn es die vier Wände beschrie oder den Hausgiebel ansah, u. s. w.

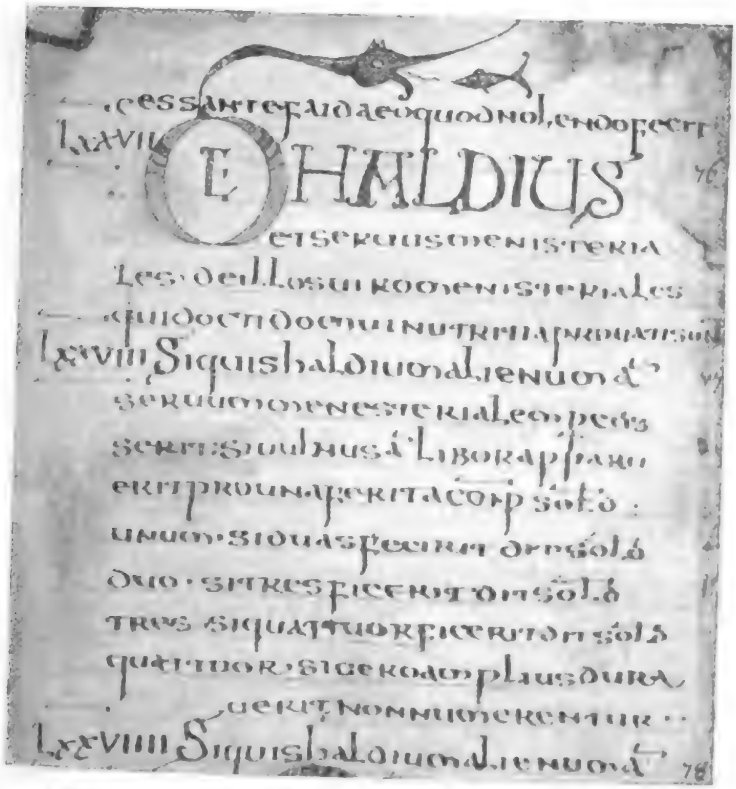
Die Trennung der Rechte nach Stämmen wurde in der Folge nur als provisorisch betrachtet, bis die Römer sich an das deutsche Recht gewöhnt haben würden; sobald es daher die herrschenden Germanen an der Zeit fanden, wurde ihr Recht das allein gültige für beide Stämme. Aber die Bestimmungen, auf denen diese Rechtseinheit beruhte, hatten bereits viele Züge aus dem römischen Rechte in sich aufgenommen, die sich jedoch rechts vom Rheine nur wenig oder gar nicht geltend machen konnten. Das germanische Recht war auch in dieser Mischung, obschon alle Gesetze in (schlechtester) lateinischer Sprache abgefaßt wurden, im wesentlichen noch immer das alte, wie wir es im ersten Abschnitte skizziert haben: aus dem römischen Rechte dagegen wurden außer den gerichtlichen Formeln und technischen Ausdrücken namentlich drei Punkte entlehnt: der Beweis durch schriftliche Urkunden, der Zeugenbeweis und — die Folter. Diese Punkte genügten allerdings, um die neuen Gesetze und Dekrete als vorwiegend römische, als Resultate bereits stark vorgeschrittener Romanisierung erscheinen zu lassen.

Unter den römischen Neuerungen in der germanischen Gesetzgebung ist die Folter als eine echtrömische und undeutsche Erfindung höchst bemerkenswert; sie hat durch die lange (weit über tausendjährige) Dauer ihres fluchwürdigen Daseins so großes Unheil über Deutschland und die übrigen europäischen Länder, in denen römischer Einfluß Platz griff, gebracht, daß ihre älteste Form bei unserm Stamme wohl einige Aufmerksamkeit verdient. Allerdings war es mehr die rein römische Form, in welcher die Folter bei den Germanen Eingang fand. Der Richter ordnete sie an, aber nur auf Antrag des Klägers, und wenn dieser und der Beklagte gleichen Standes waren. In diesen Fällen erhielt der Kläger das Recht, seinen Gegner drei Tage lang, aber in Gegenwart des Richters und angesehener Männer, zu quälen. Wenn nun der Gefolterte dies überstand, so durfte umgekehrt er seinen Feind, und zwar solange dieser lebte, quälen, nur nicht ihn töten. Starb der Angeklagte an der Folterung, so durften seine Verwandten wieder den Kläger quälen, bis er starb. Ebenso verfiel auch der Richter der Verwandtenrache, wenn er die Folterung bis zum Tode nicht hinderte; wenn aber der Tod ohne seine Schuld eintrat, so kam er nur in eine beträchtliche Geldbuße. Bei den Franken durften sogar geistliche und weltliche Würdenträger gefoltert werden, was durch amtliche Folterknechte geschah; willkürlich erlaubte es sich auch die entsetzliche Fredegunde an ihren Feinden, und zwar mit Zustimmung ihres elenden Gatten Chilperich.

Die altgermanischen Gottesurteile erhielten weitere Ausbildung. Als neue Formen derselben in unsrer Periode traten auf: der Zweikampf, welcher, wie oben (S. 29) gezeigt, ursprünglich kein Ordal war, aber unter der Form des Fehdeganges in den Rechtsgang Aufnahme fand, das Los (das Auswählen eines bekreuzten unter mehreren unbekreuzten Losen), das Kreuzordal, bei dem als besiegt galt, wer die Arme an einem Kreuz oder Baum weniger lange ausgestreckt halten konnte, die Probe des geweihten Bissens, zusammenhängend mit der

Digitized by

im kirchlichen Leben üblichen Abendmahlsprobe und beruhend auf der Annahme, daß wer auf eine Ausſage die Hoſtie nehme, daran erſticken oder ſonſt Schaden erleiden müſſe, wenn er unwahr geredet hätte. Die vorherrſchende Probe bei den Franken war nach dem ſaliſchen Geſetze der Keſſelfang, darin beſtehend, daß der Angeklagte mit bloßem Arm in einen Keſſel ſiedenden Waſſers greifen mußte; blieb er unverbrannt, ſo galt er für unſchuldig. Daneben kam auch die analoge Probe des glühenden Eiſens, der glühenden Kohlen oder des Überſchreitens einer glühenden Pflugſchar mit bloßen Füßen vor.



Faſſimile aus einer Handſchrift des Edictum Rotharis; St. Gallen, Stiftsbibliothek.

Umſchreibung und Überſetzung.

LXXVII. De haldius et servus menisteriales. de illos viro menisteriales, qui docti domui nutriti aprouati sunt.

LXXVIII. Si quis haldium alienum aut servum menesterialem percusserit, si vulnus aut libor apparuerit, pro una ferita conponat sol. unum, si duas fecirit, dit solidos duo, si tres ficerit, dit solidos tres, si quattuor ficerit, dit solidos quattuor, si vero amplius duraverit, non numerentur.

57. Von den Italienern (das heißt dem unterworfenen Volke) und den Sklaven der Miniſterialen, und von jenen, welche im Hauſe gelehrt, genährt und erzogen werden.

58. Wenn einer einen fremden Italiener oder den Sklaven eines Miniſterialen verwundet hat, ſoll er, wenn die Wunde ſchwer iſt, für eine Wunde einen Schilling, wenn er zwei zugefügt hat, zwei, wenn drei, drei, wenn vier, vier Schillinge zahlen. Betragen die Wunden mehr, ſo werden ſie nicht weiter gezählt.

Im Strafrechte galt vor allem die Regel: „Wo kein Kläger, iſt auch kein Richter.“ Unter den Strafen waren nach altgermaniſchem Rechte noch immer die Geldbußen (compositiones) die vorherrſchenden. Dieſelben waren ſo hoch, daß nur Reiche ſie bezahlen konnten. Zahlungsunfähige mußten daher bei den Franken nackt, nur mit einem Stabe in der Hand ihren Beſitz verlaſſen, und die Verwandten für ſie zahlen. Konnten dies die letzteren nicht, ſo erlitten ſie daſſelbe Schickſal. Waren keine Verwandten da, ſo wurde der Unglückliche

als Sklave verkauft: fand ſich aber niemand, der die Buße für ihn zahlte, ſo verlor er das Leben. Sogar der Mord wurde in den meiſten Fällen gegenüber Freien mit Geldbuße abgemacht, und die Geſetze über denſelben zeigen ſchreiend die herrſchende Ungerechtigkeit, bei welcher ein Menſchenleben nicht ſoviel wie das andere galt, ſondern ſich im Werte nach dem Stande abſtufte. Der Unfreie genoß gar keines geſetzlichen Schutzes, und wenn auch ein Wergeld (das halbe des Freigelaſſenen oder weniger) für ihn bezahlt wurde, ſo erhielt es der Herr wie als Entſchädigung für eine Sache. Bei den ſaliſchen Franken ſollte ein Sklave, der einen Standesgenoſſen tötete, zwiſchen den beiden Herren geteilt (wie? iſt unklar), — einer aber, der einen Freien des Lebens beraubte, für die Hälfte des Wergeldes den Verwandten (natürlich zur Blutrache) übergeben werden und ſein Herr für ihn die andere Hälfte bezahlen. Das Wergeld für den Mord des einfachen Freien betrug bei den Franken und Alamannen 200 Solidi, für den eines Freigelaſſenen die Hälfte, für den eines Adeligen aber meiſt das doppelte, für den eines Grafen das dreifache, für den eines bairiſchen Herzogs das mehr als fünffache von dem für einen Gemeinfreien und für den eines Biſchofs ebenſoviel oder noch mehr (bis auf das neunfache). Das dreifache Wergeld eines Freien hatten bei den Franken die Gefolgsleute des Königs (Antruſtionen), die höheren Beamten und die höheren Geiſtlichen. Die „Römer“ hatten nur das halbe Wergeld der freien Germanen, weil bei ihnen die Sippe wegfiel, für welche jeder Germane noch einen Wert außer ſeinem eigenen hatte. Das ſaliſche Geſetz ſchrieb für Knaben unter zwölf Jahren und Frauen das dreifache, für grauſame und verheimlichte Mordthaten (z. B. Verſenkung der Leiche in Brunnen oder Schlamm) das drei- bis neunfache Wergeld vor, ebenſo bei Überfall des Opfers im eigenen Hauſe. Der König hatte kein Wergeld; ſein Mörder wurde hingerichtet, ſpäter auch der eines Herzogs, und dies wurde mit der Zeit auf alle Fälle ſchwerer Tötung ausgedehnt; kurz: die Wergeldzahlung wurde für ſolche verboten.

Der Diebſtahl jedes Gegenſtandes hatte ſeine Taxe. Das ſaliſche Geſetz belegte die Entwendung eines Sklaven, eines Hengſtes und einer Stute mit derſelben Buße (30 Solidi). In Baiern hatten alle Hausteile ihr Wergeld, das bei Beſchädigungen verfallen war. Nichts aber iſt in den germaniſchen Strafgeſetzen ſo ausführlich behandelt, wie die Bußen für Körperverletzungen, welche jeden Körperteil, ja jeden Knochen, Zahn, Nagel und jede Art der Verletzung eines ſolchen Teiles mit peinlicher Genauigkeit taxieren und dafür ſprechen, wie oft ſolche Ausſchreitungen namentlich bei Gelagen vorkamen, bei welchen Gelegenheiten auch die Totſchläge noch ganz beſonders vorgeſehen ſind. Schon das Waffenziehen beim Gaſtmahle und in Häuſern überhaupt war mit Strafe bedroht (ward aber wohl nicht immer beſtraft). Jedes Schimpfwort und jede falſche Anklage hatte ebenfalls eine Bußtaxe, ebenſo die Beſchädigung von Horn, Schwanz u. ſ. w. eines Ochſen und einer Kuh, nicht aber die des Kopfes eines Sklaven. Das ſaliſche Geſetz verpönte durch Geldbußen ſchon die bloße Berührung einer Frau, die der Hand mit 15, die der Bruſt aber mit 45, die Entführung und ſonſtige Gewaltthat dagegen nur mit 62 Solidi; arge Gewaltthat wurde mit dem ganzen Wergelde und, war der Thäter ein Lite, ſogar mit dem Tode beſtraft. Endlich belegten jene Geſetze auch das verſäumte Erſcheinen vor Gericht, Faſtenbruch, Sonntagsentheiligung, Taufeverſchub u. ſ. w. mit Buße. Ein Höriger, der die Faſten nicht beobachtete, mußte mit dem Leben, ein Vater, deſſen Kind ohne Taufe ſtarb, mit ſeiner ganzen Habe büßen. Ein Arzt, dem ein Kranker ſtarb, wurde den Verwandten preisgegeben; war der Kranke jedoch nur ein Leibeigener, ſo brauchte der Heilkünſtler bloß Erſatz zu leiſten.

Statt in barer Münze konnten Bußen und Wergelder auch in Vieh oder Waffen entrichtet werden. Ein geſunder, ſehender und gehörnter Stier galt für 2 Solidi, eine ebenſolche Kuh für einen, ein geſunder Hengſt für 6, eine Stute für 3, ein Schwert mit Gehänge für 7, ohne ſolches für 3, ein Panzer für 12, ein Helm mit Buſch oder gute Beinſchienen für 6 und ein Schild mit Lanze für zwei.

Die Todesſtrafe wurde wegen Diebſtahls und anderer Verbrechen an Vaganten und Unfreien durch den Strang, wegen Hochverrats an Leuten aller Stände durch das Beil, wegen Empörung durch Steinigung vollzogen. Das Eigentum Hingerichteter, Eingebannter und

Verbannter fiel an den König, der sich jede Willkür erlauben durfte, ohne vom Gesetze zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Unter den privatrechtlichen Bestimmungen der damaligen Gesetze erwähnen wir nur diejenigen, welche sich auf einen der wichtigsten Punkte des Kulturlebens, auf die Ehe, beziehen. Beschränkungen der Ehe unter nahen Verwandten enthielten alle germanischen Gesetzbücher, ebenso der Ehen mit Personen ungleichen Standes. Ein Freier aber konnte eine Eigene überhaupt nicht heiraten, bevor sie freigelassen war. Der altgermanische Brautkauf bestand bei Thüringern, Sachsen, Friesen, Burgundern, Langobarden und Angelsachsen fort. Der Kaufpreis hieß Widem, Wittum oder Muntgeld. Zu demselben, der nur bei den Franken kein Kaufpreis mehr war, kam noch als freiwilliges Geschenk des Mannes die Morgengabe, welche später vielfach mit dem Wittum verschmolzen, zur Versorgung der Frau bestimmt war und von der Waffengabe (oben S. 22) zu unterscheiden ist. Verlobung und Trauung wurden als besondere Akte getrennt, und letztere bestand in der Übergabe der Braut durch den Verlober (Vater, Bruder u. s. w.) an den Bräutigam. Die Scheidung konnte jetzt nicht mehr nur

Langobardische Münzen.

Nr. 1—7 Gold; Nr. 8 Silber. Nr 6 und 7 sind Mailänder Stadtmünzen. Berlin, kgl. Münzkabinett. Originalgröße.

der Mann, sondern unter Einfluß des römischen Rechts auch die Frau verlangen. Dem Manne nicht nur, sondern schon dem Bräutigam war die Tötung der Ungetreuen und ihres Mitschuldigen gestattet. Die Kinder unerlaubter Verbindungen waren von allen Erbrechten ausgeschlossen. Dem Familienvater stand im Hause noch immer unumschränkte Gewalt zu, doch nicht mehr über Leben und Tod. Starb der Vater, so trat an seine Stelle die Mutter, dann der älteste Sohn oder bei Mangel eines Sohnes der älteste Bruder. Wer den Schutz, Munt, Muntschaft, Mundium (vom lat. manus, Hand) über seine Angehörigen ausübte, war ihr Muntwalt. Bei Vollzug der Ehe ging diese Eigenschaft gegenüber der Frau vom Vater auf den Mann über. Wer ein Weib beleidigte, verlor die Muntschaft über sie; an seine Stelle trat der Gastald, Ortsrichter, und die königliche Kammer beerbte die Frau. Bei der Erbschaft waren zwar die männlichen Erben vor den weiblichen bevorzugt, aber letztere nicht mehr ausgeschlossen wie früher; noch besser wurde ihre Lage, seit Chilperich bestimmte, daß in Ermangelung männlicher Erben die weiblichen den Hof erhalten sollten, der sonst an die Gemeinde zurückgefallen war. —

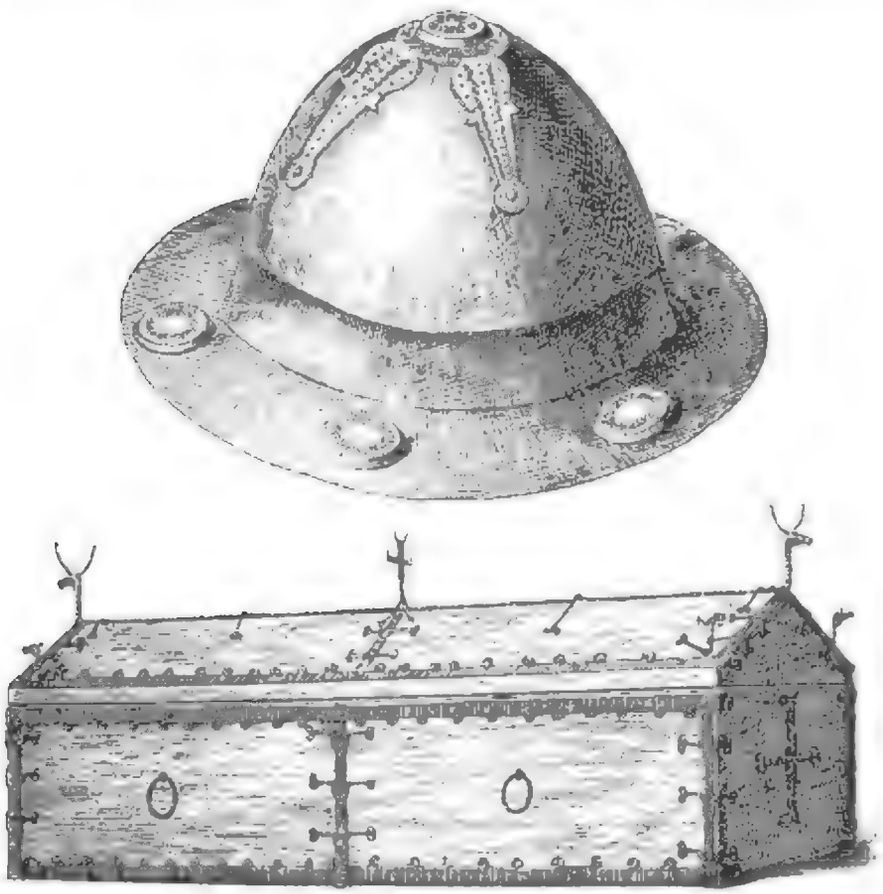
In die deutsche Geschichte im Zeitalter der Merowinger gehört auch das gleichzeitig bestehende Reich der Langobarden in Ober- und Mittelitalien, nicht nur weil dieses Volk ein

Waffen, Gerät und Schmuck aus dem bei Civezzano aufgedeckten langobardiſchen Fürſtengrabe.

1. Goldkreuz, auf der Bruſt des Beigeſetzten gefunden; die Kreuzbalken ſind 14 Ctm. lang und $1^3/_4$ Ctm. breit; aus Goldblech mit eingepreßten Ornamenten, Gewicht 8,6 Gramm. 3. Mundſtück der Scheide des Langſchwertes; Bronze. 4. Riemenzunge mit Tauſchierarbeit; Eiſen. 5 und 6. Riemenbeſchlag; Bronze. Vorder- und Hinteranſicht. 8. Riemenzunge mit Tauſchierarbeit; Eiſen. 10. Armring; Eiſen. 11. Scheere; Eiſen. 13. Langſchwert (Spatha); Eiſen; einſchließlich der Griffzunge $102^1/_2$ Ctm. lang, 6 Ctm. breit. 14. Kurzſchwert (Stramasax); Eiſen. Klinge 88 Ctm. lang, $4^1/_2$ Ctm. breit, Griff 16 Ctm. lang. 15. Lanzenſpitze; Eiſen; $27^1/_2$ Ctm. lang, größte Breite 5 Ctm. 18 und 19. Pfeilſpitzen, breilappig; bei 19 ſind die Schneiden der drei Lappen geflammt. 20. Becken, mit zwei Henkeln; Bronze, 43 Ctm. Durchmeſſer, $9^1/_2$ Ctm. tief. — Einige Gegenſtände aus anderen Gräbern von Civezzano: 3. Gürtelſchnalle; Bronze. 7. Riemenbeſchlag; Bronze. 9. Riemenzunge; Bronze. 12. Meißel; Bronze. 16 und 17. Pfeilſpitzen; Eiſen. (Nach Wieſer.)

weſtgermaniſches und ein Zweig der Sachſen war, — nicht nur weil das von ihm beſetzte Land ſpäter in die innigſte Verknüpfung mit den Geſchicken Deutſchlands trat und zum Reiche unſrer Kaiſer gehörte, ſondern auch, weil ſein Recht ein entſchieden deutſches und ſeine ganze Kultur mit der norddeutſchen eng verwandt war. Jedem Krieger dieſes Volkes wurde ein italiſcher Gutsbeſitzer angewieſen, der ihm ein Drittel des Ertrages ſeiner Ländereien abgab und ihn damit erhielt, ſo daß er ſelbſt nicht mehr zu arbeiten brauchte. Die Langobarden zogen daher den Aufenthalt in den Städten demjenigen auf dem Lande vor und wurden in dieſen eine Hauptwurzel der ſpätern italieniſchen Ariſtokratie. Außer ihnen zogen ſchon damals

zahlreiche Alamannen, Baiern und Franken aus Deutſchland und Angelſachſen aus Britannien nach dem ſchönen Südlande und ließen ſich dort nieder. Das langobardiſche Reich erhielt damit, da die romaniſchen Elemente vom Staatsdienſte ferngehalten wurden, einen völlig germaniſchen Charakter. Selbſt die Verhältniſſe der Italiener wurden nach deutſchem Rechte geordnet, wie das Geſetzbuch des Königs Rotharis vom Jahre 643 zeigt, deſſen Entwurf Adel und Freie nach altgermaniſcher Sitte durch Zuſammenſchlagen der Schwerter guthießen.



Eiſerner Schildbuckel mit vergoldeten Bronzebeſchlägen und Sarg aus dem langobardiſchen Fürſtengrabe,

gefunden 1865 in dem Reihengräberfelde bei dem Dorfe Civezzano öſtlich von Trient. Rekonſtruktion. Das Eiſenbeſchläge des Sarges fand ſich vollſtändig erhalten; die Holzteile waren vermodert; aus Reſten hat ſich ergeben, daß der Sarg aus Lärchenholz war. Länge (bedingt durch die des Speers) 236 Ctm, Breite am oberen Ende (bedingt durch die des Schildes) 80 Ctm, Firſthöhe 80 Ctm, Höhe des Sargkaſtens 51 Ctm. Das in dem Grabe gefundene, gut erhaltene Skelett lag mit dem Geſicht nach Oſten; rechts neben ihm ein zweiſchneidiges Langſchwert, drei Pfeilſpitzen und am Kopf eine blattförmige Lanzenſpitze. Zur linken Seite des Skeletts lag ein einſchneidiger Stramaſax (Kurzſchwert), ein reich verzierter Schildbuckel, ein eiſerner Armring und eine eiſerne Scheere. Auf der Bruſt ein Kreuz aus geprefztem Goldblech, in der Beckengegend zwei pyramidale Bronzeknöpfe und verſchlungene Goldfäden, auf den Unterſchenkeln ein großes Becken von Bronze. Außerdem Schnallen, eiſerne Reife und Beſchläge. Über alledem lag das Eiſenbeſchläge des Sarges, welches auf den ſechs Ecken des Deckels zwei Hirſch- und vier Widderköpfe nachahmt.

(Nach Wieſer, in der Zeitſchrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg.)

Der Geiſt desſelben war nieder-, die Sprache des Volkes aber oberdeutſch, die Verfaſſung des Staates der fränkiſchen ſo ähnlich, daß wir ſie nicht beſonders darzuſtellen brauchen. Nur betrachteten die Könige ihr Land nicht als Eigentum wie die Merowinger; denn ſie wurden von den Freien gewählt, und ihre Herzoge waren von der Krone abhängig. Seitdem die Langobarden das arianiſche mit dem katholiſchen Bekenntnis vertauſcht, wurden die Ehen zwiſchen ihnen und den Italienern häufiger, und endlich romaniſierten ſich auch ihre Sprache und ihre Sitten völlig.

Sechster Abschnitt.

Die Kultur in den Reichen der Merowinger.

Die ursprüngliche Sitteneinfalt der alten Germanen war, wie wir sahen, schon während der Völkerwanderung vielfach geschwunden; nachdem jedoch das große Reich der Merowinger begründet worden war, und die stürmische Bewegung ihren endlichen Abschluß gefunden hatte, trat offenbare, allgemeine Genußsucht an Stelle der herben, strengen Lebensauffassung der Ahnen. Ohne sich dessen bewußt zu sein, hatten sich die Eroberer an römischen Luxus gewöhnt; — jetzt, nachdem die letzten von ihnen zur Seßhaftigkeit gelangt waren, trugen sie ein brennendes Verlangen, in eben denselben Genüssen zu schwelgen, welche einst das Dasein der Überwundenen geschmückt hatten. Römischer Luxus griff immer weiter Platz. Jede Zusammenkunft, jeder Familienanlaß, jedes Geschäft, jede Verhandlung war mit Gelagen verbunden, die kirchlichen Feste am wenigsten ausgenommen; ja nicht einmal das Jenseits konnte man sich ohne solche denken. Nicht selten war es, daß sich kraftvolle Recken zu Tode tranken, und daß Gelage im Blute der Teilnehmer endeten. Mäßige Leute wurden verächtlich angesehen. Im fränkischen Reiche trat der Wein, mit Vorliebe italienischer und spanischer, an die Stelle des heimischen, oft als heidnisch betrachteten Bieres. Daß man statt der Götter der Heiligen „Minne trank", änderte an der Sache selbst nichts; ja es kam in Deutschland (Baiern) wohl vor, daß man in der Übergangszeit zum Christentum beide „Minnen" vermengte. Die Könige glänzten mit prachtvollen Tafelaufsätzen aus Gold und Edelsteinen, die Reichen mit kostbaren Gefäßen und Feinschmeckereien. Gesang und Musik begleiteten die Gastmähler, bei denen auch Unterhaltung durch die Künste von Tänzern, Gauklern und Possenreißern beliebt war.

Ein ähnlicher Aufwand war mit der Tracht verbunden. Die Vornehmen prunkten in Seide und Purpur mit Gold, Perlen und Edelsteinen; als Schmuck der Kleidung waren Schlangengewinde und Goldfädengewebe beliebt. Pelzwerk im Winter und Wollentuch im Sommer galten nur als ärmliche Umhüllung. Ein Gürtel, bei Wohlhabenden mit Gold und Silber verziert, trug Tasche, Waffengehenk und Beinkleider. Waren letztere kurz statt lang, so umschlangen die Schuhschnüre die untere Hälfte des Beines. Die Freien trugen langes Haar, die Unfreien geschorenes; die Sitte, den Bart zu scheren, nahm vielfach überhand. Frauen trugen das Haar frei hängend, in Zöpfe geflochten oder mit Nadeln aufgesteckt, dazu Kopftuch und Schleier, — Jungfrauen einen Kranz, oder wenn sie reich waren, ein Gold- oder Perlendiadem, — beide Ohrgehänge, Halsketten, Armbänder, Fingerringe aus Metall, Bernstein und dergleichen. Die Gewandnadeln waren mit Vorliebe kreuzarmig. Bei den Romanen dauerte die römische Tracht fort, aus welcher sich auch die geistliche beider Rassen bildete, bei der überhaupt alles Germanische verpönt war.

Die Gewerbe wurden noch immer (oben S. 60) vorzugsweise von Unfreien betrieben; doch mehrten sich die freien Glieder dieser Berufsart, besonders unter den Gold-, Silber- und Waffenschmieden, Baumeistern und Malern. Der Glanz der Höfe beförderte die Verfeinerung, namentlich auch in Weberei und Stickerei für die Prachtgewänder der Großen. Das burgundische

Geſetz erhöhte das Wergeld der Silber- und Goldarbeiter auf den drei- bis fünffachen Betrag desjenigen der Leibeigenen. Selbſt Geiſtliche trieben dieſe Berufe. Auch die Glasinduſtrie hob ſich, ebenſo die Färbung der Steine, während der Bernſtein gemein wurde.

Der Handel war lebhaft, beſonders auf den natürlichen Straßen des Rheins und der Donau und in den Städten, welchen ihre Märkte die Einbuße ihrer politiſchen Vorrechte erſetzten, die aber noch heller glänzten, wann ſie einen Königshof innerhalb ihrer Mauern bargen. Doch zerfielen die römiſchen Städte immer mehr, und in ihren Prachtbauten nahm oft armes Volk oder gar das liebe Vieh ſein Quartier. Ebenſo gingen die herrlichen Straßen zu Grunde. Die Theater, Tempel und Bäder beſeitigte das Chriſtentum, welches jedoch in ſeinen Kirchen neue Prachtgebäude ſchuf, in deren Errichtung Könige und Biſchöfe wetteiferten.

Merowingiſche Münztypen.

Die Münzen der Merowinger tragen teils den Namen des Königs, welcher ſie prägen ließ, teils den des Münzprägers oder der Münzſtätte. 1. Münze Theodeberts (539). Bruſtbild des Königs mit Lanze. Umſchrift DN THEODEBERTVS VICTOR. Auf der Rückſeite der Erzengel mit Kreuz und Reichsapfel. Umſchrift VICTORIA AVCCI, im unteren Abſchnitt CONOB, eine Abkürzung, durch welche die Ermächtigung des byzantiniſchen Kaiſers in Konſtantinopel ausgedrückt wird. Im Felde ein Stern und BO, vielleicht Bononia bedeutend. 2 Münze von Childebert II. Königskopf, über ihm ein Kreuz; Umſchrift HILDEBERTVS. Auf der Rückſeite eine Viktoria, in der Umſchrift der Name eines Münzmeiſters: CHRAMNVS; unten CONOB. 3. Münze von Chlothar II. Kopf mit Perlenſchnur; Umſchrift CLOTARIVS REX. Rſ. ein Kreuz zwiſchen MA, den Anfangsbuchſtaben von Marſeille; Umſchrift VICTVRIA CLOTARII; im Felde XX. Kold. 4. Münze Dagoberts. Haupt mit einem Kreuz darüber; Umſchrift . . . . OBERTVS RE. Auf der Rſ. der Name des Münzmeiſters ELEGIVS. 5. Münze Chlodwigs II. Königskopf mit langem Haupthaar und Perlendiadem; Umſchrift CHLOTOVECHVS Rrex). Auf der Rſ. MONETA PALATI (Palaſtmünze; die Münzwerkſtätte befand ſich im königlichen Palaſt). Im Felde ELIGI, Elegius, der Münzmeiſter. Von beſonderer Art iſt das Zeichen im Abſchnitt. 6. Münze Chlodwigs. Königskopf mit langem Haar; Umſchrift CHLODOVEVS REX FR, Chlodwig, König der Franken. Auf der Rſ. Kreuz von eigenartiger Form und . . . IVS IN CIVIT (wahrſcheinlich für Parisius in civitate) und wie auf Nr. 5. ELIGI. 7. Münze Sigberts II. von Auſtraſien (628). Haupt mit Perlenſchnur; Umſchrift MASILIA (Marſeille). Auf der Rſ. SIGIBERTVS REX. Die ſieben Punkte im Felde bedeuten die Ziffer VII. 8. Münze von Childerich (660—674). Bruſtbild, den Reichsapfel haltend, mit der Umſchrift CHILDERIC(V)S REX. Auf der Rſ. MASILIE CIVITATIS. Im Felde ſechs Punkte. 9. Münze Chilperichs. Der Königskopf unter einem Dach mit drei Kreuzen. Umſchrift MASSILIA (Marſeille). Auf der Rſ. HIL△ERICVS REX. Sehr gemiſchtes Metall, anſcheinend Nachahmung einer byzantiniſchen Münze.

Über Warenpreiſe damaliger Zeit beſitzen wir manche ſchätzbare Angaben. Ein Streitroß, ein Zuchtſtier, ein guter Jagdhund galten jeder 12, ein Schafhund nur 3 solidi. eine Kuh 40 bis 72, ein Jagdfalke 480, Schild und Lanze 80, ein Schwert 120, der Gürtel dazu 132 bis 160, ein Helm 240, ein Harniſch (Brünne) 480 Denare.

In den wirtſchaftlichen Verhältniſſen der Germanen brachte die Niederlaſſung im römiſchen Reiche eine vollſtändige Umwälzung hervor. Ihre alten Gemeinden und Markgenoſſenſchaften mit ihren Allmännden hatten ſie nicht mitbringen können, und jetzt waren ſie unter den Romanen verſtreut, mit denen ſie ſich unmöglich immer vertragen konnten, denen gegenüber ſie aber durch die ſich mehr und mehr entwickelnde Geſetzgebung an Ausübung von

Digitized by Google

Gewaltthaten verhindert wurden. Die durch solche Verhältnisse herbeigeführte Rat- und Hilflosigkeit vieler half vornehmlich die erwähnte Abnahme des Standes der Freien befördern. Weiteres trugen dazu die durch den Kampf gegen wilde Tiere und Räuber, durch die Frohnden bei dem Baue öffentlicher Wege und Brücken, durch die Waffenpflicht im Kriege und durch die viele Tage dauernden Dingversammlungen im Frieden hervorgerufenen Zeitversäumnisse und Abhaltungen von der Arbeit bei, während die Geldbußen und reicher Kindersegen den Besitz verminderten. Was aber die Arbeit noch zu stande brachte, das verwüsteten die zahl- und endlosen Kriege wieder, sowohl Einfälle äußerer Feinde, wie die blutigen Bürgerkriege, besonders im Frankenreiche. Ja, es bedurfte nicht einmal dessen; nicht nur ausziehende Heere verwüsteten das eigene Land, sondern selbst mitten im Frieden verheerte der Übermut der fränkischen Großen und ihrer Krieger das Land durch Plünderung und alle Greuel, die sonst nur der Krieg kennt. Solches geschah z. B. bei Anlaß des Brautzuges von König Chilperichs Tochter Riguntis nach Spanien, wohin sie freilich nicht gelangte, da sie von ihren eigenen Leuten verlassen und ausgeplündert, das Land aber von ihnen verwüstet wurde. Nicht zum wenigsten waren es auch die unerschwinglichen Geldbußen, beziehungsweise die Folgen ihrer Nichtbezahlung, welche den Gemeinfreien zu Grunde richteten. Es entstanden große Grundherrschaften (Latifundien), wie schon früher in Spanien, Italien und Südgallien, so nun auch im nördlichen Frankenreiche und im alten Deutschland, wo sich die älteren germanischen Verhältnisse weit länger erhielten, die reichen Leute aber und die Klöster und Bischöfe ebenfalls nach und nach mit ihren größeren Besitzungen immer mehr um sich griffen; ganze Dörfer und Markgenossenschaften gingen in ihnen auf. Oft wurden den Armen gewisse Vergünstigungen bewilligt und dann hinterher dafür Gegenleistungen verlangt, die nicht abgetragen werden konnten. So wurden notgedrungen die freien Männer zu Hintersassen; teils wirtschaftliche Not unter weltlichen, teils Frömmigkeit unter geistlichen Herren hatten ihre alte Freiheit aufgezehrt. Die Hintersassen mußten ihrem Grundherrn (senior) Naturalien abliefern: Zinswein, Zinskorn, Zinshühner, Zehnten und Grundzinse, oder Frondienste mittels gewisser Arbeiten leisten. Jagd und Fischfang u. s. w. gehörten dem Herrn, und bald noch mehr, — ja zuletzt fast alles, was seine Gnade nicht den Bauern ließ. Jede Markgenossenschaft, die nicht frei blieb, wurde zu einem Komplexe höriger Dienste. Der Grundherr, der über Hunderte bewaffneter Knechte verfügte, wurde zuerst Schiedsrichter und dann volle Behörde seiner Untergebenen, die infolge ihrer Abhängigkeit sich seinen Sprüchen nicht mehr entziehen konnten. Seine „Vögte“ und „Meier“ wurden wichtige Personen, die ihren Einfluß oft genug zur Ausbeutung der Armen mißbrauchten.

Germanische Trachten.

Etwa vom fünften bis achten Jahrhundert. Aus den Darstellungen der Bibel von St. Paolo in Rom. (Nach Lindenschmit.)

So entstanden mancherlei Verhältnisse der Abhängigkeit, die jedoch von der Unfreiheit verschieden waren. Der Abhängige hatte dabei auch ein Recht auf den Schutz seines Herrn, nicht nur dieser auf die Macht über jenen. Das Verhältnis war bald mit Landverleihung verbunden, bald nicht. Der letztere Fall betraf die Freigelassenen und die, welche sich freiwillig, aus Not oder anderen Gründen in den Schutz des Königs, der Großen oder der Kirche

Digitized by

„befahlen". Die Landleihe (Precarium) betraf bald ursprüngliches Land des Herrn, bald solches, das ein Freier ihm übergab und als Lehen zurück empfing; sie wurde dann allmählich zu einer Pacht auf bestimmte Zeit, meist auf fünf Jahre. Die Verleihungen von Seite der Kirche sowohl wie die von ihr verliehenen Güter hießen Benefizien, und diese Form der Landleihe, verschmolzen mit einer andern, dem Vassaticum, wurde seit etwa 740 die herrschende, welche alle übrigen Formen verdrängte. Sie bestand darin, daß der Empfänger (Vassall) auch persönlich sowohl in den Schutz des Herrn, wie in die Abhängigkeit von demselben trat und ihm Treue schuldig wurde, dieses Dienstverhältnis sich auch auf seine Nachkommen vererbte, wobei indessen statt der Frondienste der Ärmeren die Wohlhabenderen und Emporgekommenen Hof- und Staatsdienste leisteten.

Diese wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwickelung war indessen wohl ein freiheitlicher, aber kein technischer Rückschritt. Schiffahrt, Fischerei und Handel fanden fleißige Pflege; vor allem aber nahm die Landwirtschaft guten Fortgang in allen ihren Zweigen; Acker-, Obst- und Weinbau, Vieh- und Bienenzucht, Forstwirtschaft u. s. w. wurden eifrig und mit Glück betrieben, und der Anbau des Landes nahm zu, nicht am wenigsten durch die Grundherrschaften, namentlich durch die Klöster, welche bereits begannen, ihre durch Jahrhunderte fortgesetzte zivilisatorische Mission zu erfüllen.

Die aus Wald und Weide bestehende Allmännde nahm also ab und das Sondereigen zu, das jedoch, soweit es sich von der erstern ablöste, noch nicht eingehegt wurde. Die Gemeinde beschloß, was gerodet werden solle, und verteilte dies dann an ihre Angehörigen. Jeder derselben hatte freies Jagd-, ja meist auch Holzungsrecht im Walde und behielt, was er ohne Einspruch der Gemeinde rodete. Auch konnte der König die Rodung gebieten und den Nutzen des gewonnenen Landes vergeben. An die frühere „Feldgemeinschaft" erinnerte noch der „Flurzwang", das heißt die von der Gemeinde den Einzelnen vorgeschriebene Art der Bewirtschaftung. Erblose und längere Zeit unbebaute Sonderäcker fielen an die Gemeinde zurück. Daß alle Freien Grundbesitz, wenn auch kleinen hatten, galt noch lange als selbstverständlich. In Oberbaiern wurde auch Alpenwirtschaft betrieben. Die vorher geringe germanische Pferderasse verbesserte Karl Martell durch die in seinem glorreichen Siege erbeuteten arabischen Rosse.

Deutschland fuhr mit der Gründung neuer Wohnplätze in rüstiger Weise fort. Die Trennung vieler Orte in zwei oder mehr solche mit der unterscheidenden Benennung: Alt- und Neu-, Ober- und Nieder- oder Unter-, Vorder- und Hinter- u. s. w. zeigt, wie die Bevölkerung der Gemeinden so zunahm, daß sich dieselben in verschiedene Teile scheiden mußten. Die häufige Vor- und Nachsetzung „Kirch", „Münster", „Zell", „Kappel" u. s. w. lehrt die zunehmende Errichtung von Kirchen in den Gemeinden oder in Teilen solcher, wohl meist in den ältesten. Die vielen Orte mit Personennamen dagegen oder mit solchen von Familien (kenntlich an der schwäbischen Endung -ingen, in Hessen und Thüringen auch -ungen, in Baiern aber -ing) oder mit Vorsetzung von Vornamen vor -hofen, bei Geschlechtsnamen -inghofen, in der Schweiz teilweise verkürzt in -ikon, vor -au, -bach, -berg, -dorf, -feld u. s. w. zeugen einerseits von der zunehmenden Verwandlung des Gemeingutes in Sondereigen und anderseits von dem Vorherrschen kleinen Grundbesitzes im Gegensatze zu Gallien (wodurch jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß sehr viele derartige Orte den Namen vom Gründer, nicht vom Eigentümer haben). Von den immunen Herrschaften angelegte (eingefriedigte) Orte erhielten die Namen Bifang (Einfassung u. s. w.), Sonder oder Hagen (auch mit Eigennamen zusammengesetzt). Namen wie: Grafen- (Gräfen-), Herzogen-, Fürsten-, Königs-, Herren-, Frauen-, München-, Kloster-, Burg- u. s. w. erinnern an die Art der Grundherrschaft; Frei-, Bauer- u. s. w. wohl an die Freiheit von einer solchen. Orte wie: Baden-, Born-, Bronn-, Brunn- (oder diese Worte auch am Ende der Namen) beweisen die frühe Schätzung und Benutzung von Heilquellen. Bei alledem vermehrten sich rastlos auch die Orte mit rein geographischer Benennung, deren Namen wir (oben S. 64) als die altertümlichsten bezeichnen mußten. Jedenfalls sind indessen die festen Ansiedelungen in Deutschland vor und während der großen Völkerwanderung klein an Zahl und unbedeutend in Vergleichung mit denjenigen seit jener Zeit und

Digitized by Google

ſeit der Niederlaſſung deutſcher Stämme unter verhältnismäßig geordneten Staatszuſtänden; ſie wurden erſt nach dem Aufkommen der Karolinger und dem Beginn der Selbſtändigkeit unſres Landes bedeutender, ohne daß indeſſen die Namenswahl der Orte weſentliche Bereicherung erfahren hätte, immerhin mit Ausnahme der erſt nachher aufkommenden Städte und Burgen.

Während ſo Deutſchland ganz im ſtillen heranwuchs und in der Welt kein Aufſehen verurſachte, vollzog ſich in der Ferne das doppelt tragiſche Geſchick, daß ſeine Söhne die Nachkommen derjenigen knechteten, die einſt verſucht hatten, das Vaterland zu erdrücken, bei dieſer That der Rache aber eine ſchwere Vergeltung von ſeiten der Feinde durch eine ſchauerliche Verderbnis ihrer Sitten erfuhren. Wohl waren die alten Deutſchen roh, wie alle Völker in ihrer Urzeit; das Menſchenleben galt ihnen nicht viel; war es doch auch in ihren unkultivierten Urwäldern und Urſümpfen eigentlich kein Leben zu nennen; aber unzüchtig waren ſie nie geweſen, und daß man zum Zwecke des Genuſſes rauben und morden und zwar auf raffinierte Art morden könne, davon hatten ſie keinen Begriff gehabt, bis ſie unter die entarteten Römer gerieten. Von dieſen haben ſie ſolches leider gelernt; denn die Greuel der Völkerwanderungsreiche ſind eine ſo getreue Kopie derjenigen der Römergeſchichte, daß ſie ihr Original nicht verleugnen können. Das Beiſpiel war aber um ſo ſchlimmer, als die „Römer“ durch das Chriſtentum nicht beſſer geworden und ihre Geiſtlichen nicht ſittlicher geworden waren als die Laien. Noch im fünften Jahrhundert war Unſittlichkeit im engern Sinne den Germanen fremd. Doch dies wurde nur zu bald anders. Die Germanen ſuchten es ihren Vorgängern, den Römern, gleich zu thun und trieben Aufwand mit Gärten und Villen, Bädern und Theatern, Tänzerinnen und Gauklern. Ja, ſie fanden ſogar an der römiſchen Leidenſchaft der Zirkusſpiele Geſchmack; denn das Amphitheater hatte zwar die Gladiatoren dem Chriſtentume zum Opfer gebracht, aber die blutigen Tierkämpfe beibehalten. Sowohl in Karthago unter den Vandalen, wie in Rom unter den Oſtgoten und in der Provence unter den Franken wurden Wagenrennen und Tierhetzen (auch Stiergefechte) von den Königen unterſtützt, welche für die „Grünen“ oder „Blauen“ Partei ergriffen.

Die Stellung der Frauen in den germaniſchen Reichen war eine geachtete; ſie hatten in mehreren Geſetzbüchern dasſelbe Wergeld wie die Männer, — in einigen freilich nur das halbe, — dafür hatten nach ſächſiſchem Recht die Jungfrauen ein höheres als die Männer und Frauen. Trugen letztere dagegen Waffen, ſo verloren ſie ihr Wergeld. Von Liebe zwiſchen Jünglingen und Mädchen finden wir in jenen Reichen nichts. Die Frauen dienten faſt nur dem Zwecke, dem Gatten Nachkommenſchaft, am liebſten Söhne, zu geben und ſtanden unter unbeſchränkter Gewalt ihrer Väter oder Männer. Die zweite Heirat einer Witwe wurde ungern geſehen. Oft aber verlobte und verheiratete man ſogar Kinder miteinander. Buhlerei und Ehebruch waren ungemein häufig; ſtatt aber ſich ſelbſt anzuklagen, wozu doch viele von ihnen Urſache gehabt hätten, ſchoben die Geiſtlichen alle Schuld auf die Frauen, und auf einer Synode zu Macon 585 berieten die Biſchöfe alles Ernſtes über die Frage, ob die Weiber Menſchen ſeien, was nach lebhafter Verhandlung endlich bejaht wurde. Dabei muß man ſich nun wohl fragen, ob zu ſolchen Schrullen nicht die Weiber damaliger Zeit ſelbſt die Veranlaſſung boten. Eine Roſamunda freilich, die ihren Gatten Alboin mit Beihilfe abſcheulicher Buhlſchaft um das Leben brachte, ward dazu auf die empörendſte Weiſe von ihm gereizt, da er ſie aus dem zum Becher verarbeiteten Schädel ihres Vaters trinken hieß. Eine Fredegunde, deren Greuelthaten wir weiter unten erwähnen, war nicht ſchlimmer als ihr Gatte Chilperich. War dagegen auch ihre Todfeindin Brunhilde herrſchſüchtig, ſo kann ihr doch keine Ungerechtigkeit und Grauſamkeit vorgeworfen werden, und ihr tragiſches Ende war ſo unverdient, wie entſetzlich. Geradezu ein herrliches echt deutſches Frauenbild iſt dagegen die bairiſche Herzogstochter Theudelinda, um welche der Langobarde Authari (als Mitglied der Geſandtſchaft verkleidet) ſo romantiſch warb, und die nach deſſen frühem Tode ſeinen Nachfolger Agilulf auf eine ſo liebliche Weiſe zum Throne berief, indem ſie ihm, der ihr beſcheiden die Hand küßte, den ſüßeren Gattenkuß anbot.

Es darf hier auch auf die Wandlung in den Ausdrücken für Mann und Frau hingewieſen werden. Bis zum achten Jahrhundert allgemein und bis zum fünfzehnten vereinzelt bedienten ſich die Deutſchen der Wörter Karl und Quena oder Kena (davon das engliſche

Digitized by

queen, Königin) für Mann und Frau. Erſt im achten Jahrhundert kamen bei den Hochdeutſchen die Ausdrücke wip und frôwa in Gebrauch, und zwar letzteres (die weibliche Form von frô, Herr, davon Frondienſt, Frongut, Fronleichnam) bis zum elften Jahrhundert bloß im Sinne der Gebieterin, worauf das Wort allgemein wurde und die Herrin den romaniſchen Namen Dame (von domina) erhielt.

Das Schlimmſte in den aus der Völkerwanderung hervorgegangenen Reichen aber war die Verbindung altgermaniſcher Roheit und römiſcher Sittenloſigkeit. Alle Völker und Herrſcherhäuſer in den von Germanen eroberten Reichen wurden an Scheußlichkeit dieſer Verknüpfung von den Franken und ihren Merowingern übertroffen. Die Geſchichte Gregors von Tours und ſeiner Fortſetzer iſt ein Sündenregiſter, wie es nur von den Hiſtorien und Annalen des Tacitus übertroffen werden würde, wenn wir ſie vollſtändig beſäßen. Daß mehrere merowingiſche Könige und der Hausmeier Pippin der Mittlere trotz ihrem Chriſtentum in doppelter oder mehrfacher Ehe lebten, alle Könige und Machthaber aber, von beiden Häuſern, Buhlerinnen in Menge hatten, iſt bekannt. Die Großen der Franken waren trunkſüchtig und wollüſtig, räuberiſch und unbändig, voll von Verachtung gegen alle Geſetze der Moral und des Staates. Ohne alle Scheu lieferten ſich Feinde mitten im Frieden Schlachten in den Städten (wie weiland die Banden eines Clodius und Milo in Rom), ja ſogar in den Kirchen! Gregor von Tours erlebte ſelbſt in ſeiner Stadt eine ſolche Fehde, deren Urheber einander ausraubten, ihre Familien gegenſeitig hinmordeten und ihre Häuſer niederbrannten, welche Greuel vermöge der noch immer üblichen Blutrache durch Jahre hin nachwirkten. Dies nur ein Beiſpiel unter Hunderten. Ebenſo arge öffentliche Skandale fielen unter den Geiſtlichen ſelbſt vor. Zu allgemeinem Ärgernis zankten ſich verſchiedene Prätendenten um ein Bistum, betranken ſich und lebten unkeuſch. Ja es geſchah, daß ſolche, die Luſt nach einem Bistum hatten, Mörder ausſandten, deſſen Inhaber zu töten, ſo z. B. gegen den Biſchof Aetherius von Liſieux einen allen Laſtern ergebenen Geiſtlichen, welchem dieſer wiederholt das Leben gerettet hatte, während die Mörder ſich nicht ſcheuten, dem Verhaßten unſittliche Handlungen aufzubürden, die dieſem völlig fremd waren. Ein grelles Beiſpiel von der Verdorbenheit geiſtlicher Frauen bildet die Empörung entarteter Nonnen von Poitiers, unter denen ſich ſogar zwei Königstöchter befanden, die ſich nicht ſcheuten, ſich in ihrem Treiben mit Strolchen und Räubern zu verbinden und ſelbſt Kirchen durch dasſelbe zu ſchänden. Einen ähnlichen Skandal ſah gleichzeitig ein Nonnenkloſter in Tours.

Alles aber übertreffen die Verbrechen, welche die merowingiſchen Könige und ihre Weiber ſelbſt verübten. Ihr Ahne Chlodowech erſchlug bei öffentlicher Muſterung auf dem Märzfelde einen Krieger eigenhändig, der ihn ein Jahr zuvor beleidigt hatte. Nachdem er Chriſt geworden, hetzte er den Sohn des Ripuarierfürſten Sigibert zur Ermordung des Vaters auf und ließ dann auch den Sohn über ſeiner Schatztruhe töten; endlich ſpaltete er ſelbſt ſeinem Verwandten, dem Gaukönig Ragnachar, und deſſen Bruder Richar den Kopf, nachdem er beide durch Verräter, die er mit falſchem Golde beſtochen, in ſeine Hände bekommen hatte. Sein würdiger Sohn Chlothachar I. erdolchte ſelbſt die beiden Knaben ſeines Bruders Chlodomir, obſchon ſein zweiter Bruder Childebert, der ſonſt keineswegs weichherzig war, für ihr Leben bat, — dann wurden auch ihre Diener und Pfleger ermordet. Derſelbe Wüterich ließ ſeinen eigenen aufrühreriſchen Sohn Chramn mit Weib und Kind in einer Hütte lebendig verbrennen. Sein anderer Sohn, Chilperich I., welcher außer ſchlechten Verſen auch theologiſche Abhandlungen ſchrieb, die Gregor freilich ketzeriſch fand, ſowie die Juden zu bekehren ſuchte und zur Taufe zwang, befahl, ſeine Gattin Gaileſwintha (Schweſter der Brunhilde) im Bette zu erdroſſeln, um die Buhlerin Fredegunde heiraten zu können. Das ſaubere Paar ließ dann den eigenen Bruder des Königs, Sigibert von Auſtraſien, mit vergifteten Meſſern ermorden, — eine Todesart, welcher ſpäter der Mörder ſelbſt zum Opfer fiel. Sein Weib aber, ein wahres Scheuſal, ließ den Biſchof Prätextatus von Rouen am Altar während der Meſſe niederſtoßen und einen edlen Franken, der ihr darüber Vorwürfe machte, vergiften. Mit ihrer zuchtloſen Tochter Rigunthis (oben S. 90) prügelte ſie ſich oft und verſuchte einſt ſogar ſie in einer Schmucktruhe zu erſticken; gegen

ihre Feindin Brunhilde und deren Sohn, König Childebert II., den Neffen ihres Gatten, sandte sie Mörder aus, die aber entdeckt wurden. Der genannte König, der Sohn des ermordeten Sigibert, war jedoch nicht besser; er ließ in seinem Palaste zu Metz einen Franken Magnowald aus unbekannten Gründen, während er harmlos einer Tierhetze zuschaute, hinterlistig erschlagen und dann zum Fenster hinauswerfen; er ließ später den mit anderen Edelingen gegen die Krone verschworenen Herzog Rauching, mit dem er noch eben heuchelnd freundlich gesprochen hatte, durch seine Mordbuben heimtückisch niederwerfen und ihm den Kopf zerhacken. Theoderich, der Sohn dieses Ungeheuers, ließ nach dem Siege über seinen Bruder Theodebert dessen Söhnchen am Füßchen ergreifen und ihm den Kopf an einem Steine zerschmettern. Ebenso scheußlich ist die Ermordung der greisen Brunhilde, welche Chlothachar II., unter der lügenhaften Anschuldigung, zehn Könige getötet zu haben (wovon seine Eltern und er selbst die meisten umgebracht hatten), an den Schweif eines wilden Pferdes binden und totschleifen ließ.

Diese Beispiele werden genügen, den sittlichen Charakter einer Kultur zu zeichnen, die auf einer unnatürlichen Vermischung unvereinbarer Elemente beruhte, und in welcher, wie immer, die schlimmere Seite die vorwiegende wurde.

Jene Beispiele zeigen aber auch, daß die christliche Religion auf die moralischen Begriffe der romanischen wie germanischen Bewohner in den Völkerwanderungsreichen noch nicht den von ihr zu erwartenden günstigen Einfluß ausübte. Wie konnte sie es auch, da in jener Zeit des fünften bis achten Jahrhunderts der Streit zwischen Arianismus und Katholizismus und nach des letztern Sieg die Herrschaft der Kirche über den Staat, alle übrigen religiösen Fragen in den Hintergrund drängte? Viele schlechte und wenig gute Geistliche begegnen uns in den geschichtlichen Quellen unter beiden Parteien. Einer der besseren unter den Katholiken ist gewiß der Geschichtschreiber und Bischof Gregor von Tours, der sich einen hohen sittlichenden Einfluß unter seinen romanischen und germanischen Landsleuten erworben hatte. Allein auch ihn beherrschte durchaus nur die Rücksicht auf die Kirche; kleine Belästigungen eines Klosters waren in seinen Augen ein größeres Verbrechen, als alle Greuel und Morde, die er von der Familie seiner blutigen, aber freilich kirchen- und klosterfreundlichen Landesväter erzählt; nach seiner Ansicht waren die Eroberungen des Unmenschen Chlodowech ein wohlverdienter Lohn für seine Bekehrung! Gut war für ihn lediglich, was nach Anschauung der Zeit durch ein Wunder unterstützt wurde, und wenn es auch zu gunsten des schändlichsten Bluthundes geschah, so daß er nur jene Übelthäter, welche der Kirche nicht ergeben waren, in seiner Lieblingsweise mit Herodes und Nero verglich. —

Im fränkischen Reiche hatten die Juden kein Recht; sie hingen rein von der Gnade des Königs ab; aber schlecht behandelt wurden sie nicht. Es kamen wohl einzelne Gewaltthaten gegen sie vor, aber auch sie übten oft solche. Von einer systematischen Verfolgung, wie im westgotischen Spanien, hören wir nichts; — eine solche war erst dem spätern Mittelalter vorbehalten. In Geldgeschäften war ihnen nur Kleinhandel erlaubt; den Großhandel betrieben christliche Syrer, — die Körperschaften beider begrüßten einziehende Könige mit Gesängen in ihren Sprachen. Die Franken waren übrigens in den ersten Zeiten ihres Christentums von demselben noch so wenig durchdrungen, daß sie auf einem Kriegszuge in Italien gotische Weiber und Kinder als Kriegsopfer schlachteten und in den Po warfen. Deshalb war auch anfangs der damals als zum Christentum notwendig erachtete Fanatismus noch nicht so groß; die fränkischen Herrscher bedrückten die Arianer in den eroberten gotischen Provinzen wohl nur durch Entziehung ihrer Kirchen, aber nicht persönlich, wie die Vandalen ihre orthodoxen Unterthanen. Andere „Ketzer" wurden aus dem Lande getrieben. Es herrschte auch lange Zeit noch so wenig Achtung vor der Kirche, daß das Asylrecht der Gotteshäuser oft auf die frevelhafteste Art verletzt und Flüchtlinge aus denselben durch falsche Eide hinausgelockt und dann niedergemacht wurden, was sogar häufig in den Kirchen selbst vorkam. Mangelte doch jede religiöse Belehrung; denn zu der bescheidensten Predigt gebrach es den Geistlichen an Bildung und den Weltlichen an Verständnis! Noch im siebenten Jahrhundert gab es in Belgien Heiden, welche Dagobert I. zwangsweise taufen ließ.

Zu solchen Zuständen paßten der damals herrschende Aberglaube und das Auftreten religiöser Schwindler. Es wimmelte von Wahrsagern und Wahrsagerinnen, man achtete auf den Angang (s. oben S. 40), den Vogelflug und ähnliches, und schloß daraus auf das Kommende; man hielt Naturereignisse stets für Vorbedeutungen auf künftige Vorfälle; in wichtigen Fällen schlug man heilige Bücher auf, um daraus Orakel zu schöpfen; Ränke und Verbrechen leitete man regelmäßig vom Teufel ab, während man in dem, was günstig und befriedigend erschien, ebenso unfehlbar ein Wunder erblickte. Auch Verfolgungen sogenannter Hexen kamen schon vor. Den Reliquien schrieb man die erstaunlichsten Wirkungen und den fränkischen Königen, ja sogar Abschnitzeln von ihren Kleidern Heilkraft in Krankheiten zu. In Tours und anderen Orten traten damals Abenteurer auf, welche mit dem Himmel in Verbindung

Vornehme Frauen und Geistliche im neunten Jahrhundert.

Miniature in einer für Karl den Kahlen in der Abtei St. Martin zu Tours geschriebenen Bibel Paris, Nationalbibliothek.

Das Miniature stellt den heiligen Hieronymus dar, wie er der Paula und anderen vornehmen Frauen die heilige Schrift erklärt. — Der Heilige ist in das Kostüm der Stiftsherren von St. Martin zu Tours, Meßgewand, Chorhemd und lange Tunika, gekleidet. Er wendet sich vier Frauen zu, die mit ihm auf derselben mit Polstern belegten Bank sitzen, und führt mit ihnen ein Gespräch über die heiligen Schriften, welche sie in den Händen halten oder ausgebreitet vor sich liegen haben; die, zum Teil goldgestickten, Schleier ausgenommen, haben die Gewänder der Frauen große Ähnlichkeit mit denen der Männer. Hinter dem heiligen Hieronymus sitzen zwei mit Schreiben beschäftigte Mönche. — In der Bank erkennt man bereits den Typus jener langen Bänke, welche im Mittelalter die ganze Länge einer Zimmerwand einnahmen. — Das turmförmige Möbel rechts ist als ein Nachschrank für Bücher und als Pult zu betrachten. Dies Möbel kommt bis ins zwölfte Jahrhundert vor; es schloß einen drehbaren Cylinder ein, auf den die Pergamentstreifen, auf welche man schrieb, aufgerollt waren, und wurde armarium genannt. — Die verschiedenen Arten des Äußeren frühmittelalterlicher Bücher werden durch diese Miniature getreu veranschaulicht: in länglichen und in quadratischen Blättern, eingebunden, wie unsere Bücher, und zu Rollen, die durch schmale aneinandergenähte Streifen gebildet werden, aufgewickelt.

zu stehen und alle Übel heilen zu können vorgaben; die Zeitgenossen witterten aber auch in ihnen den Teufel.

Mit dieser Geistesrichtung berührt sich das in jener Zeit zunehmende Kloster- und Einsiedlerwesen und die Askese. Von Anachoreten wurden Wunder des Gebetseifers, der Selbstquälerei nach indischer Art, der Enthaltsamkeit, der Heilkraft und der Prophetengabe berichtet und geglaubt, — aber man meinte auch, daß solche Leute vom Teufel versucht und besessen wären. Selbst Könige endeten als Mönche und Eremiten. Man pilgerte häufig nach Rom und anderen Wallfahrtsorten, oft freilich nur unter frommen Vorwänden.

Begünstigte auch die Kirche solche Übertreibungen des Glaubenseifers, so ist doch auf der andern Seite anzuerkennen, daß sie, wie sie allein das Los der Leibeigenen milderte, es

auch allein war, durch welche die Armut und das gesellschaftliche Elend gelindert wurden. Manche fränkische und gotische Bischöfe speisten die Armen, was oft auch die Klöster thaten, kauften aus dem Erlös überflüssigen Kirchenschmuckes und aus Geschenken der Könige Gefangene los und errichteten Krankenhäuser, in denen sogar Juden Aufnahme fanden.

Aus dem Schatz von Guarrazar; Paris.
Votivkrone des Königs Recisvinth (1/5 der wirklichen Größe); Umschrift an dem Gehänge lautet: RECCESVINTHUS REX OFFERET.

Groß waren die Vorrechte der Geistlichkeit im fränkischen Reiche. Sie bezog von den Weltlichen den Zehnten unter Androhung des Bannes. Auf den Reichstagen stimmten die Bischöfe und Äbte gleich den weltlichen Großen, auf den Konzilien aber hatten diese, obschon sie erscheinen durften und obschon dort auch weltliche Fragen behandelt wurden, nichts zu sagen. Die Bischöfe, die ja das höchste Wergeld hatten, überwachten von Amtswegen fast alle weltlichen Beamten, erlangten gräfliche Rechte über ihre Städte, herzogliche über ihre Diözesen, ja (wie Aegidius, Leodegar, Arnulf u. a.) königliche über das Reich und übten als Gesandte oft diplomatischen Einfluß. In ihren Händen allein lag die Gerichtsbarkeit über die Geistlichen und die Bewilligung der Gründung von Klöstern. Anfangs bekleideten nur Romanen, später aber auch Germanen die genannte Würde, deren Besetzung die Könige ungeachtet des Einspruchs der Päpste völlig in die Hand nahmen, wie sie auch nach Willkür neue Bistümer errichteten und alte anders abgrenzten. Ja es kam so weit, daß dieselben, so durchaus gläubig sie auch waren, doch oft den Mißbrauch übten, ungebildete und lasterhafte Große zu Bischöfen zu ernennen und ihnen damit einen Ruhesitz zu geben, auf dem sie nicht schaden konnten. Zugleich beschenkten die Könige die Kirche reich mit Ländereien, hielten sie aber auch unter ihrem Machtgebote, indem sie den Eintritt in den geistlichen Stand und die Abhaltung der Konzilien von ihrer Einwilligung abhängig machten. Es herrschte durchaus das byzantinische System der Staatskirche. —

Die im ehemaligen Westreiche herrschenden Germanen bemühten sich trotz ihrer Roheit mit der römischen, teilweise auch griechischen Sprache, Litteratur und Kultur bekannt zu werden. Ihre Könige umgaben sich mit lateinischen Dichtern, die freilich meist nur schwache Verskünstler waren, Rhetoren und Philosophen. Die Geschicke ihrer Völker boten einer Reihe latein und griechisch schreibender Historiker Stoff zu schätzbaren Werken. Germanen beteiligten sich an diesem Wirken noch nicht, und von den romanischen Schriftstellern jener Zeit können wir hier nur diejenigen nennen, in deren Berichten die Deutschen die Hauptrolle spielen, also nur die Geschichtschreiber des fränkischen Reiches. Gregors, des Bischofs von Tours (ca. 540—594) „fränkische Kirchengeschichte“, in Wirklichkeit eine Zeitgeschichte, deren Geist wir bereits kennzeichneten, ist schmucklos und wahrheitliebend und trotz ihres mangel-

Digitized

haften Stiles eine koſtbare Quelle für die Geſchichte des ſechſten Jahrhunderts. Sein Zeitgenoſſe, Biſchof Marius von Lauſanne, erzählte die Ereigniſſe ſeiner Zeit in Burgund. Nach ihnen ſank die wiſſenſchaftliche Thätigkeit noch tiefer als zu ihrer Zeit. Über die erſte Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts berichtet in noch ſchlechterem Stil eine den Namen des Scholaſtikus Fredegar tragende, aus vier Stücken zuſammengeſetzte Chronik. Spätere Ereigniſſe lernen wir aus den anonymen Gesta Francorum und aus einer Fortſetzung Fredegars kennen.

In der Mitte des achten Jahrhunderts erſcheint uns in dem aus Irland ſtammenden Biſchofe Virgil von Salzburg der erſte Geograph des Abendlandes im Mittelalter. Er ſoll die Exiſtenz von Antipoden, alſo die damals noch religiös beſtrittene Rundung der Erde geahnt, und der Apoſtel Bonifatius darauf vom Papſte Zacharias den Auftrag erhalten haben, gegen ihn eine Unterſuchung einzuleiten, von der wir jedoch nichts erfahren. Daß

Ruinen des Kloſters auf der Inſel Jona oder Hy (Hebriden); im Vordergrunde die Königsgräber der Angelſachſen. Gegründet in der zweiten Hälfte des ſechſten Jahrhunderts durch Kolumba; von hervorragender Bedeutung für die Einführung des Chriſtentums bei den Angelſachſen.

es Ärzte und Notare und zwar weltliche gab, zeugt indeſſen nicht von allgemeiner Unbildung. Auch die ungemein zahlreichen Lebensgeſchichten der Heiligen vom ſechſten bis zum neunten Jahrhundert haben als Quellen der Geſchichtſchreibung jener Zeit, ja ſelbſt der Rechtsgeſchichte, trotz aller ihrer Mängel wichtige Dienſte geleiſtet. Auch Nonnen verfaßten ſolche Werke.

Die erſten Anfänge germaniſcher Litteratur (von Ulfilas Bibelüberſetzung abgeſehen) finden wir in den Staaten der Angelſachſen, müſſen ſie jedoch in ihrem Zuſammenhange mit der von Britannien ausgehenden Miſſion des Chriſtentums auf dem Feſtlande betrachten. Von Südbritannien, dem heutigen England aus verbreitete ſich die Lehre des Kreuzes durch Patrick nach Hibernien (Irland) und durch Kolumba den Ältern († 615) nach Nordbritannien (Schottland), durch jenen in der Mitte des fünften, durch dieſen in der Mitte des ſechſten Jahrhunderts. Von den britiſchen Kirchen und Klöſtern aus wurden dann die

Umſchreibung und Überſetzung zu dem Fakſimile einer Rechtsentſcheidung Karls des Großen vom Jahre 812.

(Paris, National-Archiv.)

(Die Abkürzungen ſind aufgelöſt und in ſchräg liegender Schrift gedruckt.)

✠ In nomine patris et filii sp*iritus sanc*i Karolus serenisimus agustus a d*e*o coronatus magnus pacificus imperator roma*nu*m gubernans imperium quia per | misericordiam d*e*i rex francorum et langobardorum ueniens ante nos aquisgrani palacii nostri publici homo alicus nomine salacus | nobis innotuit eo quod homo alicus nomine tingulfus ei fideiussoris datus habuisset ut infra noctis xlii ante nos sibi adpresentare debuisset p*ro* aliquas causas in racionis tunc ipse salacus p*er* triduum seu amplius ut lex habuit placitu*m* suu*m* legibus custodiuit | et ipso tingulfo ibidem iactiuit uel solsediuit et memoratus tingulfus nec ad eao placito uinit nec nullu*m* direxit ad uicem suu*m* | qui p*ro* eao sonia nunciasset sed iactiuus exinde in omnib*us* aparuit Proinde nos taliter una cu*m* fidelibus nostris id sunt gerulfus | guntlandus hedo armannus hamricus sicardus rotbertus comitib*us* isegerus ingenoldus agmbinus seu et acilo uel amalricus | comiti palacii nostri uel reliquis qua plures uisi fuem*us* iudicasset ut du*m* ipse salacus placitu*m* suu*m* legib*us* custodiuit uel adiacti | uit sed memoratus tingulfus nec ad eao placito uinit nec nullu*m* direxit ad uicem suu*m* qui p*ro* eao sonia nunciasset et iactiuus exinde aparuit . Propterea iubem*us* ut du*m* ac causa sic acta uel perpetrata esse cognouim*us* ut memoratus tingulfus in contra sepe dicto salacono de illos iactus sicut lex locis uestre de tale causa docuerit omnino conponeat uel emendare studeat

ego Aldebertus recognoui et sub*scripsi*

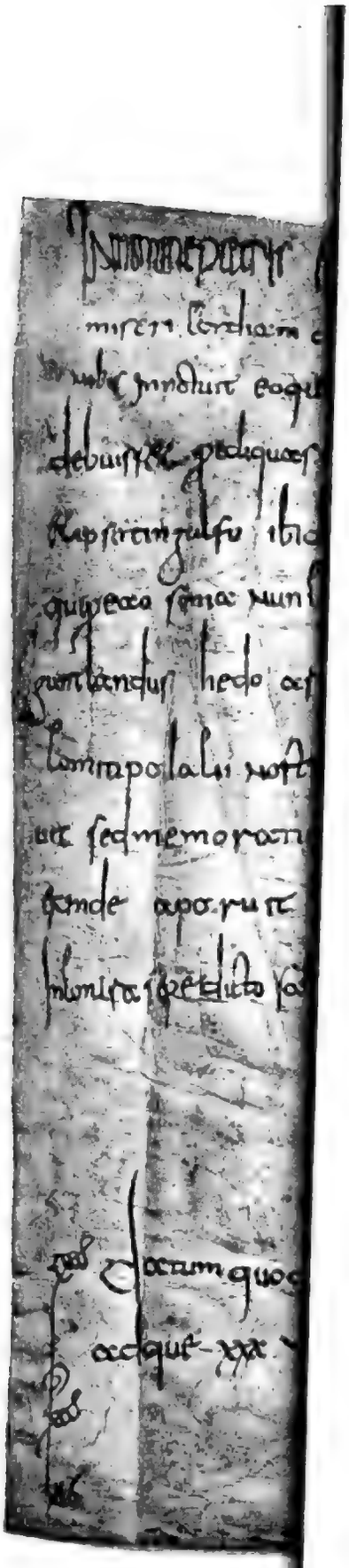
Datum quod fecit mensis mar*tii* dies viij anno xij chr*isto* propicio imperii domini nostri Karoli et xliiij regni eius in francia | adque xxxviij in italia indiccione iij in d*e*i nomine feliciter *amen*

(Nach Publ. of the Pal. Soc. London.)

Überſetzung:

✠ Im Namen des Vaters und des Sohnes (und) des heiligen Geiſtes. Karl, der erhabenſte, ehrwürdige, von Gott gekrönte große friedliche Kaiſer der Römer, das Reich regierend, weil durch die Barmherzigkeit Gottes König der Franken und Langobarden. Es kam vor uns in unſerer öffentlichen Pfalz zu Aachen ein Mann namens Salakus und gab uns zu wiſſen, daß ein Mann namens Tingulf ihm einen Bürgen geſtellt habe, daß er innerhalb 42 Nächten vor uns erſcheinen ſolle, um ſich für einige Sachen zu verantworten; worauf genannter Salakus drei Tage oder länger wie das Geſetz will, ſeinen Gerichtstag nach den Geſetzen zurückhielt und dem genannten Tingulf dieſes öffentlich anzeigte, der gedachte Tingulf aber weder zu jenem Gerichtstag erſchien, noch einen Andern anſtatt ſeiner dahin ſandte, der für ihn ſich verantwortet hätte, ſondern von da an in allem widerſpenſtig erſchien. Daher haben wir zugleich mit unſeren Getreuen, welche ſind: Gerulf, Guntland, Hedo, Armann, Hamrich, Sikard, Rotbert und mit den Grafen Iſeger, Ingenold, Agnibin oder auch Acilo oder Amalrich, unſerm Pfalzgrafen oder den Übrigen, ſo viele wir erblickt haben, geurteilt, daß während genannter Salakus ſeinen Gerichtstag nach den Geſetzen zurückhielt oder öffentlich anzeigte, der gedachte Tingulf aber weder zu jenem Gerichtstag erſchien, noch einen Andern an ſeiner Statt ſandte, der ſich für ihn verantwortete und von da an widerſetzlich erſchien. Daher befehlen wir, daß, da die Sache ſich ſo verhält oder ſo ausgegangen iſt, wie wir erkannt haben, daß gedachter Tingulf gegenüber mehr erwähntem Salakus ſich ungeſetzlich benommen hat, und daher, wie das Geſetz eueres Ortes in ſolcher Sache feſtſetzt, für alles Buße zahlen und Entſchädigung leiſten ſoll.

Ich Aldebert habe (das Urteil) durchgeſehen und unterzeichnet. Gegeben am 8. Tag des März im 12. Jahre des durch Chriſtus geſegneten Reiches unſeres Herrn Karl, im 44. ſeiner Regierung in Francien und im 38. derjenigen in Italien, in der 3. Indiktion, in Gottes Namen mit Glück Amen.



Umschreibung und Übersetzung zu dem Fakſimile aus der Handſchrift einer Angelſächſiſchen Chronik, geſchrieben im Jahre 1066.

London, Britiſches Muſeum.

Dieſe Handſchrift iſt eines der wichtigſten Denkmäler angelſächſiſcher Kultur. Die Chronik beginnt mit Julius Cäſar und geht bis zum Jahre 1066; bis zum Jahre 1046 iſt ſie von derſelben Hand geſchrieben, von da an in mehreren verſchiedenen Handſchriften bis 1066 weitergeführt. Die reproduzierte Seite enthält den wichtigen Bericht von dem erſten Einfall der Dänen.

An. DCC.LXXII. Her Mildred biscеop forthferde. An. Dom. DCC.LXXIII.
Im Jahre 772. Hier (*In diesem Jahre*) Mildred (*der*) Biſchof ſtarb.

An. DCC.LXXIIII. Her othywde rеad Christesmæl on heofenum æfter sunnan
Im Jahre 774. Hier erſchien (*ein*) rotes Chriſtenmal (*Kreuz*) am Himmel nach Sonnen-
untergange. thȳ geare gefuhtun Myrce ⁊ Cantware æt Ot-
Untergang, da (*i. d. Jahre*) haben gefochten (*die*) Mercians und (*die*) Kentiſchen bei Ot-
tanforda. ⁊ wundorlice nædran wæron gesewene on
ford. und wunderliche Schlangen wurden geſehen in
Suthsexena lande. An. DCC.LXXV. An. DCC.LXXVI.
(*der*) Süd-Sachſen Lande.

An DCC.LXXVII. Her Cynewulf ⁊ Offa gefuhton ymb Benesingtûn ⁊ Offa
Im Jahre 777. Hier Cynewulf und Offa fochten ringsum Benſor und Offa
genam thone tûn. An. DCC.LXXVIII. An. DCC.LXXIX.
nahm dieſe Stadt.

An. DCC.LXXX. Her Ealdsexe ⁊ Francan gefuhton. An. DCC.LXXXI. An. DCC.LXXXII.
Im Jahre 780 Hier (*die*) Alt-Sachſen und (*die*) Francan fochten.

An. DCC.LXXXIII. Her Cyneheard ofsloh Cynewulf cing ⁊ he thær wearth of-
Im Jahre 783. Hier Cyneheard erſchlug Cynewulf (*den*) König und er dort wurde er-
slegen ⁊ LXXXIIII manna mid him ⁊ tha onfeng Beorhtric
ſchlagen und 84 Männer mit ihm und dann erlangte Beorhtric
Wessexna rices ⁊ he rixode XVI winter ⁊ his lîc lîth æt Werhâm
(*die*) weſtſächſiſchen Reiche und er regierte 16 Winter und ſeine Leiche liegt in Werham
⁊ his riht fæderan eyn gæth to Cerdice An. DCC.LXXXIIII.
und ſein rechtes väterliches Erbe geht an Cerdice (*über*).

An. DCC.LXXXV. Her wæs gesliт ⁊ fullic sinoth æt Cealchythe ⁊ Eanbrith ærce-
Im Jahre 785. Hier war (*lagte eine*) Streitſüchtige und volle Synode in Cealchyth und Eanbrith (*der*) Erz-
biscop forlêt sumne dæl his biscеopdomes ⁊ fram
biſchof verlor (*einen*) gewiſſen Teil ſeines Biſchofſprengels und von
Offan cinge Higebriht wæs gecoren ⁊ Ecgferth to cinge
Offan (*dem*) König Higebriht wurde erkoren und Ecgferth zum Könige
gehalgod. An. D. DCC.LXXXVI.
geſalbt.

An DCC.LXXXVII. Her nam Brihtric cing Offan Dohtor Eadburge ⁊ on his
Im Jahre 787. Hier nahm Brihtric König Offan's Tochter Eadburge (*zum Weibe*) und in ſeinen
dagum cômon ærst III scipu Northmanna ⁊ tha sê gerefa
Tagen kamen zuerſt 3 Schiffe (*mit*) Nordmännern und da der Graf
thær tô râd ⁊ hie wolde drifan to thæs cinges tûne · thy he
dorthin ritt und ſie wollte treiben zu der Könige Burg · denn er
nyste hwæt hie wæron ⁊ hine man ofsloh ⁊ thær wæron tha
wußte nicht was für Leute ſie wären und ihn man erſchlug und das waren die
ærstan scypu Deniscra manna the Angelcynnes land
erſten Schiffe (*der*) Däniſchen Männer die der Engelländer Land
gesohton. An. D. DCC.LXXXVIII. DCC.LXXXIX.
beſuchten.

An. DCC.XC. Her Eadbriht ærcebiscop forthferde ⁊ thȳ ilcan geare
Im Jahre 790. Hier Eadbriht (*der*) Erzbiſchof ſtarb und im ſelbigen Jahre
wæs gecoren Æthelheard abbud to ærcebiscеope.
wurde erkoren Aethelheard (*der*) Abbot zum Erzbiſchof.

An. DCC.XCII. Her Offa Myrcna cing hêt Æthelbrihte thæt heafod
Im Jahre 792. Hier Offa (*der*) Mercian König hieß (*dem*) Aethelbriht das Haupt
ofsleân. An. D. DCC.XCIII.
abzuſchlagen.

An. DCC.XCIIII. Her Adrianus papa ⁊ Offa cing forthferdon ⁊ Æthelred
Im Jahre 794. Hier Adrianus (*der*) Papſt und Offa (*der*) König ſtarben und Aethelred

---

Digitized by Google

Ad dccl xxi. Her mildred bisceop forð ferde. Ad dccl xxiii.

Ad dccl xxiiii. Her oð ypde read cristel mæl on heofenum æfter sunnan setlgange. Ꝛ þy geare gefuhtun myrce Ꝛ cant pare æt ot tanforda. Ꝛ pundorlice nædran pæron gesepene on suð sexena lande. Ad dccl xxv. Ad dccl xxvi

Ad dccl xxvii. Her cynepulf Ꝛ offa gefuhton ymb benesing tun Ꝛ offa genam þone tun. Ad dccl xxviii Ad dccl xxix

Ad dccl xxx. Her ealdsexe Ꝛ francan gefuhton. Ad dccl xxxi. Ad dccl xxxii

Ad dccl xxxiii. Her cyne heard of sloh cynepulf cing Ꝛ heþær peard of slegen. Ꝛ lxxxiiii manna mid him Ꝛ þa onfeng beorhtric pes sexna ricer. Ꝛ herixode xvi. pinter Ꝛ his liclið æt perham Ꝛ his riht fæderen cynn gæð to cerdice. Ad dccl xxxiiii.

Ad dccl xxxv. Her pæs geflit Ꝛ fullic sinoð æt ceale hyþe Ꝛ eanbriht ærce bisceop forlet sumne dæl his bisceop domes. Ꝛ fram offan cinge hige briht pæs gecoren Ꝛ ecg ferð to cinge gehalgod. Ad dccl xxxvi.

Ad dccl xxxviii. Her nam briht ric cing offan dohtor eadburge Ꝛ on his dagum comon ærest. iii. scipu norð manna Ꝛ þa se gerefa þær to rad Ꝛ hie polde drifan to þæs cinges tune þy he nyste hpæt hie pæron. Ꝛ hine man of sloh. þ pæron þa ærestan scypu de nis cra manna þe angel cynnes land gesohton Ad dccl xxxviii. Ad dccl xxxix.

Ad dccxc. Her eadbriht ærce bisceop forð ferde Ꝛ þy ilcan geare pæs gecoren æþelheard abbud to ærce bisceope.

Ad dccxcii. Her offa myrcna cing het æþelbrihte þ heafod of aslean. Ad dccxciii.

Ad dccxciiii. Her adrianus papa Ꝛ offa cing forð ferdon Ꝛ æþelred

Eine Seite einer angelsächsischen Chronik.
Handschrift vom Anfange des 11. Jahrhunderts. London, Brit. Mus. Faksimile in Originalgröße.

Unwissenheit der betreffenden Dichter bezüglich der Zeit, des Ortes und der Art des Wirkens jener Könige.

Von Kunstwerken findet sich aus jener Zeit in Deutschland außerordentlich wenig. Kremsmünster bewahrt den reichgeschmückten Kelch Herzog Tassilos von Baiern. Dagegen findet sich im Auslande manche deutsche Arbeit, so z. B. die von Edelsteinen blinkenden Kronen des Westgotenschatzes von Guarrazar in Spanien, ein Kästchen der Kirche zu St. Moriz im Wallis, die Geräte aus dem Grabe Childerichs I. in Tournai (Belgien) u. a. Es wog in der Ornamentik die Darstellung von Tieren (Vierfüßern und Vögeln, doch auch Schlangen) in wenig mannigfaltiger Stellung und keineswegs naturgetreuer Wiedergabe ihrer Gestalt vor. Ihre Köpfe wurden mit Vorliebe an den Enden vielfach verschlungener, aber plötzlich abgebrochener, besonders spiralförmiger Bänder angebracht. Die feine Filigranarbeit jener Zeit begünstigte diese Kunstformen.

Weitere Beweise von der Kulturthätigkeit der Angelsachsen, und zwar auf dem Festlande, wird uns der nächste Abschnitt bringen.

Angelsächsischer Schmuck.

1. Fibula, 1862 bei Bonsall, Derbyshire, gefunden. Bronze; mit Bernstein, Vergoldung und Emaillierung verziert gewesen; $^{1}/_{3}$ der natürlichen Größe. 2 und 3. Spangen, in einem angelsächsischen Grabhügel bei Chesell Down (Insel Wight) 1855 gefunden. 4. Silbernes Schmuckstück mit angelsächsischen Runen, in der Themse gefunden. (London, Brit. Museum.)

Siebenter Abſchnitt.

Karl der Große
und
ſein Reich.

Die infolge der großen Völkerwanderung von den Germanen im ehemaligen römiſchen Reiche unter überwiegend romaniſcher Bevölkerung gegründeten Staaten hatten ſich nicht als naturwüchſig, nicht als auf die Dauer lebensfähig erwieſen und waren am Ende des ſiebenten Jahrhunderts, ſoweit ſie nicht bereits zu Grunde gegangen, ſämtlich im Verfalle begriffen. Durch das Vorwiegen der Romanen an Zahl, der jedoch ihre Kraft nicht entſprach, wurde die germaniſche Tüchtigkeit aufgezehrt; es blieb nur die Roheit übrig. Dazu trat aber im fränkiſchen Reiche noch die eigenartige Tücke der Merowinger, welche ſchließlich ihr Reich ſelbſt untergrub und ihm zweifellos dasſelbe ſchmähliche Ende bereitet hätte, welches das weſtgotiſche Spanien erfuhr, wenn nicht ein Geſchlecht auf die Bühne der Weltgeſchichte getreten wäre, welchem Europa in der Folge eine neue Geſtalt zu verdanken hatte. Obwohl keineswegs frei von den Fehlern und Schattenſeiten

Seitenumrahmung in einem Evangelienbuch;
für Kaiſer Lothar in der Abtei von St. Martin in Tours geſchrieben.
Lateiniſch. Erſte Hälfte des neunten Jahrhunderts.
Paris, Nationalbibliothek.

ihres Volkes und ihrer Zeit, haben sich die Karolinger, wenigstens ihre älteren Geschlechtsfolgen, dennoch in viel höherm Grade altdeutsche Tüchtigkeit und Kraft zu bewahren gewußt und sich weit mehr von Ausschweifungen der Wollust und Grausamkeit freigehalten als die meisten übrigen Franken, namentlich aber als die immer tiefer sinkenden Merowinger, bei denen die dämonische Hinterlist eines Chlodowech und Chilperich zuletzt in willenlose Geistesschwäche ausgeartet war.

Für die Karolinger aber galt es, eine doppelte, sehr schwierige Aufgabe zu lösen, nämlich zuerst die Säuberung des Hausmeiertums von jenen Greueln, die leider dem fränkischen Adel seit seiner Niederlassung in Gallien überhaupt anhafteten, und sodann die Wiederherstellung des Königtums, welches zu einer Karikatur seines wahren Wesens herabgesunken war. Pippin der Mittlere, der 687 durch den Sieg bei Testri die Anarchie niederwarf, vereinigte sowohl in seiner kräftigen Hand das ganze, so lange zersplitterte Frankenreich, wie in seiner Person die Erbschaft der zwei begabtesten Hausmeierfamilien; von seinem mütterlichen Großvater, dem ältern Pippin, war auf sein Geschlecht die Thatkraft, von dem väterlichen, dem heiligen Arnulf, Bischof von Metz, die wachsende Hinneigung zur Humanität, Zivilisation und Bildung übergegangen. Die britischen Glaubensboten hatten nicht umsonst gewirkt; es war ihnen gelungen, unter den Franken der Überzeugung Bahn zu brechen, daß die Sorge für das allgemeine Wohl höhern und reinern Gewinn bringe, als das rohe Ringen nach dem Besitze der Gewalt, und daß zu dem wahren Wesen des Christentums Milde und Menschenliebe ebenso notwendig gehören, wie Blutgier, Hab-, Herrsch- und Genußsucht davon ausgeschlossen sind.

Es war daher bezeichnend, daß Pippin als mächtig gebietender Regent des fränkischen Reiches zugleich die bereits zerbröckelnde Einheit desselben herstellte und durch seine siegenden Scharen in den ostrheinischen Landen der Verbreitung des Christentums, namentlich unter den Friesen, den Weg bahnte. Ebenso bezeichnend aber war es, daß Pippin das Amt des Hausmeiers erblich machte, und zwar ganz in derselben Weise wie die königliche Würde, so daß es gewissermaßen ein zweites Königtum darstellte. Unter seinem Sohne Karl, welcher dasselbe nach harten Kämpfen behauptete, tritt Deutschland zum erstenmal in bedeutsamem Umfang an das Tageslicht der Geschichte, und es ist gewiß ein schönes Zusammentreffen, daß jener tüchtige Fürst, unter welchem dieses geschah, sich durch einen der glorreichsten Siege einen Beinamen erkämpfte, der an die zermalmende Waffe des eigentlichen altgermanischen Volksgottes, an den Hammer Thors, erinnert. Karl Martell verdanken wir es, daß Mitteleuropa von dem Schicksale zweier Halbinseln unseres Erdteiles verschont blieb, nämlich, wenn auch nur vorübergehend, unter die Herrschaft einer fremden Rasse zu fallen, welche allerdings in Spanien eine Zeitlang Kulturleistungen aufzuweisen hatte, die zwar glanzvoll, aber nicht für die Dauer geschaffen waren, weil sie auf einem der Art ihres Volkes fremden Boden entsprossen waren.

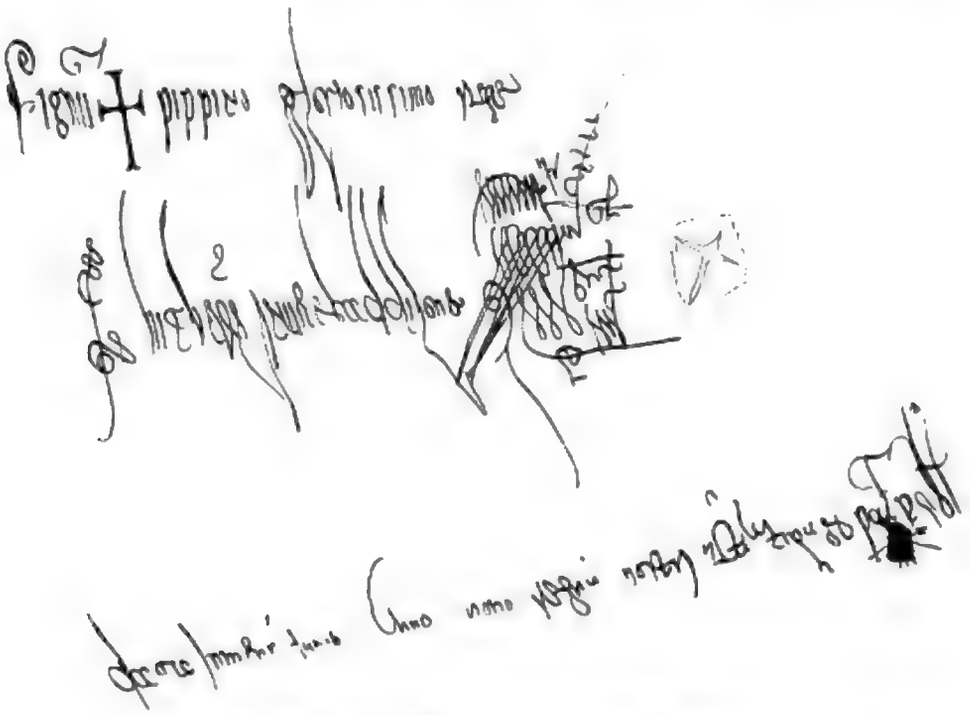
Was den Arabern in dem ihren afrikanischen Provinzen in mancher Beziehung so ähnlichen Spanien gelang, das, glaubten sie, müsse auch jenseits der Pyrenäen gelingen. Aber sie hatten die Berechnung gemacht, ohne die starke Kraft der Franken auch nur zu ahnen. Karl der Hammer schlug die Eindringlinge 732 zwischen Tours und Poitiers derart, daß sie die Grenzen ihres Vordringens erkennen lernten. Mitteleuropa war gegen Westen gesichert; 951 Jahre später erst thaten im Osten Karl von Lothringen und Johann Sobieski, was Karl der Pippinide im Westen vollbracht hatte, dessen Werk indessen erst 27 Jahre nach der Riesenschlacht durch die völlige Verjagung der Asiaten und Afrikaner aus den Frankenlanden vollendet ward. Es konnte seit Karl Martell († 741) nur noch eine Frage der Zeit sein, daß die Karolinger den Merowingern im Königtum folgen würden, und es war daher die Thronbesteigung Pippins des Jüngern (den man später aus Mißverständnis den Kleinen oder Kurzen nannte), bald nach der Mitte des achten Jahrhunderts, lediglich die letzte Stufe des Emporklimmens seines Geschlechtes zum Besitz der höchsten Macht.

Die altgermanische Erhebung des neuen Königs auf den Schild war das entscheidende Moment bei dem Übergange des Thrones von der alten Dynastie an die neue, worauf dann

Digitized by Google

die bei den Merowingern noch unbekannte Krönung des Königs folgte. Ein damals nicht zu verachtendes, weiteres Moment aber war die Zuſtimmung der Kirche zu dieſem Regierungswechſel. Sie fiel bezeichnenderweiſe mit dem Emporſteigen des Biſchofs von Rom zum förmlichen Primate der abendländiſchen Chriſtenheit und mit der Schöpfung eines weltlichen Gebietes für dieſen oberſten Kirchenfürſten Weſteuropas zuſammen, bei welchen beiden Machterweiterungen Pippin der Kirche aus wohlerwogenen politiſchen Gründen gern behilflich war. —

Seit dem Regierungsantritte Pippins wurden die königlichen Urkunden von den Geiſtlichen der Hofkirche, zu denen der Kanzler des Königs gehörte (nicht mehr von weltlichen Referendarien), ausgefertigt. Als Material der Urkunden dienten noch im ſechſten Jahrhundert



Beiſpiel der Vollziehung der älteſten königlichen Urkunden.

(Nach Sickel, bei v. Sybel und Sickel, Kaiſerurkunden.)

Verkleinertes Faksimile der Unterſchriften von einer Urkunde Pippins, durch welche dem Kloſter Fulda die Villa Deiningen geſchenkt wurde; ausgefertigt im Juni 760 zu Attigny. Originaldiplom im k. preuß. Staatsarchiv zu Marburg. Das Eſchatokoll iſt vom Kanzler Hitherius geſchrieben; die Vollziehung durch die Hand des Königs beſchränkt ſich auf einen Punkt in dem Zeichen des Kreuzes: den Vollziehungspunkt. Der Text der Urkunde iſt von Wigbaldus, einem Untergebenen des Kanzlers geſchrieben; das angehängte Siegel, deſſen Führung dem dafür verantwortlichen Kanzler oblag, iſt nicht mehr vorhanden. Eſchatokoll iſt im Gegenſatz zu Protokoll der dem Texte der Urkunde angehängte Teil und beſteht aus der Unterſchriftszeile des Königs (Signum † Pippino gloriosissimo rege), der Rekognitionszeile des Kanzlers (Ch[rismon]. Hitherius in vice Baddilone; folgt das Rekognitionszeichen mit den tironiſchen Noten, welche aufzulöſen ſind in Hitherius subscripsi), der Datumszeile (Data in mense Junio anno nono regi nostri. Actum Atiniago palatio publico).

Papyrusrollen mit angehängten Bleiſiegeln, ſeit dem ſiebenten aber nur kleine Pergamentſtücke mit aufgedrückten Wachsſiegeln. Ihre Schrift wurde ſchnörkelhaft und nahm nicht nur an Lesbarkeit ab, ſondern wurde auch mit ſtenographiſcher Geheimſchrift vermengt. Man begann ſchon damals Archive anzulegen. —

Das Verhältnis des Frankenreichs zum römiſchen Primate brachte es mit ſich, daß die erſten Thaten Karls, des ſpätern großen Karls, ſich eng an die wichtigſten Vorfälle unter ſeines Vaters Regierung anſchloſſen. Dieſes Verhältnis aber war derart, daß es das Fortbeſtehen einer andern Macht in Italien als der fränkiſchen, alſo die weitere Exiſtenz des langobardiſchen Reiches unmöglich machte, wenn nicht die Franken entweder von ihrem Amte als Beſchützer des Papſtes zurücktreten wollten oder im Kampfe mit den Langobarden

Umſchreibung und Überſetzung zu dem Fakſimile einer Rechtsentſcheidung Karls des Großen vom Jahre 812.

(Paris, National-Archiv.)

(Die Abkürzungen ſind aufgelöſt und in ſchräg liegender Schrift gedruckt.)

✠ In nomine patris et filli spiritus sancti Karolus serenisimus agustus a deo coronatus magnus pacificus imperator roma'num' gubernans imperium quia per | misericordiam dei rex francorum et langobardorum ueniens ante nos aquisgrani palacii nostri publici homo alicus nomine salacus | nobis innotuit eo quod homo alicus nomine tingulfus ei fideiussoris datus habuisset ut infra noctis xlii ante nos sibi adpresentare debuisset pro aliquas causas in racionis tunc ipse salacus per triduum seu amplius ut lex habuit placitum suum legibus custodiuit | et ipso tingulfo ibidem iactiuit uel sollsediuit et memoratus tingulfus nec ad eao placito uinit nec nullum direxit ad uicem suum , qui pro eao sonia nunciasset sed iactiuus exinde in omnibus aparuit Proinde nos taliter una cum fidelibus nostris id suut gerulfus | guntlandus hedo armannus hamricus sicardus rotbertus comitibus isegerus ingenoldus agmbinus seu et acilo uel amalricus | comiti palacii nostri uel reliquis qua plures uisi fuemus iudicasset ut dum ipse salacus placitum suum legibus custodiuit uel adiacti | uit sed memoratus tingulfus nec ad eao placito uinit nec nullum direxit ad uicem suum qui pro eao sonia nunciasset et iactiuus exinde aparuit . Propterea iubemus ut dum ac causa sic acta uel perpetrata esse cognouimus ut memoratus tingulfus , in contra sepe dicto salacono de illos iactus sicut lex locis uestre de tale causa docuerit omnino conponeat uel emendare studeat

ego Aldebertus recognoui et subscripsi

Datum quod fecit mensis martii dies viij anno xij christo propicio imperii domini nostri Karoli et xliiij regni eius in francia | adque xxxviij in italia indiccione iij in dei nomine feliciter amen

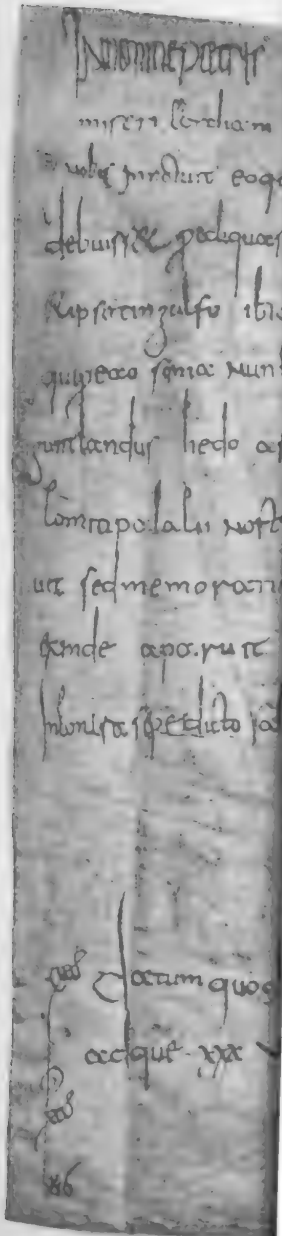
(Nach Publ. of the Pal. Soc. London.)

Überſetzung:

✠ Im Namen des Vaters und des Sohnes (und) des heiligen Geiſtes. Karl, der erhabenſte, ehrwürdige, von Gott gekrönte große friedliche Kaiſer der Römer, das Reich regierend, weil durch die Barmherzigkeit Gottes König der Franken und Langobarden. Es kam vor uns in unſerer öffentlichen Pfalz zu Aachen ein Mann namens Salakus und gab uns zu wiſſen, daß ein Mann namens Tingulf ihm einen Bürgen geſtellt habe, daß er innerhalb 42 Nächten vor uns erſcheinen ſolle, um ſich für einige Sachen zu verantworten; worauf genannter Salakus drei Tage oder länger wie das Geſetz will, ſeinen Gerichtstag nach den Geſetzen zurückhielt und dem genannten Tingulf dieſes öffentlich anzeigte, der gedachte Tingulf aber weder zu jenem Gerichtstag erſchien, noch einen Andern anſtatt ſeiner dahin ſandte, der für ihn ſich verantwortet hätte, ſondern von da an in allem widerſpenſtig erſchien. Daher haben wir zugleich mit unſeren Getreuen, welche ſind: Gerulf, Guntland, Hedo, Armann, Hamrich, Sikard, Rotbert und mit den Grafen Iſeger, Ingenold, Agnibin oder auch Acilo oder Amalrich, unſerm Pfalzgrafen oder den Übrigen, ſo viele wir erblickt haben, genrteilt, daß während genannter Salakus ſeinen Gerichtstag nach den Geſetzen zurückhielt oder öffentlich anzeigte, der gedachte Tingulf aber weder zu jenem Gerichtstag erſchien, noch einen Andern an ſeiner Statt ſandte, der ſich für ihn verantwortete und von da an widerſetzlich erſchien. Daher befehlen wir, daß, da die Sache ſich ſo verhält oder ſo ausgegangen iſt, wie wir erkannt haben, daß gedachter Tingulf gegenüber mehr erwähntem Salakus ſich ungeſetzlich benommen hat, und daher, wie das Geſetz eueres Ortes in ſolcher Sache feſtſetzt, für alles Buße zahlen und Entſchädigung leiſten ſoll.

Ich Aldebert habe (das Urteil) durchgeſehen und unterzeichnet. Gegeben am 8. Tag des März im 12. Jahre des durch Chriſtus geſegneten Reiches unſeres Herrn Karl, im 44. ſeiner Regierung in Francien und im 38. derjenigen in Italien, in der 3. Indiktion, in Gottes Namen mit Glück Amen.

Digitized by Google



UNIVERSITY

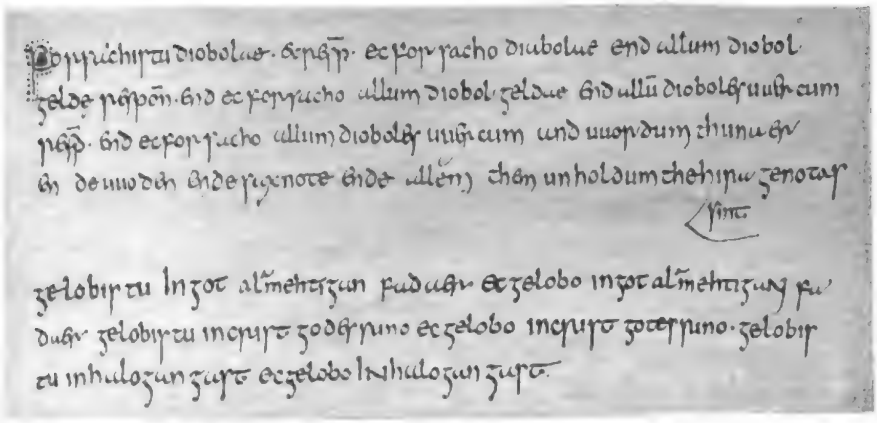
unterlagen. Beides aber war nicht möglich, und dem Reiche des Desiderius war daher das Urteil gesprochen. Ober- und Mittelitalien wurden, als Pavia (774) fiel, ein italisches Reich des großen Karl, indes als ein selbständiges seinem fränkischen Reiche nicht einverleibtes Dominium.

Eingehendere Beschäftigung mit den Feldzügen Karls liegt außerhalb unserer Aufgabe. Das gegen seine Vorgänger stets aufständische Baiern verlor unter ihm seine Selbständigkeit, und sein letzter Herzog Tassilo, als Landesverräter zum Tode verurteilt aber begnadigt, mußte die Tonsur erleiden und in strenger Klosterhaft sein Leben als Mönch beschließen. Vollendet wurde ferner die Vereinigung des damals nicht slawischen Deutschlands, das heißt der westlichen Hälfte des heutigen, durch die Unterwerfung der Sachsen (s. oben S. 57). Karl verleibte ihr Land 782 durch Einsetzung einheimischer Grafen aus edlem Geschlechte seinem Reiche ein, bekehrte es zugleich zum Christentum und gab ihm Gesetze, welche seinen alten Rechten angepaßt waren. Sie verhängten die Todesstrafe nur gegen solche Verletzungen christlicher Vorschriften, die vorher auch gegenüber heidnischen Einrichtungen derselben Ahndung verfallen waren. In diesen Gesetzen (dem Kapitular von Paderborn, erlassen 785) war vor allem vorgeschrieben, daß die christlichen Kirchen in Sachsen einer höhern Würde teilhaftig sein sollten, als die ehemaligen heidnischen Heiligtümer. Die Kirchen waren Asyle; jeder, der hinein floh, war darin sicher, bis er vor Gericht gestellt wurde, und selbst dann mußte ihm Leib und Leben geschont, selbst dann durfte er nur zu Geldbuße und Verbannung verurteilt werden. Letztere hing von der Gnade des Königs ab. Mit dem Tode wurde bestraft: Kirchenraub, Kirchenbrand, Fastenbruch (!), ausgenommen in Fällen der Not, über deren Vorhandensein die Priester zu urteilen hatten, Tötung von Geistlichen, Unterlassung der Taufe, Verschwörung und Empörung gegen den König und die Christen, Entführung der Tochter des Herrn, Tötung des Herrn oder der Herrin; ferner folgende Fälle, welche zum Teil den grauenhaften Grad damaligen Aberglaubens zeigen, nämlich: „wenn jemand, vom Teufel berückt, nach heidnischer Weise glaubt, ein Mann oder eine Frau sei eine Hexe (striga) und esse Menschenfleisch, und sie deshalb verbrennt und ihr Fleisch ißt oder anderen zu essen gibt", sowie „wenn jemand den Leib eines Verstorbenen nach heidnischem Gebrauche den Flammen übergibt und verbrennt", und „wenn jemand einen Menschen dem Teufel (diabolo) opfert und nach Heidensitte den bösen Geistern (daemonibus) darbringt". Dagegen wurde der Mord eines Grafen nur mit Einziehung des Erbes bestraft.

Indessen konnten sich alle, welche todeswürdige Verbrechen begangen hatten, das Leben dadurch sichern, daß sie ihre Zuflucht zu einem Priester nahmen, ihm ihre Schuld bekannten und Buße thaten.

Die Angehörigen jedes Kirchspiels mußten ihrer Kirche einen Hof und zwei Hufen (mansos) Landes und auf 120 Seelen, Adelige, Freie und Liten, einen Knecht und eine Magd geben. Ferner erhielten Kirchen und Priester den Zehnten vom Ertrage des Vermögens und der Arbeit ihrer Pfarrkinder. Volksversammlungen waren an Sonn- und Festtagen verboten und der Kirchenbesuch vorgeschrieben. Alle Kinder mußten im ersten Lebensjahre getauft werden bei einer Buße, die für den Adeligen 120, den Freien 60 und den Liten 30 Schillinge betrug. Die Hälfte dieser Buße verfiel für Eingehung einer unerlaubten Ehe, sowie für Beobachtung heidnischer Gebräuche (Gelübde bei Quellen, Bäumen und Hainen, und Mahlzeiten zu Ehren der bösen Geister). Ebenso war die Bestattung in gesonderten Grabhügeln verboten und auf den Friedhöfen befohlen. Heidnische Propheten und Wahrsager mußten den Kirchen und Geistlichen übergeben werden. Endlich wurden alle Volksversammlungen der Sachsen untersagt, welche nicht von den königlichen Sendboten auf Befehl des Königs zusammenberufen waren.

Zu der erwähnten Bestrafung heidnischer Sitten passen die Formeln, durch welche die zum Christentum übertretenden Germanen schon seit der Zeit vor den Sachsenkriegen ihren heidnischen Glauben abschwören mußten, und welche zu den ältesten Proben deutscher Sprache gehören. Sie bestanden in folgenden Fragen und Antworten:



Verkleinertes Faksimile der Niederſchrift des ſächſiſchen Taufgelübdes

aus einer in Fulda um das Jahr 775 angefertigten Handſchrift. Dieſelbe iſt in angelſächſiſcher Schrift geſchrieben, welche bis um 850 in der Schreibſtube der Abtei Fulda beim Bücherſchreiben im Gebrauch war. Von Fulda kam die Handſchrift nach Mainz, von da nach Rom, wo ſie jetzt in der Bibliothek des Vatikans aufbewahrt wird. Das „ſächſiſche Taufgelübde“ iſt während der Sachſenkriege Karls des Großen 772—777 entſtanden. (Nach Könnecke.)

Umſchreibung und Überſetzung.

Forsachistu diabolae?
Entſagſt du dem Teufel?

et respondeat: ec forsacho diabolae. end allum diobolgelde?
und er ſoll antworten: ich entſage dem Teufel. Und allem Teufelsgelde (-opfer)?

respondeat: end ec forsacho allum diobolgeldae. end allum diaboles wercum?
er ſoll antworten: und ich entſage allem Teufelsgelde (-opfer). Und allen Teufels- Werken?

respondeat: end ec forsacho allum dioboles wercum and wordum, Thunaer ende
und er ſoll antworten: und ich entſage allen Teufels- Werken und Worten, (dem) Donar und

Woden ende Saxnote (dem ſächſiſchen Zio) ende allem them unholdum the hira genotas sint.
(dem) Woban und (dem) Saxnot und allen den Unholden die ihre Genoſſen ſind.

gelobistu in got alamehtigan fadaer?
glaubſt du an Gott (den) allmächtigen Vater?

ec gelobo in got alamehtigan fadaer.
ich glaube an Gott (den) allmächtigen Vater.

gelobistu in Crist, godes suno?
glaubſt du an Chriſtus, Gottes Sohn?

ec gelobo in Crist, godes suno.
ich glaube an Chriſtus, Gottes Sohn.

gelobistu in halogan gast?
glaubſt du an (den) heiligen Geiſt?

ec gelobo in halogan gast.
ich glaube an (den) heiligen Geiſt.

Noch lange aber dauerte der Haß der heidniſch geſinnten Sachſen gegen den zum Chriſten- und Frankentum bekehrten Adel fort. Es brachen daher nach der Unterwerfung Aufſtände aus, an deren Spitze ſtets der Herzog Widukind ſtand. Die Empörer mordeten und brannten ohne Erbarmen; namentlich wüteten ſie gegen die Grafen, die chriſtlichen Kirchen und die Miſſionäre. Der Niederwerfung einer ſolchen Erhebung folgte im Jahre 785 zu Werden die grauſige Hinrichtung von etwa 4500 Sachſen, welche von den Volkshäuptern ausgeliefert worden waren, allerdings den Geſetzen über Treubruch und Hochverrat gemäß. Nach weiteren raſtloſen Kämpfen ergaben ſich endlich die Führer Widukind und Albio und empfingen die Taufe. Auch nachher brachen noch Aufſtände im Sachſenlande aus; erſt kurz vor dem Ende des Jahrhunderts, und nur durch Wegführung ganzer Gaugenoſſenſchaften und Unterwerfung ſlawiſcher Stämme (Wilzen) in ihrem Rücken bändigte der große König die Sachſen. In ſüdlicheren Gegenden Deutſchlands erinnern noch heute viele Ortsnamen an die damalige gewaltſame Anſiedelung von Sachſen. Im Jahre 802 erhielten die Unterworfenen das „Geſetz der Sachſen“ (lex Saxonum), in welches ihr altes Volksrecht (ewa) Aufnahme gefunden hatte, aber durch fränkiſche Geſetze erweitert worden war, welche der Blutrache Einhalt zu thun verſuchten und die Tötung des Verfolgten im Hauſe mit dem Tode bedrohten. Noch Jahrhunderte lang aber erhielten ſich Spuren des heidniſchen Glaubens neben dem Chriſtentum. Ohne die Unterwerfung der Sachſen wäre niemals ein Deutſchland erſtanden, aber, wie wild auch der Aufſtand war, grauſam war die Unterwerfung.

Wie im Süden durch den Sieg über die Langobarden und im Norden durch den über die Sachſen, ſo erweiterte ſich Karls Weltreich im Oſten durch die Niederwerfung der Awaren, der Nachfolger und Verwandten der Hunnen, die gleich dieſen in Ungarn eine Heimatsſtätte für ihre Barbarei gefunden hatten. Ihr „Chakan“, in einem ſogenannten „Ring“, einer mehrfach umwallten Kette von Anſiedelungen und Beutemagazinen, hauſend und über mehrere andere ſolche Ringe gebietend, hatte es ſo weit gebracht, ſogar vom byzantiniſchen Kaiſer Tribut zu empfangen. Allein zur Zeit Karls des Großen war die Macht der Awaren bereits im Rückgange begriffen. Der große Franke griff ſie 791 an, und ſein Sohn Pippin beendete den Krieg, indem er die Barbaren über die Theiß zurückwarf und in ihrem Hauptringe die überall zuſammengeraubte reiche Beute ſammelte, die nun nach Aachen wanderte und zu Geſchenken an den Papſt und die erſten Vaſallen Karls diente. Dieſer Sieg hat das Entſtehen eines Öſterreich möglich gemacht.

Karl der Große mit ſeinem Sohne Pippin.

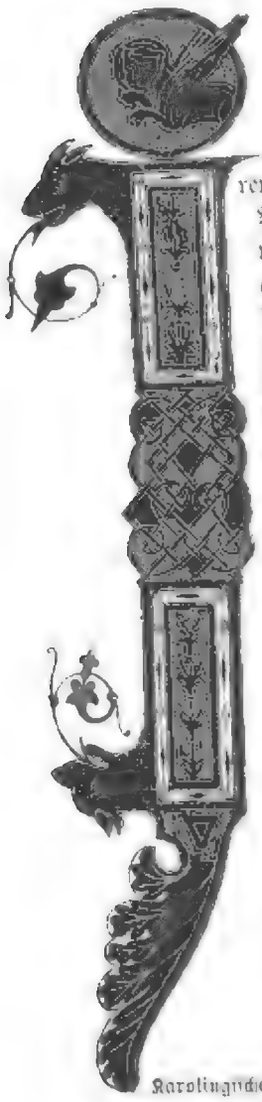
Rote Federzeichnung in einer aus dem Anfange des elften Jahrhunderts ſtammenden Kopie einer Handſchrift der Leges Barbarorum, Sammlung der Volksrechte, die im Kloſter Fulda um das Jahr 830 angefertigt und von dem Miniator Lupus mit Bildern ausgeſchmückt wurde. Der Kaiſer iſt barlos dargeſtellt, das lange karolingiſche Scepter in der Linken; neben ihm König Pippin im Vollbarte, der einen Ring in der Hand hält, nach dem der Kaiſer die Hand erhebt.
Gotha, Herzogl. Bibliothek. (Nach Clemen.)

Den Umkreis ſeines Reiches vervollſtändigte Karl im Südweſten durch Einnahme der ſpaniſchen Grenzlande zwiſchen dem Ebro und den Pyrenäen (778), welche ihm die Zerſplitterung der Araber und Berbern in ihren europäiſchen Provinzen geſtattete. So beſtand nun Karls des Großen Herrſchaft aus dem fränkiſchen und dem italiſchen Reiche. Letzteres reichte im Süden bis zum Garigliano und den Abruzzen und umfaßte mittelbar auch das Herzogtum Benevent, das heißt den größern Teil des ſpätern Königreichs Neapel. Das fränkiſche Reich aber umſchloß von heutigen Ländern ganz Frankreich, Belgien, Holland und die Schweiz, Deutſchland weſtlich von der Trave, Elbe und Saale und Öſterreich diesſeit der Leitha, von Spanien endlich Katalonien. Die äußerſten Grenzen (Marken) dieſes Umkreiſes ſchwankten jedoch beſtändig in ihrer Ausdehnung hin und her und gingen auf Karls ſpätere Nachfolger nur in vermindertem Umfange über.

Wichtiger als die äußere war aber die innere Feſtigung des Reiches Karls des Großen. Karls weltgeſchichtlicher Glanz begann 777 während des Sachſenkrieges auf dem Reichstage zu Paderborn, wohin ſelbſt ſpaniſch-arabiſche Emire zogen, um ſeine Hilfe gegen dortige Feinde zu erbitten. Noch glänzender war der zweite Reichstag in derſelben Stadt 785, an welchem die oben mitgeteilten Sachſengeſetze erlaſſen wurden. Langobarden, Provençalen, Sarazenen und Awaren erſchienen da und baten um Karls Gunſt. Im Jahre 797 kamen Araber aus Spanien und ſelbſt aus Afrika, ſowie byzantiniſche Geſandte nach der Reſidenz Aachen. Die Slawen und die chriſtlichen Kämpfer Aſturiens ſuchten um Schutz nach, der Patriarch von Jeruſalem ſandte die Schlüſſel des heiligen Grabes; Maurenfürſten ſchickten Löwen, und der glänzendſte aller Chalifen, Harun Er Raſchid, ehrte den Herrn des Weſtens durch märchenhafte Geſchenke, unter welchen ein Elefant, Abul Abbas genannt, in Europa großes Aufſehen erregte.

Digitized by Google

So war Karl thatſächlich bereits ein Kaiſer, ehe er noch dieſen Titel führte. Noch aber waren die Erinnerungen an das römiſche Reich lebendig, und wenn das Abendland eines Kaiſers bedurfte, ſo konnte es kein anderer ſein als der große Frankenkönig, der Beherrſcher des ehemaligen Weſtreiches mit alleiniger Ausnahme der britiſchen Inſeln und des größern Teils von Spanien. Das byzantiniſche Reich hatte ſeit dem Verluſte des größten Teiles von Italien durch die Langobarden im Abendlande wenig und ſeit der Losreißung Roms und deſſen Stellung unter fränkiſchen Schutz gar keinen Einfluß und kein Anſehen mehr. Am tiefſten aber ſank das öſtliche Rom, als ſeine Krone ein gewiſſen- und ſittenloſes Weib trug, welches wie zum Hohne den Namen Irene (Friede) führte, eine entartete Athenerin, die den eigenen Sohn blendete, für welchen ſie um Karls Tochter Hruodtrud geworben hatte, — ein Schritt, mit welchem ſie unwillkürlich die Ebenbürtigkeit des Frankenkönigs mit dem Cäſar von Byzanz anerkannt hatte. Die Heirat, welche den Oſten und Weſten doch wohl nicht dauernd vereinigt hätte, zerſchlug ſich jedoch infolge verſchiedener Streitigkeiten zwiſchen den beiden Reichen, nicht am wenigſten wegen der religiöſen. Irene war es nämlich, welche den in Byzanz auf extreme, kunſtfeindliche Weiſe abgeſchafften Bilderdienſt auf ebenſo extreme, vernunftfeindliche Weiſe wieder herſtellte. Das Konzil von Nikäa verordnete 787 die Verdammung aller derer, welche den Bildern der Dreieinigkeit und der Heiligen nicht Dienſt oder Anbetung (servitium aut adorationem) widmeten. Jetzt zeigte der bis vor kurzem barbariſche, aber geſunde Weſten glänzend ſeine geiſtige Überlegenheit über den mit aller Kultur geſegneten, aber todkranken Oſten. Eine auf Karls Anordnung zu Frankfurt verſammelte Synode von Biſchöfen und Prieſtern ſeines geſamten Reiches, welcher er ſelbſt beiwohnte, verwarf 794 den orientaliſchen Beſchluß zu Gunſten des Bilderdienſtes, den Papſt Hadrian I. gebilligt hatte, ohne jede Zuratеziehung des letztern, der vielmehr aufgefordert wurde, die Anhänger ſeiner eigenen Anſicht zu verdammen. Es zeigte ſich aber, daß dieſe Entzweiung auf einem Irrtum beruhte, indem man das griechiſche Wort für „Verehrung“ (προσκύνησις) mit „adoratio“ (Anbetung) überſetzt hatte. Hadrians Nachfolger Leo III. aber war es, welcher den bereits in der Luft liegenden Gedanken der Herſtellung des weſtlichen Reiches in die Wirklichkeit überſetzte. Drei Jahre nach ſeiner Wahl (799) von ſeinen Feinden in Rom bei einer Prozeſſion niedergeworfen, mißhandelt, dann eingekerkert und entſetzt, bedurfte er eines mächtigen Schützers; er fand denſelben auch; denn er konnte fliehen und über die Alpen reiſen, kam nach Paderborn zu Karl und wurde auf deſſen Befehl wieder eingeſetzt. Um die römiſchen Händel zu ſchlichten, kam der König 800 ſelbſt nach Rom und verurteilte zuerſt die Gegner des Papſtes, der ihn als Richter anerkannte, begnadigte ſie aber. Dann fand die folgenreiche ſogenannte Erneuerung der abendländiſchen Kaiſerwürde ſtatt. Nach der Auffaſſung Dahns war der Gedanke derſelben zuerſt in Karls gelehrten, in der Geſchichte des Altertums lebenden Freunden, namentlich in Alkuin lebendig geworden; der Papſt faßte ihn nicht, da ihm Karl in kirchlichen Dingen ſchon zu mächtig war, und er ihm nicht auch noch die weltliche Herrſchaft in Rom zu überlaſſen Luſt hatte; aber er wußte dem Schritte, den er längſt fürchtete und doch nicht abzuwenden die Macht hatte, eine ſolche Wendung zu geben, daß die Krone, die er dem König aufſetzte, als ein Geſchenk der Kirche erſchien. Wie Einhard erzählt, war der neue Kaiſer äußerſt erzürnt über dieſe Wendung; vom römiſchen Senat und Volke hatte er die Kaiſerkrone zu erhalten gewünſcht, — nicht vom Papſte. Er hatte Recht; dieſe Krönung hat in der Folge namenloſes Unglück über Deutſchland heraufbeſchworen.



Karolingiſcher Initialbuchſtabe in einer im Kloſter St. Martin zu Tours geſchriebenen und gemalten, Karl dem Kahlen gewidmeten, Bibel. (Paris, Nationalbibliothek.)

Albrecht Dürers im Jahre 1510 gemaltes Bildnis
Karls des Großen im Krönungsornat der deutschen Kaiser.
(Nürnberg.)

In Karls Regierung war jedoch nicht die Laune eines Deſpoten oder das Intereſſe der herrſchenden Familie maßgebend. Unter den Merowingern war es im fränkiſchen Staate noch im allgemeinen ſo geweſen; unter Karl aber wurde das öffentliche Wohl die Hauptſache. Was er anſtrebte, geſchah nicht in ſeinem Namen, ſondern in dem der Franken. War auch ſein Wille unbeugſam, ſo ließ er doch auf dem nun wieder ins Leben tretenden Reichstage die Vertreter ſeines Volkes als ſeine Berater mitſprechen.

Die Stelle der alten Volksverſammlung nahm unter den Karolingern das Maifeld ein, das ſeit König Pippin aus dem altfränkiſchen Märzfeld durch Verlegung in eine günſtigere Jahreszeit entſtanden war: es verſammelte ſich aber auch in anderen Monaten als gerade in dem, deſſen Namen es trug. Teilnehmer waren die weltlichen und geiſtlichen Würdenträger und die Vaſſallen derſelben, und gleichzeitig fand eine große Heerſchau ſtatt, da dem Heere, wenn auch nur dem Namen nach, noch immer das Recht zuſtand, das Volk zu vertreten. Das Maifeld entſchied über Krieg und Frieden und erließ Geſetze, oft ſogar kirchliche Vorſchriften, von denen erſtere durch eine engere Verſammlung der Großen, letztere aber von der gleichzeitig ſtattfindenden Reichsſynode beraten und beſchloſſen und von der Reichsverſammlung beſtätigt wurden. Eine ſtrenge Scheidung der Kompetenzen gab es, wie im ganzen Mittelalter, nicht; auch folgten ſich die Verhandlungsgegenſtände ohne beſtimmte Ordnung im bunten Durcheinander von weltlichen und geiſtlichen Dingen, bürgerlicher und Strafrechtspflege u. ſ. w. Sie betrafen ferner keineswegs alle Angelegenheiten des Reiches, deſſen oberdeutſche Teile vielmehr in manchen Dingen völlig ſelbſtändig handelten. Alles aber geſchah unter Mitwirkung, oft auch in Gegenwart des Königs (bez. Kaiſers), und was beſchloſſen wurde, unterlag ſeiner Gutheißung, und wurde neben Verfügungen, die er von ſich aus erließ, unter dem Namen eines „Capitulare" veröffentlicht. Dieſe Kapitularien ergänzten teils die Volksrechte, enthielten aber auch königliche Verordnungen und Inſtruktionen für die Königsboten.

Bleibulle, geſchlagen bei Karls des Großen Kaiſerkrönung.

Bruſtbild mit Helm, Mantel, Schild und Speer; auf der Rückſeite eine Kirche mit darüber aufgerichtetem Kreuz, der Unterſchrift ROMA und der Umſchrift RENOVATIO ROMANI IMPERII.
Paris, Antiken-Kabinett. (Nach Clemen.)

Das Reich Karls des Großen und ſeiner Nachfolger hatte indeſſen, ungeachtet ſeiner kräftigen Regierung und ſeiner Sorge für das allgemeine Beſte, faſt noch denſelben Charakter wie die Reiche der Merowinger. Es war kein Staat im antiken oder modernen Sinne, ſondern die Domäne einer Familie. Die Einkünfte und Rechte des Monarchen und die des Staates waren nicht voneinander geſchieden; über den Schatz verfügte jener nach Gutdünken. Bei Reiſen durch das Reich mußten die Unterthanen für Beherbergung und Weiterbeförderung des Hofſtaates ſorgen, ebenſo bei Reiſen fremder Geſandter, geiſtlicher und weltlicher Würdenträger. Ein Biſchof z. B. erhielt, wenn er ſich aus ſeiner Diöceſe entfernte, täglich 10 Brode, 3 Friſchlinge, 1 Schwein, 3 Hühner, 15 Eier, 3 Tonnen Getränk und 4 Scheffel Hafer. Es gab Herbergen für dieſe Reiſenden, welche die Anwohner unterhalten mußten. Doch durften die Pferde der erſteren nicht auf Äckern und Wieſen weiden.

Unter dieſen Umſtänden galt es, zweierlei Übelſtänden abzuhelfen: den mangelhaften Verkehrsanſtalten und dem Drucke, welchen jene Reiſen der Großen auf das Volk ausübten. Karl hatte zu beidem die beſten Abſichten. Er begann den Bau eines Kanals vom Main zur Donau, der aber unvollendet blieb. Ebenſo verhinderte die Ungunſt der Zeit die von ihm gewünſchte Errichtung beſſerer Straßen und Brücken. Um ferner die Laſten der geplagten Bevölkerung zu erleichtern, legte er ſeinen weltlichen und geiſtlichen Großen eine Armenſteuer auf. Beiden Zwecken dienten ſeine Maßregeln zur Erreichung größerer Ordnung und Sicherheit. Der Fehdegang wurde verboten und die Anwendung der Todesſtrafe in Mordfällen erweitert. Auch errichtete er Ein- und Ausgangszölle von der Oſtgrenze gegen die Slawenländer, was den Verkehr ſicherte. Zollfrei war nur das Salz, deſſen Verkauf jedoch einer Abgabe unterlag.

Umſchreibung und Überſetzung zu dem Fakſimile zweier Seiten aus einer Handſchrift, vom Jahre 825, der Kapitularien Karls des Großen.

(St. Gallen, Stiftsbibliothek.)

ut epi*scopi* alterius clericos ad se
non sollicitent nec ordinent epis*copis*
Item eiu's'dem ut nullus epi*scopus* seruum
alterius ad clericatum officii sine
domini sui uoluntatem promo
uere presumat . et hoc cangren
se concilium prohibet . epis*copis*.
Item eiusdem . ut si quis sacerdotum con
tra constituta decretalia pre
sumptiose agat et corrigi nolens
ab officio suo moueatur . epis*copis*
In decretis gelasii pape . ut nullus
epi*scopus* uiduas uelare presumat.
epis*copis*
Hacc enim dil*ectissi*mi pio studio
et magna dilectionis intentione
ue*stra* unanimitate amore studu
imus
que magis necessaria uidebantur
ut *sanctorum* patrum canonicis in
stitutis ingerentis prȩmia cum illis
aeterne felicitatis accipere
mereamini; Scit namque pru
dentia ue*stra* . quam terribili
anathematis censura ferientur.
Qui presumptiose contra statu
ta uniuersalia conciliorum
uenire audeunt. Quapropter
et uos diligentius ammonemus
ut omni intentione illud or
ribile execrationem iudicio
uobis capere studeatis: Sed
magis canonica instituta sequen
tes . et pacificam unitatem nitentes
ad aeterne pacis gaudia perueni
re

(Nach Publ. of the Pal. Soc. London.)

Überſetzung:

(Erſte Spalte.)

Daß die Biſchöfe Geiſtliche eines andern (Biſchofs) weder zu ſich vorladen, noch ordinieren. Den Biſchöfen (mitzuteilen).

Ebenſo, daß kein Biſchof den Leibeigenen eines Andern zum geiſtlichen Amte ohne die Einwilligung ſeines Herrn zu befördern wage, was das Cangrenſiſche*) Concil verbietet. Den Biſchöfen.

Ebenſo, daß wann einer der Prieſter gegen die aufgeſtellten Dekretalien anmaßender Weiſe handelt und ſich nicht beſſern will,
ſo ſoll er von ſeinem Amte entfernt werden. Den Biſchöfen.

In den Dekreten des Papſtes Gelaſius: daß kein Biſchof Witwen einzuſchleiern (zu Nonnen aufzunehmen) wage. Den Biſchöfen

Dies nämlich, Geliebteſte (haben wir) durch frommen Eifer
und große Sorgfalt der Liebe
mit eurer Einſtimmigkeit angeſtrebt,

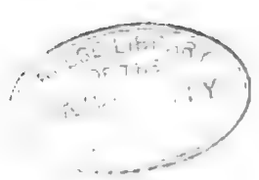
(Zweite Spalte.)

was um ſo notwendiger erſchien,
damit ihr, die kanoniſchen Vorſchriften der heiligen Väter befolgend, mit ihnen die Belohnung
der ewigen Seligkeit zu empfangen verdienet. Es weiß nun eure Klugheit, mit welcher ſchrecklichen Strafe des Bannes (Jene) getroffen werden,

Welche anmaßlicher Weiſe gegen die allgemeinen Geſetze der Concilien zu handeln wagen. Deswegen ermahnen wir euch auch um ſo fleißiger, daß ihr mit allem Eifer jenes ſchreckliche Urteil des Bannfluches euch einzuprägen ſuchet. Aber mehr die kanoniſchen Vorſchriften befolgend
und nach einer friedlichen Einigkeit ſtrebend,
gelangt ihr zu den Freuden des ewigen Friedens.

*) Concil zu Gangria in Paphlagonien (Kleinaſien) im Jahre 324.

Faksimile zweier Seiten einer Handschrift der Kapitularien Karls des Großen; vom Jahre 825. St. Gallen, Stiftsbibliothek.



Streng hielt der Kaiser auf die Echtheit der Münzen, Maße und Gewichte. Auf der Vorderseite seiner Münzen war sein Name, auf der Rückseite der der Münzstätte geprägt. Er erhöhte das Gewicht des merowingischen Pfundes von 327 auf 367 (nach anderen auf 408) Gramm Gold und ließ 20 (noch Pippin 22) Solidi = 240 Silberdenare daraus schlagen, welches System bis in die deutsche Kaiserzeit hinein währte. Der Solidus galt danach ℳ 51.19—56.91, der Denar ℳ 4.26 — ℳ 4.74 in Gold. Die wichtigsten Preise waren folgende: für ½ Denar (= 18 Pf.) erhielt man ein Huhn oder 4,8 kg Weizen- oder 6 kg Roggenbrot. Ein Rind kostete 6, ein Pferd 10 bis 30 Denare (27, bez. 45 bis 135 ℳ). Nach Dahn sind demnach heute Hühner 4 bis 8, Roggen 6 und Weizen 9 mal so teuer als unter Karl dem Großen. Indessen blieben damals und noch lange die Münzen, obschon nur der Staat sie schlagen durfte, in den einzelnen Reichsteilen nach Wert und Gehalt verschieden. In seiner Pfalz zu Aachen ließ Karl Mustermaße und Mustergewichte aufstellen. —

So einfach Karl in altfränkische Tracht sich selbst kleidete, so großen Prunk trieb man an seinem Hofe mit dem Golde. Die Frauen und Vornehmen waren damit bedeckt, die Möbel davon überzogen; Goldstoffe kamen aus Byzanz. Die Goldschmiedekunst wurde das vornehmste Gewerbe.

Kleine karolingische Bronzestatuette Karls des Großen. Paris, Museum Carnavalet.

Zuerst 1634 im Inventar der von Karl d. Gr. gegründeten Kathedrale St. Stephan zu Metz als Bildnis des Kaisers erwähnt; mutmaßlich einzige erhaltene authentische Darstellung. Das Kostüm des Kaisers ist die altfränkische Volkstracht, die vom sechsten bis zum neunten Jahrhundert im Gebrauch war.

Die Einkünfte des Reiches wurden gebildet durch Kriegsbeute, Tribute von Vasallen und unterworfenen Feinden, Geschenke fremder Fürsten, des Papstes und einheimischer Großen, Schutzgelder von Kirchen und Klöstern (Männerklöster mußten Pferde, Frauenklöster Gewänder liefern), Grund- und Kopfsteuern, die noch aus römischer Zeit stammten, Zehnten von Wald und Wiese u. s. w. Auch gehörte dem König alles herrenlose Gut, unbebaute Land und eroberte Gebiet.

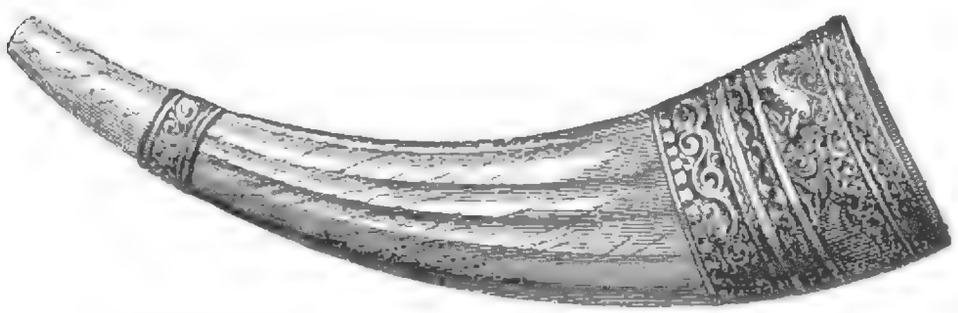
Die Ämter des Reiches hatten unter Karl dem Großen jenes Maß von Machtzuwachs erfahren, welches ihnen, wie oben gezeigt, ermöglichte, die Wurzel des neuen Adels zu werden. Das Amt war ein Recht, ein Besitz, und der Inhaber bezog die Entschädigung für seine Mühewaltung nicht etwa durch einen Gehalt, sondern durch Waffen, Pferde und Land. Bei größerem Verdienst oder Gunst aber erhielten die Bevorzugten vom Könige Benefizien, nicht als Eigentum, sondern zu Lehen, meist auf Lebenszeit, und zwar die weltlichen Beamten Landgüter, Grafschaften und Markgrafschaften (die teils an die Stelle der früheren Herzogtümer traten), die Geistlichen Abteien und Bistümer, wodurch sie vom Monarchen abhängig und ihm als Vasallen zur Treue und zu Diensten verschiedener Art, oft auch zu Abgaben verpflichtet wurden. Der Lehnsnehmer that dasselbe gegenüber Personen untergeordneten Ranges. Wie der Höhere hierbei dem Niedern Schutz versprach, so dieser ihm Ergebenheit.

Große Macht besaßen die Hofbeamten, und es war eine Schattenseite in Karls Lebenshaltung, daß der Hof einen Einfluß auf ihn und das ganze Land ausübte, der nicht eben vom guten war, viele Willkür bewirkte und den Angehörigen des Palastes eine Zügel-

Digitized by Google

losigkeit gestattete, die leider nicht durch des Herrschers gutes Beispiel in Schranken gehalten wurde. So streng nämlich Karl in politischen und rechtlichen Dingen war, so leicht nahm er, und leider auch seine Familie, in moralischer Hinsicht das Leben. Seine erste Frau, die Tochter des letzten Langobardenkönigs, verstieß er; er hatte dann nicht nur drei Frauen nacheinander, sondern daneben noch eine Menge Liebschaften. Zwei seiner schönen Töchter, die er angeblich nicht verheiraten wollte, weil er sie nicht von sich lassen mochte, Bertha und Hruodtrud, unterhielten illegitime Liebesbündnisse und hatten Nachkommenschaft aus denselben. Einhards Gattin Emma war jedoch keine Tochter Karls, und die Geschichte von ihrer Liebe ist nur ein Märchen. Eine junge Verwandte des Kaisers, Gundrada, wurde als die einzige reine Jungfrau am Hofe gerühmt.

Karl bewirkte mit der Zärtlichkeit gegen die Seinigen, wie aus ihrem Verhalten hervorgeht, nur wenig Gutes; anziehend aber war sein Familienleben trotzdem. So oft der Monarch, der stets streng auf die kirchlichen Pflichten des Christen hielt, aus der Messe kam, begrüßten ihn seine Frau und seine Kinder; die Söhne nahmen ihm Schwert und Mantel ab, die Töchter brachten ihm Blumen und Früchte. Darauf nahten sich ihm seine Beamten und Räte, um des Reiches Geschicke mit ihm zu besprechen. Am Mittagsmahle leisteten ihm sein Hofkaplan Hildebald von Köln, der das Tischgebet sprach, und seine gelehrten Freunde Gesellschaft;



Elfenbeinhorn (Olifant) Karls des Großen; im Schatz des Doms zu Aachen.

an Festtagen aber bedienten ihn anwesende Könige, sonst Fürsten und Herzoge. Nach ihm aßen diese. Ihnen warteten wieder Grafen und andere Beamte auf, diesen ihre Untergebenen, und so hinab bis zur Dienerschaft, so daß das Tafeln von Mittag bis Mitternacht dauerte. Bei und nach Tische erbaute sich der Kaiser an der Vorlesung von Gedichten, wie er sich an Musik und wohl auch den Scherzen der Spaßmacher ergötzte.

Nicht selten sah schon der erste Sonnenstrahl den Kaiser mit seinem Gefolge auf dem Wege zur Jagd im Walde bei Aachen. In herrlicher Kavalkade brausten die Jäger und Jägerinnen dahin; denn unter ihnen befanden sich auch die Gattin und Töchter Karls, mit goldenen, edelsteinbesetzten Diademen gekrönt, mit goldenen Spangen, funkelndem Halsgeschmeide und reichen Gewändern geschmückt. Karl liebte es, mit dem Speere selbst den wilden Eber zu erlegen und mit reicher Beute an Wild abends zum glänzenden Familiengelage heimzukehren.

Die Liebe gegen seine Söhne verleitete den großen Kaiser leider sogar zur Befolgung der fränkischen Unsitte einer Reichsteilung unter drei von ihnen, unter welchen Karl sein Liebling und wohl der Hoffnungsvollste war, von denen ihn jedoch nur einer, der Schwächste, überlebte, dem er kurz vor seinem Tode, ohne den Papst zu fragen, die Kaiserkrone verlieh, und der dann später des Reiches Zerreißung vollendete.

Große Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwandte Karl der Große auf die Güter der Krone. Dieselben waren teils größere, teils kleinere und lagen im ganzen Reiche zerstreut. Der Kaiser wohnte bald auf diesem, bald auf jenem, wohin er dann auch die Reichsversammlungen berief; am meisten und liebsten verweilte er aber in Aachen, das

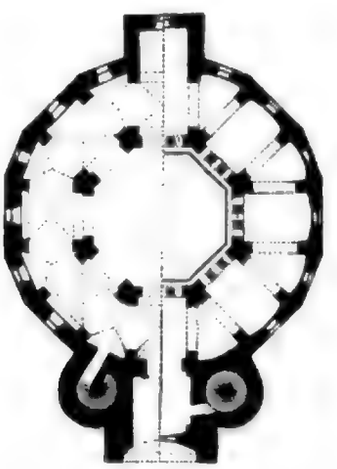
damals noch keine Stadt, nur ein großes Landgut mit einer „Pfalz“ und vielen anderen Gebäuden war, die aus Stein, noch von römischen Bauten herrührend, bestanden, nebst Wohnungen der Hofbeamten, Gasthäusern und den Bädern. Letztere, die verfallen waren, stellte Karl 788 wieder her. Dazu fügte er nach Alkuins Plan die nach italischen Mustern erbaute Marienkirche (das Münster) und eine neue, größere kaiserliche Pfalz, vor welcher das aus Ravenna gebrachte Reiterstandbild des großen Theoderich Aufstellung fand. In Ingelheim entstand ebenfalls eine prächtige Pfalz mit Gemälden aus der Bibel und Weltgeschichte. Um die zahlreichen Gebäude liefen Galerien, von denen Thüren in die Gemächer führten. An Hoftagen entwickelte sich in Aachen ein reges Leben, fanden sich stets große Volksmassen ein, die teils Geschäfte hatten, teils persönliche Angelegenheiten betrieben, teils des Vergnügens wegen kamen. Es wurde dort ein regelmäßiger Markt abgehalten, und alle Kaufleute mußten sich je nach einem oder zwei Jahren einfinden und ihre Schutzbriefe erneuern lassen. Karl liebte den Ort wohl besonders deshalb, weil er ein großer Freund der Bäder war, die er in Gesellschaft nicht nur seiner Söhne und Freunde, sondern auch seines Gefolges und sogar seiner Leibwache besuchte, so daß oft Hunderte von Personen zugleich mit ihm badeten. Im übrigen lebte er sehr mäßig und trank namentlich sehr wenig, beschränkte auch seinen Schlaf in hohem Maße zu Gunsten der Staatsgeschäfte.

Durchschnitt des Münsters zu Aachen.

Der Bau ist der ursprüngliche karolingische, die Lichterkrone ein Weihgeschenk von Kaiser Friedrich dem Rotbart.

Als guter Haushalter erließ Karl genaue Vorschriften, wie die Krongüter (villae), welche in ihrer Einrichtung dem von Aachen ähnlich, aber kleiner waren, zu bewirtschaften seien. Er bestimmte, wie mit dem Ertrage der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, mit der Vieh-, Geflügel- und Bienenzucht, der Fischerei, der Jagd- und Forstwirtschaft, mit den Mühlen und Weinpressen, der Butterbereitung u. s. w. es gehalten werden sollte. Er verfügte, welche Bäume, Kräuter und Blumen in den Gärten zu pflanzen, wieviel Tiere jeder Art auf den Gütern zu halten seien, was der oberste Verwalter (iudex oder villicus) und dessen, meist leibeigene, Angestellte (Förster, Keller- und Stallmeister, Brauer, Zöllner u. s. w.), was die einfachen Arbeiter und Handwerker jeder Art zu verrichten hatten, auch welche Strafen letztere (meist durch Schläge) nötigenfalls treffen sollten. Es war vorgesehen, daß dieselben in keiner Weise Mangel litten, und es wurde verordnet, daß alle Diener, welche sich bei dem Kaiser über ihre Vorgesetzten zu beschweren hätten, zu ihm freien Zutritt haben sollten; doch wurde streng

darauf geachtet, daß durch ſolchen Zulauf keine Arbeit verſäumt wurde. Auch für Wachen und für die Vertilgung der Wölfe in der Umgegend war Sorge getragen. Weibliche Arbeiten wurden in Frauenhäuſern fabrikmäßig ausgeführt. Ebenſo gab es auf jenen Gütern Vorratskammern für Kleidungsſtücke und für alle Erzeugniſſe des Landes. Die Verwalter mußten jede Weihnacht Rechnung legen und an die auf den Gütern ſtehenden Kirchen den Zehnten ebenſo gewiſſenhaft abliefern, wie an den Hof deſſen Bedürfniſſe, und zwar nicht nur, was zum Eſſen und Trinken diente, ſondern auch Flachs und Wolle, welche die Königin (bez. Kaiſerin) und ihre Töchter ſelbſt ſpannen und verwoben.



Grundriß des Münſters zu Aachen.

Umſchreibung und Überſetzung zu dem Fakſimile einer Seite aus einer Handſchrift von

Einhards Lebensbeſchreibung Karls des Großen.

(Wien, k. k. Hofbibliothek.)

21. und erſte Hälfte des 22. Kapitels.

[21. Amabat peregrinos et in eis suscipiendis magnam habebat curam, adeo ut eorum] multitudo non solum palatio, uerum etiam regno non inmerito uideretur onerosa. Ipse tamen prae magnitudine animi huiuscemodi pondere minime grauabatur, cum etiam ingentia incommoda laude liberalitatis ac bonae famae mercede conpensaret.

22. Corpore fuit amplo atque robusto, statura eminenti, quae tamen iustam non excederet (nam septem suorum pedum proceritatem eius constat habuisse mensuram), apice capitis rotundo, oculis praegrandibus ac uegetis, naso paululum mediocritatem excedenti, canitie pulchra, facie laeta et hilari. Vnde formae auctoritas ac dignitas tam stanti quam sedenti plurima adquirebatur; quamquam ceruix obesa et breuior uenterque proiectior uideretur, tamen haec ceterorum membrorum celabat aequalitas. Incessu firmo totaque corporis habitudine uirili; uoce clara quidem, sed quae minus corporis formae conueniret; ualitudine prospera, praeter quod, antequam decederet, per quatuor annos crebro febribus corripiebatur, ad extremum etiam uno pede claudicaret. Et tunc quidem plura suo arbitratu quam medicorum consilio faciebat; quos [pene exosos habebat, quod ei in cibis assa, quibus assuetus erat, dimittere et elixis adsuescere suadebant].

Überſetzung:

21. Er liebte die Fremden und ließ ſich ihre Aufnahme ſehr angelegen ſein, ſo daß eine Menge derſelben nicht nur dem Palaſte, ſondern auch dem Reiche nicht mit Unrecht läſtig erſchien. Er ſelbſt indeſſen wurde infolge der Größe ſeines Geiſtes von dieſer Laſt am wenigſten gedrückt, da er auch bedeutende Unbequemlichkeiten durch das Lob ſeiner Freigebigkeit und den Lohn eines guten Rufes aufwog.

22. Sein Körper war groß und ſtark, die Statur hochragend, ohne das richtige Maß zu überſchreiten (denn es ſteht feſt, daß ſeine Länge ſieben ſeiner Füße betragen habe), der Scheitel des Kopfes rund, die Augen ſehr groß und lebhaft, die Naſe ein wenig das Mittelmaß überragend, die Farbe ſchön, das Geſicht froh und heiter. Daher beſaß er ſowohl im Stehen als im Sitzen, große Anſehnlichkeit und Würde der Erſcheinung; obſchon der Nacken dick und zu kurz und der Unterleib zu ſehr vorſtehend erſchien, verbarg dies doch die Gleichmäßigkeit der übrigen Glieder. Sein Schritt war feſt und die ganze Haltung des Körpers echt männlich; die Stimme zwar hell, aber weniger als der körperlichen Geſtalt geziemte, die Geſundheit günſtig, außer daß er, bevor er ſtarb, vier Jahre lang häufig von Fieber ergriffen wurde und zuletzt auch mit einem Fuße hinkte. Auch dann verhielt er ſich mehr nach ſeiner Einſicht, als nach dem Rate der Ärzte, (die er beinahe haßte, weil ſie ihn überredeten, unter den Speiſen das Gebratene, an das er gewöhnt war, wegzulaſſen und ſich an das Geſottene zu gewöhnen).

multitudo non solum palatio uerum & iam regno
non inmerito uideretur onerosa. Ipse tamen p̄
magnitudine animi huiuscemodi pondere
minime grauabatur. Cum & iam ingentia in
commoda laude liberalitatis ac bone famae
mercede compensaret. Corpore fuit amplo
atq; robusto statura eminenti quae tamen
iustam non excederet. Nam septem suorum
pedum p̄ceritatē eius constat habuisse mensurā.
Apice capitis rotundo. Oculis p̄grandibus ac
uegetis. Naso paululum mediocritatem exce
denti. canitie pulchra. facie laeta & hilari. Un
de formae auctoritas ac dignitas tam stanti quā
sedenti plurima adquirebatur. quam quā ceruix
obesa & breuior uenterq; proiectior uideretur.
Tamen haec caeterorum membrorum celabat
aequalitas. incessu firmo totaq; corporis habi
tudine uirili. Voce clara quidem sed quae minus
corporis formae conueniret. Valitudine prospera.
p̄ter quod ante quā decederet per quatuor annos
crebro febribus corripiebatur. ad extremum & iā
uno pede claudicaret. & tunc quidem plura suo
arbitratu quā medicorum consilio faciebat. quos

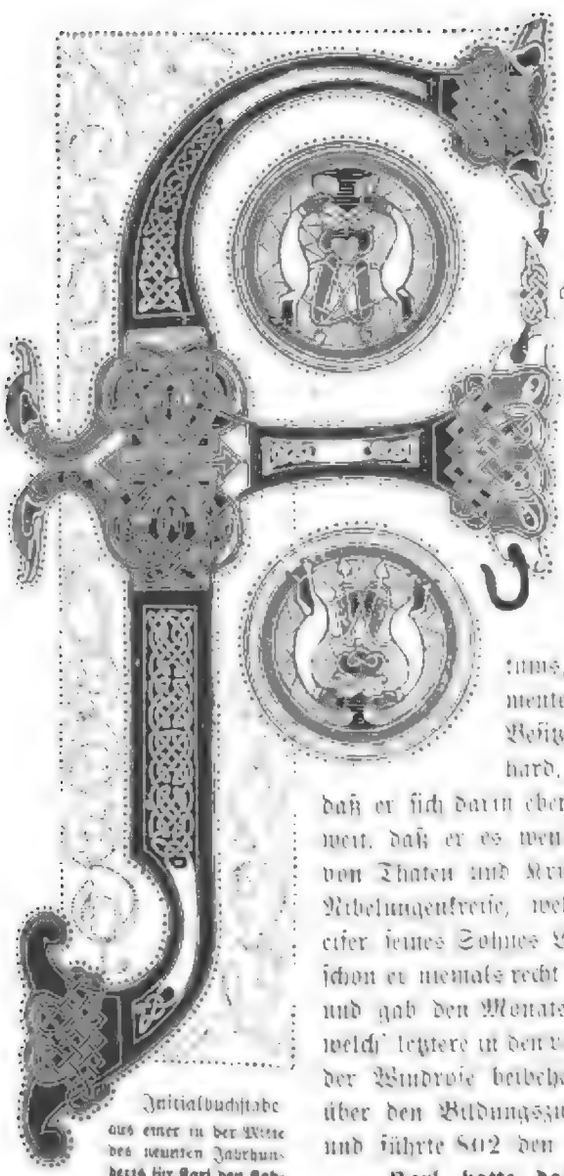
b

Faksimile einer Seite einer Handschrift von Einhard's Lebensbeschreibung Karls des Großen.
Wien, k. k. Hofbibliothek.

Digitized by Google

Achter Abschnitt.

Geistiges Leben unter Karl dem Großen.



Initialbuchstabe aus einer in der Mitte des neunten Jahrhunderts für Karl den Kahlen geschriebenen Bibel. Paris, Nationalbibliothek.

Fast noch größer als die materielle, war die ideale Thätigkeit Karls des Großen. Durch ihn erhielt die Aufgabe der nordeuropäischen Völker, im Gebiete der geistigen Kultur das Werk der Griechen und Römer fortzusetzen und auf dasselbe neue Fortschritte der Entwickelung des Menschengeistes zu begründen, die kräftigste Förderung. Mit richtigem Blicke sah er ein, daß dieses Riesenwerk nur durch die Verknüpfung der Leistungen dreier Kulturkreise, derjenigen des klassischen Altertums, des Christentums und des Deutschtums, zu vollenden war, — er hat daher alle diese Elemente mit tiefem Verständnis gepflegt. „Nicht mit dem Besitze der Muttersprache zufrieden", sagt von ihm Einhard, „lernte er bei Petrus von Pisa lateinisch so viel, daß er sich darin ebenso gut wie im Deutschen ausdrückte, und griechisch so weit, daß er es wenigstens verstand." Er sammelte alte deutsche Lieder von Thaten und Kriegen vorzeitlicher Könige, wohl vorzüglich aus dem Nibelungenkreise, welche nachher leider durch den einseitigen Glaubenseifer seines Sohnes Ludwig wieder verloren gingen. Er begann selbst, obschon er niemals recht schreiben konnte, eine deutsche Grammatik zu verfassen und gab den Monaten, sowie den zwölf Windrichtungen deutsche Namen, welch' letztere in den vier einfachen und acht zusammengesetzten Bezeichnungen der Windrose beibehalten worden sind. Auch stellte er Nachforschungen über den Bildungszustand der Geistlichen und Laien in seinem Reiche an und führte 802 den obligatorischen Schulbesuch ein.

Karl hatte das Geschick, tüchtige Männer verschiedener Nationen aufzufinden, sie um sich zu versammeln, und durch sie Wissenschaft und litterarischen Geschmack zu verbreiten, gleichwie er sie auch zur Abfassung von Staatsschriften benutzte. Diese Männer bildeten mit Karl eine Art von Akademie, wobei sie in zwanglosem Verkehr einander klassische und biblische Namen gaben und sich mit Prosa und Poesie, in Scherz und Ernst belehrten und unterhielten. Die Umgangssprache war die lateinische, und jenes Zeitalter kann, trotz der sehr begreiflichen Unvollkommenheit und Unbeholfenheit des Ausdruckes, namentlich des poetischen, als ein erstes humanistisches nach dem Ausgange der Welt des Altertums, als eine echte Frührenaissance betrachtet werden, welche der

Digitized by Google

Eine Spalte aus dem „Goldenen Buche“ in der Stadtbibliothek zu Trier; ein Evangeliar, auf Geheiß der Äbtiſſin Ada, der Sage nach eine Schweſter Karls des Großen, im Anfange des neunten Jahrhunderts geſchrieben. Hervorragendes Denkmal der Geſchichte der Rheinlande.

ſechs- bis ſiebenhundert Jahre ſpäteren würdig voranging. Auch Karls Söhne und Töchter, alle klaſſiſch erzogen, nahmen an dieſer Thätigkeit teil. An der Spitze jener „Paladine von der Feder“ ſtand der Angelſachſe Alkuin, genannt Albinus, aus York, Vorſteher der Hofſchule, Lehrer des Kaiſers ſelbſt, Verfaſſer rhetoriſcher und dialektiſcher Schriften, der einige Zeit auch Abt in Tours war. Wir finden dort ferner den langobardiſchen Geſchichtſchreiber Paulus, Warnefrids Sohn, genannt Diakonus, welcher den Schmerz über den Untergang der Freiheit ſeines Volkes nie völlig verwinden konnte, den Grammatiker Petrus von Piſa, den hochbegabten Künſtler und nicht nur fruchtbaren, ſondern auch geiſtvollen und freimütigen Dichter Theodulf (Biſchof von Orleans), einen Weſtgoten, die Iren Dungal und Dikuil und andere. Einhard, der Geſchichtſchreiber des Lebens und der Thaten Karls (geboren um 770 im Maingau), wuchs in dieſem Kreiſe zum geprieſenen Gelehrten und Baukünſtler heran. Körperlich unanſehnlich, ragte er durch die tadelloſe Klaſſizität ſeiner Sprache vor allen ſeinen Zeitgenoſſen hervor und galt als höchſt erfahren in Gold-, Silber- und Erzarbeit, daher er nach dem Künſtler des Salomoniſchen Tempels den Namen Beſeleel erhielt und über die Werkſtätten des Kaiſers geſetzt wurde, von deren Thätigkeit noch heute Bronzethüren im Aachener Münſter zeugen. Sowohl er wie ſeine Gattin Emma (Imma) traten um die Zeit des Todes Karls in den geiſtlichen Stand, in welchem er 844 zu Seligenſtadt verſtarb. Dieſen asketiſchen Schritt that auch der politiſch gewandte Franke Angilbert, aus edlem Geſchlechte, Geliebter (ungewiß ob ſpäterer Gatte) von Karls Tochter Bertha, deren Kinder der Geſchichtſchreiber Nithard und deſſen Bruder Hartnid waren. Er ſchrieb Gedichte, die ihm am Hofe den Namen „Homer“ eintrugen, und wird von bedeutenden Forſchern für den Verfaſſer eines Epos-fragmentes in Hexametern gehalten, welches Karls Hofleben und ſein Verhältnis zu Papſt Leo III. beſingt. Aus Baiern zog Karl den Erzbiſchof

Arno von Salzburg, der 150 Bände abſchreiben ließ, zeitweiſe an ſich, dauernder den Leidrat, der Erzbiſchof von Lyon wurde.

Durch die Schulen, deren Gründung Karl mittels wiederholter Befehle und Verordnungen bewirkte, namentlich durch die allerdings vorzugsweiſe theologiſche Hofſchule, und durch die prachtvollen Abſchriften, die er von klaſſiſchen Schriftſtellern anfertigen ließ, iſt ſowohl die über zweihundert Jahre lang vor ihm vernachläſſigte, ja mißhandelte Sprache Roms (ſ. oben S. 74) wieder zu Ehren gebracht, als auch eine Menge ſonſt wahrſcheinlich untergegangener klaſſiſcher Werke uns erhalten worden. Es verbeſſerten und verſchönerten ſich damals auch die Bibelhandſchriften (wovon die Ada-Handſchrift in Trier ein prachtvolles Beiſpiel iſt). Die in Schreibſchulen ſorgſam gepflegte karolingiſche Schrift iſt gegenüber der merowingiſchen und langobardiſchen in der Sicherheit und Lesbarkeit der Züge weſentlich vorgeſchritten, wenn ſie auch die Schönheit der iriſchen Schrift nicht erreicht. Die Zeit beſchäftigte ſich immer mehr mit der antiken Welt, die einſeitig theologiſche Gelehrſamkeit nahm ab; am Hofe Karls konnte ſelbſt Alkuin mit ſeinen orthodox-katholiſchen Beſtrebungen nicht durchdringen und bei all ſeiner Zurückhaltung gegenüber den alten Dichtern es nicht ungeſchehen machen, daß er ſelbſt im höhern Alter „Flaccus“ genannt ward. Dieſe Richtung der Zeit hinderte aber nicht, daß der Charakter der letzteren in hohem Grade chriſtlich und kirchlich war; es konnte und durfte ja auch nicht anders ſein, da die Macht der germaniſchen Staaten, als Erbſchaft des chriſtlichen Rom, mit dem Chriſtentum ſtand und fiel, und die Erneuerung des römiſchen Reiches durch Karl deſſen Königtum noch feſter mit der Kirche verband, als dies vorher der Fall geweſen war. Die Regierung Karls war es denn auch, welche die Anfänge zu einer veredelten kirchlichen Kunſt, namentlich in Architektur und Muſik, hervorbrachte. Dieſe Kunſtperiode liebte vor allem die Allegorie, das heißt die nicht mehr, wie in der älteren Symbolik, unbewußte, ſondern abſichtlich geſuchte Darſtellung von Begriffen durch ausgewählte Bilder. Man dachte ſich z. B. und zeichnete den Glauben als eine Quelle; Tiere wie Pfau und Phönix verſinnbildlichten die Unſterblichkeit, der Hahn die Wachſamkeit, wie früher ſchon in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten die Taube den heiligen Geiſt, Fiſch*) und Lamm den Erlöſer, u. ſ. w.

Aus einem Evangeliar, welches im Auftrage von Karl dem Großen und ſeiner Gemahlin Hildegard durch den Schreiber Godescalc in den Jahren 781 bis 783 ausgeführt wurde.

Die Schrift iſt mit Gold und Silber auf Purpurpergament gemalt. Die abgebildeten Zierbuchſtaben ergeben die Worte: IN ILLO TEMPORE.

Paris, Nationalbibliothek.

*) Der Fiſch deshalb, weil die Buchſtaben ſeines griechiſchen Namens (ἰχθύς) ſo ausgelegt wurden: *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ* (Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, Heiland).

ſymboliſch dargeſtellt hatten. Mit Unterſtützung des Papſtes Hadrian I. führte Karl den gregorianiſchen Kirchengeſang in ſeinem Reiche ein. Außer den franzöſiſchen entſtanden unter oder doch bald nach ihm auch deutſche Sängerſchulen zu Fulda, Mainz, Corvey, Trier, Reichenau, Eichſtätt, Regensburg und Würzburg. Die Orgel ſoll unter Karl in die abendländiſche Kirche eingeführt worden ſein.

Karls Regierung war es ferner, welche den endlichen Sieg des Chriſtentums in Mitteleuropa herbeiführte. Die Grundlage zu dieſem Siege hatten, wie wir bereits (oben S. 98) zeigten, die britiſch-iriſchen und angelſächſiſchen Glaubensboten gelegt, jene im Süden, dieſe im Norden Deutſchlands. Im Übergang vom ſiebenten zum achten Jahrhundert wurde in Baiern unter Herzog Theodo II. die Bekehrung zum Chriſtentum, vorzüglich durch die Bemühungen des Biſchofs Ruprecht von Worms und des Märtyrers Emmeram, vollendet. Im mittlern Weſtdeutſchland übernahm dieſe Aufgabe der größte Glaubensbote ſeit den Apoſteln, der Angelſachſe Wynfreth (auch Winfrid), genannt Bonifatius, geboren 680, der ſchon früh einen ſeltenen Geiſt und humane Geſinnung verriet. Klaſſiſch gebildet, erklärte er ſeinen Schülern neben den chriſtlichen Urkunden auch die alten Klaſſiker. Im Jahre 716 fuhr er nach Friesland über, wallte nach Rom und ließ ſich vom Papſte die Predigt des Evangeliums in Germanien übertragen. Durch den oben (S. 98) genannten Willibrord in Utrecht für ſeinen Beruf gehörig vorbereitet, zog er 722 nach Thüringen, das ſeit dem Ende des ſiebenten Jahrhunderts ſein Herzogshaus verloren hatte und von den Vornehmen in altgermaniſcher Weiſe regiert wurde. Vorangegangen war ihm hier der Schotte Kilian, doch ohne bleibenden Erfolg, ſo daß Heiden- und Chriſtentum noch bunt nebeneinander beſtanden. Vom Papſte zum Biſchof geweiht, fand Bonifatius in Germanien vieles Entgegenkommen, er gründete Bistümer, Kirchen und Klöſter und ſetzte ſie mit Rom in Verbindung. Zum Entſetzen der Heiden, aber zum Beweiſe ihres Irrglaubens, fällte er eine dem Donar geheiligte Eiche bei Geismar in Heſſen, eine That, welche viele Bekehrungen zur Folge hatte. Aber obſchon er ihnen damit zeigte, daß ihr Gott ſein Heiligtum nicht ſchütze, konnte er doch ihr inneres Leben nicht plötzlich umkehren; mußten ja noch viele andere Glaubensboten den Heiden, um ſie zu bekehren, zahlloſe Zugeſtändniſſe machen! Ihre höheren Götter liehen manche Züge Engeln, Heiligen (ſo z. B. findet ſich das Herumziehen Wuotans und ſein plötzliches Erſcheinen in den Hausbeſuchen des heiligen Nikolaus am 6. Dezember wieder), während die niederen Götter als böſe Dämonen in die Hölle verwieſen wurden. Noch heute richtet man ſich vielfach in gewiſſen Lebenslagen nach den Schickſalszeichen des heidniſchen Aberglaubens! Erhielt ſogar das höchſte chriſtliche Feſt den Namen der heidniſchen Göttin Oſtara! Immerhin aber hat ſchon die erſte Verbreitung des Chriſtentums in Deutſchland die Bewohner ſowohl in moraliſcher wie intellektueller Beziehung gefördert, ihren Geſichtskreis erweitert und ihre Sitten gemildert, ſoviel dies in ſo kurzer Zeit zu erwarten war.

Was Bonifatius von Karl Martell umſonſt erbeten hatte, trugen ihm endlich, nach langer Bemühung, des Helden Söhne Pippin und Karlmann auf, nämlich ſeine Mitwirkung zur Verbeſſerung der Sitten des völlig entarteten fränkiſchen Klerus, ohne welche Wandelung in den vom Reiche abhängigen Ländern auf die Dauer eine nachhaltige Bekehrung nicht zu erzielen war. Seine Bemühungen fruchteten in der erwähnten Beziehung freilich nur wenig; aber auch die weiteren, damit verbundenen Schritte, das Frankenreich der geiſtlichen Hoheit des Papſtes zu unterſtellen, führten nicht zu dem gewünſchten Ziele, indem Pippin ſich dazu nur ſo weit herbeiließ, als er des römiſchen Stuhles zu ſeinen politiſchen Zwecken bedurfte. Bonifatius war unterdeſſen Erzbiſchof von Mainz und alt geworden, als er noch einmal zum Apoſtelſtabe griff, und jetzt freilich in ſeiner Würde entſprechendem Aufzuge, nach Friesland ging, wo er jedoch 754, von einer Heidenſchar überfallen, den Märtyrertod erlitt. Sein Werk ſetzten zahlreiche Mönche und Nonnen, die er aus England hatte kommen laſſen, ſowie andere fromme Männer fort. Bonifatius iſt der erſte geweſen, welcher die katholiſche Hierarchie in Deutſchland befeſtigt hat; unter Karl dem Großen wurde ſie durch die Errichtung der Erzbistümer Trier, Köln und Salzburg und vieler Bistümer, beſonders der ſächſiſchen, vollendet.

Miniature in einem Evangelienbuche Karls des Großen: Myſtiſche Quelle.
Ende des achten Jahrhunderts. Paris, Nationalbibliothek.

Einer der merkwürdigſten Männer, welche das Werk des Bonifatius beförderten und fortſetzten, war der ſchon ſeit ſeinen Knabenjahren ihm naheſtehende Sturm (Sturmi), ein Baier, der in Heſſen als Apoſtel und Einſiedler lebte, unerſchrocken das noch wilde, von rohen Slawen durchſtreifte Land durchzog und mit Gutheißung ſeines Lehrers im Jahre 744 in einer menſchenleeren Einöde das Kloſter Fulda ſtiftete, deſſen erſter Abt er wurde. Nach

dem Tode des Bonifatius, der in Fulda beſtattet wurde, von deſſen ſtreitſüchtigem Nachfolger Lullus oder Lul, auch einem Angelſachſen, vertrieben, wurde er auf die Bitten ſeiner Mönche von Pippin bald wieder eingeſetzt. Auch Karl der Große ehrte ihn hoch, und übertrug ihm, wie dem Angelſachſen Willehad, dem erſten Biſchof von Bremen, bei Bekehrung der Sachſen den ſchwierigſten Teil des Werkes. Sturm ſtarb in ſeinem Kloſter 779. Eine Hauptpflanzſtätte der Sachſenbekehrung war ferner Utrecht, wo Biſchof Gregor, von Bonifaz, deſſen Gehilfe er geweſen, eingeſetzt, das Werk Wilibrords fortführte. Sein Leben beſchrieb der Friſe Liudger, ein Schüler der angelſächſiſchen Glaubensboten, der das Kloſter Werden nach dem Muſter von Monte Caſſino ſtiftete und von Karl dem Großen die geiſtliche Leitung eines Teiles ſeiner Landsleute ſowie das Bistum Münſter in Weſtfalen erhielt.

Ein weiterer Nacheiferer Winfrids war der Biſchof Chrodegang von Metz, welcher ſelbſt auf mönchiſche Weiſe lebte und die Klöſter Gorze bei Metz und Lorſch bei Worms ſtiftete, denen er dann noch die Gründung von Gengenbach und Schwarzach im Schwarzwalde folgen ließ. So bedeckte ſich, ſchon zu Lebzeiten des Bonifatius, das unter fränkiſcher Herrſchaft ſtehende Deutſchland mit zahlreichen Klöſtern, mit denen gleichzeitig Bistümer entſtanden. Aber tief fühlten es die Deutſchen, daß die mildere und gebildetere Religion ſie zugleich zur Demut und Selbſtverleugnung zwang, welche Tugenden ſie bis dahin nicht gekannt hatten. Ehen, deren Glieder in einer von Rom verpönten Verwandtſchaft ſtanden, mußten ſich auflöſen, ſo ſtark auch die Bande der Liebe und ihrer teuern Pfänder waren; Schuldloſe mußten Kirchenbuße thun für Vergehen, die ſie niemals für ſolche angeſehen. Die Unfreien, welche von der milden Hand der Kirche Erlöſung aus ihrem Joche erhofft hatten, täuſchten ſich; die Kirche nahm und behielt ſelbſt Tauſende von Leibeigenen, welche ſie nur beſſer behandelte, als dies ſonſt geſchah, und in rein kirchlichen Dingen den Freien gleichſtellte, während ſie letztere hinwieder durch die Macht des Beichtſtuhles und der Kirchenzucht von ſich abhängig machte. Verſäumnis der Meſſe, der Beichte und der Faſten waren Vergehen, deren kirchliche Strafen mehr gefürchtet wurden, als die der weltlichen Geſetzbücher. Sie beſtanden in Faſten, Beten, Almoſengeben, im Knieen mit ausgeſtreckten Armen u. ſ. w., ſpäter ſogar in Geißelungen und anderen Züchtigungen. Die Eheloſigkeit der Geiſtlichen wurde in Baiern ſchon in der Mitte des achten Jahrhunderts vorgeſchrieben. Doch ging neben dieſer Strenge ſchon früh die Erlaubnis einher, die Bußen durch Geldzahlungen an die Kirche abzulöſen, womit man nach dem herrſchenden Glauben ein Gott ebenſo wohlgefälliges Werk that wie mit der Buße ſelbſt, die man gegen Entſchädigung auch anderen übertragen konnte. —

Die weltliche Gewalt ſäumte nicht, dieſe Macht der Kirche zu ihrem Vorteil auszunutzen und mit Hilfe der letzteren die bürgerlichen Strafen, welche das Anſehen der Staatsregierung nicht hinlänglich wahrten, zu verſchärfen. Die Karolinger überließen der kirchlichen Gerichtsbarkeit die Sittlichkeitsverbrechen und den Verwandtenmord. Sie erkannten die Kirchenſtrafen wie die weltlichen an und ſahen es gern, wenn Handlungen, die nach den bürgerlichen Geſetzen nicht beſtraft werden konnten, durch Kirchenbuße geahndet wurden. Die kirchliche Exkommunikation, das äußerſte Mittel, über welches die Kirche verfügte, hatte auch den bürgerlichen Tod zur Folge, und der Staat ſelbſt hielt, namentlich unter dem großen Karl, die Biſchöfe zum Vollzuge der Kirchenſtrafen ſorgſam an. Karl war überhaupt für geiſtliche Zucht ebenſo beſorgt, wie für weltliche; er hielt erſtere für eine notwendige Ergänzung und Unterſtützung der letzteren. Er verbot den Prieſtern die Begünſtigung der Zauberei und des Aberglaubens, das Tragen von Waffen, den Mißbrauch der Kirchen als Zufluchtsorte ſchwerer Verbrecher, den des Eides im Munde Unerwachſener; er verpönte, wozu er nur zu vielen Anlaß hatte, in zahlreichen Kapitularien alle weltlichen Neigungen der Mönche und Nonnen und das Verlaſſen der Klöſter von ſeiten derſelben. Ja er ging ſo weit, über Glaubensangelegenheiten zu entſcheiden. So ließ er 794 auf der Synode zu Frankfurt gleich dem Bilderdienſte (oben S. 106) auch die ſogenannte felicianiſche Ketzerei (das heißt die des ſpaniſchen Biſchofs Felix von Urgel) verdammen, nach welcher Chriſtus bloß ein „Adoptivſohn“ Gottes geweſen wäre. Ja er handelte in derlei Fragen ſogar wider den Willen des Papſtes, indem er 809 nach einer durch ſeine Hoftheologen gepflogenen Unterſuchung durch eine Synode in Aachen ausſprechen

ließ, daß „der heilige Geiſt vom Vater und vom Sohne ausgehe“. Papſt Leo III., obſchon ihm ſonſt ſehr ergeben und mit jenem Zuſatze, welcher die abendländiſche Kirche für immer von der morgenländiſchen getrennt hat, einverſtanden, hielt es deſſenungeachtet nicht für heilſam,

Kapelle zu Lorſch: der Karolingerbau in ſeiner heutigen Geſtalt.
Die Faſſade mit Ausnahme der Füllungen in den drei unteren Bogen iſt der urſprüngliche Bau des Einfahrtsthores zum Kloſter Lorſch.

denſelben förmlich auszuſprechen. Karl war daher völliger Cäſareopapiſt, und eine Synode in Mainz nannte ihn 813 „Beherrſcher der Kirche“.

Bei der damals noch fortdauernden Allmacht des Staates, die an dem Syſtem der Staatskirche feſthielt, war es denn auch immer noch möglich, daß weltliche Große geiſtliche

Würden erhielten, die sie nach Belieben entweder selbst bekleideten oder durch andere verwalten ließen, um bloß deren Einkünfte zu beziehen. Es ist eine Lichtseite neben vielen Schattenseiten der nach Karls Tod überhandnehmenden Hierarchie, daß jener Mißbrauch der Religion zu materiell-egoistischen Zwecken mehr zurücktrat. Übrigens beschränkte denselben unter Karl schon die Forderung theoretischer Bildung, die er an alle Bischöfe und Äbte stellte, und die damals auch von Laien oft vortrefflich erfüllt wurde, so z. B. von Angilbert und Einhard. Umgekehrt aber wurden viele Geistliche von Karl zu weltlichen Geschäften, Ämtern und Missionen verwandt, und Bischöfe und Äbte hatten auch als Großgrundbesitzer die weltlichen Angelegenheiten ihres Gebietes, sogar dessen Kriegswesen zu leiten. Ja die Bischöfe und Klöster, welche letzteren sich von den ersteren gern unabhängig zu machen suchten und auch oft machten, führten nicht selten erbitterte weltliche Fehden miteinander.

Karolingischer Initialbuchstabe mit den Zeichen des Zodiakus.
In einer Bibel, welche Karl dem Kahlen von einem weltlichen Abt des Klosters St. Martin zu Tours, geschenkt wurde.
(Paris, Nationalbibliothek.)

Die Verhältnisse der damaligen Kultur machen es, alle zusammen genommen, begreiflich, daß der Aberglaube einen weiten Spielraum hatte. Die mangelhafte wissenschaftliche Bildung selbst der Geistlichen verband sich mit dem Wunderbedürfnis des Volkes, welchem der Zauberwahn des Heidentums noch im Blute lag. Die Schriften der geistvollsten Männer jener Zeit wimmeln von Belegen dieser Thatsache. Paulus Diakonus, einer der bedeutendsten Köpfe in Karls litterarischer Tafelrunde, sah Sonnen- und Mondfinsternisse als Vorboten der Pest an und erzählt ernsthaft, es hätten zur Zeit des Wütens dieser Seuche in Pavia Viele gesehen, wie zur Nachtzeit der gute und der böse Engel durch die Stadt gingen, — so vielmal letzterer auf Befehl des ersteren mit einer Rute an eine Hausthür schlug, so viele Menschen seien in dem Hause gestorben. Als man dann aus Rom Reliquien des heiligen Sebastian gebracht, habe die Pest aufgehört. Derselbe Schriftsteller berichtet, der langobardische König Kuninkpert habe zwei Großen nach dem Leben getrachtet und, während er dies mit seinem Vertrauten besprach, mit dem Messer nach einer Mücke gehauen und ihr ein Bein abgeschlagen; darauf sei den beiden Bedrohten ein Mann mit abgenommenem Beine begegnet und habe sie gewarnt, so daß sie fliehen konnten. Im Ernste hielt Paulus sowohl die Mücke wie diesen Mann für Masken eines bösen Geistes! Derlei Märchen erzählt er in Masse. Ähnlich Einhard in seinen Jahrbüchern. Er berichtet, während des Sachsenkrieges (im Jahre 774), und zwar bei der Belagerung von Buraburg durch die Sachsen, seien einigen Christen sowohl wie einigen Heiden zwei Jünglinge in weißen Kleidern erschienen, welche die Sachsen verhindert hätten, die Kirche von Fritzlar anzuzünden, die Bonifatius geweiht und von der er geweissagt habe, sie werde nie durch Feuer untergehen. Einer der Brandstifter sei sofort tot umgefallen und die anderen entflohen. Um Karl den Kahlen an der Wegnahme von Kirchengut zu verhindern, ließ Erzbischof Hinkmar von Reims, der Verfasser eines vorzüglichen Teiles der Reichsgeschichte (861 bis 882) und Verfechter der Freiheit seiner Kirche, in einer Tendenzschrift den Bischof Eucherius von Orleans in eine Verzückung geraten, in welcher er Karl Martell als Kirchenräuber in der Hölle erblickte, worauf er mit anderen das Grab des Helden geöffnet und einen — Drachen darin gefunden haben soll. Er vergaß dabei nur, daß Eucherius vor Karl Martell gestorben war!

Digitized by Google

Auch der Glaube an Hexen oder Truden und Unholden trieb bereits ſeine Blüten; — er war aus dem Heiden- in das Chriſtentum übergegangen. Eine bairiſche Synode zu Riſpach in der Diözeſe Regensburg verordnete 799, daß Perſonen, welche Bezauberungen und Wahrſagungen vornähmen, Wetter oder anderes Unheil bewirkten, überall zu ergreifen ſeien, aber nicht mit dem Tode beſtraft werden, ſondern eingeſperrt bleiben ſollten, bis ſie Buße thäten.

Der „Mönch von St. Gallen“, ein phantaſtiſcher, aber äußerſt treuherziger Berichterſtatter über die Thaten Karls des Großen, in welchem Rotker der Stammler erkannt worden iſt, erzählt, der Teufel habe, um einen weltlich geſinnten Biſchof zu ſtrafen, die Geſtalt eines Maultiers angenommen, ſich von einem Armen an den Biſchof verkaufen laſſen, und ſei dann, als letzterer auf ihm ritt, mit ihm in einen Strom gerannt, aus deſſen Tiefen der Biſchof nur mit Mühe gerettet werden konnte.

Büſte Karls des Großen.
Reliquiarium von vergoldetem Silber im Domſchatz zu Aachen.

Wie eifrig der Reliquiendienſt damals betrieben wurde, zeigen wir nur an zwei Beiſpielen bedeutender Männer. Der Mönch Rudolf von Fulda, Schüler des Rabanus Maurus, Gelehrter und Geſchichtſchreiber († 865), ſchrieb ein beſonderes Büchlein über die aus Rom nach dem Stifte Wildeshauſen gebrachten Reliquien des heiligen Alexander, welches ſein Schüler Meginhart vollendete, und worin die erſtaunlichſten Heilungen von Kranken und Krüppeln durch jene Reliquien berichtet werden, z. B. von einem Manne, deſſen eines Bein rings um die Hüften herum gelegen, durch jene Einwirkung aber gerade und brauchbar geworden ſei. Selbſt der klaſſiſch gebildete Einhard bemühte ſich mit heißer Begier, für die von ihm gebaute Kirche zu Michelſtadt die Leichname der heiligen Petrus und Marcellinus zu erhalten (826), die er in Rom durch Einbruch in eine Kirche ſtehlen ließ, während er in dem Unglück Kaiſer Ludwigs des Frommen eine Strafe für ſeine Gleichgültigkeit gegen jene Reliquien erblickte. Ähnliches geſchah an zahlloſen Orten.

Ebenſo häufig waren damals Viſionen. Den heiligen Anskar, den wir noch kennen lernen werden, führten in einem ſolchen Geſichte die Apoſtel Petrus und Johannes in das Fegefeuer, wo ſie ihn drei Tage leiden ließen, und dann in den Himmel, wo er das

Giebelleiſte des Silberſchreins, welcher die Gebeine Karls des Großen enthält, im Dom zu Aachen: Der Kaiſer zwiſchen zwei Biſchöfen.

Arbeit vom Ende des zwölften Jahrhunderts.

Licht ſchaute, in dem und um das Gott ſelbſt war. In einem andern Geſichte ſah er Chriſtum ſelbſt, der ihm eine Generalbeichte abnahm und ihm ſeine Sünden verzieh.

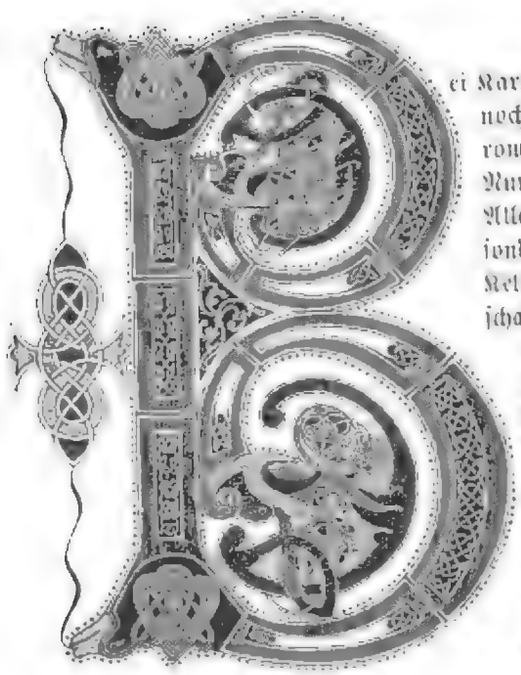
Es iſt nicht zu verwundern, daß Leute, welche ſich ſo viel mit dem Jenſeits beſchäftigten, und denen in der Auffaſſung aller Dinge nur der Glaube maßgebend war, auch an die dies-

ſeitigen Verhältniſſe keinen kritiſchen Maßſtab anlegten, und ſoweit ſie die Ereigniſſe nicht ſelbſt erlebten, ſich über dieſelben falſche Vorſtellungen bildeten oder einreden ließen. So konnten ſich damals Sagen über angebliche hiſtoriſche Thatſachen bilden, die, wenn ſie wahr wären, weltumgeſtaltend hätten wirken müſſen, während doch kein wahres Wort daran iſt. So berichten z. B. zwei Geſchichtſchreiber, es hätte ſich im Jahre 588 die Gattin des „Kaiſers Arnulf“ (!) von Perſien, namens Cäſara, in Konſtantinopel zum Kreuze bekehrt und ihr Gatte, um ihre Heimkehr zu bewirken, ſich ebenfalls mit 60 000 ſeiner Unterthanen in Antiochia durch den Biſchof Johannes von Konſtantinopel taufen laſſen, den byzantiniſchen Kaiſer Mauritius zum Paten erhalten und dann durch griechiſche Biſchöfe ſein ganzes Volk zum Chriſtentume geführt. Sodann entſtand, wahrſcheinlich aus übertriebenen Berichten von Karls Feldzug in Spanien und ſeinem Verkehre mit Harun, die Sage, der große Kaiſer habe einen Zug nach dem heiligen Lande unternommen und in Jeruſalem eine freundſchaftliche Zuſammenkunft mit Harun („Aaron“) gehabt, mit dem er eine Reiſe nach Alexandria in Ägypten gemacht habe; dann ſei er über Konſtantinopel, wo er Reliquien erhalten, nach Rom und von da nach Hauſe zurückgekehrt! So erzählte um das Jahr 1000, aber doch wohl nach ſchon beſtehender Sage, der römiſche Mönch *Benedikt*, indem er in ſeinen Bericht Stellen aus Einhards Leben Karls wörtlich einflocht.

Hat aber auch Karl der Große keinen „Kreuzzug“ unternommen, und war die Sage von einem ſolchen nur ein ſymboliſcher Ausdruck für ſeine wirklichen Leiſtungen, ſo hat er doch dem Mittelalter ſein Ideal, die einheitliche Spitze des Reiches und der Kirche, geſchaffen; freilich ein Ideal, das wie jedes andere niemals verwirklicht worden iſt. Ihm *ſelbſt* ſchwebte dasſelbe *nicht* vor. Das Kaiſertum war für ihn nur eine Art religiöſer Weihe, eine Stütze und ein Schmuck des fränkiſchen Königtums; er verband damit noch keine weltbeherrſchende Pläne. Sein ganzes Weſen war praktiſch und ſein Streben lediglich auf das Erreichbare gerichtet, und dies erblickte er in der Machtvollkommenheit ſeines Willens, dem ſich alles beugen mußte.

Neunter Abſchnitt.

Die Trennung Deutſchlands vom Frankenreiche.



Initialbuchſtabe in einer für Karl den Kahlen ausgeführten Bibel; Mitte des neunten Jahrh. Paris, Nationalbibliothek.

Bei Karls des Großen Tode (28. Januar 814) war ſein Reich noch immer ein unfertiges; es glich dem ehemaligen römiſchen Reiche im Mangel an nationalem Charakter. Nur der kirchliche Glaube war ſeinen Inſaſſen gemeinſam. Allein nicht nur Romanen und Germanen umfaßte es, ſondern im Oſten auch Slawen und Awaren, im Weſten Kelten und Basken, und dieſe ſo verſchiedenartigen Völkerſchaften waren weder zu einem Volke im politiſchen Sinne verſchmolzen, noch dem Wohnſitze nach genau getrennt, noch ihres beſondern Volkscharakters ſich ſelber bewußt. Nur Italien war und blieb von den Reichsteilen im Norden der Alpen geſchieden, nicht nur der Lage und dem Klima, ſondern auch den Anſchauungen der beiderſeitigen Bevölkerungen nach, die ſich niemals als zuſammengehörig betrachteten. In Italien lebte noch immer der römiſche Geiſt, — man blickte dort in die Vergangenheit zurück, im Norden aber in die Zukunft voraus. Die Landesſprachen wagten damals erſt ſchüchtern hervorzutreten. Denn die Geiſtlichkeit hielt noch an der Vorſtellung des heiligen Auguſtinus feſt, daß die hebräiſche, griechiſche und lateiniſche Sprache die drei heiligen Zungen wären. Freilich trat bereits eine Synode gegen dieſe Anſicht auf und beſchloß, es ſolle niemand glauben, daß Gott nur in drei Sprachen anzurufen ſei, da in jeder Zunge Gott angebetet und der Menſch erhört werden könne, wenn er nur um gerechtes bitte. Trotzdem fuhr die Geiſtlichkeit fort, die Volksſprachen zu verachten und wie im Morgenlande am Griechiſchen, ſo im Abendlande am Lateiniſchen feſtzuhalten. Obſchon Karl der Große und Alkuin dazu antrieben, dem Volke das Evangelium zu verkünden, vernachläſſigten die Biſchöfe, welchen allein das Predigen zur Pflicht gemacht war, die Erfüllung derſelben gleichwohl. Die Volksſprachen galten ja als ungebildet und heidniſch; ſogar Einhart und Otfrid nannten ſie barbariſch; es war daher auch den Nonnen verboten, deutſche Lieder, beſonders Mädchen- und Liebeslieder (winileodes) zu ſchreiben und zu verſenden. Einzelne Geiſtliche freilich bildeten rühmliche Ausnahmen; Miſſionäre beſonders erachteten es im Intereſſe des Glaubens, unter dem Volke zu wirken, welches das Lateiniſche nicht verſtand. Karl befahl 789 und 801 allen Geiſtlichen das Predigen wenigſtens an den Sonn- und Feſttagen. Die Mönche befolgten jedoch dieſes Gebot eifriger als die Biſchöfe, denen es wiederholt eingeſchärft werden mußte. Vorgeſchrieben wurde (813 auf dem Konzil von Tours) die Predigt über die

Umſchreibung und Überſetzung zu dem Fakſimile einer Urkunde Ludwigs des Frommen, datiert von Worms 1. Juni 833, betr. die Errichtung einer Münzſtätte in Corvey zu Gunſten des dortigen Kloſters.

Verfaßt und geſchrieben vom Kanzler Hirminmaris. Größe des Originals: 39:80 Centimeter.
Münſter, Kgl. Staatsarchiv.

Transkription:

In nomine domini Dei et salvatoris nostri Jesu Christi Hludowicus divina [ordivina]*) ordinante providentia imperator augustus. Omnibus sanctae Dei | ecclesiae nostrisque fidelibus, praesentibus scilicet atque futuris notum esse volumus, quomodo Corbagense monasterium in Saxonia propiciante domino cum consensu | fidelium nostrorum in honore sancti Stephani, protomartiris Christi, devotissima intentione fundavimus et ibi competentia subsidia quaeque prae manibus invenimus, | debita largitate praedicto sanctificationis loco nostra in elimosino contulimus, insuper etiam, quia locum mercationis ipsa regio indigebat, monetam nostrae auctorita|tis publicam ultra ibi semper inesse Christo militantibus proficuam statuimus. Quatenus cum omnitegritate**) absque ullius contradictione vel impedimenti occasione locus | ipse sanctitatis omne inde reditum nostrae auctoritatis publicum possideat et utilitatibus monasterii perpetuis temporibus multiplicatum nostrum hoc largitatis do num proficiat. Et ut fiduciali perpetuitate haec omnia nostrae auctoritatis dona sibi pociatur et teneat, anuli nostri inpressione subter roborando | firmare decrevimus.

Signum ✠ Hludowici serenissimi imperatoris.

Hirminmaris notarius ad vicem Theotonis recognovi et subscripsi.

Data kalendas Junias anno Christo propitio XX imperio domni Hludowici plissimi augusti. Indictione XI. Actum Wormacia civitate. In dei nomine feliciter amen.

Überſetzung:

Im Namen Gottes des Herrn und unſers Heilands Jeſu Chriſti Ludwig nach Anordnung der göttlichen Vorſehung erhabener Kaiſer. Allen der heiligen Kirche Gottes und uns Getreuen, gegenwärtigen und zukünftigen, ſoll nach unſerm Willen bekannt ſein, wie wir das Kloſter Corvey in Sachſen mit Hilfe des Herrn unter Zuſtimmung unſerer Getreuen zu Ehren des heiligen Stephan, des Protomartyrs Chriſti in frömmſter Abſicht begründet haben und alle dazu gehörigen Hilfsmittel, die wir dort vorgefunden haben, mit ſchuldiger Freigebigkeit dem erwähnten Orte der Heiligung von uns als ein Almoſen geſchenkt, obenein, da die Gegend eines Ortes für den Handel bedurfte, beſtimmt haben, daß das in unſrer Befugnis ſtehende Münzrecht hinfort den dort Chriſtus Dienenden zu ihrem Vorteil zuſtehen ſoll. Ohne jede Einſchränkung und ohne irgend jemandes Widerſpruch oder eine Möglichkeit zur Hinderung ſoll daher derſelbe Ort der Heiligkeit alle unſerer Autorität zuſtehenden Einkünfte daraus beſitzen und dieſes Geſchenk unſerer Freigebigkeit ſich vervielfältigend zu allen Zeiten den Einkünften des Kloſters zu gute kommen. Und damit dasſelbe alle dieſe Geſchenke unſerer Macht auf zuverläſſige Dauer ſich aneigene und behalte, haben wir verfügt dasſelbe unten durch Aufdrückung unſeres Siegelrings zu bekräftigen.

Zeichen ✠ Ludwigs des erlauchteſten Kaiſers.

Ich Hirminmaris der Notar habe an Stelle des Theoto beglaubigt und unterſchrieben.

Gegeben den erſten Juni mit Hilfe Chriſti im 20. Jahr des Kaiſertums des Herrn Ludwigs des Frommen des Erhabenen. In der elften Indiktion. Geſchehen in der Stadt Worms. Im Namen Gottes zum Glück. Amen.

*) Verſchrieben divina ordivina ordinante ſtatt divina ordinante.

**) Verſchrieben: es iſt zu leſen omni integritate.

Faksimile einer Urkunde Ludwigs des From

Originaldiplom, Pergament, im

UNIVERSITY

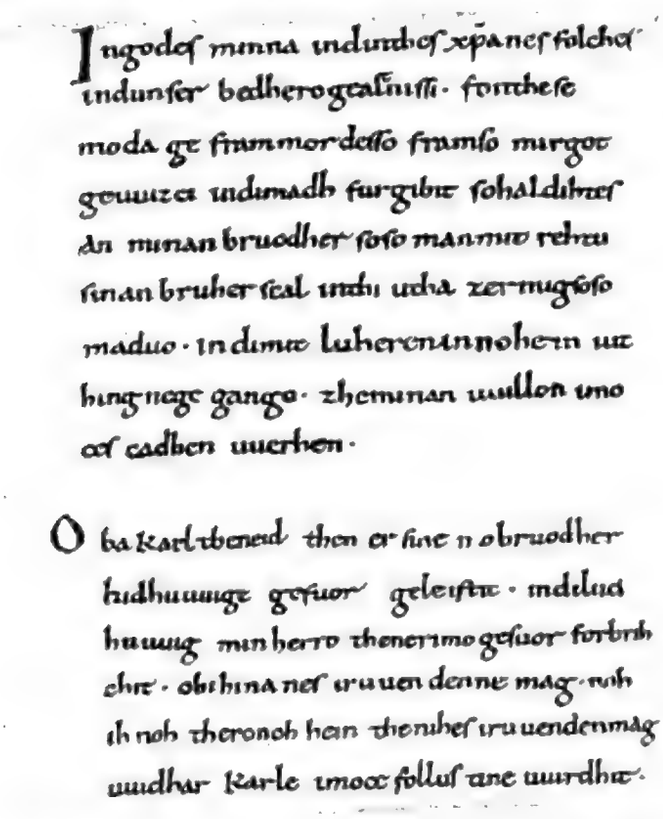
katholiſche Lehre, ſoweit ſie dem Volke verſtändlich ſei, über die Belohnung der Guten und die Beſtrafung der Schlechten, über die Auferſtehung und das letzte Gericht, ſowie über die Werke, welche die Seligkeit erwerben oder von ihr ausſchließen. Den Laien ſchrieb Karl ſchon 801 bei Leibesſtrafe vor, das Vaterunſer und Glaubensbekenntnis zu lernen, — freilich ohne durchgängigen Erfolg. Endlich wurden die Biſchöfe auch dazu angehalten, die Predigten der Kirchenväter ins Deutſche zu übertragen.

National gemiſchte Staaten ſind jedoch nur unter ganz eigenartigen Verhältniſſen dauernd möglich. Solche Verhältniſſe aber waren im fränkiſchen Reiche nicht vorhanden. Der Oſten des Reiches war mit alleiniger Ausnahme der ſlawiſch-awariſchen Grenzen und des Gaues Churwalchen (jetzt Kanton Graubünden), eines Teiles des alten Rätien, durchaus deutſch; im Weſten dagegen fügten ſich die wenig zahlreichen Germanen immer mehr der romaniſchen Sprache ein, welche im Nordweſten ſich mehr dem Deutſchen anlehnte und nach dem herrſchenden Volke ſpäter den Namen der franzöſiſchen (frankenähnlichen) Zunge erhielt, im Südweſten aber reiner „romaniſch“ blieb und darum auch romaniſch, ſpäter provençaliſch hieß. In der Mitte endlich, in den linksrheiniſchen Landen, bildete ſich die Sprachgrenze zwiſchen germaniſch und romaniſch immer ſchärfer heraus. Es war daher eine Frage der Zeit, ob die beiden Gruppen genug Selbſtbewußtſein haben würden, um ein eigenes Leben zu beginnen und ſich voneinander, und von der dritten Gruppe, dem Italieniſchen im ehemaligen Langobardenreiche, auch ſtaatlich zu trennen. Dieſe Scheidung nahm thatſächlich unter der ſchwachen Regierung des Sohnes Karls des Großen, Ludwigs des Frommen, des letzten Monarchen, der das fränkiſche Reich in mehr als perſonaler Union unter ſich vereinigte, ihren Anfang. Obſchon als Titularkönig von Aquitanien herangewachſen und kriegeriſch erzogen, zeigte Ludwig ſchon früh kirchliche Neigungen und Stimmungen; ja er wäre lieber Mönch geworden als König, wenn nicht ſeines Vaters feſter Wille ihn dazu gezwungen hätte. Als Herrſcher zeigte er daher eine unbedingte, faſt krankhafte Hingebung an geiſtliche Dinge und Perſonen, denen er ſich ebenſo willig unterwarf, wie ſein Vater ſie beherrſcht hatte. Dieſer Charakterzug hatte nun freilich auch inſofern eine günſtige Folge, als der neue Kaiſer und König ſofort mit den leichtfertigen Elementen am Hofe aufräumte; ihre Erſetzung durch Mönche führte jedoch zu einem anderen Extrem. Sogar ſchuldloſe Freunde Karls wurden vom Hofe verbannt; mit der Pflege der Wiſſenſchaft und der Landesſprachen an demſelben war es vorbei. Wahrſcheinlich ſind unter Ludwig die von ſeinem Vater geſammelten Denkmäler der heimiſchen Dichtung für immer vernichtet worden. Das romaniſche Weſen und die lateiniſche Sprache wurden unter ihm in jeder Hinſicht bevorzugt. Der Staat erſchien auf allen Gebieten wie gelähmt, und nur die Kirche erfreute ſich der königlichen Pflege; es fehlte überall an Thatkraft und ſchöpferiſchen Gedanken, und — das Kaiſertum beugte ſich vor dem Papſttum. Ludwigs Geſchichte und die ſeiner Söhne und Enkel iſt daher eine unſäglich traurige und für die Entwickelung der Kultur faſt unfruchtbare. Sie zeigt nur, wie die kirchliche Frömmigkeit den Verrat der Söhne, die Mißhandlung des Vaters unter päpſtlicher Beiſtimmung und blutige, das Reich verheerende Bruderkriege nicht zu verhindern vermocht hat, und wie die Karolinger zuletzt ebenſo ruhmlos endeten wie die Merowinger. Durch dieſe Bruderkriege ſind Deutſchland und Frankreich nicht nur ſelbſtändige Staaten geworden, ſondern es wurde auch zugleich (843 durch den Vertrag von Verdun) mittels der Schöpfung des nach ſeinem Beſitzer Lothar benannten, unnatürlicherweiſe mit Burgund und Italien verbundenen Reiches Lothringen (damals faſt das ganze linksrheiniſche Land von der weſtlichen Schweiz an bis Holland umfaſſend), ein tauſendjähriger Zankapfel zwiſchen den Mächten des Oſtens und Weſtens geſchaffen.

Dieſe Thatſache der Trennung Deutſchlands vom weſtlichen Frankenreiche erhält eine klare Beleuchtung durch die Eide, welche 842 zu Straßburg die beiden Verbündeten Ludwig der Deutſche und Karl der Kahle ſowie ihre Heere einander in altdeutſcher und romaniſcher (altfranzöſiſcher) Sprache ſchwuren. Jeder der beiden Fürſten ſchwur in der Zunge der Unterthanen des andern, und die Völker beider bekräftigten den Eid in ihrer heimiſchen Sprache. —

Unter Ludwig dem Deutſchen zeigte ſich Deutſchland zum erſtenmal als ſelbſtändiger Staat, führte aber dieſen Namen noch nicht und galt noch immer als Beſtandteil des thatſächlich

aufgelöſten Frankenreiches. Dieſer noch unfertige Staat hatte von 843 bis 870 den Rhein zwiſchen Baſel und Weißenburg, ſowie zwiſchen Bingen und Bonn zur Weſtgrenze, griff aber in der deutſchen Schweiz und in der Gegend der Pfalz und des Nahethales über den Strom hinaus, den er dagegen unterhalb von Bonn nicht mehr erreichte. Im Norden grenzte er von Bremen bis zur Eider an die Nordſee, im Oſten an der Elbe, der Saale und am Böhmerwald an die ſlawiſchen Länder, im Südoſten an Ungarn, im Süden vom Karſt bis zum Gotthard längs der Alpen an Italien. Die Provinzen dieſes erſten, deutſch-nationalen Reiches waren: Sachſen, Thüringen, Franken, Alamannien, Baiern und Kärnten. Ludwig der Deutſche aber war ein kluger Fürſt und der achtbarſte unter den Söhnen Ludwigs des Frommen. Er hob ſein Land im Bunde mit der Kirche zu höherer Kultur empor und ließ der deutſchen Sprache und Muſik ſorgſame Pflege angedeihen. In Salzburg, Freiſing, Regensburg und in mehreren Klöſtern blühte unter ihm ein reges geiſtiges Leben.



Faksimile der Niederſchrift der Straßburger Eide vom 14. Februar 842 in Nithards historiarum libri IV; Handſchrift aus dem neunten Jahrhundert. Paris, Nationalbibliothek.

Zuerſt ſteht Karls des Kahlen Eid, dann der von ſeinem Heer geleiſtete Bündnisſchwur; beide in oberfränkiſchem Dialekt.

Umſchreibung und Überſetzung:

In godes minna ind in thes chr*istia*nes folches ind unser
Aus Gottes Liebe und zu des chriſtlichen Volkes und unſer
bedhero gealtnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so
beider Hilfe, von dieſem Tage vorwärts, ſo fort wenn
mir got gewizci indi madh furgibit, so hald ih tesan minan
mir Gott Verſtand und Macht gibt, ſo halte ich dieſen meinen
bruodher, soso man mit rehtu sinan bruher scal, in thiu thaz
Bruder, als man mit Recht ſeinen Bruder ſoll, damit
er mig so soma duo indi mit Luheren in nohelnlu thing
er mir ſo ebenſo thue und mit Lothar in keine Sachen
negegango, zeh minan willon imo ce scadhen werhen.
nicht eingehe, welche (mit) meinem Willen ihm zu Schaden werden.

Oba Karl then eid, then er sineno bruodher Ludhuwige
Wenn Karl den Eid, den er ſeinem Bruder Ludwig
gesvor, geleistit, indi Ludhuwig min herro, then er imo gesvor,
ſchwur, hält, und Ludwig mein Herr, den er ihm ſchwur,
forbrihchit: ob ih inan es irwenden nemag, noh ih noh
bricht: wenn ich ihn davon abwenden nicht kann, noch ich noch
thero nohhein, then ih es irwenden mag, widhar Karle
deren irgendeiner, den ich davon abwenden kann, wider (gegen) Karl
imo ce follusti ne wirdhit
ihm zu Hilfe nicht wird.

Nach dem Vertrage von Meerſen, welcher 870 das alte Lothringen unter die nun für immer getrennten Reiche Deutſchland und Frankreich teilte, umfaßte der neue oſtfränkiſche Anteil des Reiches der Karolinger das jetzige Deutſche Reich weſtlich der Elbe, Deutſch-Öſterreich (ohne Böhmen und Mähren), die nordöſtliche und mittlere Schweiz, Franzöſiſch-Lothringen und die Franche-Comté, Holland und Oſtbelgien. Deutſchland hatte bei jener Teilung einen größern Gewinn davon getragen als Frankreich; überdies aber erfreute es ſich immer noch ausgedehnter Volksrechte, welche im weſtlichen Nachbarſtaate immer mehr dem überwuchernden Lehensweſen

zum Opfer fielen, und einer Einheit, welche bei der feudalen Zersplitterung im Westen nicht wohl gedeihen konnte. —

Mit Arnulf, der zwar ein Karolinger, aber nur ein unechter Sohn und nicht vom entarteten Schlage der Familie war, beginnt ein neuer Abschnitt in Deutschlands politischer Entwickelung; denn gerade damals war Deutschland der allein organisierte unter allen aus dem ehemaligen Reiche der Karolinger hervorgegangenen Staaten. Frankreich, Burgund und Italien zerfielen sämtlich in einzelne Fürstentümer, deren Häupter sich gegenseitig bekämpften und von denen mehrere sogar die Oberherrschaft Arnulfs anerkennen mußten. Arnulf konnte

Karl der Kahle; Dedikationsbild im Codex aureus von St. Emmeram zu Regensburg.
Auf Befehl des Kaisers im Jahre 870 von den Priestern Berengar und Luithard mit goldenen Buchstaben geschrieben und gemalt. (München, Hof- und Staatsbibliothek.)

einstmals in Regensburg die Edlen der Baiern, Ostfranken, Sachsen, Thüringer, Alamannen und viele Slawen um sich versammeln und ein fröhliches Ostern mit ihnen feiern. Im Jahre 896 errang er dann auch die römische Kaiserkrone durch die Eroberung der ewigen Stadt; das vielumworbene Diadem verblieb fortan mit wenigen kurzen Unterbrechungen den Deutschen.

Das Papsttum hatte notgedrungen auf die politische Einheit des Kaiserreiches, die bei den einander widerstrebenden Interessen der widerwillig in ihm vereinigten Völker nicht zu erhalten gewesen war, verzichtet. Auf eine höhere Einheit des Reiches aber, welches ihm zugleich die Christenheit vertrat, konnte es nicht verzichten, wenn es sich nicht selbst aufgeben wollte. Die Christenheit sollte ein Reich des Papstes werden, der Kaiser dessen weltlicher Arm, die Könige der einzelnen Länder seine untergeordneten Stellvertreter. Diesen hochstrebenden Plan zu begründen

und zu befördern, ſollten einige in Frankreich zu Anfang des neunten Jahrhunderts zuſammengeſtellte Sammlungen teils echter, teils falſcher kirchlicher Verordnungen von Päpſten und Konzilien dienen, aus welchen überall der Gedanke einer bis dahin unbekannten völligen Unterordnung der Gemeinden unter die Erzbiſchöfe und Biſchöfe und der letzteren unter den Papſt, ſowie die Lehre von einer vollſtändigen Unabhängigkeit der Geiſtlichkeit vom Staate und einer höhern Stellung der Kirche über dem Staate hervorleuchtete. Der erſte, welcher den Sinn und den Geiſt der „pſeudoiſidoriſchen Dekretalien“ (des bedeutenderen jener Sammelwerke) zu verbreiten ſuchte, war der geniale Papſt Nikolaus I. (858—867); ja, er berief ſich ausdrücklich auf jene Fälſchung als auf eine Autorität für ſeine hierarchiſchen Beſtrebungen. Er errang eine wenigſtens über das ganze Abendland mächtig gebietende Stellung, und, wenn es ihm auch nicht gelang, das Morgenland ſeinem Primate zu unterwerfen, ſo daß ſeit ſeiner Zeit beide Welthälften in kirchlichen Dingen für immer ihre getrennten Wege gingen, — ja, wenn auch in dem auf ihn folgenden Jahrhundert das Papſttum von ſeiner Höhe tief herabſank, ſo haben dennoch ihm ähnliche Geiſter ſeine Beſtrebungen ſpäter mit gleicher Kraft wieder aufgenommen und weitergeführt.

Indeſſen war es merkwürdig, daß Nikolaus I. von der erwähnten Fälſchung den erſten Gebrauch zu Gunſten ſtrengerer Sittlichkeit machte. Dem Unfuge des Mätreſſenweſens, das ſich von den Merowingern auf die franzöſiſchen Könige vererbt, Deutſchland aber mit Ausnahme weniger Fälle der Nachahmung fremder Unſitten verſchont hatte, huldigte auch der über Lothringen regierende Kaiſer Lothar II., ein Sohn Lothars I. Er verſtieß ſeine tugendhafte Gattin Teutberga, um die Buhlerin Waldrada an ihre Stelle zu ſetzen; die Geiſtlichkeit ſeines Landes ließ ſich herbei, ihm recht zu geben und die Königin auf falſche Anklagen hin zu verurteilen. Der Papſt aber trat mit Berufung auf ſeine Oberherrlichkeit gegen dieſen Sieg des Laſters auf, deſſen Beſchützer ſich nun in ihren fürſtlichen Rechten gekränkt fühlten. Lothars Bruder, Kaiſer Ludwig II., zog nach Rom, um den Papſt einzuſchüchtern, und ſein Heer verübte argen Unfug daſelbſt. Allein die Energie des Papſtes ſiegte ohne Waffen, wenn auch ſein baldiger Tod und das Hinſterben auch des Kaiſers die gerechte Erledigung des Falles verhinderten. Der letztere läßt uns indeſſen einen tiefen Blick in die ſittlichen Zuſtände des neunten Jahrhunderts thun. Die meiſten Monarchen und Adeligen lebten zügellos und viele, ſelbſt ſehr hohe Geiſtliche, oft nicht beſſer. Jenes Kaiſers Vater, Lothar I., hatte während des Krieges gegen ſeinen Vater deſſen ſämtliche Anhänger ermorden laſſen; auch ließ er eine Nonne, des ſpäter hingerichteten Grafen Bernhard Schweſter, in ein Weinfaß ſtecken, in die Saone werfen und endlich töten.

Die ſozialen und politiſchen Zuſtände all dieſer Reiche entwickelten ſich unter den Karolingern ſeit Karl dem Großen formell nur wenig, materiell aber in ſehr unerfreulicher Weiſe. Der große Sinn und Blick Karls fehlte ſeinen Nachkommen ebenſoſehr wie ſein Eifer für das allgemeine Wohl; die meiſten derſelben kehrten, wie ſoeben gezeigt, zu dem deſpotiſchen Treiben der Merowinger zurück und richteten damit ihre Reiche zu Grunde.

Die Grundlage des geſamten Lebens unter den Karolingern bildete noch immer der Ackerbau. Außer den aus der römiſchen Zeit ſtammenden Städten waren neue noch nicht entſtanden. Handarbeiten wurden nur von den Leibeigenen für ihre Herren verrichtet; Berufe gab es daher noch nicht, ſondern nur Stände.

In dieſen aber hatten, wie bereits gezeigt ward, weſentliche Verſchiebungen ſtattgefunden. Es gravitierte jetzt alles nach dem Königtum; vorab der Adel, um welchen ſich dann wieder die Hörigen und Eigenen ſcharten, während die Gemeinfreien an Zahl und Bedeutung ſtets abnahmen, vielfach ſogar auch ihren Grundbeſitz und damit das Recht verloren, als Eideshelfer, Schöffen und ſogar als Zeugen aufzutreten, weil man ſie nicht mehr für einen von ihnen angerichteten Schaden belangen konnte.

Der Staat organiſierte ſich ganz nach dem Muſter der Höfe des Adels, daher auch ſeine höchſten Kreiſe den Namen des Hofes erhielten. Die unfreien Dienſtmannen der Adeligen, die Ministri oder Ministeriales, wurden das Vorbild der Stellung ſelbſt der höchſten Staatsdiener. Sie erhielten von ihren Herren freie Wohnung und Koſt und oft auch ein Gut, Beneficium

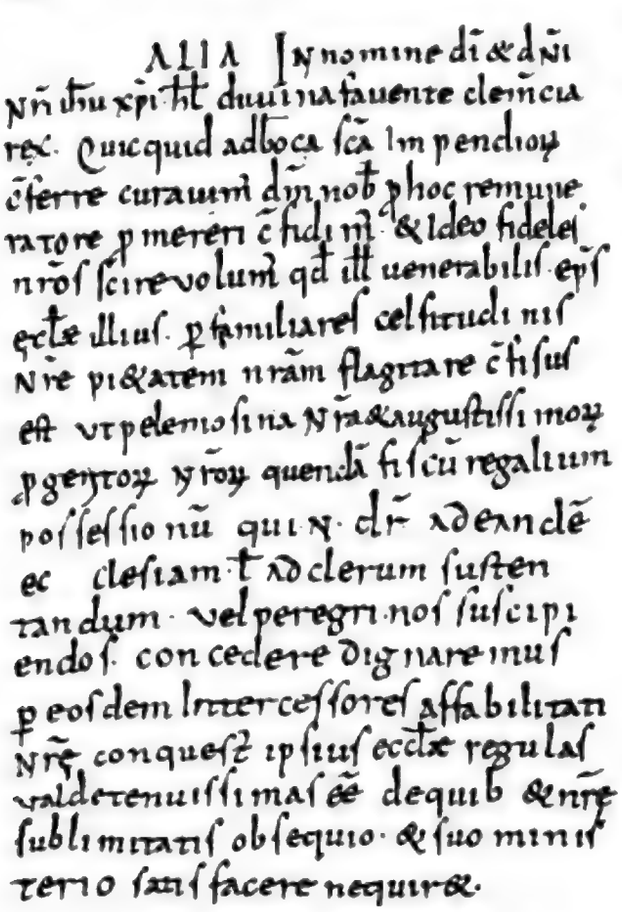
(ſ. oben S. 91 und 109) zum Lehn, welche Vorteile viele Freie verlockten, in dieſen Stand zu treten. Sie durften aber das übertragene Gut nicht nur ohne Bewilligung des Herrn nicht veräußern, ſondern konnten ſelbſt mit oder ohne Lehnsbeſitz verkauft und verſchenkt werden.

Fränkiſcher Fürſt.

Miniatur in einem Meßkanon der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts aus dem alten Schatz der Kathedrale zu Metz. Paris, Nationalbibliothek

Leider findet ſich kein Anhalt dafür, wen der Miniator in dieſem Fürſten hat darſtellen wollen. Aus dem Purpurmantel aber und der Krone, welche die aus den Wolken ragende Hand Gottes über ſein Haupt hält, iſt mit Sicherheit zu ſchließen, daß ein König oder ein Fürſt königlichen Geblütes dargeſtellt ſei. Er iſt angethan mit einem auf der Schulter durch eine goldene Agraffe zuſammengehaltenen Purpurmantel und einer goldgeſtickten hellfarbigen Tunika, welche um den Leib von einem mit Edelſteinen verzierten Gürtel, von dem man nur das herabhängende Ende ſieht, zuſammengehalten wird. Die Bekleidung der Beine ſcheint die hoſenartige, femoralia benannte, zu ſein. Der Fürſt ſteht zwiſchen zwei Biſchöfen, welche heilige Bücher im Arm halten und mit dem Meßgewand, der Kaſel, dem Chorhemd und langer Tunika bekleidet ſind; auf der Bruſt tragen ſie das kreuzgeſchmückte Pallium.

Sie wußten ſich jedoch den Herren unentbehrlich zu machen und großen Einfluß auf ſie zu gewinnen, namentlich durch den Kriegsdienſt, in welchen ſie ihnen zu folgen hatten. Die höheren unter den Miniſterialen waren die oben (S. 109) genannten Hofbeamten, die eine immer



Alamanniſche Rechtsformel aus dem neunten Jahrhundert: Schenkung eines königlichen Gutes an eine biſchöfliche Kirche.

Dieſes und die beiden nächſten Faſſimile's ſind einer für die Rechtsgeſchichte der karolingiſchen Zeit bedeutſamen, aus der Abtei Rheinau ſtammenden, jetzt im Staatsarchiv zu Zürich bewahrten Handſchrift entnommen, welche Formeln zur Abfaſſung von Urkunden über private und kirchliche Rechtsvorgänge enthält. (Nach Fr. v. Wyß.)

Umſchreibung und Überſetzung auf der Beilage.

größere Bedeutung erhielten. So wurde z. B. der Maristalk zum Oberfeldherrn, der Seniſtalk zum erſten Hofbeamten u. ſ. w. Mehrere der bedeutendſten Adelsgeſchlechter Deutſchlands und Öſterreichs ſtammen von dieſen urſprünglich unfreien Dienſtmannen ab. Alles dies aber entwickelte ſich nicht plötzlich in beſtimmter, kurzer Zeit, ſondern langſam erſt in Jahrhunderten.

Nach Kaiſer Karls Vorgang ſuchten die Großen des Reiches ihre Güter beſſer zu bewirtſchaften; auch hielten ſie auf ihren Höfen Handwerker aller Art. Oft trennten ſich die großen Grundbeſitzer nicht von den Markgenoſſenſchaften, ſondern arbeiteten mit an der Verbeſſerung des Bodens derſelben. Mehr als die weltlichen Großen bewirkten jedoch die Klöſter; ſie veranſtalteten oft bedeutende Rodungen. Was man an Land rodete, konnte man als „Biſang“ durch das Recht des „Neubruchs“ zum Eigentum erwerben. Was zu einem Hofe gehörte, die „Hufe“ (oben S. 103), zerfiel in der Regel in 30 Tagwerke, Acker, Joch, Juchart oder Morgen.

Die Großen aber wurden allmählich ſo unabhängig, daß bereits im Jahre 811 ein Mann keine Kriegsdienſte mehr zu leiſten brauchte, wenn ſein Herr dies nicht wollte, und daß der König ſolche Fälle ſogar durch Privilegien genehmigte. Daher ſtellten ſich denn auch viele Freie, ihre Unabhängigkeit aufgebend, in den Schutz der Großen, nur um dem Kriegsdienſte zu entgehen. Die Dienſtpflicht wurde infolge der Abnahme der Leiſtungsfähigkeit des kleinen Grundeigentums unter Karl dem Großen ſo ſehr beſchränkt, daß immer nur auf vier, ſpäter ſogar auf fünf Hufen, gleichviel ob ſie einem oder mehreren gehörten, ein Waffenpflichtiger kam, dem dann die Mitbeſitzer die Ausrüſtung beſchaffen mußten. Nur wenn es die Abwehr eines Feindes galt, mußte wenigſtens aus den zumeiſt bedrohten Gegenden jeder Waffenfähige ausziehen, und zwar bei Todesſtrafe, welche den Heriſliz (oben S. 79) auch noch damals traf. Die Wolfsjäger waren dienſtfrei.

In politiſcher Beziehung kam es ſo weit, daß die ordentlichen Beamten die Domänen, Immunitäten und Herrſchaftsgebiete in Ausübung polizeilicher Handlungen nicht betreten durften, ſondern die Feſtnahme und Auslieferung von Verbrechern den Herren dieſer Gebiete überlaſſen mußten. Am beſten kam die Kirche dabei fort, da ſie ſchon im achten Jahrhunderte den dritten Teil Galliens beſaß und die Steuern aus demſelben bezog, ja die geſamte Verwaltung und Gerichtsbarkeit in dieſen Gebieten ausübte. Die Rechtspflege beſorgte für die geiſtlichen Stifter ein meiſt ſelbſtgewählter Dingvogt, das Rechnungsweſen ein Vicedominus; ihre Kriegsmannſchaft führte anfangs ein Schirmvogt dem Grafen zu, bis er ſie ſpäter ſelbſt befehligte. Die weltlichen immunen, das heißt von Verpflichtungen gegen den Staat freien Herren ihrerſeits vererbten ihre Beſitzungen auf ihre Nachkommen. Verletzungen der Immunität

Beilage zu Seite 130 und 131.

Umschreibung und Übersetzung

zu dem Faksimile:

Alamannische Rechtsformeln aus dem 9. Jahrhundert.

Pergament-Codex aus der Abtei Rheinau (Staatsarchiv Zürich).

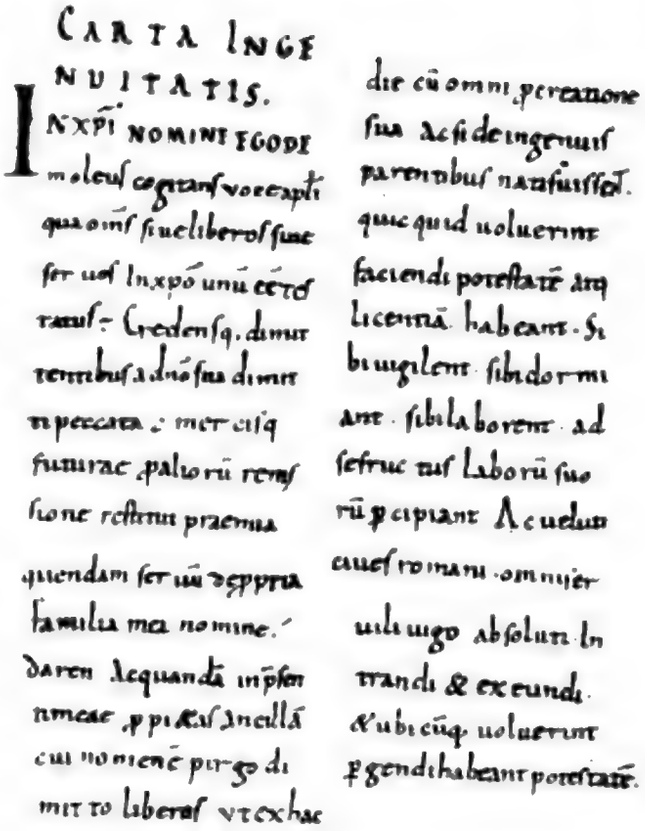
Alia (id est: Concessio regalis).
(Schenkung eines königlichen Gutes an eine bischöfliche Kirche).
In nomine Dei et domini nostri Jesu Christi Hl(udovicus)
Im Namen Gottes und unseres Herrn Jesu Christi Ludwig
divina favente clementia rex. Quicquid ad loca sancta im-
von Gottes Gnaden König. Was wir auch auf heilige Stätten
pendiorum conferre curavimus, Deum nobis pro hoc remunera-
an Unkosten zu verwenden angeordnet, (so haben wir) daß Gott uns für dieses
torem promereri confidimus. Et ideo fideles nostros scire
Vergeltung üben werde, das Vertrauen. Und daher wollen wir, daß unsere
volumus, quod ille venerabilis episcopus ecclesiae illius
Getreuen wissen, daß jener ehrwürdige Bischof jener Kirche
per familiares celsitudinis nostrae pietatem nostram flagitare
durch die Hausfreunde unserer Hoheit das Vertrauen gewonnen hat, unsere
confisus est, ut pro elemosina nostra et augustissimorum
Frömmigkeit erfordere es, daß wir zu unserem Heil und zu dem unserer
progenitorum nostrorum quendam fiscum regalium
erlauchtesten Vorfahren ein Gut der königlichen
possessionum qui N. dicitur, ad eandem ecclesiam,
Besitzungen, welches N. heißt, jener Kirche, sei es
vel ad clerum sustentandum, vel peregrinos susciplendos
zum Unterhalte der Geistlichkeit, sei es zur Aufnahme von Pilgern,
concedere dignaremus, per eosdem intercessores affabilitati
zu übertragen geruhten, und daß er sich durch jene Vermittler bei unserer
nostrae conquestus, ipsius ecclesiae regulas valde tenuissimas
Leutseligkeit beschwert hat, wie die Verhältnisse jener Kirche so sehr beengt
esse, de quibus et nostrae sublimitatis obsequio et suo
seien, daß er sich mit ihnen weder aus Gehorsam gegen unsere Erhabenheit, noch
ministerio satisfacere nequiret.
aus Diensteifer begnügen könne.

Carta ingenuitatis. In Christi nomine ego Demoleus,
Freilassung eines Hörigen. In Christi Namen ich Demoleus,
cogitans vocem apostoli, qua omnes sive liberos sive servos in
bedenkend das Wort des Apostels, wodurch er, daß Alle, sowohl Freie als Eigene in
Christo unum esse testatus est, credensque, dimittentibus a
Christo Eines seien, bezeugt hat, und glaubend, daß den Freilassenden
domino sua dimitti peccata, mercisque futurae pro aliorum
vom Herrn ihre Sünden vergeben werden und daß ihre künftigen Handlungen für den
remissione restitui praemia, quendam servum de propria
Nachlaß (der Sünden) Anderer belohnt werden, (so entlasse ich) einen Hörigen aus meiner
familia mea nomine Daren ac quandam in praesenti
eigenen Hausgenossenschaft, Namens Daren, und eine gegenwärtig in
meae proprietatis ancillam, cui nomen est Pirgo,
meinem Eigentum (befindliche) Magd, deren Name Pirgo ist,
dimitto liberos, ut ex hac die cum omni procreatione
— als frei, so daß sie von diesem Tage an mit all ihrer Nach-
sua, ac si de ingenuis parentibus nati fuissent,
kommenschaft, als ob sie von freien Eltern geboren wären,
quicquid voluerint faciendi potestatem atque licentiam
was sie auch wollten, zu thun die Macht und die Freiheit
habeant. Sibi vigilent, sibi dormiant, sibi laborent,
haben sollen. Für sich mögen sie wachen, für sich schlafen, für sich arbeiten;
ad se fructus laborum suorum percipiant, ac veluti cives romani
für sich sollen sie die Früchte ihrer Arbeit beziehen, und gleich römischen Bürgern
omni servili iugo absoluti intrandi et exeundi et ubicunque
von allem Sklavenjoch befreit, ein- und aus- und überall
voluerint pergendi habeant potestatem.
wohin sie wollen, zu gehen die Macht haben.

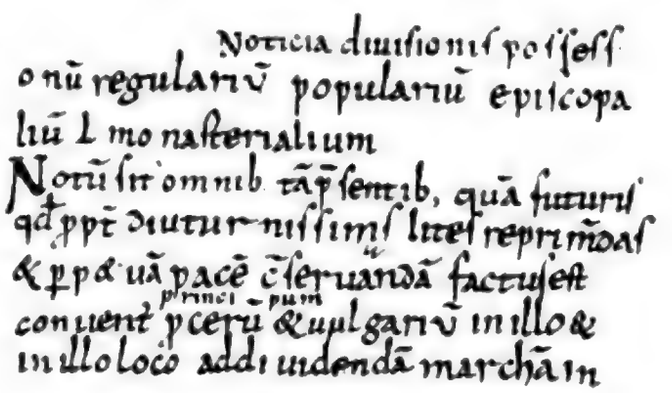
Noticia divisionis possessionum regularium, popularium,
Verzeichnis der Verteilung der königlichen, staatlichen, bischöf-
episcopalium vel monasterialium. Notum sit omnibus
lichen und klösterlichen Besitzungen. Zu wissen sei Allen,
tam praesentibus quam futuris, quod propter diuturnissimas
sowohl Gegenwärtigen, als Zukünftigen, daß zum Zwecke, tägliche
lites reprimendas et perpetuam pacem conservandam factus est
Streitigkeiten zu schlichten und stetigen Frieden zu erhalten, eine
conventus procerum (principum) et vulgarium in illo et in illo
Versammlung der Vornehmen (Fürsten) und der Gemeinen an diesem und jenem
loco, ad dividendam marcham . . . . . .
Orte zur Berichtigung der Grenze (zwischen dem königlichen Gut und dem Staatsgebiete) veranstaltet worden ist.

mußten mit einem auf ſechzig Solidi feſtgeſetzten „Bann“ an den König und einer Buße an den Inhaber geſühnt werden. So lockerte ſich die Staatseinheit fortwährend; die abhängigen Leute, die bis dahin immer noch Unterthanen des Königs geweſen waren, galten ſeit etwa 843 nur noch als Vaſſallen ihres Herrn; kurz: das Feudalſyſtem näherte ſich ſeiner Vollendung.

Karl der Große und ſeine nächſten Vorfahren hatten die Herzoge rechts vom Rhein zu fränkiſchen Königsbeamten erniedrigt; nach Karls Tode aber ſtiegen ſie wieder zu Stammesherzogen empor und blieben dies bis zum Ende des alten deutſchen Reiches. Grafen und Herzoge an den äußeren Grenzen des karolingiſchen Reiches und ſeiner Teilſtaaten in den verſchiedenen Marken, z. B. der däniſchen, wendiſchen, böhmiſchen, kärntniſchen, ſpaniſchen Mark, hießen Markgrafen und Markherzoge und hatten, über größere Kriegsmacht verfügend, die Verteidigung des Landes ſelbſtändig zu leiten. Unter Ludwig dem Deutſchen ſaß in Regensburg am königlichen Hofe ein Pfalzgraf als Richter. Das Amt der Grafen wurde meiſt erblich; ihre Befugniſſe waren die oberſten gerichtlichen, verwaltenden und kriegeriſchen im Gau. Unter ihnen ſtanden die nun allgemein waltenden Zentgrafen, denen die niedere Gerichtsbarkeit und Polizei oblag. Da ſich aber die Grafen, ſelbſt unter Karl dem Großen, oft unbotmäßig verhielten, ſo führte er nach Beſeitigung der Herzoge 801 die Gewalt-, Send- oder Königsboten ein, welche, je zwei, ein Geiſtlicher und ein Weltlicher, in einem gewiſſen Bezirke die geſamte Verwaltung zu unterſuchen und unter Umſtänden ſelbſt zu leiten hatten. Sie ordneten, was die Grafen vernachläſſigt hatten, und verbeſſerten, was dieſelben fehlerhaftes oder ungerechtes ſich hatten zu ſchulden kommen laſſen. Vor allem aber wachten ſie über der treuen Erfüllung der Dienſtpflicht im Kriege und zogen die geiſtlichen und weltlichen Herren, welche darin irgend etwas verſäumten, zur ſtrengſten Rechenſchaft. Während ſie walteten, hörten alle ordentlichen Gerichte auf; ſie übten dann auch die Juſtiz, ließen Verbrecher aufknüpfen, brandmarken oder verſtümmeln, bewilligten gerichtliche Zweikämpfe u. ſ. w. Jedermann konnte vor ihnen erſcheinen und


CARTA INGE
NVITATIS.
INXPI NOMINI DOMI
meus cogitans voce expli
qua omnes siue liberos siue
ser uos Inxpo unu certos
ramus: Credens q. dimit
tentibus a nobis dimit
tu peccata: mer eisq
futura ac paloru rem
sione relinqu praemia
quendam ser uu depptra
familia mea nomine.
daren sequanda inpsen
nmeae ppiae sedulá
cui no nienē purgo di
mitto liberos vt ex hac
die cū omni peculione
sua de side ingenui
parentibus nati fuisse.
quicquid voluerint
faciendi potestatē atq
licentiā habeant. Si
bi ingilem sibi dormi
ant sibi laborent ad
structus Laborū suo
rū capiant Aeuelum
cuncs romani omnier
uili ingo absolut in
trandi & exeundi.
& ubicūq. voluerint
p gendi habeant potestatē.

Alamanniſche Rechtsformel aus dem neunten Jahrhundert: Freilaſſung eines Hörigen betreffend.
(ſ. vorhergehendes Faksimile.)
Umſchreibung und Überſetzung auf der Beilage.


Noticia diuisionis possess
onū regularīū popularīū episcopa
liū Lmonasterialium
Notū sit omnib tāp semtib, quā futuru
qđ ppē diutur nissimi litel repriēdas
& ppa uā pacē cseruandā factu est
conuent pceru & ulgarū in illo &
in illo loco addi undendā marchā in

Alamanniſche Rechtsformel aus dem neunten Jahrhundert: Teilung von Eigentum und Nutzung von Waldungen.
(ſ. vorhergehendes Faksimile).
Umſchreibung und Überſetzung auf der Beilage.

Digitized by Google

Beſchwerden anbringen. Ihnen untergeben waren die vom Volke gewählten Rügeſchöffen, welche ihnen über alle einſchlägigen Verhältniſſe Auskunft zu erteilen hatten.

In ordentlichen Rechtsfällen richtete der Graf oder ſein Stellvertreter mit den von ihm an Königs ſtatt aus den bedeutendſten Grundeigentümern des Gaues gewählten und allmählich erblich gewordenen Schöffen, die jedoch bei den Friſen, Sachſen, Baiern und Alamannen nicht ſo bald Eingang fanden, wie bei den Franken. Übrigens urteilten die Schöffen nur an den gebotenen, das heißt an den außerordentlichen Dingen, während die freien Grundbeſitzer insgeſamt fortfuhren, an den drei jährlichen „ungebotenen“ oder echten Dingen unter dem Vorſitze des Grafen in allen wichtigeren Fällen (Leben, Freiheit und Grundbeſitz betreffend), ihr Urteil zu finden. Entgegen der alten Gewohnheit, wurden ſpäter die Sitzungen unbewaffnet und in Gebäuden, „nicht mehr an den alten heidniſchen Dingſtätten“ im Freien, abgehalten. Straffälle wurden nun nicht mehr wie früher, nach dem Rechte des Thäters, ſondern nach dem des Ortes der That beurteilt.

Fränkiſche Elfenbeinſchnitzerei von einem Buchdeckel aus dem neunten Jahrhundert. Paris, Louvre-Muſeum.

Motiv: David Pſalmen diktierend.

Oben der König, eine Pergamentrolle in der Hand, auf einem Throne, die Leibwache zu ſeinen Seiten; darunter vier Schreiber, zwiſchen dieſen ein geöffneter Behälter zur Aufnahme von Handſchriften. (Gaz. arch.)

Der wirtſchaftliche Verkehr war noch ein ſehr unentwickelter. Staats- und Königsgut waren noch immer nicht getrennt und ergänzten ſich gegenſeitig. Pflichtige Abgaben wurden in Früchten, Vieh u. ſ. w. gegeben; auch rechnete man noch vielfach nach Ochſen; denn Geld war noch ſelten. Daher war auch der Handel meiſt Tauſchhandel; der Zoll, der auf allen Märkten, Straßen und Brücken erhoben ward, wurde in einem Teile der eingeführten Ware entrichtet. Über Gegenſtände, die noch nicht thatſächlich vorhanden waren, wie z. B. Getreide auf dem Halm, Wein vor der Leſe u. ſ. w. durfte kein Geſchäft abgeſchloſſen, der Kornpreis nicht willkürlich geſteigert, vorgeſchriebene Preiſe nicht überſchritten, an Fremde keine Waffen, Knechte und Hengſte geliefert werden. Außer den Friſen, welche beſonders Kleider verkauften (oben S. 98); (der Fries hat von ihnen den Namen), — waren es meiſt Juden, welche den Handel betrieben. Dieſelben befanden ſich oft in ſehr gedrückter, der monarchiſchen Willkür unterworfener Lage. Oft aber fand es dieſe auch in ihrem Intereſſe, ſie zu ſchützen. So geſtattete ihnen Karl der Große, Sklaven zu halten und Grundbeſitz zu erwerben, und der fromme Ludwig verbot ſogar die

Taufe dieſer den Juden gehörigen Sklaven gegen den Willen ihrer Herren. Ja, der Markttag wurde ihretwegen 820 in Lyon vom Sabbat verlegt, und der dortige Erzbiſchof Agobard bekämpfte dieſe Milde umſonſt, da die Vornehmen die Juden aus guten Gründen ſchützten und ihn ob ſeines Eifers verſpotteten, indem ſie ihn an die Nationalität und Religion der Patriarchen und Apoſtel erinnerten.

Es fehlte jedoch auch nicht an demütigenden Beſchränkungen der Juden. Es war z. B. unter den Karolingern vorgeſchrieben, daß kein Jude von der Kirche oder von irgend einem Chriſten an Silber, Gold oder anderen Dingen etwas annehmen dürfe, weder als Pfand, noch für eine Schuld, widrigenfalls all ſein Eigentum ihm weggenommen und ihm die rechte Hand abgehauen werden ſolle. Ja, es durfte ein Jude eigentlich ſogar weder Geld im Hauſe haben, noch Wein oder Getreide verkaufen, bei Strafe der Konfiskation und des Kerkers. Man kann ſich jedoch wohl denken, daß alles dies nicht ſtreng durchgeführt wurde. Beim Schwören eines Eides mußte der Jude in einem Kreiſe oder auf einer Schweinshaut ſtehen und die fünf nach Moſe benannten Bücher (die Thorah) im Arme halten.

Fränkiſche Krieger, dargeſtellt in einer fränkiſchen Elfenbeinſchnitzerei eines Buchdeckels aus dem neunten Jahrhundert.

Paris, Louvre-Muſeum.

Motiv: 2. Buch Samuelis, 2. Kapitel.

Im oberen Feld Abner vor den Mauern der Stadt Gibeon, in Unterhandlung mit Joab begriffen; unter ihnen die zwölf jungen Männer vom Stamme Benjamin in der Tracht und Bewaffnung fränkiſcher Krieger; darunter der Fiſchteich von Gibeon mit einem ſegelnden Schiff und Waſſervögeln. (Gaz. arch.)

Die Juden waren aber bei weitem nicht am ſchlimmſten daran. Die Stiefkinder der Karolingerzeit waren die immer mehr in Abhängigkeit von der Krone, der Kirche und dem Dienſtadel verſinkenden Bauern. Namentlich waren es die Kriege, welche ſie ausſogen, da die Grafen, die ihre Mannſchaft ſelbſt ausrüſten mußten, ſogar die Ärmſten ihrer Untergebenen in Mitleidenſchaft zogen und ihnen oft ihr Letztes wegnahmen. Dazu kamen der Zehnte an die Kirche, die Frondienſte zur Herſtellung von Wegen und Brücken, die Durchzüge von Heeren und im Frieden die Reiſen von hohen Herren (ſ. oben S. 108). Karls Pläne zur Abhilfe blieben nach ſeinem Tode unausgeführt, und die Zuſtände wurden immer drückender. Ebenſo blieben ſeine Anſtrengungen, dem Raub, dem Mord und anderen Kriegsgreueln zu ſteuern, fruchtlos. Das Reich oder vielmehr die Reiche ſeiner Nachkommen verſanken in das jammervollſte Elend, welches überdem noch durch zahlreiche Hungerjahre vermehrt wurde.

Die geiſtigen Beſtrebungen unter den Nachkommen Karls des Großen erlitten

durch die Vater- und Bruderkriege derſelben große Beeinträchtigungen. Die Höfe der ſpäteren Karolinger glichen nur wenig dem ihres großen Ahnen, und die vorzugsweiſe (wenn auch vielfach ohne zureichende Gründe) nach Klöſtern benannten Annalen jener blutigen Zeiten hatten keinen Raum und keine Gelegenheit zur Erwähnung von Schöpfungen im Reiche des Wahren, Schönen und Guten. Und dennoch bereitete ſich im ſtillen die Erhebung der Deutſchen zu Thaten des Geiſtes vor, an welchen ſie bisher, mit Ausnahme weniger Mitglieder des litterariſchen Kreiſes des großen Karl, noch völlig unbeteiligt geblieben waren. Seit dem Tode dieſes Monarchen trat eine örtliche Verteilung der Beſchäftigung mit dem Idealen an die Stelle ihrer Konzentration am Hofe.

Das Entſtehen eines beſonderen deutſchen Reiches ſeit Ludwig dem Deutſchen fiel nämlich der Zeit nach höchſt merkwürdiger Weiſe mit dem erſten Erwachen jener eigenartigen deutſchen Geiſtesbildung zuſammen, deren Grundlagen der große Karl gelegt, die ſein Sohn, Ludwig der Fromme, zwar zu vernichten geſucht hatte, die aber deſſenungeachtet beſtehen geblieben, und wenn auch noch unvollkommen, doch ſo kräftig waren, daß auf ihnen eine im Forſchen und Denken vorgeſchrittene Zeit weiter bauen konnte. Was die Deutſchen in der Zeit ihres erſten, unſicheren Taſtens im Reiche des Geiſtes zu ſtande brachten, darf, wenn es auch nur zu kleinem Teile in ihrer heimiſchen Sprache und meiſt in derjenigen Roms das Licht der Welt erblickte, und wenn auch noch ſo vieles davon verloren gegangen iſt, nicht unterſchätzt werden; es iſt vielmehr geradezu bewundernswert, wenn man die traurigen Zuſtände betrachtet, unter welchen damals das Land infolge der inneren Kriege zwiſchen den entarteten Karolingern ſelbſt, wie der räuberiſchen Einfälle von Normannen und Dänen, von Slawen, Magyaren und Sarazenen zu leiden hatte. Ja, die jetzt aufkeimende deutſche Kultur hat ungeachtet dieſer für ſie ſo verhängnisvollen Unglücksfälle keinen Vergleich mit derjenigen der Byzantiner und der Araber zu ſcheuen, welche nur von der Erbſchaft der alten Hellenen zehrten; ſie hat vielmehr vor beiden bei ihrer freilich nur geringen Zahl von Schöpfungen eine hohe Originalität in den Gedanken und in ihrer Ausführung voraus.

Es war am Ende des neunten Jahrhunderts, da der kräftige Arnulf ſtarb, und ihm im Knabenalter ſein Sohn Ludwig das Kind folgte, als jenes finniſch-ugriſche, wilde und nomadiſche Reitervolk nach Mitteleuropa vordrang, welches die Gelehrten jener Zeit in richtiger Würdigung ſeiner Raſſenangehörigkeit und Kultur „Hunnen“ und „Awaren“ genannt haben. Mit gewohnter mongoliſcher Anmaßung und zugleich mit der Kopfloſigkeit dieſer Raſſe, die nie bedenkt, was ſie mit ihren Eroberungen dereinſt anfangen will, ſtürzten ſich die Magyaren von Ungarn, ihrem erwählten Standquartier, aus zunächſt auf die Großmähren, deren Reich ſie vernichteten, dann auf Italien, endlich aber mit höchſter Wut auf Deutſchland. Baiern wurde ihre erſte Eroberung, die ſie mit allen Greueln mongoliſcher Raubluſt, mit Morden, Sengen und Brennen erfüllten. Kein Teil Deutſchlands, ſelbſt nicht der jenſeit des Rheines, blieb in der Folge von ihrer Wut und ihrer hinterliſtigen Kriegsweiſe verſchont.

Durch dieſe Magyarennot vornehmlich wurde nun auch in Deutſchland das Verſinken der ehemaligen Freien in Abhängigkeit von Adel und Kirche, welches hier bisher nicht ſo ſchnell wie in den übrigen Teilen des einſtmaligen Frankenreiches vor ſich gegangen war, reißend beſchleunigt. Die Scheinherrſchaft Ludwigs des Kindes, in Wahrheit eine Anarchie, begünſtigte ferner die Ausbildung des Partikularismus der einzelnen deutſchen Stämme, welche ja nur durch Gewalt im fränkiſchen Reiche verbunden worden waren und noch kein gemeinſames Nationalbewußtſein beſaßen; denn ein wirklich rein deutſches Reich gab es ja thatſächlich noch nicht. Es traten wiederum Herzoge mit voller, die königlichen Rechte erſetzender Gewalt an die Spitze der nach ihnen verlangenden Völker Frankens, Schwabens, Baierns, Sachſens und Lothringens, welch letzteres zum Teil den weſtlichen (franzöſiſchen) Karolingern als Beute anheim fiel. Die vier rechtsrheiniſchen Stämme aber ſandten ihre Wähler nach Forchheim, wo dieſelben (911) zuerſt den tüchtigen und mächtigen Herzog Otto von Sachſen zum König wählten, der jedoch ſeines hohen Alters wegen die Krone ablehnte und die Wahl des kräftigen Herzogs Konrad von Franken empfahl. Das deutſche Wahlkönigtum war ſomit auf den Trümmern des Frankenreiches geboren worden, und die Wahl ſelbſt bedeutete den Beginn eines endloſen

Beilage zu Seite 135:

Umſchreibung und Überſetzung zu dem Fakſimile einer Seite aus der einzigen erhaltenen Handſchrift des Beowulf-Epos.

Zehntes Jahrhundert. London, Brit. Muſeum.

[Nálæs hi hine læssan lácum téodan,
Und nicht ſie ihn (*d. i. Scyld*) weniger mit Opfern verſorgten
théod-gestreonum, thon thá dydon
des Volkes Gaben, als jene gethan,
the hine æt frum-sceafte forth onsendon
die ihn in früherer Zeit fort ſandten
ænne ofer ýthe umbor we]
allein über die Wogen, ein Kindlein

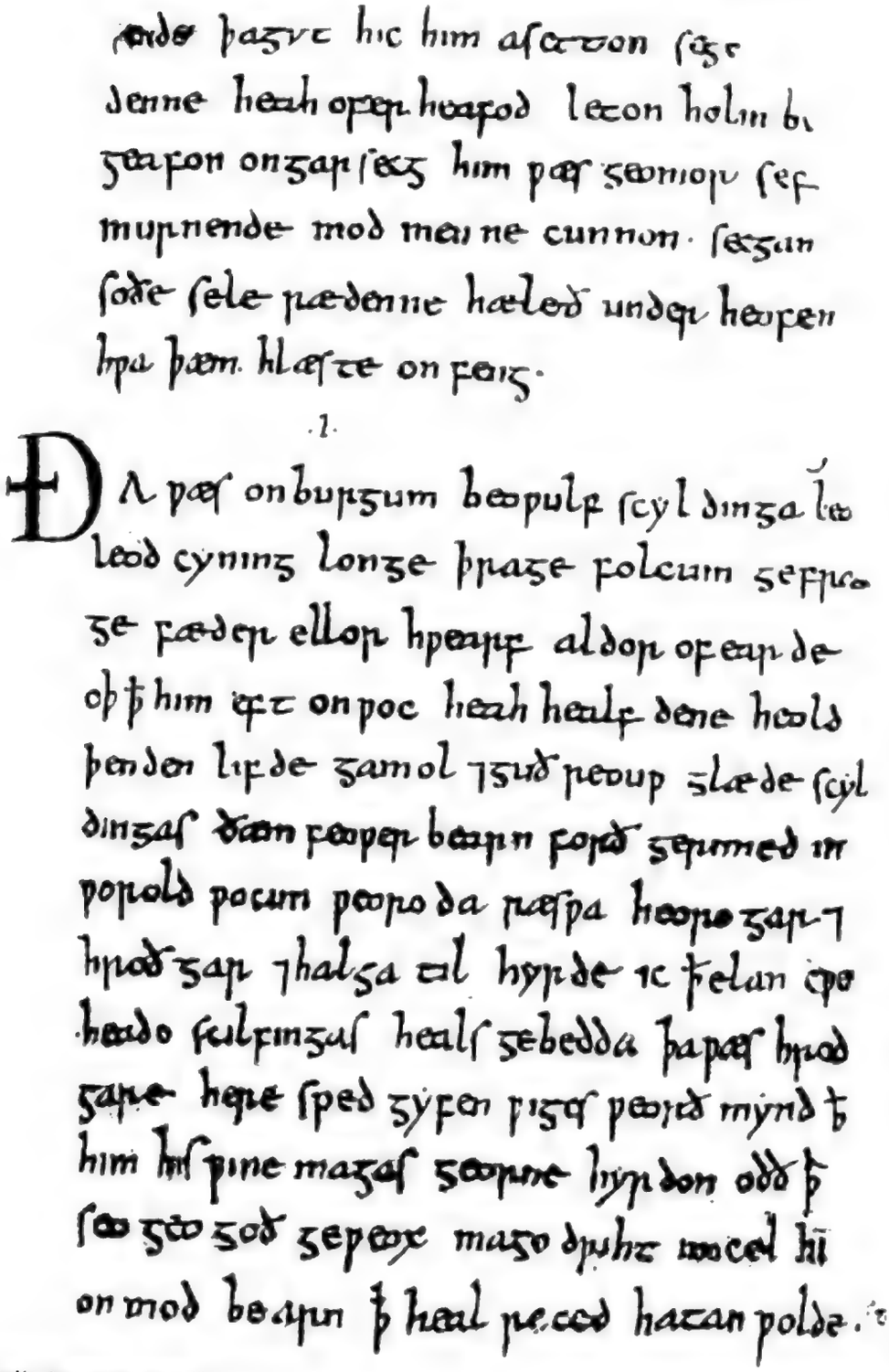
(Hier beginnt das Fakſimile.)

sende; thá gyt hie him ásetton segen
ſendend; Dazu noch ſie ihm aufpflanzten eine Fahne
g[yl]denne héah ofer héafod, léton holm beran,
(*eine*) goldene hoch zu Häupten, ſie ließen die See (*ihn*) wegtragen,
géafon on gársecg: him wæs géomor sefa,
ſie übergaben (*ihn*) dem Meer: ihnen war ſchwer das Herz,
murnende mód. Men ne cunnon secgan
traurig das Gemüt. Männer nicht können nennen (*sagen*)
tó sóthe, sele ræden[d]e, hæleth under heofenum,
in Wahrheit, (*Männer*) die im Saale reden, (*und*) Helden (*sind*) unter dem Himmel,
hwá thæm hlæste onféng.
(*ihn*) wer die Fracht empfing.

Thá wæs on burgum Béowulf Scyldinga léof
Damals war in den Burgen Beowulf der Scyldinge geliebter
léod-cyning longe thráge folcum gefræge
angeſtammter König, lange Zeit unter den Völkern berühmt
— fæder ellor hwearf aldor of earde —
— der Vater anderswo hinging, der Edle aus ſeinem Beſitz —
óth thæt him eft onwóc héah Healfdene: héold
bis daß ihm nachher wurde geboren der here Healfdene: der beherrſchte
thenden lifde, gamol ⁊ gúthréow, glæde Scyl-
während er lebte alt und ſchlachtengewaltig, die fröhlichen Scyl-
dingas. Thæm féower bearn forth gerímed in
dinge. Ihm vier Kinder Alles in Allem gerechnet in
worold wócun, weoroda ræswa[n], Heorogár ⁊
die Welt wurden geboren, der Heere Leiter Heorogár und
Hróthgár ⁊ Halga til, hýrde ic thæt Elan cwén
Hróthgár und Halga (*der*) Gute hörte ich, daß Elan Königin . . .
Heathoscylfin·g[e]s heals-gebedda. Thá wæs Hróth
des Heathoscylfing's Ehegefährt' . . . Damals wurde Hróth-
gáre here-spéd gyfen, wiges weorthmynd, thæt
gár Heeres-Glück gegeben, (*und*) Kriegs-Ruhm, daß
him his winemágas georne hýrdon, óth thæt
ihm ſeine Getreuen gerne gehorchten, (*hörten*) bis daß
séo géogoth gewéox, mago-driht micel. Him
die Jugend erwachſen, (*eine*) Verwandtſchaft (*gar*) zahlreich. Ihm
on mód be-arn thæt [he] heal-reced hátan wolde
im Gemüt kam (*der Gedanke*), daß er (*einen*) Saalbau befehlen (*heissen*) wollte

(Hier ſchließt das Fakſimile.)

[medo-ærn micel men gewyrcean.]
um Meth drin zu trinken, einen großen, Männer (*sollten ihn*) bauen.



Faksimile einer Seite aus der einzigen erhaltenen Handschrift des Beowulf Epos. Ende des zehnten Jahrhunderts. London, Brit. Museum. Originalgröße.

Kampfes zwischen der Königs- und der Fürstenmacht, dessen Verlauf indessen der politischen Geschichte angehört.

Das Aufkommen der volkstümlichen Herzoge im deutschen Lande ist in seinem ganzen Hergange vom Aussterben der Karolinger bis zur Befestigung des Reiches unter Heinrich I., von dem Epheu der Sage umrankt und von kräftigem Waldesduft erfüllt. Es war eine

günstige Zeit für das Erwachen deutschen Volkstums und für die Bergung der Reste, welche von dem durch Ludwig den Frommen zerstörten Werke seines großen Vaters noch gerettet werden konnten. Es war die Zeit, in welcher sich der dem Hochdeutschen eigentümliche Vorgang der „zweiten Lautverschiebung“ (s. oben S. 42) vollendete. Wenngleich infolge dieser Wandelung die deutsche Sprache in zwei Zungen, in die hoch- und niederdeutsche, geteilt wurde, so sorgte doch die politische Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes für die Einheit des Nationalbewußtseins. Begann man ja auch gerade damals, im neunten Jahrhundert, unsere Sprache, ohne Scheidung nach Hoch- und Niederdeutsch, mit einem gemeinsamen Namen: Diutisk, das heißt volkstümlich (von diot, Volk) zu benennen. Was indessen die deutsche Prosa in ihren ersten Versuchen schuf, waren lediglich Übersetzungen kirchlicher Texte aus dem Lateinischen; von Bedeutung und folgenreicher Einwirkung auf die Entwickelung unserer Litteratur wurden dagegen einzelne dichterische Erzeugnisse jener mit Unrecht als gänzlich unkultiviert verschrieenen Zeit.

Denn wie wenig eine solche Auffassung berechtigt ist, zeigt schon die Thatsache mannigfachen Austausches von Heldendichtungen zwischen den verschiedenen, oft sogar einander feindlich gesinnten germanischen Völkern. Schon zur Zeit der Karolinger müssen die deutschen Dichtungen von Sigfrid und den Nibelungen nach Skandinavien gelangt sein, um dort die Zeit zu ihrer Verarbeitung in die Edda gefunden zu haben. Daß sie aber deshalb in Deutschland keineswegs ausgestorben waren, zeigt ihr späteres Wiedererwachen zur Zeit der Staufer. Wir besitzen ferner ein Lied, das älteste vorhandene in germanischer Zunge, welches die Könige und Heroen der Dänen und der Geaten (das heißt der schwedischen Goten, nicht jener der Völkerwanderung), und einen Wassergeist Grendel, namentlich aber zwei mythische Helden, beide des Namens Beowulf, besingt, deren bedeutenderer, ähnlich wie Sigfrid, Drachen und andere Ungeheuer überwindet und erlegt. Das Epos „Beowulf“ ist zwar nur in angelsächsischer Sprache vorhanden, stammt jedoch seinem ganzen Charakter nach von der deutschen Nordseeküste, von welcher sein Stoff mit den Angelsachsen nach Britannien ausgewandert ist, um dort eine neue Bearbeitung zu finden.

Noch näher aber liegen uns die freilich nur ärmlichen Reste unsres eigenen Landes an Überbleibseln der Heldendichtung aus althochdeutscher Zeit. Dieselben beschränken sich auf das Bruchstück eines einzigen Gedichtes, das Hildebrandslied oder vielmehr das Lied von dem Kampfe zwischen dem heimkehrenden alten Hildebrand und seinem Sohne Hadubrand, der ihn nicht erkennt, weil er ihn tot glaubt. Der den Ausgang des Kampfes berichtende Teil des Gedichtes ist leider verloren gegangen. Die Hauptsache in den uns erhaltenen Teilen bilden die scharfen, beide Helden trefflich charakterisierenden Gegenreden derselben.

Ganz aber ist der Ton der leider textlich verlorenen altdeutschen Heldenlieder nicht verklungen. Er hatte seine Anwendung sowohl auf Ereignisse der damaligen „neuesten Geschichte“, wie auf Stoffe der christlichen Poesie gefunden; ja wir treffen ihn sogar in der zu jener Zeit bei uns in den oberen Ständen herrschenden Sprache Roms an und zwar sowohl in christlichen wie in germanisch-heidnischen Stoffen. Nur die Sprache, nicht der reckenhafte, echt germanische Heldengeist, die scharfe Charakteristik und dichterische Empfindung trennt den zwischen 930 und 940 in lateinischen Hexametern gedichteten Waltharius des St. Galler Mönches Ekkehart I. von dem Hildebrandsliede, mit welchem er dem nämlichen Sagenkreise angehört. Ekkehard schrieb dies Lied als Schulaufgabe für seinen Lehrer Gerald, der es ihm dann verbesserte; dasselbe ist ein echtes Kunstwerk ohne allen mönchischen Geist, in der Form dem Vergil nachgeahmt und hat zum Gegenstand den an den Westgotenkönig Walja erinnernden Sagenheld Walter von Aquitanien. Letztere Landschaft wird auch Vasconien oder Wasichin genannt, weil es mit den Vogesen verwechselt wurde, in welche man auch den Kampf Walters gegen die Nibelungen, Gunther und Hagen verlegte, die ihm und der durch ihn von Etzels Hofe entführten Hildegunde nachsetzten.

Es geht aus diesen Dichtungen hervor, daß viele altgermanische Sagenstoffe auch noch nach Ludwig dem Frommen fortlebten, und es spricht dafür auch weiter der Umstand, daß ihre Reckenhaftigkeit in der Zeitgeschichte einen begeisterten Widerhall fand. Gewiß war es

Umſchreibung und Überſetzung
zu dem Facſimile der erſten Hälfte der erhaltenen Niederſchrift des

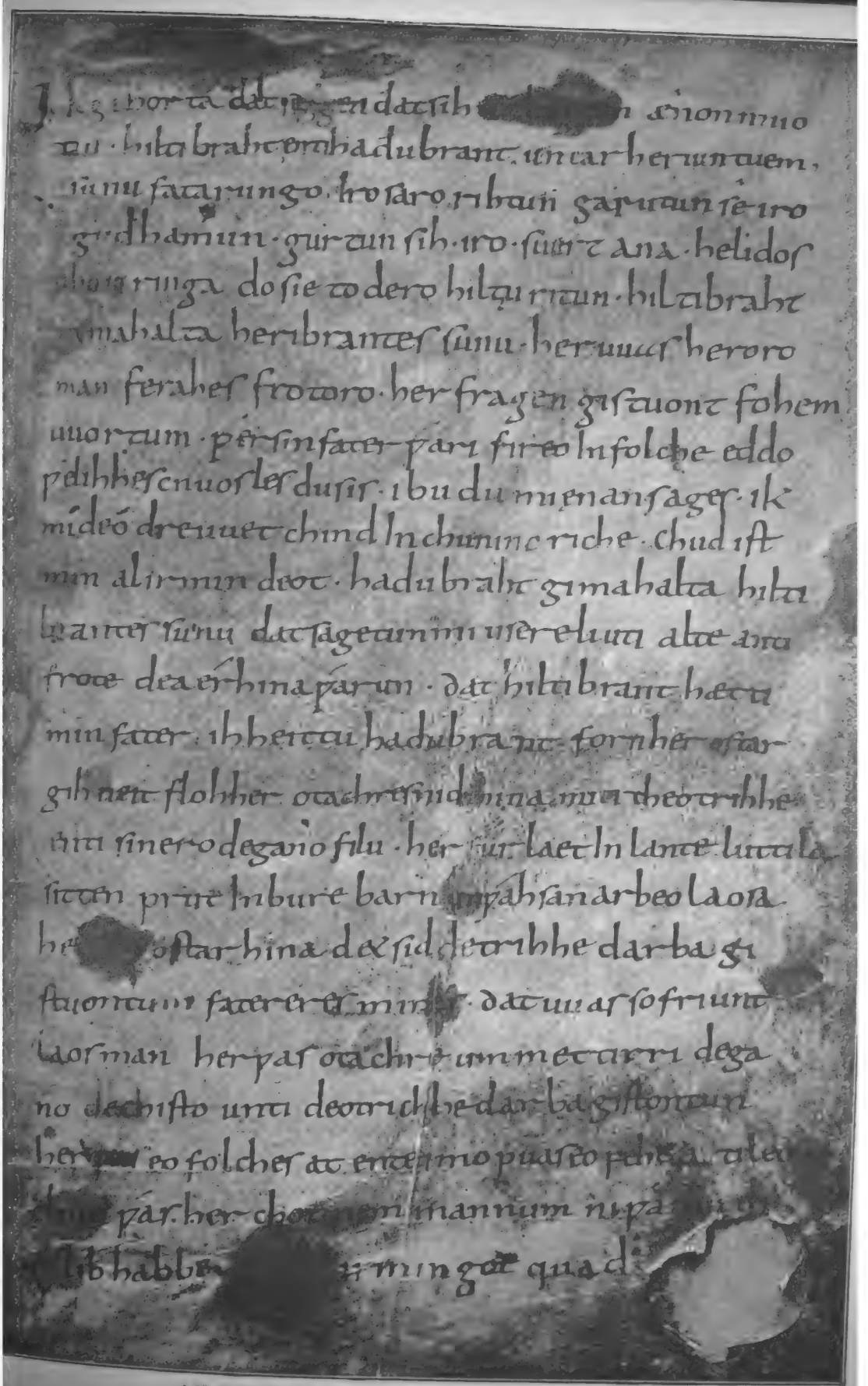
Hildebrandsliedes.

Die Aufzeichnung umfaßt nur zwei Seiten; ſie wurde im 9. Jahrhundert auf das erſte und letzte leere Blatt einer theologiſchen Handſchrift geſchrieben. Einziger in aus heidniſcher Zeit ſtammender Form überlieferter Reſt deutſcher Heldenſage.

Kaſſel, Landesbibliothek.

(Nach Koennecke.)

Ik gihorta dat seggen . . . . . .
Ich hörte das ſagen,
dat sih urhettun aenon muotin
daß ſich herausforderten (zu) einer Begegnung (Kampf) (zum Einzelkampfe)
Hiltibraht enti Hadubrant untar heriun tuem
Hildebrand und Hadubrand zwiſchen Heeren zweien
sunufatarungo iro saro rihtun,
Sohn und Vater ihre Rüſtung richteten,
garutun se iro gudhamun, gurtun sih iro suert ana,
bereiteten ſie ihr Kampfkleid, gürteten ſich ihre Schwerter an,
helidos ubor ringa, do sie to dero hiltiu ritun.
(die) Helden über (die Panzer) Ringe, da ſie zu dem Kampfe ritten.
Hiltibraht gimahalta: [Heribrantes sunu] her uuas heroro man
Hildebrand ſprach: [Heribrands Sohn] er war (der) behrtere Mann
ferahes frotoro; her fragen gistuont,
Geiſtes weiſer; er (zu) fragen ſtehen blieb (anfing),
fohem uuortum, wer sin fater wari
mit wenigen Worten, wer ſein Vater wäre
fireo in folche . . . . . .
der Menſchen im Volke
. . . . . eddo welihhes cunosles du sis.
oder welches Geſchlechtes du ſeieſt.
ibu du mi enan sages, ik mi de odre uuet,
wenn du mir einen ſagſt, ich mir die andere weiß,
chind, in chuningeriche: chud ist min al irmindeot!
Kind, im Königreiche: Kund iſt meinet alles große Volk! (Menſchenvolk).
Hadubraht gimahalta, Hiltibrantes sunu:
Hadubrand ſprach, Hildebrands Sohn:
„dat sagetun mi usere liuti,
„das ſagten mir unſere Leute,
alte anti frote dea erhina warun,
alte und weiſe, die eherhin (früherhin) waren,
dat Hiltibrant haetti min fater: ih heittu Hadubrant."
daß Hildebrand heiße mein Vater. ich heiße Hadubrand."
„forn her ostar gihueit floh her Otachres nid
„vormals er oſtwärts ging floh er Ottokars Neid
hina miti Theotrihhe, enti sinero degano filu.
von hinnen mit Dietrich, und ſeiner Degen (Helden) viel.
her furlaet in lante luttila sitten
er (ver)ließ im (Vater-)Lande (die) klein (ſchöne) ſitzen
prut in bure barn unwahsan,
(Braut) Frau in (der) Wohnung, (ein) Kind unerwachſen,
arbeo laosa: her raet ostar hina.
Erbe los: er ritt oſtwärts von hinnen.
det sid Detrihhe darba gistuontun
ſeitdem Dietrich Darben (Mangel) (ent-)ſtanden
fatere[re]s mines. dat uuas so friuntlaos man:
Vaters meines. Das war ſo freundloſer Mann:
her was Otachre ummett irri
er war dem Ottokar unmäßig zornig
degano dechisto unti Deotrihhe; (darba gistontun)
(der) Degen (Helden) liebſter und dem Dietrich;
her was eo folches at ente: imo wuas eo feheta ti leop:
er war immer des Volkes am Ende (an der Spitze): ihm war immer Gefecht zu lieb:
chud was her chonnem mannum.
kund war er kühnen Mannen.
ni wanin ih in lib habbe . . .
nicht wähne ich immer (mehr) (daß er) Leben habe . . .
wettu, irmingot, quad . . . . . .
wahrlich, großer Gott, ſprach . . . . . .



Faksimile der ersten Hälfte der Aufzeichnung des Hildebrandsliedes

aus dem 9. Jahrhundert. Einziger Rest deutscher Heldensage, der in aus heidnischer Zeit stammender Form überliefert worden. Kassel, Landesbibliothek.

UNI Y

nicht der einzige wandernde Spielmann ſeiner Zeit, der über den im Jahre 881 bei Saucourt erfochtenen Sieg des weſtfränkiſchen Königs Ludwig III. über die Normannen jenes Lied ſang, welches einen der erſten Verſuche in deutſcher Sprache bildet, ſtatt des bis dahin herrſchenden Stabreimes den Endreim anzuwenden. Derſelbe iſt jedoch noch keineswegs rein, ſondern bleibt meiſt bei der Aſſonanz ſtehen, — ein Notbehelf, über welchen jenes Jahrhundert überhaupt noch nicht hinauskam. Manche jetzt verlorene Nibelungen- und Dietrichslieder mögen ähnlich geklungen haben, wie das ſogenannte Ludwigslied:

Sang was gisungan,	Sang ward geſungen,
wig was bigunnan,	Kampf ward begonnen,
bluot skein in wangon,	das Blut ſtieg in die Wangen,
spilodun ther Frankon.	es jauchzten auf die Franken.
Thar vaht thegenogelih	Da focht degengleich
nihein soso Hludwig,	keiner ſo wie Ludwig,
snel indi kuoni,	tapfer und kühn,
thaz was imo gekunni.	wie ihm angeboren war.
Suman thuruhskluog her,	Dieſen durchſchlug er,
suman thuruhstach her;	jenen durchſtach er:
her skancta ce hanton	er ſchänkte zu handen
sinan fianton	ſeinen Feinden
bitteres lides,	bittern Wein.
so wé hin hiothes libes.	Wehe ihrem Leben!
gilobet si thin godes kraft;	Gelobt ſei Gottes Kraft,
Hludwig warth sighaft.	Ludwig wurde ſieghaft.

Neben der Feier des weltlichen Heldenmutes, der in den alten Sagen die Hauptrolle ſpielt in Bezug auf die Zeitereigniſſe, lag die Anerkennung desſelben auch auf kirchlichem Gebiet ſehr nahe. Waren ja doch die geiſtlichen Angelegenheiten für die noch jungen Chriſten die herzbewegendſten und tiefſtergreifenden, an denen noch weitere Kreiſe einen innigeren Anteil nahmen, als an denen des ſtaatlichen Lebens und der Kriege! Waren ja doch auch die Heiligen und Märtyrer Helden, die für ungleich höhere Ziele ihr Leben in die Schanze geſchlagen und ihr Blut vergoſſen hatten, als die tapferſten Paladine. War doch Chriſtus der höchſte König, vor dem die Fürſten der Erde, die mächtigſten nicht ausgenommen, im Staube lagen! So wurden manche Heiligengeſchichten im Stile wahrer Heldengeſchichten erzählt; wir erinnern nur an das reckenhafte Umherirren Sturms, des Stifters von Fulda (oben S. 116). Neben dem Andenken an die Helden der heidniſchen Sagenwelt lebte aber auch noch dasjenige an deren religiöſe Vorſtellungen vom Anfang und Ende der Dinge. Ganz ähnlich, ja teilweiſe mit denſelben Worten wie die nordiſche Edda malen das „Weſſobrunner Gebet“ den Zuſtand des Chaos vor der Schöpfung und das unter Karl dem Großen entſtandene Gedicht Muſpilli den Weltuntergang aus, dem es ſogar den heidniſchen Namen (von Muſpelheim, dem Feuerland) läßt, nur daß es an die Stelle der Aſen und der Jötunnen den Propheten Elias und den Antichriſt ſetzt. Dieſe Gedichte, jenes kurze und dieſes längere, beide in Baiern entſtanden, ſtabreimen noch, und dieſelbe Schmuckform dichteriſchen Schaffens belebt auch noch die unter Ludwig dem Frommen gedichtete altniederdeutſche (altſächſiſche) „Meſſiade“, „Heliand“ genannt (nicht in dem Werke ſelbſt, ſondern erſt in neueſter Zeit). Dieſes umfangreiche chriſtliche Epos, welches Chriſtus wie einen königlichen Helden und ſeine Jünger wie deſſen Gefolge behandelt, ſtand zu ſeiner Zeit einzig in ſeiner Art da. Es rührt ohne Zweifel von einem ſächſiſchen Geiſtlichen her, deſſen Name unbekannt blieb, und der noch in ſeltſamer Weiſe zwiſchen altgermaniſchem Trotz und chriſtlicher Demut ſchwankte. In oft auffallender Weiſe verleugnet er das Extrem der letzteren: er will nichts von dem Darbieten der Wange zum Schlage wiſſen, er ſieht das Abendmahl wie ein Heldengaſtmahl an, er verweilt mit Behagen bei des Petrus Schwertſtreich gelegentlich der Gefangennahme Jeſu und ſchont die heidniſchen Vorſtellungen, ſoviel er nur kann. Im übrigen kann der Heliand auf Urſprünglichkeit keinen Anſpruch machen; er iſt durchaus abhängig von ſeinem Stoffe, der Evangeliengeſchichte von der Verkündigung der Geburt bis zur Himmelfahrt Jeſu. Auch das epiſche Verdienſt aber, das er unbeſtreitbar hat, geht ſeinem ſüddeutſchen Gegenbilde, dem denſelben Stoff behandelnden, ſpäteſtens 868 vollendeten und Ludwig dem Deutſchen gewidmeten „Kriſt“ des Weißenburger Mönches Otfrid faſt gänzlich ab. Neben fränkiſchem Patriotismus iſt es jedoch ein duldſamer, ein weder pfäffiſcher noch abergläubiſcher Geiſt, und namentlich eine ungemein melodiſche Sprache, was dieſe Evangelienharmonie, die in bewußter Oppoſition gegen die heidniſche Dichtung ſteht, hoch über den mönchiſchen Standpunkt ihrer Zeit erhebt. Es iſt kein volkstümliches Buch, wie der Heljand, ſondern ein gelehrtes, wie dies auch die lateiniſchen

Überſchriften, die akroſtichiſchen Spielereien am Anfang und Ende und zahlreich eingeſtreute theologiſche Erörterungen erweiſen. Dagegen darf Otfrid wohl als der Begründer der deutſchen Reimſtrophe angeſehen werden.

Nimmt man nun, und zwar mit Recht, an, daß die genannten Erzeugniſſe althoch- und altniederdeutſcher Litteratur im neunten Jahrhundert nicht die einzigen ihrer Zeit geweſen ſind, ſondern daß ſie noch viele Geiſteswerke neben ſich hatten, die nicht auf uns gekommen ſind, ſo dürfen wir in jener Zeit füglich eine erſte, freilich noch kärgliche Blütezeit deutſchen Schrifttums erblicken; dagegen iſt in den zwei folgenden Jahrhunderten leider eine vollſtändige Unterbrechung des geiſtigen Schaffens zu beklagen. Die zunehmende Macht der Kirche hat im zehnten und elften Jahrhundert nicht nur bei den Deutſchen, ſondern bei ſämtlichen Völkern des Abendlandes eine Vernachläſſigung des ſchriftlichen Ausdrucks in den heimiſchen Sprachen bewirkt und eine abſolute Alleinherrſchaft der lateiniſchen Sprache herbeigeführt, welche glücklicherweiſe niemals wiedergekehrt, ſondern vielmehr ſtufenweiſe und allmählich wieder zurückgegangen iſt. Den Römern war es im größten Teile Deutſchlands nicht gelungen, ihr elegantes und klaſſiſches Idiom zur Geltung zu bringen; der katholiſchen Kirche aber gelang es, ihrem verdorbenen Latein über ein Vierteljahrtauſend lang die ſprachliche Alleinherrſchaft zu ſichern. Dieſe Thatſache begründet indeſſen keine Inferiorität des Abendlandes in der erſten Hälfte des Mittelalters, wie ſie dem gleichzeitigen chriſtlichen und islamitiſchen Morgenlande gegenüber oft behauptet worden iſt, in welchem in ähnlicher Weiſe die griechiſche und die arabiſche Sprache allein herrſchten, – nein; auch für Deutſchland nicht! Denn ward auch die Litteratur unſres Landes von der letzten Zeit des neunten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts ausſchließlich in einer entarteten Form der Sprache Roms niedergelegt, ſo ging ſie doch von echten Deutſchen aus, ſchuf viele bedeutende und anerkennenswerte Werke und ſtand nicht etwa allein im Reiche der Geiſteskultur da, ſondern war auch mit einem wenn ſchon beſcheidenen, ſo doch anregenden und viel verſprechenden Anfange der Entwickelung deutſcher Kunſt verbunden.

Am unumſchränkteſten aber war die Macht der römiſchen Kirche und daher auch die ihrer Sprache natürlicherweiſe zu der Zeit, da ſie ihre Herrſchaft über das geſamte Abendland, das heißt über den ganzen, nicht griechiſch-katholiſchen Teil Europas ausgedehnt und in dieſen Landen noch nichts von ihrem Nimbus eingebüßt hatte, auch von Sekten und „Ketzereien“ noch nicht durchſetzt war.

Ihren Abſchluß nahm die Ausbreitung des Chriſtentums über das Abendland in der Richtung nach Nordoſten, da jede andere entweder auf bereits bekehrte oder auf feindliche (griechiſche oder islamitiſche) Völker geſtoßen wäre. Die Taufe der Sachſen war der erſte Schritt in jener Richtung; ſie hat die Chriſtianiſierung Deutſchlands, ſoweit dies damals überhaupt deutſch war, vollendet, und von hier aus ging der Strom der Bekehrung unaufhaltſam weiter zu den Völkern des ſkandinaviſchen Stammes und der ſlawiſchen Raſſe, um von dieſer aus dann ſpäter noch die europäiſchen Finnen in den Kreis der abendländiſchen Kultur einzuſchließen. Denn es iſt hoch anzuerkennen: dieſe einheitliche Kultur iſt hauptſächlich vom Chriſtentum, und zwar in der Zeit vor den Kreuzzügen vom römiſchen Chriſtentum geſchaffen worden; ausgebildet mußte ſie allerdings durch andere inzwiſchen mächtiger gewordene und dazu geeignetere Faktoren werden. Ein deutſcher Mönch, Anskar, wurde der Apoſtel des Nordens, indem er, der Lehrer und Prediger des Kloſters Corvey, im Auftrage Ludwigs des Frommen mit dem auf deſſen Veranlaſſung bekehrten Dänenkönig Harald nach Dänemark und von dort nach Schweden pilgerte, wo er mit der innigſten Hingebung und unter den größten Mühſeligkeiten ſeinem ſchweren Berufe lange Jahre lebte. Nach ſeiner Rückkehr (831) wurde er der erſte Erzbiſchof von Hamburg, welches damit den Charakter einer chriſtlichen Metropolis des Nordens erhielt, und iſt auch dort 865 geſtorben. Sein Nachfolger und Biograph Rimbert ſetzte ſein Werk getreulich fort; er ſtarb 888 in Bremen, das als Vorort an die Stelle des von den Normannen 845 verwüſteten Hamburg getreten war. Für die damalige mönchiſche Auffaſſung des Heidentums iſt folgender in, Anskars Leben erzählter Vorfall bezeichnend. Auf Antrieb des Teufels, der die Ankunft des heiligen Mannes (Anskars in Schweden) genau

Digitized by Google

Beilage zu Seite 139:

Transſkription und Überſetzung zu der Stelle aus dem „Heliand“.

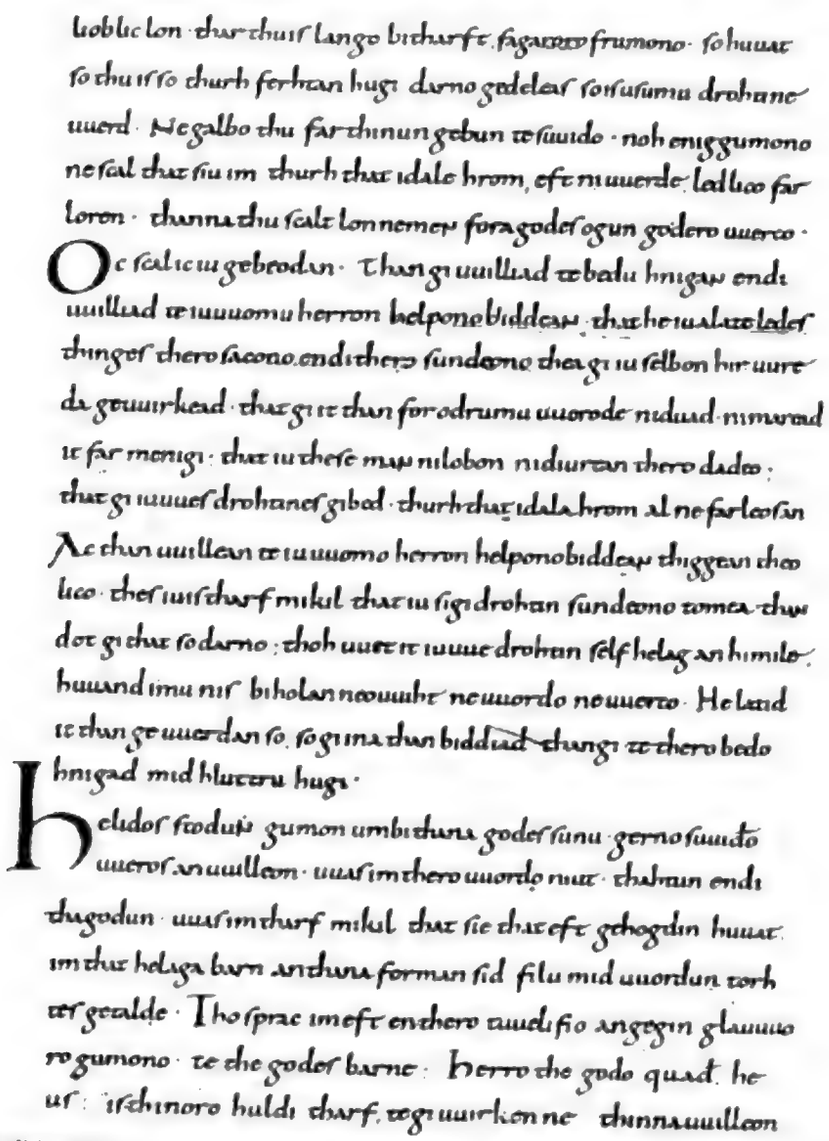
lioblic lon · thar thu is lango bitharfſt fagaroro frumono · so huuat
lieblichen Lohn, wo du deſſen lange bedarfſt, ſchöner Reichtümer. Daß, was
so thu is so thurh ferhtan hugi · darno gedeleas so is usumu drohtine
du aus weiſem Sinne im Geheimen austeilſt, das iſt unſerem Herrn
uuerd. Ne galbo thu far thinun gebun te suuido · noh enig gumono
wert. Nicht rühme du dich deiner Gaben wegen zu ſehr, und keiner von den Menſchen
ne scal that siu im thurh that idale hrom eft ni uuerde ledlico far[-]
ſoll es, daß ſie ihm durch das eitle Rühmen nicht wieder gehn auf leidbringende Art ver-
loren · thanna thu scalt lon nemen fora godes ogun godero uuerco.
loren. Dann ſollſt du empfangen vor Gottes Augen den Lohn für gute Werke.
Oc scal ic iu gebeodan · than gi uuilliad te bedu hnigan endi
Auch will ich euch gebieten: Wenn ihr wollt zum Gebete euch neigen und
uuilliad te iuuuomu herron helpono biddean · that he iu alate ledes
wollt euren Herrn um Hilfe bitten, daß er euch freiſpreche vom
thinges thero sacono endi thero sundeono thea gi iu selbon hir uure[-]
Böſen, von den Verbrechen und von den Sünden, die ihr euch ſelbſt hier feindlich
da geuuirkead · that gi it than for odrumu uuerode ni duad · ni maread
bereitet habt, daß ihr es dann vor der übrigen Welt nicht thut, nicht es verkündet
it far menigi · that iu these man ni lobon ni diurean thero dadeo ·
vor der Menge, daß euch die Menſchen nicht loben und preiſen wegen dieſer Thaten
that gi iuuues drohtines gibed · thurh that idala hrom al ne farleosan
daß ihr des Gebetes zu eurem Herrn durch das eitle Rühmen nicht gänzlich verluſtig gehet.
Ac than uuillean te iuuuomo herron helpono biddean thiggean theo[-]
Sondern wenn ihr wollt euren Herrn um Hilfe bitten, erflehen de-
lico · thes iu is tharf mikil that iu sigidrohtin sundeono tomea · than
mütig, weſſen ihr ſo ſehr bedürft, daß euch der Siegesherr von Sünden befreie, dann
dot gi that so darno · thoh uuet it iuuue drohtin self helag an himile
thut es ganz heimlich. Dennoch weiß es euer Herr ſelbſt, der Heilige im Himmel,
huuand imu nis biholan neouuiht · ne uuordo ne uuerco. He latid
weil ihm kein Ding verborgen iſt, nicht Worte, nicht Werke. Er läßt
it than geuuerdan so so gi ina than biddiad · than gi te thero bedo
es dann ſo geſchehen, ſo ihr ihn darum bittet, wenn ihr zum Gebete euch
hnigad mid hluttru hugi.
beugt mit lauterem Herzen.
Helidos stodun gumon umbi thana godes sunu · gerno suuldo
Die Helden ſtanden um Chriſtus, den Sohn Gottes, ſehr begierig,
ueros an uuilleon · uuas im thero uuordo niut · thahtun endi
die Männer mit Wunſch und Willen, ſie hatten nach ſeinen Worten Verlangen, ſie
thagodun · uuas im tharf mikil that sie that eft gehogdin · huuat
dachten und ſchwiegen, groß war ihnen das Bedürfnis, daß ſie deſſen wieder eingedenk ſeien, was
im that helaga barn an thana forman sid filu mit uuordun torh[-]
ihnen das heilige Kind das erſte Mal mit Worten viel des
tes getalde · Tho sprac im eft en thero tuuelifio angegin glauuuo[-]
Sagenden erzählte. Da ſprach hinwiederum einer von den zwölfen, den
ro gumono · te the godes barne · Herro the godo quad he
weiſen Männern, zu dem Gottesſohne: Guter Herr, ſagte er,
us is thinoro huldi tharf te giuuirkenne thinna uuilleon
wir bedürfen deiner Huld zu vollbringen deinen Willen.

Die Münchener Handſchrift iſt abgedruckt in: Heliand, herausgegeben von Eduard Sievers. Halle 1878 (= Germaniſtiſche Handbibliothek IV), und zwar Fol 21a, Seite 111, Vers 1558—1571, und Seite 113, Vers 1572—1589.

Ausgabe des Heliand mit gegenüberſtehender Überſetzung von J. A. Köne (Münſter 1855), S. 88, Vers 3116 bis S. 90, Vers 3178.

Heliand. Nach dem Altſächſiſchen von K. Simrock (Elberfeld 1856), S. 71, Z. 11 von unten bis S. 72, Z. 5 v. u.

vorher wußte, kam ein Mann nach (dem Hafenorte) Byrka und erzählte, er habe einer Verſammlung der Götter, die man für die Beſitzer des dortigen Landes hielt, beigewohnt und ſei von denſelben abgeſandt worden, um dem König und dem Volke folgendes anzuzeigen: „Ihr habt euch lange unſerer Gunſt erfreut; ihr habt lange Zeit unter unſerm Schutze das Land eurer Väter, eurer Heimat in Glück, Frieden und Überfluß inne gehabt, uns auch nach Gebühr Opfer und Gelübde dargebracht, und euer Dienſt war uns lieb. Jetzt aber laßt ihr die gewohnten Opfer eingehen und erhebet, was uns noch mehr mißfällt, einen fremden Gott



Verkleinertes Faksimile einer Seite aus der altſächſiſchen Evangelienharmonie: „Heliand“.
Handſchrift aus dem neunten Jahrhundert. Urſprünglich in der Dombibliothek zu Bamberg, jetzt in München, kgl. Hof- und Staatsbibliothek
Inhalt dieſer Seite: Jeſus lehrt vom Wohlthun und vom Gebet (Matth. 6, 1—8. Luk. 11, 1).

neben uns. Wollt ihr alſo unſere Gunſt wieder erlangen, ſo vermehret die unterlaſſenen Opfer; laſſet nicht den Dienſt eines andern Gottes, deſſen Lehre der unſrigen entgegengeſetzt iſt, bei euch zu, und zollet ihm keine Verehrung. Verlangt ihr aber mehr Götter zu haben, ſo nehmen wir noch euren ehemaligen König Erich in unſere Gemeinſchaft auf.“ Dieſe öffentliche Erklärung des Teufels verwirrte die Menſchen; ſie erbauten dem verſtorbenen König Erich einen Tempel und brachten ihm Opfer dar. Die Erzählung aber diente dazu, die Bekehrung jener Heiden nur um ſo wunderbarer erſcheinen zu laſſen.

Digitized by Google

Ein faſt eben ſo großes Verdienſt, wie durch die Verbreitung des Chriſtentums, die leider oft nur eine oberflächliche und wenig fruchtbringende war, erwarb ſich die damalige Geiſtlichkeit durch ihre Beſchäftigung mit Wiſſenſchaft und Kunſt, ſoweit eine ſolche damals überhaupt ſchon möglich, in welcher ſie aber noch mit nicht wenigen Weltlichen zu wetteifern hatte. Wir ſahen übrigens bereits (oben S. 120), daß beide Stände nicht völlig ſcharf getrennt waren, ſondern oft ineinander übergriffen. Einhard und Angilbert am Hofe Karls des Großen, von denen dies im beſondern gilt, waren die erſten Deutſchen geweſen, welche ſich in Dichtung und Wiſſenſchaft einen Namen gemacht hatten. In ihrem Geiſte arbeitete, gleich ihnen in der Sprache Roms, Angilberts und der Kaiſertochter Bertha Sohn Nithard weiter, ein tapferer Krieger, der, wenn auch Titular-Abt, ſo doch kein Mönch war und auf dem Schlachtfelde (843) ſtarb. Im Auftrage ſeines Herrn, Karls des Kahlen, ſchrieb er die Geſchichte ſeiner Zeit beinahe bis zu ſeinem Tode. Wackere Geſinnung entſchädigt in derſelben für den Mangel jenes Wohlklanges, welcher unter ſeinem kaiſerlichen Ahn in der Sprache der Litteratur geherrſcht hatte. Leider fehlt die erſtere den beiden einſeitig lobrednériſchen Geſchichtſchreibern der Zeit Ludwigs des Frommen, Thegan und einem Namenloſen, welcher der Aſtronom genannt wird. Unter den Fuldaer Mönchen, welche die Reichsannalen Einhards fortſetzten, hat die klaſſiſche Sprache des letztern nur Ruodolf erreicht, der in ſein ſchon (S. 121) erwähntes Wunderbuch eine Geſchichte der Sachſen einflocht. Eine ganz eigenartige Stellung nimmt die Weltchronik des Biſchofs Frechulf von Liſieux ein, welcher es zuerſt wagte, das neue römiſche Reich für etwas anderes als eine Fortſetzung des alten zu nehmen, doch hierin faſt ohne Nachfolger blieb. Der Schotte Dikuil (825) und ein anonymer Verfaſſer ſchrieben Lehrbücher der Erdkunde, welche auch den Orient (Ägypten und Indien) umfaßten, während die berühmten arabiſchen Geographen Edriſi, Abulfida und Jakut über nichtmohammedaniſche Länder faſt nichts zu berichten wußten. Walafrid, genannt Strabo, Abt von Reichenau (842—849), verriet in der idylliſchen Schilderung ſeines Gartens („Hortulus") tüchtige botaniſche Kenntniſſe. Hrabanus Maurus, Schüler Alkuins und Lehrer Otfrids, des Kriſt-Dichters, erſt Abt von Fulda (ſeit 822), dann Erzbiſchof von Mainz (847—856), Freund Ludwigs des Deutſchen und bei aller Rechtgläubigkeit den Staatsrechten und der Volksfreiheit anhangend, auch gleich Agobard von Lyon ein entſchiedener Gegner des Hexenglaubens, erneuerte die Encyklopädie des Iſidor von Sevilla, die freilich nur für die damalige Zeit einen Wert hatte. Ruodolf und Otfrid waren zwei ſeiner bedeutendſten Schüler, zu denen auch der Mönch Godſchalk gehörte, deſſen ſelbſtändige religiöſe Anſichten im ganzen Reiche großes Aufſehen erregten. Schüchterne Anfänge Alkuins und Rabans in der Philoſophie nach antikem Muſter ſetzte am Hofe Karls des Kahlen Johannes Scotus in ſeinem Werke über die Einteilung der Natur in ſelbſtändigerer Weiſe fort; ja, er wagte es, die Vernunft von aller Pflicht der Unterordnung unter den Glauben freizuſprechen und die untrennbare Verbindung von Gott und Welt zu behaupten. Daß die Theologie eifrig betrieben wurde, war ſelbſtverſtändlich. Daß aber in den fränkiſchen Reichen unter den Karolingern auch die Dichtkunſt Blüten trieb, wennſchon nicht originelle, ſondern von der Antike gezeitigte, zeigt das Beiſpiel des Ermoldus Nigellus, eines Lobdichters und Schmeichlers Ludwigs des Frommen und ſeines Sohnes Pippin. Er war Benediktiner und Abt, aber auch Spaßmacher, Höfling und gleichſam zum Scherz auch einmal ein Kriegsmann; in ſeinen Gedichten aber eiferte er ohne viel Erfolg dem Ovid nach, deſſen frivole Neigungen er teilte, daher ihn auch Ludwig, wie einſt Auguſtus jenen römiſchen Dichter, verbannte.

Zweites Buch.

Die Glanzzeit des deutschen Kaisertums.

(Um 911 bis 1273.)

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Die Blütezeit der Klöster.

Zentralkuppelbau in dem sogenannten „Goldenen Psalter" von St. Gallen.
Ende des neunten Jahrhunderts.

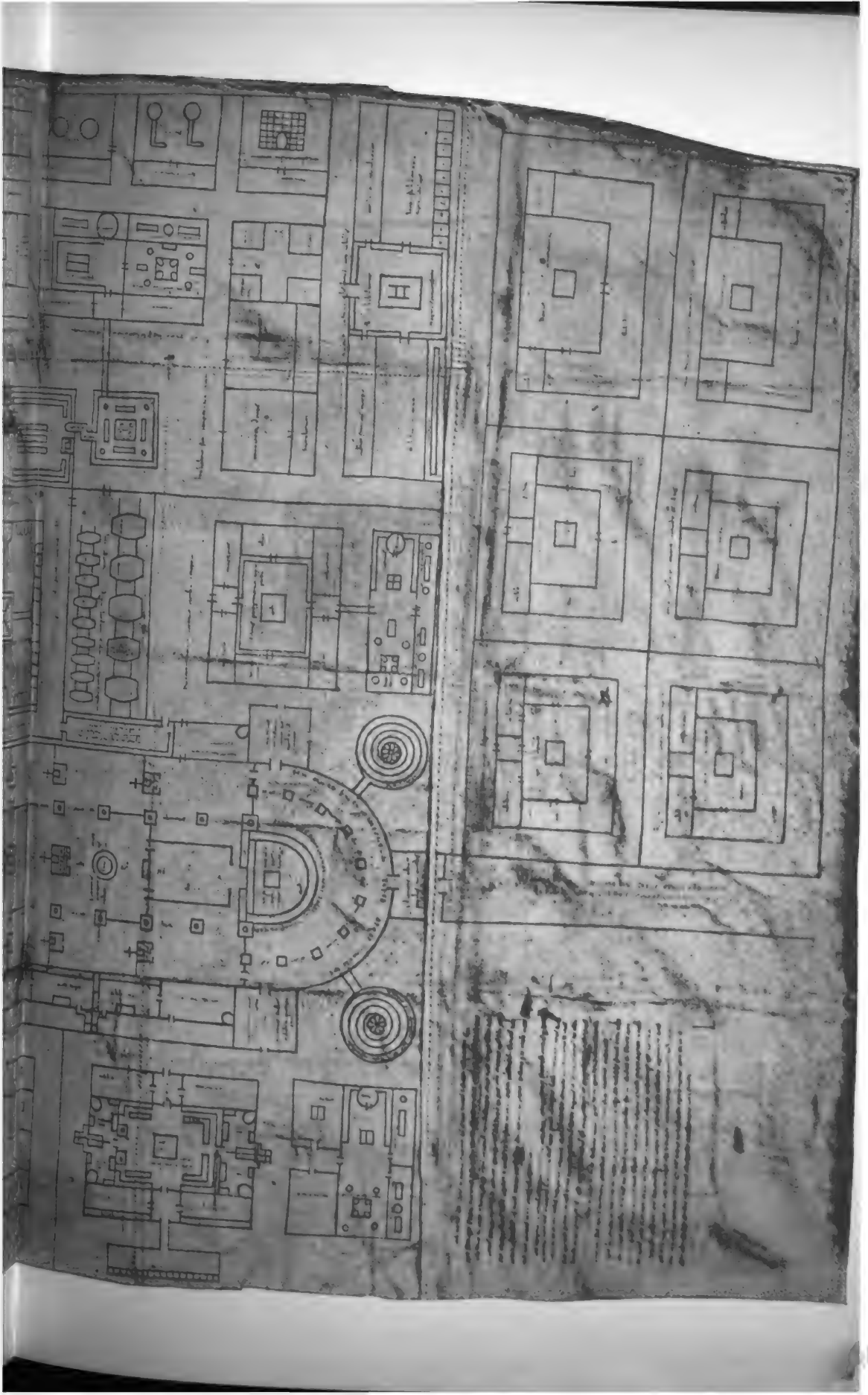
anden sich die Leistungen von freien Kreisen Gelehrter schon gegen Ende des neunten Jahrhunderts durch die Kulturthätigkeit der Klöster ergänzt und teilweise erweitert, so war dies noch mehr im zehnten der Fall, in welchem Deutschland ihrer etwa hundert zählte. In den größeren von ihnen lebten je zwischen 50 und 200 Mönche. In der Regel waren nur die größeren Abteien unabhängig, das heißt reichsunmittelbar, und dann hatten sie die freie Abtwahl, oft freilich nur scheinbar, indem der König den Abt ernannte. Einige Klöster standen unter päpstlichem Schutz. Die übrigen, meist kleineren Klöster hingen von Bistümern, Kirchen oder auch auch weltlichen Personen ab: der König konnte sie verschenken. Auch maßten sich ihnen gegenüber die von ihren Herren eingesetzten Vögte oft eine überaus drückende Gewalt an. Der Zeitraum von etwa 880 bis etwa 1000 ist derjenige der höchsten Blüte dieser Anstalten im Abendlande. Wie dem Buddhismus, so waren auch dem Christentum die Klöster das Mittel, mit der Ausbreitung der Religion unter den auf tieferer Kulturstufe stehenden Völkerschaften die Bekehrung zu sichern und eine höhere Kultur zu begründen. Sie sind, wenigstens zum Teil, dieser Aufgabe in einer Zeit, da außerhalb der Klostermauern selten Friede waltete, auch in großartiger Weise gerecht geworden.

Dazu befähigte sie besonders ihr durch fromme Schenkungen stetig wachsender Wohlstand. Sie besaßen Güter, die sich bei den reicheren über weite Reichsteile, ja sogar bis nach Frankreich und Italien erstreckten, und deren Nutznießer Abgaben an Vieh, Hühnern, Eiern, Getreide u. s. w., sogar Kleider und allerlei oft sonderbare Dinge liefern, Frondienste, wie Pflügen, Mähen, Säen und Erntearbeiten verrichten, Vorspann stellen mußten u. s. w. Die Besitzungen des Klosters Prüm reichten von Metz bis Nymwegen und von Lüttich bis gegen Mainz. Die Abtei Corvey bezog in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts jährlich an barem Geld 9 Mark 14½ Schilling, an Feldfrüchten 27 718 Maß Korn, 25 246 Maß Hafer, 4671 Maß Gerste und 242 Maß Weizen, an Haustieren 2696 Schafe, 1146 Schweine, 60 Ziegen und 54 Ochsen, ferner 1368 Maß Honig, 67 Pfund Wachs, 29 Fuder Wein, 50 Stück Felle, 10 Salme, 100 Aale, 190 Hechte und 30 Maß kleinerer Fische, sowie 988 Stück Tuch (3 Ellen breit und 10—20 lang), 21 Gewänder, 142 Fuhren Holz und 51 Fuhren Salz. Das Kloster St. Maximin bei Trier konnte 1023 die Entziehung von 6656 Hufen durch Kaiser Heinrich II. leicht verwinden. Im Bistum Augsburg hatte die Kirche 1035 von Freien und 466 von Knechten bebaute Güter. Die Äbte der größeren Klöster lebten und schalteten wie Fürsten; sie alle regierten in ihren Konventen unumschränkt; die besseren hielten sich indessen an den Rat der Brüder, während die schlimmeren ihm oft zuwiderhandelten.

Digitized by Google

Allein mit ihrem materiellen Wohlstande begnügten sich die Klöster damaliger Zeit keineswegs. Sie verbreiteten durch den Anbau des Landes die Kultur und setzten hierdurch abgelegene Gegenden mit zivilisierteren in Verbindung; sie gewährten Verfolgten sichere Zufluchtstätten und vom Kriegs- oder Staatsdienste Ermüdeten oder infolge desselben Leidenden willkommene Ruhesitze: ihre Mönche erhoben die Gemüter des Volkes durch ihre Predigten oder brachten die frohe Botschaft des Heilandes jenen heidnischen Völkern, die man ja noch vielfach in der Nähe hatte. Trug dies alles schon dazu bei, die Klöster zu den geachtetsten und verehrtesten Anstalten jener Zeit zu stempeln, so ist von noch höherem Werte für die Bildung späterer Zeiten die hocherfreuliche Thatsache, daß mehrere Abteien, namentlich im deutschen Reiche, damals Wohnstätten alles Edlen und Schönen gewesen sind und die Flamme höherer Bildung, die im rauhen Zusammentreffen wilden Trotzes und ungebändigter, die Völker erfüllender Thatenlust nicht ruhig leuchten konnte, mit liebevoller Sorgfalt gehegt und gepflegt haben. Fast alle Klöster, von welchen dies gerühmt werden kann, gingen aus dem Orden des heiligen Benedikt, des Stifters der berühmtesten Anstalt dieser Art, Monte Cassino, hervor. Was aber dies welsche Kloster jenseit, das war diesseit der Alpen kein anderes in so hohem Grade, wie die bereits (oben S. 98) erwähnte irische Stiftung St. Gallen in der jetzigen östlichen Schweiz, damals zum Herzogtum Alamannien gehörig. Seit 720 aus der Einsiedelei des Gallus unter Othmar (Audomar) zu einer Abtei benediktinischer Regel erhoben, begann St. Gallen, angeregt sowohl durch seinen Ursprung, wie durch die geistlichen Reformen Karls des Großen, ein Licht der Kultur auszustrahlen, das ganz Süddeutschland erhellte. Dafür erhielt das Kloster von den begüterten Nachbaren reiche und immer reichere Schenkungen an Gütern und Hörigen, welche den Mönchen schließlich gestatteten, ohne alle Sorgen zu leben und zu wirken. Othmars dritter Nachfolger, Abt Gozbert (816—837), legte den Grund zu des Klosters späterer Bedeutung durch Beschaffung einer Bücherſammlung und durch den Plan zu einer Vergrößerung des Klosterbaues. Der noch jetzt im Original vorhandene, in der Ausführung freilich aus örtlichen Gründen stark abgeänderte Plan bietet ein großartiges Bild des damaligen Klosterlebens dar und kann als vornehmster Typus der Klöster jener Zeit betrachtet werden. Auf vier großen Pergamentblättern (die zusammen etwa drei Viertel eines Quadratmeters messen) mit roter Tinte gezeichnet, stellt er alle einzelnen, nach damaligem Gebrauche voneinander getrennten Gebäude des Klosterganzen dar und ist mit Erläuterungen, meist in Hexametern, versehen. Die meisten jener Gebäude sind einstöckig und zeigen die altrömische Anlage eines rechteckigen mittleren Hofraums, um welchen sich vier Flügel ziehen, die sich gegen ihn öffnen. An den Wänden des bedeckten Hofraums sind ringsum Bänke und Tische angebracht; in der Mitte steht der Herd. Darüber befindet sich im Dache eine große Öffnung, um Licht herein und den Rauch hinaus zu lassen, die aber gegen Regen und Schnee wieder mit einem auf vier Pfeilern ruhenden Zeltdache bedeckt ist. Den sachlichen (nicht geometrischen) Mittelpunkt der ganzen Klosteranlage, die ein Rechteck bildet, nimmt die Kirche ein, eine kreuzförmige Basilika mit zwei halbrunden Chören und vielen Altären, eine Bauform, die weniger für die Erbauung einer Gemeinde, als für die stille Andacht von Mönchen berechnet erscheint. An die Kirche schließen sich zahlreiche Nebengebäude, wie das Schreibzimmer und über demselben die Bibliothek, die Sakristei und darüber die geistliche Garderobe, ein Gebäude zur Bereitung der Hostien, das Gasthaus für fremde Mönche, die Wohnungen des Schulvorstehers und des Pförtners an. Um die Kirche verteilen sich in vier Gruppen die übrigen, von Gassen, Hecken und Mauern durchzogenen Räume: im Süden die Klausur, rings um den Kreuzgang der Kapitelsaal, der Sprechsaal, der Wohnraum der Mönche, darüber der Schlafsaal (dormitorium), der Speisesaal (refectorium), darüber wieder die Kleiderkammer, dann in besonders kühler Lage der mit Fässern wohlgefüllte Keller, an einer Ecke abseits die Wasch- und Badestube und das Latrinenhaus, an einer andern die Küche, weiterhin die Bäckerei, das Brauhaus, die Mühle, Küferei, Tenne und Stallung für Reitpferde, endlich die Räume für Handwerker: Walker, Gerber, Schuster, Drechsler, Eisen- und Goldschmiede, ja sogar, da die Klöster in Kriegen den Königen Mannschaften zu stellen hatten, für Schwertfeger und Schildmacher, und diejenigen für Künstler: Holzschnitzer, Bildhauer, Erzgießer u. s. w. Hinter dem Keller war das Gasthaus für arme Reisende

Digitized by Google



REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Erläuterung zum Bauriß des Klosters St. Gallen.

Der unter dem Abte Gozbert (816—837) entstandene Plan, dessen Urheber unbekannt ist, befindet sich in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen. Er besteht aus vier zusammengenähten Pergamentstücken, ist 105 Centim. lang, 75 Centim. breit, aufgerollt, mehrfach beschädigt und verwischt. Die Rückseite wurde von einem Mönche mit dem Leben des hl. Martin beschrieben, diese „Arbeit" auf dem Plane selbst fortgesetzt und zu diesem Zwecke auf der linken untern Ecke die Linien eines Gebäudes und die dessen Bestimmung angebenden Zeilen ausgekratzt. Die Ausführung des Planes, auf dem Norden links, Osten oben ist, geschah, der Bodenverhältnisse wegen, nicht genau nach demselben; die zuerst in Angriff genommene Kirche wurde 822—829 gebaut. Nach dem Plane zeigt die gesamte Klosteranlage eine Länge von 450, eine Breite von 300, die Kirche eine Länge von 200, eine Breite von 80 Fuß. Die Kirche hat zwei Chöre und zwei Tribünen mit den Altären des hl. Paulus im Osten und des hl. Petrus im Westen. In letzterer Gegend stehen zwei runde Türme, ohne Zusammenhang mit der Kirche, welche zu oberst Kapellen und Altäre der Erzengel Michael und Gabriel tragen. Das übrige erklärt das dem Plane beigegebene Blatt. Die auf demselben eingetragenen Verse, welche die Bestimmung der einzelnen Gebäude anzeigen, sind, nebst deutscher Uebersetzung, in alphabetischer Reihe folgende:

(Kirchenpforte für das Volk)
Adveniens aditum populus hic cunctus habebit.
Alles ankommende Volk wird hier seinen Zugang haben.

(Altar des Erlösers):
Crux pia vita salus miserique redemptio mundi.
Das heilige Kreuz, das Leben, das Heil, und der sündigen Welt Erlösung.

(Taufstein): Ecce renascentes susceptat Christus alumnos.
Sieh', hier nimmt Christus auf die wiedergeborenen Söhne.

(Kirchenthüre für Gäste und Schüler)
Exiet hic hospes vel templi tecta subibit;
discentis scolae pulchra juventa simul.
Hier geht der Gastfreund ab oder tritt in die Hallen des Tempels,
und der lernenden Schul' blühende Jugend zumal.

(Vorratspeicher): Frugibus hic instat cunctis labor exercendis.
Hier wird für jegliche Frucht des Dreschens Arbeit verrichtet.

(Gasthaus für vornehme Fremde)
Haec domus hospitibus parta est quoque suscipiendis.
Dies Haus auch ist bestimmt, zu empfangen gastlich die Freunde.

(Äußere Schule, von einem Zaun umgeben).
Haec quoque septa premunt discentis vota juventae.
Dieser Zaun schränkt ein die Wünsche der lernenden Jugend.

(Haus der Handwerker):
Haec sub se teneat fratrum qui tegmina curat.
Hier soll walten der Mann, der die Kleider der Brüder verfertigt.

(Friedhof) Hanc circum jaceant defuncta cadavera fratrum,
qua radiante iterum regna poli accipiant.
Rings um das Kreuz da ruhen die toten Leiber der Brüder,
glänzt es in ewigem Schein, stehen zum Leben sie auf.

(Kuhställe): Hic armenta tibi factus lac atque ministrant.
Hier reichen die Kühe dir Milch und Junge dar.

(Schafstall). Hic caulas ovium caute dispone tuarum.
Ordne hier geschickt die Hürden deiner Schafe.

(Kanzel in der Kirche)
Hic evangeliacae recitatur lectio pacis.
Hier wird vom Frieden der Welt die frohe Botschaft verkündet.

(Stuterei): Hic faetas servabis equas teneroque caballos.
Hier bewahrt man die trächtigen Stuten und die zarten Füllen.

(Speicher und Fruchtdarre)
Hic habeat fratrum semper sua vota minister.
Hier soll stets der Kämmerer sein Amt verrichten.

(Halle an der Kirchmauer).
Hic muro tectum impositum patet atque columnis.
Hier steht eine auf Mauer und Säulen ruhende bedeckte Halle offen.

(Westl. Vorhof). Hic paradisiacum sine tecto sternito campum.
Hier lege man ohne Bedachung den Vorhof an.

(Altar des hl. Paulus):
Hic Pauli dignos magni celebramus honores.
Hier feiern wir die des großen Paulus würdigen Ehren.

(Gasthaus für Pilger und Arme):
Hic peregrinorum laetetur turba recepta
Hier erfreut sich die Schar der Pilger freundlichen Obdachs.

(Altar des hl. Petrus):
Hic Petrus ecclesiae pastor sortitur honorem.
Reiche Ehre erfährt hier Petrus, der Hirte der Kirche.

(Gemüsegarten). Hic plantata holerum pulchre nascentia vernant.
Hier grünen die hübsch aufwachsenden Gemüsepflanzungen.

(Gesindehaus): Hic requiem inveniat famulantium turba vicissim
Hier finde auch die Schar der Dienenden Ruhe.

(Östl. Vorhof): Hic sine domatibus paradisi plana parantur.
Ohne Bedachung werden hier die Ebenen des Vorhofs angelegt.

(Bäckerei und Brauerei für die Brüder)
Hic victus fratrum cura tractetur honesta.

(Friedhof): Inter ligna soli haec semper sanctissima crux est,
in qua perpetuae poma salutis olent. (Forts. s.: hanc circum . . . .)
Unter des Bodens Holz das Kreuz ist das heiligste immer,
denn die Früchte des Heils duften ja ewig auf ihm.

(Ochsen- und Pferdestall)
Ista bubus conservandis domus atque caballis.
Dieser Stall beherbergt Ochsen und Pferde.

(Ziegenstall): Ista domus cunctas nutrit servatque capellas.
Dieses Gebäude ernährt und bewahrt alle Ziegen.

(Schweinestall). Iste sues locus enutrit custodit adultas.
Dieser Ort zieht die Ferkel auf und bewahrt die Alten derselben.

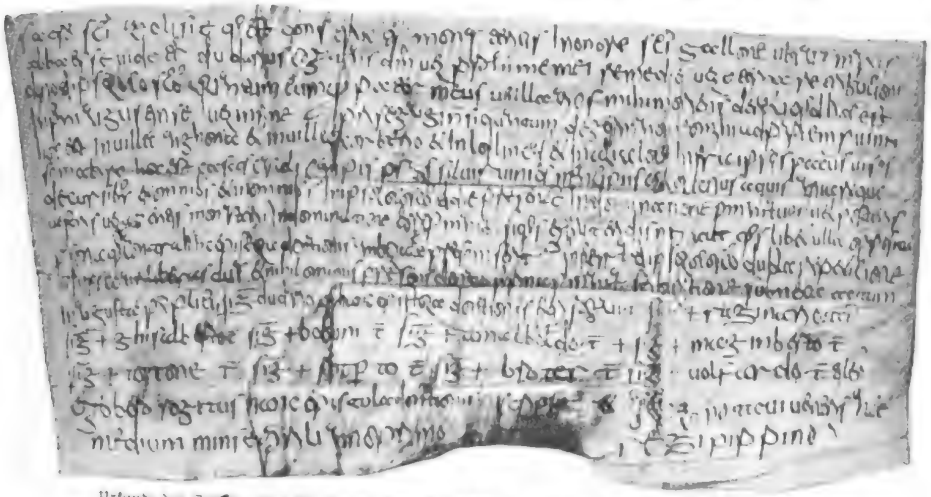
(Kirchenzugang für das Volk):
Omnibus ad sanctum turbis patet haec via templum,
quo sua vota ferant, unde hilares redeant.
Allem Volk dieser Weg zum heiligen Tempel steht offen,
wenn sein Gelübd' es gebracht', kehr' es erheitert zurück.

(Hof des Abtes). Saepibus in gyrum ductis sic cingitur aula.
Rings mit flechtenem Zaun wird die Wohnung des Abtes umgeben.

(Presbyterium über der Krypta)
Sancta super criptam sanctorum structa nitebunt.
Über der Krypta erbaut, erglänzen der Heiligen Altäre.

Digitized by Google

und Pilger mit eigener Küche und Brauerei. Im Norden der Kirche befanden ſich das Haus für vornehme Gäſte mit eigenen Dienſtwohnungen, Vorratsräumen und Stallungen, ſowie Brauerei und Bäckerei, die äußere Schule (für ſolche, die nicht Mönche werden wollten) und die Abtswohnung mit eigenem Nebengebäude für die Diener, Küche, Speiſekammer und Badeſtube. Im Oſten der Kirche und Klauſur lag die innere Schule (für künftige Mönche), die Kirche für die Novizen und die Patienten, ſowie das Krankenhaus für die Mönche mit abgeſonderter



Urkunde des Stiftsarchivs St. Gallen, datiert aus Auguſt, 14. April 752. Verkleinertes Faksimile.
Dudar ſchenkt an St. Gallen die von ſeinem Vater und Bruder ererbten Güter in Anghoma, Corberio und Rollingen.

Umſchreibung:

Sacrosancti aecliſie, qui est constructus monasterius in onore sancti Gallone, ubi Autmarus abba esse videtur. Dudarius cogitans Deum vel pro anime mei remedie vel eterna retribucioni dono ad ipso loco sancto quantumcumque pater meus Willaarius mihi moriens dereliquid, hoc est in fini Augustinse vel in fine Prisegaugiusi quantum de germano meo mihi ad partem provinit, hoc est in villa Anghuma et in villa Corberio et in Lollincas et in alia loca infra ipsus pacus visus sum abire, hoc est casas, casali, campis, pretis, silvis, vinies, manciplis, accolanus, aquis aquarumque decursibus, ex omnibus et in omnibus, in ipso loco sancto ad die presente in dominatione permaniat, vus vel posteris vestris vel agentis monasterii in dominatione eorum permaniat. Siquis ego aut eridis mei aut quislibet ulla opposita persona, qui contra hanc epistola donationis ambolale presumserit, inferat ad ipso loco sancto dubla repeticione et in fisco auri liberas duas, et nihilominus presens donatio firma permaniat stibulatione subnexa. Actum in Augusta puplici. Signum Dudario, qui hanc epistola donationis fieri rogavit. sig. † Raginario testis sig. † Ghisalberto test. sig † Bobuni test. sig. † Amalboldo test. sig. † Maginberto test. sig. † Totone test. sig. † Rotperto test. sig. † Broter test. sig. † Volfardo test.

Ego Bero rogitus hanc epistola donationis scripsi et subscripsi. Notavi veneris ante medium minse aprili, anno primo regi Pippino.

Überſetzung:

Der heiligen Kirche, welche als Kloſter zur Ehre des heiligen Gallus erbaut iſt, in welcher Audomar (Othmar) Abt ſein ſoll. Ich Dudar, indem ich an Gott denke, gebe, ſowohl zum Heil meiner Seele, als in Erwartung ewiger Vergeltung, dem genannten Heiligtum alles, was mein Vater Willahar mir ſterbend hinterließ, ſowohl im Augſt-, als im Breisgau, dann, ſoviel mir von meinem Bruder zu teil wurde, nämlich in den Orten Anghoma, Corberio und Lollincas (Rollingen) und in anderen Orten unterhalb jener Gaue, an Häuſern, Scheunen, Feldern, Wieſen, Wäldern, Weinbergen, Leibeigenen, Kolonen, Gewäſſern und Waſſerläufen, was alles jenem Heiligtum vom heutigen Tage an gehören und in euerem und euerer Nachkommen Beſitz oder in dem der Bevollmächtigten des Kloſters bleiben ſoll. Wenn ich oder meine Erben oder irgend welche andere Perſon gegen dieſen Schenkungsbrief zu handeln wagen ſollte, ſo ſoll (der Fehlbare) jenem Heiligtum eine doppelte Buße und dem Fiskus zwei Pfund Gold abtragen und gegenwärtige Schenkung deſſenungeachtet nach ihren Beſtimmungen in Kraft bleiben. Geſchehen in Auguſt öffentlich. Es unterzeichnet Dudar, welcher dieſen Schenkungsbrief ausſtellen ließ, und als Zeugen: Raginar, Giſalbert, Bodo, Amalbold, Maginbert, Toto, Rotpert, Broter und Wolfhard. Ich Bero habe auf Verlangen dieſen Schenkungsbrief geſchrieben und unterſchrieben, am Freitag vor der Mitte des Monats April, im erſten Jahre des Königs Pippin.

Abteilung für gefährliche Krankheiten, nebſt Arztwohnung, „Aderlaßhaus“ und Apotheke, dann die Gärten (für Gemüſe und für Heilkräuter), der Friedhof, die Geflügelſtälle (weit von den Krankenräumen entfernt), die Wärterwohnungen und der Fruchtſpeicher. Im Weſten der Kirche und Klauſur endlich, vom eigentlichen Kloſter durch eine Mauer getrennt, befanden ſich die Stallungen für das Vieh (Schafe, Ziegen, Rinder, Schweine, Pferde), ſo wie das Geſindehaus, zwiſchen welchen Gebäuden die öffentliche Zufahrt zur Kirche hinleitete. An der letztern wurde von 822 bis 829 gebaut, wobei die Mönche ſelbſt Hand anlegten und die rauheſte

Arbeit verrichteten. Die Säulen wurden aus Felsblöcken gehauen, die Fenster mit Glas versehen, später (841—883) die Wände mit goldglänzenden Malereien geschmückt. Gläserne Kronleuchter, mit getriebener Arbeit in Gold und Silber verzierte, mit kostbaren Teppichen bedeckte Altäre, aus Elfenbein und edlen Metallen gefertigte und mit Edelsteinen besetzte Kruzifixe und Reliquienbehälter, in geschnitzten und reich geschmückten Decken prangende Kirchenbücher, prachtvolle Kelche, Patenen, Meßgewänder u. s. w. erhöhten diese Pracht noch mehr. Auch die Abtswohnung prangte mit Marmorsäulen und Wandgemälden, welche das Kloster Reichenau lieferte. Im Ofen der Bäckerei konnten angeblich tausend Brote auf einmal gebacken werden; die Brauerei soll hundert Malter Hafer gefaßt haben. Im ganzen zählte das Kloster über vierzig Gebäude; es glich daher einer kleinen Stadt. Die Bauart derselben, namentlich der Kirche, war in St. Gallen wie anderwärts noch die an die antike sich anlehnende altchristliche, mit welcher sich indessen bereits gewisse Eigentümlichkeiten verbanden, wie z. B. die dem Reliquiendienste gewidmeten Krypten unter den Chören, deren die Kirchen nicht selten zwei an beiden Schmalseiten besaßen und die besonderen Heiligen gewidmet waren, dann die Glockentürme, die aber nicht nur zu Glockenstühlen, sondern auch zum Überblick über das Ganze und zur Verteidigung gegen Feinde dienten, überdies aber in ihren Spitzen oft noch besondere Heiligtümer beherbergten, wie z. B. die beiden Türme in St. Gallen solche der Erzengel Michael und Gabriel.

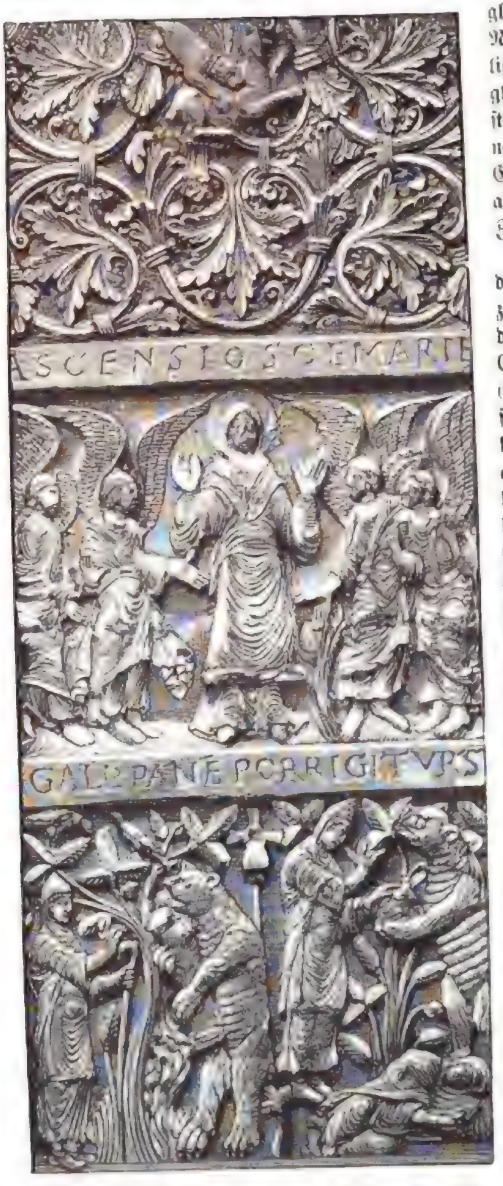
Älteste Ansicht des Klosters St. Gallen; in einem Plane der Stadt von 1596.

Den Mönchen im Kloster fehlte es nicht an Mahnungen zur Demut. Sie mußten der Reihe nach ihren Mitbrüdern die Füße und das Linnen waschen. Vergehen gegen die Klosterzucht wurden mit Geißelhieben oder selbst mit Vertreibung aus dem Kloster bestraft. Um stets unter Aufsicht zu sein, fanden die Mönche kein Dunkel; die ganze Nacht brannte Licht in ihren Schlafzimmern. Während des Speisens erinnerten Vorleser sie an ihren Beruf und an dessen Pflichten. Die Fastengebote wurden natürlich sehr streng beobachtet; ja in vielen Klöstern war der Fleischgenuß beinahe das ganze Jahr hindurch verboten; nur Wein und Bier, anfangs auch verpönt, ließen sich nicht auf die Dauer verbannen. Dabei gab es indessen Erholungstage bei Besuchen Fremder und an Festen, sowie Spieltage für die Schüler. Die Gastfreundschaft der Klöster war in jenen an Gasthäusern armen Zeiten eine sehr ausgedehnte.

Das Kloster des neunten und zehnten Jahrhunderts, besonders St. Gallen, war aber nicht nur der Sitz der Selbstverleugnung, sondern die Pflanzstätte der späteren mittelalterlichen

und damit indirekt auch der neueren Geiſteskultur. Es war ein wundervoller Bau, der nicht etwa geiſtloſer Askeſe, ſondern hoher Begeiſterung für die Religion diente, als deren Beförderungsmittel Kunſt und Wiſſenſchaft in inniger Verknüpfung eifrigſt gepflegt wurden. Die Bücherſammlung St. Gallens und die mannigfaltigen Kunſtſchätze in ihr vermehrten ſich ſtetig, meiſt durch eigene Arbeiten der Mönche. Anfangs wurden die heidniſchen Schriftſteller des Altertums nur als Hilfsmittel zum Sprachunterrichte benutzt; bald aber fanden die Mönche, ohne ihrem Chriſtentume zu ſchaden, Geſchmack an ihnen und fertigten Abſchriften ihrer Werke an. Dieſer Aufſchwung des Kloſterlebens iſt vorzugsweiſe dem Abte Grimoald in der Mitte des neunten Jahrhunderts und ſeinem Nachfolger Hartmut am Ende desſelben zu verdanken. Aus der Zeit des erſteren beſitzen wir den älteſten Katalog der Kloſterbibliothek. Durch einen Schiedsſpruch Ludwigs des Deutſchen zu Ulm 854 erlangte das Kloſter St. Gallen endlich auch volle Unabhängigkeit vom Bistum Konſtanz, wählte von da ab ſeinen Abt ſelbſtändig und wurde mit Hilfe ſeiner ausgedehnten, wenn auch zerſtreuten Beſitzungen, die von der Aar bis an die Murg, den Neckar und die Iller reichten, eine Macht im Reiche. Kaiſer, Könige, Erzbiſchöfe und Herzoge beſuchten es wiederholt und bedachten es mit Rechten und Freiheiten, namentlich auch mit Befreiungen von der ſtrengen Kloſterregel. Die Klöſter vertraten damals im Norden der Alpen das Geſchäft des noch nicht vorhandenen Buchhandels und liehen einander ihre Bücherſchätze, meiſt bibliſchen und theologiſchen Inhalts, doch auch lateiniſche Klaſſiker, zur Fertigung von Abſchriften, auf welche unendlich viel Mühe verwandt wurde. Denn es war mehr ein Malen als ein Schreiben. Nachdem das Pergament gehörig geglättet, gereinigt, geflickt und liniiert, und der übrige Text in ſchöner, deutlicher Schrift ausgeführt war, wurden an die dafür leer gelaſſenen Stellen die Anfangsbuchſtaben in Gold, Silber und bunten Farben, mit vielfach verſchlungenen Verzierungen und Miniaturbildern (im urſprünglichen Sinn Mennigmalereien) gemalt; ja man ſchrieb oft ganze Bücher, beſonders geiſtliche, mit Farbe, Gold oder Silber. Im elften Jahrhundert lohnten reiche Liebhaber von Handſchriften den Mönchen oder Nonnen, welche ſolche fertigten, mit Landgütern oder Weinbergen. St. Gallen beſaß in dieſer Kunſt den unbeſtrittenen Vorrang unter allen deutſchen Klöſtern, namentlich auch wegen ſeiner Vielſeitigkeit. Denn es waren hier außer den kräftigen Zügen und Bildern der deutſchen Mönche auch die eigentümlich verſchlungenen und verſchnörkelten Zeichen und Zierraten der Iren und Schotten bekannt, da letztere in nicht geringer Anzahl der Stiftung ihres Landsmannes zueilten. Unter ihnen zeichnete ſich Möngal (im Kloſter Marcellus) als Lehrer und Muſiker beſonders aus. Als Schreiber erlaubten ſich dieſe Mönche nicht ſelten den Scherz, bei der mühſamen Arbeit Stoßſeufzer in ihrer keltiſchen Mutterſprache an den Rand zu kritzeln, in welchen ſie ſich nach Anbruch des Feierabends oder nach einem labenden Glaſe Wein ſehnten. Der Unfähigkeit dieſer Iren, über die Ornamentik hinausgehende, lebenswahre Geſtalten zu ſchaffen, ſtehen die ſpäteren Malereien der einheimiſchen Brüder in der Blütezeit des Kloſters, das heißt im neunten und zehnten Jahrhundert, ſehr vorteilhaft gegenüber. Das Pſalterium des Folchard, das Pſalterium aurenm eines Unbekannten und das Evangelium longum des Sintram zeichnen ſich, wie durch ihre herrliche Schrift und

Initialbuchſtabe aus dem „Goldenen Pſalter“ von St. Gallen. Ende des neunten Jahrhunderts. Originalgröße. St. Gallen, Stiftsbibliothek.



Elfenbeintafel von einem Diptychon, geſchnitzt von dem Abt Tutilo († 911) in St. Gallen.

Erſte ſicher datierbare, deutſche Elfenbeinarbeit. Im Mittelſtück iſt die Himmelfahrt Mariae dargeſtellt, darunter der Heil. Gallus, beim Kloſterbau durch einen Steine zutragenden Bären unterſtützt. Die zweite Tafel des Diptychons zeigt Chriſtus thronend zwiſchen den Evangeliſten und zwei Cherubim, Sonne, Mond, Tellus und Okeanus.

glänzende Farbengebung, ſo auch durch Naturwahrheit und Vollendung menſchlicher und tieriſcher Formen aus, namentlich glänzt das „goldene“ Pſalter durch Darſtellungen aus dem Leben des Königs David, natürlich ſtets in der Tracht und mit den Geräten der Zeit des Schreibers, wobei es allerdings an mannigfaltigen Gebrechen der Zeichnung nicht fehlt.

Nicht nur die Malerei aber, auch die Plaſtik blühte im Kloſter St. Gallen zu deſſen Glanzzeit. Der antike Gebrauch der Diptychen, Tafeln von Holz, Schiefer, Edelmetallen, beſonders aber von Elfenbein (auch Kamelbein), die zu zweien als Einfaſſungen von Schreibtafeln dienten und als koſtbare Geſchenke beliebt waren, herrſchte auch in den Klöſtern jener Zeit. St. Gallen beſitzt ſolche Kunſtwerke, die zu Büchereinbänden verwendet wurden, in geſchnitztem Elfenbein von einem unbekannten älteren Künſtler (mit Kampfſzenen) und von dem berühmten Tutilo († 915), der zugleich Muſiker, Dichter (lateiniſch und deutſch), Baumeiſter, Bildſchnitzer und Maler, dabei aber auch eine Hünengeſtalt von unverwüſtlichem Humor war, ſo daß Karl der Dicke ſich einſt darüber ſehr ungehalten zeigte, daß man ſolch' einen Mann zum Mönche gemacht habe. Auch Mainz und Metz lernten ſeine Kunſt in einem „Throne Gottes“ und einem Marienbilde kennen. Sein St. Gallener Diptychon ſtellt Chriſtus dar, umgeben von Engeln, den Evangeliſten, von Sonne, Mond, Meer und Erde, die durch Perſonen allegoriſch vertreten ſind; auf der zweiten Tafel ſieht man die Himmelfahrt Marias und den heiligen Gallus mit einem zahmen Bären, der ihn bedient.

Höchſt beachtenswert iſt auch die Pflege, welche die Tonkunſt in St. Gallen fand, wozu ein vom Papſte an Karl den Großen geſandter römiſcher Mönch, der auf der Reiſe dort krank zurückblieb, durch das mitgebrachte Antiphonar Gregors I. und eine Verbeſſerung der Notenſchrift den Grund legte.

Die Schulen der Klöſter waren damals die einzigen weit und breit. Den Hauptinhalt des Unterrichts bildeten die „ſieben freien Künſte“, von denen das „Trivium“ (Grammatik, Dialektik, Rhetorik) die allgemeine, zum Verſtändnis der lateiniſchen Sprache und der heiligen Schrift dienenden Kenntniſſe, das Quadrivium aber (Muſik, Arithmetik, Geometrie

und Astronomie) die sich nach damaliger Auffassung mehr auf besondere Richtungen gelehrter Thätigkeit beziehenden Hilfsfächer umfaßte, unter welchen das erste wiederum dem Gottesdienst, das zweite der Güterverwaltung, das dritte der Baukunst und das vierte der kirchlichen Zeitrechnung förderlich war. Die Schule St. Gallens, und so wohl jede Klosterschule, zerfiel, wie angedeutet, in die der Oblati, d. h. der dem Klosterleben Gewidmeten, unter denen sich bisweilen reife Männer, meist aber Knaben von zartem Alter befanden, welche von ihren Eltern am Altare der Kirche und dem Klosterleben gewidmet worden waren und im letzteren sehr sorgfältig und rücksichtsvoll behandelt wurden, — und in die kanonische oder äußere Schule, in welcher sich adlige Söhne zu Weltgeistlichen bildeten oder auf hohe Kirchenämter vorbereiteten, wofür sie dann Geschenke spendeten. Beide Abteilungen waren streng getrennt und ohne Verkehr unter sich. Ein hauptsächliches Lehrmittel war der Stock oder die Rute. Als Autorität in der Grammatik galt Alkuin. Von lateinischen Klassikern kannte man fast nur den Vergil und wußte auch diesen nicht recht zu schätzen. Bis zur Vorstufe in der Sprache Roms brachte man es selten; es gab Mönche, welche sie nie erlernten. Vom Griechischen kannte man nur die rohesten Anfänge, und auch diese nur in byzantinischer Form, vom Hebräischen gar nichts. Kurz, die klösterliche Wissenschaft war, wie ein heutiger Mönch selbst sagt, „nach unseren Begriffen noch sehr primitiv." Um so mehr muß das, was geleistet wurde, anerkannt werden. Als Lehrer wirkten entweder die im Kloster selbst erzogenen oder von auswärts berufenen Mönche, und zwar die nach der Mitte des neunten Jahrhunderts als der erste von Bedeutung, neben dem schon genannten Mongal. Als ihre Schüler zeichneten sich zu Ende des neunten und zu Anfang des zehnten Jahrhunderts die mit dem Kunstler Tuotilo ein Freundes-kleeblatt bildenden Gelehrten Ratpert und Notker I der Stammler (Balbulus) aus. Jener war in der Schulstube eifriger als im Kapitel und in der Messe, dichtete aber auch geistliche Lieder und eröffnete die Reihe der mit der historischen Kritik allerdings auf etwas gespanntem Fuße stehenden Chronisten des Klosters. Notker (ca. 840—912), zugleich Arzt und Komponist, gutmütig, aber schüchtern, schrieb bedeutendes über Musik, unrichtig aber ist die Meinung, daß ihm das im Mittelalter berühmte, ja sogar als Zauberlied berüchtigte „Media vita in morte sumus" angehöre. Eine neueste Annahme identifiziert ihn mit dem als „Mönch von St. Gallen" (S. 121) genannten Sagensammler.

Eine Gartenlaube in St. Gallen

Nach dem Wandgemälde von Joh. Jakob Hurter vom Jahre 1859 in der Gartenlaube des Hurterschen Hauses in St. Gallen. Zeichnung von Otto Bollinger.

Daß es in den Klöstern nicht an Ränken und Feindseligkeiten fehlte, zeigen unter anderm die boshaften Streiche, welche der Speisemeister Sindolf den genannten drei Freunden spielte und welche selbst bis zum Verderben mühevoll gefertigter Handschriften gingen, wofür sie ihn allerdings einst die Peitsche fühlen ließen. Einer ihrer Schüler war der große Salomon III., der sich vom nachlässigen und zuchtlosen Klosterzögling und studentischen Don Juan 890 zum Abt und (erst dreißigjährig) noch in demselben Jahre sogar zum Bischof von Konstanz emporschwang. Derselbe war Vertrauter des Reichsregenten und Erzbischofs Hatto von Mainz und wurde von König Konrad gegen die aufrührerischen und selbstsüchtigen Großen Schwabens, namentlich gegen die ehrgeizigen „Kammerboten" oder Pfalzgrafen, thatsächlich aber Herzoge Erchanger

und Berchtold unterstützt, die ihn einst (freilich gereizt durch beleidigende Scherze von seiner Seite) hinterlistig gefangen nahmen, aber schließlich dem König, ihrem Schwager, unterlagen; derselbe ließ sie, gegen sein gegebenes Wort, bei Adingen im Neckargau 917 hinrichten. Von Salomon, welcher 920 starb, besitzen wir eine wundervolle Goldinitiale, die er noch als Bischof malte, um zu zeigen, was er einst im Kloster gelernt hatte, und eine sehr wertvolle Sammlung von Briefen und Urkundenformeln. Unter ihm (908) sagte Bischof Adalbert von Augsburg, er habe in St. Gallen einen toten Heiligen (Gallus) gesucht und statt dessen viele lebendige Heilige gefunden. Auch predigte Salomon öffentlich auf freiem Felde dem zusammenströmenden Volke. Die Freundschaft, welche ihm König Konrad widmete, erhielt einen anmutigen Ausdruck bei dessen Besuch im Kloster bald nach seiner Wahl 911, wo der König in bekannter Weise die Klosterschüler mit ausgestreuten Äpfeln und Gold auf die Probe der Enthaltsamkeit stellte und sich unter die auswärtigen Brüder aufnehmen ließ.

Dieser Besuch des ersten deutschen Königs in St. Gallen mag uns den Anlaß geben, der Verdienste dieses alamannischen Gotteshauses um die deutsche Muttersprache zu gedenken. Schon in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts begannen die Mönche mit Glossen, das heißt am Rand oder über den Zeilen lateinischer Schriften angebrachten deutschen Wörtern, die sich später zu Wörterverzeichnissen erweiterten. Das den Namen des heil. Gallus tragende, aber erst 760—780 entstandene Wörterbüchlein diente irischen Mönchen als Dolmetscher im Verkehre mit Deutschen. Es ist in folgenden Gruppen zusammengehöriger Gegenstände abgefaßt: menschliche Würden, z. B. homo—man, rex—cuninc, regina—cuningin, dux—herizoho, Verwandtschaftsgrade, moralische und physische Eigenschaften des Menschen, Himmelskörper, Naturerscheinungen (an deren Schluß: timor—forhta!), Hausteile, z. B. domus—hnus, tectus—gadacha, lectus—petti, fenestra—augatora (Augenthor), Stadtteile, Landschaftsmotive, endlich Tiere. Von dieser, eine tief gemütvolle Beobachtung verratenden Methode schritt man zu alphabetischen Wörterbüchern weiter, die aber noch oft an mangelhafter Sprachkenntnis litten, z. B. fama mit fames verwechselten und mit „hungar" übersetzten. Auch wurde 802—804 die Benediktinerregel etwas mangelhaft ins Deutsche übertragen. Von 790 stammen Übersetzungen des Vaterunser und des Glaubens, nicht ohne grobe Fehler. Jünger sind Interlinear-Versionen der Psalmen. Eine um 900 entstandene Real-Encyklopädie trägt fälschlich den Namen des Abtbischofs Salomon.

Fruchtbarer zeigten sich diese Bestrebungen im zehnten Jahrhundert, in welchem Notker III. sie leitete (Notker II., genannt Pfefferkorn, war Dichter, Maler, Schönschreiber und Arzt). Notker, genannt Labeo oder Teutonikus (der Deutsche), ein Neffe Ekkeharts I. (vor 952—1022), bethätigte sich als Musiker, Dichter, Mathematiker, Astronom und Lehrer, namentlich aber als der größte Grammatiker seiner Zeit, deren Charakter im Übergange von poetischen und lebenslustigen zu prosaischen und asketischen Richtungen besonders scharf hervortrat. Er zeigte seine Meisterschaft weniger in deutschen Büchern, als im Übersetzen und Auslegen lateinischer Werke, welche leider zum Teil verloren gegangen sind. Unter den letzteren nennen wir: Catos Sittensprüche, Vergils Hirtengedichte und des Terenz „Mädchen von Andros", unter den erhaltenen: des Boëtius Tröstung der Philosophie, des Marcianus Capella „Hochzeit der Philologie und des Merkur", mehrere logische Schriften des Aristoteles und die Psalmen. Seine Übersetzungen sind durchaus frei, folgen dem Originale keineswegs sklavisch und zeigen vollkommene Sicherheit in der Handhabung der Sprache, wie auch in Erläuterungen und Zusätzen zu seinen Texten wissenschaftliche Kenntnisse, soweit sie damals möglich waren, wenngleich er selbst heidnischen Werken eine christliche und sogar klösterliche Färbung zu verleihen bestrebt war. Stets gibt er den Satz zuerst im Original, dann in der Übersetzung und fügt darauf einen oft sehr breiten Kommentar bei. Man ersieht daraus, daß diese Arbeiten Schul- und Lehrbücher für Deutsche waren. Leider fehlte es Notker noch an Mitarbeitern und Schülern, daher seine Bestrebungen mit seinem Leben wieder erloschen.

Wie die Klöster damals aber nicht nur Ehre, sondern auch Leid und Unheil zu erfahren hatten, zeigt St. Gallens Beispiel im zehnten Jahrhundert in grellen Zügen. Während die Verwalter der stets sich vermehrenden und zum Teil sehr entfernt liegenden Klostergüter (die

Meier) die Herren ſpielten, mit Hörnern und Hunden zur Haſen- und Wolfsjagd, zur Bären- und Sauhatz zogen und den Pflug auf dem Acker verroſten ließen, wurde die Abtei von den fremdartigſten Völkern, ſowohl von den Söhnen der aſiatiſchen Steppe, den Magyaren (926), wie von denen der afrikaniſchen Wüſte, den Sarazenen (um 950) überfallen. Erſtere plünderten nach Herzensluſt in dem von den Mönchen verlaſſenen Kloſter (die Brüder hatten ſich in eine nahe Waldſchanze zurückgezogen, Bibliothek und Kirchenſchatz aber gut verborgen); letztere, die ſich feſt in den Alpen eingeniſtet hatten, wurden von den handfeſten Mönchen mit Waffen glücklich vertrieben. Auf die Strenge der Kloſterzucht aber wirft die Thatſache ein unheimliches Licht, daß (937) ein Schüler, der auf den Boden geſchickt wurde, um zu ſeiner und anderer Beſtrafung Ruten zu holen, den Dachſtuhl in Brand ſteckte, ſo daß die ganze Schule, ein Teil der Kirche und der Wohnungen abbrannte und die Brüder anderwärts Unterkunft ſuchen mußten, wodurch die Kloſterordnung arge Störung erlitt. Was ferner gewaltthätige Äbte vermochten, zeigt das Beiſpiel Kralochs (940—959), der den widerſpenſtigen Mönch Viktor durch-

Der Hohentwiel.

peitſchen und dann auf der Flucht anhalten und blenden ließ, ſelbſt aber vor ſeinen empörten Mönchen fliehen mußte und dabei die mitgenommenen Schätze der Kirche durch Raub wieder verlor.

Nach dem Tode Abt Kralochs kehrte in St. Gallen eine freundlichere Zeit ein. Wie die drei kunſtreichen und gelehrten Freunde Notker, Ratpert und Tutilo eine erſte, ſo begründeten die Ekkeharte mit Notker Labeo am Ende des zehnten und Anfange des elften Jahrhunderts eine zweite, wenn auch nicht ſo glänzende Blüteperiode des Kloſters. Jene war die Zeit des ſtrengen Kloſterlebens, das jedoch mit der gewiſſenhaften Übung der frommen Gebräuche in den Mußeſtunden oft auch einen recht derben Humor abwechſeln ließ. Die neue Periode geſtattete dagegen im kirchlichen Leben mehr Freiheit, befliß ſich auch zugleich feinerer und gebildeterer Sitten. Der erſte Ekkehart, der Dekan, welchen wir bereits als Sänger des Helden Walter kennen, war der Vater aller Armen und Reiſenden (er ſtarb 973). Der zweite, ſein Neffe, war es, den ſeine Gelehrſamkeit, weltmänniſche Gewandtheit und Schönheit an den Hof Kaiſers Ottos II. und auf den Hohentwiel, die Burg der ſchwäbiſchen Herzogin Hadwig, der Nichte Ottos des Großen, rief, um derſelben, der einſtmaligen Braut eines byzantiniſchen Kaiſers, die bald das

Digitized by Google

damalige (verdorbene) Griechisch erlernt hatte, den Vergil zu erklären. Ihr stolzes Herz schlug ihm leidenschaftlich entgegen, ließ ihn aber oft auch ihre Launen fühlen. Er starb 990 als Propst in Mainz. Der dritte Ekkehart, ebenfalls ein Neffe des ersten, unterrichtete auf Hohentwiel die Kapläne der Herzogin, war später Dekan des Klosters und starb nach 1000. Der vierte, Schüler Notkers des Deutschen (um 980 bis um 1060), ein leidenschaftlicher Anhänger der alten Zeiten des Stiftes, vielseitig gebildet, affektierte eine Klassizität, der er nicht gewachsen war, achtete die Muttersprache gering und setzte Ratperts Chronik von 883 bis 975 in anekdotenhafter und vielfach unzuverlässiger Weise fort, schuf aber damit zugleich eine Arbeit, die für die Kulturgeschichte jener Zeit ebenso schätzbar ist, wie seine Sammlung von Segenssprüchen für die Kenntnis der Speisen und Getränke der Klostertafel. Ein fünfter Ekkehart schrieb erst um 1200 eine ungenaue Lebensgeschichte Notkers des Stammlers.

Das waren die letzten Männer, welche den idealen Ruhm des Klosters auf ihren Schultern trugen. Nach ihnen zerfiel dessen Zucht und Bildung; die von Cluny in Frankreich aus versuchte einseitig asketische Reform der Benediktinerklöster fruchtete in St. Gallen nichts, und schon um die Mitte des elften Jahrhunderts thaten die Mönche dasselbe, was in anderen Abteien schon früher geschehen war; sie begnügten sich mit dem Ruhme der Vorfahren, lockerten die Zucht, ließen die Schule verkümmern, vertauschten die Feder mit dem Schwerte, und führten Fehden mit dem raublustigen Adel der Nachbarschaft. Die Äbte selbst zogen zu Roß und im Harnisch aus, gleich weltlichen Machthabern raubend und verheerend. Schon am Ende des elften Jahrhunderts konnten der Abt und die meisten Mönche nicht einmal mehr schreiben; kein Tutilo, Notker oder Ekkehart rang mehr nach der holden Gunst der Musen.

In Süddeutschland blühte schon vor St. Gallen das Kloster Reichenau auf seiner Insel im Unter- oder Zellersee (S. 98). Von seinen Äbten wurde Waldo, der Schöpfer einer vorzüglichen Bibliothek, 806 nach St. Denis, Haito als Bischof nach Basel berufen und von Karl dem Großen 811 nach Byzanz gesandt. Walafrid (S. 140) bearbeitete, ein Vorläufer Dantes, die Vision des Mönches Wetting von Himmel und Hölle in Versen, verbesserte St. Gallens erste noch rauhe schriftstellerische Versuche, die Geschichten des Gallus und Othmar, und bevorwortete Einhards und Thegans Werke; er starb, kaum 40 Jahre alt, 849 auf einer Reise im Dienste Ludwigs des Deutschen, und mit ihm endete die Blüte seines Klosters. Weniger bedeutend waren die Leistungen der Abteien Rheinau, Echternach im Trierschen, Weißenburg im Elsaß, Gorze bei Metz, St. Emmeram in Regensburg, Ebersberg, Tegernsee, Benediktbeuern und anderer. Um die Reform der bairischen Klöster, die in Verfall geraten waren, machte sich seit 972 der Bischof Wolfgang von Regensburg sehr verdient. In Norddeutschland standen ihnen zur Seite: Fulda, dessen Gründung bereits (S. 117) erwähnt ist, und dessen gelehrte Einflüsse auf Reichenau und St. Gallen erwiesen sind, Hersfeld, das ihm nacheiferte, und Corbeja, jetzt Corvey an der Weser, das 822 als eine Filiale des gallischen Klosters Corbie an der Somme durch Ludwig den Frommen entstand und zwar auf Antrieb Adalhards und Walas, zweier Vettern und Staatsmänner Karls des Großen, die in Corbie Mönche gewesen waren, und deren wechselvolles Leben Radbert von Corbie beschrieb. Abt Bovo II. von Corvey schrieb eine (verlorene) Geschichte seiner Zeit (900—916) und zeichnete sich durch die Kenntnis des Griechischen aus. Im Kloste Prüm war Regino Abt, wurde aber 899 vertrieben; er schrieb eine Weltgeschichte bis auf seine Zeit und zwar in Trier, wo er ein Asyl fand und 915 starb. Es fand ein sehr lebhafter Verkehr zwischen diesen und anderen Männerklöstern statt; nicht wenige Künstler, Schriftsteller und Gelehrte treffen wir in mehreren derselben nacheinander als Schüler, Mönche oder Vorgesetzte an, oder wir lesen, wie sie einander gegenseitig Anerkennung zollten. Mehrere Bischofssitze, wie Augsburg, Freising, Eichstädt, Würzburg, Metz, Trier, Münster, Bremen, Lüttich und andere wetteiferten an litterarischen Schöpfungen mit den genannten Klöstern. —

Die Nonnenklöster jener Zeit dienten in der Regel der Erziehung oder Versorgung von adeligen Töchtern, die schon als Kinder in dieselben gesandt wurden und, wenn sie nicht das Gelübde ablegten, so doch bis zu ihrer Verheiratung dort verblieben. Die Bischöfe selbst leiteten die

Erläuterung zu der Abbildung des

Einbanddeckels des Evangeliariums aus Kloſter Echternach.

Gotha, Großherzogliches Muſeum.

Die Mittelgruppe der Kreuzigung iſt in Elfenbein geſchnitzt; die kleinen Felder der Umrahmungen ſind teils in Emailtechnik, teils durch eingelegte Edelſteine verziert. Der Raum zwiſchen der inneren und der äußeren Umrahmung iſt in acht Felder eingeteilt, die mit dünnen Goldplatten ausgelegt ſind. Dieſe zeigen in getriebener Arbeit bibliſche Geſtalten und die Symbole der Evangeliſten. Von dieſen Figuren iſt die unterſte an der rechten Seite durch Inſchrift als THEOPHANV IMPERATRIX († 991), die Gemahlin Kaiſer Ottos II., bezeichnet, und die Figur ihr gegenüber an der linken Seite als ODO (?) Rex († 985).

Das Werk ſoll von Kaiſer Otto III., dem Sohne der Kaiſerin Theophano, dem von ihm begünſtigten Kloſter Echternach an der Sauer (urſprünglich lautete der Name Epternach) geſchenkt worden ſein.

Die Entſtehungszeit iſt zwiſchen 983 und 991 anzuſetzen und als Ort der Ausführung Trier, wo damals unter der Förderung des Erzbiſchofs Egbert (977—993) die Goldſchmiedetechnik, Schreibkunſt und Buchmalerei eifrig gepflegt wurden. Um jene Zeit erhielten deutſche Mönche in Byzanz künſtleriſche Ausbildung und arbeiteten dann in ihren deutſchen Heimatsklöſtern. Auf die Mitwirkung ſolcher Hände an der Ausführung dieſes koſtbarſten Erzeugniſſes der Goldſchmiede- und Email-Technik damaliger Zeit und in der Gegend von Trier deutet die byzantiniſche Technik der Emails hin.

Miniaturen aus dieſer Handſchrift finden ſich im Fortgange der Darſtellung abgebildet

EINBANDDECKEL DES EVANGELIARIUMS AUS KLOSTER ECHTERNACH. 10. JAHRH
GOTHA, GROSSHERZOGLICHES MUSEUM

Digitized by Google

COLLEGE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Feierlichkeit der Schleierannahme, die meiſt im 25. Altersjahre ſtattfand und die „Braut Chriſti“ gewiſſermaßen zu einem höhern Weſen erhob. Die meiſten Nonnen hatten ein ſehr ſtrenges Leben, z. B. faſt beſtändige Faſten zu beobachten und während der Nacht dreimal zu Gebeten aufzuſtehen. Nur einzelne genoſſen das Vorrecht eigener Zellen, beſſerer Kleidung, eigener Bedienung und zeitweiſer Abweſenheit zu Beſuchen. Auch unter den Frauenklöſtern nahm eins des Benediktinerordens, Gandersheim, 852 geſtiftet von dem Herzogspaar Liudolf und Oda, den Großeltern König Heinrichs I., deren Tochter Hathumod die erſte Äbtiſſin war, eine Stellung ein, durch welche es mit den Abteien der Männer im Ruhme idealen Strebens

Inneres der St. Michaeliskirche zu Fulda.

wetteifern konnte. Es geſchah dies im zehnten Jahrhundert, in der Glanzzeit der Ottonen. Es iſt aber weſentlich nur ein Name, der dieſe Glanzzeit des Frauenkloſters Gandersheim darſtellt, und zwar der Name eines deutſchen Mädchens, deſſen Wagnis in der geſamten Geſchichte der geiſtigen Entwickelung unſerer Nation einzig und ſonderg'eichen daſteht. Die Nonne Hrotſuit (lat. Hrotſuitha), welchen altdeutſchen Namen ſie ſelbſt mit clamor validus, (ſtarker Klang oder lauter Zuruf) überſetzt, vertritt als lateiniſche (allerdings keineswegs klaſ-

ſiſche oder auch nur korrekte Schriftſtellerin eine ganz eigenartige Erſcheinung der deutſchen Kulturgeſchichte, ja eine ſo eigenartige, daß unlängſt der Verſuch gewagt wurde, ſie als eine ein halbes Jahrtauſend nach ihrer Zeit (wo ſie allerdings erſt wieder entdeckt wurde) lebende Fälſcherin darzuſtellen, welcher Verſuch freilich durchaus mißlungen und gründlich widerlegt iſt.

Hrotſuit, geb. 935, † nach 973, deren Herkunft völlig unbekannt iſt, erhielt im Kloſter Gandersheim ſelbſt eine gelehrte Bildung nach dem Geſchmacke jener Zeit, welche die klaſſiſchen Formen des alten Römertums mit dem Inhalte des chriſtlich-katholiſchen Glaubens zu verſöhnen und damit der zugleich als heidniſch und barbariſch geltenden Volksſprache entgegenzuarbeiten verſuchte. Es unterrichteten ſie erſt die ältere Nonne Rikkardis und danach, obſchon jünger als ſie, ihre Äbtiſſin Gerberg, eine Nichte Ottos des Großen und Schweſter der Herzogin Hadwig, die wir aus St. Gallens Geſchichte kennen, — nicht die erſte Frau vom königlichen Geſchlechte Sachſens, welche dort den Krummſtab führte. Es ſcheint in dieſem Hauſe nämlich dieſelbe Begeiſterung für alles damals mögliche Wiſſen geherrſcht zu haben wie in demjenigen Karls des Großen, nur daß die ſächſiſchen Frauen mit ihrer Bildung nicht die Frivolität der Töchter des erſten Kaiſers, ſondern ſtrenge weibliche Würde verbanden.

Hrotſuits ferneres Leben iſt gänzlich in Dunkel gehüllt; wir kennen nur ihre Schriften. Wahrſcheinlich begann ſie an denſelben bald nach dem zurückgelegten zwanzigſten Jahre zu arbeiten. Die erſten derſelben waren acht Legenden; eine zweite Gruppe bildeten ihre ſechs geiſtlichen Dramen, die erſten in Deutſchland verfaßten; den Schluß machten zwei epiſche Gedichte. Die Reihe dieſer Werke war vermutlich 973 geſchloſſen. Die Legenden und epiſchen Gedichte ſind in Hexametern, meiſt leoniniſchen, oft ſogar allitterierenden, teilweiſe auch, gleichwie die Widmungen dazu, in Diſtichen, die Dramen aber in einer bisweilen gereimten Proſa, ohne Szenenabteilung und Bemerkungen über Ort und Verlauf der Handlung geſchrieben. Die meiſten der Legenden ſind nach den betreffenden Heiligengeſchichten gearbeitet. In „Maria“, nach dem apokryphiſchen Evangelium des Jakobus, finden ſich wunderliebliche Schilderungen, z. B. die, wie auf der Flucht nach Ägypten auf das Geheiß des göttlichen Kindes eine Palme ſich neigt, den Flüchtlingen Früchte zu ſpenden und an ihrem Fuße ein Quell entſpringt, die Durſtigen zu laben, und wie dann in einem heidniſchen Tempel die ägyptiſchen Götter bei der Ankunft des Heilandskindes herabſtürzen und der Fürſt wie das Volk vor dieſem ſich beugen. Die Geſchichte des heiligen Gangolf iſt ſchon bedenklicher, indem ſie die ſehr derbe Strafe der ehebrecheriſchen Frau des Heiligen berichtet, welche, weil ſie über den Tod und die Wunder am Grabe ihres Gatten ſpottete, kein Wort mehr ſagen konnte, ohne daß ihr ein gewiſſer Ton entfuhr. Die Dichterin fand dieſen Zug ſchon in ihren Quellen vor, ſtellte ihn aber auf noch komiſchere Weiſe dar. Es iſt hier beizufügen, daß ſolche anſtößig ſcheinende Stellen der frommen Nonne, deren ſonſtige Dichtungen für die rührendſte jungfräuliche Reinheit ſprechen, nicht zum Vorwurfe gemacht werden dürfen. Jene Zeit war eben derber als die unſrige; und namentlich auf dem religiöſen Gebiete ſcheute man ſich nicht, das Laſter um ſo ſchwärzer zu ſchildern, je heller man die Tugend erſtrahlen laſſen wollte. Gerade bei Hrotſuit handelt es ſich ſtets, wo ſie das Böſe malt, um eine Beſtrafung oder Bekehrung ſeiner Träger oder um die Verherrlichung ſeiner ſchuldloſen Opfer. Niemals läßt ſie es triumphieren, beſchönigt es oder zeichnet es in verlockender Weiſe. So ſchildert eine der Legenden, welche deshalb beſondern Wert hat, weil ſie der Dichterin durch mündlichen Bericht aus dem mauriſchen Spanien zukam, daher auch mehr innere Wärme verrät, als irgend ein anderes ihrer Gedichte, den Märtyrertod des gefangenen jungen Chriſten Pelagius, durch welchen er den widernatürlichen Gelüſten des Chalifen Abderrachman III. entging; eine Geſchichte, welche Spanien, Portugal und die Acta Sanctorum dankbar von der deutſchen Nonne annahmen. Drei Arbeiten derſelben, eine Legende, die der heiligen Agnes, und zwei Dramen, Abraham und Paphnutius, behandeln den Schutz bedrohter Jungfrauen und die Zurückführung Gefallener. Agnes wird, weil ſie die Liebe des Sohnes eines hohen römiſchen Beamten verſchmäht, in ein Lupanar gebracht, wo aber plötzlicher, üppiger Wuchs ihres Haupthaares und ein Engel ſie ſchützen,

ihre Verfolger ſich bekehren, der Nachfolger jenes Beamten aber ſie hinrichten läßt. Abraham und Paphnutius enthalten eine und dieſelbe Handlung; beide heilige Einſiedler führen eine Gefallene (und zwar erſterer ſeine Nichte), die ſie am Orte der Schande ſelbſt aufſuchen, zur Tugend zurück. Zwei Legenden haben den Bund mit dem Teufel zum Gegenſtande; beide Schuldige jedoch, Theophilus und der Sklave des Proterius, bereuen den verbrecheriſchen Schritt, erhalten durch die Fürbitten Heiliger ihre Verſchreibungen zurück und enden als Bekehrte: ſie ſind die erſten Vorläufer der Fauſtſage. Als einen Hinweis auf „Romeo und Julia“ in chriſtlich-asketiſcher Form können wir das Drama „Calimachus“ betrachten, deſſen Held, ein Heide, die chriſtliche Druſiana, die Gattin eines Fürſten, liebt und ihr im Tode, den ſie erbetet, nachfolgt. Beide aber werden auferweckt, und der Schuldige bekehrt ſich. Die übrigen Legenden und Dramen ſchildern den Tod von Märtyrern. Merkwürdig iſt in der Legende des heiligen Dionyſius, in welchem Hrotſuit zwei Männer dieſes Namens verſchmilzt, wie der enthauptete Märtyrer mit dem Kopfe in den Händen den Weg nach ſeinem Grabe zurücklegt. Von den drei Märtyrerdramen feiert das erſte die Bekehrung des Gallicanus, eines Feldherrn Konſtantins, und in einem zweiten Akte den Tod der Heiligen Johannes und Paulus, welche ihn bekehrt hatten, unter Julian dem Apoſtaten, das zweite aber die Verſuche des Statthalters Dulcitius unter Kaiſer Diokletian, drei zum Tode verurteilte chriſtliche Jungfrauen zur Sünde zu verführen, worauf er jedoch durch ein Wunder in der Vorratskammer, in welche ſie eingeſperrt waren, ſo verblendet wird, daß er dort die Töpfe und Pfannen umarmt und ganz rußig herauskommt, ſo daß ſeine Diener vor ihm fliehen und die Thürhüter des Kaiſers ihn hinauswerfen. Zuletzt rächt er ſich durch den Martertod der Chriſtinnen. Ein ähnliches Kleeblatt führt uns das dritte Drama dieſer Art, „Sapientia“ vor, welches Namens Trägerin ihre drei jungen Töchter Fides, Spes und Caritas qualvoll ſterben ſehen muß.

Siegel des Kloſters Gandersheim.
Originalgröße. Berlin, kgl. Geh. Staats-Archiv.

Dieſe Dramen Hrotſuits waren niemals für die Aufführung beſtimmt; ihr Zweck war, der heidniſchen und oft ſittenloſen Dramatik des Terentius, deſſen Nachahmerin die Dichterin iſt, eine chriſtliche und moraliſche gegenüberzuſtellen, beziehungsweiſe jene durch dieſe zu erſetzen.

Die dritte Gruppe der Werke unſrer Nonne iſt nicht mehr ſtreng geiſtlichen, ſondern auch geſchichtlichen Inhalts. Sie umfaßt die beiden epiſchen Gedichte von den Thaten Ottos des Großen und von der älteren Geſchichte des Kloſters Gandersheim. Jene Thaten beſang ſie im Auftrage der Äbtin Gerberg, wie man glaubt, auf den Wunſch des damals (965) erſt zehnjährigen Sohnes des großen Kaiſers, Ottos II; ſie lieferte damit eine anerkannte (leider nicht vollſtändig erhaltene) Quelle zur Geſchichte ihrer Zeit, in welcher Eigenſchaft dieſelbe aber von dem verſifizierten Bericht über die Gründung des Kloſters der Dichterin noch übertroffen wird. Poeſie iſt in beiden Gedichten nicht viel zu ſuchen; in den Werken Hrotſuits tritt dieſelbe überhaupt hinter der religiöſen Tendenz und der Gelehrſamkeit, welche letztere

Digitized by Google

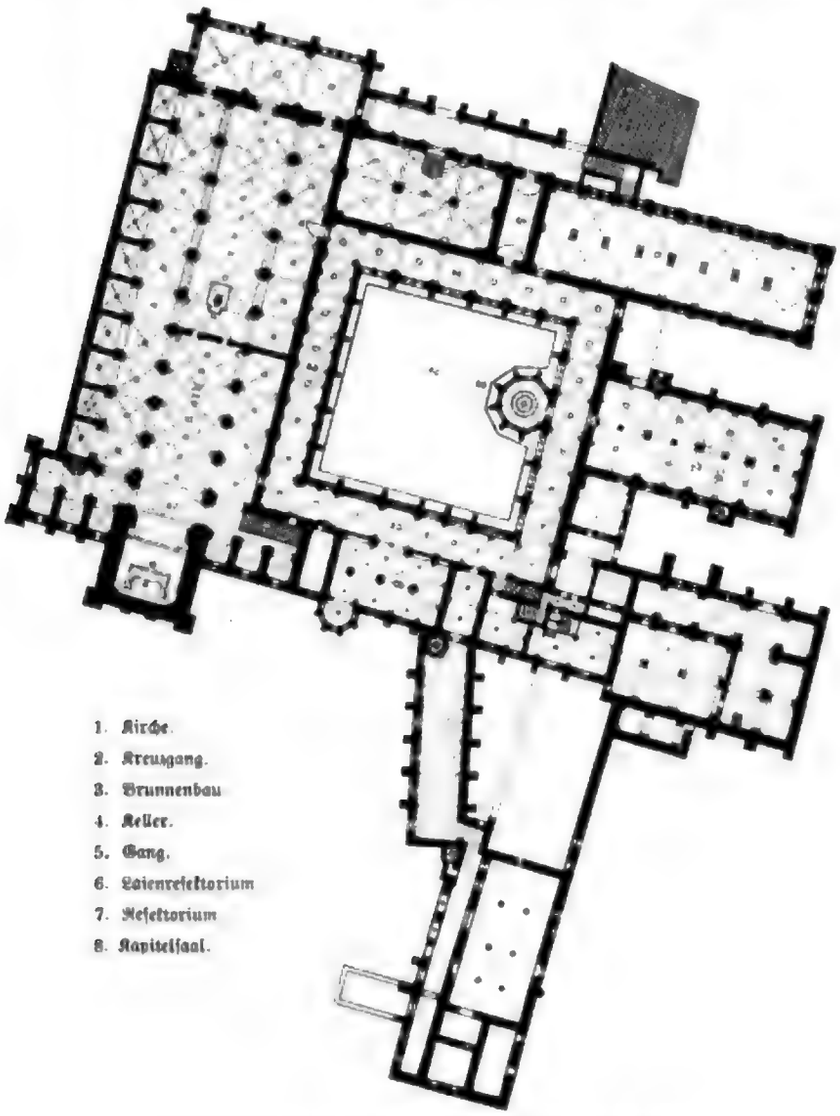
die Dichterin an der Hand des Boëtius und anderer Weisen auf dem Gebiete der Philosophie (in Paphnutius) und sogar auf dem der Mathematik (in der Sapientia) bekundet, sehr zurück.

Auf ihre und die ihr folgende Zeit scheint Hrotsuit keinen merklichen Einfluß ausgeübt zu haben. Ihr Beispiel blieb lange Zeit ohne Nachahmung. Auch ihre geistliche Richtung, welche der Mystik nahe steht, hatte keine unmittelbare Nachfolge. Ganz andere Bestrebungen herrschten ja in ihrem Zeitalter, demjenigen des höchsten Glanzes des alten deutschen Reiches, unter den Königen und Kaisern sächsischen Stammes, welches wir im folgenden Abschnitte nach der weltlichen Seite hin zu betrachten haben werden, vor!

Auch im Leben der Klöster fehlten Schattenseiten nicht. Schon vor dem Eintritte der soeben geschilderten litterarischen Blüte mancher Klöster war in vielen derselben die Zucht arg verfallen, selbst in Frauenklöstern. Vornehme Mönche hatten eigene Dienerschaft, lebten nach Belieben außerhalb des Klosters oder kauften ein solches, um darin Abt zu werden; die Mönche mißhandelten und vertrieben ihren Abt, oder Bischöfe bemächtigten sich der Abteien und maßten sich die Abtwürde neben der ihrigen an. Noch schlimmer war es, wenn weltliche Herren sich solche Würden beilegten oder die Klöster beraubten. Diese Mißbräuche hatten um das Jahr 900 ihren Höhepunkt erreicht. Die Könige zu Anfang des zehnten Jahrhunderts thaten viel zur Abschaffung derselben; aber auch in der Kirche selbst erhob sich ein reges Streben zur Wiederherstellung der Klosterzucht. Bischof Adalbero I. von Metz machte um 940 den Anfang damit, und von Metz aus verbreitete sich die Klosterreform über das Reich, indem namentlich Kaiser Ottos I. Bruder, Erzbischof Bruno von Köln, sie sichtlich begünstigte. Sie begegnete indes vielem Widerstande; manche Klöster weigerten sich, sie anzunehmen; in anderen wurden die Widerspenstigen gewaltsam ausgestoßen. Wo sie aber Eingang fand, da wurde die Klosterzucht oft auf das äußerste übertrieben und in eine so strenge Askese verwandelt, daß sie die Kraft und Gesundheit der Mönche untergrub. Als infolge dieser Extreme die Klosterreform scheiterte, gingen neue, wirksamere Maßregeln zu ihrer Herstellung am Ende des zehnten Jahrhunderts auf der einen Seite von Kaiser Heinrich II., auf der andern von dem französischen Kloster Cluny aus, — allerdings auch jetzt nicht ohne ernstlichen Widerspruch. Wie bereits (S. 152) bezüglich St. Gallens erwähnt ist, waren auch anderswo die Klöster in geistiger Beziehung kaum noch die Schatten dessen, was sie in der Zeit der Ottonen gewesen waren. Der Mönch Lambert von Hersfeld nennt, obschon sein Kloster durch Anbau des Landes und eine gute Schule hervorragte, den Mönchsnamen zu seiner Zeit (1063 und 1071) „sehr übel berüchtigt“ und erzählt von seinen Mitbrüdern Geschichten, die als ihre größten Sorgen die materiellen und weltlichen Bemühungen um Geld und Gut erscheinen lassen und es zeigen, daß in den Klöstern damals oft nichts weniger als Friede und Tugend herrschten, Aufruhr und Parteiung gar nicht selten waren, Teufels-, Aber- und Wunderglauben von den Mönchen auf das Volk übertragen wurde. Lambert hielt nicht viel von den Klosterreformen und erklärte die alten Regeln für genügend, wenn man sie nur befolgen wollte. Dies geschah aber nur mangelhaft; denn das gesamte Klosterwesen hatte eben, wie alle menschlichen Einrichtungen, seine Blütezeit gehabt und war damals bereits im Verfalle begriffen. —

Es gab jedoch auch Männer, die an einer nachhaltigen Reform des Klosterlebens nicht verzweifelten und in ihrer Art bedeutende Erfolge erzielten. Ein solcher Mann war Wilhelm, Abt von Hirsau (seit 1069), vorher Mönch in St. Emmeram, von hellem Geiste erfüllt, Astronom, Mechaniker und Musiker, als Abt begeistert für die Reform der Kirche und besonders für die des Klosterlebens. Sein Kloster machte er völlig unabhängig und stellte es unmittelbar unter Rom, das er andächtig besuchte. Hirsau wurde „das deutsche Cluny“; dort wurde zum erstenmale die Einrichtung der „dienenden Brüder“ versucht. Leute verschiedenen Standes, vom Fürsten bis zum Hörigen und Leibeigenen, legten durch die niedrigsten Dienste im Kloster ihren demütigen und kirchlichen Sinn an den Tag, während die Mönche selbst nur noch der Erbauung lebten. Diese Einrichtung fand solchen Beifall, daß viele neue Klöster mit Laienkolonien angelegt werden mußten und sich somit nicht nur über ganz Schwaben verbreiteten, sondern in fast allen deutschen Gauen Eingang fanden, überall sich am Kampfe auf seiten des Papsttums

gegen das Kaiſertum beteiligend. Ja es entſtanden, beſonders in Schwaben, Vereine von Männern, die ihre Frauen, und von Frauen, die ihre Männer verließen und, wie bei den Buddhiſten, unter der Leitung von Mönchen „Brüder- und Schweſterſchaften des gemeinſamen Lebens“ bildeten, die bald ganze Gemeinden umfaßten. Zwar entſtanden im elften und zwölften Jahrhundert neue asketiſche Mönchsorden, meiſt von Frankreich aus, wie z. B. die Ciſtercienſer (in Citeaux 1098), unter deren deutſchen Klöſtern Maulbronn in Schwaben (ſeit 1148) den erſten Rang einnahm, die Kartäuſer (1086 in der Chartreuſe bei Grenoble) und die Prämonſtratenſer (in Prémontré bei Laon 1120). Trotzdem aber hatten die Klöſter



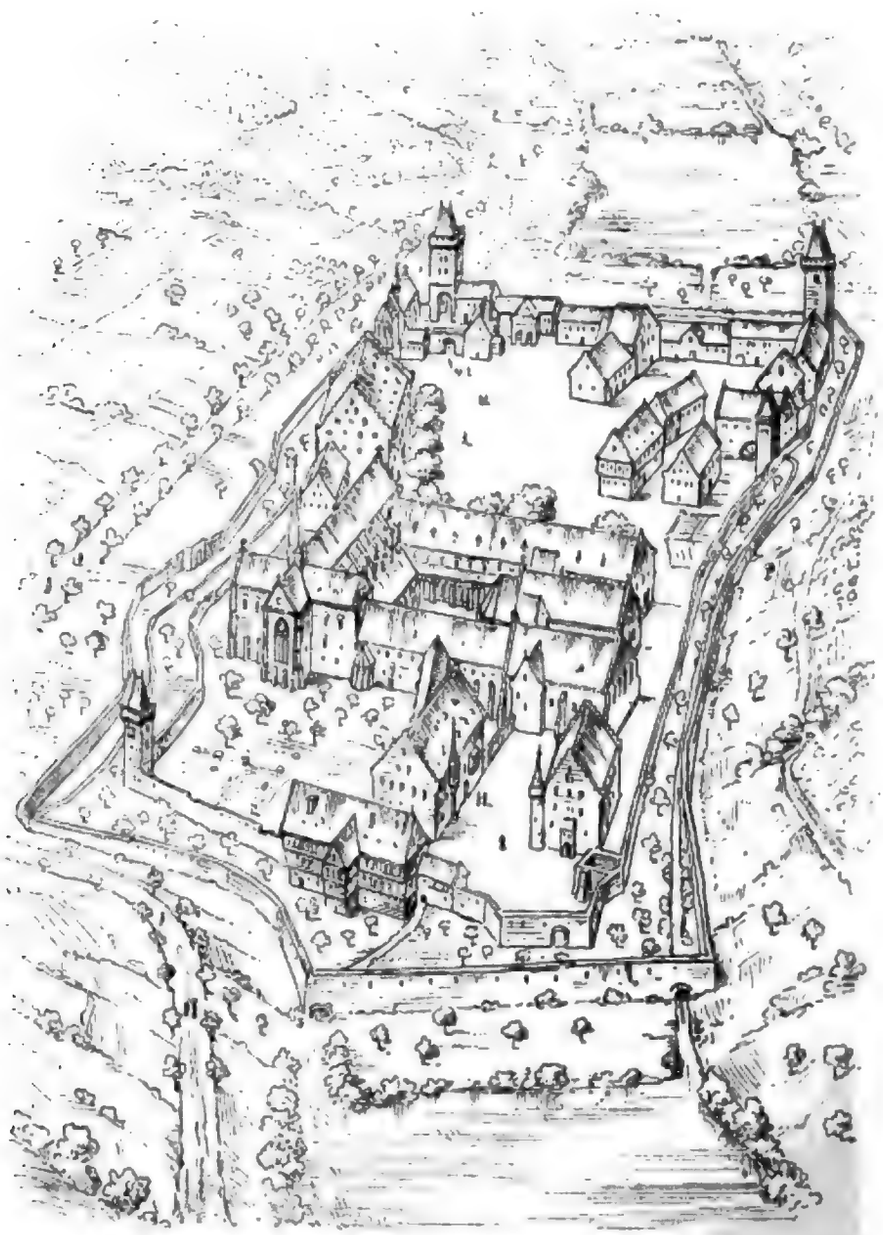
Grundriß der Kloſterkirche der Ciſtercienſer-Abtei Maulbronn.

damals bereits aufgehört, der maßgebendſte Faktor in der Kulturgeſchichte zu ſein; die Weltlichen und die Weltgeiſtlichkeit hatten ihnen bereits den Rang abgelaufen.

Gleichzeitig mit der Reform der Kloſterzucht im zehnten Jahrhundert nahm auch das in Deutſchland vorher nur ſehr ſeltene Einſiedlerweſen eine größere Ausdehnung an. Es kam die Neigung auf, daß nicht nur Männer in der Wildnis, ſondern auch Frauen bei einem Kloſter oder einer Kirche ſich in eine Zelle einſchloſſen; ſo eine gewiſſe Siſu bei dem Kloſter Drübeck am Harz, welche 64 Jahre lang ohne Feuer in einer ſolchen Zelle lebte und das von ihr abfallende Ungeziefer ſich ſelbſt wieder anſetzte; — ferner in St. Gallen Wendilgarde, Gräfin des Linzgaus, während der Gefangenſchaft ihres Gatten bei den Magyaren, und die Büßerin

Digitized by Google

Wiborada, bis die erſtere ihren Mann wiederfand und die letztere von jenen wilden Eindringlingen, den Magyaren, in ihrer Klauſe erſchlagen wurde. Wendilgarde mußte ihr Gelübde kirchlich auflöſen laſſen, um wieder mit dem Heimgekehrten leben und ſich aufs neue mit ihm vermählen zu können, worauf ſie ihr nächſtes Kind der Kirche weihte. An der Frühgeburt desſelben ſtarb ſie; das Kind wurde ſpäter als Purchard I. Abt von St. Gallen. Anmutender und dem deutſchen Sinn angepaßter war das poeſiereiche Leben der Waldbrüder, die oft Einöden anbauten und einem Kloſter, wenn nicht gar einer Stadt, den Platz ebneten.



Die Ciſtercienſer-Abtei Maulbronn. (Jahreshefte des württ. Altert.-Ver.)

Erläuterung zu dem Miniature in dem von Kaiser Otto III. dem Dom zu Aachen geschenkten Evangelienbuche.

Vom Mönch Lothar angefertigt und überreicht, laut der Widmungsinschrift: HOC AUGUSTE LIBRO TIBI COR DOMINUS INDUAT OTTO QUEM DE LIUTHARIO TE SUSCEPISSE MEMENTO. („Gott wolle dir, erhabener Otto, das Herz mit diesem Buche erfüllen, welches du von Lothar empfangen zu haben, eingedenk sein mögest.")

Otto III. auf dem Thron in einer Mandorla*); über ihm das Kreuz und die Hand Gottes, welche die Krone auf das Haupt des durch die bartlose, jugendliche Bildung des Gesichts charakterisierten Kaisers setzt. Rechts und links davon die Symbole der vier Evangelisten, welche den Kaiser mit einem Bande, welches symbolisch für das Christentum gedacht, oder auch als Pallium verstanden werden kann, umschlingen. In der Rechten hält der Kaiser den Reichsapfel. Vor bezw. unter dem Throne liegt eine weibliche Gestalt, die wohl Haß und Zwietracht, als durch das Christentum überwunden, oder auch die Erde als Trägerin der Herrlichkeit des Kaisers darstellen soll. Zu den Seiten des Thrones zwei Fürsten, welche durch die Paniere, die sie tragen, als Lehnsherren charakterisiert werden Im Vordergrunde links zwei Krieger mit Speer und Schild, rechts zwei Bischöfe: Vertreter der weltlichen und geistlichen Macht.

Die Tracht aller Figuren ist noch die römische, nur die Fußbekleidung ausgenommen. Die Bischöfe tragen über der roten Casula das mit schwarzen Kreuzen bestickte weiße Pallium. Dasselbe, in der römischen Kirche ursprünglich vom Papst allein getragen, wurde von diesem seit Ende des fünften Jahrhunderts auch an hervorragende Erzbischöfe als Auszeichnung verliehen. Es wurde aus weißer Wolle gewebt, die von zwei in S. Agnese geweihten, von Nonnen aufgezogenen Schafen herrührte und an den Vigilien**) der Apostel S. Petrus und Paulus die Nacht hindurch auf das Grab derselben niedergelegt wurde, wodurch sie die Weihe erhielt. Das erzbischöfliche Pallium war fast durch das ganze Mittelalter etwa 7 Centimeter breit, die Farbe der eingewirkten Kreuze wechselte von Schwarz zu dunkelrot, Purpur und wieder Schwarz.

Die Bischöfe haben, nach Art des 10. und 11. Jahrhunderts, noch keine Inful (Bischofsmütze).

Das Bild ist eine Veranschaulichung der Würde des Kaisertums.

*) Mandorla ist die in der mittelalterlichen Kunst häufig vorkommende, teils stumpf-, teils spitz-ovale, mandelförmige Glorie. Die süße, in einer harten Schale liegende Frucht der Mandel galt als Symbol der Menschwerdung.

**) Der bestimmten hohen Kirchenfesten vorhergehende Tag.

Digitized by Google

G. DRUCK V. G. FRITZSCHE, LEIPZIG

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, BERLIN

MINIATURE IM EVANGELIARIUM KAISER OTTO'S III. 10. JAHRH.
AACHEN, DOMSCHATZ

Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Zweiter Abſchnitt.

Das Reich und ſeine Kaiſer.

Einen der größten Wendepunkte in der deutſchen Geſchichte bildet das Jahr 911, in welchem (S. 134) an Stelle der ausgeſtorbenen Karolinger Herzog Konrad von Franken zum König eines Reiches erwählt wurde, welches zwar noch keinen eigenen Namen hatte, aber doch der Anfang des Deutſchen Reiches war. Seit dieſem Zeitpunkt iſt eine Wiedervereinigung Germaniens mit Gallien unmöglich geworden; ſeitdem trat die Notwendigkeit, dem neuen Reiche einen nationalen Charakter zu geben, immer ſtärker zu Tage. Ein ſolcher lag bereits in der Sprache vor, die in dem Gebiete des oſtfränkiſchen Königs vorwiegend die deutſche war. Im Gegenſatz zum Latein der Kirche und der Gelehrten hieß die deutſche Sprache daher die Volksſprache, alſo, da diot Volk hieß, in damaliger Sprachform: diutisk, volkstümlich. Dieſen Ausdruck finden wir zuerſt im Anfange des neunten Jahrhunderts; — in fremdem Munde, in Italien, erſcheint 843 die Form teutiscus als Bezeichnung deutſchen Weſens, als deſſen Merkmale man blonde Haare, blaue Augen, ſtarken Wuchs, Eigenſinn, Barſchheit und hochfahrendes Weſen betrachtete, wobei man der Deutſchen Biederkeit und Treue allerdings weniger ſchätzte, als ihre Tapferkeit fürchtete. Das deutſche Volk hatte noch lange kein Verſtändnis für die genannte Bezeichnung, und die Gelehrten kannten ſie nicht oder wollten ſie nicht kennen, indem ſie dabei an die Kimbern und Teutonen dachten. Erſt um 950 begann die Reichskanzlei Ottos I. die Deutſchen als Volk gemeinſam unter dieſem mißverſtändlichen Namen in der Form „Teutonici“ zuſammenzufaſſen. In Italien wurde derſelbe früher gebräuchlich als in Deutſchland; dort war er um das Jahr 1000 allgemein, — hier wurde er es erſt im elften Jahrhundert nach und nach, und wechſelte dann mit „Theotisci“ ab. Um 1080 findet ſich zum erſtenmal der Ausdruck „Teutonica patria“. Der hauptſächlichſte Grund des langſamen Aufkommens einer gemeinſamen Bezeichnung für die Deutſchen liegt in der Angewöhnung der einzelnen Stämme, ihr Intereſſe mit ihren eigenen Grenzen abgeſchloſſen zu wähnen. Noch lange betrachteten z. B. die Franken, Schwaben und Baiern den ſächſiſchen, die Sachſen den fränkiſchen oder ſonſtigen König als einen fremden, der ſie gar wenig anginge.

Ringſiegel Kaiſer Ottos I.

Nur ſehr vereinzelt machte ſich bei hervorragenden Geiſtern der deutſche Nationalſtolz geltend, der indeſſen noch mehr auf der Anhänglichkeit an den König oder Kaiſer als Vertreter der Volkseinheit, als auf dem Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit des Volkes ſelbſt beruhte. Johann von Gorze, ein lothringiſcher Mönch, ſagte dem Kalifen Abderrachmán in Cordova zu deſſen großem Mißvergnügen ins Geſicht: „Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo kenne ich auf der Welt keinen König, der ſo viel Land und eine ſo tüchtige Ritterſchaft beſitzt, wie unſer König (Otto der Große).“ Der Biſchof Liutprand von Cremona ſchrieb beim Anblick des ſchäbigen und häßlichen Byzantiners Nikephoros Phokas in ſein Tagebuch: „D

meine erlauchten Herren Kaiſer (Otto I. und II.), ihr ſeid mir immer ſchön, immer glänzend, mächtig, gnädig und tugendreich erſchienen, aber um wie viel mehr von dieſem Augenblick an." Und das war keine Schmeichelei, denn es war wahr! Es erfreut, daß derſelbe Geſandte auf ſein Volk ebenſo ſtolz war, wie auf ſeine Kaiſer. Auf die verächtliche Bemerkung des Byzantiners: „Ihr ſeid keine Römer, ſondern nur Langobarden", war er ſo kühn zu antworten: Romulus habe Rom mit ſchlechtem Geſindel gegründet und dieſes „Römer" genannt, und fuhr dann fort: „Solcher edlen Abkunft ſind diejenigen, die ihr die Herren der Welt nennt, die wir aber, das heißt die Langobarden, Sachſen, Franken, Lothringer, Baiern, Schwaben und Burgunder (das ſind eben die Deutſchen, für die er aber 968 noch keinen allgemeinen Namen wußte), ſo tief verachten, daß wir im Zorn gegen unſere Feinde kein anderes Schimpfwort

Krypta im St. Petersdom zu Quedlinburg: Grabſtätte Kaiſer Heinrichs I. und ſeiner Gemahlin Mathilde.

kennen, als: „Du Römer!" Denn Feigheit und Niederträchtigkeit, Geiz, Üppigkeit, Lug und Trug, kurz alle Laſter faſſen wir in dieſem einen Worte zuſammen." Ein anderes Mal dann: „Wenn du aber den Glauben der Sachſen jung und einfältig nennſt, ſo gebe ich dir darin Recht; denn bei ihnen iſt er noch friſch und kräftig, nicht alt, verkommen und einem ſchäbigen Rocke gleich wie hier." Und das alles ſagte ein germaniſcher, wenn auch romaniſch ſprechender Prieſter einem Monarchen ins Geſicht, der bei aller Filzigkeit und Ränkeſucht doch ein Held im Kriege war und ſolche Freimütigkeit daher leicht rächen konnte.

Es iſt denn auch bezeichnend, daß ſchon damals, in den erſten Zeiten des Reiches, das deutſche Volk die Kaiſerwürde ſeines Königs nicht von der Krönung durch den Papſt in Rom, ſondern von etwas ganz Anderm: von ſeinen Thaten ableitete. Der ſächſiſche Geſchichtſchreiber Widukind betrachtet Karl den Großen während ſeiner ganzen Regierung als

Kaiser und läßt Heinrich I. und Otto den Großen von ihren Kriegern, beide nach den bedeutungsvollen Siegen über die Magyaren, als Kaiser ausgerufen werden, natürlich nicht als römische, sondern als deutsche *Kaiser*, das heißt als *Könige*, die mächtiger waren als andere. Ebenso wurde der König auch als solcher geehrt, wenn er, wie z. B. Heinrich I., gar nicht gekrönt war. Die Krönung selbst aber, welche Otto I. wieder einführte, ging folgendermaßen vor sich: In Aachen, in der Säulenhalle zwischen der Pfalz und dem Münster, wurde der König auf den Marmorthron Karls des Großen erhoben und empfing dort die Huldigung. Dann bewegte sich der Festzug der Großen des Reiches nach dem Münster, in dessen Mitte der Erzbischof von Mainz den König dem Volke vorstellte, das ihn mit jubelndem Zurufe empfing. Dort wurden ihm von dem Kirchenfürsten unter passendem Zuspruch Schwert und Wehrgehäng, Mantel, Scepter und Stab überreicht; hierauf wurde er gesalbt und gekrönt, stieg auf den zwischen zwei Marmorsäulen erhöhten Thron, wohnte der Messe bei und begab sich dann mit seinem Gefolge zum Königsmahl in die Pfalz, bei welchem ihn die Herzoge als die ersten „Ministerialen" des Reiches bedienten. Dieselben sorgten zugleich für die Unterkunft und Verpflegung der Gäste. Der Herzog von Lothringen bekleidete das Amt des Kämmerers, der von Franken das des Truchsessen, der von Schwaben das des Schenken und der von Baiern das Marschalksamt. Zum Schluß beschenkte der freigebige König alle Teilnehmer an dem Feste seiner Krönung.

Marmorthron Karls des Großen im Dom zu Aachen.

Das *Zeichen* der Kaiserwürde war seit Otto I. der *einfache* Adler. Die Wahrzeichen des Königtums waren seit den Karolingern Thron, Scepter, Richterstab, Schwert, Kreuz, Speer (mit oder ohne Fahne), die Krone, später überdies noch Purpurmantel, Armspangen, Sandalen, Handschuhe, Siegelring und Reichsapfel.

War *Konrad* I., der auf die Karolinger folgte, der erste deutsche *König* und *Heinrich* I., in welchem die Franken das Reich den Sachsen überließen, der erste *Mehrer* und Verteidiger des Reiches, so ist *Otto der Große* der erste deutsche *Kaiser* zu nennen. Gleich Karl dem Großen erhielt Otto von fernen Monarchen Beweise der Hochachtung. Die Könige Englands und Dänemarks, die unterworfenen Häuptlinge der Slawen und Magyaren buhlten ebenso sehr um seine Gunst wie die Kalifen von Cordova und die Kaiser von Byzanz, und alle diese Machthaber sandten ihm Geschenke: goldene und silberne, kunstreich gearbeitete eherne, gläserne und elfenbeinerne Gefäße, Teppiche, Balsam und Spezereien aller Art, seltene Tiere, wie Löwen, Kamele, Affen, Strauße u. s. w. Und wie Karl der Große zwischen Rhein und Elbe unter den Sachsen, so verbreitete und befestigte der letzteren Stammesgenosse Otto der Große das Christentum unter den Slawen zwischen Elbe und Oder, wie auch unter den Jüten der dänischen Halbinsel; er gründete in diesen weiten Gegenden neue Bistümer. Dänemark und Polen, später auch Ungarn wurden durch deutsche Sendlinge der Kultur gewonnen und zugleich dem Deutschen Reiche als Lehen einverleibt. Die Menschenopfer hörten in diesen Ländern auf; die Zivilisation verdrängte die Barbarei.

Bei dieser Machtstellung Ottos war er, wie einst Karl der Große, thatsächlich schon *Kaiser des Westens*, ehe ihn noch der Titel dieser Würde schmückte. Es lag gewissermaßen in der Luft, daß der letztere ihm zufallen werde und müsse, und es fehlte als notwendige

Vorausſetzung dazu nach den damals herrſchenden Begriffen nur noch der Beſitz des Königreichs Italien. Die an dieſes Land geknüpfte Kaiſerkrone war freilich nur ein weſenloſer Schatten, ſeit ſie mit dem italiſchen Süden den Deutſchen entriſſen worden; im Beſitze eines Mannes wie Otto mußte ſie indeſſen wieder werden, was ſie einſt auf dem Haupte des großen Karl geweſen war.

Die Politik Ottos beruhte auf dem Gedanken, mit Hilfe der Kirche, deren Macht über die Gemüter des Volkes und deren milde Regierung in ihren Gebieten er wohl zu ſchätzen wußte, den widerſpenſtigen Adel in Schranken zu halten. Sie mußte daher notwendig ihre Krönung in der Erwerbung der Kaiſerwürde, in der endlichen Wiederherſtellung des verwaiſten römiſch-deutſchen Kaiſerreiches nach einer Unterbrechung von faſt drei Vierteln eines Jahr-

Statuen Kaiſer Ottos I. und ſeiner Gemahlin Editha im Dom zu Magdeburg.
Arbeit aus dem dreizehnten Jahrhundert; bemalt.

hunderts erblicken. Höher als Otto konnte der deutſche Kaiſer ſich nicht wohl erheben; thatſächlich iſt auch kein anderer ſo hoch wie er geſtiegen, denn auch die Päpſte ſeiner Zeit erkannten ſeine Oberhoheit an.

Heinrich I. und Otto I. waren indes nicht nur große, ſondern auch haushälteriſche Väter des Reiches. Sie übten weder Druck noch Verſchwendung; ſie ſuchten ſich nicht zu bereichern. Ihr Verhältnis zu ihrem Volke war ein vorwiegend familiäres, patriarchaliſches. Kamen auch unter dem großen Otto mehrere gefährliche Aufſtände vor, an welchen ſich ſeine nächſten Verwandten, ja, ſein Bruder, Sohn und Eidam, beteiligten, ſo trugen daran teils überquellende Thatenluſt, teils Aufreizungen einzelner übelwollender Perſönlichkeiten die Schuld. Dieſe traurigen Vorfälle haben aber durch die wirklich bewundernswerte Verſöhnlichkeit des Kaiſers und durch die ergreifende Reue und heldenhafte Sühne der Schuldigen, durch ihren frühen Tod auf dem Schlachtfelde oder in ſtrenger Pflichterfüllung einen Ausgang gefunden, der

Digitized by Google

Erläuterung der Reliefdarſtellungen aus dem Leben des heil. Adalbert am Portal des Doms zu Gneſen.

Dieſe Erzreliefs ſind ein deutſches Werk der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und von hohem Intereſſe als Darſtellungen kirchlichen Lebens im frühen Mittelalter und als bildliche Lebensgeſchichte eines der hervorragendſten mittelalterlichen Heiligen und einflußreichen Zeitgenoſſen Kaiſer Otto III., wie auch als Koſtüm- und Sitten-Bilder jener Zeit.

Der Künſtler hat auf beiden Flügeln 18 Reliefs in gleich abgeteilten Feldern ausgeführt. Auf dem linken Flügel befinden ſich neun Bilder, welche von unten ausgehend das Leben des heil. Mannes von ſeiner Geburt bis zu ſeinem Aufenthalte im römiſchen Kloſter darſtellen. Auf dem rechten Flügel ebenfalls neun Bilder, welche die apoſtoliſche Thätigkeit des heil. Adalbert in Preußen ſchildern.

Der unbekannte Künſtler, welcher die Lebenschronik des heil. Adalbert (ſ. S. 163) in Erz darſtellte, hat unzweifelhaft genaue Lebensbeſchreibungen des Heiligen in Händen gehabt; auf Grund derſelben Chronik ſoll hier die Bedeutung der einzelnen Bilder erklärt werden.

I. Das erſte Bild links unten hat zwei Abteilungen. Unter dem Bogen auf der linken Seite dieſes Bildes ſitzt auf einem Bette eine matronenhafte Frau, welche von einer Magd bedient wird, und zweifelsohne die Mutter des heil. Adalbert nach deſſen Geburt darſtellt. Die zweite Hälfte veranſchaulicht, ebenfalls unter einer Arkade, die Taufe des Kindes.

II. Das zweite Bild iſt ganz entſprechend der zeitgenöſſiſchen Chronik des Jan Kanapan ausgeführt. Am Altar der Jungfrau Maria und vor dem Prieſter weihen die Eltern des heil. Adalbert, im Beiſein der Amme oder des Wartemädchens des Kindes, ihren kranken Sohn Gott.

III. Dieſes Bild ſtellt den Augenblick dar, in welchem die Eltern den heil. Adalbert zur Schule geleiten. Unter der linken Arkade ſieht man die Mutter, den Vater und den Sohn in reichgeſchmückten Kleidern, unter der rechten hingegen den Vorſteher der Schule, namens Aſtryk. Dieſer, mit einer Toga bekleidet, reicht dem Knaben die Hand. Ein an der Mauer lehnendes Büblein ſieht neugierig zu.

IV. Dieſes Bild zeigt den vor der Kirche betenden heil. Adalbert derart, wie ſein Biograph von ihm berichtet, daß er nachts barfuß mit entblößtem Haupte und in leichter Kleidung andachtsvoll die Kirchen beſucht.

V. Hierauf wird der Augenblick dargeſtellt, wie Kaiſer Otto II. mit dem Zepter in der Hand und der Krone auf dem Haupte auf dem Throne ſitzend, dem heil. Adalbert den Biſchofsſtab einhändigt, d. h. wie er ihm die Inveſtitur auf das Bistum Prag erteilt. Hinter dem Throne des Kaiſers ſteht mit gezogenem Degen ein Schwertträger. Die Perſonen links ſeitwärts ſollen das Gefolge des Kaiſers und Geiſtliche darſtellen.

VI. Der heil. Adalbert treibt Kraft des über einen vom Teufel Beſeſſenen gemachten Zeichens des heil. Kreuzes den böſen Geiſt aus. Den heil. Adalbert begleiten dabei zwei Geiſtliche. Die Augenzeugen an der Seite des Beſeſſenen ſind anſcheinend drei Bürger. Nach den Ausſagen der Biographen ſoll das Ereignis an demſelben Tage ſtattgefunden haben, an welchem dem heil. Adalbert die Kathedrale zu Prag übergeben wurde. Der heil. Apoſtel wird hier im Biſchofsſchmuck mit dem Hirtenſtab in der Hand dargeſtellt.

VII. Das ſiebente Relief zeigt, wie dem vor ſeiner Kathedrale ſchlafenden Biſchofe ſich Chriſtus der Herr offenbart und ihm befiehlt, von ſeinem Lager aufzuſtehen, mit den Worten: „Ich bin der ſchon einmal verkaufte Jeſus Chriſtus. Jetzt wieder verkauft man mich den Juden (d. h. in den Perſonen armer Chriſten) und du ſchläfſt noch?“ Das Bild iſt ſtreng nach der Chronik des Kanapan komponiert.

VIII. Hier iſt die Ausführung des im vorigen Bilde erteilten Befehls dargeſtellt. Unvermögend, die armen Chriſten aus der Sklaverei allein befreien zu können, führt der Heilige, pontifikalmäßig bekleidet, vier derſelben vor den Thron des böhmiſchen Fürſten Boleslaw II. und bittet dieſen Monarchen, daß er ihm helfe jene Unglücklichen freizukaufen. Hinter dem fürſtlichen Throne ſteht ein Leibwächter mit gezogenem Degen.

IX. Der Bischof, entmutigt durch das sündige Leben seiner Diözesanen und deren Widerstreben gegen seine Lehren, hatte die Bischofswürde niedergelegt, und war darauf samt seinem Bruder Radim nach Rom gereist, dort in das Benediktinerkloster des heil. Alexius eingetreten, und übte sich daselbst in der Demut. Einstmals bediente er hier die Brüder im Speisesaal und trug Wein auf. Dabei bemerkte er einen auf dem Fußboden liegenden Gegenstand nicht, stolperte und fiel mit dem Gerät auf den Marmorfußboden, ohne auch nur etwas zerschlagen oder vergossen zu haben. So konnte er alles unversehrt den verwunderten Mönchen darreichen. Zwei hinter dem heil. Adalbert stehende Mönche neigen sich, um den Gegenstand zu besehen, über welchen er gefallen. Diese Begebenheit, wörtlich aus Kanapan entlehnt, gab dem Künstler den Anlaß zum neunten Bilde.

Die zunächstfolgenden Lebensereignisse des heil. Adalbert, wie z. B. die Rückreise nach Prag, die wiederholte Reise nach Rom, das Zusammentreffen mit Kaiser Otto und das Erscheinen in Gnesen am Hofe Boleslaws sind auf der Flügeltür übergangen worden, weil der Künstler dem wichtigeren apostolischen Werke des heil. Märtyrers im heidnischen Preußen sein Augenmerk widmen wollte.

Auf dem zweiten Flügel folgen die Bilder von oben nach unten aufeinander.

X. Das erste Bild auf diesem Flügel stellt den heil. Adalbert dar, wie er in einem Kahne mit drei Gefährten und Fährleuten am Ufer des Baltischen Meeres in dem Lande der Preußen bezw. der Kaschuben ankommt. Mit Speeren und Schilden bewaffnete heidnische Preußen stehen am Kahne, von welchem aus der heil. Adalbert ihnen den Segen erteilt.

XI. Hierauf sehen wir eine Taufe durch Untertauchen dargestellt, welche der heil. Adalbert an einem erwachsenen Manne vollzieht. Beim Bischof sind drei Begleiter, beim Getauften eine Anzahl von Personen, die anscheinend auch auf die Erteilung der heil. Taufe warten. Dieses Ereignis ist bei Kanapan nur mit kurzen Worten beschrieben; aller Wahrscheinlichkeit nach hat es in Danzig stattgefunden.

XII. Dieses Bild zeigt den heil. Adalbert als Prediger der ungläubigen Preußen, welche mit deutlichen Zeichen der Abneigung seine Worte anhören. Drei seiner Gefährten stehen hinter ihm.

XIII. Der Bruder des heil. Adalbert, namens Gaudentius oder Radim, liest auf offenem Felde die heil. Messe, welche der heil. Apostel und zwei seiner Gefährten, auf der anderen Seite aber die bewaffneten Preußen anhören.

XIV. In diesem Relief ist der Tod und das Martyrium des heil. Adalbert dargestellt; der Anführer der Preußen, namens Sikko, durchbohrt mit einem Speer den heil. Apostel, während ein heidnischer Priester dem Heiligen mit einer Axt den tötlichen Streich versetzt.

XV. Hier wird dargestellt, wie man den Kopf des heil. Adalbert auf einen Pfahl geschlagen. Der umwickelte Leichnam befindet sich auf einem Brette, welches zwischen den Pfahl und einen Baum gebunden ist, behütet von einem auf einem Bäumchen sitzenden Adler.

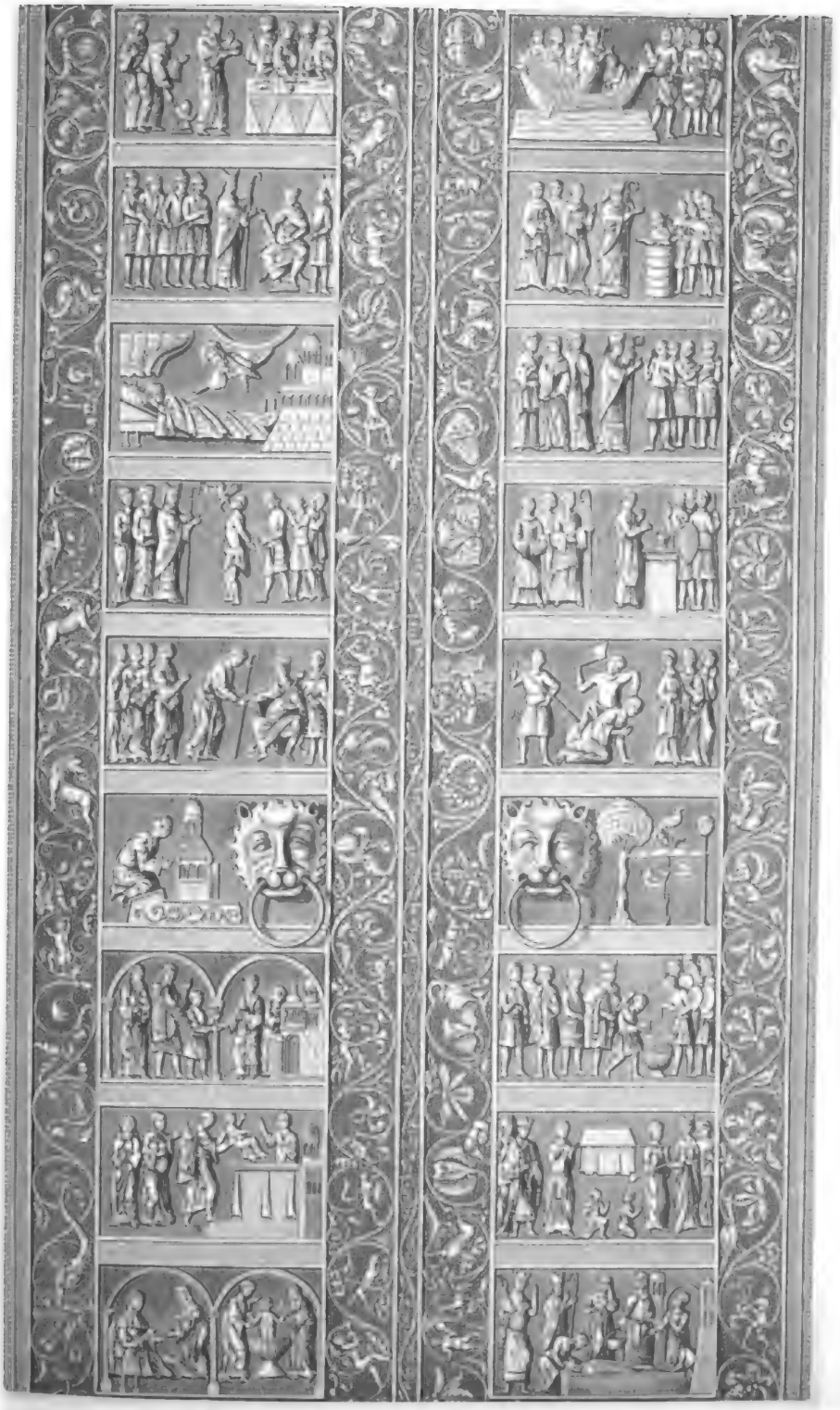
XVI. Hierauf führt uns der Künstler den Loskauf des Leichnams des heil. Märtyrers von den ungläubigen heidnischen Preußen vor. Den abgewägten Kopf nimmt ein junger Pole mit Ehrfurcht von der Wage, welche ein Preuße hält, hinweg. Hinter ihm stehen seine mit Schilden bewehrten Landsleute, nicht wenig verwundert und darüber unwillig, daß so wenig Gold auf der Wage geblieben; daneben steht ein großes Gefäß noch völlig mit Edelmetall angefüllt. Das Gefolge des Königs spricht untereinander; aller Wahrscheinlichkeit nach über die wunderbare leichte Aufwiegung des Leichnams. Der König (ob Boleslaw Chrobry?) steht in der Mitte, eine Königskrone auf dem Haupte, welche derjenigen Otto II. im fünften Relief ähnlich ist. Den Saum des langen Mantels hat der König über die linke Schulter geworfen. Derselbe ist am Halse reich mit Gold besetzt und mit einer ovalen Spange geschlossen, ebenso wie im fünften Bilde beim Kaiser Otto. Neben dem Könige steht ein Schwertträger mit gezogenem Degen. Der König hält ein ziemlich großes Stück Gold in der Hand, welches er auf die Wage hinzuwerfen bereit gewesen. Mit der linken Hand scheint er seine Worte bestätigen zu wollen, die er zu dem Anführer der Preußen gesagt, der seine rechte Hand (über dem Kopfe des die Wage haltenden) zum Zeichen der Verwunderung ausstreckt.

XVII. Die feierliche Überführung des Leichnams des heil. Adalbert nach Trzemesmo (Tremessen). Vor dem Leichnam welchen zwei Geistliche in einem nach Art einer Arche verfertigten und bedeckten Sarge tragen, schreitet der ein Buch und einen Weihwedel haltende Bischof Unger in Assistenz eines Priesters. Hinter dem Sarge folgt der König, feierlich gekleidet, mit seiner weinenden Gattin Judyta. Vor dem Leichnam fallen zwei Kinder auf die Knie.

XVIII. Das letzte Bild veranschaulicht das Begräbnis der Überreste des heil. Adalbert in der Kathedrale zu Gnesen. Zwei Priester legen den heil. Leichnam in den Sarg. Von zwei anderen hält einer das Rauchgefäß, der andere das Gefäß mit Weihwasser. An der Kopfseite des Leichnams steht der Bischof in pontifikaler Kleidung und der König Boleslaw mit dem Zepter in der Hand. In der Mitte vor dem Sarge ein Mönch, wahrscheinlich der Bruder des heil. Adalbert, Radim. (Nach Polkowski.)

Digitized by Google

Digitized by



Die Erzreliefs am Portal des Doms zu Gnesen; Darstellungen aus dem Leben des heil. Adalbert.

Aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts.

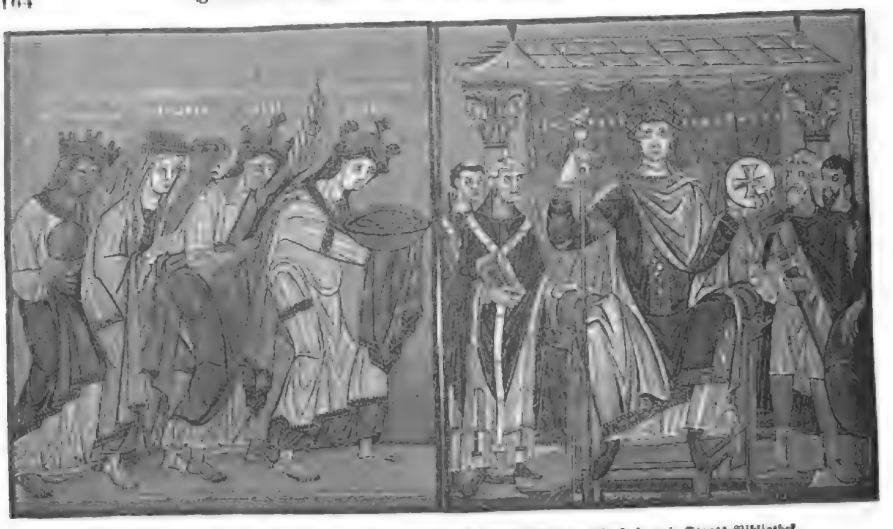
Digitized by Google

auch uns gegen sie mild stimmt. Mit Ausnahme dieser Katastrophen bot das Familienleben Ottos und seiner Nachkommen ein ungemein liebliches Bild rührender Anhänglichkeit und Treue dar; es war überdem ohne Zweifel ein Spiegel des damaligen durchschnittlichen Verhältnisses unter Verwandten von Stand und einiger Erziehung. Eine höchst seltene Pietät knüpfte den großen Kaiser an seine treffliche Mutter Mathilde, an seine Schwestern Gerberg und Hadewig, an seinen ritterlichen Bruder Heinrich, nach dessen endlicher Ergebung, und an seinen priesterlichen Bruder Bruno, und wenn er diese seine Lieben nach langen Reisen oder Kriegszügen wiedererblickte, so war es stets ein ihm gottgeschenktes Fest. Ein wahres Idyll inmitten des Kriegsgetümmels war Ottos Liebe zu der klugen und energischen Adelheid, wie ihn auch mit seiner ersten, früh gestorbenen lieblichen Gattin Editha, der Angelsächsin, eine in seltenem Grade hochherzige Liebe verbunden hatte. Ebenso liebevoll verhielt sich Adelheid zu ihrem Sohne und Enkel, den beiden letzten Ottonen, und selbst auf die aus verdorbenen Umgebungen hergekommene glänzende Fanariotin Theophano warf die reine Hoheit der deutschen Häuslichkeit einen veredelnden Schimmer. Ottos Tochter aus erster Ehe Liutgarde, die Gattin des zeitweise treulosen Herzogs Konrad, welcher in der Magyarenschlacht auf dem Lechfelde so glorreich fiel, war demselben in trüber Zeit vorangegangen, und es bezeichnete ihr stilles, edles Wesen gewiß am besten, daß eine silberne Spindel ihr Grab in der Kirche St. Alban vor Mainz schmückte. —

Die sächsischen Könige und Kaiser bieten viele Ähnlichkeiten mit den Karolingern dar: in beiden Häusern folgte auf einen die Größe des Geschlechts vorbereitenden Herzog (Karl Martell und Otto der Ältere) ein bahnbrechender König (Pippin und Heinrich I.), dann ein gigantisch großer Kaiser (Karl und Otto) und auf diesen eine Reihe von minder befähigten oder schwachen Fürsten, die mit einem anders gearteten, wieder emporstrebenden Epigonen (Arnulf und Heinrich II.) endete. Immerhin waren Otto II. und III. bedeutendere, namentlich idealer angelegte und gebildetere Charaktere, als Ludwig der Fromme und seine Söhne und Enkel (mit Ausnahme des wackern Ludwig des Deutschen); aber ihre Regierung war leider nur eine Weiberherrschaft gewesen. Otto II. wurde wesentlich von seiner Mutter Adelheid und seiner Gattin, der Byzantinerin Theophano, beherrscht, und dieser Einfluß vererbte sich auch auf seinen Sohn. Ottos II. Glück verließ ihn, sobald er dem schweren Verhängnis der mittelalterlichen Deutschen anheimfiel, jenseit der Alpen ein Ideal zu suchen, das niemals verwirklicht werden konnte, und die nationale Wahrheit einem kosmopolitischen Trugbilde aufzuopfern. Es war die wunderbar schöne, verführerische, aber mit tödlichem Gift erfüllte Märchenblume des Mittelalters, welcher diese für die christliche Weltherrschaft glühenden Phantasten nachjagten, bis sie an ihren Dornenstichen verbluteten. Otto III., der Enkel östlicher und westlicher Kaiser, lateinisch und griechisch gebildet, und im Gedanken der Herstellung eines großen römischen Reiches mit geistlich-asketischer Färbung erzogen, machte in dieser Stimmung seinen Römerzug. Keinem Manne ist das Reich je so mühelos zugefallen wie diesem Jüngling. Jene phantastische Richtung aber nährten in ihm unablässig vom religiösen Standpunkte aus der Böhme Adalbert oder Woyciech, welcher den Bischofssitz Prags verließ, um Mönch zu werden, und als Apostel der Preußen den Märtyrertod erlitt, und in politischer Beziehung der gelehrte Franzose Gerbert, Erzbischof von Reims, der mit seinem König zerfallen war und von Otto, welcher ihn zum Erzbischof von Ravenna erhob, oftmals um Rat angegangen wurde. Wie schon diese Einflüsse zeigen: von deutschem Geist und Sinn lebte in diesem Kaiser nicht eine Spur, — er suchte solchen vielmehr durch Verachtung zu ertöten und fühlte sich nur als Römer, in dessen Adern griechisches Blut floß. Sein Plan ging dahin, Rom zur ständigen Hauptstadt seines Reiches zu machen und einen ähnlichen Hof zu halten, wie seine byzantinischen Verwandten, deren steifes Zeremoniell mit seinen schwülstigen Amtstiteln er dann thatsächlich auch einführte.

Und welche Gegensätze in diesem Jünglinge! Otto III. lebte in Italien ganz wie ein Pilger und Büßer unter Mönchen, ohne deshalb seine in sich unmögliche Reichsidee aus den Augen zu verlieren. Wäre es nach seinem Sinn gegangen, so wäre Deutschland eine bloße Provinz des abendländischen Reiches geworden. In der That hat er in dem Bestreben, die christlich gewordenen Reiche Polen und Ungarn lediglich der Kaiserkrone unterzustellen, ihr

Digitized by Google



Widmungsbild in dem Evangeliarium Kaiſer Ottos III. München, kgl. Hof- und Staats-Bibliothek.
Der Kaiſer thront in einer Halle zwiſchen je zwei Vertretern des weltlichen und des geiſtlichen Standes; tributbringend nahen ſich ihm vier Frauengeſtalten: die Roma, Gallia, Germania und Sclavonia, als Perſonifikationen ihrer Länder und Völker.

Vaſſallenverhältnis zu Deutſchland aufgelöſt, indem er Polen den Tribut und Ungarn eine Königskrone ſchenkte und die Kirchenfürſten beider Länder von ihren deutſchen Oberen ablöſte. Die Folge davon war, daß beide Länder ſich in allen Beziehungen ſelbſtändig machten, ihre Erfolge aber zu nichts eifriger verwandten, als zu Anfeindungen Deutſchlands und Angriffen auf dasſelbe, obſchon ſie ihm und ſeinen Koloniſten ihre ganze Kultur verdankten.

Mit dem frühen Tode dieſes unglücklichen, aber auch unklugen, vom undankbaren Welſchlande verlaſſenen und verratenen Kaiſers, deſſen Leiche von den treuen deutſchen Kriegern kämpfend durch Italien nach der verachteten Heimat überbracht werden mußte, waren alle Gefahren, welche dem Deutſchen Reiche durch die Verſuche ſeiner Zurückführung zu einem römiſchen Weltreiche drohten, auf erſchreckende Weiſe nahe gerückt. Was die Kaiſer thaten, das ahmten die kleineren Herren im Reiche nach. „Trachteten jene“, ſagt Gieſebrecht, „nach der Erblichkeit der Krone, ſo ſtrebten ſie nach der Erblichkeit ihrer Lehen; gingen jene auf Eroberungen für das Reich aus, ſo faßten ſie die politiſche Abſchließung ihres Gebietes ſcharf ins Auge ..... Daß ſie Beamte des Reiches waren, fingen dieſe Herzoge, Markgrafen und Grafen ſchon an zu vergeſſen; nicht der König mache ſie, meinten ſie, ſondern ſie den König ..... Treu dem Kaiſer als ihrem Lehnsherrn, ſolange ihr Intereſſe mit dem ſeinen gleichen Schritt ging, traten ſie, ein kraftvolles und ſtolzes Geſchlecht, bei der leiſeſten Verletzung ihrer vermeintlichen Rechte dem Geſalbten des Herrn keck gegenüber.“

Das Nämliche galt auch von den geiſtlichen Herren; ſie ſtrebten ebenſo ſehr nach weltlichem Beſitz, wie die anderen, und hatten vor dieſen noch den Vorteil voraus, im Namen eines Heiligen, ihres Schutzpatrons, zu empfangen, zu beſitzen und zu herrſchen und ſich auf ihr eigenes, mit dem Kaiſer an Erhabenheit wetteiferndes Oberhaupt, den Papſt, berufen zu können. —

Die Reichsregierung war indes unter den ſächſiſchen Königen eine viel perſönlichere und alſo auch ungezwungenere, als unter den Karolingern. Dies folgte mit Notwendigkeit ſchon aus den viel länger im alten Germanentum verbliebenen Lebensverhältniſſen der Sachſen, denen noch die alten Stände, nicht aber die neue feudale Rangordnung geläufig waren. Es gab keine regelmäßigen Reichstage und Kirchenverſammlungen mehr; es traten ſolche vielmehr nur dann zuſammen, wenn der König, der in beiden Verſammlungen eine entſcheidende Stimme hatte, ſie zu wichtigen Beratungen zuſammenrief. Ihr Sitz war bald da, bald dort und viel unſteter als unter den Karolingern, ja unter den Ottonen in ſpäterer Zeit faſt ebenſo oft

in Italien wie in Deutschland. Waren sie aber hier, so weilten sie am liebsten auf ihren Pfalzen am Unterharz oder in Quedlinburg. Ein zahlreiches Gefolge umgab die Kaiser an diesen Orten. Fürsten, Räte, Höflinge, Schreiber, Krieger, Diener und Streber aller Art, sowie Spielleute und Gaukler drängten sich um den Monarchen und wurden dem Volke der Umgegend, dem die Pflicht ihres Unterhaltes oblag, oft zu schwerer Last. Bei Anlaß der großen Kirchenfeste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, deren Feier durch Könige und Kaiser die damaligen Chronisten stets gewissenhaft berichten, verherrlichten glänzende Versammlungen die rauschenden Feste der Herrscher.

Der Anbruch des zweiten Jahrtausends der christlichen Aera sah das Deutsche Reich, dessen zwei letzte Kaiser in jugendlicher Verblendung den Boden, auf dem sie erwachsen waren, mit den Füßen weggestoßen hatten, um sich an wolkengleichen Phantomen anzuklammern, beraubt seiner Oberhoheit über die benachbarten Völker, die von nun ab ihre eigenen Wege gingen. Die Eroberungen im Osten der Elbe waren größtenteils durch die Wenden sowohl dem Reiche wie dem Christentume wieder entrissen; Frankreich hing nicht mehr, wie unter den letzten Karolingern, von der Gnade der Kaiser ab, sondern hatte mit den Nachkommen des trotzigen Hugo, den Kapetingern, eine selbständige Dynastie und durch diese auch ein gewisses Nationalgefühl erlangt; ja selbst Italien, auf dessen Besitz die Ansprüche der Deutschen an das Kaisertum beruhten, hatte sich von Otto III. noch vor seinem Ende losgesagt und steuerte auf eine eigene Reichsbildung los, indem es sich in Arduin von Ivrea einen König aufstellte. Und, was das Schlimmste war: auch das deutsche Land war zerrissen, nicht nur durch die wachsende Selbständigkeit der kleineren weltlichen und geistlichen Herren, sondern auch durch den nun neu sich entspinnenden Streit um den Thron.

Heinrich II. von Baiern, welcher in diesem Kampfe den Sieg gewann, schützte das bedrückte Volk den emporstrebenden Vasallen gegenüber und stärkte die Einheit des Reiches. Um der Fehdesucht zu steuern, erließ er Gesetze und gab sowohl im Süden wie im Norden „die ersten Beispiele beschworener Landfrieden". Dabei entriß er jedoch den großen Herren ihren Einfluß nicht. Statt persönlich zu regieren wie die Ottonen, zog er die Herzoge und Grafen zur Gesetzgebung und Rechtspflege des Reiches herbei, behielt sich selbst aber die entscheidende Stimme vor. Die Kirche bereicherte er in hohem Maße, so daß ihre Besitzungen, sowohl die der Bistümer, wie die der Abteien, zu Fürstentümern wurden, denen eine Gaugrafschaft nach der andern zufiel, — ordnete sich ihr jedoch keineswegs unter, sondern hielt die Zügel des Reiches in straffer Hand. Gegen unbotmäßige Klöster war er ebenso streng wie gegen eigenmächtige Herren, und hob ihrer mehrere auf. Von den weltlichen Herren aber nahm er sowohl Geldleistungen wie Abtretungen von Liegenschaften dafür entgegen, daß er ihnen die ererbten Lehen überließ.

Der Nachfolger der Ottonen war somit ein Festiger und Mehrer des Reiches, — kein Asket, wie die Legende ihn darstellt. Vielmehr liebte er Pracht und Vergnügen, besonders die Jagd und ritterliche Übungen. Unter ihm fand der Name der Deutschen die erste allgemeine Anerkennung, wuchs ihr Selbstbewußtsein als das eines mächtigen Volkes empor, begannen die übrigen Völker Europas, leider nicht auf die Dauer, vor ihrer Kraft zu zittern. Heinrichs Gattin Kunigunde war sehr fromm, unterstützte aber nicht nur die Kirche, sondern verständnisvoll auch das Wirken des Kaisers selbst in jeder Hinsicht.

Mit Konrad II. ging die deutsche Krone auf der imposanten Versammlung der Fürsten in der weiten Rheinebene zwischen Worms und Mainz abermals auf die salischen Franken über. Unter ihm umfaßte das Kaisertum drei große Länder: Deutschland, Burgund und Italien, ein vielsprachiges Gebiet, welches auf die Dauer nicht zusammenzuhalten war und daher noch viele lange und schwere Kämpfe zu überstehen hatte, die schließlich mit dem Zerfalle in seine natürlichen Bestandteile endeten. Dagegen ist es Konrad gelungen, die verlorene deutsche Obmacht über die Wenden bis zur Oder wieder herzustellen und Polen seiner Lehnshoheit zu unterwerfen.

Bei solchem Machtbesitz ist es erklärlich, daß Konrad denselben seinem Hause zu erhalten strebte. Er erkannte ausdrücklich die Erblichkeit der Lehen an, indem er von den großen Vasallen dafür die doppelte Gegenleistung verlangte: ihren kleinen Lehensleuten ebenfalls Erblichkeit zu

Digitized by Google

gewähren und dieſe letztere auch der Krone zuzugeſtehen. Damit ſicherte er ſich die Treue der kleinen Edelinge und gleichzeitig ſeiner Familie das Reich. Schon 1028 hatte er ſeinen elfjährigen Sohn Heinrich (III.) zum König wählen und in Aachen krönen laſſen; er ſorgte für eine wahrhaft königliche Erziehung desſelben zu gedeihlichem Verſtändniſſe des Staates, der Kirche und der Wiſſenſchaft, und überließ ihm ſchon früh ſelbſtändige Regentenhandlungen; ja er belehnte ihn mit den meiſten erledigten Herzogtümern und zwang ſeine übrigen Verwandten, damit ſie ihm nicht im Wege ſeien, ins Kloſter zu gehen. So ſteuerte er auf den Einheitsſtaat los, und zwar nicht nur auf einen geiſtlichen, wie ſein Vorgänger, ſondern auf einen konſequent durchgeführten politiſchen. Ohne Zweifel hätte die Entwickelung des Deutſchen Reiches in dieſer Richtung ihren Fortgang gefunden, wenn nicht deſſen Verhältnis zum Papſttum eine ſo unheilvolle Wendung genommen hätte. Konrad war übrigens ebenſo fromm wie Heinrich II., und beide haben, ohne es zu wiſſen und zu wollen, gleich ihren Vorgängern durch ihre Freigebigkeit die Kirche auf Unkoſten des Staates in unheilvoller Weiſe geſtärkt. Heinrich hatte mit Vorliebe Bistümer gegründet, Konrad baute mehr Kirchen; jener war ſelbſt ein Theolog geweſen, dieſer aber überließ die kirchlichen Angelegenheiten ſeiner Gattin Giſela, deren Sohn aus erſter Ehe, der abenteuerliche und vielbeſungene Herzog Ernſt von Schwaben, im Aufſtande gegen ſeinen Stiefvater tragiſch unterging. Immer aber behielt Konrad die volle Macht über die Kirche in ſeinen Händen; er regierte ſtreng, — ohne für ihre Organe Vorliebe zu hegen oder dieſelben zu ſchonen; denn er war ein rauher Kriegsmann, der auch Gefahr und Strapazen nicht ſcheute. Und dieſe Willkür machte die Kirche ihm abgeneigt, obwohl jene Freigebigkeit ihre Macht vermehrte. Es fehlte ſomit im Verhältnis zwiſchen Staat und Kirche an Maß und Ziel, vor allem an richtigem Blick in die Zukunft.

Lebensgroßes Standbild der Kaiſerin Kunigunde: am Fürſtenportal im Georgenchor des Doms zu Bamberg. 13. Jahrhundert.

Heinrich III., wegen ſeiner dunkeln Geſichtsfarbe der Schwarze genannt, deſſen Erziehung bereits erwähnt iſt, bekundete durch ſeine Tugenden, wie durch ſeine Hünengeſtalt ſeinen Beruf zur königlichen Würde. Seine Studien hatten eine ideale Richtung in ihm gezeitigt, welche aus ſeiner Scepterführung auch kräftig hervorleuchtete, ihn aber vor Unduldſamkeit nicht bewahrte. Während er den Mörder eines Juden blenden und verſtümmeln ließ, wurden angebliche Manichäer (Anhänger einer im dritten Jahrhundert vom dem Perſer Manes geſtifteten Religionslehre) in Goslar gehängt.

Dabei huldigte er einer asketiſchen Richtung nach Art Ottos III., die aber keineswegs ſo weit ging, daß er ſich von Prieſtern oder Weibern oder ſonſt jemandem hätte lenken laſſen. Stets behielt er ſeinen eigenen Willen, wenn auch in einer etwas milderen Form als ſeine beiden Vorgänger, wie er denn 1044 alle Majeſtätsverbrecher begnadigte. Und das war, ſoweit dies von einem Einzelnen abhing, auch der richtige Weg, das zu erreichen, was Heinrich III. anſtrebte: nämlich einerſeits die Oberherrſchaft des Kaiſertums über das Abendland, welchem Ziele ſchon Otto I. ſo nahe geweſen war, und anderſeits eine gründliche Reform der Kirche an Haupt und Gliedern.

Es war Heinrichs größter Irrtum, eine nur durch ſeine übereifrig-religiöſe Richtung erklärliche Kurzſichtigkeit, daß er durch dieſe Kirchenreform ſein Reich zu ſtützen wähnte, während dieſelbe in der That nicht nur die Kirche ſtärkte, ſondern ſogar zur Herrſchaft dieſer über das geſetzloſe Reich führen mußte, ſobald einmal ein ſchwacher Kaiſer und ein ſtarker Papſt nebeneinander regierten. Beides ſollte nur allzu bald eintreffen.

Lebensgroßes Standbild Kaiſer Heinrichs II.: am Fürſtenportal im Georgenchor des Doms zu Bamberg. 13. Jahrhundert.

Der Zuſtand des Reiches nach dem allzufrühen Hintritte Kaiſer Heinrichs III. kann nicht beſſer geſchildert werden, als mit den Worten des Zeitgenoſſen Adam von Bremen: „Durch das Abſcheiden des Papſtes Leo IX. und des Kaiſers ward nicht nur die Kirche in Verwirrung geſetzt, ſondern es ſchien auch der Staat zu Ende zu gehen .... Zur Lenkung des Reiches gelangten durch die Erbfolge ein Weib (Kaiſerin Agnes) und ein Kind, zu großem Nachteile für das Gemeinweſen. Denn die Fürſten, welche es mit Unwillen verwarfen, daß ſie durch weibliche Gewalt eingeſchränkt oder durch eines Kindes Herrſchaft regiert werden ſollten, errangen zunächſt ihre alte Freiheit wieder, um nicht unter dem Joche der Knechtſchaft zu bleiben; dann aber begannen ſie einen Wettſtreit miteinander, wer unter ihnen der mächtigſte wäre, und endlich nahmen ſie kühn die Waffen und verſuchten ſogar, ihren Obern und König abzuſetzen.“ Außer den Fürſten war es jedoch noch das Papſttum, welches, gleich ihnen durch das Reich groß geworden, bei dem Fehlen eines ſtarken Mannes auf dem Throne die Fähigkeit gewann, das Reich zu einer untergeordneten Macht herabzudrücken. Und in der That konnte das Reich damals in keine ſchlimmeren Zuſtände verſinken. Für ein Königskind von ſieben Jahren regierte eine Frau, deren Schönheit, Bildung, Tugend und Frömmigkeit den Mangel an jener Kraft nicht erſetzen konnten, welche manche andere Regentinnen der Geſchichte ausgezeichnet hat. Die traurigen Phaſen des Kampfes näher zu erzählen, welcher entbrannte zwiſchen dem Kaiſertum eines übel erzogenen, weil ſeiner

Mutter allzufrüh beraubten Jünglings und dem von der höchſt großartigen Perſönlichkeit eines Hildebrand als Papſt ſeit 1073 Gregor VII.), geführten und mit dem überwiegenden Teile der deutſchen Fürſten verbündeten Papſttum, liegt jedoch nicht in unſerer Aufgabe.

Bronzene Grabplatte Rudolfs von Schwaben; im Dom zu Merſeburg. (Nach Hefner.)

Es war eine wilde Zeit. Das Reich war von blutigen Fehden erfüllt, und ſelbſt im Dome zu Goslar wütete am Pfingſtfeſte 1063 ein heftiger Kampf, bei welchem es Tote und Verwundete in Menge gab. Der für Trier beſtimmte Erzbiſchof wurde von Leuten aus dieſer Diözeſe, die ihn nicht anerkannten, ermordet. Heinrich IV., von ſeiner Gattin, Bertha von Suſa, die er nicht liebte und viel zu ſpät erſt richtig ſchätzen lernte, getrennt lebend und in bedauerliche Ausſchweifungen verſunken, war nicht der Mann, die drohende Gefahr vom Kaiſertum abzuwenden. Sein ſchwankender und unberechenbarer Charakter, der ihm die Demütigung von Canoſſa zuzog, erntete nicht den davon gehofften Erfolg. Fiel auch ſein Gegenkönig Rudolf von Schwaben 1080 in der Schlacht bei Hohenmölſen, — ſah auch das Volk deſſen abgehauene Rechte als das Malzeichen der Strafe für den an ſeinem König begangenen Meineid an, ſo folgte dem gleichwohl die von Heinrichs IV. Feindin Mathilde von Toscana angeſtiftete Empörung ſeines älteſten Sohnes Konrad, und ſeine unglückliche zweite Ehe mit einer Ruſſin. Der tiefgebeugte Monarch war ſchon vor ſeinem Tode (1106) ſo gut wie vergeſſen.

Sein zweiter ungetreuer Sohn, der das Altern des Vaters zum Kriege gegen ihn benutzt hatte, warf als Heinrich V. die Maske ab, die er bis dahin den Fürſten und dem Papſte gezeigt hatte, und handelte immer offener als ein Despot, dem ſich alles beugen ſollte, — nicht etwa als ein launenhafter Gebieter wie ſein Vater, bei welchem Verzagtheit mit Thatkraft abwechſelte, ſondern als ein eiſerner, unnachſichtiger Tyrann. Er war gefürchtet und daher ganz der Mann, um Canoſſa zu rächen. Aufs neue mußte der Kampf um die von Gregor 1075 verbotene Inveſtitur der Biſchöfe und Äbte durch Laien entbrennen zwiſchen einem Könige, der ſie fortwährend übte, und einem Papſte, der ihr Verbot mit den ſchärfſten Drohungen erneuerte, und zwar grade dann am heftigſten, als Heinrich kam, um ſich in Rom die Kaiſerkrone zu holen, wozu er unverweilt rüſtete, obſchon ſeinen Zeitgenoſſen vor Kometen

und anderen „Himmelszeichen“ graute und Wendeneinfälle vor dem Verlaſſen des Landes warnten. Allein der König war entſchloſſen, und man ſah ein gutes Vorzeichen darin, daß der Blitz in ſein Schlafgemach zu Goslar einſchlug, ohne ihn zu verletzen.

Durch Liſt und Gewalt errang Heinrich V. auf ſeinem Römerzuge auch die Kaiſerkrone und die Inveſtitur; er konnte, als er heimkehrte, Italien als ein größtenteils wiedereroberte Land betrachten, und es iſt ein verſöhnender Zug, daß er 1111 die Leiche ſeines unglücklichen Vaters prachtvoll im Dome zu Speier beſtatten ließ. Aber auch ihm ward Bann und Bürgerkrieg nicht erſpart, bis endlich nach langen Unterhandlungen mit Calixtus II. der Wormſer Vertrag von 1122 zu ſtande kam, nach welchem der Kaiſer auf die Inveſtitur mit Ring und Stab verzichtete, hingegen das Zugeſtändnis empfing, daß die Wahlen der deutſchen Prälaten in ſeiner Gegenwart ſtattfinden und eine beſondere Belehnung mit den Regalien in Deutſchland der Weihe vorangehen, in Italien aber ihr nachfolgen ſollte. Es war die erſte Beurkundung einer Trennung von Kirche und Staat ſeit dem Beſtande des Chriſtentums! Der Kaiſer wurde hierdurch ohne Buße vom Banne frei, und das Ereignis wurde mit Jubel durch ein Friedensfeſt gefeiert. Das Konzil im Lateran beſtätigte dann auch im folgenden Jahre das „Wormſer Konkordat.“ Das Papſttum war durch dasſelbe vom Kaiſertum unabhängig geworden und hatte hierdurch die Kraft erlangt, ſeine Reformen ungeſtört über das ganze Gebiet der Kirche zu verbreiten. Eine wichtige Folge dieſer Löſung war ferner, daß Italien noch enger mit Rom verbunden, ſein politiſcher Zuſammenhang mit Deutſchland aber gelockert wurde. Endlich hat der Wormſer Vertrag noch dazu geführt, daß auch die übrigen Differenzen zwiſchen Papſt- und Kaiſertum ausgeglichen wurden. Aus dieſen Umſtänden ergiebt ſich jedoch von ſelbſt, daß bei dieſem Abſchluß nur das Papſttum gewonnen, das Kaiſertum aber verloren hatte; jenes ſah ſeitdem die Einheit, dieſes die Zerſplitterung und den Unfrieden auf ſeinem Gebiete wachſen. — Unter ſo trüben Ausſichten für Deutſchland ſtarb Heinrich V. 1125, erſt 43 Jahre alt, kinderlos und unbetrauert.

Die Wahl ſeines Nachfolgers hatte durchaus den Charakter und die Tendenz, alles Streben nach der Erblichkeit der Krone zu beſeitigen und dieſe ſelbſt von der Kirche und den Fürſten abhängig zu machen. Die letzteren legten dieſe Abſicht überaus deutlich an den Tag, indem ſie den eifrigſten Führer der für das Papſttum und gegen das Kaiſertum kämpfenden Sachſen zum Könige wählten, — den bereits ſechszigjährigen Herzog Lothar, früheren Grafen von Supplingenburg.

Für den weitern Verlauf des Kampfes zwiſchen Papſt- und Kaiſertum war es von einer für Deutſchland ſehr ſchlimmen Vorbedeutung, daß Lothar die Abhängigkeit ſeiner Würde vom Papſte zugeſtand und ſich von ihm Rechte verleihen ließ, die bis dahin für ganz unbeſtrittene Rechte des Kaiſers ſelbſt gegolten hatten. Als aber die Krone nach Lothars Tod an ſeinen anfänglichen Feind und ſpätern Kampfesgenoſſen, an den Staufer Konrad III., fiel, da wurde (1137) der Streit der Welfen und der Ghibellinen entfacht, in welchem der Kampf zwiſchen Papſt- und Kaiſertum, zwiſchen Wälſch- und Deutſchland zu beiden Seiten der Alpen von nun an verhängnisvoll fortlebte.

Zu dieſer Wendung der Dinge war indeſſen die Regierung König Konrads III. nur die Einleitung. Die nachher ſo ſcharfen Gegenſätze zwiſchen Staufern und Welfen bildeten ſich erſt nach und nach aus; nur ein Unheil blieb beſtändig und ſtets ſich gleich: das war die Fehdeluſt und die Fehdeführung; freilich nicht nur in Deutſchland, ſondern in ganz Europa.

Kaum jedoch war (1152) Konrad hingeſchieden, ſo erhob das Deutſchtum ſich, faſt genau ein Jahrhundert nach ſeiner Erniedrigung zur Zeit des Todes Heinrichs III., zu neuem Erwachen und zu einer neuen Periode der Triumphe über das Wälſchtum. Sowohl das Reich, dieſe feſte Form des Vaterlandes, wie die Sprache, dieſer treueſte Ausdruck der Volksſeele, nahmen an dieſem kraftvollen Aufſchwung teil. Der große Träger desſelben war der neue König Friedrich I., der Rotbart, von einem ſtaufiſchen Vater und einer welfiſchen Mutter um 1122 geboren, deſſen Wahl ganz Deutſchland jubelnd begrüßte. Seine glänzende Erſcheinung, ſeine Liebenswürdigkeit im Umgange und ſeine Freigebigkeit mußten alles für ihn einnehmen, während ſeine unerbittliche Gerechtigkeit, die durch keine Milde beſänftigt wurde, bei der Härte ihrer Strafübung vielfachen Anſtoß erregte. Auf ſeinem Römerzuge war er daher im

Digitized by Google

Kaiser Friedrich I. Rotbart.

Widmungsbild einer Handſchrift vom Ende des zwölften Jahrhunderts durch Propſt Heinrich († 1199) des Dionyſius-Kloſters zu Schäftlarn in Baiern für Friedrich I. aus Anlaß von deſſen Kreuzzug geſchrieben. Rom, Bibliothek des Vatikans. Einziges bekanntes, bei Lebzeiten des Kaiſers ausgeführtes Bildnis desſelben. Die Krone iſt von romaniſchem Laubwerk, der Königsmantel mit Pelz von weißer und blauer Farbe gefüttert und auf der rechten Schulter nach römiſchem Gebrauch durch eine Agraffe zuſammengehalten. Hinter dem Kaiſer hängt der große dreieckige Schild jener Zeit, auf welchem, wie auch auf dem Mantel, ein Kreuz angebracht iſt, um den Kaiſer als Kreuzfahrer und Schutzherrn des Chriſtentums zu charakteriſieren. Im linken Rande iſt der das Buch überreichende Propſt Heinrich dargeſtellt, nur halb ſo groß als der Kaiſer und in emporſtrebender Stellung, wodurch in der Weiſe mittelalterlicher Buchmalerei der Unterſchied in Rang und Stand ausgedrückt wird.

Die Inſchrift zu beiden Seiten des Kopfes lautet: Fridericus Romanus imperator. Diejenige am Rücken des Propſtes: Heinricus praepositus dedicat. — Im oberen Rande ſteht:

Hic est depictus Romae Caesar Fridericus
Signifer invictus, coelorum regis amicus.

Außen am Bogen entlang: † Caesar magnificus pius augustus Fridericus
De terra domini pellat gentem Saladini.

Im Rande des Bogens, die Buchſtaben wechſelnd in ſchwarzer und roter Schrift:
Nulli pacificum Sarraceno Fridericum
Dirigat iste liber ubi sit locus a nece liber. (Nach v. Heinec-Altenecf.)

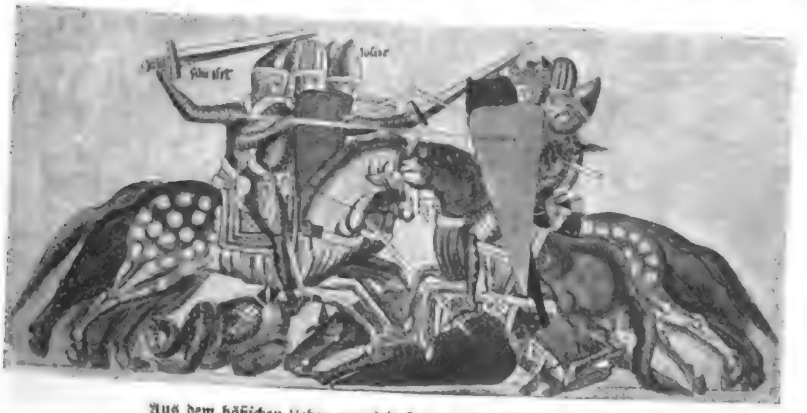
Zerſtören von Städten und Burgen rebelliſcher Vaſſallen nur allzu eifrig. Jene rauhe Zeit kannte eben nur rauhe Mittel, ſich Gehorſam zu erzwingen, und ſelbſt jene, welche ſolche Maßregeln, gegen ſich gerichtet, fürchteten und verwünſchten, ſtanden nicht an, ſie gegen andere anzuwenden.

Als dann aber der Kaiſer mit dem Plane umging, ganz Italien dem Reiche zu unterwerfen, ja dem geſamten Abendlande Geſetze zu geben, verfolgte er bereits ein unmögliches Ziel, bei deſſen Verwirklichung der „Rotbart“ bald den römiſchen Papſt, bald das freiheitdurſtige Italien,

bald den byzantiniſchen Kaiſer, bald die großmachtſüchtigen Welfen, bald das eiferſüchtige Frankreich zum Feinde hatte oder gar eine Verbindung von mehreren dieſer Gegner befürchten mußte. Niemals hat er jedoch jenen Mut des echten deutſchen Mannes verloren, der ihn ſtets auszeichnete und auch in den ſchwierigſten Lebenslagen aufrecht erhielt.

Aus dem höfiſchen Leben zur Zeit Kaiſer Friedrichs I. Fürſtliche Tafelgeſellſchaft.
Aus der um 1165—1175 von Herrad von Landsperg, Äbtiſſin des Kloſters St. Odilien im Elſaß, ausgeführten Bilderhandſchrift „Hortus deliciarum“ (Luſtgarten). Befand ſich in der Bibliothek von Straßburg und verbrannte bei der Belagerung im Jahre 1870. (S. 272.) Über der runden Tafel: Waſchung der Hände nach dem Speiſen.

Mit den Lombarden ſchloß der Kaiſer 1183 in Konſtanz Frieden auf der Grundlage der Selbſtverwaltung ihrer Städte, und ſo hatte hier die Freiheit und die Menſchlichkeit geſiegt. Es trat jener Höhepunkt der Macht des Rotbarts ein, welchen 1184 großartige Feſte bei Mainz bezeichneten, denen 70 000 Ritter, auch ſolche aus Frankreich, Burgund und Italien beiwohnten.



Aus dem höfiſchen Leben zur Zeit Kaiſer Friedrichs I. Turnier.
Malerei in dem „Luſtgarten“ der Äbtiſſin Herrad von Landsperg; um 1165—1175.

Noch höher ſtieg ſein Glück durch die Verlobung ſeines Sohnes Heinrich mit Konſtanze, der Erbin Siziliens, die ſeinem Hauſe die Herrſchaft über Italien zu ſichern ſchien. Mailand, welches nach ſeiner mehr durch Italiener als durch Deutſche betriebenen Zerſtörung wiederhergeſtellt worden war, feierte dieſe Hochzeit mit königlicher Pracht, und das junge Paar erhielt thatſächlich die Krone Italiens. Friedrich nahm ſich in allem Karl den Großen (den er heilig ſprechen ließ) zum Muſter und legte großen Wert darauf, als Friedensſtifter betrachtet zu werden. Freilich, die Fehden hörten darum nicht auf, ſie wurden aber ſeltener. Vieles ward beſſer im Reiche, und ſein Anſehen

nach außen stieg wieder: auch Polen und Dänemark erkannten seine Hoheit an, und in den Wendenländern befestigten sich Christentum und deutsche Herrschaft für immer. Ja, fast alle europäischen Könige und sogar der byzantinische Kaiser ehrten Friedrich durch Gesandte und Geschenke.

Nach dem Aufbruche Friedrichs I. zu seiner verhängnisvollen Ostfahrt, die sein Glück so tragisch abschloß, hatte sein ältester Sohn, der zweite große Staufer, Heinrich VI., 24 Jahr alt, das Ruder des Reiches in die Hand genommen. Sein schwächlicher Körper barg einen ungemein hochstrebenden Geist, vielleicht den am höchsten strebenden unter allen deutschen Kaisern und Königen. Unter ihm herrschte Frieden in Deutschland, und ihm gelang nicht nur die Eroberung des Reiches „beider Sizilien"; nein, auch das übrige Italien gehorchte ihm; er herrschte unbestritten von Helgoland bis Malta! Ja er plante nicht nur, alle abendländischen Könige zu seinen Vasallen zu machen, das Reich Karls des Großen wieder herzustellen, zu welchem

Höfische Trachten zur Zeit Kaiser Friedrichs I.
Aus der Äbtissin Herrad von Landsperg „Lustgarten"; um 1165—1175.

Zwecke er Richard Löwenherz gegen Frankreich unterstützte, und Sizilien mit seinem älteren Reiche zu einer erblichen Monarchie zu verbinden, sondern er trachtete sogar das byzantinische Reich zu gewinnen und damit das einstige römische Weltreich in erweitertem Umfange herzustellen und den Islam für immer niederzuwerfen. Schon waren im Orient die Fürsten von Cypern und Armenien seine Lehensmänner. Durch die Veranstaltung eines Kreuzzuges gewann er jedoch den widerwilligen Papst nicht nur nicht, wie er gehofft hatte; nein, auch in Deutschland und Italien erhob sich jetzt Opposition gegen seine Pläne, und während sein Kreuzzug, auf dem er selbst nicht mitzog, unglücklich verlief, stürzten mit ihm (1197) alle seine hochfliegenden Ideen. Mit seinem Tode ging die Vorherrschaft im Abendlande vom Kaisertum, um das sich die Ghibellinen, deutsch Waibelingen, (Philipp) und die Welfen (Otto IV.) unter allen Schrecken des Bürgerkrieges stritten, wieder an das Papsttum über, denn im Jahre 1198 trat der größte Papst nach Gregor VII., Innocenz III., auf die Weltbühne.

Nach Ottos IV. Tod endlich unbestrittener König, hatte Friedrich II., der bereits 1215 das Kreuz genommen, heiß zu kämpfen zwischen dem Drängen des Papstes Honorius III. nach Ausführung des Kreuzzuges und der Gleichgültigkeit seiner Fürsten gegen denselben, ein Übel-

stand, welcher das Unternehmen stets vereitelte. Rastlos und redlich bemühte er sich, dasselbe zu ermöglichen, während das Damoklesschwert des Bannes über ihm hing. Nur durch eine Kirchenbuße erhielt er einen Aufschub seiner Zusage. Durch blutige Gesetze gegen die Ketzer erlangte der religiös indifferente und daher auch gegen eine von der Kirche abweichende Theologie völlig gleichgültige Monarch die Kaiserkrone. Er, der durchaus orientalische Ideen von der Monarchie hatte, die Mohammedaner liebte, in Sizilien ein Harem hielt und dennoch die Einheit der Kirche gern als Mittel zur Beherrschung der Menschen benutzte, geriet selbstverständlich bald in die heftigsten Streitigkeiten mit den Päpsten seiner Zeit, die ihn wiederholt bannten und zuletzt auch absetzten, ohne daß diese Maßregel jedoch allgemeine Anerkennung fand. Um Deutschland bekümmerte Friedrich sich wenig; doch erließ unter ihm und in seiner Anwesenheit (1235) der Reichstag zu Mainz die ersten Gesetze in deutscher Sprache. Er starb 1250 in vollem Besitze seiner sizilischen Herrschaft als der letzte deutsche Kaiser aus der Glanzzeit des Reiches.

Mit dem Tode seines ohnmächtigen Sohnes König Konrads IV. (1254) war der zweihundertjährige Kampf zwischen Papst- und Kaisertum zu Ende; an seine Stelle trat nun jene traurige zwanzigjährige Zeit der Verwirrung und Rechtlosigkeit, welche man mit dem Namen des Interregnums zu bezeichnen pflegt. Das langmütige deutsche Volk vergaß Friedrichs Wüten gegen seine Mitketzer, vergaß seine Gefühllosigkeit gegen sein Stammland und behielt nur seinen Kampf gegen das Römertum im Gedächtnis, daher die altheidnische Sage von den in gewisse Berge entrückten Göttern und Heroen zunächst mit Bezug auf ihn im Kyffhäuser lokalisiert wurde. Erst später bezog man sie auf seinen Großvater, den Rotbart, von dem, weil er im fernen Morgenlande das Leben verloren hatte, geglaubt wurde, er lebe noch fort und schlafe nur, um zu gelegener Zeit wieder zu erwachen.

Dritter Abschnitt.

Reichsverfassung, Reichsregierung und Rechtspflege.

Das Deutsche Reich — der deutsche Teil des erneuerten „römischen Reiches“ — war zur Zeit seiner höchsten Blüte gleichwohl nur ein sehr lockeres Gefüge. Dasselbe zerfiel nicht mehr, wie unter den Karolingern, in eine Anzahl nach einem einheitlichen Plane gebildeter Provinzen, sondern in eine stets wachsende Menge von Lehnsherrschaften. Die Grenzbezirke gegen diejenigen Länder, die nicht zum fränkischen Reiche gehört hatten, also die im Osten und Norden des Reiches belegenen, bildeten unter der Benennung von *Marken* kriegerisch besetzte Gebiete unter thatsächlich vom Reiche unabhängigen Markgrafen oder Markherzogen. Aus den Marken im Südosten gegen die Magyaren haben sich mit der Zeit die österreichischen Lande, aus denen gegen die Slawen im Nordosten das heutige Sachsen und die Ostprovinzen des preußischen Staates, aus denen im Norden gegen die Dänen die Herzogtümer Holstein und Schleswig entwickelt. Nach diesen Richtungen breitete sich das Deutsche Reich, zu welchem seit 929 Böhmen und seit 1028 auch Mähren gehörte, langsam, aber unaufhaltsam weiter aus, und zwar in Verbindung mit dem Christentum und der christlich-germanischen Kultur. Dieser glorreichen und heilsamen Verbindung war es vorbehalten und ist es durch zähe Ausdauer auch gelungen, dem Deutschen Reiche den südlich von der Ostgrenze gelegenen Teil des altgermanischen Gebietes wieder zu erobern. Es wurde damals nicht nur in diese Länder, die heute endlich wieder ganz oder doch fast ganz deutsch sind, sondern auch unter die stammverwandten Völker der skandinavischen Halbinseln und Inseln, wie auch in jene Gegenden, welche slawisch oder finnisch blieben, durch Männer unsres Stammes die alles Menschenleben veredelnde Kultur und Bildung getragen. „Dem deutschen Krieger“, sagt Giesebrecht, „folgte in die östlichen und nördlichen Zonen Europas der deutsche Priester, dem deutschen Priester der deutsche Kaufmann“. „Wälder wurden gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet, Städte erbaut, Siege gewonnen über die gefährlichsten Feinde“. — „In den Marken herrschten fortan deutsche Herren und deutsche Priester, deutsche Ansiedler kamen in das Land, und der Boden wurde unter deutsche Kriegsknechte verteilt“. Jenseit der Marken aber blieben die Fürsten „im unbestrittenen Besitz ihrer Regierungsrechte, die in diesen noch unentwickelten Staaten durch deren Verbindung mit dem Kaiser viel mehr gestärkt als geschwächt wurden“.

Im Innern und an der Westseite des Reiches schalteten und walteten die *Herzoge*, in denen sich die Eifersucht und Eigensucht der verschiedenen Stämme und deren Abneigung gegen die Vereinigung in ein großes Ganzes verkörpert hatten. Es kam den Königen der Glanzzeit des Reiches zu statten, daß sie zugleich, je nach ihrer Herkunft, Herzoge von Franken, Sachsen, Baiern oder Schwaben waren; sie konnten sich so auf ihr eigenes Herzogtum stützen, falls sich die übrigen Herzoge und ihre Völker widerspenstig zeigten. War der König stark, wie Otto der Große, so bändigte er sie; war er schwächer, wie seine nächsten Nachfolger, so ließen sie ihn freilich nicht zu Atem kommen. Es war daher natürlich, daß die Könige, wo und

wann sie konnten, diese Herzogtümer an Verwandte oder treue Männer vergaben, sie vereinigten, trennten oder gar ganz auflösten und sie so einem fortwährenden Wechsel unterwarfen. Unter den Ottonen verschwand z. B. das Herzogtum Franken und wurde reichsunmittelbar; Lothringen wurde in das obere und niedere geteilt; von Baiern wurde um das Jahr 1000 Kärnten und 1156 Österreich, später auch Steiermark abgezweigt; Schwaben zerfiel unter den salischen Kaisern, indem 1097 der helvetische Teil unter Berchthold II. von Zähringen davon abgetrennt wurde.

Kaiser Friedrich I. nahm 1180 dem undankbaren Heinrich dem Löwen, welcher Herzog von Baiern und Sachsen gewesen, seine weiten Gebiete bis auf das kleine Braunschweig und verbannte ihn. Den Namen „Sachsen" erhielt nun das Land östlich der Elbe und Saale. Nun war die Zeit der noch vor kurzem so mächtigen alten Herzogtümer vorüber; an ihre Stelle traten zahllose weltliche und geistliche Fürstentümer, und die Organisation Deutschlands nach Stämmen wurde durch diejenige nach Kleinstaaten abgelöst. Der Kaiser war nun wieder mächtiger, solange er stark war; ein schwacher König aber mußte auch diesem vielköpfigen Fürstentum erliegen. Die Staufer besaßen Franken, den Kern des Reiches, und ihr eigenes Schwaben; — darin, wie in dem Geiste ihrer Familienglieder, suchten sie ihre Stärke, solange ihr Haus bestand. Als es erlosch, hatten auch ihre Herzogtümer ein Ende. Baiern war das einzige alte Herzogtum, das (freilich in sehr verkleinertem Umfange) alle Stürme der Zeit überlebte. Die übrigen Herzogtümer späterer Epochen waren lediglich Trümmer der alten Herzogtümer oder Marken.

Schon unter den späteren sächsischen Königen, noch mehr aber unter der schwachen Regierung Heinrichs IV. waren jedoch die Herzogtümer, sowie die Grafschaften, in welche sie zerfielen, etwas ganz anderes geworden, als was sie ursprünglich gewesen waren. Längst nicht mehr dem Königtum untergeben, näherten sie sich immer mehr der Erblichkeit. Die Herzoge waren seit jener Zeit beinahe selbständige Staatshäupter, sie waren thatsächlich oberste Richter und Heerführer, Vorsitzende der Landtage, Inhaber des Markt-, Münz-, Zoll- und Geleitrechts, mit einem Hofstaate, denselben Hofämtern, in denen sie selbst dem Kaiser dienten, und zahlreichen Beamten. Auch die Grafen wurden eigene Herren, und nannten sich nun nicht mehr nach den Gauen, in denen ihre Vorfahren Richter gewesen, sondern nach ihren Stammburgen. Oft sogar tauchten in einem Gau mehrere Grafen auf; zuweilen kam es vor, daß ein Graf mehr als einen Gau unter seiner Herrschaft vereinigte, und schon um 970 brachte ein Graf seinen Besitz bis auf 15 frühere Gaugrafschaften. Auch ihre Verwandten nahmen den Grafentitel an, so daß die von immunen geistlichen und weltlichen Herrschaften vielfach durchbrochenen Gaue ihre frühere Bedeutung schon unter den Ottonen vollständig verloren. An ihre Stelle traten Grafschaften, deren Inhaber oft selbst das Zollrecht und andere Regale ausübten und das Gericht durch besondere Richter abhalten ließen. Zugleich wurden die Grafschaften und kleineren Herrschaften den Herzogen oder den an deren Stelle tretenden Fürsten untergeben und hierdurch der königlichen Oberhoheit entfremdet. In gleichem Grade war dies auch bei den geistlichen Herrschaften der Fall, indem jene die genannten Regalien ebensowohl erwarben und behielten, wie die Herzoge und Fürsten und daher in ihrer Unabhängigkeit zum Schaden des Reiches ebenso große Fortschritte machten. Schon im dreizehnten Jahrhundert ging z. B. das Recht des Reiches auf erbloses Gut (das Heimfallsrecht) völlig auf die einzelnen Landesherren über, ebenso das Recht auf herrenloses Strandgut, der Jagd, des Fischfangs u. s. w.

Das Ansehen des Königs, beziehungsweise Kaisers beruhte, soweit es die Reichsangehörigen zu beobachten geneigt oder gezwungen waren, auf der Anerkennung und Heiligung von Seiten der Kirche durch Salbung und Krönung, und sodann auf den Eigenschaften des Königs als oberster Feldherr und Richter des Reiches. Hierin aber war er nur allzu sehr beschränkt; denn die Krieger konnten nur auf eine gewisse Zeit (meist für ein halbes Jahr) zum Dienste verpflichtet werden, und die gerichtlichen Urteile, welche die Standesgenossen der Angeklagten fällten, hatte der König lediglich zu bestätigen und zu vollziehen. Das Recht der Ernennung der kirchlichen Würdenträger aber, welches der König noch aus einer Zeit her besaß, in welcher das Papsttum noch nicht allgemein anerkannt war, wurde desto eifriger von diesem bestritten, je mehr sein Ansehen sich verbreitete. Es hing daher, wie bereits angedeutet

Digitized by Google

wurde, stets von der Persönlichkeit des Königs ab, welche Stellung er im Reiche einnahm. Bei dem Mangel an einer Gesetzgebung über die Rechte des Königtums konnte dieses, wenn der Inhaber stark war, mit sehr großer Willkür schalten; im übrigen aber bestimmte sein Verhältnis zu den Unterthanen der Begriff der Gnade; wer dieselbe nicht gewonnen hatte, galt als Feind des Königs und Rebell gegen das Reich.

Die deutschen Könige waren nicht erblich, wie die Merowinger und Karolinger, sondern wählbar. Die Wahl fand in der Glanzzeit des Reiches auf mannigfache Art statt. Entweder wurde der König von den Herzogen frei gewählt, oder er wurde von dem Vorgänger (meist dem Vater) zur Nachfolge ausersehen, dann durch eine Scheinwahl der Herzoge und durch den Zuruf der Geistlichkeit und des Volkes bestätigt. Die Wahl war demnach, wenn nicht grade die Dynastie erloschen war, eigentlich nur eine Form. Doch waren die Großen stets eifrig bedacht, das Reich nicht erblich werden zu lassen.

Seit Otto dem Großen war die Kaiserwürde, wie unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern an die Franken, so nun an die Sachsen, Franken und Staufer gefallen. Hierdurch war eine Verbindung Italiens, wenigstens bis nach Rom hin, mit Deutschland zu einem Reiche begründet worden. Das „Königreich Italien", welches Piemont, die Lombardei, an der Adria die Emilia und Venetien umfaßte, galt unter Otto I. seit seiner Heirat mit Adelheid als ein Gut des Kaisers. Seine Nachfolger aber forderten ganz Italien als Erben der Karolinger, was jedoch im Süden des Landes so lange auf einen stetig wachsenden Widerstand stieß, bis jener Anspruch endgültig aufgegeben werden mußte. Nur soweit die Kaiser die Macht dazu hatten, waren sie Herren in Rom; sobald sie nicht mit ihren Kriegern dort waren, stritten sich der Papst und die Römer selbst um den Besitz der heiligen Stadt. Nach der Theorie des Mittelalters sollten Kaiser und Papst einander gegenseitig unterstützen und ergänzen; in der Wirklichkeit aber handelte es sich zwischen ihnen nur, je nach der Persönlichkeit beider, um die Über- oder Unterordnung des einen oder des andern.

Infolge dieses Verhältnisses war der Titel nicht nur des Kaisers, sondern auch des Königs, solange er nicht Kaiser war: Imperator (oder Rex) Romanorum. Von einem Bezug auf Deutschland war im amtlichen Leben keine Rede.

In der ersten Zeit der „Römerzüge" waren die Deutschen, wie einst ihre Vorfahren in der Völkerwanderung, für die Heerfahrten nach dem warmen und fruchtbaren Süden begeistert gewesen; was sie aber später, als Hitze, Fieber, Reisebeschwerden und blutige Zusammenstöße sie enttäuschten, über die Vorliebe ihrer Könige und Kaiser für das wälsche Land dachten, das drückt der Historiker und Bischof Thietmar von Merseburg kraftvoll in den Worten aus: „Die Luft und die Bewohner jenes Landes stimmen doch nicht zu unsrer Natur. Viele Tücke und Hinterlist herrscht leider im Römerlande und in der Lombardei. Alle, die dorthin kommen, empfangen nur wenig Liebe; alles, dessen dort die Fremden bedürfen, muß teuer bezahlt werden, und zwar immer noch mit Gefahr des Betrugs. Viele sterben dort auch an Gift." Unsre Krieger waren immer froh, wenn sie „die heimatlichen Gefilde wieder sahen, die sie so heiter anlachten."

Indessen darf der Herzenszug des deutschen Königtums nach Süden zur Erlangung der Kaiserkrone nicht einseitig verurteilt werden. Praktischen Erfolg hatte er nicht, und für Deutschland war er vorwiegend unheilvoll; entriß er ja doch den König oft für längere Zeit seinem Vaterlande, opferte er doch meist nutzlos das Blut der Deutschen für eine ihnen fremde Sache auf, wurde doch der deutsche Name in Italien verhaßt, und verhinderte doch die Vergeudung so vieler Kräfte im Süden eine andauernde und nachhaltige Verteidigung der Ostgrenze des Reiches. Dagegen ist der ideale Gehalt dieses Strebens durchaus nicht zu unterschätzen. Italien hat in hohem Grade zivilisierend und bildend auf das ihm damals in jeder Hinsicht weit nachstehende Deutschland eingewirkt, und die römische Kaiserwürde gab den Deutschen ein Ansehen, welches sie, solange ihnen dieselbe gehörte, zum mächtigsten Volke Europas erhob. Aber auch materielle Vorteile bot dieses Verhältnis, indem es Beute, Tribute und Geschenke nach Deutschland brachte und manchen deutschen Herren vielbegehrte köstliche Lehen im Wälschlande verschaffte.

Digitiz

Das Zeremoniell bei der Krönung des deutschen Königs zum römischen Kaiser war immer glanzvoll, aber in früheren Zeiten doch einfacher als in späteren. Von Heinrichs II. Krönung wird berichtet: „Im Februar 1011 kam der König vor der ewigen Stadt an. Nach alter Sitte ging ihm die Geistlichkeit entgegen, und dieser schloß sich auch ein großer Teil der römischen Bevölkerung an, um den einziehenden Herrscher mit Lobgesängen zu begrüßen. Der Papst erwies ihm die Ehre, daß er selbst an der Spitze der Geistlichkeit ihm entgegenzog. Als die beiden Oberhäupter der Christenheit einander gegenüberstanden, überreichte der Papst dem Könige einen goldenen Reichsapfel, den er für ihn hatte anfertigen lassen, eine Kugel mit einem darauf befestigten Kreuze, welches mit Edelsteinen besetzt war, ein Zeichen der mit der Kaiserkrone verbundenen Weltherrschaft. Heinrich schenkte bald darauf diesen Reichsapfel dem Kloster Clugny, vermutlich, um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, daß er vom Papste die Weltherrschaft empfangen habe. Einige Tage darauf fand die feierliche Salbung und Krönung Heinrichs und seiner Gemahlin Kunigunde in der Peterskirche statt, nachdem der König beim Eintritt in das Gotteshaus dem Papste auf seine Frage gelobt hatte, ein Schützer und Schirmer der römischen Kirche zu sein."

Nicht selten aber und so auch im Jahre 1014, wurden die Krönungs-Feierlichkeiten durch blutigen Aufstand der Römer gegen die verhaßten Deutschen getrübt.

Etwa zwei Jahrhunderte später ist die Kaiserkrönung weit umständlicher geworden. Die Schilderung der Haupthandlung bei der Krönung Heinrichs VI. (1191) erzählt: Nachdem der König und die Königin an den Georgsaltar der Peterskirche geführt worden, „legten die Diener dem Papste die Planeta und das Pallium an, und sobald er die Mitra aufgesetzt, schritt er vor, während die Orden vorangingen. Hinter ihm begab sich der Erwählte mit seinen Führern, unter ihnen auch die Königin, bis zum Schreine des h. Petrus. Daselbst sang der Primicerius mit der Schule den Introitus und das Kyrie eleison und schwieg dann. Der Papst stieg zum Altar hinauf und gab nach der Confessio den Diakonen den Segen und räucherte. Nachdem sich die Weihrauchwolken verzogen, stieg er auf seinen Sitz. Der Erwählte aber und seine Gemahlin warfen sich unterdessen vor dem Schreine des h. Petrus nieder, und der Archidiakon betete die Litanei. Nach deren Beendigung wurde er entkleidet und behielt nur das Pluviale an. Der Bischof von Ostia salbte ihn am rechten Arm mit geweihtem Öl und zwischen den Schultern. Nach der Salbung des Königs folgte vor dem Altare die Einsegnung der Königin.

Darauf stieg der Papst von seinem Sitze herab und ging zu dem Altare des h. Mauritius; der Erwählte und die Königin folgten ihm. Während der Papst auf der Schwelle am Eingange des Altars weilte, stand der Erwählte vor ihm inmitten des Kreises; zu seiner Rechten die Königin von sechs Bischöfen umgeben; der siebente diente dem Papste beim Altardienste. Dann nahmen der erste und der zweite Oblationarius die Kronen des Erwählten und der Königin vom Altar des h. Petrus und legten sie auf den Altar des h. Mauritius; der Papst gab dem Erwählten den Ring, darauf umgürtete er ihn mit dem Schwert, alsdann ward er gekrönt. Der Archidiakon nahm die Krone vom Altar des h. Mauritius und reichte sie dem Papste. Nachdem der Papst sie auf das Haupt des Erwählten gesetzt, sprach er ein Gebet. Dann folgte die Krönung der Königin. Als der Papst die Krone auf ihr Haupt setzte, legten sieben Bischöfe die Hände auf; der Papst sprach mit lauter Stimme, während die sieben Bischöfe schwiegen. Dann gab der Papst dem Kaiser das Scepter mit einer Ansprache. Alsdann kehrte er mit seinen Helfern zum Altare des h. Petrus zurück. Dabei führten den Kaiser der Stadtpräfekt, und den Primicerius der Richter; die Kaiserin der Schiffspräfekt und den Secundarius der Richter. Als diese an ihren Plätzen standen, begann der Papst: „Ehre sei Gott in der Höhe." Bei den Lobpreisungen sang der Chor dreimal: „Langes Leben unsrem Herrn Cölestin, durch Gottes Gnade oberster Pontifex und allgemeiner Papst! Sieg und langes Leben unsrem Herrn Heinrich, dem großen und friedfertigen, nach Gottes Ratschluß gekrönten Kaiser! Langes Leben seiner Gemahlin, der erlauchten Kaiserin Konstanze! Sieg dem römischen und dem deutschen Heere!" Nach Beendigung der Lobpreisung ward die Epistel verlesen und das Graduale und das Alleluja gesungen. Darauf legten Kaiser und Kaiserin die Kronen ab. Dann ward das Evangelium verlesen. Alsdann legte der Kaiser das Schwert ab und stieg

Digitized by Google

zum Sitze des Papstes empor; die Kaiserin folgte ihm. Zusammen brachten sie ihm Brot, Wachslichte und Gold. Allein für sich aber brachte der Kaiser Wein, und die Kaiserin Wasser, mit denen an jenem Tage das Meßopfer vollzogen ward. Sodann kehrten sie auf ihren Platz zurück. Als aber die Präfatio begann, zog der Kaiser das Pluviale aus und legte seinen eigenen Mantel an. Sobald die Pax gereicht ward, stieg er zur Kommunion hinauf, bekleidet mit seinem eigenen Mantel, und die Kaiserin bekleidete ihn. Nachdem sie die Kommunion empfangen, kehrten sie wieder auf ihre Plätze zurück.

Nach Beendigung der Messe trat der Pfalzgraf auf den Kaiser zu und zog ihm die Sandalen und Strümpfe aus, legte ihm die kaiserlichen Schuhe und die Sporen des h. Mauritius an. Nachdem sie die Kronen empfangen hatten, folgten sie dem Papste der Reihe nach bis zu den Rossen, von ihren Führern begleitet. Als der Papst zu Pferde stieg, hielt der Kaiser ihm den Steigbügel, setzte sich die Krone auf und trat in die Prozession ein. Der Kaiser folgte dem Papste mit seinen Begleitern, und dem Kaiser die Kaiserin mit ihren Begleitern. Dann folgten die übrigen Barone. Alle Geistlichen der Stadt sangen jeder an seiner Stelle, wie es Sitte war, Lobgesänge; auch die Juden an ihren Orten. Die Stadt war bekränzt worden, alle Glocken läuteten, Kämmerer des Kaisers gingen voraus und folgten nach, damit der Zug der Reiter nicht gestört wurde, und warfen Münzen aus. Sobald sie zum Aufsteigeplatz gelangt waren, stimmte der Kardinalprior von St. Lorenzo den Lobgesang an, wie es Brauch war, und die übrigen respondierten. Darauf stieg der Kaiser ab und hielt, nachdem er die Krone abgelegt, dem Papste beim Absteigen den Steigbügel. Dann wurde der Papst vom Kaiser und dem Stadtpräfekten in die Kammer des größeren Palastes geführt, wo sie sich trennten. Die Kaiserin aber wurde zur Kammer der Kaiserin Julia geleitet, wo sie mit den Bischöfen und Baronen speisen mußte. Die Kämmerer des Kaisers mit dem Kämmerer des Papstes gaben allen Ständen des Palastes Geschenke, während der Papst und der Kaiser in ihren Kammern ruhten. Darauf speiste der Kaiser, zur Rechten des Papstes sitzend, die anderen saßen jeder an seinem Orte. Nach dem Essen stand einer der Diakonen, dem es der Archidiakon befohlen, auf und las die Lektion; danach standen die Sänger auf und sangen nach ihrer Gewohnheit. Nach dem Gesange erhoben sich alle mit Danksagung. Der Papst ging in seine Kammer zurück, der Kaiser aber nach der Kammer der Julia."

Eine geordnete *Finanzverwaltung* kannte das mittelalterliche Reich nicht. Die weltlichen Freien ließen sich immer noch nicht besteuern, und die Unfreien hatten eben nichts zu *versteuern*, sondern nur Dienste zu leisten. Die *Einkünfte* des Reiches flossen aus den Einnahmen der königlichen Güter, zu denen ganze Städte, Dörfer und zahllose Weiler, Königshöfe mit Schlössern, Bauernhöfe, sowie Alpen, Weiden und Waldungen gehörten; ferner aus den Zehnten der dem Könige gehörenden Kirchen, aus der Regaliensperre gegen abgefallene geistliche Fürsten, aus deren Abgaben für Erteilung der Investitur, in dringenden Fällen auch aus den Reichssteuern der Kirchen. Weitere Einkünfte brachten die Erträge aus den Bergwerken und Salinen, welche Monopol waren, aus den Friedensgeldern und Bannbußen, aus Konfiskationen des Gutes Geächteter, aus Zöllen und Weggeldern, dem Jagd-, Fischerei-, Münz- und Marktrechte. Dazu kamen die Ehrengeschenke fremder Fürsten, sowie aller derer, die sich in ihren Angelegenheiten an den König wandten, endlich die Tribute der unterworfenen Völker, namentlich der Slawen, (S. 161). An Ausgaben ersparte das Reich indes gar manches durch die den Unterthanen obliegenden Dienstbarkeiten und Lasten, welche namentlich in der Verpflegung des Hofes auf dessen Reisen und des Heeres auf dessen Zügen bestanden.

Dagegen erforderten die Kriege, die Reisen, die Hofhaltung, der Bau von Schlössern u. s. w. oft sehr bedeutende Ausgaben. Ottos des Großen Hof brauchte z. B. täglich 1000 Schweine und Schafe, acht Ochsen, zehn Fuder Wein, ebensoviel Bier, 1000 Malter Getreide, viele Ferkel, Fische, Hühner, Eier, dazu noch das Gemüse, zusammen im Betrag von dreißig Pfunden Silber. Mit diesen Ausgaben wetteiferten die Verluste, da die Verwaltung der königlichen Güter bei ihrer weiten Zerstreuung, den ungenügenden Verkehrsanstalten, dem Mangel an schreib- und rechnungskundigen

Erläuterung zu der Tafel:

Siegel deutſcher Könige und Kaiſer des Mittelalters.

1. 2. Bleibulle von Karl d. Großen. (Nach einem Abdruck in der National-Bibliothek zu Paris.) Umſchrift der Vorderſeite: IHV NATE DI CARLUM DEFENDE POTENTER; im Felde des Kaiſers Kopf. Rückſeite: GLORIA SIT XPO REGI VICTORIA CARLO; im Felde als Monogramm: KAROLVS.

3. Königsſiegel Lothars I.; verkleinert. (Nach Photographie eines Abdruckes im britiſchen Muſeum zu London.)

4. Kaiſerſiegel Lothars I.; verkleinert. (Ebd.)

5. Königsſiegel von Konrad I.; verkleinert. (Ebd.)

6. Königsſiegel von Heinrich I.; verkleinert. (Ebd.)

7. Kaiſerſiegel von Otto III.; verkleinert. Umſchrift: † OTTO DI GRATIA ROMANORVm IMPerator AVGustus. (Ebd.)

8. Königsſiegel Heinrichs IV. — Der König ſitzend auf einem Throne ohne Rücklehne, unten zwei Rundbogen. Auf dem Haupte die Perlenkrone, in der Rechten Adlerſcepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umſchrift: † HEINRICUS DI GRA REX.

9. Königsſiegel von Konrad IV.; (auch als König von Jeruſalem.) Umſchrift: † CVRAD DIVI AVGTI IMPIS FRIDERICI FILI DI GRA ROMAOR J. REGE. ELECT; im Felde: HER-S JERLM.

10. Kaiſerſiegel von Friedrich I. — Der Kaiſer auf einem Throne mit gebogener, perlenbeſetzter Rücklehne; zu den Seiten zwei Säulen mit Rundbogen, oben mit einer Kugel bedeckt. Von der ſpitz zulaufenden Krone hängen Perlenſchnüre herab. Obergewand und der das Unterkleid, die Tunica, zuſammenhaltende Gürtel ſind mit Edelſteinen beſetzt. In der Rechten das Lilienſcepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umſchrift: † FREDERIC DEI GRA ROMANOR. IMPERTOR AVGS.

11. 12. Goldene Kaiſerbulle Friedrichs II.; (auch als König von Jeruſalem und Sicilien.) — Avers: Der Kaiſer auf einem Throne mit Rücklehne; in der Rechten das Scepter mit Doppelkreuz, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umſchrift: FRIDERIC DI GRA ROMANOR IMPATOR ET SEP AVGV; im Felde die Fortſetzung ST ET REX JERLEM SICILIE. Revers: Viertürmiges Thorgebäude mit der Umſchrift ROMA CAPVT MVNDI REGIT ORBIS FRENA ROTVNDI. Es iſt dies die ſogenannte goldene Bulle von Zeitz von 1237. (Nr. 8—11 nach Heſſner.)

Siegel deutſcher Könige und Kaiſer des Mittelalters.

Digitized by Google

Leuten und den gewiß nicht seltenen Betrügereien der Verwalter eine äußerst ungeregelte und sorglose war. So ist es nicht zum Verwundern, daß der königliche Besitz und mit ihm die königliche Macht reißend schnell abnahmen.

Eigentliche Beamte, wie in der fränkischen Zeit, hatte das Reich nicht mehr. Was im öffentlichen Interesse war, besorgten in ihren Sphären die Könige selbst, die Herzoge, die Grafen und ihr Hof; in den geistlichen Staaten aber die Bischöfe und Äbte und ihre Räte oder Konvente. In den Marken regierten die Markgrafen, in den ihnen gehörenden Burgen die Burggrafen. Die Königs- oder Sendboten wurden nur noch in besonderen Fällen verwendet, um Geschäfte dort zu besorgen, wohin die Könige nicht selbst gelangen konnten, oder etwa als Gesandte an fremde Fürsten. Auch verlangten die Könige von ihren geistlichen und weltlichen Lehensträgern diese oder jene besondere Dienstleistung und ließen endlich ihre Urkunden, die mit wenigen Ausnahmen jüngeren Alters noch stets in lateinischer Sprache verfaßt wurden, durch ausgewählte Geistliche (Kanzler), denen Notare zur Seite standen, ausfertigen. Das Erz-

Das Kaiserhaus zu Goslar.
Ältester der erhaltenen Kaiserpaläste; die Anlage aus dem 11. Jahrhundert stammend. Einzelheiten, nach einem Einsturz im Jahre 1132, im 12. und 13. Jahrhundert erneuert.

kanzleramt, ein bloßes Ehrenamt, wurde abwechselnd je nach Gunst den Erzbischöfen von Salzburg, Mainz, Köln und Trier übertragen oder für bestimmte Gebiete des Reiches unter sie verteilt. Die Urkunden eines Königs galten nur für seine Regierungszeit und mußten von seinen Nachfolgern erneuert werden. An Archiven fehlte es noch, so daß weitaus die meisten Urkunden verloren gegangen sind.

Die Reichstage bestanden aus den Großen beider Stände und ihren Dienstmannen. Sie versammelten sich am jeweiligen Aufenthaltsorte des Königs jährlich drei- oder viermal, besonders zu Ostern, Pfingsten und Weihnacht, und zwar entweder in der königlichen Pfalz, oder wenn der Besuch allzu stark war, im Freien. Je nach ihrer Bestimmung hatten sie verschiedene Benennungen (conventus, concilium, colloquium, placitum regium). Sie wurden durch den König oder Reichsverweser berufen; ihr Besuch war für die Fürsten verbindlich; ihre Sitzungen waren in der Regel öffentlich; ebenso auch diejenigen der Landstände der einzelnen Herzogtümer. Das Hauptgewicht übten im Reichstage die Herzoge, Markgrafen, Grafen, Bischöfe und Äbte aus; die Teilnahme anderer Herren und der Städte hing von dem guten Willen des Königs und der Fürsten ab. Verhandelt wurde nur mündlich, ohne Aufsetzung

eines Protokolls. Das anwesende Volk gab seinen Beifall oder sein Mißfallen über die gefaßten Beschlüsse in offener und lauter Weise kund und betrachtete die Versammlung zugleich als einen willkommenen Anlaß zu rauschenden Vergnügungen.

Der Zeitraum, der uns hier beschäftigt, war in Bezug auf die Schöpfung von Gesetzen durchaus unfruchtbar, denn der noch in das Ende desselben fallende Sachsenspiegel und die gleichzeitigen Rechtsbücher müssen ihrem Geiste nach in die nächste Periode verwiesen werden; es galten noch die alten Volksrechte. Der König richtete sich als Nachfolger der Frankenherrscher nach dem fränkischen Rechte, welches im Reiche überhaupt am meisten verbreitet war. Nur das sächsische Recht widerstand ihm erfolgreich; das bairische oder alamannische Recht erfreute sich nur noch geringer Anerkennung. Fortgebildet wurden diese alten Volksrechte bis zur angegebenen Zeit durch das Volksleben und sein Gewohnheitsrecht, sowie durch das Lehnswesen. Als aber die Kenntnis der lateinischen Sprache abnahm, fanden die in derselben geschriebenen alten Volksrechte fast gar keine Anwendung mehr; sie waren im elften Jahrhundert bereits vergessen, worauf die Landfriedensgesetze der Kaiser die hauptsächliche Rechtsquelle für die Deutschen wurden.

Soweit die Kirche Besitzungen hatte und Einfluß ausübte, wandte sie das kanonische Recht an. Bischöfe waren es, welche die ersten Rechtsaufzeichnungen nach den alten Volksrechten für ihre Untergebenen veranstaltet hatten, so Dietrich von Metz und Burchard von Worms, beide um das Jahr 1000. Die Geistlichkeit strebte danach, von weltlichen Gerichten befreit und nur von geistlichen Richtern abgeurteilt zu werden und erlangte dies auch in vielen Fällen, nur nicht in den Städten. Ja es kam so weit, daß sie auch über Weltliche in solchen Fällen, welche irgendwie mit der Religion zusammenhingen, wie z. B. Ehebruch, Doppelehe, Blutschande, Ketzerei, endlich sogar in allen Fällen, deren Inhalt eine Sünde war, also einfach über sämtliche Verbrechen, die Gerichtsbarkeit ansprach, sie aber wesentlich nur im Eherecht erlangte. Letzteres war sehr streng und in der Beschränkung der Ehen unter Verwandten von einer nicht selten verderblich wirkenden Härte. Bis zum dritten Grade ließen sich die bezüglichen Verbote noch rechtfertigen; aber sie wurden bis zum siebenten Grade ausgedehnt, und Kaiser Heinrich II. glaubte, gegen angeblich Schuldige in dieser Richtung eifriger einschreiten zu müssen, als selbst die Bischöfe es für nötig hielten. So wurde gegen den Grafen Otto von Hammerstein und seine schöne Gattin Irmingard, weil sie entfernt verwandt waren, 1018 der Kirchenbann verhängt und vom Kaiser eine Fehde gegen das Paar angehoben, in welcher die Liebenden 1020 unterlagen. Ins Elend gestoßen, ließen sie sich aber keineswegs bewegen, ihren Bund aufzugeben; obschon Otto wankte, ruhte Irmingard, welche die Liebe mit Rachedurst gegen ihre Feinde erfüllte, nicht, bis sie vom Papst den nötigen Dispens erhielt. So wurde auch die Ehe König Konrads II. mit Gisela von Schwaben wegen Verwandtschaft der Gatten angefeindet; Aribo von Mainz verweigerte der Königin deshalb die Krönung, Piligrim von Köln aber, aus Eifersucht auf den Mainzer, vollzog sie. Übrigens wurde der Widerstand gegen Ehebünde oft durch Entführungen vereitelt. Herzog Bretislaw von Böhmen entführte 1029 Judith von Schweinfurt aus dem Kloster, in welchem sie erzogen wurde. Markgraf Werinher, Vetter des Bischofs Thietmar, entführte Reinhilde von Beichlingen sogar gegen ihren Willen, starb aber an den Wunden, die er im Kampfe mit den Verfolgern erhielt.

Eine andere außerordentliche Gerichtsbarkeit war die der Lehnsgerichte. Jeder Oberherr von Vasallen konnte ein solches abhalten; es beschränkte sich aber auf die Rechtsverhältnisse zwischen Lehnsgeber und Lehnsnehmer, oder zwischen mehreren der letzteren. Richter war der Lehnsherr, das Urteil sprachen die unbeteiligten Lehnsmannen. War der Herr selbst beteiligt, so vertrat einer der Mannen seine Stelle. Diese Gerichte waren jedoch nur für den Ritterstand da. Die hintersässigen Bauern hatten ihr Forum in den grundherrlichen Hofgerichten.

Die ordentlichen Gerichte waren alle öffentlich und ihre richterlichen Mitglieder waren sehr zahlreich. Jedermann (die Unfreien ausgenommen) konnte nur von Standesgenossen und nach dem Rechte seines Stammes beurteilt werden. Die Befugnisse eines jeden Gerichtes nannte

Beilage zu Seite 181:

Erläuterung des Miniatures aus dem Evangeliarium aus Kloſter Echternach: 10. Jahrhundert.

Gotha, Herzogliches Muſeum.

(Zu vergleichen die Erläuterung zu der Abbildung des Einbanddeckels dieſer Handſchrift, bei Seite 182; auch Seite 182 und 215.)

Das Miniature ſtellt das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg dar: Evangelium Matthaei, Capitel 20, Vers 1—15. Die Compoſition iſt in drei Streifen gegliedert, von denen der obere und untere in je zwei Hälften mit ſelbſtändigen Gruppen geteilt ſind.

In der erſten Szene ſteht der Hausvater (pater familias) am Morgen vor ſeinem Hauſe einer Gruppe von vier Arbeitern (mercenarii) gegenüber, die er für ſeinen Weinberg um einen Denar Tagelohn gemietet hat. Zwei der Arbeiter wenden ſich bereits zum Gehen, während einer noch Anweiſungen erhält. Das Coſtume aller Figuren iſt das im zehnten Jahrhundert in deutſchen Gauen übliche und trägt den römiſchen Urſprung deutlich zur Schau. Der Weinbergsbeſitzer iſt mit einem Mantel bekleidet, der mit goldenen Borden beſetzt iſt und auf der rechten Schulter durch eine Fibula zuſammengehalten wird; darunter trägt er einen ebenſo geſchmückten Rock, Hoſen und ſtiefelähnliche Fußbekleidung. Der Stab in ſeiner Hand iſt das Zeichen ſeiner Autorität: die ganze Figur iſt der Typus des vornehmen deutſchen Mannes im 10.—12. Jahrhundert.

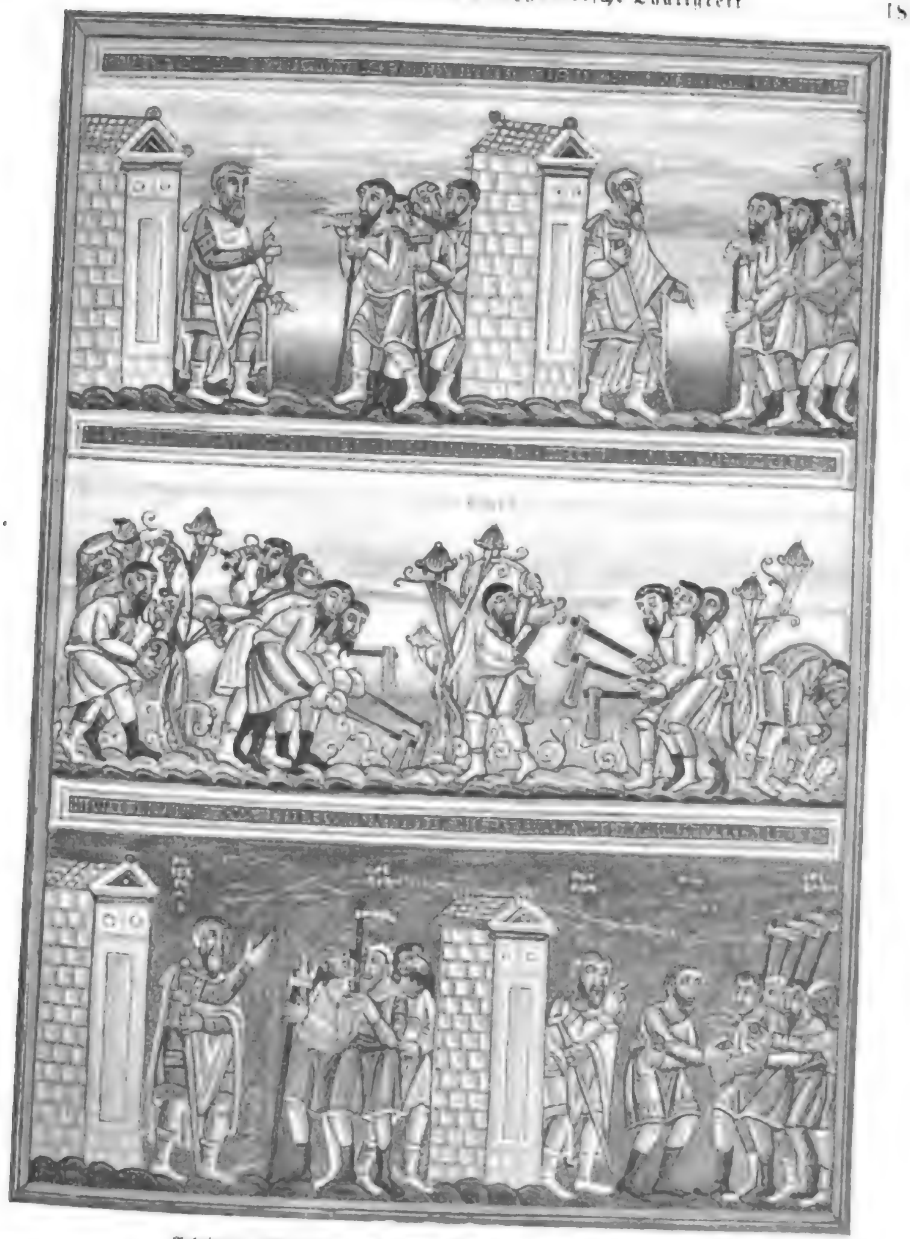
In der zweiten Gruppe faßt der Künſtler in einer Darſtellung die wiederholten Ausgänge des Hausvaters zuſammen, um die dritte, um die ſechſte und um die neunte Stunde, auf denen er ſtets müßige Arbeiter (operarii) findet, ſie mietet und ſie alle in ſeinen Weinberg ſendet.

Darauf ſchildert das Mittelbild die Arbeit im Weinberge (vineæ), das Hacken des Bodens, das Beſchneiden der Reben. Es iſt ein heißer Tag; rechts bückt ſich ein Arbeiter zu einer in Stein gefaßten Quelle, um ſich zu erfriſchen. Die Werkzeuge beſtehen nur in Hacke und Hippe. Die Arbeiter ſind in ſchlichte Röcke, Hoſen und Halbſtiefel, die vom 8. bis ins 13. Jahrhundert in Deutſchland gebräuchliche Tracht der gewöhnlichen Leute, gekleidet.

Die Darſtellung der vierten Gruppe zeigt wieder den Hausvater; er iſt noch einmal ſpät um die elfte Stunde ausgegangen, hat auch jetzt noch unbeſchäftigte Arbeiter getroffen und ſchickt auch ſie den übrigen nach in ſeinen Weinberg: was recht ſein wird, ſoll ihnen zum Lohne werden. Zur Andeutung der ſpäten Stunde läßt der Künſtler die Arbeiter zu dem abendlichen Himmel empor ſehen.

In der letzten Gruppe tritt eine neue Figur auf, der Schaffner des Weinbergsbeſitzers. Der Tag iſt vorüber, die Arbeiter ſind von dem Schaffner gerufen worden und finden ſich vor dem Hauſe des Herrn ein, um ihren Lohn in Empfang zu nehmen. Jeder erhält aus der Hand des Schaffners einen Denar: ſowohl die, welche den ganzen Tag gearbeitet haben, als auch die, welche erſt ſpät um die elfte Stunde gedingt worden waren. Darüber zeigen ſich die erſteren unzufrieden. Von den fünf verſchiedenen Arbeitergruppen ſind im Miniature vier durch je einen Vertreter dargeſtellt. In demjenigen, welcher eben ſeinen Denar empfangen hat, iſt der Mann zu erkennen, welcher in der letzten Gruppe mit erhobener Hacke daſteht. Der barſche Arbeiter der erſten Gruppe iſt der, welcher in der letzten Gruppe vornan ſteht und lebhaft wider den Schaffner murrt, daß ſie, die des Tages Laſt und Hitze getragen haben, nicht mehr erhalten, als die letzten, welche nur eine Stunde gearbeitet haben (Vers 12–15). Der Rock des Schaffners iſt mit Borden beſetzt, wodurch ſein höherer Stand bezeichnet wird, doch trägt er im Unterſchied zu ſeinem Herrn weder Mantel noch Stab. Die Denare hält er unter dem rechten Arm ſo viel als möglich gedeckt vor den fordernden Arbeitern.

(Nach K. Lamprecht.)



Arbeiter im Weinberge: Kulturbild aus dem zehnten Jahrhundert.

Darſtellung zum Gleichnis vom Weinberg. Malerei in dem Evangeliar aus Echternach; wahrſcheinlich zwiſchen 983 und 991 in Trier ausgeführt und von Kaiſer Otto III. dem Kloſter Echternach geſchenkt (S. 152, 215). Gotha, Herzogl. Muſeum.

man den „Bann“ desſelben. Der König verlieh denſelben; er galt ja als die Quelle alles Rechtes und ſaß dem höchſten, dem Königs- oder Hofgerichte, ſelber vor, welches daher auch ſtets an ſeinem Aufenthaltsorte gehalten wurde. Wo Otto der Große hinkam, „ließ er das Richtſchwert aufrichten zum Zeichen, daß er bereit ſei, ſelbſt zu Gericht zu ſitzen.“ Die

persönliche Ausübung des Richteramtes gehörte stets zu dem, was einen König beim Volke besonders beliebt machte. Heinrich II. war einer der strengsten Richter. Stellvertreter des Königs im Hofgerichte war der Pfalzgraf. Die Mitglieder (wenigstens sieben) wählte der König nach freiem Ermessen. Doch konnte auch der Reichstag als Hofgericht gewisse Verbrechen aburteilen.

Das allgemeinste öffentliche Gericht war das des Grafen. Seine Gerichtsbarkeit war an bestimmte Örtlichkeiten, die Ding- oder Malstätten gebunden. „Jede Grafschaft hatte mehrere echte Dingstätten oder Dingstühle (Königsstühle), die sich auf die Hundertschaften verteilten.“ Es gab offene und geschlossene Gerichtsstätten, erstere unter „heiterm Himmel“, wahrscheinlich auf ehemaligen heidnischen Opferplätzen. Sie wurden unter gewissen Gebräuchen zur Malstatt eingeweiht. Man grub z. B. den Ort eine Elle tief aus; die Freien des Gerichts warfen Asche, Kohle und Ziegelsteine hinein; dann bedeckte man die Grube wieder und ließ Gras darüber wachsen. Wurde später an der Echtheit der Stelle ein Zweifel laut, so bewies man dieselbe durch Aufgraben des Platzes. Wenn man dies nicht vermochte, so waren alle dort gesprochenen Urtel ungültig. Der Sitz der Richter wurde besonders abgesteckt und in Form eines Kreises, später eines Vierecks mit einer natürlichen Hecke oder künstlichen Umzäunung eingefriedigt, welche so hoch sein mußte, daß man die Richter nur vom Kopfe bis zur Schulter sehen konnte. Sitze und Tisch waren aus Holz oder Stein. Den Platz zu offenen Gerichtsstätten wählte man am liebsten in Wäldern, auf Bergen, im freien Felde, an Flußufern und an öffentlichen Straßen. Andere Gerichtsstätten befanden sich auf bereits umfriedigten Stellen unter freiem Himmel, in Höfen von Burgen, Kirchen und Klöstern, vor Thoren, an Gräben, auf Brücken u. s. w. Offene Gerichtsstätten hatten stets ein Merkmal oder Wahrzeichen, z. B. einen Baum, Berg, Stein, Brunnen, ein Gebäude, Kreuze, Mühlen, Wege u. dergl. Daran erinnern Ortsnamen wie Linden, Hohenlinden, Siebenlinden, Fünfeichen, Petersberg, Mahlberg, Dingstedt, Detmold (von Thiotmalli, Volksgericht) u. s. w. Geschlossene Gerichtsstätten endlich waren Kirchen, Pfalzen, Gerichtslauben, Rathäuser u. s. w., zuletzt eigentliche Gerichtshäuser, und in diesen wieder die der Rechtsprechung besonders gewidmeten Räume, Säle, Stuben, Kammern, Lauben u. s. w.

Die Beisitzer des Grafengerichtes waren noch dieselben wie unter den Karolingern (S. 132). Die gräfliche Gerichtsbarkeit wurde jedoch immer mehr durch die der Bischöfe, welche Grafenrecht besaßen, eingeengt.

Den Zentgrafen (S. 131) gehörte die niedere Gerichtsbarkeit in der Hundertschaft. Sie urteilten mit sieben freien und rechtskundigen Schöffen, welche das Urteil „fanden“. Die übrigen, beiwohnenden Freien, der „Umstand“ genannt, hatten beratende Stimme und konnten das Urtel loben oder schelten. Im letztern Falle gelangte die Sache an ein anderes Forum. Diese Gerichte waren jedoch im zehnten Jahrhundert bereits im Verfall begriffen und wurden nach und nach von denen der Grafen aufgesogen.

Mit Untersuchung der streitigen Sache gaben sich die mittelalterlichen Gerichte wenig ab. Sie verließen sich bei dem Mangel an geschriebenen Gesetzen und an juristischer Bildung hauptsächlich auf die Eidesleistung und die Gottesurteile. Da der Staat nicht von sich selbst aus gegen Verbrechen einschritt, so galt allgemein der Grundsatz: wo kein Kläger, ist auch kein Richter; der Kläger vertrat daher gewissermaßen den heutigen Staatsanwalt. Er und der Angeklagte traten einander gegenüber, als wären sie die Parteien eines Zivilprozesses; Kinder, Frauen und Unfreie erhielten einen Stellvertreter. Dem Angeklagten lag es ob, durch einen Eid seine Unschuld zu erhärten; er mußte aber wenigstens zwölf Eideshelfer haben, nicht um seine Unschuld, sondern nur um seine Wahrheitsliebe zu bekräftigen. Der Eid Adeliger hatte größeres Gewicht als der gewöhnlicher Freien. In Baiern herrschte der sonderbare Gebrauch, die Eideshelfer an den Ohrläppchen herbei zu ziehen.

Das häufigste Gottesurteil in dieser Periode war dasjenige des altgermanischen Zweikampfes. Auf dem zu diesem Zwecke berufenen Reichstage zu Steele im Jahre 938 wurde ein solcher Kampf ausgefochten zwischen einer Partei, die den Enkeln, deren Väter gestorben, das Erbe der Großväter bestritten, und einer anderen, welche es ihnen zuzuwenden für

Erläuterung des Miniatures aus

dem Evangeliarium aus Kloster Echternach; 10. Jahrhundert.

Gotha, Herzogliches Museum.

(Zu vergleichen Seite 152, 181 und 215.)

Die Miniaturen dieser Handschrift sind bedeutsam für den Stand deutscher Kunstübung im zehnten Jahrhundert und den kultur- und rechtsgeschichtlichen Inhalt, welcher in den bildlichen Darstellungen der biblischen Stoffe sich findet.

Die Handschrift ist in lateinischer Sprache abgefaßt und den Figurengruppen der Miniaturen sind lateinische Bezeichnungen beigesetzt.

In dem nachgebildeten Blatte ist das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge, Evangelium Marci, Capitel 12, Vers 1—8, behandelt.

Der erste der drei Streifen entspricht dem Inhalt des ersten Verses: der Herr (pater familias) hat einen Weinberg (vinea) gepflanzt und mit einem Zaun (sepes) umgeben; er hat eine Kelter (torcular) darin angelegt und einen Turm (turris) inmitten des Weinbergs erbaut. Der Zaun ist von der im Mittelalter gebräuchlichen Art, die noch bis ins 15. Jahrhundert hinein gewöhnlich ist; der Turm hat den Charakter eines festen Hauses des 10. Jahrhunderts. Rechts von ihm vollzieht sich, genau nach deutschrechtlichen Formen, die Uebergabe des Weinberges an die Weinbauern (agricolae). Vor denselben steht der Herr des Weinberges; er zeigt mit der linken Hand auf sein Eigentum und hält in der Rechten den langen Stab, das Zeichen seiner Würde, dem vordersten der drei Weinbauern entgegen, der seinerseits ebenfalls mit der rechten Hand den Stab erfaßt und durch die ausdrucksvolle Bewegung mit der linken Hand von dem Weinberge Besitz ergreift, wodurch die Einsetzung in sein Amt vollzogen ist.

Der Herr nun „zog über Land". Als er zurückkommt, sind die im ersten Bilde noch zarten Weinreben kräftig herangewachsen und im Mittelbilde sind die einzelnen reich mit Trauben behängten Weinstöcke an einer Stange, der Andeutung eines Spaliers, aufgebunden. Der Herr will nun Früchte von seinen Weingärtnern einfordern. Nach Vers 2—5 der biblischen Erzählung sandte er vier Mal zu ihnen, erst nur einen, zuletzt mehrere Knechte. Der Miniator faßt diese viermalige Botschaft in eine Gruppe zusammen. Vier Unfreie (servi) stehen vor dem Herrn und empfangen den Befehl für die Weingärtner. Aber diese verhalten sich nicht gutwillig; das Bild zeigt, daß sie in dem festen Turme streitbare Männer geworden sind, die den Weinberg als ihr Eigen betrachten und behalten wollen; sie sind bewaffnet wie die im 10. Jahrhundert latrones genannten Leute: mit dem keulenartigen Knüttel, langem Knebelspieß, dem ovalen, unten spitzen, langen Lindenschilde und mit Steinen. Es sind die uralten germanischen Waffen, mit denen sie die Boten ihres Herren vertreiben und töten. Die Keule oder der Knüttel war bis in's 9. Jahrhundert ordentliche germanische Kriegswaffe, die als solche erst durch Karls des Großen Capitular vom Jahre 813 beseitigt wurde; sie erhielt sich bei den latrones. Der eigentliche Kriegerstand des zehnten Jahrhunderts war mit dem framea genannten Spieß, dem Schwert und dem runden Schild (vgl. Seite 189) ausgerüstet.

Der pater familias schickt nun seinen einzigen Sohn an die Weinbauern, wie das Miniature in der ersten Gruppe des unteren Bildes darstellt; sein Ende vor dem Weinberge zeigt die letzte Gruppe (Filium occidunt), die Weingärtner töten auch ihn.

Was die Tracht anbetrifft, so bezieht sich das über dieselbe in der Beilage zu Seite 181 Gesagte auch auf dieses Blatt.

(Nach K. Lamprecht.)

Digitized by Google

LITH U DRUCK JUL KLINKHARDT, LEIPZIG

S GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, BERLIN

DARSTELLUNGEN ZUM GLEICHNISS VOM WEINBERG
MINIATUREN IN DEM EVANGELIARIUM AUS KLOSTER ECHTERNACH. 10 JAHRH
GOTHA, GROSSHERZOGLICHES MUSEUM.

Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

recht hielt. Der Reichstag hatte ein Schiedsgericht beschlossen, Otto I. aber den Zweikampf angeordnet. Die Sache der Enkel siegte, so daß ihre Oheime fortan mit denselben teilen mußten. Derselbe Kaiser ließ im Jahre 967 den Zweikampf an Stelle des Eides durch den zu Verona versammelten Reichstag auch für Italien einführen. Otto II. ordnete im Jahre 979 den Zweikampf an zwischen einem Grafen Gero und dem ihn der Untreue gegen den König zeihenden Waldo: Gero wurde kampfunfähig; sein Gegner aber sank gleich darauf tot um. Man war daher zweifelhaft; der Kaiser aber hielt Gero für überführt und ließ ihn hinrichten. Der Sachse Otto von Nordheim, unter Heinrich IV. Herzog von Baiern, war von einem Abenteurer angeklagt, ihn zum Morde des Königs gedungen zu haben; er leugnete es, weigerte sich aber, mit dem Ankläger den Zweikampf des Gottesurtels auszufechten. Da wurde er geächtet, und der König selbst wetteiferte mit den Feinden des Herzogs, dessen Güter zu verwüsten, was dieser jedoch reichlich vergalt.

Waren Ritter durch Richterspruch zum Zweikampfe verpflichtet, so forderten sie einander heraus, indem sie sich den Handschuh als Pfand hinwarfen. Für Kranke oder Frauen focht ein Stellvertreter; doch kämpften auch Frauen selbst, und ihrem Gegner wurde dann eine Beschränkung auferlegt, z. B. die rechte Hand gebunden; oder er mußte, in einer Grube stehend, sich mit einem ellenlangen Stocke gegen die Frau wehren, die einen in ein Tuch gebundenen Stein schwang. Für den Kampf zwischen Männern wurde ein runder Platz abgesteckt. Die „Grießwarte" sorgten für Ruhe und Ordnung unter den zahlreichen Zuschauern. Vor dem Waffengange beschworen die Gegner die Wahrheit ihrer Aussagen. Sie fochten in leichter Kleidung, ohne Panzer, mit dem Schwert; als Schutz diente ein Schild von Holz oder Leder, an dem nur der Buckel von Eisen war. Die Sonne wurde zwischen ihnen „gleich geteilt". Den Unterliegenden traf, wenn er am Leben blieb, die Todesstrafe. Erschien aber auch auf die dritte Ladung der Beklagte nicht, so stach der Kläger zweimal gegen den Wind; das galt als Sieg und hatte die Verurteilung des Gegners zur Folge. Seit dem Landfrieden von 1156 hatten auf den gerichtlichen Zweikampf nur noch die Nachkommen von Edlen Anspruch.

Die Geistlichkeit liebte den Zweikampf als heidnisch nicht; sie zog andere Proben vor: die des kalten Wassers, nach welcher der Untersinkende unschuldig, der Schwimmende schuldig sein sollte; auch die des siedenden Wassers, aus dem der Angeklagte einen Gegenstand mit bloßem Arm herausholen mußte, und die des glühenden Eisens (S. 83); letztere kamen im zehnten Jahrhundert selten, später aber öfter vor, wenn auch nicht im gerichtlichen Verfahren ausschließlich. So bekehrte sich König Harald mit seinen Dänen, weil der Glaubensbote Poppo ein glühendes Eisen trug, ohne daß es ihn verletzte. Über glühende Roste schritten Frauen, welche ihre Unschuld beweisen wollten, was die Legende sogar von Heinrichs II. edler Gattin Kunigunde berichtet (S. 184). Geistliche nahmen das Abendmahl in der Kirche darauf, daß sie an einer That unschuldig seien; die Meinung war, daß der Schuldige dabei umkäme, was aber manche entschieden mißbilligten. Seltener kam das schauerliche „Bahrrecht" vor, welches dem Glauben entsprach, daß die Leiche eines Ermordeten blute, wenn der Mörder in ihre Nähe trete. Die Verbote der Ordale durch Kaiser Friedrich II. und Papst Innocenz III. (1215) fanden erst sehr allmählich Nachachtung.

Die damals üblichen Strafen für Verbrechen waren: Schläge, Bußen, entehrende Behandlung, Ächtung, Verstümmelung und Tod. Verabfolgung von Prügeln war eine ungemein häufige Strafe und traf selbst Frauen. Herzog Eberhard wurde nach einem Landfriedensbruche, den er gegen seinen ungehorsamen Lehnsmann, den Sachsen Bruning, begangen, zu einer Buße von hundert Pfund Silber verurteilt, die er in edeln Pferden zu entrichten hatte; seine Helfershelfer aber mußten mit der damals den Edeln oft auferlegten Schmach büßen, Hunde öffentlich nach der königlichen Pfalz in Magdeburg zu tragen (Dienstmannen trugen in diesem Falle einen Sattel, Bauern einen Pflug). Bruning dagegen ging straflos aus. Diese Ungerechtigkeit, als welche uns die Entscheidung wenigstens erscheint, stachelte Eberhard, obschon ihn der König nach erlittener Strafe beschenkte, zu seiner Empörung auf. Hochverräter, selbst königliche Verwandte, wie Heinrich, Liudolf und Konrad, wurden geächtet. Folgen der Acht waren Amtsverlust, Konfiskation der Güter, Verbannung und unter Umständen der Tod.

Digitized by Google

Vollzug des Gottesurteils, welchem die Kaiſerin Kunigunde zum Beweis ihrer Treue ſich unterwarf.

Von zwei Biſchöfen geführt, überſchreitet ſie den glühenden Roſt. Kaiſer Heinrich II. ſchaut traurig ſinnend zu. Im unteren Bilde ſteigt die Kaiſerin vom Roſt herab und legt ihre Hände verzeihend auf Heinrichs Haupt.

Miniature in einer Handſchrift vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, enthaltend die Lebensbeſchreibung Kaiſer Heinrichs II. und ſeiner Gemahlin. Bamberg, Stadtbibliothek.

Letzteren erlitten z. B. Thankmar, Ottos rebellischer Stiefbruder, und der trotzige, meineidige Überläufer zu den Wenden, Wichmann. Der König konnte die Acht jedoch aufheben, und die Geschichte lehrt, daß er es oft genug that, wenn die Schuldigen Reue bewiesen. Viele, welche dies nicht thaten, starben jedoch durch den Strang oder das Beil. Heinrich II. ließ Räuber und Wegelagerer sofort nach ihrer Ergreifung aufknüpfen. Andere Hinrichtungen, wie Ertränken und Versenken in Sümpfe, kamen seltener vor; und als Strafen wurden Verstümmelungen, wie Entmannung, Abhauen von Händen oder Fingern, Ohren oder Nase, Ausschneiden der Zunge, Ausstechen der Augen u. s. w. nicht gerade häufig verhängt. Auch das zwangsweise vollzogene Abscheren der Haare und des Bartes war eine entehrende Strafe. Otto I. selbst schwur bei seinem Barte, den er, entgegen der allgemeinen sächsischen Sitte, lang herabwallend trug (S. 159).

Für den Vollzug der Strafe der Landesverbannung war im Rheingau folgender Gebrauch vorgeschrieben: „Da sollen sein ein Vitztum, alle Schultheißen und Schöffen in dem Rheingau. Und ein Gewaltbote, der soll haben zwei weiße Handschuhe und soll treten mit seinem rechten Fuß auf den Stein, der da steht zu Lützelnau obwendig des rechten Kornwegs, und soll aufwerfen die Handschuhe und soll sprechen: „„Ich stehe heutzutage hier und banne Hinz oder Kunz sein Landrecht und heiße sein Weib eine Witwe und seine Kinder Waisen und teile sein Gut den Erben und die Lehen seinem rechten Herrn, den Hals dem Lande, den Leib dem Gevögel zu: niemand frevelt mehr an ihm.““ Es ist eine uralt-symbolische Handlung: — durch Wegwerfen des Handschuhs, durch Versagen fürderen herrschaftlichen Schutzes und Friedens wird der Verbrecher dem Volksrecht, dem Lande selbst entzogen: er wird ein **wargus**, ein Waldgänger, wie das alte Recht es aussprach.“

Unter Friedrich Barbarossa wurde 1184 mit der Anordnung allgemeinen Friedens zum erstenmal seit dem Bestande des Reiches auch ein allgemeines Strafgesetz verbunden. Auf Tötung während des Friedens wurde Todesstrafe, auf Verwundung Verlust der Hand, auf geringere Verletzungen Geldbuße gesetzt; Diebstahl unter fünf Schillingen mit Rutenstreichen, darüber aber mit dem Strange bedroht. Ferner wurde eine amtliche Feststellung des Getreidepreises verordnet; die Jagd auf andere als schädliche Tiere wurde untersagt; verboten wurde, vor Gericht in Waffen zu erscheinen; den Reisenden wurde gestattet, für ihren augenblicklichen nötigen Bedarf vom Getreide am Wege mäßig zu nehmen und jedem wurde die Werbung seines Bedarfs an Gras und Waldlaub zugestanden.

Digitized by Google

Vierter Abſchnitt.

Das Kriegsweſen und die Zeit der Kreuzzüge.

Das Kriegsweſen des Mittelalters hatte ein doppeltes Antlitz; es erſcheint uns, ſolange wir den Krieg überhaupt für unvermeidlich halten, als ein rechtmäßiges, weil von den rechtlichen Organen des Staates ausgehendes; ſeiner Regelloſigkeit halber aber auch als ein unrechtmäßiges, der öffentlichen Ordnung und Sicherheit feindliches und gefährliches. In letzterer Geſtalt wird dasſelbe als „Fehdeweſen“ bezeichnet; als Negation des Rechtes ſchließt ſich dieſes zunächſt an die Darſtellung der Rechtspflege an.

Die beinahe fortwährenden Verletzungen des Friedens beginnen bereits unter Karl dem Dicken und haben am Ende des neunten Jahrhunderts den Höhepunkt ihres Schreckens erreicht. Heinrich I. und Otto I. ſchritten gegen dieſes Unweſen kräftig ein, und es erfuhr deshalb während ihrer Herrſchaft eine heilſame Unterbrechung, jedoch nur, um nach Ottos I. Tode von neuem wieder aufzuleben. Räuberbanden machten beſonders unter den beiden ſpäteren Ottonen die Rheingegenden unſicher, und ſelbſt die Strenge Heinrichs II. konnte ein Überhandnehmen des Unfugs in Sachſen nicht verhindern. Am ſchlimmſten aber war es, daß ſelbſt vom Adel viele ſich ſo weit vergaßen, die Ordnung, deren Säulen ſie doch hätten ſein ſollen, zu ſtören oder zu vernichten. Im zweiten Jahrzehnte des elften Jahrhunderts führten Graf Dietrich von Holland gegen die lothringiſchen Großen und Herzog Gottfried von Lothringen gegen ſeine Grafen Gerhard und Lambert Fehden, in denen viele Tauſende von Kriegern umkamen. Ein Zeitgenoſſe ſagt (1015) über die Folgen ſolcher Greuel: „Welche Zeiten! Man verflucht das Leben und fleht um nichts als den Tod. Die Städte ſind entvölkert, die Dörfer und Höfe eingeäſchert, die Wälder und Gärten verwüſtet, die Weinberge ausgerodet. Krieg, Hungersnot, Peſtilenz und Feuer raffen das Volk maſſenweiſe dahin. Viele Edle ſind verarmt und an den Bettelſtab gebracht. Die Gotteshäuſer ſtehen ringsum verödet.“ Und nicht etwa nur weltliche Große, auch Biſchöfe und Äbte, ſogar Äbtiſſinnen unternahmen Fehden und Kriegszüge. So ſetzte z. B. Sophie, Äbtiſſin von Gandersheim, die Schweſter Ottos III., ein Heer gegen den Biſchof Bernward von Hildesheim in Bewegung, der mit dem Erzbiſchofe Willegis von Mainz (1002) um die Kirchenhoheit über das Kloſter der Hrotſuit eine lange Fehde führte. Faſt anderthalb Jahrhundert ſpäter widerſetzte ſich Judith von Bomeneburg, die Äbtiſſin des Kloſters Kemnade an der Weſer, der von Konrad III. verfügten Reform ihres Kloſters durch den Abt von Korvei, überfiel mit ihren Dienſtmannen 1147 dieſe Abtei und ließ den Propſt derſelben in die Weſer werfen (Heinemann, Geſchichte von Braunſchweig). Ähnliches verübten auch weltliche Frauen. Die Gräfin Adela in Niederlothringen, eine Tochter des ſächſiſchen Grafen Wichmann, häufte 1015 bis 1018 Mord auf Mord und Fehde auf Fehde, bis ſie mit ihrem ruchloſen Gatten Balderich, unbeſtraft, im Bettel verkam. In Reichenhall überfielen im Jahre 1037 zwei Brüder mit einem gedungenen Haufen Volkes ihren Oheim, töteten ihn und verbrannten ſeine ſechs Söhne mit deren Kindern und noch anderen Leuten, im ganzen gegen fünfzig Menſchen, in einem Hauſe.

Solche Zustände hatten eine heiße, die Zeit beherrschende Sehnsucht nach Frieden zur Folge, und diese Stimmung steht wieder in engem Zusammenhange mit der Thatsache, daß während der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts Einwirkungen von Frankreich her in Deutschland Platz zu greifen begannen. Um diese zu würdigen, ist nicht zu vergessen, daß in Frankreich wie in Italien die Reste der römischen Kultur niemals völlig untergegangen sind, während sie in Deutschland, das ja nur zum kleinsten Teile römisch gewesen war, nur spärlich erhalten sein konnten, und zwar nur im Westen und Süden. Einen ganz bedeutenden Anteil an dieser Erscheinung hatte die im Jahre 1043 vollzogene Vermählung Heinrichs III. mit Agnes von Poitou, der Tochter des Herzogs Wilhelm des „Großen" von Aquitanien, des damals bedeutendsten aller jener Vasallen, welche dem machtlosen König von Frankreich ebenso hoch über den Kopf wuchsen, wie in Deutschland ihre Standesgenossen vom König-Kaiser überragt wurden. Es herrschte vom neunten bis zwölften Jahrhundert also gerade das umgekehrte Verhältnis zwischen beiden Ländern, wie im fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert: der damalige Zustand Frankreichs kann am besten, ähnlich demjenigen Polens in späterer Zeit, als Adelsanarchie bezeichnet werden. Unumschränkt aber wütete im gesamten Abendlande nun das Faustrecht und die Fehde zum Zwecke der Bereicherung. Wer etwas besaß, war die Zielscheibe des Angriffs jener, die etwas gewinnen wollten, und so wurden sogar die Klöster aus Asylen der Frömmigkeit und Wissenschaft nur zu oft Stätten des Waffengetümmels. Indessen hatten sie dabei wenigstens den Vorteil, daß bei der Strenggläubigkeit jener Tage ihre geistlichen Waffen mit den weltlichen an Wirksamkeit wetteifern konnten, daß das Volk aller Stände auf Reliquien ebenso fest baute wie auf Wurfmaschinen und den Bannfluch ebenso fürchtete wie das Schwert und die Brandfackel.

Je nach dem Bildungsgrade, dem Temperament und der Lebensart der Leute nahm jedoch die vorwaltende Sehnsucht nach Frieden eine verschiedene Gestalt an: hier erblickte man den wahren Frieden in der stillen Übung der Religionspflichten, dort in der fröhlichen Kunst der Dichtung und der Töne, anderswo wieder in der ernsten Beschäftigung mit den Wissenschaften. Alles aber stimmte darin überein, daß Maßregeln ergriffen werden müßten, um Friedensbruch und Gewaltthaten zu verhindern. Synoden faßten Beschlüsse in diesem Sinne, und richteten sich dabei auch gegen die Simonie und, dem asketischen Zuge der Zeit gemäß, auch gegen die Priesterehe. So große Verbreitung aber diesen Beschlüssen auch zu teil wurde, dauernde Nachachtung fanden sie nicht; man sah sich daher genötigt, den allgemeinen Frieden (1041) in einen solchen für gewisse Zeiten zu verwandeln, welcher den Namen „Gottesfriede" (Treuga Dei) erhielt. Derselbe ließ in Frankreich der Fehdesucht nur die Zeit von Montag früh bis Mittwoch Abend jeder Woche als Spielraum übrig. Die Männer von Clugny bewirkten die Annahme dieses Gesetzes auch im kaiserlichen Burgund. In Italien fand es keinen, in Deutschland nur im Westen einigen Anklang. Die Folge davon war, daß sich in Frankreich und Burgund ein gesitteteres Leben Bahn brach. Man nennt einen damals lebenden Ritter Geoffroy de Preuilly als Urheber gewisser Regeln des Kampfspieles, aus denen die Turniere hervorgegangen sein sollen. Solche feinere Sitte, mit ihr aber auch, wie dies gewöhnlich geschieht, Überfeinerung und Verweichlichung, brachte nun die neue Königin Agnes und ihre romanische Umgebung an den deutschen Hof, und Heinrich III. fand Gefallen an diesen Einwirkungen, wenn auch noch nicht an allen; denn den wälschen Gauklern und Spielleuten, welche seine Hochzeit zu „verherrlichen" suchten, verweigerte er jede Belohnung. Weit mehr Unterstützung als irgend welche weltliche Bemühungen fanden bei ihm die geistlichen Bestrebungen von Clugny, und es war bezeichnend, daß er sofort nach seiner Vermählung, wenn auch nicht den französischen Gottesfrieden, doch etwas Ähnliches, ja dem ursprünglichen Plane noch Ähnlicheres, nämlich einen allgemeinen Landfrieden in Deutschland und Italien anbefahl. In dauernder und ausgedehnter Weise ist freilich keine dieser Anordnungen befolgt worden, selbst unter Kaiser Heinrich III. nicht; und schon unter seinem Sohne Heinrich IV. herrschte wachsender Mißmut darüber, daß ihm die Aufrechthaltung des Reichsfriedens nicht gelang. Die blutigen Fehden nahmen bald wieder überhand und wagten sich sogar in die Nähe des Kaisers, bei dessen Anwesenheit in Regensburg Graf

Digitized by Google

Sieghard von Burghausen durch einen Haufen Ministerialen, die er mittels gerichtlicher Urteile beleidigt hatte, überfallen und enthauptet wurde. Ein Graf Konrad von Beichlingen wurde auf der Straße von niederem Volk ermordet.

Was dem unglücklichen Kaiser nicht gelang, versuchten zu seiner Zeit einzelne Fürsten, denen seine werkthätige Unterstützung dabei zu statten kam. Bischof Heinrich von Lüttich verkündete für seine Diözese den Gottesfrieden im Jahre 1081. Zwei Jahre darauf führte Erzbischof Sigiwin von Köln denselben ebenfalls ein; er appellierte dabei an sein ganzes Volk. Nach den Bestimmungen dieses Friedens sollten vom Freitag bis zu Sonntag Abend und an allen hohen Festen, sowie in der Advents- und Fastenzeit die Fehden und jeder Friedensbruch verboten sein, bei Strafe der Exkommunikation, sowie der Verbannung und verschiedener Körperbußen. Es wurde seitdem besser. Namentlich Friedrich I. war es, der völlig unnachsichtig gegen Friedensbrecher und Räuber vorging (S. 169). Als er aber seinen Kreuzzug antrat, überließ er den Fürsten das Recht des Kampfes und Friedens und knüpfte die Ansagung der Fehde nur an bestimmte Formen, namentlich an eine Frist von drei Tagen vor Beginn der Feindseligkeiten. Der Grund dieser Maßregel, welche in ihren Folgen fast die Rechtseinheit des Reiches aufhob, war der, daß die Eröffnung der Fehde gegen jeden, der nicht selbst ein Friedensbrecher war, als ein Friedensbruch betrachtet wurde, und nur in dem Falle als erlaubt galt, wenn vor Gericht kein Recht gefunden worden war. In dieser Weise wurde Friedrichs Anordnung auch von seinen Nachfolgern verstanden, bis das traurige „Interregnum" jede Aufrechthaltung des Landfriedens illusorisch machte.

Im Gebiete des rechtmäßigen Krieges begründete das zehnte Jahrhundert eine neue Epoche. An die Stelle des Volksheeres der Merowinger und Karolinger trat ein Heer von Berufssoldaten oder Söldnern, eine Umwandlung, die freilich von lange her vorbereitet war. Die nicht mehr wandernden, sondern ansässig gewordenen Völker des fränkischen Reiches hatten durch die Beschäftigung mit Ackerbau und Gewerben die Übung in den Waffen und den Sinn für Manneszucht verloren, und schon Karl der Große hatte (S. 130) seine Anforderungen an die Wehrkraft seiner Unterthanen herabsetzen müssen. Diese Verhältnisse wurden unter seinen Nachfolgern für die Kriegstüchtigkeit des Reiches noch ungünstiger; die Zahl der zur Waffenführung tauglichen Männer wurde beständig geringer und bildete eine bunte Menge nicht zusammenpassender, einem kräftigen Feinde nicht gewachsener Elemente. So gelangte man, gezwungen durch die wilden Einfälle der Magyaren, zu dem Gedanken eines auf dem Lehnswesen beruhenden Heeres, zu welchen die Vasallen des Reiches, gleichviel ob weltliche oder geistliche, meist in persönlicher Führung ihre Lehnsleute und Leibeigenen zusammenbrachten. Heinrich I. hatte durch Einübung der königlichen Dienstmannen, die er größtenteils beritten machte, hierzu den Grund gelegt. Im herrlichen Siege bei Riade 933 über das Raubgesindel der Magyaren, — eine That, welche den Aufschwung der deutschen Kraft im Mittelalter einleitete, bewährten sie sich glänzend. Mit gleichem Glücke schlug Heinrich Slawen und Dänen. Aber auch Räuber und andere Verbrecher, wenn sie kampfestüchtig waren, verschmähte er als Krieger nicht; er bildete aus solchen in Merseburg, wo ein Asyl für sie eröffnet war und sie in der Vorstadt angesiedelt wurden, eine Schar, welche gegen die Wenden nach Belieben auf Raub ausziehen konnte. Später stellte ihm diese Truppe gegen Böhmen tausend Mann, aber diese Kämpfer waren doch verachtet und wurden keineswegs ehrlichen Kriegern (milites) gleich gehalten. Die Volksheere bestanden indessen neben diesen Söldnern immer noch fort, und der gesamte Heerbann des Reiches zerfiel in jene Abteilungen, welche die einzelnen Herzogtümer stellten. Je nach der vom Kriege betroffenen Gegend sandten die nächstliegenden Länder den größten Teil des Heeres; so auf dem Lechfelde die Baiern ($^3/_8$) und die Schwaben ($^2/_8$), gegen die Wenden stets die Sachsen, gegen Frankreich die Franken und die Lothringer, letztere soweit sie es nicht selbst mit dem Feinde hielten. Nur selten waren alle Landesteile im Heere vertreten. Dasselbe zerfiel in Legionen zu etwa tausend Mann; zweiunddreißig Legionen zogen 946 gegen Frankreich, um den König Ludwig aus der Gewalt Hugos des Großen zu befreien. Die Soldaten unterschied man in Schwer- und Leichtbewaffnete; jene, der Kern des Heeres, dienten sämtlich zu Pferde, diese, häufig in Strohhüten anstatt der Helme, teils zu Roß teils zu Fuß. Aber schon

Darſtellungen zur Bewaffnung und Kampfesweiſe um die Wende des 9. Jahrhunderts: Angriff eines befeſtigten Platzes.
Miniature in dem „Goldenen Pſalter“ vom Ende des neunten Jahrhunderts in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen.

das acht Legionen zählende Heer, welches 955 die Magyaren bei Augsburg ſchlug, war beſſer ausgerüſtet und trug Panzer und Helme. Nach Italien zog Otto I. ſchon nicht mehr mit dem Heere alten Stils, welches nunmehr nach und nach verſchwand, ſondern mit ritterlichen Vaſſallen; denn Leute aus dem Volke konnten nicht ſo lange von Hauſe fortbleiben, wie die Römerzüge dauerten, und ebenſowenig die dazu erforderliche Ausrüſtung beſtreiten. Die Heere der ſpäteren Ottonen und die Heinrichs II. waren wohl kleiner, aber beweglicher und tüchtiger als die älteren

Volksheere. Das Lehnswesen aber regelte nun alles, wie im Frieden ſo auch im Kriege; die Ausdrücke „Vaſſall“ und „Soldat“ erhielten denſelben Sinn. Geübte Krieger traten gegen Verleihung eines Beneſiziums in die Dienſte der Lehnsherren; wenn ſie ſich tüchtig erwieſen, ſtiegen ſie wohl zu Befehlshaberſtellen auf und prunkten in Purpurgewändern und vergoldeten Helmen. Die Könige gingen den Vaſſallen mit ihrem Beiſpiele voran und bildeten ſich ſelbſt in Kriegsgewandtheit eifrigſt aus. Seitdem gewöhnte man ſich daran, die Monarchen ſtets im Waffenkleide zu ſehen, was ſich bis auf unſre Zeit erhalten hat.

Die Nachrichten über die Stärke der kaiſerlichen Heere des zehnten und elften Jahrhunderts ſind wenig zuverläſſig. Heinrich II. ſoll an 60 000 Mann nach Italien geführt haben; wahrſcheinlich zog er den größten Teil erſt dort an ſich und hatte nur etwa 20 000 Deutſche unter ſeinem Befehl. Den Kern des Heeres bildeten die eigenen Vaſſallen des Königs. Danach kamen diejenigen der Herzoge, Grafen, Biſchöfe und Äbte. Jeder dieſer Würdenträger hatte eine beſtimmte Anzahl Streiter zu ſtellen, je nach ſeinem Reichtum; er führte ſie in der Regel ſelbſt. Die geiſtlichen Großen wurden häufiger aufgeboten und ſtellten mehr Mannſchaft als die weltlichen, einesteils weil ſie begüterter waren, — anderenteils, weil ſich der König, der mit den weltlichen Fürſten meiſt im Streite lag, auf jene beſſer verlaſſen konnte.

Troßknecht mit Packpferd und Maultier.
Aus der Äbtiſſin Herrad von Landsperg „Luſtgarten“; um 1165—1175.

Ein adeliger Kriegsmann bedurfte vier Pferde, eines für den Kampf, das zweite für die Reiſe, das dritte für ſeinen Knappen und das vierte für den Troßknecht. Der Reiter war gepanzert, anfangs mit einem ledernen Koller, welches ſpäter Eiſenbeſchläge erhielt, noch ſpäter mit dem Schuppenpanzer. Die Halsberge verband Panzer und Helm. Stets trug der Krieger den Schild, das Schwert, welches im Laufe der Zeit an Größe, und die Lanze, die an Länge zunahm. Beim Kampf mit dieſen langen Schwertern kam es oft vor, daß ein Feind der Länge nach in zwei Teile geſpalten wurde. Wurfſpieße, ſowie Bogen und Pfeile, wurden ſeltener. Neben den ſchweren Reitern der erſten Lehnsträger kamen auch Fußgänger niederer Vaſſallen mehr und mehr in Aufnahme. Ohnehin ſtiegen die Reiter oft ab und kämpften zu Fuß. Fahnen (die Reichsfahne mit dem Erzengel Michael) und Hörner dienten zur Sammlung der Truppen. Zelte und Lagermaterial nahm man als Gepäck auf Karren unter beſonderer Bedeckung mit.

Das Kriegsrecht war ſehr ſtreng, meiſt grauſam. Die härteſten der damaligen Strafen (S. 183) kamen beſonders im Kriege vor. Wie hoch man den Mut des Gegners immer noch achtete, zeigen die zahlreichen Fälle, in denen man ſich mit dem Eide des Unterworfenen, ſelbſt des Verräters, fortan Frieden halten zu wollen, begnügte. Solche Eide wurden jedoch, beſonders von den Wenden, ſo oft gebrochen, daß gegen dieſe ſchließlich alle Rückſicht aufhörte. Ja man nahm ihrer Treuloſigkeit gegenüber Zuflucht zur Liſt. So lud einſt der ſächſiſche Markgraf Gero dreißig Wendenhäuptlinge, die ſich gegen ſein Leben verſchworen hatten, zu einem Mahle, trank ſie unter den Tiſch und ließ ſie dann töten. Im Jahre 955 wurden nach einer Schlacht ſiebenhundert gefangene Wenden enthauptet und der Kopf ihres Anführers Stoinef im Walde aufgeſteckt. Es mochte die Deutſchen beſonders erbittert haben,

daß die Wenden die gleichzeitige Magyarengefahr zu einem neuen Abfalle benutzt hatten. Kaiser Konrad II. ließ (1035), „eine sehr große Menge“ Heiden an Augen, Händen und Füßen ebenso verstümmeln, wie sie einem Christusbilde gethan hatten, wofür ihn ein Gedicht als Rächer des christlichen Glaubens pries. Die Verwüstung der im Feindeslande durchzogenen Gegenden war damals und noch lange nachher ein unabänderlicher Kriegsgebrauch.

Eine großartige Umwälzung in den Anschauungen der mittelalterlichen Völker, und damit auch eine solche in der Kriegführung, verursachten die Kreuzzüge, in denen die Deutschen zwar nicht die Hauptrolle spielten, die sie wohl oder übel den Franzosen überlassen mußten, aber in welchen sie sowohl an ritterlichen Thaten wie an ausgestandenen grauenvollen Leiden und erlittenen furchtbaren Verlusten hinter den übrigen Völkern, welche an jenen religiös-politischen Unternehmungen Anteil hatten, keineswegs zurückstanden. Die Deutschen beteiligten sich um so mehr an denselben, als der Landweg die französischen Kreuzfahrer durch den Süden ihres Landes führte. Die Kreuzzüge aber haben eine doppelte Bedeutung: einerseits als eine Episode des uralten Kampfes zwischen Europa und Asien um die Herrschaft über das Mittelmeer, eines Kampfes, welcher seit dem Entstehen des Islam auch zu einem Ringen zwischen diesem und dem Christentume wurde, andererseits als die Äußerung jenes im elften Jahrhundert unter den Christen des Abendlandes lebendig gewordenen schwärmerisch-religiösen Sinnes, welcher auch zu den Erfolgen des Papsttums gegenüber der weltlichen Macht so unendlich viel beigetragen hat. Diese Stimmung führte zunächst zu einer Vermehrung der Wallfahrten nach dem heiligen Lande. Dieselben erhielten jetzt durch die Fortschritte der Seldschuken in Vorderasien und durch das Beispiel der Kämpfe der Goten gegen die in Spanien und Sizilien eingedrungenen Sarazenen einen kriegerischen Charakter. Der erste Pilgerzug nach Palästina, welcher einen solchen annahm, fällt schon vor die Zeit der Kreuzzüge, das heißt der auf Eroberung ausgehenden Unternehmungen dieser Art, und bestand zumeist aus Deutschen, mit Kirchenfürsten an ihrer Spitze. Es waren (1064 und 1065) der Erzbischof Siegfried von Mainz, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg und Utrecht und die nachmaligen Bischöfe Hermann von Bamberg und Altmann von Passau, die mit angeblich 12000 Menschen auszogen, Jerusalem wirklich erreichten, aber auf der Heimkehr größtenteils aufgerieben wurden, so daß nur ein kleiner Rest zurückkam. Gregor VII. beabsichtigte 1074 und 1075 mit Hilfe König Heinrichs IV. einen ersten Kreuzzug nach dem heiligen Grabe, um dieses zu erobern; allein der ausbrechende Kampf zwischen den beiden Machthabern vereitelte diesen Plan. Bekanntlich ist derselbe erst am Ende des elften Jahrhunderts auf Antrieb Papst Urbans II. (nicht Peters von Amiens, wie die Sage früher meinte) in Ausführung gebracht worden. Der Eremit Peter führte jedoch schon im Jahre 1096 eine der dem ersten Kreuzheere vorausziehenden Scharen nach dem Osten. Diese bestanden fast nur aus schlechtem Gesindel aus Frankreich, Deutschland und anderen Ländern, sowie aus Verbrechern aller Art, welche ihre Unthaten mit der Kreuzfahrt abzubüßen glaubten, und die sich teilweise durch die damals zuerst auftretenden Verfolgungen der Juden, besonders am Rhein, hervorthaten; in Ungarn, Griechenland und Kleinasien gingen sie alle jämmerlich zu Grunde. Schwerere Verluste, weil an besserem Menschenmaterial, erlitt Deutschland auf dem ersten siegreichen Kreuzzuge 1097 bis 1099, auf welchem der Herzog von Niederlothringen,

Drei Ritter als Wächter am Grabe Christi.
Malerei in einem Gebetbuche aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts.
Leipzig, Universitätsbibliothek.

Gottfried von Bouillon, der erſte chriſtliche Herrſcher der heiligen Stätten, die kriegeriſchen Pilger führte; noch ſchwerere aber auf dem völlig vergeblichen Kreuzzuge von 1101, bei welchem unſer Land durch den bairiſchen Herzog Welf, die Markgräfin Ida von Öſterreich und mehrere Biſchöfe und Grafen vertreten war. Bei Anlaß jener Judenmetzelei der ungeordneten Kreuzfahrerhaufen ſchritt Kaiſer Heinrich IV. energiſch gegen die Schuldigen ein, ſchützte die vom Klerus und Pöbel zur Taufe gezwungenen Juden und geſtattete ihnen die Rückkehr zum Glauben ihrer Väter.

Aber nicht nur Exceſſe gegen die Juden, ſondern Zügelloſigkeiten aller Art wurden durch die Kreuzfahrten begünſtigt, deren Teilnehmer ſich ja alles erlauben durften, ſolange ſie unter geiſtlicher Leitung ſtanden und daher vom weltlichen Geſetze ausgenommen waren. Der ohnehin unheilbare Zuſtand der Ordnung im Reiche verſchlimmerte ſich deshalb fortwährend; namentlich auch durch die Unbotmäßigkeit der Fürſten, ſelbſt einem Heinrich V. gegenüber. Daher konnten dieſe Herren, wenn gerade Friede war, es geſchehen laſſen, daß ihre unbeſchäftigten wilden Söldner, „Reiter“ genannt, als Räuber das Land unſicher machten, namentlich Kirchen und Klöſter ausplünderten, die Geiſtlichen, ſowie die Leute der heimgeſuchten weltlichen Herrſchaften mißhandelten und alles verwüſteten, — gerade wie es die Fürſten, ihre Herren, in ihren zahlloſen Fehden ſelbſt thaten. Es iſt nur zum Verwundern, daß unter dieſen Zuſtänden und bei der zugleich herrſchenden Sittenloſigkeit das Deutſche Reich ſich nicht nur erhielt, ſondern wiederholt einen neuen Aufſchwung nahm und ſelbſt in dem nach Losreißung ſtrebenden Italien immer wieder von neuem feſten Fuß faßte. Dabei war vor allem erſtaunlich, wieviel die Hingabe an ein Ideal ſchon damals vermochte. Das Ideal jener Zeit aber war eben das Ziel der Kreuzzüge: die Befreiung des heiligen Grabes. Als Edeſſa dem Kreuze verloren ging und Bernhard von Clairvaux in ſeines Glaubens Stärke einen allgemeinen Kreuzzug predigte und neue Judenverfolgungen unterdrückte, hörten die inneren Fehden wie mit einem Schlage auf (leider nur nicht für immer). Im Vereine mit Ludwig VII. von Frankreich nahm auch König Konrad III. das Kreuz — ohne der Abmahnung des Papſtes zu achten, der ihn ſein Schwert lieber gegen die widerſpenſtigen Römer hätte ziehen ſehen, zu ſeiner unglücklich verlaufenden Fahrt ins heilige Land (1147). Guten Erfolg hatte der gleichzeitige erſte Kreuzzug gegen die Heiden des Nordoſtens, welchen die praktiſcheren Sachſen, die im Zuge nach dem Morgenlande kein heimiſches Intereſſe erblickten, zur Sicherung der Zukunft ihres Stammes nach Pommern unternahmen. Lübeck wurde auf den Trümmern eines Wendendorfes als deutſche Stadt gegründet, Pommern und Mecklenburg für die Dauer dem Chriſtentume gewonnen. Heinrich der Löwe, der ſich auf dieſem Zuge die erſten Sporen verdiente, ſicherte dabei Holſtein und ſein Gegner Albrecht der Bär Brandenburg für Deutſchland, und letzteres ſendete nun ſo zahlreiche Anſiedler nach den neuen Erwerbungen, daß bald faſt alles Wenden- und Heidentum bis über die Oder hinaus verſchwand.

Tracht der Juden in Deutſchland im zwölften Jahrhundert.

Aus der Äbtiſſin Herrad von Landsperg „Luſtgarten“; um 1165—1175.

Die Regierung Kaiſer Friedrichs I. bezeichnet einen bedeutſamen Wendepunkt in der mittelalterlichen Geſchichte des Kriegsweſens. Sein Kreuzzug war der erſte, den nicht Geiſtliche und länderſüchtige Ritter, ſondern Kriegsmänner von Fach leiteten, der erſte, bei

welchem nicht nur religiöſe Begeiſterung, ſondern auch Mannszucht den Ausſchlag gab, bei dem auch kein Geſindel und lüderliches Weibervolk mitziehen durfte. Barbaroſſas Krieger mußten ſich, ſoweit ſie zu Fuß dienten, über den Beſitz von wenigſtens drei Mark (etwa 120 heutige Mark an Metallwert, an Verkehrswert aber etwa das achtfache) ausweiſen, und ſoweit ſie Reiter waren, auch ein eigenes Pferd haben. Das Kreuzheer des Kaiſers wird auf 90 bis 100 Tauſend Mann angegeben, dürfte aber, da er ſchon vor Mailand 100 000 Mann beiſammen hatte, noch weit ſtärker geweſen ſein. Sonſt waren die Heere meiſt ſchwächer; nur Kaiſer Otto IV. verfügte bei Bouvines über 1500 Ritter und 150 000 Mann zu Fuß.

Das damalige Heerweſen, deſſen Hauptzüge in dem geſamten Abendland übereinſtimmten, kannte indeſſen noch keineswegs das, was man heute unter Disziplin verſteht. Es beruhte, wie ſchon gezeigt, auf dem Lehnsverbande, deſſen Träger in vielen Beziehungen ziemlich ſelbſtändig handelten. Eine feſtgeſetzte Dauer der Dienſtpflicht gab es in Deutſchland nicht. Es diente jeder ſeinem Lehnsherrn, ſolange dieſer wollte, und dieſer wieder dem Könige beziehentlich dem Kaiſer, ſolange er ſelbſt es für gut fand, oder, wenn es der Ordnung nach ging, ſolange der Krieg

Rüſtung und Bewaffnung im zwölften Jahrhundert. Rechts nimmt ein Ritter dem andern den Helm ab.
Aus der Äbtiſſin Herrad von Landsperg „Luſtgarten;“ um 1165—1175

währte. Auf den Römerzügen freilich war es nicht wohl thunlich, das Heer zu verlaſſen, da der Abtrünnige im gegneriſchen Lande in der Regel den Feinden ſchutzlos preisgegeben war. Doch zog keineswegs ſtets das geſamte deutſche Heer über die Alpen bis auf den wälſchen Boden. Es gab auch Saumſelige und Nachzügler. In Italien aber, auf den roncaliſchen Feldern am rechten Ufer des Po bei Placentia (Piacenza), pflegte der Kaiſer Muſterung über ſeine Getreuen zu halten. „Da wird“, erzählt Otto von Freiſing, „an einen hohen Holzpfahl ein Schild gehängt und die geſamte Schar der Ritter, welche Lehen haben, durch den Herold des Hofes aufgefordert, in der nächſten Nacht die Wacht bei dem Fürſten zu halten. Das befolgen die im Heeresgefolge anweſenden Fürſten und fordern ihrerſeits durch Herolde wieder ihre Lehnsträger zur Erfüllung der gleichen Pflicht auf. Wer am folgenden Tage überwieſen iſt, bei der Nachtwacht gefehlt zu haben, der wird vor den König, vor die Fürſten und die Großen citiert, und ſo werden alle, die ohne Genehmigung ihrer Herren zu Hauſe geblieben ſind, zum Verluſte ihrer Lehen verurteilt.“

Die zum Waffendienſte beſtimmten Leute wurden ſchon vom vierzehnten Jahre ab geübt, und zwar im Laufen, Laſttragen, Schritthalten, Speerwerfen, Pfeilſchießen, Steinſchleudern,

Schwimmen u. ſ. w., die zu Pferde dienenden überdies noch im Reiten. Von Einheitlichkeit in den Geſichtspunkten für die kriegeriſche Heranbildung war keine Rede, und auch die Art und Weiſe der letztern iſt nicht überliefert; ebenſowenig erhellt, wie zum Kriegsdienſte gezwungene Leute die nötige Übung erlangt haben. Den Kern der Heere bildeten die Ritter und die Kriegsknechte, die ihr Leben dem Waffenhandwerk widmeten und für Sold jedem Herrn dienten. Ohne Bedenken nahmen in Kriegszeiten, wenn die Dienſtmannen nicht genügten oder nicht zuverläſſig waren, die Fürſten ſogar Räuberbanden in ihren Dienſt, um ſie zugleich von ihrem ſchädlichen Treiben abzulenken und ihre eigenen Streitkräfte zu vermehren. In inneren Kämpfen, wie ſie damals leider nicht ſelten waren, verſchmähten ſelbſt geiſtliche Fürſten ſolche Hilfstruppen nicht, die dann freilich der Papſt gleich Ketzern mit dem Bann belegte, weil ſie, ſogar gegen Klöſter und Nonnen, allen möglichen Unfug verübten.

Die gewöhnlichſten *Waffen*, ſowohl zu Fuß wie zu Pferde, waren im ganzen noch die des zehnten Jahrhunderts, doch maßen die Speere nun gegen zehn Fuß. Jüngeren Urſprungs, erſt ſeit Ende des zwölften Jahrhunderts gebräuchlich, und, weil künſtlicher gearbeitet, von einer nur geringen Anzahl als Waffe geführt, war die *Armbruſt* (eigentlich Arcubalista. Wurfmaſchine mit Bogen). Dazu kamen noch Kriegsſenſen, Helmbarten (Hellebarte d. h. Stielaxt), Streitäxte, Streithämmer, Keulen, Kriegsflegel (Stäbe mit angeketteter Eiſenkugel) und andere Waffen, neben welchen die Krieger oft auch noch Dolch oder Meſſer trugen.

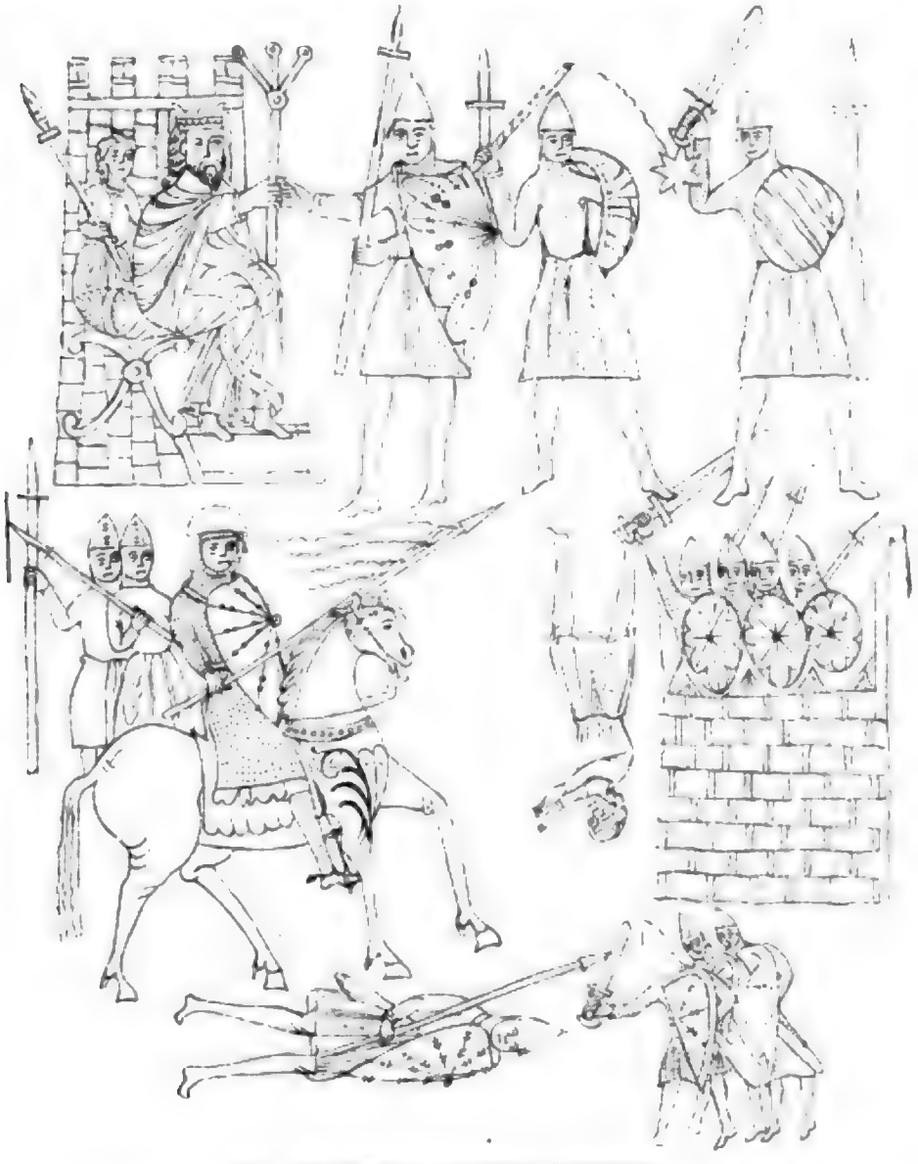
Eine einheitliche Form der Waffen gab es ebenſowenig, wie eine ſolche der Bekleidung. Die Fußſoldaten waren natürlich leichter gerüſtet als die Reiter. Die Ritter trugen Harniſche oder Brünnen aus Metall- oder Hornplatten oder Stahlringen, welche auf Leder oder ſtarkes Zeug aufgenäht waren; ohne Unterlage ineinander geflochtene Ringe bildeten die koſtbare „Halsberge“. Als Kopfbedeckung war der eiſerne Helm vorherrſchend, deſſen früher kegelförmige Geſtalt um 1200 durch ein häßliches topfartiges Gehäuſe verdrängt wurde; ein Bügel zum Schutze der Naſe war oft an beiderlei Helmarten angebracht, wurde aber ſpäter zu einer das Geſicht bedeckenden Platte mit Augenlöchern erweitert. Die zum Nahekampf beſtimmten Krieger trugen Schilde von mannigfaltiger Form. Helm und Schild der Ritter waren mit ihren Wappen geſchmückt.

Den Oberbefehl führte der Fürſt entweder ſelbſt, oder beauftragte damit einen Leiter, Hauptmann oder Meiſter, der nicht ſelten zugleich die Heer- oder Sturmfahne trug. Fiel die *Fahne*, ſo floh das Heer; daher zu ihrem Schutze beſondere Maßregeln getroffen wurden. Schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts befeſtigte man die Fahne an einer hohen Stange, die auf einem Wagen aufgeſtellt war, welcher die Wachmannſchaft trug und der ſtets von Ochſen, nicht von Pferden gezogen wurde. Die Deutſchen nannten ihn Heerwagen, die Italiener Carroccio. Dieſe Fahnen waren ungemein groß: die von Straßburg z. B. maß 4,5 Meter in der Länge und 3,5 Meter in der Breite. Meiſt waren ſie von Seide und trugen das Bild des Schutzheiligen ihres Landes oder ihrer Stadt, ſpäter aber das Wappen oder deſſen Farben, und zwar oft in quadrierter Form.

Die *Heere* beſtanden aus der Vorhut; dem Gewalthaufen, welchem die Ritter angehörten; dem Troß, welcher die Kriegsmaſchinen, Lebensmittel und Zelte, die Verwundeten und Kranken fortſchaffte, und der Nachhut. Krämer aller Art und auch Abenteurer folgten jedem Heere. Die Führung in fremden Ländern und unbekannten Gegenden war ſehr erſchwert durch den Mangel an *Landkarten*; nur ganz vereinzelt befanden ſich in den Händen der Führer unbeholfene Verſuche von Kartenzeichnungen, die falſch entworfen, fehlerhaft, unvollſtändig und ganz ungenau waren. Zur Nachtruhe wurden, wo keine Städte waren, befeſtigte *Lager* nach altrömiſchem Vorbild errichtet; Zelte dienten als Obdach; die der Fürſten waren ungemein prächtig und umfangreich, mit Fahnen, Wappen und anderem Schmuck geziert. Zahlreiche Schildwachen wurden aufgeſtellt, um Überfälle des Lagers zu verhindern.

Die Mannszucht wurde durch *Kriegsverordnungen* aufrecht erhalten. Nach dem Berichte Ottos von Freiſing gab Kaiſer *Friedrich* I. im Jahre 1154 ein Geſetz mit folgenden Beſtimmungen: Wer innerhalb des Lagers gegen einen Kameraden das Schwert zog, oder gar ihn verwundete, verlor die Hand oder den Kopf. Ein Ritter, der Streit begann, kam um die Rüſtung

und wurde aus dem Heere ausgestoßen. Ein Knecht wurde im gleichen Falle geschoren, geprügelt und gebrandmarkt, wenn ihn nicht sein Herr mit seiner ganzen Rüstung loskaufte; war die Schuld streitig, so konnten Kläger und Beklagter das Ordal (Gottesgericht) des Zweikampfes anrufen. Ein Ritter, der einen Kaufmann beraubte, mußte ihm das Seinige zurückerstatten und schwören, daß ihm die Eigenschaft des Beraubten unbekannt gewesen war. Wer in seiner Herberge ein Weib verbarg, verlor den Harnisch und wurde ausgestoßen; dem Weibe aber wurde die Nase



Kriegerische Rüstung im zwölften Jahrhundert.

Federzeichnung in einem Psalterium des zwölften Jahrhunderts; Berlin, kgl. Kupferstichkabinett.
Motiv der Darstellung ist die Geschichte von David und Urias. Unten der Tod des Urias; darüber David, wie er aus der Hand eines Kriegers den Botenstab mit der Nachricht hiervon erhält.

abgeschnitten. Ein Knecht, der im Rückfalle stahl, wurde gehängt; ein Brandstifter geschoren, geprügelt und gebrandmarkt. Die nämliche Strafe erlitt ein Kaufmann, der im Lager zu teuer verkaufte; er verlor zudem seine Waren.

Vor der Schlacht wurde gebetet und gesungen. Zum Kampfe schritt man mit Kriegsgesang und Kriegsrufen, welche die Partei der Krieger anzeigten, z. B. „Hie Welf, hie Waibling“. In den Kreuzzügen rief man: „Hilf, heiliges Grab“. Pauken- und Trompetenschall begleitete den Kriegsruf. Den Vormarsch des Feindes erschwerte man oft durch in

den Boden gesteckte Speere, Fußangeln oder durch ihm entgegengestellte Sichelwagen. Die Verluste an Mannschaft waren oft sehr bedeutend. In der Schlacht bei Tusculum 1167 verloren die Römer durch die Deutschen unter Erzbischof Reinald von Köln 9000 Tote und 15 000 Gefangene. In einer Schlacht in Kleinasien erschlugen die Deutschen unter Kaiser Rotbart 12 000 Türken. Otto IV. hatte bei Bouvines sogar 30 000 Tote und Gefangene zu beklagen. Die Pflege der Verwundeten war bei dem damaligen Zustande der Wissenschaft äußerst mangelhaft. Als im Jahre 1194 die Ärzte es nicht wagten, dem bei einem Turnier verwundeten Herzog Leopold von Österreich das gebrochene Bein zu amputieren, setzte er ein Beil an dasselbe und ließ von seinem Kämmerer mit einem Hammer daraufschlagen, so daß das bereits brandige Glied abgetrennt wurde, — ein Gewaltmittel, an dessen Folgen der Herzog freilich verstarb.

Gegen die Kriegsgefangenen verfuhr man meist grausam; sie wurden ausgeplündert, mißhandelt und eingekerkert. Vornehme Gefangene gab man nur gegen Lösegeld frei. Die Ausplünderung der Schätze und der Leichen der Besiegten war ein Vorrecht der Krieger des siegreichen Heeres.

Bei Belagerungen von Städten und Burgen suchte man den Belagerten zunächst das Wasser abzuschneiden und die Zufuhr von Lebensmitteln, oft unter Verübung arger Grausamkeiten an den Bewohnern der nächsten Umgebung, zu verhindern. Die Belagerten trieben deshalb nicht selten die „unnötigen Esser“ aus ihren Mauern, so daß diese, auch von den Belagerern zurückgewiesen, in die peinlichste Not gerieten. Beide Parteien verhöhnten einander vor den Mauern und von denselben herab. Gestürmt wurde gegen die Befestigungen mit den gewöhnlichen Waffen, dann mit Leitern und Minen, vorzüglich aber mit Antwerken, das heißt Belagerungsmaschinen, die den altrömischen nachgebildet und den Deutschen schon seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts bekannt waren. Es gab verschiedene Arten von Steinschleudermaschinen, dieser Artillerie der Zeit vor Erfindung des Pulvers, und sie waren teils mehr für die Nähe, teils mehr für die Ferne berechnet. Zu jenen gehörte der Tribok (Trabucium), zu diesen die Blide. Mit der Balliste schoß man Pfeile ab. Außer Steinkugeln von verschiedener Größe und oft ungeheurer Schwere warfen jene Maschinen auch Bleimassen in Töpfen, Bienenkörbe, deren Insassen dann über die getroffenen Unglücklichen herfielen, griechisches Feuer oder Fässer voll siedenden Öles in den bedrängten Ort, ja sogar Köpfe von dessen Verteidigern selbst, die bei Ausfällen erschlagen oder gefangen worden waren. Kam man den Mauern näher, so begannen ihr Werk die Widder, eisenbeschlagene Balken, welche unter hölzernen, mit Fellen bekleideten Schutzdächern gegen die Mauer stoßend arbeiteten. Mit ihnen traten in Thätigkeit die Ebenhöhen oder Bergfrite, Belagerungstürme, welche die Mauer überragten, gegen die sie auf Rädern über den mit Faschinen ausgefüllten Graben hingezogen wurden; gelang die Annäherung, so wurde von der Turmhöhe eine Fallbrücke auf die Mauer niedergelassen. Andere verderbliche Bauwerke dieser Art, die man Katzen, Mäuse, Säue, Maulwürfe u. s. w. nannte, halfen an dem Zerstörungswerke. Die Belagerten waren darauf bedacht, diese unwillkommenen Gäste durch Feuer zu vernichten. Wie ihre Feinde die Mauer, so suchten sie die Türme zu untergraben oder auf andere Weise die Werkzeuge der Belagerer unschädlich zu machen. Unsre beiden Darstellungen veranschaulichen einen solchen Angriff und seine Abwehr. Das hüttenartige Bauwerk im Vordergrunde ist eine „Katze“; sie dient als Schutzwehr zunächst bei der Ausfüllung des Grabens und bewegt sich auf den Faschinen und Anhäufungen von allerlei Material, welches die Angreifer vorn aus der „Katze“ in den Graben hinauswerfen, gegen die anzugreifende Mauer. Die „Katze“ steht auf einem Boden von Bohlen, um das Steckenbleiben im weichen oder morastigen Grunde zu verhüten; ihr Dach ist mit nassen Fellen behängt, als Schutz gegen Brandpfeile. Am Kopf der „Katze“ ist ein schräg nach vorn gerichtetes Schirmdach angebracht, durch welches die innen befindlichen Angreifer geschützt werden; demselben Zwecke dienen die Palisaden und die auf zwei Rädern beweglichen Wände (rechts neben der „Katze“). Bewegt wird diese Angriffsmaschine durch Flaschenzüge und eine Winde, welche ganz vorn durch vier Männer angedreht wird. An der Mauer angelangt, wird dieselbe von der „Katze“ aus untergraben werden; oder der Sturmbock (Widder) wird unter dieser Schutzwehr gegen die Mauer in Thätigkeit gesetzt.

Um den Verteidigern die Abwehr zu erschweren, wird der auf der Mauer befindliche gedeckte Gang durch die Geschosse einer Wurfmaschine zerstört. Dieselbe steht etwas abseits von der Katze und ist dargestellt in *gespanntem* Zustande: den mit schweren Steinen angefüllten, als Gegengewicht des Geschosses wirkenden Kasten am dickeren Ende des Schleuderbalkens *hochgezogen*; ein Mann versieht das andere Ende soeben mit einem Geschoß. Als solche dienen runde Steinkugeln, von denen eine Anzahl neben der Maschine liegt. Seitwärts sind hinter beweglichen Wänden Armbrustschützen postiert, welche durch die Scharte dieser Schirme die angegriffene Mauer beobachten und ihre Pfeile nach jedem Verteidiger, der sich etwa bei dem Versuch eines Gegenangriffs auf die Schleudermaschine sehen läßt, entsenden; im übrigen wird dieselbe auch durch hohe Pallisaden geschützt. Im Hintergrunde sind noch zwei solcher Schleudermaschinen in Thätigkeit; sie schleudern sehr gefürchtete Hohlgeschosse, angefüllt mit brennenden Materien, um das Holzwerk des Verteidigungsganges der Mauer durch Feuer zu zerstören.

Angriff und Verteidigung einer Stadtmauer im 12. Jahrhundert. (Nach Viollet-le-Duc.)

Die belagerte Stadt erwidert dies durch zwei gleichartige Maschinen, von denen die eine auf der Plattform eines mächtigen Turmes aufgestellt ist.

Eine Vergleichung aller sichtbaren fünf Maschinen läßt die Bahn, welche der Schleuderbalken beim Werfen des Geschosses zu beschreiben hat, genau erkennen.

Digitized by Google

Angriff und Verteidigung einer Stadtmauer im 12. Jahrhundert. (Nach Viollet-le-Duc.)

Im Mittelpunkt des Angriffs endlich steht der Angriffsturm. Auch er ist, wie die „Katze", zur Sicherung gegen Feuer mit naſſen Fellen behängt; oben hat er eine an Ketten herabzulaſſende, jetzt aufgezogene Brücke (S. 197), unten ein nach vorn gerichtetes ſchräges Schirmdach, wie das der „Katze" und zu gleichem Zwecke; hinten iſt die zu ſeiner Erſteigung nötige Leiter angebracht. Dieſer Turm ruht auf einem Lager von Eichenbohlen und wird durch Winden und Flaſchenzüge in dem Maße vorwärts bewegt, als die Ausfüllung des Grabens fortſchreitet.

Die Bogenſchützen der Belagerten ſuchen durch viele Pfeilſchüſſe die Annäherung möglichſt zu hindern; auch werden Verſuche gemacht werden, die Angriffswerke in Brand zu ſtecken oder ſie bei nächtlichen Ausfällen zu zerſtören. Nur große Anſtrengungen können dabei zu Erfolgen führen; ſonſt wird der Tag kommen, an welchem der Angriffsturm die Mauer erreicht. Das letzte Stück ſeines Weges legt derſelbe ſchnell zurück, denn die Ausfüllung des Grabens vollzieht ſich ſchrägab gegen die Mauer, ſo daß der Turm vermöge ſeiner eigenen Laſt hingleitet und die Belagerer ihn nur an Seilen oben zu halten brauchen.

Wie dies geſchieht, zeigt das zweite Bild. Der Turm ſteht dicht vor der Mauer, auf welche ſeine bewegliche Angriffsbrücke plötzlich und mit Gewalt heruntergeſchlagen worden iſt, über die nun ein ſtarker Trupp von Rittern und auserleſenen Kriegern hinübereilt und ſich der Mauer bemächtigt, während immer neue Scharen an der Rückſeite des Turmes auf Leitern

emporſteigen. Sie werden dabei unterſtützt von Bogenſchützen, die auf dem Kopf des Turmes ſtehen und die Verteidiger aus nächſter Nähe beſchießen.

Wenn nun die Angegriffenen nicht im ſtande ſind, den Feind abzuſchlagen, und ihm weichen müſſen, ſo ziehen ſie ſich in die beiden Türme zurück, welche den erſtiegenen Teil der Mauer — die in verhältnismäßigen Zwiſchenräumen von ſolchen Türmen unterbrochen wird — nach beiden Seiten hin abſchließen. Von hier aus werden ſie in ſtarken Vorſtößen verſuchen, die Angreifer von der Mauer herabzuſtürzen. Oder die Verteidiger ſetzen ſich in den Türmen feſt, beſtreichen von da aus mit ihren Pfeilen die Mauer und nötigen den Feind zur Belagerung jedes einzelnen. Natürlich verſuchen die Angreifer auf jede Weiſe, in die Stadt hinabzuſteigen; das iſt indes nicht ohne weiteres möglich, denn die auf die Mauer führenden Treppen liegen in den Türmen und ſind vor deren Eroberung noch im Beſitz der Verteidiger.

War eine Stadt endlich bezwungen, ſo ſandte ſie dem Sieger ihre Thorſchlüſſel. Herzog Albrecht von Öſterreich zwang 1296 das niedergeworfene Wien, Breſchen in ſeine Mauer zu legen, durch die der Sieger einzog. Zum Zeichen der Ergebung trugen die Abgeſandten der Stadt Schwerter oder Stricke um den Hals und lieferten ihre Waffen ab. Oft wurden gegen ſie Grauſamkeiten begangen, die ſich ſelbſt bis zur Verſtümmelung oder Hinrichtung der Unterworfenen verſtiegen. Nahm man aber die Stadt mit Sturm, ſo wütete man mit Brand und Mord in ihr und zerſtörte ſchließlich den ganzen Platz. Die Ausplünderung war immer ſelbſtverſtändlich. Wilde Kämpfe um die Beute zwiſchen den Siegern waren nicht ſelten.

Nach Beendigung eines Krieges wurden die Soldaten entlaſſen; — ſtehende Heere gab es ja noch nicht.

Während der Kreuzzüge beteiligten ſich Deutſche auch an Kriegsunternehmungen zur See. Kreuzfahrer vom Niederrhein und aus Friesland, 13 000 Mann, fuhren im Jahre 1147 auf 164 Schiffen nach Portugal, trugen das meiſte dazu bei, Liſſabon den Mauren zu entreißen, und gelangten im folgenden Jahre glücklich nach Syrien, welches ihr König Konrad III. nur unter Verluſt ſeines Landheeres erreicht hatte. Aus denſelben Gegenden, aber mit Zuzug von Dänen und Flamändern, machten deutſche Kreuzfahrer 1189 in zwei Flotten mit 87 Schiffen denſelben Weg; ſie kämpften auf der iberiſchen Halbinſel und entgingen ſo dem traurigen Schickſale des Landheeres ihres Kaiſers. Den dritten Zug nordiſcher Seefahrer über Portugal und Spanien nach dem heiligen Lande vollführten 1217 zwei rheiniſche und frieſiſche Flotten unter den Grafen Georg von Wied und Wilhelm von Holland mit 260 Schiffen. Die Mehrzahl von ihnen half die Burg Alcazar do Sal bezwingen, während die übrigen Cadix und andere Plätze einnahm. Sie gelangten dann nach Ägypten und nahmen teil an der Eroberung von Damiette. Seit dieſem Zuge führte die Stadt Haarlem, deren Bürger ſich dabei beſonders ausgezeichnet und in Damiette ein Glockenſpiel erbeutet hatten, ein Schwert und zwei Kreuze im Wappen, welche zwei mit Glöcklein behängte Löwen bewachen. Einen vierten Seezug unternahmen die Frieſen im Jahre 1268. Sie ſchloſſen ſich der Flotte Ludwigs des Heiligen auf deſſen Zuge nach Tunis an, wo ſie tapfer kämpften, aber nach dem Tode des Königs Afrika verließen und ſich nach Paläſtina wandten, welches jedoch ihr Heldenmut nicht mehr zu retten vermochte.

Des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa, zu dem wir noch einmal zurückkehren, vielverſprechender Kreuzzug, welcher das ſchmählich verlorene Jeruſalem wieder gewinnen ſollte, und den der Dekan Tageno von Paſſau von Ort zu Ort beſchrieb, war geſcheitert, als der greiſe Führer an der Pforte des heiligen Landes im tückiſchen Strome (1190) ertrank. Es war ein tragiſches Ereignis für das Reich und die geſamte Chriſtenheit und wurde in der ergreifendſten Weiſe beklagt. Damit endete dann auch die Glanzzeit der Kreuzzüge. Die Tage derſelben waren ohnehin gezählt, weil bei dieſen Unternehmungen im fernen Oſten die Chriſten in einer ihnen fremden Umgebung und ohne die Möglichkeit ſofortigen Erſatzes ihrer Verluſte, die Orientalen aber in der ihnen völlig vertrauten Heimat mit unerſchöpflichen Hilfsquellen kämpften. Ein weiterer gewichtiger Grund des Mißlingens der Kreuzzüge überhaupt lag in der Uneinigkeit zwiſchen den chriſtlichen Nationen, deren Selbſtbewußtſein damals bereits immer

höher ſtieg. Dieſe Erſcheinung nahm oft ſo gehäſſigen Ausdruck an, daß bei der Belagerung von Ptolemais die Deutſchen ihres Mißgeſchickes wegen von den Franzoſen, welche ſtets die Führerſchaft der Kreuzzugsbewegung beanſpruchten, hintangeſetzt und verhöhnt wurden, obſchon die einzigen wirklichen Thaten des unglücklichen „dritten“ Kreuzzugs doch nur den Engländern Richards Löwenherz zu verdanken waren. Der Mißerfolg des erſten disziplinierten Kreuzzuges hat dann auch ſo mächtig nachgewirkt, daß ſeitdem keiner mehr mit größeren Heeresmaſſen nach dem heiligen Lande gelangte, daß ſelbſt der Erfolg des gebannten Friedrichs II., welcher erreichte, was keinem Papſte und keinem Kreuzheere je gelungen war, nämlich die unblutige Erwerbung Jeruſalems, in deſſen Grabeskirche er ſich die Krone aufſetzte, — wieder zu nichte wurde, und daß auch die ſpäteren, kleineren Kreuzzüge nur noch Todeszuckungen dieſer großartigen Unternehmungen bedeuten, die an der Uneinigkeit der Chriſtenheit geſcheitert ſind.

Rittertracht um 1218—20.
Skulpturen im Kapellchen zum heiligen Grabe im Dome zu Konſtanz

Fünfter Abſchnitt.

Wirtſchaftsleben, Stände und Sitten.

Seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts war die **Volkszahl** Deutſchlands, über welche wir indeſſen keine zuverläſſigen Angaben beſitzen*), aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht größer, ja eher noch geringer als in der Karolingerzeit. Dazu wirkten verſchiedene Umſtände mit: die verheerenden Einfälle der Magyaren, die den deutſchen Kriegerſtand aufreibenden Züge der Kaiſer nach Italien, die inneren Fehden, der vermehrte Zudrang zu Klöſtern, Einſiedeleien und zu ſonſtiger Askeſe, verheerende Seuchen, die namentlich aus Italien eingeſchleppt wurden und um das Jahr 1000 zahlloſe Opfer forderten. Um dieſe Zeit herrſchten auch außergewöhnliche Sommerhitzen und Winterkälten, Hungersnöte und Überſchwemmungen brachen aus (letztere beſonders um 1020). Zahlloſe Menſchen verſchmachteten, erfroren, verhungerten oder ertranken damals. Auch Viehſeuchen beraubten wiederholt die Leute ihrer Unterhaltsquellen. Da die Wohnungen und ihre Einrichtungen mangelhaft waren, forderten auch Einzelkrankheiten ſtets viele Opfer, und die Zahl der Krüppel, Lahmen, Blinden, Taubſtummen, Irren und Ausſätzigen überſtieg die unſerer heutigen „Elenden“ ſehr weit. Die Stelle der Ärzte vertraten die Geiſtlichen, beſonders die Mönche, deren Wille gut und Aufopferung groß, deren Kenntniſſe aber nur gering waren. Reiche Leute reiſten nach Italien, beſonders an die Hochſchule von Salerno, um ſich dort heilen zu laſſen; auch kamen zuweilen italieniſche Ärzte, von Vornehmen gerufen, nach Deutſchland. Das Hauptmittel der geiſtlichen Mediziner war der Aderlaß; außerdem ſuchten ſie durch Kräuter und, weniger wiſſenſchaftlich als frommgläubig, durch Reliquien, Weihwaſſer, Salböle, Hoſtien, Segensſprüche u. ſ. w. zu helfen. Wer geheilt wurde, hängte ein wächſernes Bild des kranken Körperteiles in der Kapelle des wunderthätigen Heiligen auf. Die Geiſteskranken, beſonders die Tobſüchtigen, nannte man „vom Teufel Beſeſſene“ und ſuchte ſie durch Exorcismus (Beſchwörung des böſen Geiſtes) zu retten. —

Im Hinblick auf die genannten mannigfachen Urſachen eines Stillſtehens oder einer Verminderung der Bevölkerungszahl iſt es höchſt merkwürdig, daß die Deutſchen ſchon im folgenden, dem elften Jahrhundert, ſich in die bis dahin **ſlawiſchen Landſchaften** öſtlich der Saale zu ergießen begannen. Die bekannte große Fruchtbarkeit, Zähigkeit und Thatkraft des deutſchen Volksſtammes muß jene ihn ſchwächenden Übel bald überwunden haben. Es iſt (S. 138 u. 161) bereits erwähnt worden, daß dieſes Vordringen des Deutſchtums zugleich ein ſolches des Chriſtentums und der Kultur bedeutete. Hart war der Kampf; oft wurden, wie vereinzelt bereits erwähnt, die Deutſchen wieder zurückgedrängt; aber ſie gaben nicht nach und haben ſeit dem zwölften Jahrhundert in jenen Gegenden die erſten Proben ihrer ſpäter in allen Erdteilen

*) Karl Lamprecht berechnet für das Moſelgebiet (Regierungsbezirke Trier und Koblenz), welches um das Jahr 800 450000 Einwohner hatte, im neunten Jahrhundert eine Zunahme der Bevölkerung von 1,1, im zehnten von 0,3, im elften, erſte Hälfte, von 0,45, zweite Hälfte von 0,7, im zwölften von 0,5 und 0,4, und 1201—1237 von 0,35 Prozent.

bewährten Kunſt der Anſiedelung abgelegt. Weder die großen Verluſte der Römerzüge, noch die weit größeren der Paläſtinafahrten haben ſie verhindert, zwiſchen Elbe und Oder und über dieſe Ströme hinaus das ſpärlich kultivierte Land anzubauen und die Slawen entweder durch deutſche Koloniſten zu erſetzen oder (ohne Abſicht allerdings) ſie zu Deutſchen zu machen, ſo daß diesſeits der Oder nur noch die Sorben der Lauſitz (fälſchlich Wenden genannt) ſlawiſch ſprechen, während ſie längſt deutſch fühlen. Graf Adolf von Holſtein ließ im Jahre 1170 in das friſch eroberte Wagrien Anſiedler aus Holland, Friesland und Weſtfalen kommen, gab die erſten Wohnſitze aber ſeinen Holſaten. Es währte nicht lange, ſo waren die vorher öden Gegenden, welche jetzt Holſtein, Mecklenburg, die Altmark und Brandenburg bilden, mit Städten und Dörfern beſetzt. Unternehmer kauften vom Markgrafen Grund und Boden zur Anlegung eines Dorfes und verteilten ihn dann unter die Anſiedler, während ſie eine Anzahl Hufen gegen eine Lehensabgabe für ſich ſelbſt und ein kleineres Stück für die Kirche vorbehielten. War das Dorf vollendet, ſo erhielt der Unternehmer das erbliche Amt eines Schulzen; er hatte als ſolcher die niedere Gerichtsbarkeit und das Steuer-

Kirche zu Lubom in Schleſien.
Aus der Zeit um das Jahr 1300 ſtammend. Aus Eichenſtämmen im Blockverbande gezimmert. (Nach Henning.)

weſen zu verwalten. Dafür wurde ihm ein Anteil an den Strafgeldern ſowie das Recht des Schafauftriebs und das der Errichtung eines Krugs und einer Mühle bewilligt. Jeder Anſiedler bekam in der Regel zwei oder drei Hufen, wofür er gewiſſe Abgaben und Dienſte zu leiſten hatte. Im dreizehnten Jahrhundert nahm die Beſiedelung der ſlawiſchen Länder einen neuen Anlauf nach dem Odergebiete hin. Die Anſiedler kamen diesmal meiſt aus den zuletzt beſiedelten Gegenden, deren Bevölkerung ſich alſo ſtark vermehrt haben mußte. Die ſlawiſchen Einwohner, welche die Kriege überlebt hatten, ließ man anfangs ruhig ſitzen wie bisher; nur wurden ſie mit Ausnahme ihres Adels unfrei und mußten dem Fürſten und dem Biſchof Abgaben und Zehnten entrichten. Dieſem Drucke zu entgehen, wanderten viele weiter nach Oſten, oder ſie wurden vertrieben, — dies letztere namentlich dann, wenn ſie ſich nicht bekehren ließen oder die Zehnten nicht gaben. Sie erhielten gewöhnlich nur die unfruchtbareren Gegenden; ihr Land wurde ſonſt überall durch Deutſche beſetzt. Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren Mecklenburg und Brandenburg ſo gut wie völlig germaniſiert. Slawiſche Namen aber (auf -in, -itz, -ow) und ſlawiſche Bauart (kenntlich an enger Zuſammenſcharung der Häuſer eines Dorfes ſtatt der germaniſchen Zerſtreuung) ſind noch vielfach unter deutſch ſprechender Bevölkerung erhalten geblieben, wo die Anſiedler Slawenreſte beſtehen ließen.

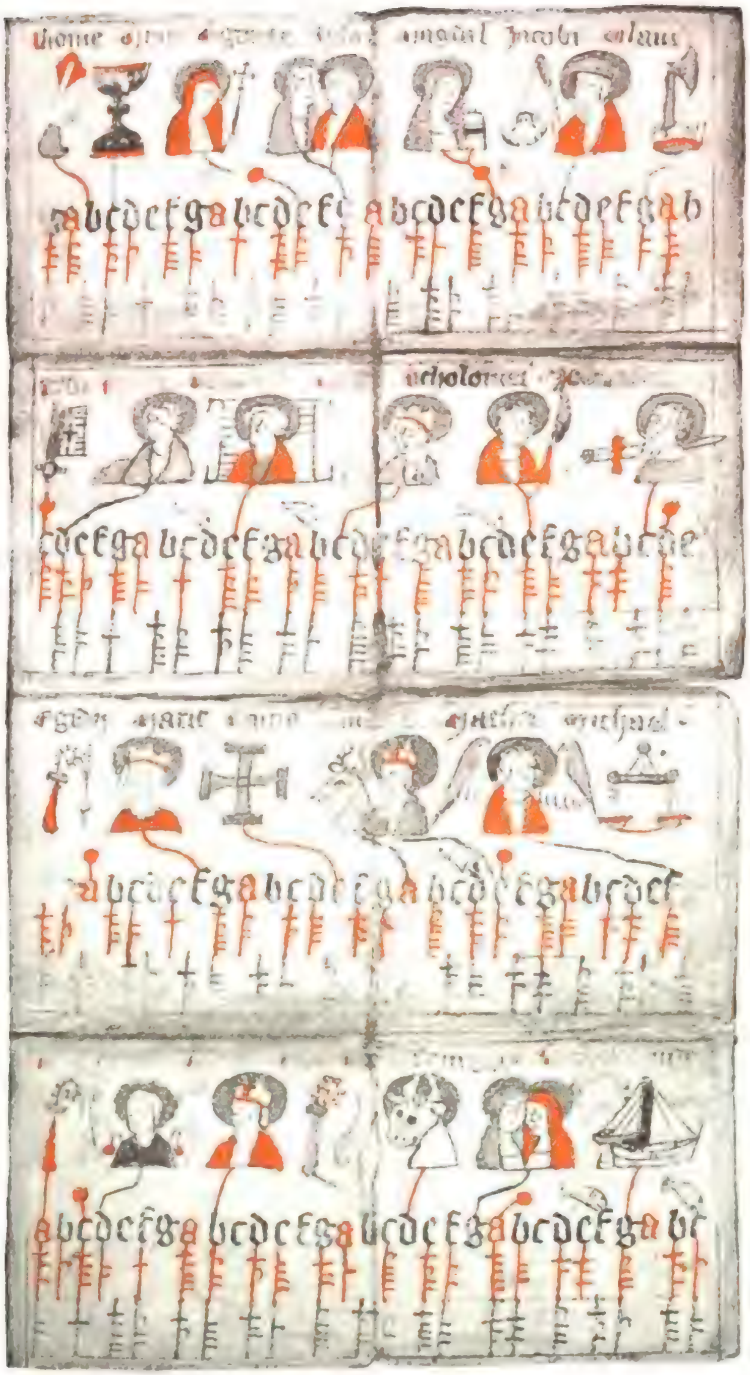
Erläuterung

zu dem

Faksimile eines handschriftlichen Bauernkalenders aus dem 13. Jahrhundert.

Nürnberg, German. National-Museum.

Die Zeichen umfassen die Monate Juli, August, September und Oktober. Die sieben Buchstaben a bis g bedeuten, mit dem Sonntage a beginnend, die sieben Wochentage. Die figürlichen Darstellungen zeigen die Heiligen, deren Fest an dem Tage, mit welchem sie durch eine Linie verbunden sind, gefeiert wird, oder Gegenstände, welche die Benennung der betreffenden Tage versinnbildlichen. Die runenartigen Zeichen, welche sich unter den Buchstaben in je zwei Reihen finden, beziehen sich auf Bauern-, Gesundheits- und Witterungsregeln, auf landwirtschaftliche Arbeiten und sonstige Verrichtungen und Geschäfte, die an bestimmten Tagen auszuführen sind oder auch nicht vorgenommen werden sollen. Ähnliche Kalender sind heute noch in deutschen Alpengegenden in Gebrauch, nur sind an Stelle der runenähnlichen Zeichen andere getreten.



Teil eines Bauernkalenders mit runenartigen Zeichen aus dem 15. Jahrhundert; auf Pergament.

Originalgröße. Nürnberg, Germaniſches National-Muſeum.

UNIV ITY

Schlesien, welches um 1160 durch Kaiser Friedrichs I. Vermittelung eigene Fürsten aus dem polnischen Hause der Piasten erhielt, gewann seitdem durch deutsche Ansiedler seinen jetzt weit überwiegenden germanischen Charakter. Die Ansiedelung begann hier 1175 mit der Gründung des Cistercienserklosters Leubus, auf dessen Gütern die deutschen Kolonisten durch den Herzog für immer vom polnischen Rechte befreit wurden. Neue Klöster und Dörfer, später auch Städte, erstanden in Menge, die alle deutsches Recht erhielten. Ihre Bewohner waren von Zoll und Kriegsdienst und von allen Frohnden, die den polnischen Bauer drückten, frei. Unter Rudolf I. kam Schlesien endlich ganz zum Deutschen Reiche.

Aber nicht nur in diesem östlichen oder „neuen", sondern auch im westlichen, „alten" Deutschland wurde mit den bereits (S. 91 und 64) erwähnten Besiedelungen fortgefahren. In die Zeit vom zehnten Jahrhundert an fällt namentlich die Entstehung der auf -burg endigenden Ortsnamen, welche andeuten, daß ein Teil der abhängigen Bevölkerung sich in der Nähe einer Burg ihres Grundherrn oder einer Pfalz des Königs niederließ. Es bildeten sich Gemeinden in strengerer Absonderung ihrer Marken aus, an deren Spitze ein Schultheiß (villicus) und mehrere (sieben) Schöffen (scabini) eine Art niederer Gerichtsbarkeit in Gemeindeangelegenheiten übten, „nicht aber das Recht, öffentliche Gerichtsversammlungen abzuhalten und Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen" besaßen.

Die jährliche Verteilung des Ackers (S. 26) bestand noch fort, wurde aber oft auf eine längere Zeit hin vorgenommen. Der Adel, der bisher auf Höfen gehaust hatte, die sich nach und nach zu Dörfern erweiterten, bereicherte sich durch den Dienst bei dem König und baute aus dem Lohne desselben Burgen, um sich sowohl gegen innere Feinde, wie gegen Einfälle der Magyaren, Slawen und Normannen zu schützen (der Name „Burg" kommt von „Bergen"). Ganz Deutschland überdeckte sich seit dem Ende des neunten, besonders aber im zehnten Jahrhundert mit Burgen; zu ihnen gehörten auch die Pfalzen des Königs, die sich über alle Reichsgebiete verteilten. Diese lagen teils für sich allein, wie Grona, die Dornburg an der Saale in Thüringen, meist aber in Städten wie in Kaiserslautern, Hagenau im Elsaß, Gelnhausen bei Kassel, Frankfurt am Main, Köln, Regensburg und anderen. Nächst den Königen waren den Herzogen die zahlreichsten Burgen zu eigen, von denen mehrere, wie z. B. Scheidungen in Thüringen und die Eresburg im alten Sachsenland, aus altgermanischer Zeit stammten. Diese Burgen waren weit einfacher gebaut als die jüngeren, weiter unten genauer zu beschreibenden Schlösser der sogenannten Ritterzeit; sie bestanden wohl meist nur aus einem Turme mit ummauertem Hofe und einem die Mauer umgebenden Graben. Um diesen herum lagen die Wohnungen der Burgleute, welche wieder von Wall, Graben und Pallisaden geschützt waren. In bergigen Landschaften baute man die Burgen mit Vorliebe auf Höhen und Felsen, in vielen Namen finden sich noch Anklänge daran. Ein Brunnen oder Cisterne, ein Verließ und eine Kapelle fehlten der Burg wohl nie und erinnern auch heute noch an die Zeit der Fehden und des frommen Glaubens. Einen andern Zweck als die dem Adel zur Wohnung dienenden Burgen im Innern des Reiches hatten indes die Festen, welche an den Grenzen zur Verteidigung derselben errichtet wurden und stets von Mannschaft besetzt waren.

Großen Burgen ähnlich waren die Städte, welche seit dem zehnten Jahrhundert eine neue Bedeutung gewannen. Bis dahin gab es in Deutschland kaum andere, als die aus der Römerzeit stammenden Städte an der Rhein- und Donaulinie, sowie westlich und südlich derselben, wie Köln, Trier, Mainz, Straßburg, Basel, Augsburg, Regensburg u. a. Die Bedürfnisse des Verkehrs und Handels bewirkten sowohl bei diesen älteren Orten, wie weiter östlich und nördlich im Reiche bei Burgen und Klöstern die Anlegung von Marktplätzen, deren Begründung ein königliches Recht war und vom König einem Herzog, Grafen, Bischof oder Kloster bewilligt wurde. Bald führte die Notwendigkeit der Verteidigung dazu, diese Marktplätze zu befestigen, oder wo schon eine Befestigung bestand, sie in dieselbe einzubeziehen. Wir haben bereits gesehen (S. 144), wie Klöster oft kleinen Städten glichen; durch weitere Ansiedelungen bei denselben wurden sie nun wirklich zu solchen, und von der Abhaltung der Märkte bei der Kirche erhielten dieselben die Bezeichnung „Messen". Ähnliches geschah

auch bei vielen Burgen, indem außerhalb ihrer Mauern eine „Unterſtadt“ entſtand, die man mit einer äußern Mauer umgab. Die Städte erhielten ebenfalls den Namen von „Burgen“, der vielen von ihnen geblieben iſt, und ihre Bewohner, die am Marktrechte teil hatten, wurden Bürger genannt. Wahrſcheinlich weil die Marktplätze der leichtern Zugäng-

Der „Roland“ zu Bremen. Architektur im Stil des 15. Jahrhunderts.

lichkeit wegen an Kreuzwegen lagen, wurden ihre Grenzen durch Kreuze bezeichnet und ein Kreuz in der Mitte aufgeſtellt, welches man das Weichbild, das heißt Bild des Wiks, Fleckens, (von vicus, οἶκος) nannte. An das Kreuz wurde, als Zeichen der das Marktrecht verleihenden Hand des Königs, ein Handſchuh oder ein Schwert gehängt oder beides; auch Fahne, Hut, Schild oder ein Buſch. Da lag es dann nahe, das Kreuz durch eine kriege-

riſche Figur zu erſetzen, die man, in Anknüpfung an die Überlieferung von Karl dem Großen und ſeinem Schildträger, den Roland nannte. Dieſes Bild, nach dem nun das geſamte Marktgebiet, das Weichbild des Ortes genannt wurde, zeigte (wie Rudolf Sohm ausführt) an, daß der Platz dasſelbe Recht hatte wie die Königsburg, daß er „für den König in Beſitz genommen war", daß er demzufolge denſelben Frieden, den Burgfrieden, hatte, wie das Haus des Königs, und daß ein Bruch dieſes Friedens ein ebenſo todeswürdiges Verbrechen war, wie derjenige des Königsfriedens. Auf dieſem Gedanken beruhte das Stadtrecht als ein die Stadt von dem Lande und von den Dörfern unterſcheidendes Recht. „Der befriedete Ort iſt nach deutſchem Recht ein Aſyl; er ſchützt gegen jede Gewaltthat, auch gegen die rechtmäßige", und iſt daher auch ein „befreiter" Ort, eine „Freiheit". Gegen einen Bürger konnte in Marktſachen nur vor dem Stadtgerichte geklagt werden; die Stadt war daher in dieſer Hinſicht vom Landgerichte unabhängig, nicht aber in der hohen, peinlichen Gerichtsbarkeit, welche in der Folge nur von einer Minderzahl der Städte, zumeiſt den ſogenannten Reichsſtädten, erworben worden iſt. Das von dem Schultheißen geleitete Stadtgericht war ein ſtändiges Marktgericht, und ſeine Beiſitzer waren die Grundbeſitzer im Weichbilde, das heißt die, denen ein Stück des Marktplatzes oder Weichbildes vom Marktherrn verliehen worden war. Das waren natürlich Kaufleute, und nur dieſe waren daher Bürger und Schöffen des Stadtgerichtes, und wenn ſie Hörige waren, wurden ſie durch Erwerbung von Grund und Boden in der Stadt frei. Die in ihren Mauern ſich anſiedelnden Handwerker hatten am Markte und daher auch am Stadtgerichte keinen Teil; ſie waren nur Schutzgenoſſen der Stadt, Hörige, und für ſie gab es in der Stadt ein Hofgericht; ſie konnten aber gleichwohl Bürger werden und hatten dann auch teil am Stadtrechte, vor welchem das Hofgericht mit der Zeit verſchwand. Das Recht des Kaufs und Verkaufs hatte der Marktherr, welchem es der König übertragen hatte; derſelbe konnte zu gewiſſer Zeit allein Wein, welcher eine hauptſächliche Ware, beſonders der rheiniſchen Städte war, auf den Markt bringen; er konnte auch im Widerſpruche mit dem Landrechte richten laſſen. Auf dieſen Einrichtungen beruhten die im elften und zwölften Jahrhundert den Städten ſo häufig erteilten Vorrechte.

Die mittelalterlichen Städte waren Komplexe von Wirtſchaften, und zwar anfangs vorwiegend von ländlichem Charakter, mit hölzernen Häuſern, Strohdächern, ungepflaſterten Straßen, die von ſchlechtgebauten Mauern und Thoren, oder auch nur von Erdwällen und hölzernen Plankenzäunen mit Durchgangsöffnungen darin umgeben waren. Es kam vor, daß das Bauen in den Städten (wie auch die Anlage von Burgen) während der Ernte unterbrochen werden mußte. Ihre Mauern umfaßten häufig noch Felder, Wieſen, Gärten und Weinberge; ſchlicht, ſtill und einförmig war noch das Leben in ihnen. Oft auch ſchloſſen ſie mehrere Bauerngemeinden in ſich, die dann anfangs noch ihre eigenen Behörden (Burmeiſter u. ſ. w.) behielten, aber allmählich durch die Bürger mit in das Stadtrecht hineingezogen wurden, ſo daß ihre Behörden dem Bürgermeiſter untergeben wurden und ſchließlich ganz verſchwanden. Neben dem Stadt- oder Marktgerichte aber ſetzte der Stadtherr für die Verwaltung des Warenverkehres den Stadtrat ein.

Viele Städte nun begaben ſich freiwillig unter den Schutz der Biſchöfe oder Äbte, um in Zeiten fürſtlicher Willkür nicht völlig allein da zu ſtehen. Wenn dann wieder kräftigere Kaiſer zur Herrſchaft kamen, ſo pflegten dieſelben, in dem Beſtreben die Macht der Fürſten zu ſchwächen, der Kirche bereitwillig all ihre erworbenen Rechte und den Kirchenfürſten die Freiheit ihrer Güter von fremder Gerichtsbarkeit zu beſtätigen; ja die geiſtlichen Herren erhielten ſogar die kaiſerliche Bewilligung unmittelbarer eigener Gerichtsbarkeit auf ihren Gebieten, ſowie das Recht der Münze, des Zolles, des Marktes und verſchiedener Abgaben in ihren Städten, ſo daß ſie nahezu unabhängige Reichsfürſten wurden, welche in den Augen der Krone den großen Vorteil hatten, nicht erblich zu ſein.

Die geiſtliche Herrſchaft in den Städten beförderte den Wohlſtand derſelben außerordentlich; denn im Mittelalter war „unter dem Krummſtabe gut wohnen", wenn man ſich ihm beugte. Die Abgaben und Dienſte, welche die freien Stadtbewohner dem geiſtlichen Herrn zu leiſten hatten, waren gering und nicht drückend, ja nicht einmal perſönliche, ſondern ge-

Ruinen der Kaiſerpfalz in Gelnhauſen; von Kaiſer Friedrich I. Barbaroſſa 1170 vollendet.

meinſame. Die Kaufleute von Straßburg z. B. verrichteten für ihren Biſchof Botendienſte und zwar auf ſeine Koſten.

Auch die Verhältniſſe der Handwerker verbeſſerten ſich; ſie leiſteten dem Stadtherrn nur noch eine gewiſſe Abgabe und bezogen im übrigen den Ertrag ihrer Arbeit, deren Wert durch ihren Wetteifer nur gewinnen konnte, für ſich ſelbſt. Aber auch die Abgabe beſtand gewöhnlich nur in dem Erzeugnis einer Arbeit, indem jede Innung dem geiſtlichen Hofe aus dem von dieſem erhaltenen Stoffe die Gegenſtände lieferte, welche ſie herſtellte. In Straßburg z. B. beſorgten die Kürſchner für den Biſchof die nötigen Felle und Pelze, die Schuſter die Lederfutterale, die Schmiede die Nägel u. ſ. w. Die Müller und Fiſcher mußten ihn auf dem Waſſer fahren Dagegen kamen auch Leiſtungen vor, welche mit dem Gewerbe der Pflichtigen nichts zu ſchaffen hatten, ja oft recht ſeltſam und widerwärtig waren. Die Weinwirte Straßburgs z. B. mußten auf Verlangen des Biſchofs die Aborte und Vorratskammern ſeiner Behauſung reinigen. Die „Kirchenhörigen“ aber, welche keine Innungen bildeten, waren zu noch weit läſtigeren und anhaltenderen Dienſten verpflichtet; auch fiel ihr Nachlaß an den Herrn, wenn ſie ohne Erben verſtarben.

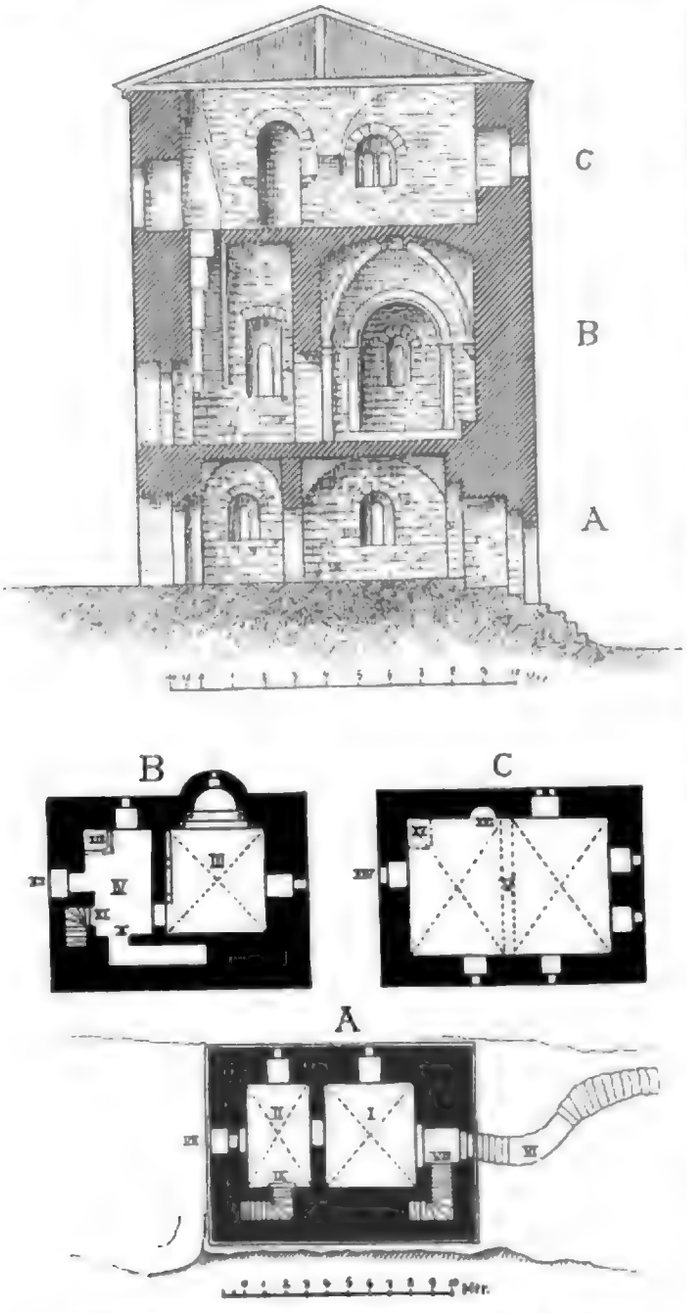
Die bedeutendſten Städte Deutſchlands waren am Ende des zehnten Jahrhunderts Aachen, das von Otto I. als erſte kaiſerliche Reſidenz diesſeit der Alpen erklärt worden war, die Erzbiſchofsſitze Mainz, Köln und Trier, Magdeburg im Norden und die Biſchofsſtadt Regensburg im Süden. Neben ihnen hatten als Pfalzen einen hervorragenden Namen Augsburg, Merſeburg, Gelnhauſen, Grona, Werla; als befeſtigte Orte Hamburg, Hildesheim und andere.

Die Städte und ihre Bürger hoben ſich namentlich durch den Handel. In den Rheinlanden lag derſelbe meiſt in den Händen der Juden, die nicht nur von ſeiten der Könige, ſondern ſelbſt von den Biſchöfen mit Vorrechten beſchenkt wurden, deren Verfolgungen aber bereits 1012 mit ihrer Vertreibung aus Mainz begannen. Seitdem der Handel der Städter emporkam, verlegten ſich die Juden immer mehr und mehr auf Zinsgeſchäfte, welche den Chriſten, freilich vielfach ohne Erfolg, kirchlich verboten waren. Heinrich IV. ſtellte 1103 die Juden unter den Frieden des Königs; Friedrich I. nahm ſie 1157 unter den Schutz der königlichen Kammer auf, und Friedrich II. bezeichnete ſie 1236 als Kammerknechte des Reiches. Letztere Kaiſer ſtellten ſie zugleich unter einen vom König ernannten Judenbiſchof. Sie durften freies chriſtliches Geſinde und heidniſche Sklaven halten.

Am Rheine blühte in der Folgezeit der Handel mit England; im Süden, namentlich in Augsburg, mit Italien; in Regensburg mit dem Orient; in Magdeburg mit den Slawen; Bremen und andere Orte ſtanden in lebhaftem Handelsverkehr mit den ſkandinaviſchen Ländern. Bamberg wurde durch Heinrich II. machtvoll gehoben, Speier durch Konrad II., Goslar durch Heinrich III. Die beiden letzteren Kaiſer und viele Biſchöfe, beſonders der verdiente Benno von Osnabrück, vorher Vorſteher der Domſchule zu Hildesheim, unternahmen großartige Bauten von Paläſten, beſonders aber von Kirchen, wobei das niedere Volk Frohndienſte zu leiſten hatte. Der häufigen Brände wegen verließ man allmählich den Holzbau. Denn oft brannten damals ganze und halbe Städte ab, ſo Mainz, Regensburg und Hildesheim im Jahre 1046, Regensburg, Paſſau, Eichſtädt, Augsburg, Brixen und Köln im Jahre 1132: Brände der Kirchen waren damals allenthalben an der Tagesordnung. Man wandte ſich fortan dem koſtſpieligen, aber ſicheren Steinbau zu.

Als die beiden Mächte des abendländiſchen Reiches, Kaiſer und Papſt, im elften Jahrhundert ſich entzweiten, ſchwand indes auch für die Städte das Glück, deſſen ſie unter dem Krummſtabe genoſſen hatten, dahin. Die Biſchöfe traten zu großem Teile, zeitweiſe faſt alle, auf die Seite Roms; die Städter aber lernten ſich als Deutſche fühlen und ſtanden zu ihrem Könige. Ihr Wohlſtand hatte ſo zugenommen, daß ſie der geiſtlichen Förderung nicht mehr bedurften. Die Ortſchaften wuchſen raſch; um die älteſten Teile (Altſtädte) reihten ſich neuere (Neuſtädte). Jüngere Söhne der Edelleute, Bauern und Hörige ließen ſich darin nieder; ſie alle lernten erkennen, daß nur die eigene Arbeit ſie frei machen und vorwärts bringen konnte. Die Innungen der Bürger ſandten daher ihre wehrhaften Mannen dem deutſchen Könige gegen ſeine Feinde zu Hilfe, und der König lohnte es ihnen mit Rechten und Freiheiten. Die Freien unter den Bürgern, dem Kerne nach Kaufleute, aber ſuchten Anteil an der Regierung. Die Handwerker und Unfreien ſtrebten nach voller perſönlicher Freiheit, die ihnen der Hauptſache nach am Anfange des zwölften Jahrhunderts gewährt wurde; zu dieſer Zeit entſtanden auch die Handwerkerverbindungen, voran die der Weber, von denen oft eigene Kaufhäuſer und Kirchen errichtet wurden, und die ſich überraſchend entwickelten. Kaiſer Friedrich I. (der Rotbart) befreite alle Städter vom Beſthaupt und Gewandrecht, das heißt von dem den Biſchöfen und Fürſtäbten zuſtehenden Rechte auf das beſte Stück Vieh oder das beſte Gewand der Verſtorbenen. Die Städte empfingen eigene Gerichtsbarkeit, und die Handwerker hielten ihre Zünfte gegenüber allen Verſuchen der Unterdrückung, die ſich im dreizehnten Jahrhundert häuften, aufrecht. Wie einſt das Verhältnis zur Kirche die Bürger wohlhabend gemacht, ſo brachte jetzt dasjenige zum Reiche ihnen Reichtum. Der nunmehr meiſt von den herrſchenden Geſchlechtern gewählte Stadtrat verſtärkte ſich; ein engerer Ausſchuß, meiſt von zwölf Gliedern, der „kleine Rat“ beſorgte mit den jährlich wechſelnden Bürgermeiſtern die dringenderen Geſchäfte und berichtete darüber an den weitern, den „großen Rat“, der aus 100, 200 oder 300 Mitgliedern beſtand und die eigentliche Regierung, auch das oberſte Gericht der Stadt bildete, indem er das frühere Stadtgericht von ſich abhängig machte oder es ſelbſt übernahm. Natürlich waltete in den einzelnen Städten eine weſentlich verſchiedene Verteilung der Befugniſſe. Nach Magdeburger Recht ernannten die Bürgermeiſter (lateiniſch „Konſuln“ genannt) ihre Nach-

Ein Kaufmann.
Aus der Abtiſſin Herrad von Landsperg „Luſtgarten“; um 1165—1175.



Der Bergfrit von Burg Trifels. Durchſchnitt und Grundriß.

Die Burg liegt bei Annweiler, einem Städtchen der Rheinpfalz, auf dem 566 Meter hohen Sonnenberg, ſie wurde gegründet unter den ſaliſchen Kaiſern, von denen Heinrich IV. und V. oft hier weilten. Friedrich I. baute den Pallas mit einem prächtigen Marmorſaal, der im 16. Jahrhundert bis auf die Grundmauern zerſtört worden iſt. Von 1126—1275 wurden die Reichskleinodien auf Trifels aufbewahrt; von hier zog Kaiſer Heinrich VI. im Jahre 1194 nach Apulien und Richard Löwenherz von England wurde auf dem Trifels gefangen gehalten. Der Turm ſteht auf einem den Berg krönenden Felsblock, ſo daß der Haupteingang (VI) etwa 7 Meter über der Fläche des Gipfels liegt, von der eine Treppe zu ihm hinaufführt. A. Erdgeſchoß: I. Eingangshalle. II. Wachtſtube. VI. Hauptportal. VII. In den Pallas führende Verbindungspforte. IX. In der Mauer liegende Treppen zum erſten Stockwerke. B. Erſtes Stockwerk: III. Kapelle mit einer halbrunden Niſche. IV. Wachtſtube. X—XI. Pforten zu den Treppen. XII. Thür zum Pallas. XIII. Kamin. C. Zweites Stockwerk: V. Saal. XIV. Thür zum Pallas. XV. Kamin. XVI. Niſche. (Nach Naeher.)

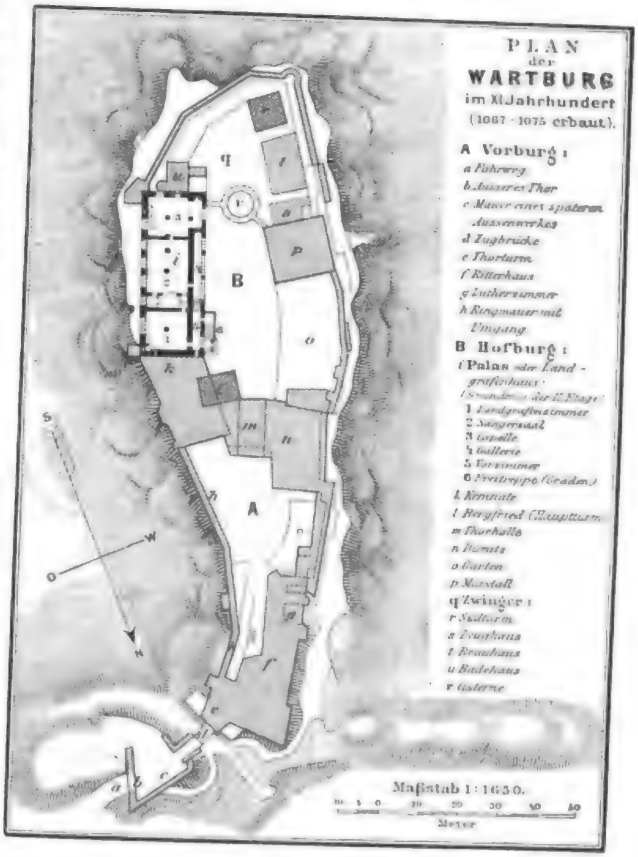
folger ſelbſt. Als die erſte unter den deutſchen Städten galt damals allgemein Köln, mit welchem zunächſt die geiſtlichen Städte Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Salzburg und Paſſau wetteiferten; außerhalb des Rheinlandes ſchwangen ſich in Schwaben Augsburg und Ulm, in Baiern Regensburg, in Franken Nürnberg, in Sachſen Magdeburg und Goslar empor. Doch verkamen und verſchwanden auch ehedem vielgenannte Städte, z. B. Tribur bei Mainz (zuletzt 1119 genannt). Andererſeits bauten Fürſten mit Beihilfe von Kaufleuten neue kleine Städte, ſo z. B. die Zähringer 1120 Freiburg im Breisgau und gegen Ende des Jahrhunderts im burgundiſchen Üchtlande Freiburg und Bern. Um die Burgen der Fürſten erwuchſen nun Städte ebenſo häufig, wie früher um Königspfalzen und Kirchen. So entſtanden in Baiern München und im dreizehnten Jahrhundert Landshut, Straubing, Neuſtadt und andere.

Die Rechtsſatzungen älterer Städte, urſprünglich im Gewohnheitsrecht beruhend, aber im Laufe der Zeit aufgezeichnet, wurden häufig auf Städte neuer Gründung übertragen. Man begann auch, obſchon für die Städter der Name „Burger“ oder „Bürger“ ſich erhielt, zwiſchen Städten und Burgen zu unterſcheiden; — dieſe, teils als prächtige Fürſtenſitze angelegt, teils als Wohnſtätten der adligen Herren erbaut, teils auch bloß für Kriegsmannſchaften des Adels berechnet, vermehrten ſich weiter, und nicht wenige davon wurden bald als Raubburgen ſowohl den Bürgern wie den Bauern gefährlich. Damals entſtanden Trifels und Drachenfels am Rhein, die Wartburg und der Kyffhäuſer in Thüringen.

Eine eigenartige Entwickelung machten die deutſchen Städte auf ſlawiſchem Boden durch. Slawiſche Dörfer und Städtchen wurden von Deutſchen bezogen, nach deutſcher Art befeſtigt; ſie erhielten deutſches Recht und

Freiheit von den Abgaben, welche nur die Slawen zu entrichten hatten. Meiſt zogen die benachteiligten Slawen aus und ſiedelten ſich anderswo an, und der Name des deutſch gewordenen Ortes wurde germaniſiert. Aus zwei ſolchen Orten, Köln (ſlawiſch Kolne = Pfahlſtadt) und Berlin (ſlawiſch = Platz am Flußkeſſel), welche um 1230—40 entſtanden, iſt ſeit 1307 die vereinigte Stadt Berlin, die jetzige Kaiſerſtadt, erwachſen.

Die überwiegende Mehrzahl der deutſchen Bevölkerung wohnte indeſſen außerhalb der Burgen und Städte auf dem Lande und nährte ſich von Ackerbau und Viehzucht. Das urbare Land nahm zu, der Wald ab. Langſam verbeſſerte ſich der Pflug, der mit Eiſen beſchlagen wurde. Die Getreidearten vermehrten ſich um den Weizen; Flachs-, Gewürzkräuter-, Blumen- und Obſtbau erfuhren fortſchreitende Pflege zum Teil durch Einführung neuer Arten. Der Weinbau war damals viel weiter verbreitet als heutzutage und ward beſonders von den Klöſtern eifrig betrieben. Auch die Pferde ſcheinen in weiteren Kreiſen gezüchtet worden zu ſein; bei dem Mangel an Wegen und deren ſchlechter Beſchaffenheit waren ſie das einzige Fortbewegungsmittel für weitere Strecken und beinahe jedermann ritt, ſelbſt Mönche und Frauen. Das Rindvieh blieb faſt ununterbrochen auf der Weide, die Kühe ſpannte man nicht ein; man gebrauchte ſie beinahe ausſchließlich zur Milcherzeugung; die Ochſen verwendete man mehr zum Wagenziehen als zur Nahrung, zu welcher vorwiegend das Schaf diente, deſſen Fell vielfach auch zur Kleidung benutzt wurde. Die Bereitung und der Gebrauch der Butter wurden erſt im fünfzehnten Jahrhundert häufiger; den Käſe dagegen kannte man früher ſchon. Schweine und Geflügel wurden zum Schlachten überall gezogen. Bienenzucht war ſehr beliebt und verbreitet. Die Jagd, ein Hauptvergnügen des Adels und der höhern Geiſtlichkeit (von der Kirche freilich nur ungern geſehen) ward von den Königen verliehen. Den Unfreien war ſie nur auf reißende Tiere geſtattet, von denen die Wölfe bis in die Nähe der Städte, ja bisweilen in dieſe hineinkamen, ehe ſie noch vollſtändiger befeſtigt waren. Die Faſtengebote begünſtigten die Fiſcherei und die Anlage vieler Fiſchteiche.



Der günſtige Zuſtand der Landwirtſchaft wurde jedoch durch mancherlei Druck getrübt, welchen die Großen auf die Kleinen ausübten, namentlich auch dadurch daß ſie deren Güter aufkauften oder ſonſtwie erwarben. Fromme Schenkungen vergrößerten die Beſitzungen der Kirche ganz außerordentlich. —

Die Wartburg in Thüringen.

Unter den ſächſiſchen Königen begann der Bergbau im Harz, bald darauf auch im Erz- und im Rieſengebirge. Im zwölften Jahrhundert hatte er bereits hohe Bedeutung für die deutſche Volkswirtſchaft; er wurde als Monopol von den Herren ſelbſt betrieben oder an Bergleute verliehen, die ſich zu Genoſſenſchaften mit ſelbſtändigem Betriebe zu vereinigen ſuchten. Solche bildeten ſchon früher zur Gewinnung des Salzes die „Pfännerſchaften“ der Salinen in Salzburg, im Salzkammergut, in Schwäbiſch-Hall und vielen anderen Orten, namentlich in Sachſen (Halle). Herren und Klöſter waren eifrig beſtrebt, Teilhaber derſelben zu werden. Die Könige und ſpäter die Fürſten beanſpruchten jedoch die Salzgewinnung als Regal.

Die Ausdehnung des Betriebs der Gewerbe zeigte uns ſchon der Kloſterplan von St. Gallen (S. 144). Die vielen Fehden und Kriege begünſtigten beſonders das Metalle und Leder verarbeitende Handwerk, deſſen Betrieb, Sache der Hörigen und Leibeigenen, in den Familien meiſt erblich war. Glas und dergleichen wurde bereits durch fabrikartige Einrichtungen gewonnen; Bier braute man ſelbſt in den Häuſern; auch die Hausgeräte verfertigten ſich die Leute zu ihrem eigenen Gebrauche ſelbſt, und die Frauen, die von hohem Stande nicht ausgenommen, ſorgten in emſiger häuslicher Thätigkeit durch Spinnen, Weben, Nähen und Sticken für die einzelnen Beſtandteile der Kleidung.

Von einem Handel, der mehr als die täglichen und gewöhnlichen Bedürfniſſe umfaßte, war nicht die Rede, ehe die Städte ſich nicht noch ganz anders ausgeſtaltet hatten (S. 207). Doch befanden ſich ſchon zu Ende des zehnten Jahrhunderts deutſche Kaufleute in England, und der Handelsweg über die Alpen belebte ſich bedeutend. Auch die Schiffahrt auf dem Rhein und der Donau, und ſeit den Erfolgen gegen die Slawen auch auf Elbe und Oder ward lebhaft betrieben.

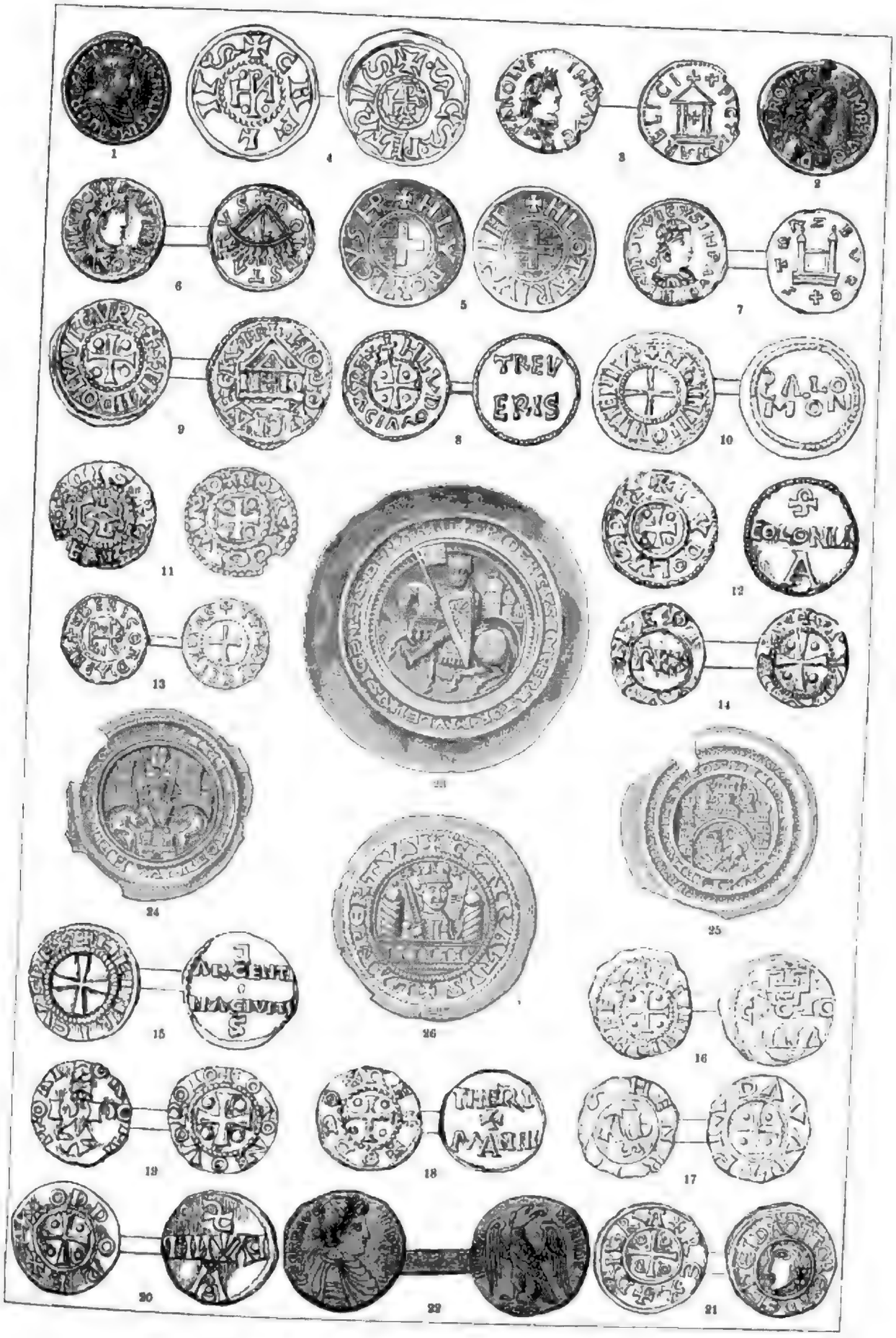
Bares Geld war ſelten; man zahlte Abgaben, Bußen und Waren meiſt in Naturerzeugniſſen. Seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts aber mehrte ſich das Geld. Beſonders durch die Tribute der beſiegten Dänen, Normannen, Slawen, Italiener und durch die Entwickelung des Bergbaues auf edle Metalle ward es allgemein verbreitet, ſo daß um das Jahr 1000 Deutſchland bereits reich an gemünztem Gelde war. Vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert wurden keine Goldmünzen geprägt, ſondern nur Silberdenare, die man bei

Digitized by Google

Erläuterung zu der Tafel:

Münzen deutſcher Könige und Kaiſer des Mittelalters.

1. Denar von Karl dem Großen. Umſchrift: † DomiNus KARLVS JMPerator AVGustus REX Francae ET Langobardorum. Im Felde das Bild des Kaiſers. Silber. (Gezeichnet von C. L. Becker.)
2. Denar von Karl dem Großen. Umſchrift unter dem Bruſtbilde beginnend: Dominus KAROLVS IMPerator AVGustus. Silber. (Gezeichnet von C. L. Becker.)
3. Denar von Karl dem Großen. Umſchrift: KAROLVS IMP AVG M (das Zeichen für den Prägeort: Mailand); im Felde das Bildnis des Kaiſers mit dem Lorbeerkranz. Rückſeite: † XPICTIANA (christiana) RELIGIO; im Felde ein Kirchengebäude mit einem Kreuz auf dem Dache und im Portal. Silber.
4. Gemeinſame Münze von Karl dem Großen und Papſt Leo III., Denar, Umſchrift: CARLVS im Felde Monogramm für IMPERATOR; Rückſeite: SCS (Sanctus) PETRVS; im Felde als Monogramm: LEO PAPA. Silber.
5. Gemeinſame Münze Ludwig des Frommen und ſeines Sohnes Lothar als Mitregenten. Vſ. † HLVDOVICVS IMP. Rſ. † HLOTARIVS IMP. (Nach Lappe.)
6. Münze Ludwigs des Frommen. Umſchrift: HLVDOVVICVS IHPAVG (IMPERATOR AVGUSTUS), lorbeerbekränztes Bruſtbild. Rückſeite: † DORESTATVS (Münzſtätte Dürſtadt), Schiff mit Rudern. (Ebd.)
7. Münze Ludwigs des Frommen. Vorderſ. wie bei der vorhergehenden Münze. Rſ. Kirche oder Portal mit der Umſchrift: † STRAZBVRG. (Ebd.)
8. Münze von Ludwig dem Deutſchen. Vſ. Umſchrift: † HLVDOVVICVS REX, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln; Rſ. TREVERIS (Münzſtätte Trier) in zwei Zeilen. (Ebd.)
9. Münze von Ludwig dem Kinde. Vſ. Umſchrift: † HIIIDOIVVICV RE †, im Felde ein Kreuz, eine Kugel in jedem Winkel desſelben. Rſ. Umſchrift: MOGONCIAE (Mainz) CIVIT †, im Felde ein Kirchengebäude. (Ebd.)
10. Münze von Ludwig dem Kinde. Vſ. † NHLVIIOVVIC PIVS, im Felde ein Kreuz. Rſ. SA.LO MON, wahrſcheinlich der Name derjenigen geiſtlichen Perſon, welche in des Königs Namen dieſe Münze prägen ließ. (Ebd.)
11. Münze von Karl dem Dicken. Vſ. Umſchrift: † DIRIGA RE †, im Felde Karls Monogramm; Rſ. † DORVCCTA (Dorusta) MO (Moneta), im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln. (Ebd.)
12. Münze von Karl dem Dicken. Umſchrift: † KVROLVS REX, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; auf der Rückſeite S (Sancta) COLONIA A. (Ebd.)
13. Münze von Ludwig III. Vſ. Umſchrift: MISERICORDIA DI REX, im Felde LVDOVICVS als Monogramm; Rſ. † TVRONES CIVITAS, im Felde ein Kreuz. (Ebd.)
14. Münze Heinrichs I. Vſ. Umſchrift: HENRICVS, im Felde REX. Rſ. im Felde ein Kreuz, Umſchrift: † ... DVNV. (Ebd.)
15. Münze Heinrichs I. Vſ. Umſchrift: † HEINRICVS REX, im Felde ein Kreuz; Rſ. im Felde ARGENTINA CIVITS in zwei Zeilen; darüber ein verkehrt ſtehendes eckiges C, dazwiſchen eine kleine Kugel, darunter ein S. (Ebd.)
16. Münze Heinrichs II. Vſ. † HEINRIO IMP REX (Königstitel dem Kaiſertitel nachſtehend); im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. Rſ. in drei Reihen SCA (Sancta) COLO NIA. (Ebd.)
17. Münze Heinrichs II. Vſ. HENRICVS; im Felde A und Ω, oben ein Dreieck, unten ein liegendes S. Rſ. DAVANTRIA (Prägort Deventer in der niederländiſchen Provinz Over-Yſſel); im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. (Ebd.)
18. Münze von Kaiſer Otto I. Vſ. ODDO REX, im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rſ. in zwei Linien, zwiſchen denen ein Kreuz, THERTMANNI (Dortmund). (Ebd.)
19. Münze von Kaiſer Otto I. Vſ. im Felde ODDO und mit dieſem ein Kreuz bildend von oben nach unten RE-X; in den vier Zwiſchenräumen die Umſchrift IM-PR-AT-OR; Rſ. Umſchrift: † oTRoREoVoRoIo (= Treveri, Trier), im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. (Ebd.)
20. Münze von Kaiſer Otto I. Vſ. Umſchrift: ODDO REX, im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rſ. in verkehrt geſtellter Schrift: RENVAD, darüber S, darunter A (= St. Reinvald, der Schutzpatron von Dortmund war). (Ebd.)
21. Münze von Otto III. und Adelheid. Vſ. Umſchrift: † D-IGR-A † REX; im X vorn und unten ein Kügelchen; im Felde ein Kreuz, in deſſen erſtem Winkel ein O mit einem Kügelchen darunter, im zweiten ein D, im dritten ein O mit zwei Kügelchen darunter, im vierten ein D. Auf der Rückſ. ein gekrönter Kopf; Umſchrift: OTTO REX ADELhEIDA. (Ebd.)
22. Denar von Kaiſer Friedrich II. (Nach Seroux d'Agincourt.)
23. Brakteat mit dem Reiterbildnis von Friedrich Barbaroſſa. (Nach dem Exemplar des Königl. Münz-Cab. zu Berlin, gezeichnet von C. L. Becker.)
24. 25. Zwei Brakteaten von Heinrich dem Löwen (Silber). Die Umſchrift beider ergiebt † HEINRICVS LEO DVX. Die übrigen Buchſtaben ſind bedeutungslos und nur zur Raumfüllung vorhanden. (Ebd.)
26. Brakteat von Konrad III. Umſchrift: † CVNRATVS † LAMPERTVS (Lampert iſt entweder der Münzmeiſter oder ein Abt von Helmſtädt). Neben dem Kopfe REX. Bruſtbild des Kaiſers, unbärtig, gekrönt und geharniſcht; in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Fahne. Dargeſtellt über einer Säulenſtellung zwiſchen zwei Türmen. Silber. (Ebd.)



Münzen deutscher Könige und Kaiser des Mittelalters.

Digitized by Google

größeren Zahlungen weg, nicht zählte. Seit dieser Zeit nahmen die früher nur dem Könige zustehenden Münzgerechtsame in der Hand der Großen zu; sie überwogen die königlichen immer mehr. Den Herzogen, Bischöfen und Äbten folgten in diesem Rechte durch königliche Gunst seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts auch die Grafen. Die Münzstätten fielen meist mit den Marktplätzen an den Land- und Wasserstraßen zusammen; Markt- und Münzrecht wurde Herren oder Städten oft gleichzeitig bewilligt.

Die alte deutsche Münze, das Pfund (S. 79 und 109), geteilt in zwanzig Schillinge (solidi) zu zwölf Pfennigen (denarii), in Baiern aber in acht Schillinge zu dreißig Pfennigen, war, solange die Pfennige aus reinem Silber geschlagen wurden, auch in der That einem Pfunde Silber gleich, also nach heutigem Gelde etwa achtzig Mark, ein damaliger Pfennig (Denar) also $33\frac{1}{3}$ unserer heutigen Pfennige wert. Je häufiger aber das Münzrecht an geistliche wie weltliche Herren und an Städte verliehen wurde, desto mehr verschlechterten sich die Pfennige, und so ging auch das Münzpfund tief im Werte herab. In Köln, der damals bedeutendsten deutschen Stadt, hieß seit 1024 die Hälfte des Pfundes „Mark“; sie war in 12 Schillinge zu 12 Pfennigen geteilt. Allein zu Ende des zwölften Jahrhunderts war das Münzpfund (240 Denare) bereits auf den Wert einer kölnischen Mark (144 Denare) gesunken. Man nimmt an, daß für eine damalige Mark (48 Mark heutigen Geldes) über dreihundertmal so viel zu kaufen war als für eine jetzige Reichsmark. Im Mittelalter, besonders im zwölften Jahrhundert, wurden dann die Brakteaten, einseitig geprägte Gold- und Silberblechstücke, beliebt. Sie hatten verschiedene Größen bis zu der eines Thalers. Es gab auch Halbbrakteaten, das heißt doppelseitig geprägte Bleche, denen es jedoch an Deutlichkeit fehlte, so daß man den Versuch machte, das Bild erhaben und die Schrift vertieft zu prägen, was aber bald wieder aufgegeben wurde. Im vierzehnten Jahrhundert wichen die Brakteaten indes nach und nach den schon früher üblichen, doppelseitig geprägten Münzen, die man wegen ihrer Dicke „Groschen“ (grossi, französisch gros) oder auch „Dicke“ nannte. Die auf den Münzen geprägten Bildnisse der Kaiser, Könige und Landesherren machten lange Zeit keinen Anspruch auf Ähnlichkeit und sind bei derselben Persönlichkeit oft sehr verschiedene. Auch die Inschriften sind meist sehr nachlässig und oft fehler- und mangelhaft angebracht.

Die älteste Münze mit deutscher Aufschrift.

Brakteat von Albrechts des Bären Sohn Otto I. Markgraf von Brandenburg (1170 bis 1184) Silber. Umschrift: MARCGRAVE.OTTO Im Felde der gewappnete Markgraf mit Fahne und Schild Originalgröße Berlin, kgl. Münz-Kabinett.

Von falschen Münzen wimmelte es in jener Zeit. Münzpächter mißbrauchten ihr Amt sehr häufig, und auch Privatpersonen verfertigten falsches Geld. Nach sächsischem Rechte verfielen Falschmünzer der Todesstrafe: sie wurden in einer eisernen Kufe in Öl gesiedet. Wer falsches Geld ausgab, verlor die Hand und bei großen Beträgen das Leben, und alle traf überdies noch der Kirchenbann. Aber selbst Könige, Fürsten und Städte beteiligten sich an der Falschmünzerei, indem sie ihr Geld bis zur völligen Wertlosigkeit immer schlechter münzten, oder sich gar eines fremden Stempels bedienten.

Die Nachrichten über die Preise der Dinge sind vielfach unklar. Das Pfund Fleisch oder Käse kostete fast dreimal so viel als das Pfund Brot. In Nordhausen kostete 1220 die Mandel Eier 2 Denare oder Pfennige, ein Huhn ebensoviel, eine Mandel Heringe nur 1 Pfennig. In Baiern galt um 1130 ein Ochse 40 Denare; und so ließen sich noch viele Preise anführen, jedoch nur mit Münznamen, deren Wert und Verhältnis zu den heutigen Preisen indessen völlig unsicher ist. Die österreichischen Herzoge suchten in ihren Landen die Einheit von Maß und Gewicht zwar einzuführen, allein ohne Erfolg.

Mit dem Markt- und Münzrechte wurde auch das Zollrecht immer häufiger an die Fürsten verliehen, eigenmächtige Erhöhungen des Zolles jedoch verbot ihnen der Mainzer Landfriede vom Jahre 1235. Es blieb dabei, daß Zollverleihungen nur durch das Reich stattfinden durften. Daß indes die verschiedenen Zollberechtigten sich gegenseitig möglichst viel Verdruß bereiteten, ist wohl selbstverständlich.

Der Unterſchied der Stände wurde ſeit dem Übergang vom neunten ins zehnte Jahrhundert ausſchließlich durch das Feudal- oder Lehnsweſen beſtimmt. Es war ein förmlicher Drang der Mächtigen, alle Lebensverhältniſſe in dasſelbe hineinzuziehen und es auch im rechtsrheiniſchen Deutſchland, wo es vorher nur wenig verbreitet war, herrſchend zu machen. „In dieſen unruhigen Zeiten (ſagt Heinrich Gerdes) traten viele minder mächtige Leute freiwillig in den Schutz eines Lehnsherrn, da ſie dadurch gegen die Anfeindungen eines übermächtigen Nachbars größere Sicherheit gewannen; ſie verbeſſerten dabei gegen den Verluſt der Selbſtändigkeit ihren Beſitzſtand, da die Lehnsherren ihnen ihren Grundbeſitz bei der Umwandlung desſelben in ein Lehn zu vergrößern pflegten. Viele willigten indes in den Verluſt ihrer vollen Freiheit nur mit dem äußerſten Widerſtreben; daher erzwangen die Großen den Eintritt in das Lehnsverhältnis oft auch mit gewaltſamen oder unredlichen Mitteln.“ ... „Die Mächtigen und Reichen wurden angeſehene Vaſſallen eines größern Herrn, die minder Begüterten erhielten die Stellung von Dienſtmannen oder Miniſterialen des hohen Adels oder der Kirche, die Schwächeren traten mit ihrem Beſitz zu einem adeligen Herrn oder zu der Kirche in ein Schutzverhältnis, indem ſie ihr bisheriges freies Eigentum in Zinsgut umwandelten.“ Die Deutſchen wurden ſeitdem weit mehr den einzelnen Lehnsherren, als dem König und dem geſamten Lande Treue ſchuldig.

„Die Übernahme eines Lehensverhältniſſes geſchah durch die Huldigung, wobei der Vaſſall (deutſch: „Mann“) nach Ablegung des Rittergürtels, des Schwertes und der Kopfbedeckung niederkniete und ſeine Hände in die des Lehnsherrn („Herrn“) oder auf das Evangelium und auf Reliquien legte und ihm Treue ſchwur.“ — „Die Belehnung erfolgte meiſt ſinnbildlich durch Überreichung einer Handvoll Erde, eines Raſenſtückes, eines Baumzweiges und dergleichen von dem betreffenden Grundſtücke oder der Abzeichen des betreffenden Amtes.“ Der Vaſſall hatte die Pflicht, den Lehnsherrn aus jeder Gefahr zu befreien, ihn und die Seinigen gegen jedes Unheil zu ſchützen, für ihn als Geiſel oder Bürge zu dienen, ihn aus der Gefangenſchaft zu löſen, ihn bei der Schwertleite ſeines älteſten Sohnes und der Hochzeit ſeiner älteſten Tochter zu beſchenken u. ſ. w. Ähnlicherweiſe war der Lehnsherr gehalten, den Vaſſallen gegen jedes Unrecht zu ſchützen, ihn väterlich zu behandeln und gerecht zu richten. Der ſich verletzt glaubende Vaſſall konnte ſich bei dem Obern ſeines Herrn beklagen, und wenn er hier kein Recht fand, zur Fehde greifen. Am Ende des zehnten Jahrhunderts begannen die Oberherren von den Erben ihrer Dienſtmannen eine Abgabe zu verlangen, die bei größeren Grundſtücken in einer Geldſumme, bei kleineren in einem Tier oder einer Sache, z. B. einem Pferd oder einem Hirſch, einem goldenen Sporn und dergleichen beſtand. Der Mann folgte nach dem Tode ſeines Herrn deſſen Rechtsnachfolger, und wenn dies mehrere waren, folgte er dem, den der Oberlehnsherr beſtimmte. Er brauchte aber nur einem Heerſchildgenoſſen ſeines Herrn zu folgen, und auch nur, wenn dieſer mündig war. Einem unwürdigen Lehnsherrn gegenüber ruhten die Lehndienſte. Seit dem zwölften Jahrhundert konnten die Lehen auch durch wirkliche Erbfolge erworben werden. Gegenſtand des Lehens konnte jeder Beſitz ſein, von einem Herzogtum herab bis zu einem Stück Acker, ſowie jedes Recht, vom Zoll- und Münzrecht bis zum Anſpruch auf eine kleine Dienſtleiſtung. Von der Verleihung auf wenige Jahre ſchritt man allmählich bis zur Lebenslänglichkeit der Lehen und ſpäter, im elften Jahrhundert, wie erwähnt, auch zu ihrer Erblichkeit fort. Die Kaiſer verhielten ſich gegenüber dieſer Entwickelung ſehr ſchwankend. Während Konrad II. (S. 166) ſie als ein Gegengewicht gegen die Fürſten begünſtigte, ſuchte Heinrich IV. ſie im Intereſſe der Ordnung einzuſchränken; — beides war erfolglos. Trotzdem gab es fortwährend einzelne Geſchlechter, die der Gemeinfreien, welche ſich außerhalb des Lehnsverbandes zu erhalten wußten. Übrigens hat derſelbe ungemein viel dazu beigetragen, die Landeskultur zu verbeſſern, — was ja im Intereſſe

anzutretende Heerfahrt ſeinem Vaſſallen an. Derſelbe iſt vom Scheitel bis zur Sohle gepanzert und trägt ein gelbes Oberkleid. — Die beiden unteren Gruppen werden durch einen zwiſchen ihnen fließenden Strom, die Saale, getrennt. Auf der einen Seite desſelben gelobt ein Ritter ſeinem Lehnsherrn nach ſechs Wochen ins Feld zu ziehen, und auf der andern Seite ſieht man bereits den Kampf gegen Wenden, Böhmen und Polen, die mit blutigen Köpfen vor den bluttriefenden Schwertern der Ritter fliehen. Die Panzer ſind von Eiſendraht geflochten und mit einer Kapuze verſehen, die, wie das Bild zeigt, nach Belieben aufgeſetzt und zurückgeſchlagen werden konnte. (Nach Kopp.)

Digitized

Darſtellungen aus der älteſten Handſchrift des „Sachſenſpiegels“. Heidelberg, Univerſitätsbibliothek.

Das erſte Bild ſtellt eine curia feudalis vor. Der Lehnsherr ſitzt auf einem Stuhle und iſt kenntlich durch ſein bedecktes Haupt: die Vaſſallen durften in Gegenwart des Lehnsherrn ſich weder bedecken noch ſetzen. Die neben dem Lehnsherrn ſitzende Figur ſtellt den Richter dar. Derſelbe iſt zwar auch ein Vaſſall, denn der Herr mußte einem ſolchen den Urteilsſpruch überlaſſen, er durfte denſelben aber nicht anders als ſitzend fällen. Unter den drei Lehnsleuten hält einer mit der linken Hand ſeinen rechten Arm feſt: ein Zeichen, daß er an gebundenen und Feiertagen ein Urteil nicht finden will. Der Lehnsherr hält einen Kranz von zuſammengebundenen roten und gelben Kugeln in der Hand. Die Bedeutung desſelben, ſowie der Zeichen zwiſchen den beiden Gruppen, iſt unklar. — Die weiteren vier Gruppen beziehen ſich auf die Pflicht der Heeresfolge. In der oberen rechts ſitzt der König auf einem mit Stickſiſſen belegten Throne ohne Lehne, die Krone auf dem Haupte, das Lilienzepter in der Rechten. Vor ihm kniet ein Vaſſall durchaus gepanzert, mit grünem Oberkleide; das Schwert, mit der Spitze gegen den Boden gekehrt, in der Linken. Die Zahl VI zwiſchen ihm und dem König bedeutet die ſechs Wochen, nach welcher Friſt er ſich zu der beabſichtigten Heerfahrt einfinden muß, was er mit erhobenem Finger gelobt — In dem Nebenbilde erſcheint derſelbe Reichsvaſſall, aber diesmal als Lehnsherr, ſitzend; das Schwert iſt in der Scheide befindlich, nach oben gekehrt und mit einem an der Spitze herabhängenden Bande umwickelt. Hier kündigt er nun ſeinerſeits dieſe nach ſechs Wochen

der Lehngeber wie auch der Lehnnehmer lag, — die Güter zweckmäßig zu verteilen und in sittlicher Beziehung das Pflichtgefühl der Treue allseitig zu stärken.

In dem hier behandelten Zeitraume war der Unterschied zwischen altem Adel und Dienstadel völlig verschwunden; nur der letztere drückte dem neuen Herrenstande seinen Stempel auf. Die Grafen, seine Hauptträger, verkehrten am Hofe der dem alten Adel entsprossenen Könige mit diesen wie mit ihresgleichen und hatten die ersten Ansprüche auf neue große Lehen, auf hohe geistliche Würden und auf die Vogteien der Klöster. Unter ihnen stand ein sich neu erhebender zweiter Dienstadel, der *Ritterstand*, der sich aus den Besitzern geringerer Lehen, welche Grafen, Bischöfe oder Äbte zu vergeben hatten, bildete. Sie nahmen Anteil an der Wahl dieser geistlichen Fürsten und stellten im Kriege die schwerbewaffneten Reiter, welche um die Wende des zehnten Jahrhunderts den Hauptteil der Heere ausmachten. Sie rekrutierten sich aber später auch aus den waffengeübten Hörigen, den Ministerialen, die somit den Stand der *Gemeinfreien* übersprangen. Letztere, ein kleines aber wackeres Häuflein altdeutscher Männer, welche dem traurigen Schicksal der meisten ihrer Standesgenossen (S. 80 und 90) entgangen waren und auch ferner die Freiheit dem Dienste vorzogen, erfreuten sich hohen Ansehens und lieferten sehr oft das Personal der höhern Geistlichkeit. Sie konnten an allen Gerichtsverhandlungen teilnehmen und dabei Zeugnis ablegen, unterstanden nur dem königlichen Gerichte und waren frei vom Kriegsdienst und von Abgaben, doch nicht von den Kirchenzehnten. Zu ihnen gehörten besonders die freien Bauern der Alpenthäler und der friesischen Küstenländer, sowie die vollberechtigten Bürger der Städte (S. 207).

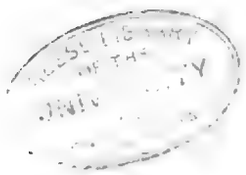
Die *Hörigen* hatten zum Gerichtsherrn nicht den König, sondern ihren eigenen Herrn, dem sie entweder vermöge ihrer Abstammung oder infolge freiwilliger Unterwerfung angehörten. Den Freien sehr nahe stand ihre oberste Klasse, die der *Zinsbauern*, die früher entweder frei oder leibeigen gewesen, in beiden Fällen aber unter den Schutz eines geistlichen Herrn getreten waren und diesem Zins zahlten. Außer diesem Zinse hatte ihr Herr kein weiteres Recht über sie, daher sie einen steten Kampf um den Rest ihrer Freiheit gegen diejenigen Herren führen mußten, die sie zu Leibeigenen herabzudrücken versuchten. Die zweite Klasse der Hörigen bildeten die *Ministerialen* oder *Dienstmannen* (S. 128), welche sich durch die, ihren Herren geleisteten Dienste aus dem Stande der Leibeigenen erhoben hatten; sie zahlten keinen Zins, sondern leisteten lediglich Kriegs- und Hofdienste und stiegen seit dem elften Jahrhundert zum Ritterstand empor.

Am tiefsten standen die *Leibeigenen*, welcher Ausdruck jedoch erst in späterer Zeit, zuerst 1289, vorkommt. Im zehnten Jahrhundert besaßen einzelne Grafen ihrer wohl Tausende. Zu ihnen gehörten die *Liten*, nicht mehr Halbfreie wie früher, aber doch, wie auch die *Kolonen*, zu eigener Haushaltung berechtigt und nur zu Abgaben und Frondiensten verpflichtet, während die *Knechte*, die unterste Abteilung, zu jedem Dienste verwendet und von ihrem Herrn beköstigt wurden. Die Liten und Kolonen konnten zu Zinsbauern, die Knechte durch Belehnung mit einem Grundstücke zu Dienstmannen emporsteigen. Die Behandlung der Liten und Knechte hing durchaus von der Persönlichkeit der Herren ab. Die Liten besaßen eigenen Boden, der ihnen vom Herrn nicht willkürlich entzogen, von ihnen aber auch nicht verlassen werden durfte; bei ihrer Verheiratung hatten sie dem Herrn, oft nur wenn sie sich mit Fremden verheirateten, eine Steuer zu entrichten. Noch ausgedehnter war eine Erbsteuer (Besthaupt und Gewandfall, S. 80, 207). Die Knechte hatten kein anderes Eigentum, als das, was ihnen die Gunst des Herrn zuließ, und auch dies fiel bei ihrem Tode an den Herrn zurück. Sie konnten, solange sie nicht in eine höhere Klasse emporstiegen, verkauft, vertauscht, verschenkt (in der Regel aber nur mit dem Grundstücke, zu dem sie gehörten), auch gezüchtigt, durften aber nicht getötet werden. Knecht war, wer von unfreien Eltern geboren worden, oder als *Sklave* verkauft worden war, wie dies noch bis in das elfte Jahrhundert hinein Gebrauch war. „Im Jahre 914 tauschten ein gewisser Etich und das Kloster St. Emmeram in Regensburg 23 Sklaven und 27 Hufen gegen 30 Sklaven und 19 Hufen aus." Demnach hatte ein Sklave durchschnittlich den Wert einer Hufe. Den Hauptteil der Sklaven bildeten wohl kriegsgefangene Slawen, von denen sie auch diesen Namen erhielten: in Deutschland wohl

Unterwerfung der Friesen unter das Bisthum Münster.

Wandgemälde aus der Zeit um das Jahr 1280, im Dom zu Münster in Westfalen. Etwa 13 Meter lang.

Die Friesen bringen dem Bischof Geschenke dar: Haustiere, Butter und Käse, die beiden knieenden Häuptlinge mit Goldstücken gefüllte Schalen.
Die Gruppen sind nach Vertretern verschiedener Gaue angeordnet



Digitized

Digitized by Google

Beilage zu Seite 215:

Erläuterung des Miniatures in dem

Evangeliarium aus Kloſter Echternach; 10. Jahrhundert.

Gotha, Herzogliches Muſeum.

(Zu vergleichen Seite 152, 181 und 182.)

Dieſes Miniature ſtellt in dem Gewande des zehnten Jahrhunderts das Gleichnis vom Gaſtmahl dar: Evangelium Lucae: 14. Capitel, Vers 16—23.

Die Reihenfolge der Bilder weicht von der Entwickelung der Handlung ab, das erſte Bild ſollte als letztes ſtehen.

Der Reiche, welcher ſeinen Freunden ein Gaſtmahl geben wollte, ließ dieſelben durch ſeinen Knecht dazu auffordern. Das zweite Bild zeigt dieſen (nuntius) mit einladender Geberde vor demjenigen Freunde ſeines Herrn, welcher mit dem Ankauf eines Ackers ſich entſchuldigen ließ (unus ex vocatis), und unmittelbar darunter denſelben Boten vor dem zweiten geladenen (vocatus juga bovum emi), der ſich entſchuldigte, weil er fünf Joch Ochſen gekauft habe, die er beſehen müſſe. Im unteren Bilde ſteht der Knecht mit der Geberde des Einladens vor dem dritten Freunde, der ſich aber auch entſchuldigte, weil er ein Weib genommen (uxorem duxi; nach mittelalterlicher Sitte ſitzen Mann und Frau zuſammen auf einem Pferde.

Am linken Rande des unteren Bildes erſcheint der Bote zum fünften Male, um nun auf Befehl ſeines Herrn, die Armen, Krüppel, Lahmen und Blinden einzuladen. Dieſelben (pauperes) klettern und rutſchen mit Hülfe ihrer Krücken und Bänkchen im unteren und mittleren Bilde aufwärts zur Wohnung des Reichen, der (hier mit der Beiſchrift homo quidam) die Armen an ſeiner Tafel empfängt, indem er ſie, mit tieferer ſymboliſcher Bedeutung, bei der Hand „fängt“. Die Formen der Gefäße, mit denen die Tafel beſetzt iſt, ſind die des frühromaniſchen Styls, der im 10. Jahrhundert herrſchte. Ein unfreier Hausangehöriger trägt die Speiſen auf.

(Nach K. Lamprecht.)

it dem Vordringen gegen die ſlawiſchen Länder (S. 201), anderswo aber ſchon früher. gen waren ſowohl die deutſchen Koloniſten in den ſlawiſchen Ländern, wie die dem Reiche

lung zur bibliſchen Parabel vom Gaſtmahl: Die „armen Leute“ des Mittelalters. Bettler, Siechе, Krüppel; oben die beſetzte Tafel des Reichen; am Schluß reiſendes Ehepaar zu Pferde.
Malerei in dem Evangeliar aus Echternach; 10. Jahrhundert Gotha, Herzogl. Muſeum

terwerfenden Slawen frei. Es iſt kaum anders denkbar, als daß ſich aus herrenloſen n und Sklaven, vielleicht auch aus verarmten Zinsbauern und ſogar freien Wildfängen Mittelalter viel genannte Volk der Bettler oder der „armen Leute“ rekrutierte, die

Digitized by Google

an den heiligen Orten und vor den Burgen ſich lagerten, ſich blind, lahm, ſtumm oder beſeſſen ſtellten, vor den Altären oder Gräbern der Heiligen im Angeſichte des Volkes ſich wälzten, ſich mit Fäuſten ſchlugen und ſich für geheilt erklärten, um nur ein armſelig Almoſen zu erhalten. Häufige Brände und Seuchen, Folgen mangelhafter Sicherheits- und Geſundheitspflege, vermehrten dieſe unglückliche Volksklaſſe. Die Kirche that ſehr viel für dieſe Leute, ſpeiſte ſie bei Klöſtern und Stiften, gab ihnen Almoſen und Kleider; auch die Beſitzer der Burgen übten ſolche Wohlthätigkeit, ohne jedoch damit das Übel im ganzen beſeitigen zu können.

Die gegenſeitige Stellung der Stände zu einander war folgende: Niemand brauchte einen Mann niedrigern Standes als Richter, Zeugen oder Eideshelfer anzuerkennen. Schelten (S. 182) konnte man nur das Urteil eines Gleich- oder Höherſtehenden. Die Herausforderung eines Höhern durfte man nicht zurückweiſen, ihn aber nicht fordern. Vormund konnte man nur für einen Gleichen oder Niedrigern ſein. Ehen zwiſchen ungleichen Ständen waren Mißheiraten, und in ſolchen behielten beide Gatten ihren Stand (ausgenommen an einigen Orten, wo der Freie durch die Ehe mit einer Unfreien in ihren Stand herabſank). Die Kinder folgten dem Teile, der niedriger ſtand, „der ärgern Hand“. Außerhalb der Stände ſtanden die Rechtloſen; zu ihnen gehörten die Unehelichen und die Verbrecher; ſie konnten weder Erben, noch Vormünder, noch Richter, Zeugen oder Eideshelfer werden, und der Zweikampf im Gottesgericht war ihnen verboten. Ebenſo waren Fremde, die ſich im Reiche aufhielten, ohne den Schutz eines Landesherrn erworben zu haben, rechtlos, und konnten nach Jahr und Tag vom Büttel als Eigenleute des Königs „eingefangen“ werden.

Je nach den Ständen war auch die Lebensweiſe verſchieden. Wohnten die Hörigen und die ärmeren Freien in Hütten von Holz oder Lehm, welcher mehr im Oſten als Baumaterial diente, ſo beſaßen die niederen Lehnsherren Steinhäuſer, die weltlichen und geiſtlichen Fürſten aber Paläſte. Bis zum Ende des erſten chriſtlichen Jahrtauſends waren nur Burgen und Kirchen aus Stein erbaut. Ebenſo verſchieden war das Hausgeräte; ein Ofen hat ſchon des Klimas wegen wohl nie gefehlt; er entwickelte ſich als beſondere, nur dem Heizungszwecke dienende Vorrichtung aus dem uralten Herde, und ſcheint bereits im neunten Jahrhundert ſtellenweiſe im Gebrauch geweſen zu ſein. Schon der alte Kloſterplan von St. Gallen (S. 144) giebt in den Ecken verſchiedener Wohnräume einen oval gezeichneten Gegenſtand an, der im Unterſchied zu den viereckig gezeichneten Herden, nur als Ofen verſtanden werden kann.

Die Freien trugen allgemein, auch im Frieden, das Schwert. Koſtbare goldene und gläſerne Trinkgefäße waren in Klöſtern und Burgen nicht ſelten. Abt Salomon von St. Gallen (auch Biſchof von Konſtanz, S. 149) erzählte den hochfahrenden Kammerboten Erchanger und Berchthold von ſeinem Backofen, in welchem auf einmal 1000 Laib Brod gebacken werden könnten, von ſeinem gewaltigen Erzkeſſel und ſeiner Haferdörre, welche 100 Malter faßte und von ſeinen ſtattlichen Hirtenknechten, vor welchen ſie den Hut ziehen und ſich verneigen würden, was ſie (wenn die Anekdote wahr iſt) ſpäter bei einem Beſuche in St. Gallen achtlos wirklich thaten. Darüber ärgerten ſich die Kammerboten ſo ſehr, daß ſie zwei koſtbare Glaspokale, die ihnen der Biſchof ſchenkte, aus Bosheit zur Erde fallen ließen. Prächtige goldene Ketten, Ringe und dergleichen wurden von Männern und Frauen der höheren Stände allgemein getragen; letztere ſchmückten ſich auch mit goldenen Kämmen, Stirn- und Armbändern. Fürſten, Grafen, Biſchöfe und Klöſter hielten zahlreiche Diener. Vom Einzuge eines vornehmen Herrn wird berichtet: „Ein ganzes Heer von Dienern zog ihm voraus, es ertönte ein tauſendfaches Wiehern edler Roſſe; eine bunte Fülle von Pelzkleidern und anderen Anzügen kam zum Vorſchein; man bemerkte Zelte, Tiſche, Polſter und alle nur denkbaren Bequemlichkeiten.“

Man aß und trank reichlich; der kleine Mann freilich genoß meiſt nur Schweinefleiſch, Brot und Hülſenfrüchte; die Herren aber ſpeiſten Wildpret, Fiſche, feinere Gemüſe, Obſt und Honig; dem Weine, unvermiſchtem ſowie gewürztem, thaten ſie viele Ehre an. Bei größeren Gaſtmählern waren Geſänge, Tänze, muſikaliſche und ſchauſpieleriſche Aufführungen überall beliebt.

Gaſtfreundſchaft war ſehr allgemein; auf ihre Verweigerung ward ſogar Strafe geſetzt. Gaſthäuſer waren ſelten und den Geiſtlichen verboten.

Von den früheren gymnaſtiſchen Spielen der Jugend hatte ſich vieles, z. B. der altgermaniſche Schwertertanz (S. 25), und zwar ſogar noch unter Kloſterſchülern, bis zu dieſer Zeit erhalten.

Seit der Trennung Deutſchlands vom Frankenreiche hatte die durch Vermengung mit den entarteten Römern genährte Unſittlichkeit wieder abgenommen. Die Keuſchheit der alten Germanen und ihre Hochhaltung des Weibes trat wieder in ihr altes Recht. Den Frauen, unter denen Tugend und frommer Sinn allgemein waren, wurde vom Königshofe aus in Ottos des Großen Mutter Mathilde, ſeinen Gemahlinnen Editha und Adelheid, ſeiner Schweſter Gerberg, ſeinen Töchtern Liutgarde und Mathilde ein erbauliches Beiſpiel der Frömmigkeit, Mildthätigkeit und Reinheit gegeben (S. 163).

Die Nonnen ſchätzte man höher als die Mönche. Man verlobte die Mädchen oft ſchon im Kindesalter und ließ ſie bereits mit vierzehn oder fünfzehn Jahren heiraten. Vergehen gegen die Sittlichkeit kamen ſelten vor; weit häufiger waren ſolche gegen Leib, Leben und Eigentum. Die Lichtſeite jener Zeit, die Treue in Wort und Dienſt, und die Schattenſeite, die Grauſamkeit im Kriege, haben wir wiederholt erwähnt.

Die ſpätere Fehdezeit (S. 167) hat jene Verbeſſerung der Sitten leider großenteils wieder rückgängig gemacht.

Fürſtliche Feſttafel um die Wende des 12. Jahrhunderts, mit Unterhaltung durch Spielleute, Tänzerinnen und Gaukler.
Wandmalerei im Dom zu Braunſchweig, daſelbſt als bibliſches Motiv den Tanz der Herodias darſtellend.

Sechster Abschnitt.

Die Kirche und die lateinische Litteratur.

Das große Ansehen, welches auf kirchlichem Gebiete im zehnten Jahrhundert die Klöster genossen hatten, ging im elften, nicht ohne die Begünstigung der Kaiser, auf die Bischöfe über. Im Hinblick auf sie betrachten wir nunmehr die Verhältnisse der Geistlichkeit und der Kirche mit Ausnahme der Klöster während der Glanzzeit des deutschen Kaisertums, dessen bisher geschilderte weltliche Kreise schon wiederholte Hinweise auf die damalige hohe Stellung der Bischöfe dargeboten haben. Die Erzbistümer und bedeutenderen Bistümer wurden meist an Glieder des hohen Adels vergeben. Es galt als eine der ersten Pflichten des Bischofs, das Gut seiner Kirche möglichst zu vergrößern; geschah dies, so wurde es in seiner Geschichte rühmend erwähnt. Häufig besaßen die Bistümer über tausend Hufen. Erzbischof Friedrich von Salzburg „verlieh Güter seiner Kirche an Verwandte unter der Bedingung, daß nach Aussterben der Familie das ganze Besitztum derselben an seine Kirche fallen sollte." Freilich preßten auch die weltlichen Großen den Bistümern oft sehr beträchtliche Besitzungen ab.

Neue Bistümer entstanden mit dem Fortschreiten des Christentums gegen Osten hin. Otto I. gründete das Erzbistum Magdeburg mit seinen fünf Diözesen: Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Zeitz und Meißen, wozu später noch Posen kam. Unter Heinrich II. war die Gründung des Bistums Bamberg ein sehr bedeutungsvolles Ereignis. Wie Magdeburg in Nord-, so sollte Bamberg in Mitteldeutschland ein Vorposten des Glaubens und der Kultur den Slawen gegenüber werden, deren noch viele in Oberfranken hausten. Der Kaiser hatte den Ort seiner Gattin Kunigunde geschenkt, und da ihr Kinder versagt blieben, setzte er Gott zu ihrem Erben ein. Lange wehrte sich Bischof Heinrich von Würzburg gegen die neue Schöpfung, durch die er sich benachteiligt glaubte; der Kaiser warf sich vor der Reichssynode zu Frankfurt wiederholt auf die Knie, um ihre Einwilligung zu gewinnen, bis er sie endlich erlangte, worauf er dem neuen Bistum im Jahre 1007 an einem Tage 27 Schenkungen zuwandte. So hatte das Deutsche Reich zu Anfang des zweiten Jahrtausends bereits sechs Erzbistümer: Mainz mit dreizehn, Köln mit fünf, Trier mit drei, Salzburg mit vier, Bremen mit vier, Magdeburg mit sechs Bistümern, deren im ganzen also 35 waren. Später wurde auch Prag ein Erzbistum, dessen Kirchenprovinz aber nie zum eigentlichen Reiche gerechnet wurde und viel mehr deutschfeindlich als deutschfreundlich war. Übrigens war die Unterordnung der Bischöfe unter die Erzbischöfe nur eine nominelle. Erstere übten gegenüber der niedern Geistlichkeit eine souveräne Macht aus, die sie sich von Seite ihrer Metropolen selbst nicht hätten gefallen lassen. Sie hielten einen zahlreichen Hof, sowohl von Dienstmannen wie von Geistlichen, unter welchen es Diakonen, Vorleser, Teufelaustreiber, Kerzenträger, Thürhüter gab. Auch eine große Menge von Zinsleuten, Hörigen und Knechten war ihnen eigen.

In der hier behandelten Periode vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert spielten mehrere deutsche Bischöfe eine sehr bedeutende Rolle und übten großen Einfluß auf die Kaiser — zum Teil auch gegen sie, — aus. Ottos des Großen Bruder Bruno, Erzbischof von Köln,

Widmungsbild der Handſchrift „Henrici et Cunigundae vita". Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.
Vgl. S. 184. Bamberg, Stadtbibliothek.

Im untern Felde iſt das Kaiſerpaar dargeſtellt, den von ihm gegründeten Bamberger Dom Chriſtus weihend, welcher in einer Mandorla thront. Neben der Glorie S. Peter und der Kaiſer. Im untern Bilde, von dem Bogen umſchloſſen, der Schreiber des Buches, der daſſelbe dem Kaiſer darbietet.

war dem Kaiſer in allen ſeinen politiſchen, religiöſen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen eine feſte Stütze. Kann dies nun von dem Mainzer Erzbiſchof Wilhelm, einem natürlichen Sohn Ottos, auch weniger behauptet werden, ſo war doch ſowohl dieſer, wie der gleichzeitige Kirchenfürſt von Trier, Brunos Schüler Heinrich, dem Reiche treu und ergeben; die drei Prälaten berieten deſſen Wohl nicht nur gemeinſam, ſondern zogen auch in Waffen für die Wohlfahrt des Reiches aus.

Der im Nibelungenliede erwähnte Bischof Piligrim von Passau hat sich unter Otto II. und unter dessen Nachfolger um den Anbau des Landes, die Gesittung des Volkes und wahrscheinlich auch um die Mission bei den heidnischen Ungarn große Verdienste erworben. Dem steht freilich verdunkelnd gegenüber, daß er (wie Dümmler nachgewiesen) Urkunden fälschte und sich dadurch die Hoheit über verschiedene Stifter verschaffte; andere seiner Fälschungen wurden aber in Rom erkannt, und seine Hoffnung auf ein Erzbistum wurde zunichte. Unter Heinrich II. übte Bischof Megingaud von Eichstätt († 1014) vielen Einfluß aus, obschon seine weltlichen Gewohnheiten Tadel genug fanden. Damals hielt auch Meinwerk von Paderborn, freilich nicht ohne Härte, musterhafte Ordnung in seinem Bistum, während gleichzeitig Thietmar von Merseburg sich als Geschichtschreiber auszeichnete und Bernward von Hildesheim, der Erzieher und Reichskanzler Ottos III. († 1022), als Künstler und Beförderer kirchlicher Bauten hervorragt.

Weit einflußreicher noch waren zur Zeit der Minderjährigkeit Heinrichs IV. die Erzbischöfe Adalbert I. von Bremen († 1072) und Anno II. von Köln († 1075). Beide arbeiteten den Bestrebungen des großen Papstes ihrer Zeit, Gregors VII., (schon als er noch Archidiakon Hildebrand war) eifrig entgegen, bekämpften einander jedoch um die Herrschaft im Reiche bis zum Tode. Adalbert erstrebte ein vom Papsttum unabhängiges nordisches Patriarchat und vernachlässigte darüber, wie sein Bewunderer Adam von Bremen klagt, seine Diözese. Der überaus fromme und wohlthätige Anno dagegen, welcher Kirchen und Klöster reich beschenkte, unterwarf sich nach dem Kampfe gegen Rom, zu welchem er die deutschen Bischöfe (1062) aufgerufen hatte, den Beschlüssen jenes von Hildebrand versammelten lateranischen Konzils.

Zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa nahm sein Kanzler, Reinald von Dassel, seit 1159 Erzbischof von Köln, eine weltgeschichtliche Stellung ein. Des Kaisers Kopf und rechte Hand während der blutigen Kämpfe in Italien, bei mancher Waffenthat selbst eingreifend, ja den Monarchen zum Anspruch auf die Oberhoheit über alle christlichen Könige anspornend, ging er im Kampfe gegen das Papsttum sogar noch weiter als Friedrich; er erstürmte Rom, starb aber 1167 vor der ewigen Stadt, und mit ihm mehrere andere kaiserlich gesinnte Bischöfe, an der Pest.

Für die niedere Geistlichkeit war es im elften Jahrhundert hochbedeutsam, daß den Priestern die Ehe völlig untersagt wurde. Unerwartet konnte dieses Verbot wohl nicht kommen; denn schon bis dahin war die Ehe allen Geistlichen vom Unterdiakon aufwärts verwehrt; ein verheirateter Kleriker konnte nur schwer in höhere Stellungen emporsteigen; ein Bischofssitz war ihm unerreichbar. Die deutschen Bischöfe jener Zeit waren „in der Mehrzahl fromme Männer, mit wahrhaft christlichen Tugenden geschmückt, fest in Glauben und Hoffnung gegründet. Nach dem übereinstimmenden Urteile der Zeitgenossen waren sie am wenigsten von der sittlichen Fäulnis angesteckt, welche den hohen Klerus in fast allen Ländern des Abendlandes ergriffen hatte.“ Deshalb war es von ihrer Seite gut und fromm gemeint, wenn sie dem asketischen Zug ihrer Zeit folgten und die Priesterehe bei ihren Untergebenen vollständig auszurotten versuchten. Sie lebten jedoch an ihren Höfen fern vom Volke und kannten daher die Gefühle der unter und mit dem Volke lebenden, an dessen Freuden und Leiden teilnehmenden Gemeindegeistlichen viel zu wenig. So mochten sie denn über die Wirkung des Cölibatgesetzes, welches Gregor VII. im Jahre 1073 gleich nach seinem Regierungsantritte erließ, nicht wenig erstaunt sein. „Der gesamte Priesterstand“, sagt der Mönch Lambert von Hersfeld, „erhob sich gegen das Cölibatgebot mit heftigem Unwillen; sie riefen laut, der Mann sei ein völliger Ketzer und seine Lehre unsinnig, da er ..... die Menschen mit gewaltsamer Forderung zwingen wolle, nach Art der Engel zu leben und, indem er der Natur ihren gewohnten Lauf verweigere, der Unzucht und Zwietracht die Zügel lockere. Fahre er so fort, so wollten sie lieber das Priestertum als die Ehe aufgeben“ u. s. w. Sogar die Mönche von Clugny erklärten sich gegen den Papst. Die Suffraganbischöfe der Erzdiözese Mainz empörten sich auf der Synode zu Erfurt im Jahre 1074 offen gegen die Zumutung, sich entweder von ihren Frauen oder von ihrem Amte zu trennen; nebst anderen Bischöfen weigerten sie sich, einer wegen Simonie an sie ergangenen Citation „dieses gefährlichen Menschen“, wie sie den Papst nannten, nach Rom zu folgen. Diese Proteste waren ja umsonst. Sie wirkten aber offenbar in der Thatsache nach, daß in

Davids Chorreigen. Miniatur in einem Pſalterium aus dem Ende des elften Jahrhunderts.
Leipzig, Univerſitätsbibliothek.
Die Miniaturmalerei dieſer Zeit ſteht durchaus noch unter dem Einfluß der karolingiſchen Schule; man vergleiche die in den Abſchnitten 7–9 des I. Buches abgebildeten Miniaturen.

dem Kampfe zwiſchen Kaiſer- und Papſttum ein großer Teil der Geiſtlichen, mit welchen, wenn auch aus anderen Gründen, mehrere Biſchöfe und Klöſter vereint ſtritten, auf die Seite des Kaiſers trat. Überhaupt war, (wie Gerdes ſagt) dem eigentlichen Volke und ſelbſt vielen Geiſtlichen der Papſt nur wenig bekannt, und es iſt faſt erſtaunlich, wie ſelten er von den Schriftſtellern der Zeit genannt wird. Die niederen Geiſtlichen hielten durchweg nicht den Papſt, ſondern den König für das eigentliche Haupt der Kirche, da er, ohne Einſpruchsrecht des Papſtes, die Biſchöfe ernannte. Freilich, als der Glanz der Kaiſerkrone erblaßte, wurde auch die Unterordnung der Geiſtlichkeit unter den Papſt, langſam aber ſicher, eine vollſtändige. —

Digitized by Google

In den letzten Jahren Ottos des Großen schon hatte ein asketischer Geist, ein Geist der Weltentsagung, sich von den höheren Kreisen der Laienschaft sowohl wie der Kirche über die deutsche Nation auszubreiten begonnen. Er suchte alles Glück und Heil nur im ewigen Leben nach dem Tode, wie wir ihm bereits wiederholt begegnet sind, und gab sich deutlich kund in den zahlreichen Schenkungen an Kirchen und Klöster. Dieser weltfremde Geist überdauerte die Blütezeit der Klöster und gab Anlaß zu den bedenklichsten Übertreibungen, indem z. B. Bischöfe vielfach die Handlungen Christi nachzuahmen versuchten. Von dem nach der Weltherrschaft strebenden Heinrich III. sagt Giesebrecht: „Unter dem Frohlocken des Sieges, noch auf dem Schlachtfelde sah man diesen König sich im Gebet vor Christus beugen; kehrte er mit dem siegestrunkenen Heere dann in die Heimat zurück, so war sein erstes Geschäft, Gott die Ehre des Sieges zu geben; — von Kirche zu Kirche, von Altar zu Altar zog er mit seinen Kriegern barfuß und in härenen Kleidern. Eine asketisch-phantastische Richtung durchdrang sein ganzes Wesen, wie man sie seit Otto III. (S. 163) an keinem Kaiser mehr gesehen hatte. Niemals legte er die Abzeichen des Königtums an, ohne vorher einem Priester gebeichtet und die auferlegten Bußen geleistet zu haben. Die Geißelung begann damals als regelmäßige Bußübung von strengeren Mönchen gefordert zu werden, und selbst diese ließ sich der stolze König von Priesterhand gefallen.“ Auch sein Gegner Gottfried von Lothringen ließ sich öffentlich geißeln und trug zur Buße Steine zu einem Kirchenbaue herbei. Die Normannen, welche im Kampf um Benevent Papst Leo IX. geschlagen hatten, fielen vor dem Besiegten nieder, küßten seine Füße und baten ihn um Vergebung ihrer Sünden. Diese Demut der Fürsten und Krieger mußte natürlich das Selbstbewußtsein der Priester nähren und nach dem Tode des starken Kaisers dessen schwachen Nachfolger auch auf dem Gebiete des Reiches zu den Füßen der Geistlichkeit niederwerfen. Viele der unbändigsten Räuber warfen zagend ihr Schwert fort, wenn die Kirche sie mit dem Banne bedrohte, und entsagten dem weltlichen Leben. Eintritt in die Klöster und Pilgerfahrten, selbst nach Palästina, gingen unablässig Hand in Hand mit dieser mystischen Richtung, durch welche auch die Kreuzzüge, wenn schon nicht hervorgerufen, so doch in vielen Beziehungen genährt, aufrecht erhalten und beherrscht wurden.

Mit diesen Anschauungen stimmte die Verehrung der Reliquien überein. Otto I. war glücklich im Besitz einer ihm vom Burgunderkönig Rudolf geschenkten Lanze (S. 304), in welcher ein Nagel vom Kreuze Christi eingelassen sein sollte, und deren Verehrung den im Jahre 939 bei Birten erfochtenen Sieg Ottos über seinen abgefallenen Bruder bewirkt haben mochte. Ehrenbezeugungen und Feierlichkeiten wurden den Reliquien von Heiligen erwiesen, kostbare Schreine zu ihrer Aufbewahrung verwendet, Schädel und Knochenreste in Gold und Silber gefaßt; Wunderthaten, besonders Krankenheilungen, wurden von den betreffenden Heiligen allseitig erwartet. Diebstahl von Reliquien (S. 121) galt noch als erlaubt. In große Aufnahme kam der Mariendienst. Die schon erwähnte Hrotsuit feierte die jungfräuliche Gottesmutter überschwänglich und stellte sie preisend der unreinen Eva gegenüber. Fromme Theologen, wie Paschasius Radbertus und Ratramnus, ergingen sich tiefsinnig über die Art und Weise der Geburt Christi durch Maria in Worten, die heute keineswegs als keusch gelten würden. Der Bischof Ulrich von Augsburg, Ottos I. Zeitgenosse, welcher nach seinem Tode infolge eines der ersten förmlichen Kanonisationsprozesse heilig gesprochen wurde, war besonders eifrig in Stiftungen zum Ruhme der seligen Jungfrau, von deren Glorienkrone stets auch ein Abglanz auf die ebenfalls jungfräulichen Nonnen fiel.

Schon damals und noch lange nachher ging neben dieser begeisterten Marienverehrung ihr schreiendes Gegenbild, der Teufelsglaube, dämonisch einher. Schrieb man nun aber dem Fürsten der Hölle Kriege und vieles Unglück zu, so behandelte man ihn nebenbei doch wieder mit Humor und sogar mit Spott und Hohn; man war ja sicher, durch die Hilfe Christi und der Heiligen vollkommen gegen den Teufel geschützt zu sein. Von seinen Fahrten auf der Erde und von seinen Begegnungen mit den Menschen wurden die wunderlichsten Geschichten erzählt. Der Chronist Thietmar, Bischof von Merseburg, ist an solchen Berichten besonders reich: bei ihm finden sich auch zahlreiche Erscheinungen von Toten, wie sie in den Volkssagen noch jetzt durch die Köpfe spuken, geschildert.

Digitized

Aus der Äbtiſſin Herrad von Landsperg „Luſtgarten“; 1165—1175.

Eine die Tugenden vorſtellende Leiter führt zum Himmel. An ihrer Spitze reicht die Hand Gottes des Lebens Krone dem, der die Leiter erſteigt. Am Fuße lauert der Teufel als Drache auf die Hinanſteigenden, welche auf der einen Seite von Teufeln, die ſie herunterſchießen wollen, bedroht, aber von wachehaltenden Engeln abgewehrt werden, auf der anderen von weltlichen Dingen, an denen ſie hängen, verlockt werden und zu ihnen hinunterſtürzen. So werden als Vertreter ihrer Stände verführt: eine Frau und ein Soldat, welche die ſündigen Laien vorſtellen, von ſchönen Kleidern, Pferden und Waffen; eine Nonne von einem ſchlimmen Prieſter: ein Geiſtlicher von Speiſen und ſeiner „Freundin“; ein Mönch von Geld; ein Klausner von einem ſchönen Ruhebett; ein Eremit von ſeinem Garten; eine Perſon aber, welche die tugendhaften Menſchen vorſtellt, empfängt die Krone des Lebens. Als die ſieben Stufen der Himmelsleiter werden genannt: Keuſchheit, Weltverachtung, Demut, Gehorſam, Geduld, Treue und Liebe aus reinem Herzen. Auf der Leiter ſelbſt ſteht geſchrieben, die von der Höhe Herunterfallenden könne Gott durch das Mittel der Buße wieder auf den Gipfel der Tugend erheben. Dies der weſentliche Inhalt der ſich im übrigen vielfach wiederholenden Inſchriften.

Die abenteuerlichſten Meinungen aber herrſchten über die Bedeutung mancher Naturerſcheinungen. Die Jahrbücher von Quedlinburg führten die Urſache des Todes von drei hervorragenden Geiſtlichen auf ein Nordlicht (993) zurück. Eine Sonnenfinſternis erſchreckte im Jahre 968 das Heer Ottos I. in Kalabrien ſo ſehr, daß die Leute glaubten, der Jüngſte

Tag breche an und ſie ſich vor Angſt verkrochen. Ebenfalls eine Sonnenfinſternis war es, die im Jahre 989 den Tod der Kaiſerin Theophano verkünden ſollte, und Thietmar von Merſeburg erzählt in dieſem Sinne, obſchon er die Urſache der Erſcheinung wohl kannte und ſeine Zeitgenoſſen ermahnte, nicht zu glauben, daß die Sonne behext oder verſchlungen werde. Richer, ein gelehrter franzöſiſcher Mönch und Schüler Gerberts, obwohl er die Urſache der Mondfinſternis ebenfalls kannte, teilte doch den Aberglauben von der Erſcheinung kämpfender Heere am Himmel und hielt beide Phänomene für Vorbedeutungen von Seuchen und Fehden (927). Auch im Jahre 935 berichtet er von feurigen Heerſcharen am Himmel und blutroten Flammen in der Luft, welche eine anſteckende Krankheit und den Tod Heinrichs I. verkündet hätten, ferner von einem furchtbaren Sturm und von böſen Geiſtern, welche im Jahre 944 eine Kirche auf dem Montmartre in Paris zerſtört hätten, und daß darauf ein Einfall der Normannen in die Bretagne erfolgt ſei. Widukind weiß von einem wunderbaren Erſcheinen des Kreuzeszeichens auf den Kleidern vieler Leute (958) zu erzählen. Man erwartete bereits, namentlich um das Jahr 1000, die Ankunft des Antichriſts und das Ende der Welt.

Auch der Propſt Gerhoh im ſalzburgiſchen Kloſter Reichersberg, erſt Anhänger, dann Gegner Kaiſer Friedrichs I., klagte über den „verdorbenen Zuſtand der Kirche“ und brachte (1162) die Lehre vom Antichriſt und vom letzten Gericht in ein Syſtem, welches jedoch nach Art der Edda mit der Erwartung einer Wiedergeburt der Lichtwelt ſchloß. Ein Mönch von Tegernſee bearbeitete für ſeine Kloſterbühne die Sage von jenem Mächtigen der Zukunft, von dem ſchon früher die öſterreichiſche Klausnerin Ava in den erſten deutſchen Verſen, die eine weibliche Hand niedergeſchrieben, geſagt und geſungen hatte. Kometen ſchienen dieſen Glauben zu rechtfertigen. Männer und Frauen traten auf, die prophetiſche Geſichte (Viſionen) hatten. Markus, ein iriſcher Mönch in Regensburg, ſchrieb die Viſion ſeines Landsmannes Tundal, eine Reiſe durch Hölle, Fegefeuer und Paradies, welche der bairiſche Prieſter Albero um 1150 in deutſche Reime überſetzte. Die Äbtiſſin Hildegard auf dem Ruprechtsberge bei Bingen, eine naturgeſchichtliche Schriftſtellerin, hatte Offenbarungen und glaubte ſogar mit Chriſtus verkehren zu können; die Nonne Eliſabeth in Schönau bei Oberweſel meinte Verkehr mit den Heiligen zu genießen.

Auch im dreizehnten Jahrhundert waren Ekſtaſen und Viſionen epidemiſch, beſonders bei Nonnen von den beiden neuen Orden der Dominikaner und der Franziskaner, von denen einige dann ihre Geſichte ſchriftſtelleriſch bearbeiteten, ſo z. B. Mechtild von Magdeburg, welche Dante als „Matelda“ gefeiert hat. Die heilige Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, quälte ſich aus religiöſem Eifer in ausgeſuchteſter Weiſe: freiwillig ließ ſie ſich ſchlagen und geißeln.

Indeſſen gab es doch viele Dinge, um derentwillen die Geiſtlichkeit in der That berechtigt war, höhere Verdienſte für ſich in Anſpruch zu nehmen als die Laien. Zum größten Teile war ſie es ja, die, wenn auch mit Unterſtützung der Krone, für Verbreitung der Kultur in Gegenden ſorgte, welche derſelben noch entbehrten. Durch die Stiftung des Bistums Bamberg iſt das vorher öde und nur ſpärlich bewohnte Oſtfranken wie auch ein Teil Böhmens dem Anbau und dem Deutſchtum gewonnen, die Gründung Nürnbergs und anderer wichtiger Orte vorbereitet worden.

Auch die Miſſion des Chriſtentums unter den Heiden des Nordens und Oſtens wurde durch die Geiſtlichkeit gepflegt, und auch ſie war damals eine Miſſion höherer Kultur. Bruno von Querfurt, ein ſächſiſcher Edeling, eiferte dem heiligen Adalbert von Prag nach, deſſen Lebensſchilderung voll ſchwärmeriſchen Lobes er verfaßte. Vom Papſte Silveſter II. (Gerbert) zum Erzbiſchof unter den Heiden ernannt, zog er durch Rußland zu den wilden Petſchenegen, bekehrte ſie, ſandte Glaubensboten nach Schweden, deſſen König Olaf die Taufe mit Tauſenden ſeines Volkes annahm; er ſtarb im Jahre 1009 als Märtyrer unter den wilden Preußen, wie einſt auch Adalbert. Die Erzbiſchöfe von Hamburg und Bremen, deren Arbeitsfeld ſich mit Hilfe der chriſtlichen Dänen bis tief nach Norwegen hinein erſtreckte, ſorgten fortdauernd für die Bekehrung des Nordens. Erzbiſchof Adalbert (S. 163, 220) wirkte für den Glauben in den ſeiner Diözeſe immer noch eingereihten drei nordiſchen Reichen ebenſowohl wie über die Inſeln des Nordens bis nach Island und Grönland hin, und belebte auch die infolge

der langwierigen Kriege lange Zeit erlahmte Miſſion unter den Wenden wieder, bei welchen die einſt zerſtörten Kirchen aufs neue erſtanden, — ein Werk, welches der Obotritenfürſt Godſchalk, der aus einem blutigen Chriſtenverfolger ein eifriger Verbreiter des Kreuzes geworden, kräftig förderte, bis er im Jahre 1066 von den wiederum ſich gegen Chriſten- und Deutſchtum erhebenden Wenden erſchlagen wurde. Unter namenloſen Greueln teilten dieſes Schickſal mit ihm alle Chriſten und Deutſchen im Wendenlande.

Unter Adalbert wurde auch Helgoland entdeckt und auf der Inſel ein Kloſter angelegt, das ſelbſt die Seeräuber achteten, woher ſie ihren Namen („heiliges Land") erhielt.

Otto, ſeit 1103 Biſchof von Bamberg, verſöhnlich und friedliebend und dem unglücklichen Heinrich IV. treu bis beinahe zuletzt, ſo eifrig er auch für die Ideen Gregors und gegen die Inveſtitur kämpfte, erhob ſein Bistum aus einer Zeit des Verfalls zu neuer Blüte. Er war ſelbſt Architekt und ließ den 1081 abgebrannten Dom unter Heinrich V. ſchöner und feſter herſtellen, ließ neue Kirchen und Kloſter, ſowie Burgen zu ihrem Schutze bauen. Dieſen Stiftungen gab er Regeln nach dem Muſter ſowohl von Clugny und Hirſau, wie nach dem des neu entſtandenen Ciſtercienſer- und Prämonſtratenſerordens. Er breitete ſeine Thätigkeit jedoch noch viel weiter aus, wirkte durch Verbindungen in Böhmen und Polen für höhere Kultur und ging, ſechzig Jahre alt (1124), vom Herrſcher Polens eingeladen, nach dem eben unterworfenen, aber noch heidniſchen Pommern. Hier verbreitete er das Chriſtentum, teilweiſe mit heftigem Widerſtande kämpfend, zerſtörte heidniſche Götzen und Tempel in Stettin und anderen Städten, ſchaffte die heidniſchen Sitten, wie Vielweiberei, Kindermord und Sklaverei ab, erbaute und weihte Kirchen. Im Jahre 1125 kehrte er glücklich nach Bamberg zurück. Sein Werk ſetzten die Prämonſtratenſer und Ciſtercienſer eifrig fort (S. 157).

Holzſtandbild der h. Eliſabeth im Dom zu Marburg. Späterer Zeit angehörig.

Durch die kleine Figur zu den Füßen der Fürſtin deutet der Künſtler auf die Armen hin, welche an der heil. Eliſabeth eine ſorgende Wohlthäterin hatten.

Ein weiteres Verdienſt der Geiſtlichkeit entſprang aus der Ausübung ihrer Strafgewalt, durch welche ſie auf die Beſſerung der Sitten viel mehr einwirkte, als die Thätigkeit der weltlichen Gerichte. Dieſe Wirkſamkeit des Klerus war ſehr heilſam, ſolange ſie als Strafarten nur Ermahnungen, Bußen und den Ausſchluß aus der Kirche verwendete, welche letztere durch Buße wieder rückgängig gemacht werden konnte. Ernſter war ſchon die Sache, wenn durch die Exkommunikation und das Anathema der Schuldige dem Teufel und dem ewigen Feuer überantwortet wurde, bei deren Verhängung zwölf Prieſter, die den Biſchof umſtanden und brennende Fackeln trugen, dieſe zur Erde ſchleuderten und zertraten. Freilich geſchah dies vorzugsweiſe nur bei ſchweren

Verbrechen, beſonders bei ſolchen gegen die Kirche, und der Verurteilte konnte ohne gerichtliches Urteil getötet werden, wenn er ſich nicht der ſtrengſten Buße unterwarf.

Aber auch lediglich der abweichende Glaube wurde von der geiſtlichen Strafgewalt verfolgt. Der Gegenſatz zwiſchen den Parteien der damaligen Welt war niemals ſo ſchreiend geweſen, als ſeit Innocenz III. Der von ihm angeordnete „Kreuzzug“ gegen die Albigenſer war der erſte Schritt, die Kreuzzüge nach dem Morgenlande unmöglich zu machen. Die Gründung der Inquiſition (1215) trübte die Reinheit des Chriſtentums. Seit der Beſtätigung der Bettelorden, Franziskaner und Dominikaner, erwachten wieder aufs neue Ketzer- und Judenverfolgungen, Wunderſucht und Reliquiendienſt, ſowie eine kopfloſe Schwärmerei. Einer der unheilvollſten Ausbrüche dieſer krankhaften Zeitſtimmung war der in ſeinem Verlaufe ſo entſetzliche, namentlich auch Deutſchland ſchwer heimſuchende Kinderkreuzzug.

Durch die ſchon (S. 173) erwähnten Ketzergeſetze Kaiſer Friedrichs II. verfiel jeder, der ein Jahr lang im Kirchenbann war, auch in die Acht des Kaiſers. Ketzer ſollten zu ewiger Ehrloſigkeit, Acht und Güterverluſt, ihre Kinder aber zu Erbloſigkeit verurteilt werden. Selbſt die bloß Verdächtigen, die ſich nicht innerhalb eines Jahres über ihre Rechtgläubigkeit ausweiſen konnten, ebenſo wie die Hehler, Gönner und Verteidiger der Ketzer, ſollten wie dieſe ſelbſt behandelt werden. Von allen Gerichtsbeamten wurde bei Antritt ihres Amtes ein Eid gefordert, die Ketzer zu verfolgen. Später befahl der Kaiſer ſogar, alle als Ketzer Überführten zu verbrennen oder ihnen die Zunge auszuſchneiden.

Der in San Germano 1230 zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer geſchloſſene Friede verſtärkte in Italien die Macht der Kirche, in Deutſchland die der Fürſten, und verſchärfte die Ketzerverfolgungen. Von nun an ſollten alle verurteilten Ketzer mit dem Tode, nur wer widerriefe, mit lebenslänglichem Gefängnis, im Rückfalle aber ebenfalls mit dem Tode beſtraft werden. Die gleiche Strafe trat ein für die Begünſtiger der Ketzer, deren Nachkommen bis ins zweite Geſchlecht ehr- und rechtlos ſein ſollten, mit alleiniger Ausnahme der Kinder, welche ihre Eltern anzeigten! Die Vollſtreckung dieſer in Deutſchland 1232 eingeführten Blut- und Brandgeſetze wurde den Dominikanern übertragen. Das nämliche Jahr ſah auch bereits die Schmach des ſogenannten Kreuzzuges gegen die Stedinger, dieſen echt deutſchen Bauernſtamm, deſſen Ketzerei nur in der Verweigerung ungerechter Zinſen und Zehnten an den Erzbiſchof von Bremen beſtand; er machte den Herren, die ihn unterdrücken wollten, heiß genug, bis er nach zwei Jahren der Übermacht erlag. In ganz Deutſchland flammten die Scheiterhaufen in entſetzlicher Weiſe; bis zur Verzweiflung wurde das Volk gequält; der furchtbare Ketzerrichter Konrad von Marburg, der Beichtvater der heiligen Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, wurde von den Erbitterten 1233 bei Marburg erſchlagen. Die Rache ließ nicht lange auf ſich warten. Aber endlich ſchritten auch der König Heinrich, des Kaiſers Sohn, der für ſeinen ſtets in Italien weilenden Vater Deutſchland verwaltete, und die Fürſten gegen die Inquiſition ein; ſie entriſſen ihr mehrere Opfer, unter anderen die Grafen Sayn und Solms, und entzogen ihr die Ketzergerichte. Die Inquiſition hat ſeitdem in Deutſchland glücklicherweiſe nie wieder feſten Fuß faſſen können. —

Die Gebräuche bei dem Tode und die Beſtattung der Menſchen ſtanden damals um ſo mehr unter der Aufſicht der Kirche, als die Überzeugung, daß das diesſeitige Leben nur eine Vorbereitung auf das jenſeitige ſei, alle Stände und Völker beherrſchte. Der Gedanke an den Übergang zum ewigen Leben war daher ein alle Verhältniſſe durchdringender. Man ſorgte ſchon im irdiſchen Leben für Totenkleider, Sarg und Grabſtätte. Viele, ſelbſt höchſte Perſonen, ſuchten teils Troſt im Kloſterleben, teils ſtarben ſie im Büßer-, Mönchs- oder Nonnengewand und ließen ſich darin beerdigen. Die Verabreichung der kirchlichen Gnadenmittel in der Todesſtunde war eine feierliche, mit Weihrauch, Kerzen, Gebet und Pſalmengeſang begleitete Handlung. Meiſt fand die Beſtattung ſchon am Tage nach dem Tode ſtatt, die eines Biſchofs aber erſt ſpäter, da hierzu ein Amtsbruder anweſend ſein mußte. Die Leichen hoher Perſonen wurden einbalſamiert und in den Grabgewölben der Kirchen, die Biſchöfe nahe bei den Altären beigeſetzt.

Zwieſpalt indeſſen herrſchte, trotz der Glaubenseinheit, über die Fragen, ob der Verſtorbene ſogleich an den ihm gebührenden Ort des Jenſeits, Himmel oder Hölle, gelange oder an einem

Beilage zu Seite 227:

Erläuterung zu den Abbildungen

Mittelalterlicher Kirchensiegel.

1. Siegel des Domkapitels von Hildesheim. Es ist das kleinere Siegel, SIGILLUM AD CAUSAS, aus dem 15. Jahrh. Eine gotische Architektur, unter dem mittleren Baldachin die Jungfrau Maria mit dem Kinde, unter den Seiten-Baldachinen rechts der heil. Bernward mit dem Kreuze, links der heil. Godehard mit dem Bischofsstab und einem Buche. Umschrift: SIGILLUM · HILDESEMENSIS ·: ECCLESIE ·: AD ·: CAUSAS. Silberner Stempel; Hildesheim, Bischöfliches Museum. — Bernward und Godehard sind die Schutzpatrone von Hildesheim; jener war Bischof von Hildesheim vom 15. Jan. 993 bis zum 20. Nov. 1022; dieser vom 30. November 1022 bis zum 5. Mai 1038.
2. Spitzovales Siegel des Kollegiatstiftes zu Kranenburg bei Kleve. Als Pfarrkirche stand die Kirche schon vor 1311. Das Siegel zeigt reiche gotische Architektur. Über der Hauptnische, in welcher der heil. Martin als Patron von Kleve und des Stiftes steht, der gekreuzigte Heiland, rechts und links vom heil. Martin die Apostel Petrus und Paulus. In einer kleinen Nische zu Füßen des Heiligen ein fast nackter auf einer Krücke gehender Bettler. Umschrift: S(igillum) · decani · et · capitu(li) · eccl(esi)e · s(an)c(t)i · Mart(ini) · Cranenborgen(sis) · Cl(im) · i(n) · Zeff(ich). Stempel von Kupfer in der Kranenburger Kirche.
3. Spitzovales Siegel des Kollegiatstiftes auf dem Liebfrauenberg zu Frankfurt a. M. (1325), jetzt Liebfrauenkirche. Die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde auf dem linken Arme hält in der Rechten einen Zweig mit drei Rosen; zu ihren Füßen knieen zwei Nonnen, inschriftlich GISSELA und KATRINA benannt. Umschrift: ✝ S(igillum) · ECC(lesi)E · MONTIS · S(an)C(t)E · MARIE · IN · FRANKENFORD. Stempel von Kupfer. Frankfurt a. M., Museum.
4. Siegel des Camerarius der Kollegiatkirche des heil. Viktor zu Xanten. Das Siegelbild stellt den heil. Viktor in voller Rüstung dar. Umschrift: S(igillum) · camerar(ii) · ecc(lesi)e · Xanctc(n)-sis.
5. Siegel des Domkapitels von Paderborn; aus der Mitte des 13. Jahrh. Die thronende Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde. Rechts der heil. Liborius, links der heil. Kilianus. Umschrift: SIGILLUM · ECCLESIE · PATHERBORNENSIS. Nach einem Abdruck im kgl. Geh. Staatsarchive zu Berlin.
6. Sekretsiegel eines Weihbischofs. Brustbild eines Bischofs, der die Rechte zum Segnen erhoben und mit der Linken den Bischofsstab hält. Der Weihbischof, ein Mönch Namens Nikolaus, war Bischof in partibus infidelium zu Acon in Palästina. Umschrift: ✝ SECRETU(m) · F(ratris) · NICHOLAI · ACONEN(sis) · EPI(scopi).
7. Siegel des S. Michaeliskloſters zu Lüneburg. Das Siegelbild stellt den Erzengel Michael dar, wie er den Drachen tötet. Umschrift: ✝ S(igillum) · CONVENTUS · SANCTI · MICHAELIS · IN LUNEBURH. Stempel von Kupfer im kgl. Staatsarchive zu Hannover. Das Kloſter ist 955 von Hermann Billung geſtiftet, die jetzige Kirche ist 1373—1418 gebaut.
8. Siegel des (Martins-)Kloſters bei Dettingen in Württemberg; von 1420. Hocherhabene treffliche Arbeit. Das Siegelbild stellt den heil. Martin dar, der im Begriff ist, seinen Mantel mit einem krüppelhaften Bettler, der sich in einem kleinen Wagen neben dem Pferde des Heiligen fortbewegt, zu teilen. Umschrift: S(igillum) : conventus : monasterii : iuxta D. Betting. Nach einem Abdruck im kgl. Geh. Staatsarchive zu Berlin.

(N. 1, 2, 3, 4, 6, 7 nach Beissel in Zschr. f. christl. Kunst.)

Mittelalterliche Kirchensiegel. Hierzu Erläuterungsblatt.

unbekannten Orte auf das letzte Gericht warten müſſe: ebenſo darüber, ob bei der dem jüngſten Gericht vorhergehenden Auferſtehung die wirklichen oder verklärte Leiber die Seele umgeben werden. Die erſte Frage ſuchte man durch die Annahme des Fegfeuers zu löſen; bei der letztern war die materialiſtiſche Auffaſſung die vorherrſchende, obſchon der heilige Auguſtin und Eutychius, ſowie viele Gelehrte ſich der ſpiritualiſtiſchen angenommen hatten.

Ein ganz hervorragendes Verdienſt der Geiſtlichen aber war ihre, die Blütezeit der Klöſter weit überdauernde Beſchäftigung mit der Litteratur, wozu ſie allerdings bei der mangelhaften Bildung der Laien ganz beſonders berufen waren. Beruhte auch ihre Gelehrſamkeit hauptſächlich auf der Kenntnis der Kirchenväter, namentlich Hieronymus, Auguſtinus und Papſt Gregor I., ſowie der Heiligenlegenden, ſo waren ſie doch in der Mehrzahl ſo vorurteilsfrei, das Studium der heidniſch-klaſſiſchen Schriftſteller zu dulden, gegen welches ſich aus ihrem Schoße heraus nur vereinzelte beſonders eifrige Stimmen erhoben. Ja viele gingen noch weiter und ſuchten, beſonders auf Reiſen in Italien, mit Fleiß nach Handſchriften des Altertums, die ſie dann durch Abſchriften vervielfältigten; doch wurden dabei die Dichter den Proſaikern vorgezogen. Unter den erſteren waren Vergil und Horaz die geleſenſten, in manchen Nonnenklöſtern weniger ſtrenger Richtung Ovid, — von den Werken in Proſa aber waren die des Seneca die beliebteſten. Die Griechen kannte man indeſſen meiſt nur durch lateiniſche Überſetzungen. Aber auch der weltlichen Perſonen gab es nicht gar wenige, und zwar ſelbſt unter den Frauen, welche der Sprache Roms mächtig waren. Die Schulen der biſchöflichen Stifte kamen, ſoweit oder ſeitdem die der Klöſter in Verfall geraten waren, dem Bedürfniſſe der Bildung freudig entgegen, und ihre Lehrer waren hoch geehrt, ſo ſtreng auch ihre Zucht war. Dieſen Schulen fehlte es auch nicht an Bibliotheken: freilich zählten ſie höchſtens einige hundert Bände, wurden aber oft ſelbſt von Königen benutzt.

Das zehnte Jahrhundert wies daher in Deutſchland gerade ſo viel geiſtige Bildung auf, als in einem von wilden Horden wiederholt heimgeſuchten Lande nur immer erwartet werden konnte. Der Hof des großen Otto war, wie Ruotger ſagt, eine Zufluchtſtätte aller tüchtigen Menſchen jener Zeit; es herrſchte dort eine ſo große Weisheit, daß jene, die ſich früher gelehrt gedünkt hatten, von dort zurückgekehrt, ſich ſchämten und von neuem zu lernen anfingen. Der Kaiſer ſelbſt lernte erſt nach dem Tode ſeiner erſten Gattin lateiniſch leſen und zwar ſo weit, daß er jedes Buch verſtand; er ſprach es zwar nicht wie ſeine zweite Gattin, ſein Sohn und ſein Enkel; dagegen redete er romaniſch und ſlawiſch, doch nur ſelten, und weit lieber deutſch. „Aus weiter Ferne ſchaffte er rätſelhaftes und wunderbares herbei; — was Geſchichtſchreiber, Redner, Dichter und Philoſophen neues und großes verkündeten, unterſuchte er mit Lehrern der betreffenden Sprache aufs genaueſte, und wo ſich jemand durch ſchnellen, gewandten und umfaſſenden Geiſt als ein Meiſter bewährte, da wurde er in Demut ſein Schüler.“ Er war auch hier wie in allem der würdige Nachfolger Karls des Großen.

Es war unbeſtreitbar eine große Zeit, die ihre letzten Wellen bis zu unſrer Gegenwart geworfen hat. Damals war Deutſchland die ſtolzeſte Macht; damals ſchützte es Frankreich und Italien gegen weitere Einfälle barbariſcher Völker, deren Angriffe es auf ſich ſelbſt nahm und abſchlug, und verſchaffte ſo jenen Ländern eine ungeſtörte höhere Entwickelung; damals erhoben ſich, nicht zum wenigſten mit deutſcher Hilfe, Polen, Ungarn, Dänemark, Norwegen, Schweden zu Kulturſtaaten. Eine ſolche Zeit mußte ihre Gelehrten, und zwar auch außerhalb der bereits berückſichtigten Klöſter erzeugen, — freilich nur in der Sprache Roms, welche, zwar nach klaſſiſchen Vorbildern, aber in ganz eigenartigem Stile, noch lange die heimiſchen Laute zurückdrängte und mit der deutſchen Kultur auch nach dem Oſten und dem Norden drang, wo ihre Zeichen die alten Runen mit ihrem heidniſchen Zauber verlöſchen ließen. In Gold auf Purpurpergament bei feierlichen Anläſſen, ſonſt ſchlicht ſchwarz auf weiß ordneten dieſe Zeichen urkundlich die Angelegenheiten romaniſcher, germaniſcher, ſlawiſcher und finniſcher Völker: es hatte in ſeiner Art etwas Großes, daß ganz Europa, ſoweit es den Glauben Roms teilte, amtlich in derſelben Zunge redete. Darum hielten auch die Männer der Feder an derſelben feſt. An ihrer Spitze erblicken wir eine außerordentliche Erſcheinung der Zeit, der wir beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen. Es iſt Gerbert (als Papſt Silveſter II.),

Digitized by Google

Umschreibung und Übersetzung zu dem Facsimile

der von Kaiser Heinrichs I. Verteidigungsanstalten handelnden Stelle

in der um das Jahr 967 entstandenen Handschrift von Widukinds von Corvey „Sächsische Geschichten"; Dresden, königl. Bibliothek.

Transskription:

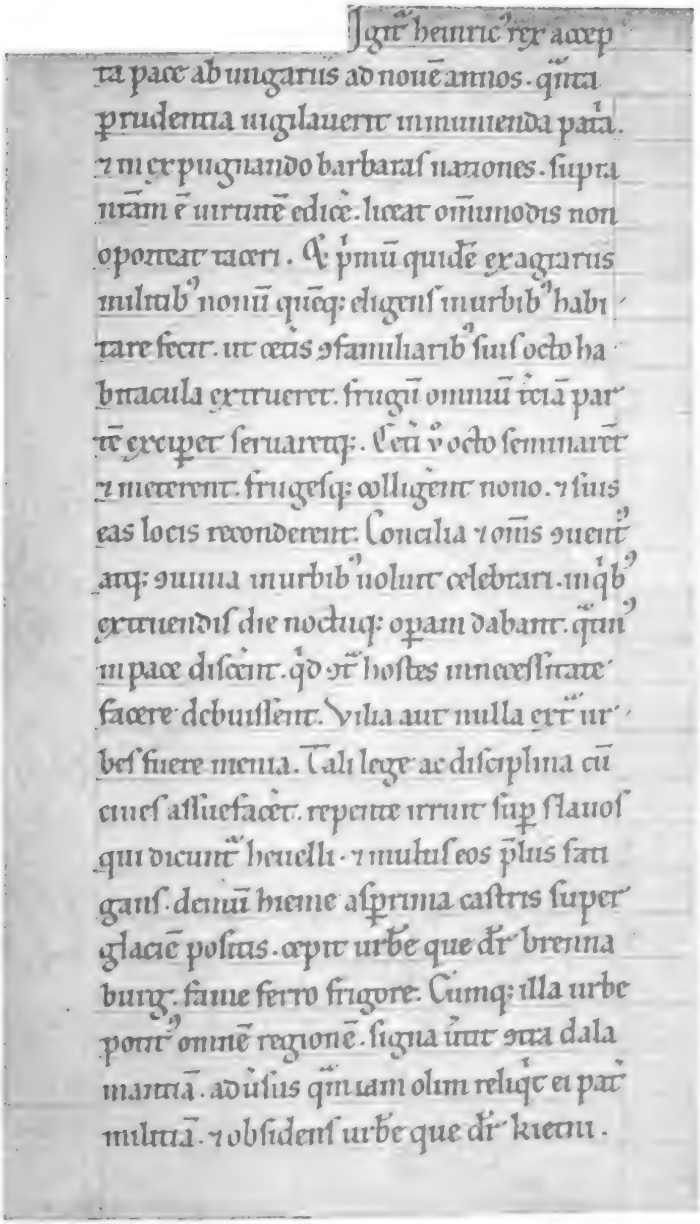
I. Widukind, Res gestae Saxonicae I, 35.

Igitur Heinricus rex accep-
ta pace ab Ungariis ad novem annos, quanta
prudentia vigilaverat in munienda patria
et in expugnando barbaras nationes, supra
nostram est virtutem edicere. liceat omnimodis non
oporteat taceri. Et primum quidem ex agrariis
militibus nonum quemque eligens in urbibus habi-
tare fecit, ut ceteris confamiliaribus suis octo ha-
bitacula extrueret, frugum omnium terciam par-
tem exciperet servaretque. Ceteri vero octo seminarent
et meterent frugesque colligerent nono et suis
eas locis reconderent. Concilia et omnes conventus
atque convivia in urbibus voluit celebrari, in quibus
extruendis die noctuque operam dabant, quatinus
in pace discerent, quid contra hostes in necessitate
facere debuissent. Vilia aut nulla extra ur-
bes fuere menia. Tali lege ac disciplina cum
cives assuefaceret, repente irruit super Slavos
qui dicuntur Hevelli, et multis eos preliis fati-
gans, demum hieme asperrima castris super
glaciem positis cepit urbem, que dicitur Brenna
burg fame, ferro, frigore. Cumque illa urbe
potitus omnem regionem signa vertit contra Dala-
mantiam, adversus quam iam olim reliquit ei pater
militiam et obsidens urbem que dicitur Rietsi —

Übersetzung:

Wie nun König Heinrich, als er von den Ungarn einen Frieden auf neun Jahre erhalten hatte, mit der größten Klugheit Sorge trug, das Vaterland zu befestigen und die barbarischen Völker zu unterwerfen, dies auszuführen geht über meine Kräfte, obgleich ich es doch auch nicht ganz verschweigen darf. Zuerst nämlich wählte er unter dem mit Landbesitz angesiedelten Kriegsleuten jeden neunten Mann aus und ließ ihn in Burgen wohnen, damit er hier für seine acht Genossen Wohnungen errichte und von aller Frucht den dritten Teil empfange und bewahre; die übrigen acht aber sollten säen und ernten und die Frucht sammeln für den neunten und dieselbe an ihrem Platze aufbewahren. Auch gebot er, daß die Gerichtstage und alle übrigen Versammlungen und Festgelage in den Burgen abgehalten würden, mit deren Bau man sich Tag und Nacht beschäftigte, damit sie im Frieden lernten, was sie im Fall der Not gegen die Feinde zu thun hätten. Außerhalb der Festen standen keine oder doch nur schlechte und wertlose Gebäude. Während er nun an solche Satzung und Zucht die Bürger gewöhnte, fiel er plötzlich über die Slawen her, welche Heveller genannt wurden, ermüdete sie durch viele Treffen und nahm endlich bei einem sehr heftigen Froste, indem er auf dem Eise sein Lager aufschlug, die Festung, welche Brennaburg heißt, durch Hunger Schwert und Kälte. Und als er mit jener Burg das ganze Land in seine Gewalt bekommen, wandte er seinen Marsch gegen Dalamantien, dessen Bekriegung ihm schon vor Zeiten sein Vater überlassen hatte, und indem er die Burg Rietsi belagerte —

Digitized



Aus Widukinds von Corvey „Sächsische Geschichten".

Faksimile der von Heinrichs I. Verteidigungsanstalten handelnden Stelle. Handschrift aus der Zeit um 967 Dresden, königl. Bibliothek.

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
CAL

der Lehrer des unglücklichen letzten der Ottonen, ein Franzose, aber von höchst bedeutendem Einfluß auch auf die deutsche Kultur seines Zeitalters. Um 950 in der Auvergne geboren, kam er durch die Gunst des Grafen Borrell von Barcelona in die Schule des Bischofs Hatto von Vich in der spanischen Mark. Daselbst wurden diejenigen Wissenschaften gepflegt, welche die benachbarten Araber von den Spätgriechen erhalten und vor dem christlichen Abendlande voraus hatten, nämlich Mathematik, Astronomie und die Theorie der Musik. Die Logik aber war dort unbekannt; Gerbert erlernte sie in Italien, durch Vermittelung Ottos, bei Gerannus aus Reims, den er dagegen in der Mathematik unterrichtete. Nach Frankreich zurückgekehrt, half er dem deutschgesinnten Erzbischof Adalbero von Reims die dortige Schule zur ersten des Landes erheben. Ihn nach Italien begleitend, machte er dort, in der Umgebung Kaiser Ottos II., die Bekanntschaft des damals gelehrtesten Deutschen, Otrik, des „Cicero Sachsens", der die Schule Magdeburgs zu hohem Ruhme gebracht hatte. Die beiden hervorragenden Männer hielten auf Verlangen des Kaisers vor ihm und einer Versammlung Gelehrter einen physikalisch-philosophischen Wettstreit ab. Gerbert gehörte zu den ersten Abendländern, welche sich tiefer in die klassischen Schriftsteller versenkten; zu den ersten, welche die ursprünglich indischen, die sogenannten arabischen Ziffern kannten und anwendeten; zu den ersten, welche in das Wesen der Musik eindrangen. Er verfertigte einen Himmelsglobus und richtete ihn so ein, daß er den Aufgang und Untergang der Sterne anschaulich machte; ferner ein Instrument zur Berechnung der Tages- und Nachtlängen, eine Armillarsphäre mit den Bahnen der Planeten und eine solche mit Absteckung der Sternbilder; eine Rechentafel (Abakus); eine Sonnenuhr nach Beobachtung des Polarsterns durch ein Sehrohr u. s. w. Ungebildete Kreise hielten ihn daher für einen Zauberer. Auch Gerberts Zeitgenosse Rathernus, Mönch und später Abt von Lobbes bei Lüttich, zeitweise Bischof von Verona und von Lüttich, bietet in seinen Streitschriften viel kulturhistorisches Material.

Auf dem Felde der Dichtung besang ein unbekannter sächsischer Poet um 915 die Thaten Karls des Großen; Walter von Speier um das Jahr 1000 das Leben des heiligen Christophorus und um dieselbe Zeit der Mönch Purchard von Reichenau die Thaten des dortigen baulustigen Abtes Witigo, — alle in lateinischen Hexametern.

Zahlreicher als die Philosophen und Dichter waren indessen damals, infolge der wichtigen politischen Ereignisse, die Geschichtschreiber oder vielmehr Chronisten. Der Langobarde Liudprand, seit 962 Bischof von Cremona, mehr Polemiker als Historiker (S. 159 f.), Italiener sowohl in seiner boshaften, rachsüchtigen Schreibart, wie in seiner klassischen Bildung und Neigung, aber entschiedenster Anhänger der kaiserlich-deutschen Politik und besonders Ottos des Großen, schrieb das „Buch der Vergeltung" (Antapodosis), eine Geschichte der Jahre 888 bis 949, eine Episode aus der Geschichte Kaiser Ottos I. 960 bis 964 (beide mit besonderer Rücksicht auf Italien) und den Bericht über seine Gesandtschaft nach Konstantinopel im Jahre 968. Alle diese Arbeiten blieben unvollendet, der Verfasser starb um 972. In schwülstiger, aber fehlerfreier Sprache feierte Ruotger den Erzbischof Bruno von Köln. Der Sachse Widukind, Mönch von Korvei, verherrlichte in patriotischem Eifer die Geschichte seines Volksstammes und der Fürsten desselben von fabelhaften Zeiten an bis zum Tode Ottos des Großen, dessen Sohn, Wilhelm von Mainz, ihn beschützte und seine Arbeit förderte, welche der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, der noch minderjährigen Tochter des Kaisers, gewidmet wurde. Was er von seiner Zeit schreibt, ist durchaus zuverlässig. Thietmar, Bischof von Merseburg, aus altem Grafenhause stammend und selbst mit den Ottonen verwandt (geb. 976, † 1018), stellte weitschweifig und schwerfällig, aber als höchst schätzbare Quelle die Ereignisse von 892 (ausführlich nur von 936) bis kurz vor seinem Tode dar. Alle diese Chronisten sind indessen über die Geschichte der Welt vor ihrem Leben höchst mangelhaft unterrichtet, mengen Sage und Geschichte durcheinander und erzählen mitunter rein erfundene Ereignisse. Dazu kommen noch eine Menge Heiligen-, Kloster- und Bistumsgeschichten, die zu nennen uns zu weit führen würde.

Es war um die Mitte des elften Jahrhunderts, als die Deutschen der in ihrem Lande herrschenden lateinischen Litteratur überdrüssig zu werden begannen und sich auf eine

Digitized by Google

Wiederbelebung des Schrifttums ihrer Muttersprache vorbereiteten, und zwar in der mittelhochdeutschen Sprachform, welche nun allmählich an die Stelle der althochdeutschen trat. Damals entstand, zwar noch lateinisch, was die Sprache, — aber deutsch und im Geiste einer neuen Zeit gedacht, was die Auffassung und den Inhalt anlangt, ein versifizierter Roman, der erste seit dem Absterben des klassischen Altertums, der leider jedoch nicht vollständig auf uns gekommen ist, Ruodlieb betitelt. Er schildert die Abenteuer eines Ritters ganz in der Art der späteren Ritterromane und Ritterepen. Neben der fortdauernden Derbheit des zehnten Jahrhunderts finden wir darin bereits Anfänge der höfischen Art des zwölften, namentlich in der Achtung vor den Frauen. Ein Mönch von Tegernsee hat ihn geschrieben, aber keineswegs in asketischem, sondern in humanem Geiste und bisweilen sogar in recht mutwilliger Weise. Damals setzte der Abt Williram von Ebersberg die Bestrebungen des St. Galler Mönches Notker für die Pflege der deutschen Sprache fort und mischte in seiner dem jungen Heinrich IV. gewidmeten Übersetzung und Erklärung des Hohen Liedes lateinische und deutsche Sprache untereinander (1065); damals entstand das erste bekannte mittelhochdeutsche, aber mit lateinischen Versen vermischte, Gedicht durch Ezzo von Bamberg, welches die heilige Geschichte besang und vom Priester Willo in Musik gesetzt wurde. Als erstes rein deutsches Gedicht von Bedeutung folgte zu Anfang des zwölften Jahrhunderts das schöne Annolied zu Ehren des Kölner Erzbischofs, und diesem die „Kaiserchronik", eine an Fabeln reiche dichterische Weltgeschichte von Cäsar an, allein ohne jede Rücksicht auf die Zeitfolge. Damals schrieb man auch die ersten deutschen Predigten, und aus dem Jahre 1070 kennen wir die erste, freilich noch vereinzelte deutsche Urkunde. Die erste deutsche Königsurkunde ist von 1240.

Es war allerdings auch zum Teil die Zunahme des Fehdewesens, welche zum Rückgange des Studiums der Sprache Roms in Deutschland beitrug, und der Natur der Sache gemäß war damit zugleich eine Abnahme der Gelehrsamkeit und des wissenschaftlichen Lebens verbunden, deren Anforderungen die deutsche Sprache noch lange nicht gewachsen war. Schon mit dem Ende des ersten christlichen Jahrtausends versiegte das geistige Schaffen der Klöster, welche mit in die Fehden hineingerissen wurden. Es war jetzt eine Seltenheit, wenn weltliche Personen, selbst Fürsten, lesen konnten; wohl mehr Frauen als Männer verstanden es. In der ersten Zeit des zweiten Jahrtausends klagte Graf Udalrich, der Stifter des Klosters Ebersberg († 1028) darüber, daß die Edelleute nicht mehr wie ehemals die Gesetze lesen könnten, die ja lateinisch abgefaßt waren. Nur vereinzelt besuchten deutsche Geistliche die gelehrten Schulen Italiens und Frankreichs, wo die herrschende romanische Zunge sich allmählich von der lateinischen Muttersprache loszureißen begann, und gefeierte Lehrer, wie Berengar von Tours, Lanfrank aus der Lombardei und andere, Aufsehen erregten. Zwar bestanden in Deutschland gute Kloster- und Stiftsschulen fort, unter welchen namentlich das von Heinrich II. mit trefflicher Bibliothek beschenkte Bamberg, damals mit Athen verglichen, hervorleuchtete: sie leisteten zwar nichts Geringes, aber auch nichts Außerordentliches, — nichts, was in Prosa oder Versen, so gewandt beide oft waren, über die Bedürfnisse der Kirche hinausging. Davon auszunehmen sind höchstens die damaligen Geschichtwerke, welche zum Teil einen wesentlichen Fortschritt in Stil und Ausdruck verraten und im Geiste der neuen großen Zeit gedacht sind, die nun über Deutschland aufging und in dessen Söhnen das Bewußtsein nährte, der ersten Nation der Welt anzugehören, welcher sich an Macht keine andere vergleichen konnte, welche daher auch keiner längern Unterwerfung unter das Joch einer fremden Sprache bedürftig war. Freilich haben diese Historiker oft gar sonderbare Ansichten über ältere Zeiten. Wipo z. B. hielt die Kaiser Vespasian und Titus für Christen; er (Kap. 33) erzählte, sie hätten, „um den Herrn zu rächen, dreißig Juden für ein Goldstück verhandelt, weil die Juden Christum für ebenso viele Denare verkauft hatten."

Unter diesen Geschichtschreibern nennen wir nur die hervorragendsten. Thankmar und Wolfher schrieben die Lebensgeschichten der Hildesheimer Bischöfe Bernward und Godehard als Augenzeugen und mit steter Rücksicht auf die gleichzeitige allgemeine Geschichte des Reiches, in wenig ausgebildeter, doch von klassischer Gelehrsamkeit zeugender Sprache. Der Mönch Otlo von St. Emmeram in Regensburg beschrieb das Leben des heiligen Bonifatius und das des

Digitized by Google

Umſchreibung und Überſetzung zu dem

Facſimile der älteſten in deutſcher Sprache abgefaßten deutſchen Königs-Urkunde,

durch welche König Konrad IV. am 25. Juli 1240 den Vergleich der Stadt Kaufbeuren mit Folcmar von Kemenathen beſtätigt.

Transſkription:

(Im) Namen gotes. Amen. Wir Cuonrat in Romschen Kunc erwelt von der gotes gnade vndt erbe des Kuneriches ze Jerusalem tvn kunt allen den die disen brif iemmer gesehent, daz wir folcmaren von Kemenathen vndt vnser stat ze Bûern alsus verschieden vnder ein ander. Folcmar hat gegebin den burgaeren vnde der stat ze wider wehsel den hof, den hern hermannes was, des phaffen, der da lit nidenan an der stat vnder den barmin vnd als sin staingrûebe gat vf an den geworfen wec vnd die rihte an den anderen berc vnde dannan an sin selbes zun, vnde swaz in den zvûenin iezô begriffen ist, daz sol er bûwen vnd sol och mit buwe nit me begriffen. Da wider swaz bûerere gemeinde hant, daz sol och sin volcmars gemeindt vnd swaz er oder sine nachkomelinge hant, daz sol och bûeraer gemeindt sin, vnd swaz nit an buwe lit, da sülte ein getraten sin beidenthalp von der burc unz an die stat vnd von der stat unz an die burc vnd ist och also gescheiden swaz Buraeren schaden vf dem iren geschiht mit gewalte vnd wizzentlich, daz sol man in gelten vndt bezern, als reht is vnd sol doch der schait danach streite sin. Hier an was Conrad der schenke von Wintherstet vnser getruwer vnd Conrad der Liutkirchaer, der Amman von Bûren, vnd dat diz staets belibe, so hiezen wir disen brief besigeln mit vnserm insigel. Diser brif ist gegeben vnd geschriben von unsers herren geburtlichen tage tusend zweihundert vnde fierzech iar. Innan Höwotse. An Sante Jacobs-Tage facilîche*) amen.

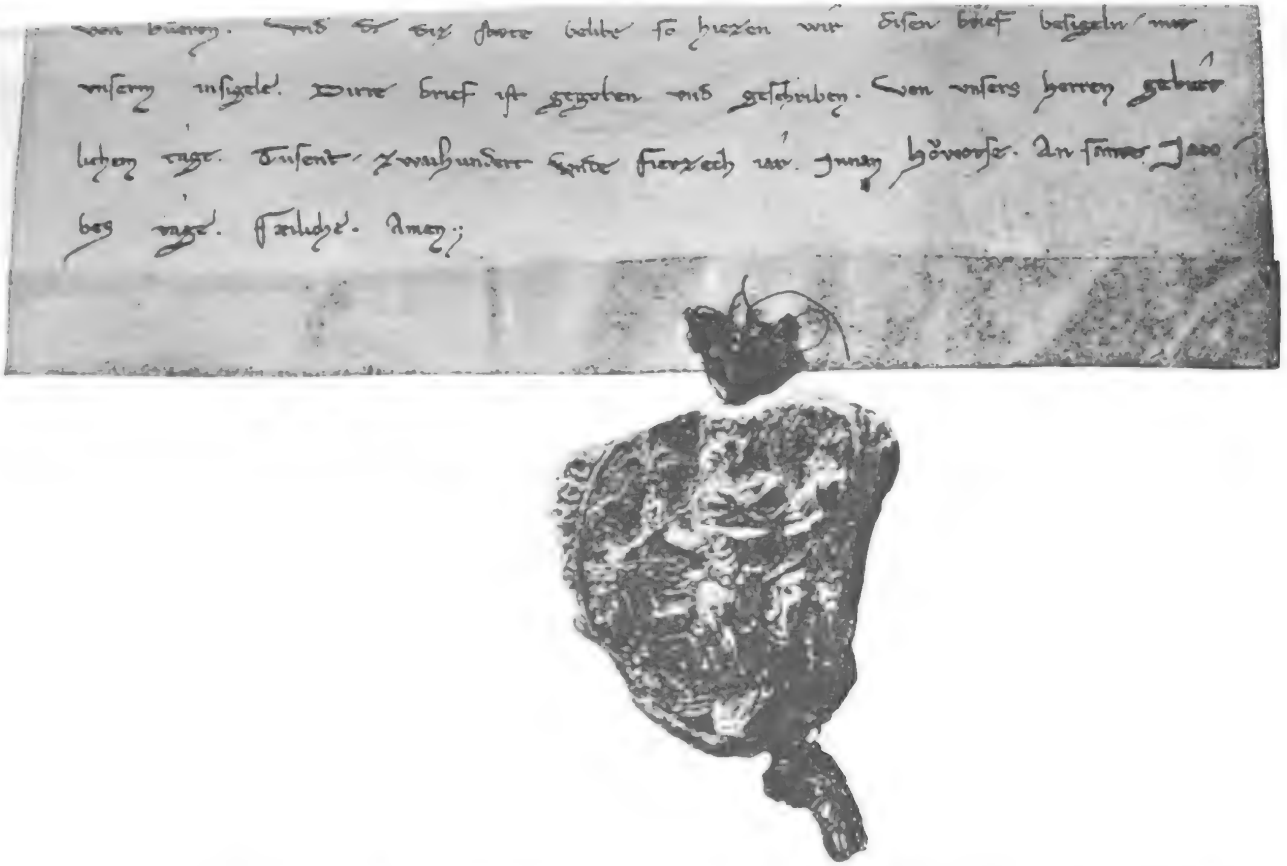
Überſetzung:

Im Namen Gottes. Wir Konrad erwählter römiſcher König von Gottes Gnaden und Erbe des Königreichs Jeruſalem thun kund allen, die dieſen Brief ſehen, daß wir Folcmar von Kemenathen und unſere Stadt zu Beuren alſo mit einander verglichen haben. Folcmar hat den Bürgern und der Stadt in Tauſch gegeben den Hof, der Herrn Hermann dem Pfaffen gehörte, der unterhalb der Stadt liegt unter den Barmen (?) und ſoweit ſeine Steingrube reicht auf dem Dammweg in der Richtung auf den andern Berg und von dannen an ſeinen Zaun hin, und was in der Umzäunung jetzt begriffen iſt, das ſoll er bebauen, ſoll aber mit Anbau nicht weiter um ſich greifen. Was dagegen die Bauern von Gemeindeland haben, das ſoll auch Folcmars Gemeindeland ſein und was er oder ſeine Nachkommen haben, das ſoll auch der Bauern Gemeindeland ſein und was nicht bebaut liegt, das ſoll geteilt ſein von beiden Seiten von der Burg bis an die Stadt und von der Stadt bis an die Burg und iſt alſo geſchrieben. Was den Bauern an Schaden geſchieht auf dem Ihren mit Gewalt und wiſſentlich, das ſoll man ihnen entgelten und erſetzen, wie es recht iſt, und es ſoll demnach kein Streit darüber ſein (?). Hierbei war Konrad der Schenk von Wiſterſtetten unſer Getreuer, und Konrad der Leutkirchner, der Amtmann von Beuren. Und auf daß dies dauernd bleibe, ließen wir dieſen Brief beſiegeln mit unſerm Inſiegel. Dieſer Brief iſt gegeben und geſchrieben nach unſres Herrn Geburt tauſendzweihundertundvierzig Jahre. Im Heumonat. Am St. Jakobstag. Amen.

*) Verschrieben für saelige.

itized by Google

Jamen gotes Amen. Wir Cunrat t Romschen kunc erwelt von der gotes gnade. unde erbe
des kuncriches xc. Jerusalem. Tun kunt allen den die disen brief iemm gesehent. daz wir
folcmaren von kemenachen. unde uns stat xc Bueron alsus verschieden under ein ander. folc
mar hat gegebin den burgaren unde der stat. xc under wehsel den hof der hern hmanne
was des phaffen. der da lit nidenan an der stat und den barmin und als sin staingruebe gat.
uf an den geworfen wec. und die rihte an den anderen bec. unde dannan an sin selbes zun.
unde swaz in den zuenin iezu begriffen ist. daz sol er buwen. und sol och mit buwe nit
me begriffen. Da under swaz buerere gemeinde hant. daz sol och sin volcmars gemeinde. und
swaz er oder sine nachkomelinge gemeinde hant. daz sol och buerer gemeinde sin. und swaz
nit enbuwe lit. da suln sie getraten sin beidenthalp. von der burc unz an die stat. und
von der stat unz an die burc. und ist och also gescheiden. swaz Burgaren schaden uf
dem iren geschiht mit gewalte und unzzintliches. daz sol man im gelten unde be
zern als reht ist. und sol doch der schait dar nach staite sin. Hier an was Conrad
der schenke von Winthersten uns getriw. und Conrad der Luitkirchar der Amman



Faksimile der ältesten deutsch abgefaßten Königsurkunde (wahrscheinlich überhaupt älteste Urkunde in deutscher Sprache): Konrad IV. bestätigt den Vergleich der Stadt Kaufbeuren mit Folcmar von Kemenathen; 25. Juli 1240.

Original im Reichsarchiv zu München. Wirkliche Größe 35 : 24½ Centimeter. (Nach Philippi bei v. Sybel u. Sickel, Kaiserurkunden.)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitiz

Bischofs Wolfgang (S. 152). Bedeutender ist die Lebensbeschreibung Kaiser Konrads II., verfaßt von dessen geistlichem Hofmanne dem Dichter Wipo, einem der Erzieher seines Sohnes, der aber mehr Heinrich III. verherrlichte, als seinen Vater und ersterem auch sein Buch widmete, das oft von Sachkenntnis und Bildung zeugt. Hermann oder Herimann, der Lahme (contractus) genannt, Mönch zu Reichenau, aus gräflichem Geschlechte Schwabens (1013—1054), auch Musiker und Dichter, bearbeitete annalistisch die Ereignisse von Christi Geburt an, ausführlich und klassisch aber nur von 1039—1054, das heißt die Zeit Heinrichs III. Sein Beispiel wirkte sehr anregend, doch herrschte seit der Mitte des elften Jahrhunderts die Heiligengeschichte oder wenigstens die Geschichte frommer Personen, deren Heiligsprechung gewünscht wurde, vor. Für die Beziehungen Deutschlands zum Norden ist die Hamburgisch-Bremische Kirchengeschichte des Domherrn Adam von Bremen, welcher in Magdeburg gebildet war und in Bremen unter Erzbischof Adalbert (S. 167) als Lehrer wirkte, von großer Wichtigkeit. Magdeburg und Bremen waren damals die zwei bedeutendsten Schulen Norddeutschlands.

Die besten Berichte über die Zeit Heinrichs IV. verdanken wir dem bereits genannten Lambert von Hersfeld, der aber nur über die ihm nahe liegenden Dinge gut unterrichtet war, und dessen gegen den König sehr eingenommene Annalen schon 1077 abgebrochen sind. Im Sinne Roms schrieben auch Herimanns von Reichenau Fortsetzer: sein Mitbruder Berthold, dessen Werk als Quelle bis 1080 schätzbar ist, und Bernold, der als Geistlicher in Konstanz, St. Blasien und Schaffhausen lebte (bis 1100). Eine geradezu skandalöse und historisch unzuverlässige Schmähschrift auf Heinrich IV., aber mehr vom sächsischen, als römischen Standpunkte, ist das „Buch vom Sachsenkriege“ (1065—1081), welches der in Magdeburg und Merseburg lebende Geistliche Bruno geschrieben hat; das Gegenteil davon, blinde Lobhudelei des Kaisers, aber in weit gebildeterer Sprache, findet sich in dem anonymen „Leben Heinrichs IV.“ und in dem Epos vom Sachsenkriege. Einen antipäpstlichen Standpunkt nehmen unter Heinrich IV. und V. das Werk des Bischofs Wido von Osnabrück über den Streit zwischen Kaiser und Papst, sowie die Weltchroniken des Schottenmönchs Marianus in Mainz und des Belgiers Sigebert von Gembloux († 1111) ein, während dagegen die Weltchronik des Abtes Ekkehard von Aura (bis 1106, fortgesetzt bis 1125), das vollendetste Werk dieser Art, mit der Zeit vom Kaiser zum Papste überging. Zahlreiche Biographieen und Annalen vervollständigen diese wichtigsten Quellen zur Zeitgeschichte des unglücklichsten Kaisers und seines harten Sohnes.

Kaiser Friedrich I. der Rotbart wählte zum Verkündiger seines Ruhmes den damals wohl gelehrtesten und federgewandtesten Deutschen, seinen Stiefoheim Bischof Otto von Freising, den der Tod leider allzufrüh (1158) von der Arbeit seines Lebens abrief. Seine Weltgeschichte und Geschichte Friedrichs I. zeichnen sich durch philosophische, freilich pessimistisch gefärbte Auffassung und trefflichen Stil vor allen früheren Chroniken des Mittelalters aus; aber es mangelt ihnen an Unparteilichkeit und an Unbefangenheit des Urteils. Das erste der genannten Werke wurde durch Otto von St. Blasien, ganz in der Weise des Freisingers, bis 1209 fortgesetzt; das zweite führte des letztern Schüler und Notar, der Propst Ragewin, freilich mit weniger philosophischer, als historischer Begabung, weiter, doch nur bis zum Jahre 1160. Gottfried von Viterbo, ein in Italien lebender Sachse, feierte in einem Heldengedichte Friedrichs Thaten in lateinischen Versen, wie auch das lateinische Epos „Ligurinus“ den Rotbart verherrlichte. Seitdem hat die deutsche Geschichtschreibung in Roms Zunge nur noch ihren Verfall bezeugt.

Dagegen nahm die klassische Bildung zu; sogar Nonnen schrieben einander lateinische Briefe und citierten die römischen Klassiker; bildungsdurstige Geistliche reisten selbst bis nach Spanien und Griechenland. Zugleich aber mehrten sich die litterarischen Werke in deutscher Sprache, deren dichterische Blüte uns weiter unten beschäftigen wird.

Siebenter Abſchnitt.

Das Zeitalter des Rittertums und des Minnedienſtes.

Die Zeiten der Kreuzzüge und des Kampfes zwiſchen Papſt- und Kaiſertum waren zugleich diejenigen der Entwickelung und Ausbildung des ſogenannten ritterlichen Geiſtes, einer Gemütsrichtung, welche in der Schwärmerei für Religion, für Frauenliebe und für kriegeriſche Thaten ihre höchſte Befriedigung ſuchte und fand. Jedoch bewies dieſe Schwärmerei keineswegs die Kraft, jene drei Ideale ſtets in ihrer Reinheit erſcheinen zu laſſen. Auch in der Zeit des Rittertums war die Religion bedroht von Fanatismus und Aberglauben, die Frauenliebe von Roheit und Zuchtloſigkeit, das kriegeriſche Leben von Verzagtheit in Augenblicken der Notwendigkeit energiſchen Handelns. Aber es herrſchte im ganzen und großen eine dieſe Mängel vielfach verdeckende Erhebung des Geiſtes, mit welcher dann freilich in manchen Dingen wieder eine gewiſſe übertriebene Verfeinerung, ja eine Verweichlichung der Sitte verbunden war.

Dieſe Verfeinerung war eine der Folgen jener bereits (S. 187) erwähnten, im elften Jahrhundert beginnenden Einwirkung der Kultur Frankreichs auf andere Länder, nament-

Höfiſche Trachten im zwölften Jahrhundert. Aus der Äbtiſſin Herrad von Landsperg „Luſtgarten“; um 1165—1175.

lich aber auf Deutſchland. Die Erlernung franzöſiſcher Sitte und Sprache und das Reiſen nach Frankreich wurden zur Modeſache und gehörten notwendig zum „guten Ton“. Dieſen letztern nannte man etwa ſeit der Mitte des 12. Jahrhunderts nach dem Franzöſiſchen courtoisie, Höveſchheit, das heißt das den Höfen geziemende, das höfiſche Leben, wovon noch unſer „höflich“ abſtammt, während „hübſch“ eine Zuſammenziehung davon iſt. Den Gegenſatz zum höfiſchen Weſen bildete das ländliche, gewöhnliche, im Franzöſiſchen villain, villenie, deutſch dörfiſch, Dörperie genannt. Die Äußerung des höfiſchen Weſens hieß „Zucht“; die verneinende Form „Unzucht“ hatte indeſſen nicht den jetzigen unlautern Sinn, ſondern denjenigen der Unbildung, der Ungeſchliffenheit. Und leider waren die Deutſchen damals und noch Jahrhunderte lang ſo ſchwach, den Franzoſen auf ihr Wort zu glauben, daß nur dieſe wirklich gebildet, ſie ſelbſt und ihre Sprache aber roh und ungeſchliffen ſeien!

Edeldame und Händler.

Das „Herrn Dietmar von Aist“ darſtellende Miniature der Heidelberger (ehemaligen Manesſeſchen) Liederhandſchrift. Um 1300. Heidelberg, Univ.-Bibl. Dieſe berühmte Handſchrift enthält die Lieder der Minneſänger aus der Hohenſtaufenzeit; ſie wurde um die Wende des 13. Jahrhunderts von dem Züricher Ratsherrn Rüdger Maneſſ von Maneck angelegt.

An den Höfen aber war das Vorbild des höfiſchen Weſens und der „Zucht“ zu finden, und dieſe Thatſache wurde beſonders durch die ſeit der Mitte des 12. Jahrhunderts aufkommende Erblichkeit der Hofämter offenbar. Bei dem Könige wurden dieſe Ämter, nämlich die des Truchſeſſen, Schenken, Kämmerers und Marſchalks, von Herzogen, — bei dem Herzog von Grafen, — bei dem Grafen von Miniſterialen verſehen. Auch Biſchöfe und Abteien hatten ihre Höfe und Hofämter. Nach dem Vorbilde der Höfe richtete ſich nun die Zucht der ritterlichen Familien, die Erziehung ihrer Söhne und Töchter. In jenen wurden die Träger des ritterlichen Weſens, in dieſen die Heldinnen des Minnedienſtes zu all' den Pflichten angeleitet, welche jenes Zeitalter von den männlichen und weiblichen Mitgliedern der höhern Geſellſchaft bethätigt ſehen wollte. Die Hauptſache waren dabei für die Männer Leibes- und Waffenübungen, namentlich Waidwerk und Fechtkunſt, für die Frauen feine Handarbeiten, Haushaltungskunde und Anſtandsübung. Des Leſens und Schreibens waren Damen im ganzen öfter kundig, als weltliche Männer. Die Kenntnis der franzöſiſchen Sprache, dieſes weltlichen Latein, war in ritterlichen Kreiſen für beide Geſchlechter unentbehrlich; überdies lernten Knaben und Mädchen freiwillig nicht ſelten auch die alte Sprache Roms in damals üblicher Form und manchmal ſogar (byzantiniſches) Griechiſch. Hauslehrer und Lehrerinnen impften beiden Gruppen der Zöglinge dieſe Kenntniſſe ein, worauf die Erziehung durch den Aufenthalt an einem fürſtlichen Hofe ihren Abſchluß erhielt. Der lernende junge Mann, der „Knappe“, wurde nicht ſelten auch zu Botendienſten und anderen Aufträgen, namentlich zur Bedienung der Gäſte, verwendet.

Der ritterliche Stand im weitern Sinne umfaßte drei Klaſſen: die Grafen (die ſeit etwa 1180 Landesherren waren), die freien Herren oder Ritter im engern Sinne, und die Miniſterialen oder Dienſtleute, das heißt Unfreie, die ſich dem Waffendienſte widmeten, dafür Lehen erhielten und bei ihren Herren (Kaiſern, Fürſten, Biſchöfen u. ſ. w.) viele Vorrechte beſaßen. Dieſen Vorteilen zuliebe traten oft Freie in die Miniſterialität ein, deren Glieder ihrerſeits ebenſo häufig zur Freiheit emporſtiegen.

Seit dem 13. Jahrhundert nun verbreitete ſich, nach dem Muſter der in den Kreuzzügen entſtandenen geiſtlichen Ritterorden, die Idee eines allgemeinen weltlichen Ritterordens, und ſeitdem wurde nur noch als Ritter anerkannt, wer ſich nach abgelegtem Gelübde in den Ritterorden aufnehmen ließ. Bis dahin war er nur Knappe oder Edelknecht geweſen. Gewöhnlich geſchah die Aufnahme in den Ritterſtand bei einem großen Feſte durch die Schwertleite, deren Hauptſache die Umgürtung mit dem Schwerte war. Der ſogenannte Ritterſchlag, welcher urſprünglich lediglich dem Knappen die bei dieſer Feier erhaltenen Lehren einſchärfen ſollte — ähnlich wie ehemals bei dem Setzen von Grenzſteinen anweſende Knaben geſchlagen wurden, um ſich noch als Männer an dieſen Schimpf zu erinnern, — wurde ſeit der Ausbildung des Rittertums das Symbol der Aufnahme in dieſes und konnte im Felde von jedem Ritter erteilt werden. Die dem neuen Ritter gegebenen Lehren waren: „der Ritter ſei hochgemut im Unglück, beſtändig gegen ſeine Verwandte, freigebig gegen alle, tadellos im höfiſchen Geiſte und ehrenfeſt in männlichen Tugenden. Er ſoll täglich die Meſſe hören, für den chriſtlichen Glauben das Leben einſetzen, die Kirche von ihren Drängern erlöſen, Witwen und Waiſen beſchützen, an keinem ungerechten Streite teilnehmen, keine unbilligen Dienſte leiſten und für jeden Unſchuldigen, wenn es not thut, den Zweikampf ausfechten. Er ſoll dem römiſchen Kaiſer gehorchen, das Reich achten, kein unrechtes Gut erwerben und überhaupt vor Gott und Menſchen unſträflich leben.“ Der Knappe gelobte feierlich, dieſe Ritterpflichten zu erfüllen, und hatte nach Schluß der Feier das Recht, ſich „Herr“ zu nennen, goldene Sporen, den Rittergürtel und einen Scharlachmantel zu tragen.

Schwertleite.

Der Fürſt gürtet dem Jüngling das Schwert um; Edelknaben legen ihm die Sporen an; Brünne, Schild und Speer werden bereit gehalten. Aus einer Handſchrift des 13. Jahrh. London, Britiſches Muſeum.

Der Zutritt zum Rittertum ſtand jedem Freien offen, deſſen Vater nicht ein Geiſtlicher oder Bauer war. Es wurden ſomit die drei Stände des ſpätern Mittelalters, Wehr-, Lehr- und Nährſtand, ſchon früh auseinander gehalten. Dem Ritter war eine glänzende Laufbahn eröffnet; er ward von den Höfen, von der Kirche, und was nicht als das mindeſte galt, von den Frauen vor jedem Weltlichen bevorzugt.

Wie der Ritter außen, im „feindlichen Leben“, ſo waltete im Hauſe die Dame. Die Frauen der Ritterzeit kannten faſt alle weiblichen Arbeiten, wußten aber ſehr wohl zu unterſcheiden, welche derſelben ſich für ſie ſchickten und welche ſie geziemender den Mägden überließen. Die Fertigung der Kleider für ſich und ihre männlichen Angehörigen, ſowie das damals auf einen hohen Grad der Vollendung gelangte Einſticken von Figuren aller Art war ihrer würdig, — das Spinnen und Weben beſchränkte ſich auf feinere Sachen und Stoffe zu kirchlichen Zwecken, wie denn die heilige Eliſabeth von Thüringen aus Frömmigkeit Wolle zu

Mönchskutten spann und aus Demut ihrer Dienerschaft Kleider wob. Immerhin aber sind von jenem feinern Leben die Frauen und Töchter armer Ritter auszunehmen, welche oft selbst gewöhnliche Arbeiten, z. B. das Melken der Kühe, besorgten.

Ein weitläufiges, ungeschriebenes, doch bisweilen dichterisch bearbeitetes Gesetz regelte das Anstandsleben der Frauen. Es galt für unschicklich, wenn eine Dame mit großen Schritten ging, lebhaft gestikulierte, die Blicke erhob und umherschweifen, die Kleider nachschleppen ließ, Männer anredete, laut sprach oder lachte u. s. w. Bei dem damaligen Mangel an Ärzten wurden auch medizinische Kenntnisse von den Frauen erwartet, um Kranken und Verwundeten die nötigste Hilfe zu leisten, zu welchem Zwecke sie

Ritter von einer Edeldame den Helm empfangend.

Das den „Schenk von Limpurg" darstellende Miniature der Heidelberger (ehemaligen Manesseschen) Liederhandschrift. Um 1300. Heidelberg, Universitäts-Bibliothek.

Salben und andere Heilmittel bereiteten, Wurzeln und Kräuter sammelten u. s. w.

Sehr feinfühlig war jene Zeit in Hinsicht auf die Frauenschönheit. Ihre Dichterwerke verlangen von einem schönen Weibe, daß seine Gestalt mäßig hoch, die Haare goldblond und glänzend, „in natürliche Locken gekräuselt", die Augenbrauen dunkel und nicht zusammenstoßend, die Augen hell leuchtend, die Wangen rosig angehaucht, die Lippen weich und

Entführung.

Das „Herrn Friederich der Knecht" darstellende Miniature der Heidelberger (ehemaligen Manesseschen) Liederhandschrift. Um 1300. Heidelberg, Universitäts-Bibliothek.

Digitized by Google

feurig rot, die Zähne schneeweiß und gleich gestellt, die Ohren klein und rund seien. Ähnliche Anforderungen stellen die Dichtungen auch an das stärkere Geschlecht. Rothaarigen, buckligen und häßlichen Menschen traute man nichts Gutes zu.

Im Verhältnis der Geschlechter zu einander galten streng die Regeln der Höflichkeit. Beim Eintreten in einen Raum standen Herren und Frauen vor einander auf; die Anrede war Sache der ersteren. Einen Ritter nannte man „Herr", einen Knappen „Jungherr" (Junker), eine junge Dame, gleichviel ob vermählt oder nicht, „Jungfrau", eine ältere in beiden Fällen „Frau". „Maget" bezeichnete eine ledige Frau jüngern Alters.

So abgemessen aber im äußern Auftreten das Verhältnis der Geschlechter auch war, so wenig wußte dasselbe im geheimen etwas von Schüchternheit oder allzu großer Gewissenhaftigkeit. Wohl keine Litteratur ist so reich an lüsternen Situationen und losen Abenteuern wie diejenige der Zeit, von welcher wir sprechen. Der ritterlichen Gesellschaft mangelte es stets an tiefer, ernster Beschäftigung; was konnte sie neben dem Waffenhandwerk daher mehr anlocken als das Aufsuchen verliebter Abenteuer in des Wortes verwegenster Bedeutung? — Die Moral stand noch auf sehr unentwickelter Stufe; man glaubte den Pflichten der Religion mit äußerlicher Befolgung der kirchlichen Gebräuche Genüge zu thun, und dies um so mehr, als die Geistlichkeit damals, nachdem sowohl die wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit der Klöster, wie die Reformbestrebungen von Cluny vergessen und verschollen waren, mit keinem guten Beispiele voranging. Wohl ergiebt sich aus allen zeitgenössischen Angaben, daß in Deutschland noch mehr Sittsamkeit zu finden war, als in den Nachbarländern (namentlich in Frankreich), wie schon die herrlichen Frauengestalten des Parzival und der Nibelungen zeigen; allein auch in unserm Lande fehlte es weder an leichtfertigen Herren noch an nachsichtigen Damen. Selbst hier wurden die Gesetze der Ehe vielfach gebrochen und durch ein sittenloses Treiben verletzt, welches sich um das Jahr 1200 auch auf die Geistlichkeit, die Bischöfe, die Mönchs- und Nonnenklöster, übertrug. Die Frauen der höfischen Zeit lebten freier und ungezwungener als die des frühern Zeitalters. Es gab viele abenteuernde Damen, „fahrende Fräulein", allerdings nicht aus besseren Häusern. Im Ritterstande aber wurde die Gastfreiheit der Burgen oft durch Vorkommnisse beleuchtet, in denen sich Zuchtlosigkeit und Naivetät drastisch vermengten.

Fahrendes Fräulein; Zeitbild aus dem 12. Jahrhundert.
Darstellend die heilige Pelagia in einem Initialbuchstaben eines Passionale aus Kloster Zwifalten; um 1180. Stuttgart, kgl. Bibliothek.

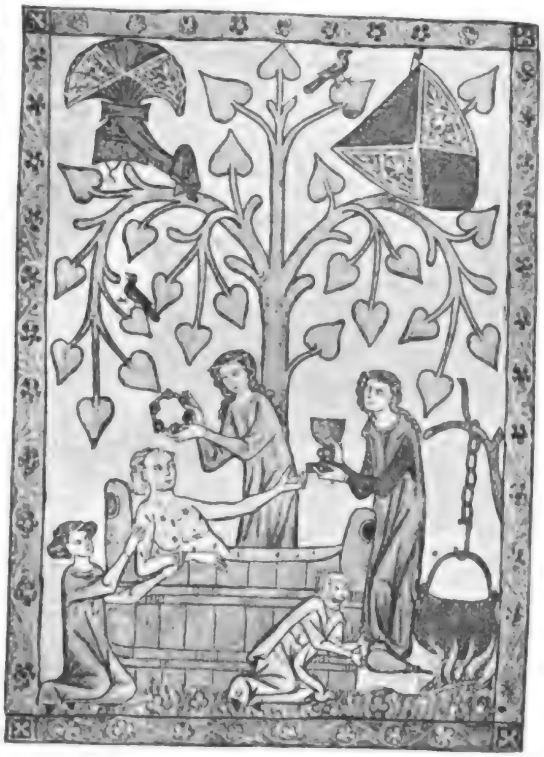
Unter den Rittern selbst herrschte keine allzu strenge Auffassung von der Ehe und der ehelichen Treue, ausgenommen in den Augen beleidigter Gatten, welche die Zerstörer ihrer Hausehre töten oder verstümmeln durften. Intime Verhältnisse, sogar Verheirateter, mit anderen Personen, sogenannten „Amien", die sehr oft Ehefrauen waren, wurden nicht nur gesellschaftlich, sondern selbst gesetzlich, vom Sachsen- und Schwabenspiegel, anerkannt und die dabei beteiligten Damen wurden von ihren Standesgenossinnen keineswegs verachtet. Je schwierigere Abenteuer und je größere Gefahren ein Ritter in dieser Hinsicht bestand, um so höher stieg auch der Ruhm seiner Tapferkeit. Solche Ritter trugen Hemden, Ärmel, Tücher ihrer Angebeteten am Leib oder an Helm und Lanze in Turnier und Schlacht, und die Damen waren stolz, diese Sachen in zerrissenem Zustande dann abermals zu tragen. Nicht so vereinzelt, wie man glaubt, stehen in dieser Beziehung Tollheiten wie die des Ritters Ulrich von Lichtenstein da: freilich giebt dessen Geschichte auch von der höhnenden Kälte vieler Frauen Zeugnis, welche von ihren Verehrern im Übermut oft die unmöglichsten Thaten verlangten. Es gab scherzhafte

Burg Elz bei Münstermaifeld im Elſaß; zum Teil aus dem 12., Hauptbau aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Geſetzbücher der Liebe; das Daſein ernſter „Liebeshöfe“ iſt jedoch nur eine Fabel, ſoviel man damals auch über verwickelte Liebeshändel grübelte.

An Lichtſeiten in dem Treiben der ritterlich-höfiſchen Geſellſchaft fehlte es indeſſen nicht. Bei aller Leichtfertigkeit war Gewaltanthat allgemein verpönt: ſie kam wohl nur im Kriege vor; im Frieden unterlag ſie der Todesſtrafe oder anderer ſchwerer Buße. Ebenſo zeigen die großen deutſchen Heldengedichte jener Zeit, daß hohe reine Liebe nicht ſelten war und im Minneſange eine beredte, — in Farben- und Blumenwahl aber eine ſtumme und doch deutliche Sprache erhielt. Selbſt verbotene Verhältniſſe hatten oft einen tief ergreifenden und rührenden Zug. Im ganzen und großen war die Geſellſchaft beſſer als ihr Ruf und entſprach in ihrer wirklichen Lebensweiſe keineswegs völlig ihrer ſtarken Neigung zur Unterhaltung durch anſtößige Erzählungen.



Ritterlicher Gaſt im Bade von Edeldamen bedient.

Rechts der Waſſerkeſſel über dem Feuer, das eine Magd — zur Darſtellung ihres niedern Standes kleiner als die übrigen Figuren gezeichnet — mit dem Blaſebalg anfacht.

Das „Herrn Jakob von Warte“ darſtellende Miniature der Heidelberger (ehemaligen Manesſeſchen) Liederhandſchrift. Um 1300. Heidelberg, Univ.-Bibl.

Eine treffliche Sitte jener Periode war die ſorgſame Körperpflege. Wahrſcheinlich nicht ohne Einwirkung des Morgenlandes durch die Kreuzzüge waren Bäder ein unentbehrliches Bedürfnis für ſämtliche Glieder der höheren Stände geworden; ſie hatten große Bedeutung im Leben der höfiſchen Kreiſe; ſie bildeten eine hervorragende Pflicht der Gaſtfreundſchaft. Daß dabei Jungfrauen den ritterlichen Ankömmling bedienten, ja, daß Männer und Frauen gemeinſchaftlich badeten, ſoviel bekannt, ſtets in Wannen, iſt wohl eher naiv als unſittlich zu finden, wenn man die Zeit nimmt, wie ſie war. Nur extreme Heilige mißachteten das Bad als ſündhaft. Auch beim gewöhnlichen Waſchen wurde die größte Reinlichkeit beobachtet; Nägel, Zähne, Kleider, alles unterlag demſelben; Kämme, Bürſten und Spiegel fehlten in keiner adligen Familie. Wandſpiegel kannte dieſe Zeit noch nicht, ſondern nur Handſpiegel von geringem Umfang, die früher aus Metall, ſpäter aus Glas hergeſtellt, in ſchön geſchnitzte Rahmen gefaßt und in elfenbeinernen Kapſeln verwahrt wurden. Zierliche, mit Ritter- und Liebesſzenen geſchmückte Käſtchen verwahrten die Toilettengegenſtände. Falſche Haare und Schminke waren den Damen nicht unbekannt, den Männern aber ein Greuel.

Andere Lebensumſtände der höfiſchen Geſellſchaft, Nahrung, Kleidung und Schmuck, müſſen wir wegen der Vergleichung der Stände und des Zuſammenhangs der Jahrhunderte in die folgenden Abſchnitte verweiſen; wir gehen hier zu den ritterlichen Wohnungen, den Burgen oder Schlöſſern und zu dem Leben über, welches ſich in denſelben abſpielte. Wie die Pfahlbauer der Urzeit ſich zu ſchützen ſuchten durch die Wogen der Seen, denen ſie ihre Holzgerüſte anvertrauten, ſo ſuchten im Mittelalter die Ritter ihre Burgen durch Anlage, Bauart und Standort vor feindlichem Angriff und gegen die in ihrer Zeit noch herrſchende

Schloß Wildenstein an der Donau.

allgemeine Unsicherheit zu schützen. Womöglich auf Bergeshöhen oder wenigstens auf Hügeln, oder auch in Gewässern und Sümpfen, auf natürlichen oder künstlichen Inseln, wurde, schwer zugänglich, oft völlig sturmfrei, das feste Haus des Ritters aus mächtigen Steinmauern errichtet. Eine Burg sollte indessen nur besitzen, wer dreißig Pfund jährlich einzunehmen hatte. Wir haben (S. 208) bereits erwähnt, wie seit dem zehnten Jahrhundert, als in deutschen Landen feste Plätze aufkamen, dieselben sich einerseits zu Städten mit aufblühenden Gemeinwesen freier Bürger, anderseits zu Burgen entwickelten. Doch blieb, wie dort, so auch hier der erste, ursprüngliche Zweck nicht der einzige. Die Burgbesitzer hatten Familien, und der heilige Herd des Hauswesens galt auch in ihren Kreisen für das Symbol der Geschlechtszusammengehörigkeit und gab dem Ritterwesen eine Weihe, ohne die es eben nichts als eine in gewissem Grade organisierte Gemeinschaft von Raufbolden gewesen wäre. Es ist somit die Frauenminne, welche ungeachtet seiner Ausschreitungen das Rittertum zu einer maßgebenden Erscheinung in der Kulturgeschichte stempelt — zu einer eigentümlich gearteten Gesellschaftsgruppe, in welcher sich nicht nur Anstand und Sitte, sondern auch, wie wir weiterhin sehen werden, die Kunst des Sanges, die „frohe Wissenschaft", zu einer ihre Zeit beherrschenden Macht erhoben hat.

Hauptbedingung bei den Burgen war wie gesagt Festigkeit, womöglich Uneinnehmbarkeit. Schloß Wildenstein an der Donau z. B. war auf zwei spitzen Felsenkegeln errichtet, zwischen denen ein hoher Turm stand, welchen Zugbrücken mit beiden Kegeln verbanden, so daß im Notfalle beide isoliert werden konnten. Schloß Fleckenstein in Elsaß war einer Felsspitze so aufgepaßt, daß Mauer und Fels zusammengewachsen schienen und der hohe Hauptteil der Burg majestätisch über die kleineren Felskegel emporsah, die ihn und die zwischenliegenden Nebengebäude schützend umgaben und selbst wieder von einem Wassergraben eingeschlossen waren. Die Wartburg in Thüringen, der Hohentwiel in Schwaben, der Kynast in Schlesien waren weitere, beinahe unersteigliche Felsennester. Der Zugang zu allen Burgen wurde von den für

jene Zeit äußerſt geſchickten Feſtungsbaumeiſtern ſo ſchwer erzwingbar wie nur möglich gemacht: Gräben und Mauern mit Zinnen und Schießſcharten und beſonders Türme, die feſteſten Stützen des Baues, mußten das Erdenklichſte leiſten. So notwendig Thore den Städten waren, ſo unbequem waren ſie den Burgen; man ſchützte ſie daher durch Zugbrücken und Fallgitter, ſo gut es immer ging und der Thorwächter bewachte ſie unabläſſig. Der Hauptturm, deutſch Bergfrit, franzöſiſch Donjon, welcher die ganze Anlage überragte, war auf die hartnäckigſte Verteidigung eingerichtet; man ſuchte ihn ſelbſt dann noch zu halten, wenn alles Übrige genommen war. Daher lag ſein Eingang in bedeutender Höhe, oft zwanzig und ſogar vierzig Fuß, über dem Boden und war nur durch Leitern, bewegliche Treppen oder von gleicher Höhe herüberführende Zugbrücken zugänglich. Die Geſtalt des Bergfrits war verſchieden, bald nach römiſcher Art viereckig, bald nach deutſcher rund, ſechs- und achteckig oder auch von gemiſchter Anlage. Das untere Geſchoß war ſtets ohne Zugang von außen, nur im Innern durch Leitern oder Treppen erreichbar und enthielt oft einen Brunnen; vielfach wurde es auch als Wein- und Vorratskeller, ſowie in Zeiten der Bedrängnis zur Verwahrung des Burgſchatzes benutzt, und faſt in allen Burgen war in ihm ein Verließ zur Aufnahme der Gefangenen, deren Los in feuchtem Loche unter Ungeziefer und Gewürm nicht eben ein freundliches war. Natürlich brachte man vornehme

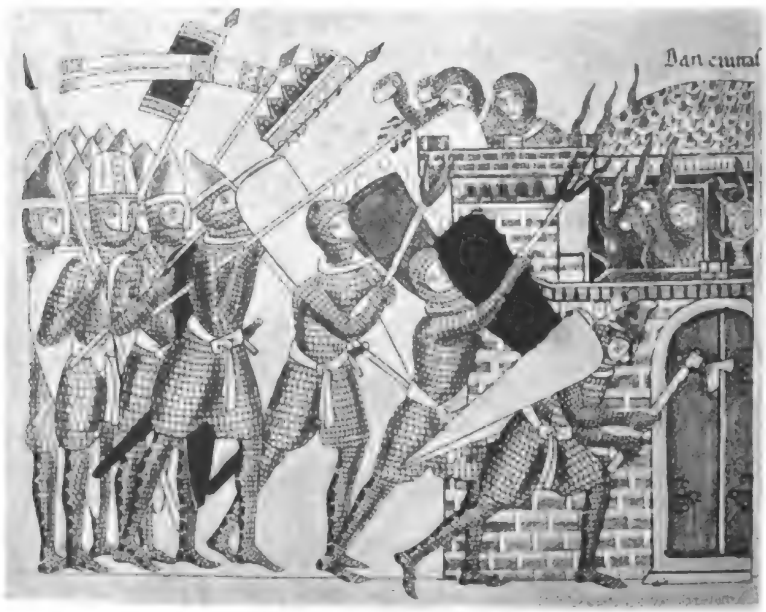
Ruinen der St. Ulrichsburg bei Rappoltsweiler im Ober-Elſaß.

Erbaut im 13. Jahrhundert von den Grafen von Rappoltſtein und benannt nach der dem St. Ulrich geweihten Burgkapelle; dieſe Burg iſt beſonders charakteriſtiſch für die Schönheiten mittelalterlichen Burgbaues und für die ganze einem größern ritterlichen Hofhalt entſprechende Anlage. (Nach Narber.)

Digitized by Google

Gefangene, wenn nicht beſonderer Haß vorlag, in beſſeren Gelaſſen des obern Turmteils unter. Im erſten Stockwerke befand ſich die Küche, durch welche man in die übrigen Räume gelangte; hier wohnte das Geſinde; hier ſchlief es, bisweilen in Wandſchränken. Im zweiten Stock war die Wohnung des Burgherrn und ſeiner Familie; ein rieſiger Ofen, an deſſen Stelle ſpäter der zierlichere, aber weniger Wärme verbreitende Kamin trat, und Wandſchränke für die Gerätſchaften und Koſtbarkeiten der Familie, gehörten zu ihrer Einrichtung. Die Fenſter lagen in Niſchen, welche in die dicken Mauern eingebaut waren und Sitze enthielten, die der Burgfrau und ihren Töchtern als Arbeitsplätze dienten. Das höhere Stockwerk umſchloß das Beſuchs- oder Prunkzimmer, den ſpätern Ritterſaal, in welchem die Rüſtungen und Waffen an den Wänden hingen oder ſtanden, in dem auch Gelage und Gaſtmähler abgehalten wurden. Zu oberſt endlich hauſte der Turmwächter, der Ausſchau hielt nach nahenden Gäſten oder Feinden und durch ſeinen Hornruf ihr Kommen verkündete.

Seit dem zwölften Jahrhundert verband ſich die Feſtigkeit der Ritterburgen indeſſen mit mehr Wohnlichkeit und ſeit dem vierzehnten auch mit mehr Geſchmack. Die Bauten wurden mit der Zeit weitläufiger, die Mauern weniger dick, die Fenſter und Thüren weiter, die Gemächer höher, alles je nach den Mitteln des Erbauers.

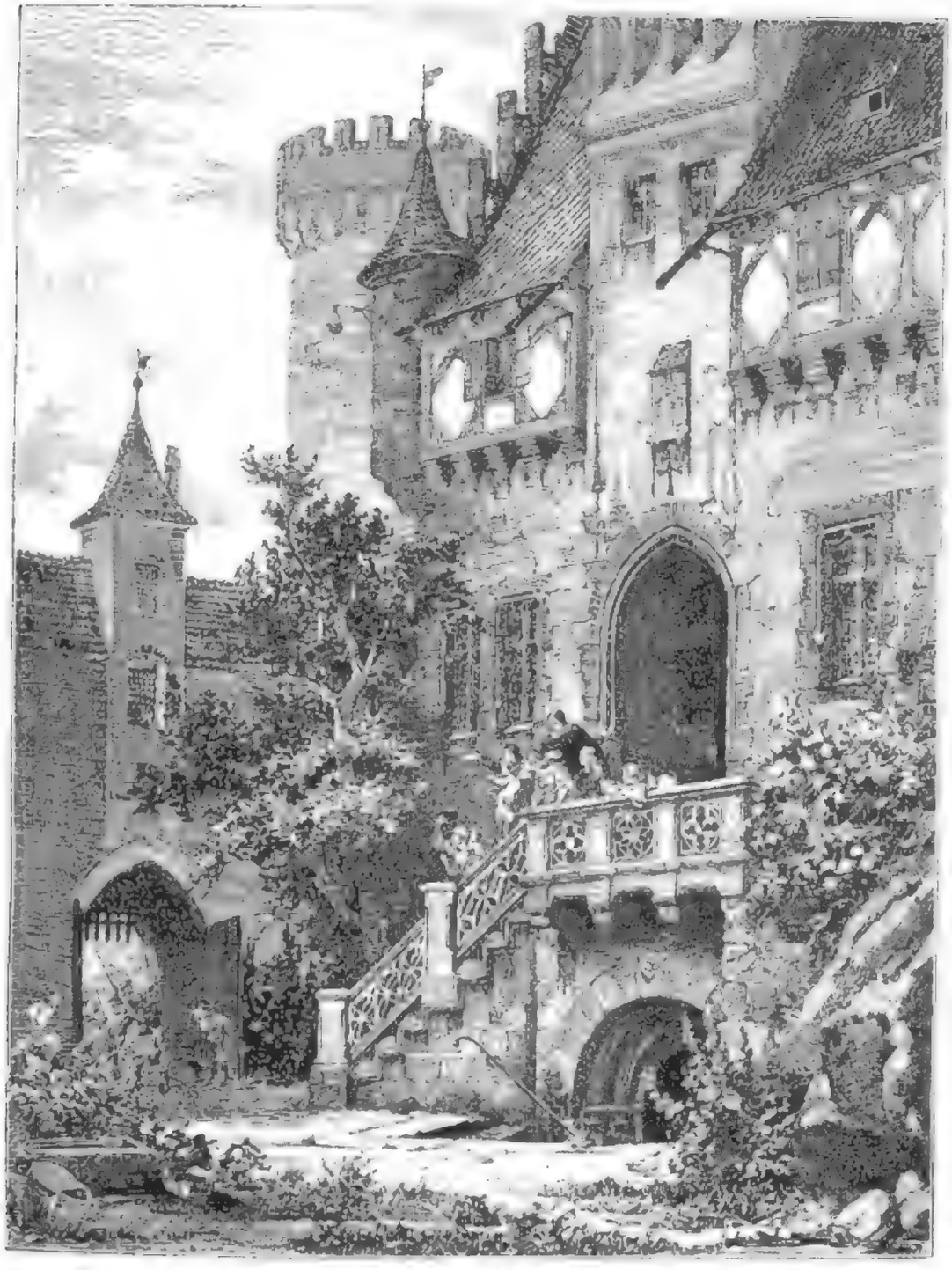


Erſtürmung des Thorturmes einer Burg. Rüſtung und Bewaffnung des 12. Jahrhunderts.
Aus der Kötiſin Herrad von Landsperg „Luſtgarten“; um 1165—1175.

Die Burgen, welche nicht auf ſturmfreier Höhe gelegen waren, bedurften einer ſie ſchützend umgebenden Ringmauer; dieſelbe umſchloß auch den etwa vorhandenen kleinen Garten, den Turnierplatz, die Wirtſchaftsgebäude und Ställe und war meiſt mit Zinnen verſehen, hinter denen die Verteidiger ſich decken und verbergen konnten. Je nach dem Umfange der Burg war die Ringmauer mit mehr oder weniger Warttürmen beſetzt. Die Dächer waren mit Schindeln aus Blei oder Zinn, auch mit Steinplatten, gedeckt. Auf ihrer Spitze ragte eine Wetterfahne, deren Geſtalt und Größe den Rang des Burgherrn anzeigte.

Die Thore der Burgen waren durch ſchwere eiſerne Fallgatter mit ſcharfen Spitzen geſperrt, die man aus dem obern Teile des Thorturmes herabließ. Bisweilen waren ſie doppelt

Digitized



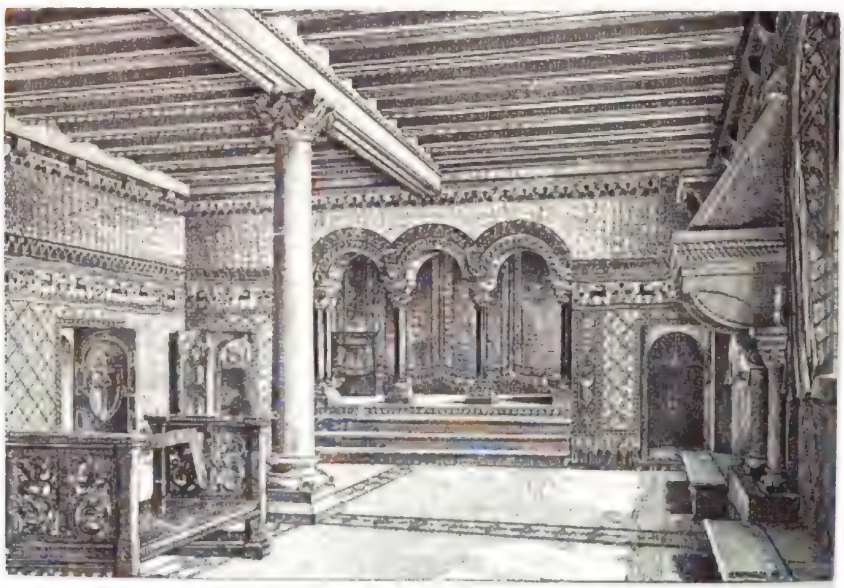
Burghof. Motiv aus Rothenburg a. d. Tauber. Gezeichnet von C. Sterry nach F. C. Mayer.

vorhanden, so daß allzu hitzig Eindringende zwischen ihnen gefangen werden konnten. In späterer Zeit traten an ihre Stelle die Fallbrücken. Einlaßbegehrende meldeten sich durch ein Horn oder durch Anschlagen an eine neben dem Thore hängende Holz- oder Blechtafel. Den Burghof beschattete oft eine hohe Linde oder ein Baum, dessen Samen Kreuzfahrer aus Palästina heimgebracht hatten. Vom Burghofe getrennt aber war der tiefer liegende Zwinger, ein breiter Graben, in welchem Hirsche, Rehe, Bären, manchmal sogar Löwen gehalten wurden. Reichere Burgherren ließen sich angelegen sein, ihre Felsenhorste durch Wasserleitungen mit erquickendem Naß zu versehen.

Digitized by Google

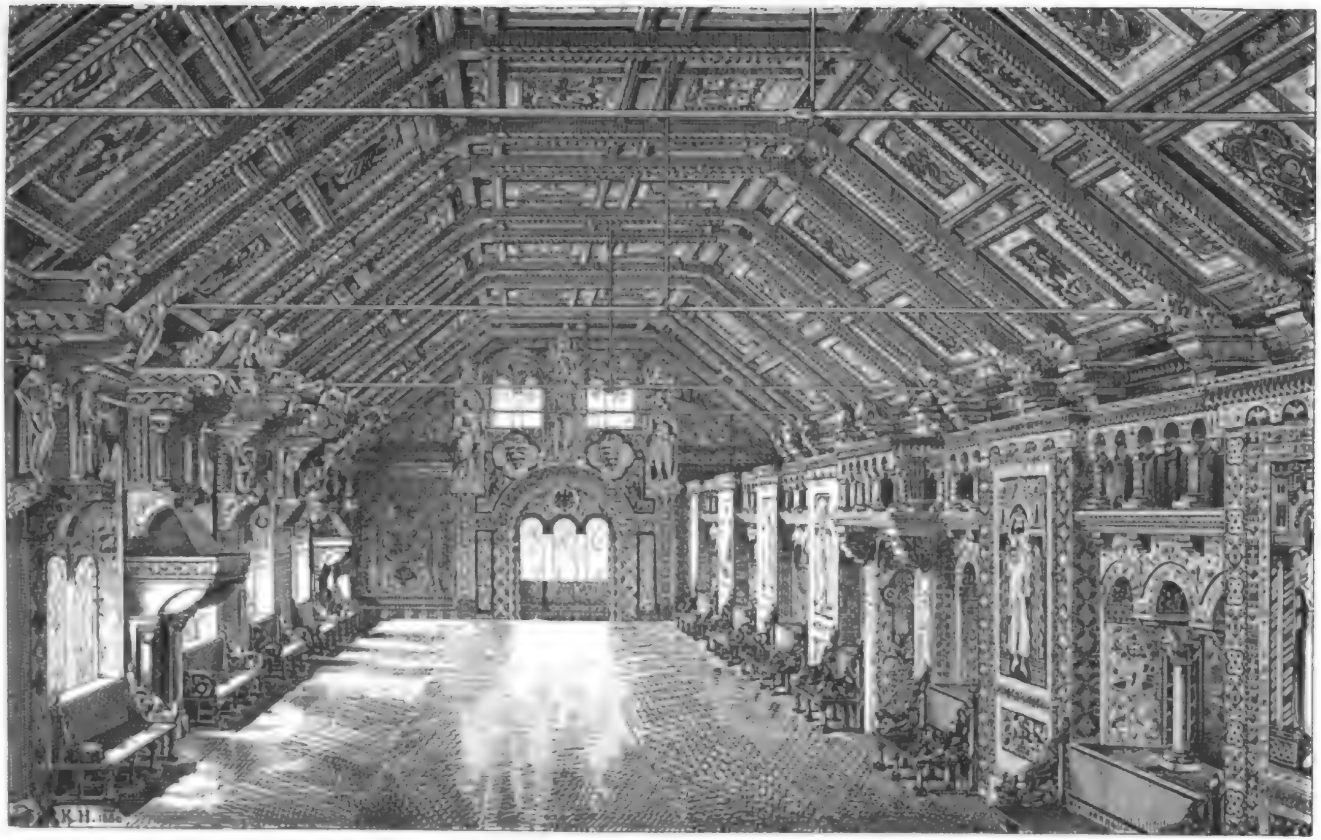
Der Hausrat der Gemächer war in älterer Zeit und bei nicht begüterten Geſchlechtern ſehr einfach; er beſtand in Betten, Seſſeln, Truhen und ſchweren Tiſchen. Prunkbetten dienten tagsüber als Ruhepolſter; ſie waren mit Federn oder auch mit Stroh gefüllt, mit Leintüchern überbreitet, mit prächtigen Decken geſchmückt und von einem „Betthimmel“ überragt; ein Teppich lag und ein Schemel ſtand vor ihnen. „Den Platz der Hausfrau bezeichnete eine Kunkel, ein Betſchemel und ein Heiligenbild.“ Die Zimmerdecken waren teils in Stein gewölbt, teils wurden ſie durch Balkenwerk gebildet, welches in größeren Räumen durch Säulen mit ſchönem Schnitzwerk geſtützt wurde. Der Fußboden war meiſt mit Steinplatten belegt, über welche Matten gebreitet wurden. Die Wände waren mit Mörtel beworfen.

Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts erweiterte ſich die Burganlage, und der wohlhabendere Burgherr wohnte nun meiſt in einem beſondern Gebäude, dem „Palas“. Je nach



Das Landgrafenzimmer auf der Wartburg in Thüringen.

den Mitteln des Burgherrn und dem vorhandenen Raume war der Palas größer oder kleiner angelegt, einfach oder prächtig ausgeſtattet; außer einem Feſtſaale, mit einer Vorhalle oder Laube, enthielt er noch andere Säle, Zimmer, Kammern, Küche, faſt regelmäßig auch eine Kapelle, der jedoch oft die Berechtigung zur Meßfeier fehlte. Von der ſorgfältigen und häufig kunſtvollen Bauart des Palas zeugen noch heute die romaniſchen Faſſaden der Burgpaläſte zu Gelnhauſen, zu Goslar, auf der Wartburg und viele andere. Der Ritterſaal oder die Haupthalle des Palas wurde bei Reichen mit Marmorplatten oder mit Thonfliesen getäfelt; letztere waren häufig ornamentiert mit Figuren von Tieren, Pflanzen, Wappen und dergleichen, die auch mit farbigem Kitt ausgelegt wurden. Die Beleuchtung der Säle richtete ſich nach der Gefahr der Beſchießung; je geringer dieſe war, um ſo größer baute man die Fenſter. Die Niſchen derſelben waren bei der bedeutenden Dicke der Mauern ſehr tief; man ſtellte Bänke hinein, die mit Kiſſen belegt wurden, ſo daß dieſe Räume kleine Kammern bildeten und zu lauſchigem Verweilen und Plaudern einluden. Größere Fenſter beſtanden aus mehreren, durch Säulchen getrennten Bogen nebeneinander. Der Verſchluß der Fenſter war ſehr mangelhaft, da er nur aus Bretterläden, wohl auch aus bloßem Weidengeflecht oder Darmhäuten beſtand; erſt im fünfzehnten Jahrhundert wurden langſam die Glasfenſter eingeführt. Nachts übernahmen



Fest- und Waffensaal der Wartburg.

Erläuterung zu der Abbildung eines

Wandteppichs aus der Zeit um das Jahr 1400 mit Darstellungen aus des Rudolf von Ems Epos „Wilhelm von Orlens".

Dieser im fürstl. Hohenzollernschen Museum zu Sigmaringen bewahrte Wandteppich ist eines der schönsten und ältesten Beispiele eines wichtigen Ausstattungsstückes vornehmer Wohnräume in Deutschland während des 14. und 15. Jahrhunderts. Er ist aus Wolle gewirkt und 6½ Meter lang, 80 Centimeter breit. In den niederländischen Provinzen, namentlich in Flandern, wurden solche Teppiche vorzugsweise hergestellt und von dort verbreitet. Auch das Original unserer Abbildung wird als flandrische Arbeit anzusehen sein. Dieselbe ist nicht nur an sich bezeichnend für die Höhe der Kunstfertigkeit, welche damals in Ausführung solcher Prachtstücke der Webekunst erreicht war; sie ist zugleich durch die Darstellung verschiedenartigster niederdeutscher Trachten des 14. Jahrhunderts und von Zügen aus dem Leben dieser Epoche, wie auch durch die Illustration eines Epos, das in den Kreisen des höfischen Lebens damaliger Zeit sehr beliebt war, kulturell außerordentlich interessant.

Rudolf von Ems dichtete schon im Jahre 1220 und starb nach 1250 in Italien auf einem Zuge Kaiser Konrads IV. Er nannte sich nach der Burg Hohenems am Rhein in Vorarlberg, aus welcher die ältesten Handschriften des Nibelungenliedes auf uns gekommen sind. Die Legende von „Barlaam und Josaphat", die Erzählung „Der gute Gerhard", eine Darstellung des „Trojanischen Krieges" und eine Geschichte von „Alexanders des Großen" Thaten, sowie eine „Weltchronik" sind von ihm. Letztere ist eine bis zum Tode Salomos geführte Bearbeitung des Alten Testaments, aus welcher allein die weltlichen Stände während des 14. und 15. Jahrhunderts ihre Kenntnis des Alten Testaments schöpften, sie war Kaiser Konrad IV. gewidmet. Das Epos „Wilhelm von Orlens" ist Rudolfs schwächstes Werk, eine Nachdichtung in etwa 16000 Versen eines ursprünglich altfranzösischen Stoffes. Wilhelm von Orlens (Orleans) zieht aus nach England und entführt von dort des Königs Reynher Tochter. Der Hergang ist im Teppich dargestellt wie folgt:

1. Gruppe. Wilhelm und Amelie, die Tochter des Königs von England, beim Schachspiel. Das durch die Darstellung geschlungene Spruchband besagt: hp . ist . wilhelms . liebt . anfanch . von . der . schonen . ameligin . die . pmt . sin . herz . twāg . (bezwang).

2. Wilhelm mit der spröden Amelie vor dem Thore. Im Spruchband steht: eyßin . und . drinckin . wil . ich . dir . beczwer . (verschwören) uwer (Euer) . trost . muß . mich dā . hernet . (ernähren).

3. Wilhelm liegt liebeskrank, nach Sitte der Zeit gänzlich unbekleidet, im Bette und wird von Amelies Eltern in Begleitung des Arztes besucht.

4. Amelie besucht den kranken Wilhelm und sagt ihm: ßal . ich . van . dē . dode (Tode) . erlosen . dich . so . sich . (siehe) lieb . her . an . mich . amelige . die . trost . dich.

5. Der genesene Wilhelm verabschiedet sich von Amelie, welche zu ihm spricht: urlaub . wil . ich . dir . gebē . in . minne . dinst . ßaltu (sollst du) . ritter . werden.

6. Wilhelm nimmt Abschied von den Eltern Amelies.

7. Wilhelm reitet mit seinem Knappen hinweg. Das Spruchband besagt: ich . bin . genesē . und ßut (gesund) . worden . an . mich . wil . ich . nemen . ritters . orden.

8. Wilhelm kommt zum Herzog von Brabant, der ihn anredet: vnß . ßal . nu . fraude (Freude) . geschichen . ich . hette . dich . lange . gern . gesehen. (Übergang zum unteren Streifen der Abbildung.)

9. Der Herzog von Brabant schlägt Wilhelm zum Ritter, indem er spricht: ritterschaft . wirt . dir . hie . gegebē . der . ßaltu . swern (schwören) . truwe (treu) . und . strebe zu . leben.

10. Turnier mit Kolben und Schwert, viele Damen als Zuschauerinnen.

11. Wilhelm ist als Sieger gekrönt worden und erhält nun durch einen mit dem langen Botenstabe ausgerüsteten Knappen einen Brief von Amelie.

12. Wieder am Hofe des englischen Königs. Amelie wird von ihrem Vater mit dem König von Spanien verlobt. Das Spruchband besagt: dochter . du . bist . minneclich . und . zart . ich . gebē . die . eine . junglig . ere . da . ist . von . kunglichir . art.

13. Dies berichtend schreibt Amelie einen Brief an Wilhelm, vor ihr der wartende Bote.

14. Auf diesen Brief ist Wilhelm herbeigeeilt und hebt nun Amelie, die ihn im Garten erwartet hat, über die Mauer desselben zu sich aufs Pferd, um sie zu entführen.

15. Wilhelm mit Amelie, von Gewappneten geleitet, auf der Flucht; er spricht: gelucke . ruze . ich . vor . allen . dingen . mocht . vnß . uf . diere . fart . mal . gelingen.

Die Trachten der Darstellungen zeigen den üppigsten Reichtum: Schnabelschuhe, Schellengürtel, gezaddelte Kleider ꝛc. in den buntesten Farben. Amelie erscheint jedesmal in einem roten Gewand, mit weiten gezaddelten Ärmeln und als Königstochter mit einer Krone. Wilhelm trägt ein grünes Wams mit gleichen Ärmeln, rot und weiß geteilte enganschließende Hosen (mi-parti) und nachdem er zum Ritter geschlagen ist, den ritterlichen Gürtel (cingulum militare). Amelies Vater, König Reynher, ist mit einem weitfaltigen, mit Hermelin gefütterten, roten Mantel bekleidet und trägt eine Krone. Der Herzog Jochfrit von Brabant, an dessen Hofe Wilhelm zum Ritter geschlagen wurde, hat ein Barett mit roten Federn und einen roten Mantel, dessen gezaddelter linker Ärmel grün ist. Amelies Mutter, die Königin Beatrise, erscheint am Bette des kranken Wilhelm, in einem blauen, mit Hermelin gefütterten Mantel. Der Arzt, mit der Flasche in der Hand, hat einen braunroten Mantel und das gewöhnliche Doktorbarett. König Avenis von Spanien, der Verlobte Ameliens, trägt ein blaues Wams, Schellengürtel und Krone. Der Knappe Pittipas hat bei der Turnierszene rote Gugel als (zurückgeschlagene) Kopfbedeckung, blauen Rock, weiße Beinbekleidung und braune Überziehstiefel, und weiterhin bei Amelie Rock und Strümpfe dunkelbraun, Gugel und Beinkleider hellbraun, in der Hand trägt er einen Reisespieß. Aus dem Boden, worauf sich die Personen bewegen, sprießen mancherlei Blumen. Der Hintergrund ist mit einem durch Laubwerk verzierten Teppich abgeschlossen. (Nach Lehner.)

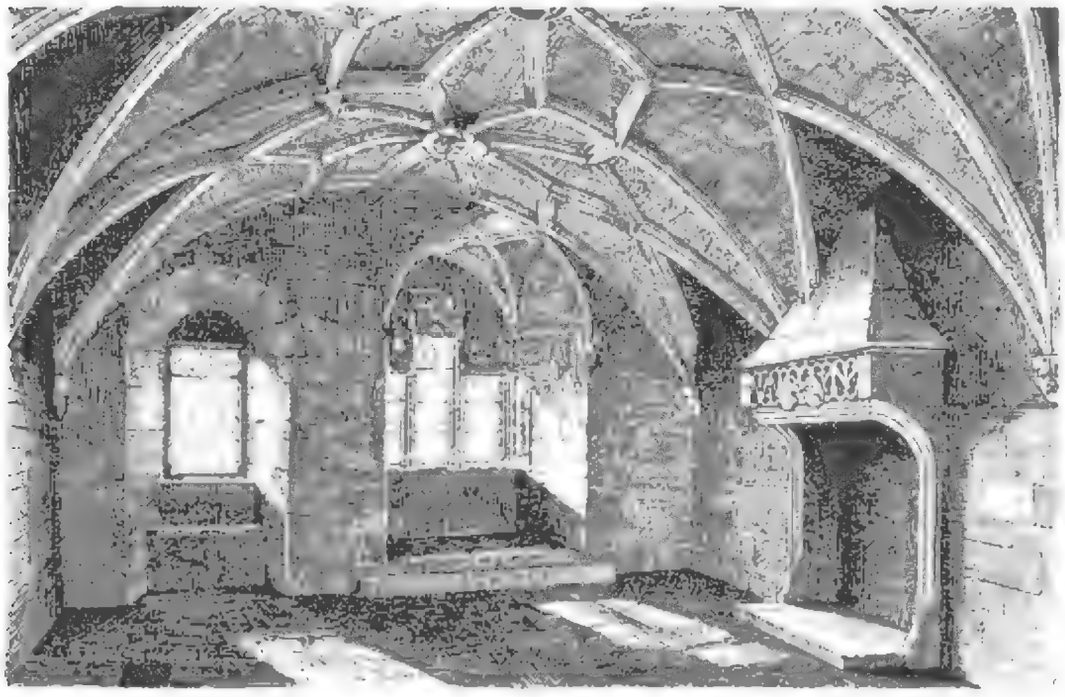
REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google

Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

ſowohl hängende Kronleuchter wie ſtehende Kerzenhalter die Beleuchtung. Die Wände und Decken der Säle und Zimmer waren nicht ohne Schmuck; ſie wurden mit Blumen, bisweilen auch mit Szenen aus dem Ritterleben bemalt: bei feſtlichen Gelegenheiten behängte man die Wände mit Schilden und anderen Waffen ſowie mit geſtickten Teppichen, welche mit Vorliebe allegoriſche Gegenſtände und Szenen der epiſchen Romandichtung darſtellten. Teppiche, oft ſeidene, mit Gold durchwirkte, breitete man auch auf den Boden aus und ſtreute ſeltſamerweiſe noch Blumen darauf, wodurch ſie notwendig leiden mußten. Geſchnitzte und ſonſt kunſtvoll gearbeitete Gefäße ſchmückten die Geſtelle oder Geſimſe. Tiſche, Stühle und Bänke wurden meiſt nur zum Zwecke der Mahlzeit in den Saal gebracht und nachher wieder hinweggetragen. Hohe Perſonen ſaßen bei Audienzen und Amtshandlungen auf „Faltſtühlen“, die nach und nach zu Lehnſtühlen wurden (woraus das franzöſiſche fauteuil und das jetzige mißverſtändliche „Feldſtuhl“ entſtanden iſt).



Saal in der Burg Eltz bei Münſtermaifeld in Rhld.

In dieſen Räumen nun ſpielte ſich das geſellſchaftliche Leben des Rittertums ab. Das vertraulichere der Familie hatte die beſcheideneren Wohnzimmer zum Schauplatze. Wenn dieſelben heizbar waren, ſo hießen ſie nach dem Kamin „Kemenaten“ (caminatae). Auch ſie waren mit Malereien, Teppichen und Blumen, jedenfalls aber mit einem Kruzifix geſchmückt. Wohn- und Schlafzimmer hingen gewöhnlich zuſammen, oft diente ein Raum beiden Zwecken.

Das wichtigſte Ereignis in der Familie eines Burgherrn war immer die Geburt eines Sohnes, welche, beſonders wenn es der erſte war, mit großem Jubel gefeiert wurde. Auch die Taufe war ein bedeutſames Feſt; man beeilte ſich indeſſen nicht ſehr mit ihr und ließ ſie oft mit dem erſten feierlichen Kirchgange der Wöchnerin zuſammenfallen. Das Kind wurde nackt in das Taufbecken eingetaucht, worauf man ihm ein weißes Taufhemd anzog. Die Amme wurde aus dem Bürger- oder Bauernſtande genommen: man klagte ſchon zu jener Zeit, daß damit das „adelige Blut“ verdorben werde. Kleine Kinder bis zu ſieben Jahren durften in der Geſellſchaft und ſelbſt am elterlichen Tiſch nicht erſcheinen; ſie wuchſen ziemlich wild und frei, nicht im Zimmer, ſondern in Feld und Wald auf; erſt nach dem Kindesalter begann die Erziehung, deren Hauptzüge bereits erwähnt ſind.

Waren Söhne und Töchter herangewachſen, ohne der Kirche gewidmet worden zu ſein, worüber oft Gelübde der Eltern oder das Schickſal ſpäterer Geburt entſchieden, ſo ſuchten ihnen die Eltern den Gatten oder die Gattin — wenn ſie hohen Standes waren, gewöhnlich nicht ohne Zuſtimmung des Königs. Dies verhinderte jedoch nicht, daß Söhne auch ſelbſtändig wählten, wozu ſie ſchon vom vierzehnten Jahre an das geſetzliche Recht hatten. Die Formen der Verlobung beſtanden im Eheverſprechen, in Überreichung von Geſchenken, in Ringwechſel

Fürſtliches Ruhebett. Aus der Äbtiſſin Herrad von Landsperg „Luſtgarten“; um 1165—1175.

oder Eidesablegung. Eintritt ins Kloſter, lange Abweſenheit, ſchwere Krankheit oder Verſtümmelung, oder Entdeckung verbotener Grade der Verwandtſchaft löſten die Verlobung auf.

Ebenbürtigkeit war die Hauptſache bei Eingehung der Ehe; doch begann ſchon in dieſem Zeitalter bei verarmten Edelleuten das Geld eine Rolle zu ſpielen und zu Verbindungen mit reichen Leuten geringerer Abkunft anzulocken. Die Genoſſinnen der Throne, bei deren Wahl gewöhnlich die Politik, das Intereſſe der Verbindung mit einem mächtigen oder reichen Hauſe und die Hoffnung auf große Güter und Lehen den Ausſchlag gaben, wurden mit Pracht und Glanz abgeholt und die Hochzeit mit rauſchenden Feſten gefeiert.

Digitized by Google

Aus der Äbtissin Herrad von Landsperg „Lustgarten“; um 1165—1175.

Nicht selten fiel die Hochzeitfeier mit der Verlobung zusammen; in älterer Zeit fand auch bei jener keine andere Zeremonie statt als bei dieser. Die altdeutsche Form der Eheschließung war die rechtsgültige Übergabe der Braut an den Bräutigam durch Vater oder Vormund, an deren Stelle seit dem dreizehnten Jahrhundert oft ein beliebiger Freund trat. Schon seit der Ausbreitung des Christentums über weitere Gegenden verlangte zwar die Kirche zur Gültigkeit der Ehe den Segen des Priesters, aber mit so wenig allgemeinem Erfolge, daß die volkstümlichen Heldengedichte, ja sogar manche der höfischen Ritterepopöen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts noch keine kirchliche Trauung kennen. Erst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gelang es der Geistlichkeit nach und nach, die Trauung der Paare durch weltliche Personen allgemein zu untersagen, die Priester an deren Stelle zu setzen und die Handlung in das Gotteshaus zu verlegen.

In der alten Zeit nannte man „Hochzeit“ (hohe Festzeit) überhaupt jedes große Fest; die Hauptsache dabei war möglichst viel Essen und Trinken bei ungeheuerer Fröhlichkeit. Solche Feste dauerten viele Tage, bisweilen einen Monat lang, und die Gäste wurden nicht allein durch die Bewirtung, sondern auch noch mit Geschenken an kostbaren Kleidern und Schmuck erfreut. Ihre Zahl war oft so groß, daß sie in Zelten untergebracht werden mußten. „Die Banner der Herren, die Schilde der Ritter wurden vor deren Herbergen aufgepflanzt und ausgehängt, die Troßbuben durchzogen lärmend, Futter für ihre Rosse, Speise und Trank für sich und ihre Herren heischend, die Stadt. Aber nicht nur geladene Gäste drängten sich da; nein, von nah und fern waren auch Scharen Schaulustiger herbeigeströmt, und es hatten sich Haufen von fahrenden Leuten, Sängern, Musikern, Akrobaten u. s. w. zusammengefunden, die bei einem solchen Feste eine reiche Ernte zu halten pflegten. Der Bräutigam zog, von Spielleuten begleitet, ein, und die Häuser waren ihm zu Ehren mit prächtigen Stoffen behängt. Frauen und Mädchen in ihrem besten Putze saßen an den Fenstern oder auf den Söllern, den Gast festlich zu empfangen“ (Alwin Schultz.)

Mädchentracht.

Aus der Äbtissin Herrad von Landsperg „Lustgarten“; um 1165—1175.

Über den Empfang der Braut Kaiser Friedrichs II., Isabellas von England, der Schwester Heinrichs III., wird berichtet: Die hohe Braut landete (1235) in Antwerpen. Aus Köln kamen ihr alle Priester der Umgegend in feierlichem Aufzuge entgegen, mit kostbaren Ornaten bekleidet, brennende Kerzen tragend, unter Glockengeläute Lieder der Freude singend. Unter ihnen befanden sich Künstler und Meister jeglicher Art von Musik mit ihren Instrumenten. Als in Köln ihre Ankunft bekannt wurde, zogen, mit Blumen und Putz geschmückt, in Festkleidern gegen zehntausend Bürger auf kostbaren Pferden aus der Stadt ihr entgegen und führten Ritterspiele auf. Auch Schiffe wurden ihr entgegengefahren, nämlich auf Wagen mit verdeckten Rädern und Pferden, darin Geistliche auf Orgeln spielten. Der Zug ging

Fürſtentracht in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.
Statuen eines thüringiſchen Fürſtenpaares im hohen Chor des Doms zu Naumburg.

ſchön geputzten Säle an. So, bis der Abend anbrach . . . den Freunden geleitet, die Braut in die Brautkammer geführt."

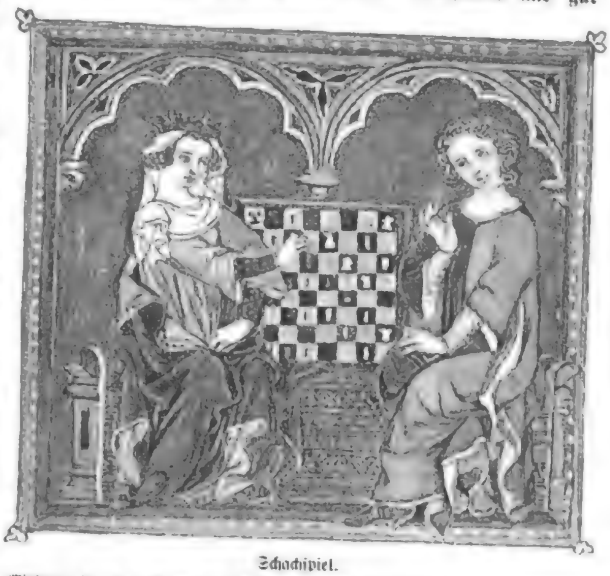
durch die Hauptſtraßen von Köln. Die Kaiſerin nahm Hut und Mantel ab, um den Neugierigen ihren Anblick zu vergönnen; im erzbiſchöflichen Palaſte fand ſie Aufnahme, und die ganze Nacht ſangen und muſizierten vor ihr junge Mädchen, unter die ſie ſich dann ſelber miſchte.

Bei ſolchen Anläſſen, wie auch bei Einzügen ſiegreicher Truppen, bei fürſtlichen Beſuchen und dergleichen wurden die Städte, in welchen die Feſte ſtattfanden, gründlich gereinigt, Straßen und Häuſer mit Guirlanden und Teppichen geſchmückt und Triumphbogen errichtet.

Nach der kirchlichen Trauung eines fürſtlichen Paares wurde gewöhnlich zunächſt eine große feierliche Prozeſſion abgehalten; voran gingen ſingende Prieſter mit Kerzen, Kreuzen, Weihrauchfäſſern, Reliquienſchreinen; ihnen folgten der König und ſein junges Weib. War der Zug wieder in die Kirche zurückgelangt, ſo wurde eine Meſſe gehalten. Nach derſelben „kehrte der Hochzeitszug unter Muſik in den Palaſt zurück, wo man zum Feſtmahle ſchritt. Die Spielleute muſizierten dabei; draußen aber drängte ſich die Menge; kurz, es herrſchte eine allgemeine lärmende Heiterkeit. Dann teilte man Geſchenke an die Spielleute aus: ſeidene Stoffe, Silber- und Goldgeſchirre, Maultiere und Streitroſſe, Pelzwerk und anderes mehr. Der Bräutigam hatte ſchon vorher den Hofdamen der Braut Gaben geſandt. Die Geſellſchaft erfreute ſich daran, den Kampfſpielen zuzuſchauen, oder ſie ſah ſich das Schloß und ſeine Dann wurde mit Muſik, von

Damals wurden bisweilen Ehen ſchon im Kindesalter geſchloſſen, und auch dieſe Paare geleitete man zum gemeinſamen Lager („alse iz ein zeichen suolde sin, ein fuorspil und ein bilde“); ſie lebten jedoch bis zum Alter der Mündigkeit getrennt.

Das eheliche Leben war nun freilich nicht ſo romantiſch wie die Hochzeit und wie die Liebesverhältniſſe. Seine Frau zu züchtigen, war dem Manne nichts Seltſames und gar nicht verpönt, ebenſowenig daß ſelbſt ſchon erwachſene Kinder von ihren Eltern geſchlagen wurden. —



Schachſpiel.

Miniature in der im Jahre 1334 für den Landgrafen Heinrich von Heſſen ausgeführten Abſchrift von Wolframs von Eſchenbach epiſcher Dichtung „Willehalm.“ Kaſſel, Königl. Landesbibliothek.

Eine hochſtehende Familie bedurfte natürlich einer zahlreichen Dienerſchaft, die teils aus Leibeigenen, teils aus freiwilligen Dienſtboten, bei Fürſten ſogar aus Edelleuten beſtand; zu ihr gehörten auch die Narren (Hofnarren) und Zwerge, deren oft recht ſchlechte Scherze man gegen gehörige Trachten Prügel duldete. Nicht nur alle Diener, ſondern alle tiefer Stehenden wurden mit „du“ angeredet, — von dem König alſo alle, — während ſowohl Kinder die Eltern, wie die Untergebenen ihre Vorgeſetzten mit „Ihr“ anredeten.

Das Leben auf den Ritterburgen war ein mannigfaltigeres, als man ſich wohl meiſt denkt. Die Burgherren beſchränkten ſich durchaus nicht auf turnieren und bankettieren, auf Fehden und Abenteuer; ſie hatten vielmehr auch ihre Güter zu beaufſichtigen und waren nicht ſelten ähnlich treffliche Landwirte, wie Karl der Große es einſt geweſen. Die geſellige Unterhaltung ging daneben her und zwar notwendigerweiſe. Denn in jener Zeit waren Gaſthäuſer ſelten, ja in unſerm heutigen Sinne faſt gar nicht vorhanden, etwa wie noch heute im Orient außerhalb der teilweiſe europäiſierten Städte. Am meiſten wurden die Klöſter von den Reiſenden als Obdach benutzt; für Reiſende höheren Standes aber boten die Ritterburgen wohl weit mehr, ſchon des dort waltenden angenehmen weiblichen Elementes wegen. In früherer Zeit mußte der Gaſt am Burgthore die Trutz- und in der Burg auch die Schutzwaffen ablegen, die ihm ſorgfältig aufbewahrt wurden. Als die Blutrache aufhörte, fiel auch dieſe Vorſichtsmaßregel weg: der Gaſt ſowohl wie ſein Pferd erhielten gute und je nach Um-

Spielende Edelknaben.

Aus der Äbtiſſin Herrad von Landsberg „Luſtgarten“; um 1165—1175.

Zwei ritterliche Siegel aus dem 13. Jahrhundert.

Originalgröße. Sammlung des kgl. Geh. Staatsarchivs zu Berlin

1. Das Siegel des Ritters Simon von Montfort; das Bild stellt den Ritter jagend, das Hifthorn am Munde dar. Umschrift: + SIGILLUM SYMONIS · DE · MONTEFORTI 2. Siegel der Gräfin Hathewigis von Ravensberg, geb. edle Frau von der Lippe; 1268—1320. Die Gräfin reitet auf einem Maultiere im Schritt; sie ist bekleidet mit einem ungegürteten Rock, Handschuhen, breitkrämpigem Hut und einem Mantel mit über den Kopf gezogener Kapuze; vorn am Mantel ein kleiner Schild mit den Ravensberger Sparren; mit der Rechten führt sie den Stangenzügel; auf der Linken ein Falke. Der Sattel ist mit einer Decke belegt, auf welcher plahlweise die Ravensberger Sparren mit der Lippeschen Rose abwechseln. Unter dem Maultier laufen zwei Vögel, vor ihm der Jagdhund, oben fliegt ein Reiher. Umschrift: Sigillum) HADHEWIGIS COMITISSE DE · RAVENSBERCH

ständen ausgezeichnete Pflege und ersterer oft reiche Geschenke, besonders an Kleidern. So waren bedeutendere Schlösser wohl fast beständig von Gästen besucht, zu welchen auch Pilger, Geistliche, fahrende Sänger und Kaufleute gehörten.

Aber weder die Wirte noch die Gäste waren in ihrem Leben und Treiben allezeit von Vorwurf frei; es gab für sie drei gefährliche Klippen, die drei „Weh'": Weiber, Wein und Würfel, die gar leicht zu Ausschreitungen führten. Das erste Übel ist bereits berührt, das zweite bedarf keines näheren Eingehens, da diese Leidenschaft, ob sie nun in Wein oder Bier sich befriedigte, im deutschen Vaterlande stets eine ebenso unverbesserliche wie verderbliche war. Die Würfel endlich stellten das dar, was man heute „den Spielteufel" nennt; sie waren nicht selten der Ruin ganzer Familien und Geschlechter und daher in anständiger Gesellschaft strengstens verpönt. Diese zog das Bretspiel (das Damespiel) vor; viel feiner aber war das aus Indien stammende Schachspiel (Schachzabel, Zabel = tabula, Brett). Gelehrte und Dichter verknüpften es mit moralischen Betrachtungen. Die Schachbretter waren häufig aus Gold und Silber oder Elfenbein, die Figuren aus Elfenbein oder Ebenholz oder gar aus Edelsteinen, beide nicht selten von solcher Größe, daß sie Gedichten zufolge bei plötzlichem Überfalle während des Spieles als Schilde und Wurfgeschosse dienen konnten. Mehr zur körperlichen Bewegung dienten die Kugel- und Ballspiele und die noch weit beliebteren Tänze, die aber bei den höheren Ständen nur in einer Art gemessenen Einherwallens mit langsam schleifenden Schritten unter Gesangbegleitung bestanden. Die Kinder pflegten im ganzen dieselben Spiele wie heute; den Puppen der Mädchen traten jedoch auch solche der Knaben zur Seite, die sich, als Ritter gekleidet, an Schnüren zum Kampfe bewegen ließen.

Höhere geistige Genüsse boten die Dichterwerke der Zeit, denen wir noch besondere Aufmerksamkeit zu schenken haben. Fahrende Sänger waren daher auf den Burgen ebenso gern gesehen wie irrende Ritter, oder oft noch lieber, und bei den Festen war den Spielleuten, wie auch den Gauklern, Taschenspielern und Kunstreitern, eine große Rolle vorbehalten, in

Digitized

BALLSPIEL WANDMALEREI AUSGEFÜHRT UM 1390 IM NEIDHARD SAAL DES SCHLOSSES RUNKELSTEIN IN TIROL

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

welcher ſich ihnen freilich auch ganz gemeine Poſſenreißer zugeſellten, welche im Eſſen und Trinken ebenſo erſtaunliches leiſteten wie an Frechheit und Zudringlichkeit.

Ein großes Vergnügen für die Ritterſchaft war die Jagd. Sie hatte zugleich den praktiſchen Zweck, die damals in Deutſchland noch grimmig hauſenden wilden Tiere, Auerochſen, Elentiere, Wiſente, Eber, Bären, Wölfe und Luchſe auszurotten und die von ihnen unſicher gemachten Wälder und Sümpfe der Kultur zu gewinnen. Auch lieferte die Jagd den ritterlichen Familien den hauptſächlichſten Teil ihrer Fleiſchnahrung. Die Jagdleidenſchaft brachte es ferner mit ſich, daß es ein beliebter Gebrauch wurde, ſeltene Tiere einzufangen, zu halten und womöglich zu zähmen. Fürſten und andere Herren hielten oft Tiergärten, ja ganze Menagerieen. Kaiſer Friedrich II. trug durch ſeine Verbindungen mit dem Orient beſonders viel zur Verbreitung dieſer Liebhaberei bei; er verſchenkte Löwen und Leoparden und führte auf ſeinen Reiſen Kamele mit ſich.

Zur Jagd auf laufendes Wild wurden Hunde, zur Federwildjagd bis zur Einführung der Feuerwaffen Falken verwendet. Beide Tiere waren daher ſehr beliebt; keiner Dame fehlte ihr Schoßhund oder ihr Falke (man denke an Kriemhild). Der Jägermeiſter war eine wichtige Perſon im Dienſte hoher Herren. Auch Damen nahmen am Weidwerke teil, wie die Herren in grüner Tracht, zu Pferde, mit Sporen an den Füßen, einem Rufhorn aus Gold oder Elfenbein am Gürtel, Wurfſpeere, Armbrüſte oder Bogen in den Händen, den Falken auf der Fauſt, das Windſpiel an der Leine; die Männer mit dem Schwert an der Seite, welches ſie überhaupt bei Tage ſelten ablegten. Außer den oben genannten ſchädlichen Tieren

Abhäuten des erlegten Bären.

Eberjagd.

Aus den um 1390 ausgeführten Wandmalereien des Schloſſes Runkelſtein in Tirol.

wurden Füchse, Hasen, Hirsche, Vögel verschiedener Art gejagt. Die Erlegung eines Hirsches war der größte Triumph des Jägers, seine Zerwirkung die größte Kunst des Jägermeisters, die an Tristans Beispiel in Gottfrieds Meisterwerk geschildert ist. Die Behandlung, Abrichtung und Verwendung der Jagdfalken aber war gar eine förmliche Wissenschaft, die in Friedrich II. sogar einen kaiserlichen Vertreter besaß, und der Falkner war eine Persönlichkeit, von welcher man wichtigere Eigenschaften verlangte als von manchem Hofbeamten. Es wurde überhaupt ein wahrer Kultus mit dem „edeln" Raubvogel, „Federspiel" genannt, getrieben. Damen hegten ihr „Federspiel" häufig auch im Zimmer, in dem außer kleinen Hunden hier und dort auch Eichhörnchen, sogar

Falkenbeize.

Das „Markgraf Heinrich von Meißen" darstellende Miniature der Heidelberger (ehemaligen Manesseschen) Liederhandschrift. Um 1300. Heidelberg, Universitäts-Bibliothek.

Am Boden vor dem Jäger, dessen niederer Stand durch die kleinere Zeichnung ausgedrückt ist, ein vom Schnabel des Reihers gespießter Falke.

Eberjagd zu Pferde.

Das „Heinrich Hetzbolt von Wissense" darstellende Miniature der Heidelberger (ehemaligen Manesseschen) Liederhandschrift. Um 1300. Heidelberg, Universitäts-Bibliothek.

Affen, Wiesel, Marder und Hermeline gehalten wurden, während die Katze nur zum Mäusefangen diente. Noch beliebter aber waren die Singvögel und die farbenbunten Papageien. Im Hofe fütterten die Damen gern Hirsche und Rehe und einheimisches wie ausländisches Geflügel.

Die beliebteste Belustigung des Ritterstandes aber waren die Turniere, und sie bildeten den eigentlichen Anlaß, den Ritter in

dem Glanz der Gesamtheit seiner Eigenschaften zu zeigen. Wir haben bereits (S. 187) erwähnt, daß sie französischen Ursprungs waren; das erste Turnier, von welchem man in Deutschland weiß, fand im Jahre 1127 zu Würzburg statt. Päpste und Konzilien haben diese Übungen wiederholt verboten, aber mit um so weniger Erfolg, als die Kaiser und Könige sie meist begünstigten, weil sie dieselben als eine tüchtige Vorübung ihrer Ritter für den Krieg und als das beste Mittel betrachteten, die ausgezeichnetsten Kämpfer unter ihnen kennen zu lernen. Umsonst auch wurden die Teilnehmer der Turniere von der Kirche gebannt und den Gefallenen ein ehrliches Begräbnis verweigert.

Das Turnier oder Turnei war ein von einem Fürsten veranstaltetes Fest, bei welchem der Kampf auf Leben und Tod, um den es sich dabei meistens handelte, durch Entfaltung des möglichsten Glanzes gewissermaßen eine trügerische, verlockende Maske erhielt, ganz ähnlich wie bei den Gladiatorenspielen des römischen Amphitheaters. Obschon ein tödlicher Ausgang durch die vollständige Umpanzerung der Teilnehmer einigermaßen erschwert war, wurden doch zahllose Ritter bei diesen Schaustellungen erdrückt, oder durch Hitze und Staub erstickt: so bei einem Turnier zu Neuß im Mai 1241 ihrer hundert. Selbst Fürsten verfielen diesem Schicksal; so erlag im Jahre 1268 Markgraf Johann von Brandenburg einer zu Merseburg erhaltenen Wunde; so blieb 1290 in Nürnberg Herzog Ludwig von Baiern. Verlor der Besiegte nicht das Leben, so büßte er doch Pferd, Waffen und Rüstung ein; er mußte überdies seine Person dem Sieger durch ein Lösegeld abkaufen, wenn nicht dieser aus Großmut auf diese Vorteile verzichtete. Sonst war der Preis, welchen der Siegende davon trug, gering: ein Falke, ein paar Windhunde, ein Kranz, ein Gürtel oder gar flüchtige Küsse von den Lippen holder Damen; nur bisweilen, wie wenigstens die Dichter berichten, war die Hand einer reichen Erbin der Preis des Kampfes. Die Hauptsache indessen war immer die Ehre; dem Sieger winkte eine glänzende Laufbahn im Fürstendienste, aber auch ein unbestrittenes Glück in der Minne. Allein es fehlte nicht an Leuten, die, wie die Athleten der entarteten Zeiten von Hellas, ein Gewerbe aus der Teilnahme an Turnieren machten und sich auf diese Weise bereicherten. Es gab auch solche, die, wie der erwähnte Ulrich von Lichtenstein, ihrer Raufluft und Prahlsucht fröhnten und Fahrten durch die deutschen Lande unternahmen, um, unerkannt, mit verschlossenem Visier, etwa in der Rolle eines sagenhaften Ritters, ja sogar als Frauen oder Mönche verkleidet, die Standesgenossen zum Kampfe herauszufordern.

Die Damen wohnten, herrlich geschmückt, dem blutigen Spiele stets zahlreich bei; Ritter strömten massenhaft herzu, und Fürsten erschienen sogar mit Heeresmacht. Den Ruhm der teilnehmenden Herren verkündeten lautrufend eigens dazu gedungene Landstreicher, die sich erst später in fest angestellte und zivilisiertere „Herolde“ verwandelten. Auch zu diesen festlichen Kampfspielen fand sich das Heer der „fahrenden Leute“: Krämer, Musikanten, Schauspieler, Gaukler, Bettler, Handel treibende Juden, Diebe und Dirnen, in endlosen Scharen ein. Die Einleitung zum Turniere bildete am Vorabende des Festes das zwanglosere „Tjostieren“, wobei nur stumpfe Lanzen gebraucht, aber in Masse gebrochen und Verletzungen, selbst tödliche, nicht vermieden wurden, so daß hierdurch dem Turnier selbst häufig nicht wenig Eintrag geschah. Bei demselben kämpfte nicht Mann gegen Mann, sondern Schar gegen Schar; es war eine Reiterschlacht im Frieden. Beim Turnier in Friesach 1224 fochten 400 Ritter unter Herzog Leopold von Österreich gegen 300 unter Markgraf Heinrich von Istrien. Vor dem Beginne des Straußes wurde eine Messe gelesen und jede Feindseligkeit, die aus Übermut des Siegers, Rache des Besiegten oder aus älterm Haß entstehen konnte, verboten. Der Platz für den Kampf war einfach genug beschaffen: ein eingefriedigter ebener Raum vor einer Stadt oder einem Schloß, mit einer Tribüne für die vornehmen Zuschauer, namentlich für die Damen. Die Kämpfer grüßten einander mit den Lanzen, legten diese dann ein, rannten unter Trompetenschall, Trommelschlag und Feldgeschrei*) gegeneinander (S. 171), meist in dem Gedanken, für die

*) Die beliebtesten Rufe waren: hera her, spera sper, slacha slach, hurta hurt, stich unt stich, wicha wich, wurra wei (letzteres soviel wie „drauf“).

Digitized by Google

Angebetete zu fechten, und ſtritten bis zur Kampfesunfähigkeit oder Dunkelheit, ſelten jedoch mehr als einen Tag lang. Waren die Lanzen gebrochen, ſo ließ man ſich von den Knappen neue geben. Mit einem Abgeworfenen, aber noch kampffähigen Gegner ſetzte der Sieger abſteigend das Gefecht zu Fuß mit Streitkolben oder Schwert fort. Dann wurden die Toten und Verwundeten vom Kampfplatz getragen, die Heilgebliebenen oder bloß Gequetſchten nahmen ein Bad, und die Sieger ſandten die Unterlegenen ihren Damen zur Verfügung über das Schickſal derſelben. Die verlorenen Waffen fielen nicht ſelten den fahrenden Leuten zu.

Die Turniere trugen viel dazu bei, daß die Abzeichen, welche die Ritter (S. 194) auf Helm und Schild trugen, als Wappen bleibende Erkennungszeichen der Geſchlechter wurden und fortan auch auf den Siegeln der Urkunden ihre Darſtellung fanden.

Erteilung des Turnierdankes.

Das „Herzog Heinrich von Breslau“ darſtellende Miniature der Heidelberger (ehemaligen Manesiſchen) Liederhandſchrift. Um 1300. Heidelberg, Univ.-Bibl.

Vor dem dreizehnten Jahrhundert konnte jeder Freie an einem Turnier teil nehmen, ſpäter jedoch nur derjenige, welcher vier ritterbürtige Ahnen nachwies. Es galt als ſchimpflich für ein Geſchlecht, fünfzig Jahre lang in keinem Turniere mitgekämpft zu haben.

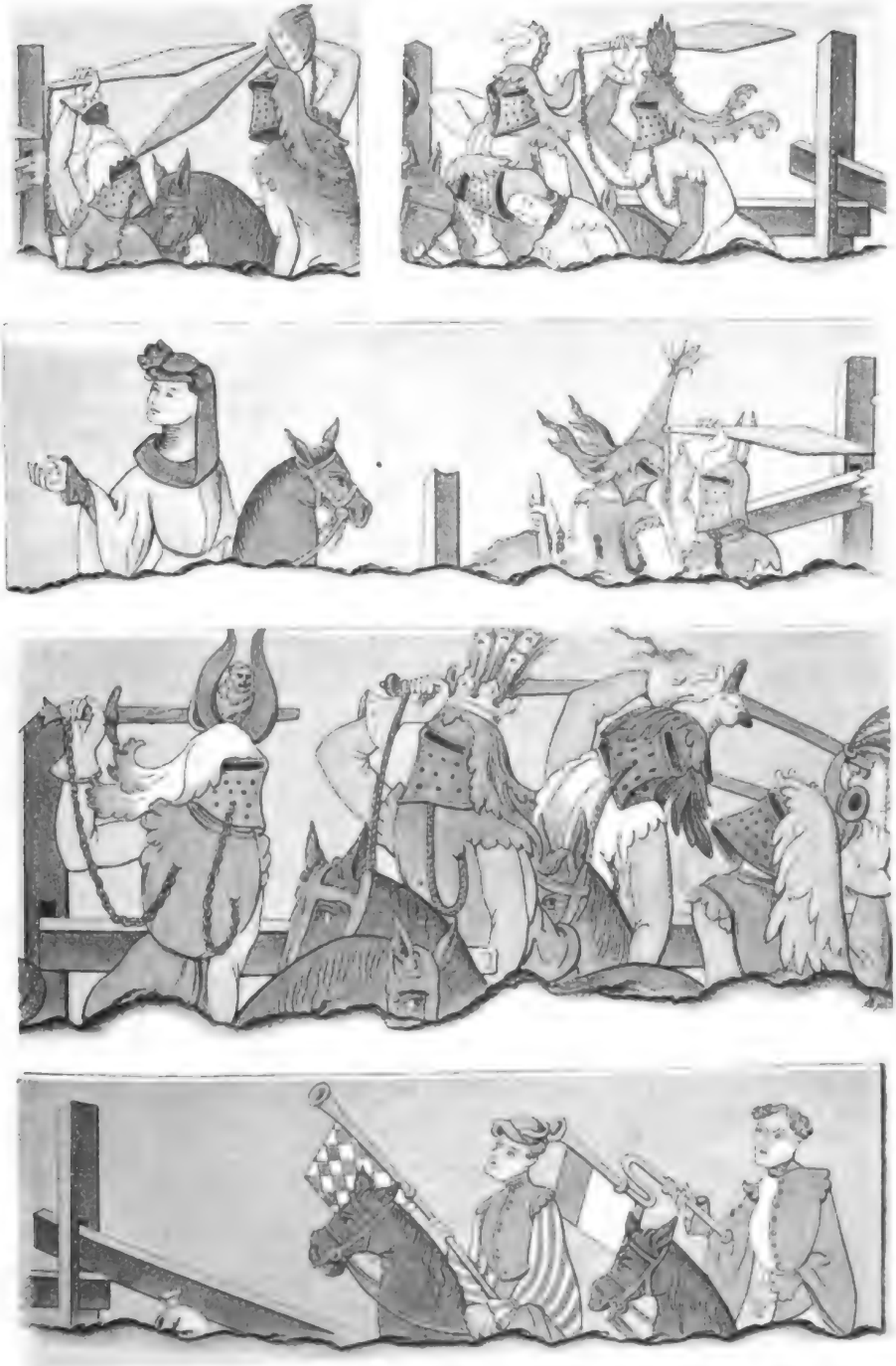
Vom Turnier zu unterſcheiden iſt der Buhurt, ein Ritterſpiel mit ungefährlichen Waffen und ohne Rüſtung, zu Ehren einer Dame oder eines hohen Herrn aufgeführt, wobei nur ſtumpfe Speere gebrochen wurden, die wahrſcheinlich noch weniger gefährlich waren, als die beim Tjoſtieren gebrauchten.

Turniere im großen, Verſchärfungen dieſes „Vergnügens“ in blutigem Ernſt, aber waren die noch immer (S. 186) fortdauernden Fehden. An dieſen Unternehmungen, euphemiſtiſch auch „Reiſen“ oder „Heimſuchungen“ genannt, beteiligten ſich ſowohl ehrliche Ritter aus Abenteuerluſt, wie Schurken mit und ohne Ritternamen zum Zwecke gewiſſenloſeſter Räuberei, die ſogenannten Raubritter, und zwar nur mit ſcharfen Waffen, gegen den erſten Beſten,

Erläuterung zu den Abbildungen auf S. 253. Dieſe Darſtellungen ſind einer Wandmalerei aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts in dem ehemaligen von Stettenſchen Hauſe zu Augsburg entnommen; etwa fünf Meter lang: (jetzt übertüncht).

Es war ein Turnier mit Schwert und Kolben, welches am St. Lorenztag des Jahres 1416 in Augsburg auf dem Fronhof von etwa ſechzig Rittern, unter denen auch die Herzoge Ernſt und Wilhelm von München kämpften, abgehalten wurde. Den erſten Preis errang der Herzog Wilhelm, trat ihn aber an Georg Rehm, einen als Krieger berühmten Augsburger, ab.

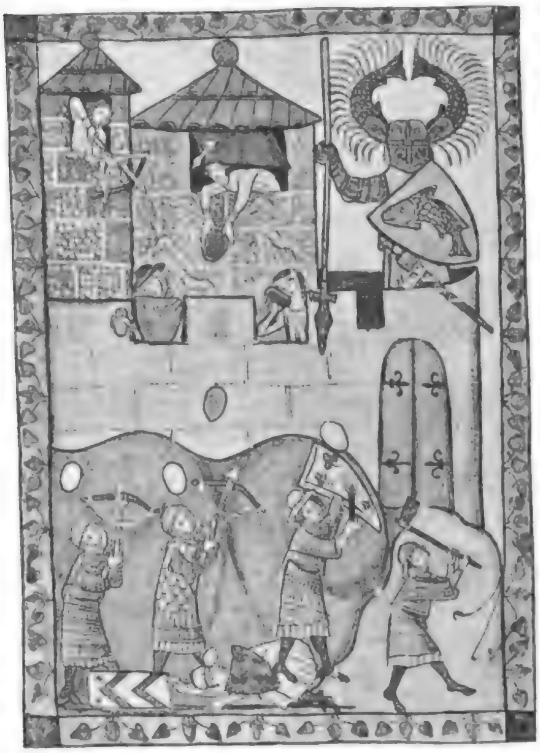
Leider war nur der obere Teil des Wandgemäldes erhalten. Vier Ritterpaare, drei mit Kolben, eins mit Schwertern kämpfend, ſind dargeſtellt. Das letztere Paar iſt durch die Helmzierden als ein Herzog von Baiern und ein Herzog von Öſterreich kenntlich. In der zweiten Gruppe unſerer Abbildung iſt der Vollzug einer Turnierſtrafe zu ſehen: einem Ritter, der gegen die Kampfgeſetze geſehlt, wird mit dem Kolben das Helmkleinod abgeſchlagen und der Helm ſelbſt vom Kopfe geriſſen, auf dem nun die unter dem Helm getragene Beckenhaube erſcheint; die beiden Ritter, welche dieſe Strafe vollſtrecken, ſind die Kampfrichter. Stechhelm, Schwert und Kolben ſind mit Ketten an den ledernen Lendner befeſtigt. An den Helmdecken und Ärmelausſchnitten zeigen ſich die erſten Anfänge der Zaddeltracht. Der Ritter mit dem gekrönten Mohrenkopf als Helmzierde gehört dem Augsburger Geſchlecht der Schorer an; an dem Helmkleinod der Schere iſt ein ſchwäbiſcher Ritter, Haldenberg, kenntlich. Von den beiden Trompetern führt der eine das baieriſche, der andere das öſterreichiſche Wappen an der Trompete. (Nach Altertümer und Kunſtdenkmale des baieriſchen Herrſcherhauſes.)



Darſtellungen von einem Turnier zu Augsburg im Jahre 1416. (S. Anmerkung auf Seite 252.)

Digitized by Google

den ſie trafen oder aufſuchten. Blieb der Beſiegte am Leben, ſo mußte er „Sicherheit“ bieten, das heißt ſich auf Gnade und Ungnade ergeben; that er dies nicht, ſo wurde er kurzweg ermordet. Ulrich von Lichtenſtein wurde einſt in ſeinem eigenen Schloſſe von zwei Elenden, die er für ſeine Freunde hielt und bewirtete, überfallen, gebunden und über ein Jahr lang gefangen gehalten. „Die Leiche des in der Fehde Getöteten blieb liegen, bis ein Mitleidiger ſie begrub oder Leute zu ihrer Beſtattung herbeiholte. Wachte einer bei dem Leichnam, ſo zog er mit dem Schwerte einen Kreis um denſelben, um die böſen Geiſter zu bannen. War ein Kirchhof nahe, ſo beerdigte man die Leiche auf ihm: die Rüſtung aber wurde an einen Baum in der Nähe des Grabes aufgehängt.“ So verſchwiſterten ſich Grauſamkeit und Aberglaube, und wären nicht Kunſt und Litteratur jener Zeit geweſen: wir wären verſucht, in dieſen Rittern lediglich — geharniſchte Barbaren zu erblicken.



Fehde: Berennung und Verteidigung einer Burg.
Aus den Miniaturen der Heidelberger (ehemaligen Manesſeſchen) Liederhandſchrift. Um 1300. Heidelberg, Univ.-Bibl.

Solche Zeiten wilder Kampfluſt waren einem hohen Alter nicht günſtig. Auch die Ritter, welche aus Turnieren, Fehden und Kriegen mit dem Leben hervorgingen, mußten bald aufgerieben werden durch die erlittenen Strapazen. Dazu kam die durch die Kirche eingeprägte Furcht vor jenſeitigen Strafen für Zuchtloſigkeit aller Art. Die letzten Tage eines alten Ritters vergingen daher oft unter ſtrengen Bußübungen und endeten mit der demütigen Empfangnahme der Sterbeſakramente. War der Tod eingetreten, ſo wurde die Leiche des Vornehmen einbalſamiert, die Eingeweide aber in einer Kirche beſonders beſtattet. Den Leichnam ſelbſt hüllte man in Seidenſtoffe ein und legte ihn auf die Totenbahre. Fürſten ruhten auf dieſer im vollen Ornate mit der Krone auf dem Haupte; man ſtellte ſie in der Kirche aus und umgab ſie mit brennenden Kerzen. Oft wurden die Leichen hoher Perſonen fortgeführt, um an einem ſchon früher beſtimmten Orte beſtattet zu werden, je nachdem es die Angehörigen für gut fanden oder die Toten ſelbſt es angeordnet hatten. So wurde Anna, die Gattin Rudolfs von Habsburg, die 1281 in Wien ſtarb, nach Baſel gebracht. „Ihr Haupt wurde mit einem weißſeidenen Schleier umhüllt, eine vergoldete Krone ihr aufgeſetzt. Darauf wurde ſie in den aus Buchenholz gefertigten Sarg gelegt, die Hände auf der Bruſt gefaltet, und dann der Sarg mit Eiſenbeſchlägen verſchloſſen. Mit vierzig Pferden wurde ſie nach Baſel geführt, begleitet von zwei Dominikanern, zwei Franziskanern und ſo vielen Edelfrauen, als drei Wagen tragen konnten; ihnen ſchloſſen ſich etwa 400 Männer an.“ Fand ein ſolcher Transport nicht ſtatt, ſo wurde bei Vornehmen meiſt ein Steinſarg verwendet, und ihr Beſtattungsplatz war dann vor einem Altare, wenn ſie aus Demut nicht einen geringern wählten. Eine Steinplatte oder ein Denkmal bezeichnete die Stelle, meiſt mit kurzer Inſchrift, und die Waffen

des Toten wurden darüber am Gewölbe aufgehängt. Als noch würdigeres Denkmal galt ein über der Grabſtätte errichteter Bau, Tumba genannt, in Form eines Sarkophags, oft mit dem darauf liegenden, bald aus Stein gehauenen, bald in Erz gegoſſenen Bilde des Toten, das urſprünglich bemalt und vergoldet, ſehr oft aber ein Phantaſiebild ohne alle Ähnlichkeit mit dem Verſtorbenen war. Solche Statuen, namentlich aber, auch ohne Grabſtätte, den Stiftern der Kirche gewidmete Bildniſſe, ſtanden häufig auch an der Kirchenwand, in Niſchen derſelben oder an Säulen und die Künſtler gaben ihnen mit Vorliebe ein Modell der Kirche in den Arm.

Um die verſtorbenen Angehörigen trauerte man in viel auffallenderer Weiſe als heutzutage, — ob auch innerlich wahrer, iſt zweifelhaft. Das damals übliche Heulen, Bruſtſchlagen, Haarausraufen, Kleiderzerreißen erinnert nur zu ſehr an die Gewohnheiten des Altertums und der Naturvölker, als daß es einen tieferen Urſprung gehabt haben könnte. Dazu paßt, daß mit der Raufluſt jener Tage die Ohnmachten und die Thränenſtröme, welche den tapferſten Helden und würdigſten Männern bei jeder, oft nicht einmal bedeutenden Gemütserregung zu Gebote ſtanden, ſehr ſeltſam kontraſtierten.

Sehen wir nun zu, welchen Anteil die Ritterſchaft des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts an der höheren idealen Bewegung ihrer Zeit genommen hat. —

Grabmal Herzogs Heinrich IV. von Breslau; † 1290.

Bemalte Figur von gebranntem Thon auf einer Sandſteintumba in der Kreuzkirche zu Breslau. Gehört zu den ſchönſten Denkmälern deutſcher Kunſt im Mittelalter.

Achter Abschnitt.

Die deutsche Litteraturblüte des Mittelalters.

Initialbuchstabe in dem um 1215 geschriebenen Psalter des Landgrafen Hermann von Thüringen. Stuttgart, kgl. Handbibliothek.

war demnach das ganze Leben der ritterlichen Kreise, abgesehen von seinen nur allzu realistischen Ausschreitungen, ein phantastisches; es strebte nach niemals zu erringenden Idealen, welche zwischen dem hehrsten kirchlich-asketischen und dem niedrigsten sensualistischen Element, zwischen den Extremen der höchsten Selbstverleugnung und des derbsten Genusses, hin und her schwankten. Die Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts hat daher, wie auch schon die frühere, mit wenigen und unbedeutenden Ausnahmen niemals ihren Stoff aus dem wirklichen Leben oder der wahren Geschichte genommen. Fast alle ihre Nahrung schöpfte sie aus einem Gemisch von Sage und mißverstandener oder falsch aufgefaßter Wahrheit, in welchem sie jenen völlig verschiedenartigen Idealen näher zu kommen hoffte. In Gedichten dieser Tendenz und dieses Inhaltes, welche man damals abweichend von der heutigen Bedeutung des Wortes „Romane" nannte, weil sie ihren Stoff meist aus der romanischen Litteratur bezogen, schwelgte die Zeit bis zum Übermaß. Diese „Romane" waren indessen schwierig zu erhalten, denn die Anzahl der Abschriften, in denen sie vorhanden waren, war nicht groß, weil wenig Leute außer den Geistlichen mit der Kunst des Schreibens vertraut, ja selbst die Geistlichen in derselben seit geraumer Zeit wesentlich zurückgegangen waren und überdies gegen so weltliche und sündhafte Erzählungen mit Recht eiferten. Dies um so mehr, als selbst entschieden fromme Ritterromane, wie z. B. unser unvergleichlicher Parzival, neben dem religiösen auch das sinnliche Leben feierten und in der Religion ganz offenbar ketzerische Anwandlungen verrieten. Gerade die Schwierigkeit aber, Abschriften dieser Romane zu erlangen, reizte dazu, sie sich zu verschaffen. Das mußte der arme Heinrich von Veldeke einst bitter erfahren, als ihm der Graf Heinrich von Schwarzburg seine unvollendete „Eneide" entwendete und sie ihm erst nach neun Jahren zurückgab, was freilich zum Ruhme des Dichters außerordentlich viel beitrug, ja ihn, den Niederdeutschen, geradezu „zum Vater der höfischen Dichtung in Deutschland" machte.

Mit der Dichtung aber war seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts in Deutschland eine mächtige Umwandlung vor sich gegangen. Der hundertjährige Prozeß des Verdrängens der lateinischen durch die deutsche Sprache im Reiche der Musen (S. 229 f.) nahte seinem Ende, — langsam und allmählich nur, aber sicher. Vagierende Sänger und Musikanten oder

Spielleute, wie ſie damals hießen, darunter auch aus ihrem Stande ausgeſchiedene Geiſtliche, welche die Gabe der Dichtung beſaßen, Leute, welche alle Burgen und Klöſter ausbeuteten, und von denen alle Feſte wimmelten, bezeichneten den Schluß dieſer Übergangsſtufe. Sie verbreiteten ſich von Frankreich aus, meiſt als einſtmalige Schüler der Univerſität Paris, beſonders nach England und Deutſchland hin und nannten ſich nach dem Rieſen Goliath, den ſie zum Schutzherrn gewählt hatten, Goliarden. Je nach Bedürfnis, je nachdem ihnen Brot und Wein winkten, ſangen ſie den „Pfaffen“ lateiniſche, den Rittern deutſche oder beiden gemiſchte Schnurren vor, großenteils ſehr loſe Liebes-, Trink- und Spiellieder, Scherze aller Art, aber auch ernſte Satiren, oft in dramatiſchem Gewande, in denen alle Stände ſchlimm genug weg kamen, ohne es übel zu nehmen. Es gilt dies namentlich von den Mönchen, wenn z. B. der Dichter ſagt: Monachi sunt nigri et in regula sunt pigri, bene cucullati et male coronati etc. Sehr freimütig urteilte man über Rom: Roma capit singulos et res singulorum, Romanorum curia non est nisi forum. Romae sunt venalia jura senatorum et solvit contraria copia nummorum. Ein fröhliches Weinlied lautet: Trevir metropolis (Trier), urbs amenissima, quae Bacchum recolis. Baccho gratissima, da tuis incolis vina fortissima per dulzor her wirt. tragent her nu win! vrölich suln wir bi dem sin u. ſ. w. In Liedern, welche an das unſterbliche „Gaudeamus igitur“ anklingen, liegen hier Wurzeln, welchen unſere beliebteſten Studentenlieder, ſoweit ſie nicht neueren Dichtern entſtammen, entſproſſen ſind. Das weibliche Geſchlecht und die Liebe zu demſelben ſpielt, in derber wie in gefühlvoller Weiſe, eine große Rolle in faſt allen dieſen Liedern. Wir haben dieſe ſpätlateiniſchen Sänger, deren Namen meiſt vergeſſen ſind, großenteils in der Umgebung Kaiſer Barbaroſſas und ſeines mächtigen Kanzlers Reinald von Daſſel, namentlich auf den italieniſchen Feldzügen, zu ſuchen. Da finden wir ſie, unter ihnen den als „Archipoëta“ bezeichneten, aber dem Namen nach unbekannten Verfaſſer

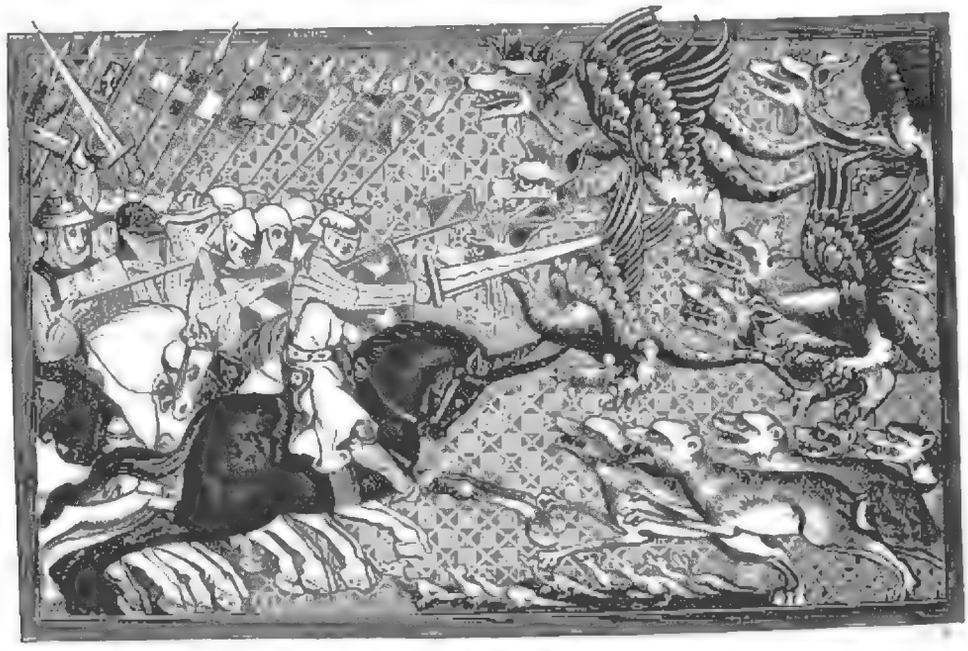
König Wenzel von Böhmen als Gönner der Minneſänger.

Aus den Miniaturen der Heidelberger (ehemaligen Manesſeſchen) Liederhandſchrift. Um 1300. Heidelberg, Univerſitäts-Bibliothek.

König Wenzel II. von Böhmen († 1305) begünſtigte, wie ſchon ſein Vater Ottokar († 1278), das deutſche Element, war ſelbſt ganz deutſch erzogen und trat mit einigen zarten Liebesliedern, welche die Heidelberger Liederhandſchrift aufbewahrt hat, in die Reihe der deutſchen Minneſänger. Als den freigebigen Gönner der ſelben und als Schützer der Spielleute von der Straße ſtellt das Miniature den König dar. Bekleidet mit dem Purpurrock und der pelzgefütterten Schaperun, in der Rechten das Lilienſcepter, ſitzt er auf dem Thron. Rechts das Wappen von Böhmen, links das von Mähren; über beiden ein geſchloſſener Helm mit Decke und Kamm. Rechts neben dem Throne ſteht ein Leibwächter in eiſerner Rüſtung mit dem „Wäpenroc“ darüber, das Haupt von der ſpitzen Kappe mit dem aufgeklappten Rande bedeckt und mit Schwert und Dolch bewaffnet. Aus der Hand desſelben empfängt ein vor dem Throne knieender ritterlicher Sänger, der mit eiſerner Rüſtung und der geſchlitzten Schaperun angethan iſt, ein Horn aus Elfenbein (Olifant) als königlichen Sängerlohn. Mit eigener Hand reicht der König einen goldenen Becher dem andern Sänger, der links am Throne ſteht, während der dritte vor jenem knieende eine goldene Gabe, die er erhalten hat, mit zufriedener Miene betrachtet. Gerade vor den Füßen des Königs knieen zwei „Gumpelmänner“: Spielleute aus dem fahrenden Volk, welche nach der in der mittelalterlichen Illuſtration angewandten Symbolik viel kleiner als die übrigen Figuren gezeichnet ſind, um dadurch das Verhältnis zwiſchen dem höher Strebenden und dem Niederen auszudrücken. Der eine hält die Flöte in der Hand, dem andern hängt die Geige an der Schulter; beide heben gabelheiſchend die Hände zum König empor.

des heute noch gesungenen „meum est propositum in taberna mori“, – wie sie ihre hohen Gönner auf die überschwenglichste Weise anfingen und auch anbetteln, während sie über den päpstlichen Hof und seinen Anhang die Lauge des unerbittlichsten Spottes ausgießen: und zwar im Namen des gläubigsten Christentums, mitten zwischen frommen Liedern und Trauergesängen über das Unglück der Kreuzzüge und den Verlust Jerusalems! Ungeachtet der zahlreichen Anklänge an das klassische Altertum werden die lateinischen Metra sämtlich nicht mehr nach antiker Art gehandhabt; selbst die leoninischen Hexameter verschwinden neben den auf moderne Weise und mit erstaunlicher Gewandtheit gereimten Versen. Die deutschen Gedichte befinden sich noch in der Minderzahl, aber auch sie weisen bereits bedeutende Fortschritte in der Form wie im Inhalte auf. Nicht selten sind beide Sprachen vermischt.

Seit den großen Errungenschaften Kaiser Friedrichs I. (S. 169) gegenüber dem Wälschtum erhob sich die deutsche Sprache immer zuversichtlicher und mit immer mehr Erfolg zu einer zweiten Litteraturblüte, welche man, soweit es sich um die Reichhaltigkeit des Vor-

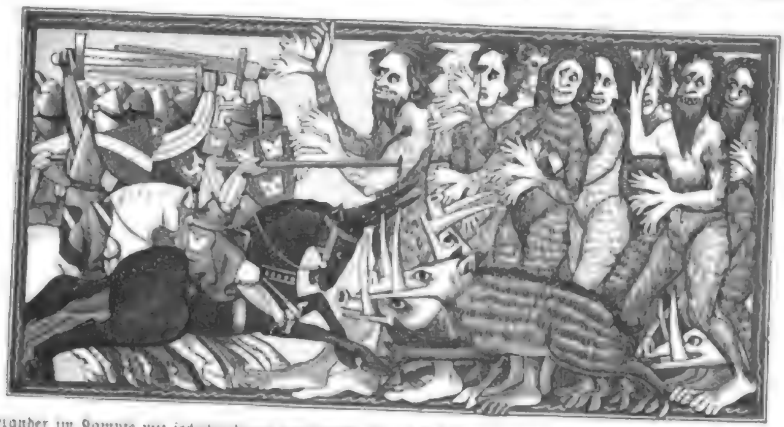


Alexander im Kampfe mit Drachen und anderen phantastischen Untieren.
Drei Miniaturen in einer Handschrift des „Pfaffen Lamprecht“ aus dem dreizehnten Jahrhundert. Brüssel

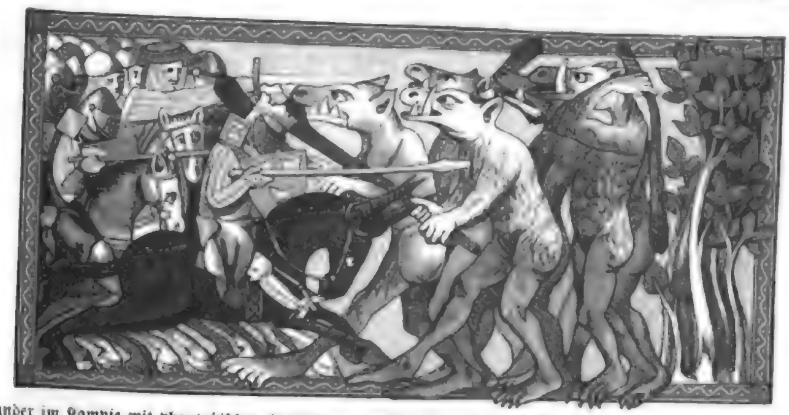
handenen handelt, als eine ganz hervorragende betrachten muß. Noch nicht in diese Blütezeit gehören die Gedichte der „Pfaffen“ Konrad und Lamprecht, welche sich auf Übersetzungen französischer Werke beschränkten. Konrad verherrlichte Karl den Großen und Roland, Lamprecht aber besang den Heldenjüngling Alexander von Makedonien, wobei jener indessen den Fanatismus der ersten Kreuzzüge, dieser dagegen die während des Verlaufs derselben Platz greifende Humanität und Toleranz gegen Andersgläubige zum Ausdruck brachte. Eine Menge Nachahmer folgten ihnen, darunter talentvollere „Spielleute“, welche mit gleicher Freude an Abenteuern, an rascher und bunter Handlung, wie an derben Späßen emsig ihre Gedichte schufen. Am höchsten unter ihnen stehen die unbekannten Verfasser des „Herzog Rother“ und des „Herzog Ernst“, nicht nur, weil ihre Sprache würdig und ihre Darstellung sehr gewandt und bilderreich ist, sondern namentlich auch, weil sie dichteten und nicht bloß übersetzten. Die Kreuzzüge mit ihren wechselnden Szenen, mit ihren kühnen Fahrten nach wenig bekannten Ländern weckten die Phantasie zu nicht nur lebhaften, sondern selbst barocken und bizarren Schöpfungen, zu Erfindungen fabelhafter Völker von absonderlicher Beschaffenheit, zu „Odysseen“ von höchst mannigfaltiger und seltsamer Einbildungskraft. Es traten somit mehrere Umstände, welche ohne die Kreuzzüge nicht zu stande gekommen wären, die aber einer dichterischen

Blüte günſtig ſein mußten, zu einer glücklichen Verbindung zuſammen: die Ausbildung der Phantaſie, die Entwickelung der religiöſen Duldſamkeit und die Anregung der ſelbſtändigen, von fremden Vorbildern immer unabhängiger werdenden Schöpferkraft des deutſchen Geiſtes, der zwar während der Kämpfe im Morgenlande ſtete Zurückſetzung von ſeiten der Romanen erfuhr, aber doch durch die gleichzeitigen Großthaten ſeiner Kaiſer mächtig ergriffen und angefeuert wurde. —

Auf doppelter Bahn aber wandeln die Erzeugniſſe dieſer aufblühenden Muſe des deutſchen Mittelalters; wir können in denſelben eine national-germaniſche und eine chriſtlich-kosmopolitiſche



Alexander im Kampfe mit ſechshändigen menſchenähnlichen Geſchöpfen und Schweinen mit furchtbaren Zähnen.



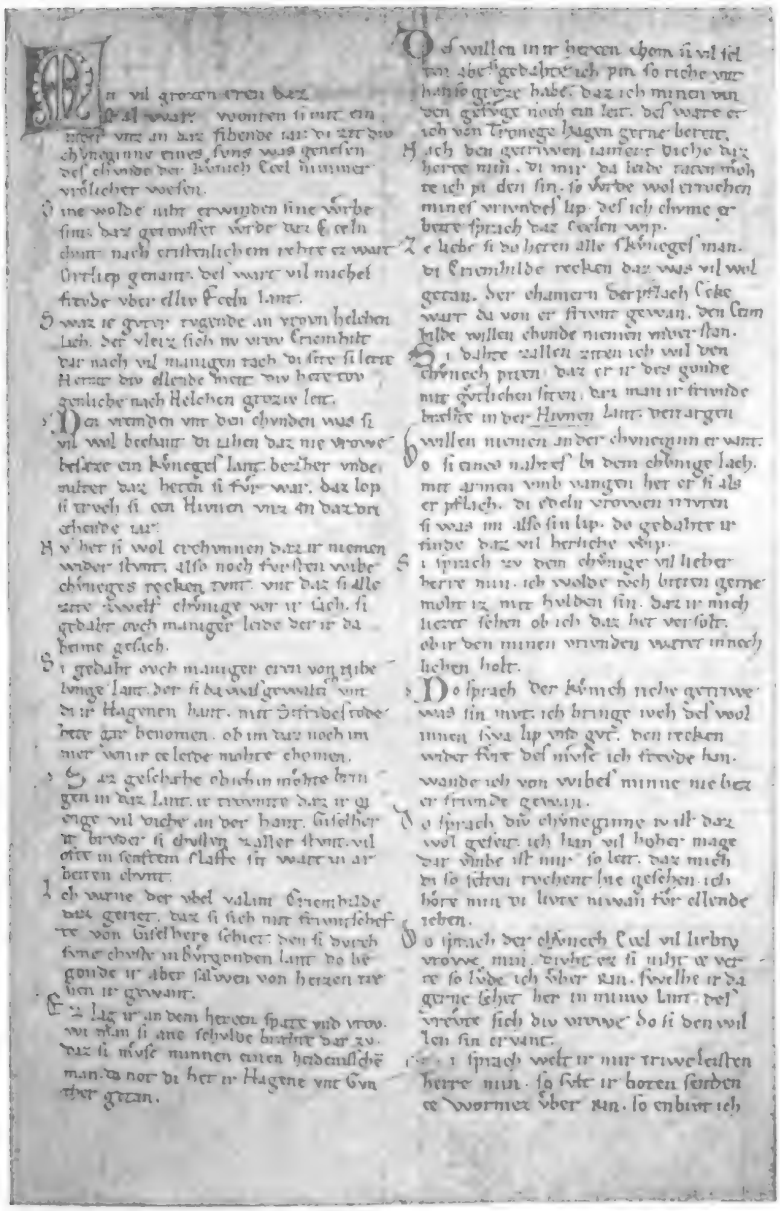
Alexander im Kampfe mit phantaſtiſchen Geſchöpfen von Menſchengeſtalt mit Pferdeköpfen und rieſigen Reißzähnen.
Aus derſelben Brüſſeler Handſchrift des „Pfaffen Lamprecht."

Richtung unterſcheiden. Erſtere iſt die ältere und ſchildert die Zuſtände früherer Jahrhunderte nach Überlieferungen aus denſelben in ſpäterer Sprachform; letztere iſt die jüngere und hat ihre Stoffe entweder ſelbſt neu erfunden oder nach fremden Muſtern ſich gebildet. Beide Richtungen wurden von Weltlichen gepflegt, und beide erwieſen ſich gleich unabhängig vom römiſch-kirchlichen Standpunkte. Heimat und Gebiet beider Strömungen laſſen ſich nicht ſtrenge ſcheiden; im allgemeinen aber war naturgemäß der volkstümliche deutſche Heldenſang mehr im ſächſiſchen Nordoſten und im öſterreichiſchen Südoſten zu Hauſe, wohin die romaniſche Einwirkung, welche einen vorwiegend geiſtlich-ritterlichen Charakter trug, nicht ſo raſch und ſo leicht zu dringen vermocht hatte, wie nach dem ſchwäbiſch-rheiniſchen Südweſten, in dem ſie bereits ſeit mehr als einem Jahrhundert freundliche Aufnahme gefunden hatte. Was ſodann die ein-

Digitized by Google

zelnen Stände anbetrifft, so ist es begreiflich, daß die auf der Volkssage beruhende Dichtung mehr das Volk, die Bürger und Bauern, dagegen die auf dem ritterlichen Romanismus aufgebaute Abenteuerpoesie mehr die höfischen Kreise ergriff, während die Geistlichkeit aus schon angedeuteten Gründen sich gegen beide Richtungen als ein weltliches Treiben, mehr oder weniger schroff ablehnend verhielt. Sie hatte, wie wir sahen, unter den späteren Karolingern mit Mühe und Not die Erinnerungen an das heidnisch-nationale Heldentum vernichtet. Nun begünstigte sie, weil der romantische Zug der Zeit sich nicht unterbinden ließ, anfangs die höfisch-romantische Dichtung, welche ihre Mitglieder Konrad und Lamprecht begründet hatten; später aber mußte sie auch hier ihre Macht durch ketzerische Gedanken eingedämmt, ihre Erwartungen somit bitter getäuscht sehen und sich von diesen unbotmäßigen weltlichen Schöpfungen zurückziehen. Trotzdem aber hat sie, oder vielmehr hat wenigstens der Kampf mit ihr einen gewissen Einfluß auf die weltliche Dichtung erlangt und bewahrt, und dieser Einfluß hat aus der nationalen Dichtung fast alle Erinnerungen an die heidnische Mythologie verbannt, hat somit die höfische Dichtung christlicher gestaltet, als sie es vielleicht sonst geworden wäre.

Aus der dunklen Urzeit der unbestrittenen Herrschaft heidnisch-germanischer Mythe hat sich die leuchtende Krone der poetischen Schaffenskraft des deutschen Volkes, die Nibelungensage, durch die Jahrtausende hin entwickelt. Den Abschluß dieser Entwickelung hat sie im Laufe des zwölften Jahrhunderts erreicht in der Gestalt des „Nibelungenliedes," des echtesten deutschen Nationalepos, das mit Recht als die deutsche Ilias oder das deutsche Mahabharata gefeiert wird. Die im Nibelungenliede erzählten Begebenheiten sind nicht historisch; der Untergang der Burgunder von Worms im fünften Jahrhundert hat wohl den Gedanken, nicht aber den Inhalt zur Handlung dargeboten. Aber das Epos spiegelt auf die treueste Weise den Geist und die Kultur Deutschlands während seiner geschichtlichen Werdezeit ab; denn die Verfassung, der wir hier begegnen, ist nicht die des zwölften, sondern noch die des sechsten Jahrhunderts, während die Sitten und Zustände an das achte bis zehnte Jahrhundert anklingen. Wie der Dichter des gewaltigen Epos hieß, ist ein ungelöstes Rätsel; ob er am Rhein oder an der Donau lebte, eine nicht zu beantwortende Frage; ob sein Werk als Ganzes oder aus verschiedenen Rhapsodieen und aus welchen geboren wurde, ein Gegenstand gelehrter Grübelei. Für uns ist das deutsche Volk der Dichter, das deutsche Land die Heimat des Gedichtes; für uns sind seine Episoden, wie sie sich aus der Vergleichung mit seiner älteren, vom Rheine nach dem Norden gewanderten Gestalt ergeben, seine natürlichen Teile; sein Geist aber und der Charakter der handelnden Personen ist für uns die Hauptsache. Die sonnenhafte Reinheit des Helden Siegfried, dessen früheres Verhältnis zu Brunhild die christliche Bearbeitung als anstößig beseitigt hat, steht unveränderlich, in jugendlicher Göttergestalt da, während die ihn umgebenden Personen den Wogen weichen müssen, welche das Meer der menschlichen Geschicke um sie aufstürmt. Siegfrieds Tod und dessen tückische Vorbereitung ist in gleicher Weise die Ursache der Wandlung im Wesen der übrigen Gestalten des Gedichtes, wie mit dem Untergang des leuchtenden Tagesgestirnes die Stimmungen der Menschen sich ändern. In Brunhild, der ursprünglichen weiblichen Ergänzung Siegfrieds, geht die mindeste Wandlung vor sich. Durch Täuschung schwach geworden, kehrt sie durch die Enttäuschung zur Urkraft des Mannweibes zurück; leider aber hat das mittelhochdeutsche Lied ihre Entwickelung verstümmelt und das heldenhafte Ende der Walkyrie ausgemerzt. Weniger hat die ursprüngliche Gestalt der Kriemhild gelitten; sie ergänzt jenen Ausfall an Kraft, wird durch den Schmerz um des Geliebten Mord und durch den Drang nach Rache aus einem frommen und minnigen Frauenbild zu einer zweiten Brunhild, nicht zu einem Ungeheuer, wie die ältere Sage in ihrer Berserkerart dichtete, und wandelte sich so in ihr Gegenbild um. In Hagen, dem großartigsten Charakter des Liedes, zeigt sich das nächtliche Gegenstück des sonnigen Siegfried in seiner ganzen Furchtbarkeit. Vasallentreue macht ihn, den ursprünglichen Bruder des Burgunderkönigs, freilich in Begleitung des Golddurstes, zum reuelosen, und geradezu thatgierig dämonischen Mörder; sie läßt ihn aber auch wie einen Helden trotzig, des blutigen Ausganges bewußt dem Untergang entgegenstürmen und mannhaft sterben. Neben diesen Hauptcharakteren hat die übrigens nicht stets sich gleichbleibende Kunst des Dichters



Faksimile einer Seite aus der St. Gallener Handschrift des Nibelungenliedes.

Aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts. Pergament. Originalgröße. St. Gallen, Stiftsbibliothek.

Transscription und Uebersetzung zu dem Facsimile aus der in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen befindlichen Handschrift des Nibelungenliedes.

Aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts (im wissenschaftlichen Gebrauche „Handschrift B" genannt, früher im Besitze der Grafen von Werdenberg, dann des Ägidius Tschudi von Glarus).

Nach Zarnckes Ausgabe Anfang der 23. Aventiure, Strophe 1–19.

Kriemhilt hat sich mit Etzel verheiratet und überredet ihn nun, ihre Brüder kommen zu lassen, an denen sie sich für Siegfrieds Ermordung rächen will.

(Die Halbverse sind durch einfache, die ganzen Verse durch doppelte senkrechte Striche angedeutet. Die Zeilenanordnung ist die der Handschrift.)

Mit vil grozen eren | daz
Mit viel großen Ehren, das
ist al war || wonten sie mit ein-
ist sehr wahr, wohnten sie mit ein-
ander | unz an daz sibende iar. || di zit diu
ander bis in das siebente Jahr. Zu dieser Zeit die
chuneginne | eines suns was genesen. |
Königin eines Sohns war genesen.
des chunde der kunich Ecel | nimmer
Darüber konnte der König Etzel nimmer
vrolicher wesen. ||
fröhlicher sein (als er war).

Sine wolde niht erwinden | sine wurbe
Sie wollte nicht ablassen zu betreiben
sint || daz getoufet wurde | daz Eceln
seitdem, daß getauft würde Etzels
chint. || nach cristenlichem rehte | ez wart
Kind. Nach christlichem Brauche ward es
Ortliep genant. | des wart vil michel
Ortlieb genannt. Darüber war große
freude | uber elliu Eceln lant. ||
Freude im ganzen Lande Etzels.

Swaz ie guter tugende | an vroun helchen
Was je von großer Tugend in Frau Helchen[1])
lach. || der vleiz sich nu vrou Criemhilt |
lag, deren befliß sich nun Frau Kriemhilt
dar nach vil manigen tach. || di site si lerte
danach wohl manchen Tag. Die Sitte (des Landes) lehrte sie
Herrat | diu ellende meit. || die hete tou-
Herrat, die verwaiste Maid, die trug
genliche | nach Helchen grozin leit. ||
heimlich um Helche große Trauer.

Den vremden unt den chunden | was si
Den Fremden und den Einheimischen war sie (Kriemhilt)
vil wol bechant. || di iahen daz nie vroue |
sehr gut bekannt. Die sagten, daß nie eine Frau
besaeze ein Küneges lant. || bezher unde
besäße eines Königs Land, besser und
milter | daz heten si fur war. || daz lop
milder, das hielten sie für wahr. Das Lob
si truch si cen Hiunen | unz an daz dri-
besaß sie bei den Hunnen, bis in das drei
cehende iar. ||
zehnte Jahr.

Nu het sie wol erchunnen | daz ir niemen
Nun hatte sie wohl erforscht, daß ihr Niemand
wider stunt. || also noch fürsten wibe |
widerstand, wie oft einem fürstlichen Weibe
chüneges recken tunt. || unt daz si alle
des Königs Recken thun, und daß sie alle
zite | zwelf chünige vor ir sach. || si
zeit zwölf Fürsten vor sich sah. Sie
gedaht ouch maniger leide | der ir da-
gedachte auch manches Leides, das ihr da-
heime geschlach. ||
heim geschehen (war).

Si gedaht ouch maniger eren | von nibe-
Sie gedachte auch mancher Ehren vom Nibe-
lunge lant. || der si da was gewaltich | unt
lungenland, die sie dort genossen und
di ir Hagenen hant || mit Sifrides tode |
die ihr Hagens Hand mit Siegfrieds Tode
hete gar benomen || ob im daz noch im-
genommen hatte, und ob ihm das noch je-
mer | von ir ce leide mohte chomen. ||
mals von ihrer Seite möchte vergolten werden.

S(w)az geschahe ob ich in möhte | brin-
(Sie erwog,) ob sie ihn könnte brin-
gen in daz lant. || ir troumte daz ir gi-
gen in das Land. Ihr träumte, daß mit ihr
enge | vil diche an der hant || Giselher
ginge sehr oft an der Hand Giselher
ir bruoder, | si chusten zaller stunt || vil
ihr (jüngster u. liebster) Bruder und sie küßten sich beständig. Sehr
ofte in senftem slaffe | sit wart in ar-
oft (wurde, was) in sanftem Schlafe (erschien), später
beiten chunt. ||
in Thaten kund (verwirklicht).

Ich wane der übel valant | Criemhilden
Ich glaube, (daß) der böse Feind Kriemhilden
daz geriet, || daz si sich mit friuntschaf-
dieses riet, daß sie sich trotz der Liebe
te | von Giselhere schiet, || den si durch
zu Giselher von ihm trennte, den sie doch
sune chuste | in bürgonden lant. || do be-
so sehr liebte in Burgundenland. Da be-
gonde ir aber salwen | von heizen tre-
gann sie aber zu netzen mit heißen Thrä-
hen ir gewant. ||
nen ihr Gewand.

[1]) Etzels erste Gattin.

Ez lag ir an dem hercen | spate und vruo ||
Es nagte ihr am Herzen spät und früh,
wi man si ane schulde | brachte dar zu. |
daß man sie ohne Verschulden dazu gebracht,
daz si müese minnen | einen heidenischen
daß sie ehelichen mußte einen heidnischen
man. || die not di het ir Hagene | unt Gun-
Mann (Etzel). Dieses Schicksal hatten ihr Hagen und Gun-
ther getan. ||
ther bereitet.

Des willen in ir hercen | chom si vil sel-
Von diesen Gedanken in ihrem Herzen kam sie sel-
ten abe. || si gedahte ich pin so riche | unt
ten ab. Sie gedachte: ich bin so reich und
han so groze habe. || daz ich minen vin-
habe so großes Gut, daß ich meinen Fein-
den | gefüge noch ein leit. || des waere er
den ein Leid zufügen kann. Dazu wäre
ich von tronege | hagen gerne bereit. ||
ich gegen Hagen von Tronege gern bereit.

Nach den getriwen iamert | diche daz
Nach den Getreuen jammert oft
herce min. || di mir da leide taten | noh
mein Herz, und die mir leides thaten, bei
te ich pi den sin. || so wurde wol errochen
denen möchte ich sein. So würde wohl gerächt
mines vriundes lip || des ich chume er-
meines Gatten Leben, was ich kaum er-
beite | sprach daz Etzelen wip. ||
wartete, sprach Etzels Weib.

Ze liebe si do heten | alle skünèges man. ||
Zu liebe ihr da thaten alles des Königs Mannen,
di Criemhilden recken | daz was vil wol
der Kriemhild Recken, das war sehr wohl
getan. || der chamern der pflach Ecke-
gethan. Ihr Kämmerer war Ecke-
wart | da von er friunt gewan. || Den Crim-
wart, wodurch er Freunde gewann. Der Kriem-
hilden willen | chunde niemen understan.
hilt Willen konnte Niemand widerstehen.

Si dahte zallen ziten | ich wil den
Sie dachte fortwährend: sie wolle den
chünech piten | daz er ir des gunde |
König bitten, daß er ihr dies gönnte
mit guetlichen siten || daz man ir friunde
in gütlicher Art, daß man ihre Verwandten
brachte | in der Hiunen lant. || den argen
brächte in der Hunnen Land. Den argen
willen niemen | an der chunegine ervant. ||
Willen Niemand an der Königin erkannte.

Do si eines nahtes | bi dem chünige lach. ||
Als sie in einer Nacht bei dem König lag,
mit armen umbvangen | het er si als
mit den Armen umfangen hatte er sie wie
er pflach. || di edeln vrowen triuten |
gewohnt, die edle Frau liebkosend,
si was im also sin lip. || do gedahte ihr
sie war ihm so lieb wie sein Leben; da gedachte ihrer
hude | daz vil herliche wip. ||
Feinde, das viel herrliche Weib.

Si sprach zu dem chünige | vil lieber
Sie sprach zu dem König: Viel lieber
herre min || ich wolde iuch bitten gerne,
Herr mein, ich wollte euch bitten gerne,
moht iz mit hulden sin. || daz ir mich
möchte es mit Huld geschehen, daß ihr mich
liezet sehen | ob ich daz het versolt ||
ließet sehen, ob ich das verdient hätte,
ob ir den minen vriunden | waeret innech-
Daß ihr den meinen Verwandten wäret innig-
lichen holt. |
lich hold.

Do sprach der künich riche | getriwe
Da sprach der reiche König, liebevoll
was sin mut. || ich bringe iuch des wol
was sein Sinn, ich thue euch wohl
innen | swa lip und gut. || den recken
zu wissen, was an Leib und Gut den Recken
wider fuere | des muese ich freude han ||
gutes geschieht, das müßte mich freuen,
wande ich von wibes minne | nie bez-
da ich durch Weibesliebe nie bes-
er friunde gewan.
sere Freunde gewann.

Do sprach diu chüneginne | iu ist daz
Da sprach die Königin: so sei euch
wol geseit || ich han vil hoher mage |
wohl gesagt, ich habe viel hohe Verwandte,
dar umbe ist mir so leit. || daz mich
darum ist mir so leid, daß mich
die so selten | ruchent hie gesehen. || ich
die so lange nicht mehr hier gesehen. Ich
hete min di liute | niwan für ellende
höre meine Leute nur als Fremde
iehen. ||
bezeichnen.

Do sprach der chunech Ecel | vil liebiu
Da sprach der König Etzel: viel liebe
vrowe min. || diuht ez si niht ce ver-
Frau mein, däucht es sie nicht zu fer-
re | so luede ich über Rin | swelhe ir da
ne, so lüde ich über den Rhein so viele ihr hier
gerne sehet | her in miniu lant. || des
gerne sehet, her in mein Land, dessen
vreute sich diu vrowe | do si den wil-
freute sich die Frau, da sie seinen Wil-
len sin ervant. ||
len erfahren hatte.

Si sprach welt ir mir triwe | leisten
Sie sprach: wollt ihr mir Liebe beweisen,
herre min. || so sult ir boten senden |
mein Herr, so sollt ihr Boten senden
ce Wormez über Rin. || so enbiut ich
nach Worms über den Rhein; dann entbiete ich
meine Verwandten, zu denen ich Neigung habe, dann kommt
in dieses Land manch edler Ritter gut.

Digitized by Google

oder der Dichter noch eine Menge von Gestalten geschaffen, die den unerbittlich tragischen Gang des altehrwürdigen Sagenfanges teils zu erklären, teils zu verklären suchen. Von christlichem Wesen ist der heidnische Mythos nur wenig durchsetzt; es kommt einiges von Gott und von der Kirche vor; das Papsttum und die Geistlichkeit, wie alle kirchlichen Gebräuche bleiben dem Gange der Ereignisse indessen fern. Es weht, da doch das alte Asentum vergessen ist, etwas wie der arianische Geist der Völkerwanderung durch die Nibelungenstrophen, und doch klingen auch die Ungarnkämpfe der Salier- und Stauferzeit, der Reiseweg der deutschen Kreuzfahrer und der ritterliche, thatenlustige Geist des höfischen Zeitalters in ihnen wieder.

Zu den Kämpen, welche im letzten Teile des Nibelungenepos einander in oft ziemlich eintöniger und ermüdender Weise niedermetzeln, gehören auch zwei, welche der Geschichte entnommen sind und welche die germanische Heldensage den Eigensinn hat, zeitlich zu einander zu gesellen, obschon der eine erst nach dem Tode des andern geboren ist, nämlich der Hunne Attila (Etzel) und der Ostgote Theoderich (Dietrich). Beide sind in ihrem Charakter entstellt: in einer Reihe gleichzeitiger und späterer Gedichte ist der Hunne aus einem blutigen Wüterich zu einem friedlichen König von germanischem Typus, der Gote aus einem kulturbefördernden Monarchen (S. 70) zu einem herumziehenden Ritter und Raufbold umgestaltet. Die Hauptrolle spielt natürlich „Dietrich von Bern“ (d. h. Verona), welchem die Riesen, die Ungeheuer und Ritter regelmäßig erliegen; ihn begleitet sein stets getreuer Stallmeister, der alte Hildebrand, der uns schon vier Jahrhunderte früher (S. 136) begegnet ist. Im „Rosengartenliede“ und in anderen Gedichten ist die verlockende Gelegenheit ergriffen, die beiden größten Kämpen der Heldensage, Siegfried und Dietrich samt ihren Genossen sich miteinander messen zu lassen, und hierbei lernen wir auch eine höchst originelle Figur, einzig in ihrer Art kennen. Das ist der kampflustige Mönch Ilsan, Hildebrands Bruder, der in seinem Kloster alles untereinander bringt, daher gerne mit Schwert und Schild entlassen wird und im Streite draußen eine ebenso komische wie derbe Rolle spielt. Die Kämpfe der Völkerwanderungsreiche sind hier der Hauptsache nach schon vergessen, und in einen Nebenbuhlerstreit der Franken und Goten verwandelt, der vielleicht in einer dunkeln Erinnerung beruhen mochte, daß die Vorherrschaft der germanischen Welt nach dem Untergange der Goten an die Franken übergegangen war. Und so sind in weiteren Gedichten des höfischen Zeitalters noch eine Menge anderer Ereignisse jener über ein halbes Jahrtausend ältern Zeit mit den merkwürdigsten geographischen und historischen Schnitzern durcheinander geworfen worden. —

Den Kämpfen zu Lande dies- und jenseit der Alpen aber stehen andere zwischen dänischen und normannischen Seekönigen in dem niederländischen Epos „Kudrun“ gegenüber. Dasselbe entsprang aus einer Sage der jüngern Edda und ist ein Werk von hoher sittlicher Tendenz, in welchem die Treue alles Mißgeschick besiegt. Von der Nordsee stammend, wurde es um das Jahr 1200 in Österreich von unbekannter Hand in einer der Nibelungenstrophe ähnlichen Versart neu bearbeitet, der alles durchdringende Einfluß der Kreuzzüge verrät sich in der Umschaffung eines Königs Siegfried von Morland in einen Herrscher vom „Mohrenland“. „Kudrun“ ist mit der Odyssee zusammengestellt worden, doch hat sie mit ihr keinerlei Ähnlichkeit; dagegen steht sie an poetischem Werte selbst über dem Nibelungenliede und hoch über den Dietrichsgedichten, obschon es ihr nicht gelang, die Volkstümlichkeit des erstern zu erwerben, weil ihr Stoff nun einmal außerhalb der nationalen Heldensage lag. Ebensowenig konnte sie dem Strome der aus der Fremde eingeführten romantisch-höfischen Epik ein Halt gebieten. Die letztere lag eben tief im Geiste des Rittertums begründet und wußte sich daher ihren Weg hierher zu bahnen.

Zwar haben auch die Dichter der Nibelungen und der Kudrun dem höfischen Geiste gehuldigt; zwar haben sie, wohl selbst Ritter, ihrer Freude am Tjostieren und Turnieren hellen Ausdruck verliehen; aber wie die gesamte höfische Sitte, wie die Turniere und alles, was damit zusammen hing, aus dem Lande der Mode, aus Frankreich kamen, so mußten auch die „Romane,“ die bei den Rittern und ihren Damen ihr Glück machten, jenseits der Vogesen erstanden sein. Freilich haben die gelungensten unter ihnen in deutscher Zunge einen so herrlichen Gehalt und Klang bekommen, wie ihn sich die französischen Reimschmiede, welchen der Stoff entnommen war,

Digitized by Google

wohl niemals hätten träumen lassen. Mit Übersetzungen begannen die deutschen Bearbeiter der französischen Romane, teils Ritter, teils Bürger; mit unsterblichen Dichterwerken vollendeten sie ihre glänzende Laufbahn.

Wir haben bereits Heinrich von Veldeke als den Vater der höfischen Dichtung in Deutschland bezeichnet. Der fröhliche und harmlose Lebemann wurde dies dadurch, daß er die für die höfische Dichtung charakteristischen kurzen Verspaare mit dem reinen Reim einführte, und damit die Assonanz verdrängte, welche auf die Allitteration der ältern Zeit gefolgt war; er wurde es dadurch, daß er einen Stoff zur Bearbeitung wählte, der als klassischer ein allgemeines Interesse erweckte, weil man die Trojaner einmal als Väter der Römer betrachtete und das „römische Reich" nun den Deutschen gehörte. Veldeke nannte nämlich sein Heldenpaar Aeneas und Dido; er ließ es in Karthago dulden und lieben, während ihre Lebensart und Tracht genau die der Zeitgenossen des Dichters sind. Landgraf Hermann von Thüringen war der Mäcen Heinrichs, der aus einer französischen Bearbeitung des Vergil schöpfte, an welche er sich indessen enger anschloß, als diese an den römischen Dichter. Auf diese Weise wurde das Einströmen der Klassizität durch französische Kanäle ermöglicht; Heinrichs Nachfolger besangen die Argonauten, den trojanischen Krieg, die Verwandlungen nach Ovid und andere Stoffe, teilweise allerdings mit Germanisierung der griechischen und römischen Namen und Gestalten. Denn die antiken Dichtungen und Vorbilder errangen sich nach Veldekes Zeit nicht mehr die Gunst, welche diesem zu teil geworden war; man suchte nach anderen. Erst im Übergange vom zwölften zum dreizehnten Jahrhundert aber war diesem Suchen ein Finden vergönnt; damals erhielt die Nation in Hartmann von Ouwe, einem Schwaben, Dienstmann des Herrn von Ouwe und Kreuzfahrer, wieder einen wahren Dichter. Nicht ungebildet, zeigte er sich als Lyriker wie als Epiker vielseitig, suchte er das epische Ideal wieder auf verschiedenen Pfaden. Wir nennen von seinen Werken die zuerst, welche deutschen Ursprungs sind. Gregorius oder der guote sündaere, malt in erschütternden Zügen ein grauenhaftes Familiengeschick: der Held, Sohn der sträflichen Liebe eines Geschwisterpaares und als Kind ausgesetzt, heiratet später, aus der Fremde kommend, ohne es zu wissen, seine Mutter. Aber die Milde des wahren Christentums schließt die furchtbare Tragik des Geschickes eines Ödipus und einer Jokaste aus und läßt Gregor nach siebzehn Jahre langer Buße, die er auf einem Meeresfelsen angeschmiedet verbringt, gerettet werden, zum Papst emporsteigen und auch seiner Mutter Gnade erwerben. Hartmanns bekanntestes Werk, der „Arme Heinrich", nach einer unbedeutenden lateinischen Quelle, ist die Geschichte eines Ritters aus dem Geschlechte, welchem der Dichter diente. Heinrich wird durch Krankheit eine Art Hiob; aber durch die Großmut, mit welcher er das Anerbieten eines Mädchens, ihn durch ihr Herzblut zu heilen, verschmäht, findet er Genesung und in seiner Retterin ein treues Weib. Auch hier waltet die vom Dichter in ihrer Reinheit erfaßte christliche Barmherzigkeit und Selbstverleugnung.

Vor und nach diesen beiden ergreifenden moralisch-poetischen Erzählungen schuf Hartmann von Ouwe die zwei ersten jener Ritterromane, welche dem höfischen Wesen den treuesten Ausdruck gegeben und die deutsche Litteratur dieser Dichtung auf die höchste Stufe erhoben haben. Diese beiden Erstlinge waren „Erek" und „Iwein"; sie eröffneten die dichterische Verwertung jener romantischen Abenteuer, welche sich um den halbmythischen Britenherrscher Artus, um seine „Tafelrunde" von unvergleichlichen Helden und um das Mysterium des „heiligen Gral" angesammelt hatten. Mit denselben ergoß sich ein reicher Strom aus keltischer (bretonischer) Quelle in den vorher so klaren See des deutschen Schrifttums, und trübte ihn, so herrliches er diesem Zufluß auch verdankte, durch eine gewisse Manier, ein mittelalterliches Rokoko, durch Einförmigkeit und Verschwommenheit in der Charaktermalerei und durch wertlose Huldigungen, die er einem lockern, in der Liebe ungezügelten Leben darbrachte. Der Franzose Chrestien von Troyes war Hartmanns Original; denn letzterer beschränkte sich noch, wie Veldeke, nur auf Übersetzung, jedoch mit Milderung derber Ausdrücke und Weglassung trivialer Details und frivoler Auffassungen. Die Ritterromane wurden durch Hartmann also nicht nur dem Worte, sondern auch dem Sinne nach deutsch. Weil aber ihr Stoff nicht deutsch war, so litt die Arbeit durch die Übertragung von Schwulst, Unnatur und Manieriertheit und konnte den

Digitiz

Nibelungen und der Kudrun nicht von fern zur Seite treten. Gegenüber der Jugendarbeit „Erek, der Wunderaere“ zeigt indeſſen Hartmanns „Iwein“ oder „der Ritter mit dem Löwen“ bedeutende Fortſchritte an Ruhe, Harmonie, Schönheit der Sprache und Wahrheit der Schilderung; es kommen nicht mehr ſo unerhörte Weitläufigkeiten vor, wie z. B. in Erek, wo der Dichter etwa ein halbes Tauſend Verſe braucht, um das Reitpferd Enitens, der Gattin des Helden, zu beſchreiben. So iſt Hartmann von Ouwe im „Iwein“ zugleich derjenige deutſche Dichter, welcher im Ritterroman am meiſten das Maß bewahrt und ſich der geringſten Ausſchreitungen ſchuldig gemacht hat, ein Ruhm, der ſeinen beiden Nachfolgern, ſo ſehr ſie an Erfindungsgabe und Gedankentiefe über ihm ſtehen, nicht zugeſtanden werden kann. Wir meinen Wolfram und Gottfried, die beiden hellſten Sterne am deutſchen Dichterhimmel des Mittelalters. Beide haben neue Gedanken wogen in dem unergründlichen See der Poeſie erregt; aber ſie haben die keltiſchen Stoffe der Zeit nicht verlaſſen, ſondern ihnen nur neue Seiten abgewonnen. Wolfram eröffnet uns einen zweiten keltiſchen Sagenkreis, den des heiligen Gral, bleibt daneben aber noch in dem erſten, dem des Königs Artus, ſtehen. Gottfried führt uns ſogleich in einen dritten ein, dem er ſich vollſtändig hingiebt, nämlich in den von Triſtan und Iſolde, in deſſen Bearbeitung ihm allerdings, noch vor Veldeke, Eilhard von Oberge, freilich nur als Überſetzer, vorangegangen war. Die Gralsſage iſt das hohe Lied des Glaubens, die Triſtanſage das der Liebe, und ſo dürfen auch Wolframs und Gottfrieds Dichtungen bezeichnet werden. Wie aber jener ſich aus der Ritterwelt der Romane in himmliſche Sphären erhob, in die kein Sterblicher wagen durfte, ihm zu folgen, und wie er unter dem Bilde der Gralburg das unermeßliche Weltall mit ſeinem geheimnisvollen Schöpfer und Herrſcher darzuſtellen verſuchte, ſo verweilte dieſer in dem ebenſo unlösbaren Rätſel des Menſchenherzens. Wie Wolfram, der Sänger des Glaubens, die Erhabenheit, ſo beherrſchte Gottfried, der Dichter der Liebe, die Wahrheit des Lebens. Dabei iſt merkwürdig, daß keiner dieſer beiden Dichterfürſten des Mittelalters dem eigentlichen, herrſchenden Glauben ſeiner Zeit huldigte; in Wolfram erblicken wir den frommen Häretiker, der weder vom Papſte noch von der Dreieinigkeit viel ſpricht, den ſtreng ſittlichen Monotheiſten, und neben ihm in Gottfried den glaubensloſen Welt- und Lebemann, ja den frivolen Pantheiſten.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Aus den Miniaturen der Heidelberger (ehemaligen Manesſchen) Liederhandſchrift. Um 1300. Heidelberg, Univerſitäts-Bibliothek.

Im oberen Bilde Landgraf Hermann von Thüringen und ſeine Gemahlin. Unten die Minneſänger, inſchriftlich bezeichnet als Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eſchenbach, Reimar der Alte, der tugendhafte Schreiber, Heinrich von Oſterdingen und Klingſor von Ungarland. An Stelle Reimars des Alten wird im Gedichte Reimar von Zweter als Teilnehmer am Sängerkriege genannt.

Wolfram von Eſchenbach, ein bairiſcher Ritter niedern Ranges und von geringen Glücksgütern, führte ein Wanderleben. Auch er genoß die Gunſt des Landgrafen Hermann

auf der Wartburg, die ein fröhliches, farbenbuntes, geistvolles Leben sah, wie nach sechshundert Jahren die kleine Hauptstadt der Fürstenfamilie, welcher diese Burg jetzt gehört. In dieses ältere reichbewegte Treiben wird auch der sagenhafte „Sängerkrieg" verlegt, in dem Wolfram eine Hauptrolle spielt. Freilich, sogleich nach Hermanns Tod, als die Wartburg eine Stätte „heiliger Übungen" wurde, verschwanden sowohl die ritterlichen Sänger, wie die schmarotzenden Dichterlinge aus dem klassischen Felsenschloß. Die Bildung all dieser Herren war eine beschränkte. Wolfram konnte weder lesen noch schreiben. Er dichtete seine unsterblichen Werke aus dem Gedächtnis und zwar auf Grundlage des Chrestien von Troyes und des angeblichen Provençalen (in Wahrheit Franzosen) Guyot, deren Muttersprache er häufig in sein Deutsch einfließen läßt. Seine hier allein in Betracht kommende Dichtung, der vor 1216 vollendete „Parzival", eins der großartigsten Werke der Weltlitteratur, gehört zugleich der Artus- und der Gralsage an. Die letztere feiert in dem Gefäß (graal, gréal, provençalisch grazal = Schüssel), dessen sich Jesus beim Abendmahle bedient haben und in dem auch sein Blut aufgefangen worden sein soll, das Geheimnis des Glaubens an die Gnade Gottes, durch welche die Besitzer des Kleinodes, d. h. eben des Glaubens, welches in einer wunderbaren Burg (dem Himmel), von den Templeisen (seligen Heerscharen) aufbewahrt wird, über alle Maßen mit Glück bedacht werden. Artus und der Gral, zwischen denen der Held lange schwankt, stellen den Gegensatz des weltlichen und des geistlichen Rittertums, das heißt der Sinnlichkeit und des Glaubens dar; jenes vertritt Gawan, der auch im „Iwein" eine Rolle spielt, dieses Parzival selbst in seiner spätern Entwickelung, welche auf sein jugendliches, unsicheres Tasten nach dem Ideale folgt. Darum besteht auch das Epos eigentlich aus zwei Gedichten; die Helden derselben sind Gawan und Parzival, deren Abenteuer sich nach dem von ihnen vertretenen Standpunkte scharf scheiden. Sucht aber Parzival Gott, findet er ihn nach harten Prüfungen, so ist er darum doch noch kein Asket; er erreicht sein Ziel vielmehr als verheirateter Gralkönig, und seine Liebe zu Condwiramurs (das heißt coin de vrai amour, Stempel der reinen Liebe) ist so herzinnig und rein, sein Wiederfinden der Geliebten nach langer Trennung so überaus ergreifend, wie dies in einem die Liebe so hoch haltenden und sie zugleich so oft mißbrauchenden Zeitalter nur möglich war. Dabei tritt die tolerante Tendenz des zweiten Jahrhunderts der Kreuzzüge in dem Epos so scharf zu Tage, daß der Dichter einen „Heiden" (das heißt Mohammedaner) zu seines Helden Bruder erhebt und das Leben des Orients mit dem des Occidents ganz auf die gleiche Stufe stellt. Wie das Bruchstück „Titurel" in der Liebe des Schionatulander und der Sigune an ergreifender Lebenswahrheit, so wetteifert an religiöser Toleranz mit Parzival des Dichters letztes Werk „Willehalm", die Erzählung von dem gegen die Araber kämpfenden heiligen Graf Wilhelm von Aquitanien, deren Vollendung des Dichters Tod um 1220 verhindert haben mag.

Wolfram schließt sich in seiner echt christlichen Versöhnungsidee eng an Hartmann von Ouwe an und steht gleich diesem der trostlosen antiken Schicksalsidee fern. Einen Vertreter der letztern, den einzigen des deutschen Mittelalters, treffen wir dagegen in Wolframs mehrerwähntem Widerpart, in dem Realisten Gottfried von Straßburg. Wir sehen ihn als den bürgerlichen und gelehrten Sänger, der den Adel mißachtet, das Turnierwesen und alle ritterliche Übung umgeht, und der Sage gemäß den nach weltlicher Liebe Strebenden tragische Veranlagung zuerteilt, wie das Altertum seinen Helden. Dabei schildert er gleich den alten Hellenen doch alles so hell und durchsichtig; während sein Gegner, welchen er des „Findens wilder Mären" und des „Wilderns in den Mären" beschuldigt, nur allzu oft an Dunkelheit des Ausdrucks leidet und eine Schule hinterließ, die bei geringerer Begabung in Schwulst und Ziererei unterging. Eine glänzende höfische Welt umgiebt das glückliche Sünderpaar Tristan und Isolde; überhaupt ist das Kolorit der Dichtung durchaus französisch, wie denn auch Gottfried diese Sprache ungemein stark verwendet, ja sogar in dem Maße, daß er sein Vaterland, als hätte er die spätere Zwitterstellung seines Elsaß geahnt, nur mit dem wälschen Namen (Almanje) bezeichnet, während Wolfram sich stets als guten Deutschen bekennt. Französisch ist ferner in seinem Werke die Leichtigkeit, mit welcher über die Ehe und die Moral hingeschritten wird, französisch die witzelnde Freigeisterei, die über die Gottesurteile spottet,

Faksimile einer Seite aus der St. Gallener Handschrift von Wolframs von Eschenbach Parzival.

Aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts. Pergament. Originalgröße. St. Gallen, Stiftsbibliothek.

Digitized b

Digitized by Google

Umschreibung und Übersetzung zu dem

Facsimile aus Wolframs von Eschenbach Parzival.

Handschrift aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts; St. Gallen, Stiftsbibliothek.

(Die Worte „Wolfram von Eschenbach" am Rande sind von der Hand des Geschichtschreibers Ägidius Tschudi von Glarus aus dessen Nachlaß die Handschrift nach St. Gallen kam.)

Nach Lachmanns, von Bartsch beibehaltener Einteilung II. Buch, Vers 1624 bis III. Buch, Vers 15.

(Königin Herzeloide hat, 14 Tage nach der Botschaft vom Tode ihres Gatten Gahmuret, den Parzival geboren. Seine Schönheit und künftige Stärke wird geschildert.)

sin herze menlich ellen truoch.
sein Herz trug männliche Stärke.
die kuneginne des geluste
Die Königin hatte so große Freude (an ihm),
daz si in vil diche chuste.
daß sie ihn sehr oft küßte.
si sprach hinz im in alle fliz:
Sie sprach zu ihm mit größter Zärtlichkeit:
bon fiz, scer fiz, ben fiz.
guter Sohn, teurer Sohn, schöner Sohn.

Die kunegin nam do sunder twal
Da nahm die Königin ohne Zögern
diu roten vaelwelohten mar
die roten gelblichen Pferden,
ich meine ir tuttelines graenselin,
ich meine ihrer Brust Wärzchen,
daz schoup si im in sin vlaenselin,
die schob sie ihm in sein Mündchen.
selbe was sin amme,
Sie selbst war seine Amme,
die in truoch in ir wamme,
die ihn getragen in ihrem Leibe,
an ir bruste si in zoch.
an ihre Brust sie ihn zog,
die wibes missewende vloch.
des Weibes Unglück floh.
si duhte si hete Gahmureten
Ihr däuchte sie hätte Gahmuret
widr an ir arm erbeten.
durch Bitten wieder in ihre Arme bekommen.
Frou Herzeloyde sprach mit sinne:
Frau Herzeloide sprach sinnig:
die hoehste kuneginne
die höchste Königin
iesus ir bruste bot,
Jesus ihre Brüste bot,
der sit durch uns vil scharpfen tot
der einst durch uns sehr herben Tod
ane chriuze menischliche enphiench
am Kreuz als Mensch erlitt,
unt sine triwe an uns begiench.
und seine Treue an uns bewies.
swes sin lip zurnen ringet,
Wer sein Zürnen gering anschlägt,
des sele unsamfte dinget,
dessen Seele schwer Frieden erlangt
swie chiusche er si unt warte
so keusch er auch sein möchte

des weiz ich wariu maere.
davon weiß ich wahres zu sagen. —
Sich begoz des landes frouwe
Es begoß sich des Landes Herrin
mit ir herzen iamers touwe.
mit ihres Herzensjammers Thau.
ir ougen regenten uf den knaben.
Ihre Augen regneten auf den Knaben.
si chunde wibes triwe haben.
Sie konnte Weibestreue halten,
beidiu siufzen unt lachen
beides, seufzen und lachen
chunde ir munt vil wol gemachen
konnte ihr Mund sehr wohl bewirken.
si vreute sich ir suns geburt,
Sie freute sich über ihres Sohnes Geburt,
ir schimph ertranch in riwen furt.
und ihr Scherz ertrank in der Betrübnis Tiefe.

Swer nu wiben sprichet baz,
Wer nun von den Frauen besser spricht (als ich),
deiswar daz laz ich ane haz,
dem lasse ich das ohne Haß;
ich vriesche gerne ihr freude breit.
Ich vernehme gern, was ihnen große Freude macht.
wan einer bin ich unbereit
Nur einer (Frau) bin ich nicht geneigt
dienstlicher triwe.
in Treue zu dienen.
min zorn ist immer niwe
Mein Zorn erneuert sich stets
gein ir sit ich sie an wanche sach.
gegen sie, seit ich sie in Untreue sah.
ich bin Wolfram von Eschenbach.
Ich bin Wolfram von Eschenbach,
unt chan ein teil mit sange
und etwas bewandert im Sange,
unt bin ein habendiu zange
und halte fest wie eine Zange
minen zorn gein einem wibe,
meinen Zorn gegen ein Weib,
diu hat mime libe
welches meinem Leibe (d. h. mir)
erboten solhe missetat,
erwiesen solche Beleidigung,
i ne han si haszens cheinen rat
ich kann nicht anders als sie hassen.
darumbe hant min die andern haz.
darum hassen mich die Andern.

Digitized

o we warumbe tuont si daz.
O weh, warum thun ſie das?
al ein si mir ir hazzen leit
Obgleich mir ihr Haß wehe thut,
ez ist idoch ir wipheit.
die Urſache iſt doch das weibliche Geſchlecht,
(d. h. ſie haſſen mich, weil ich eine Frau angriff)
sit ich mich versprochen han
ſeit ich unrechtes (von demſelben) geſprochen habe.
unt an mir selbn missetan,
und mich gegen mich ſelbſt vergangen,
daz lihte nimmer mer geschiht.
was ſo leicht nimmermehr geſchieht.
idoch ensuln si sich vergahen niht,
Doch ſollen ſie ſich nicht übereilen,
mit hurte an min hamit,
mit Stößen gegen meine Verſchanzung;
si vindent werlichen strit,
ſie finden tapfere Gegenwehr.
i ne han des niht vergezzen
Ich habe ſolchen nicht verlernt
i ne chunne wol gemezzen
ich kann recht wohl ermeſſen
beide ir gebaere unt ir site.
ſowohl ihr Benehmen als ihre Gewohnheiten.
swelhem wibe volget chiusche mite
Welcher Frau Keuſchheit eigen iſt,
der lobs chemphe wil ich sin,
deren Lobes Kämpfer will ich ſein.
mir ist von herzent leit ir pin
und deren Kummer iſt mir von Herzen leid.

Ein*) lop hinchet ame spat,
Deſſen Ruhm krankt an einem Übel,
swer allen frouwen sprichet mat,
der ſich allen Frauen ſchachmatt bekennt,
durch sin eines frouwen.
um ſeiner eigenen Herrin willen.
swelhin min reht wil schouwen,
welche (Frau) mein Recht berückſichtigen will
beidin sehen und hören,
es ſowohl einſehen als anhören.
diene sol ich niht betören.
die will ich nicht kränken.
schildes ambt ist min art,
Ritterlich iſt meine Art;
swa min ellen si gespart
ſoweit (aber) meine Kraft geſchont würde
swelhin mich minnet umbe sanch
und mich eine (Frau) bloß um meines Geſanges willen liebte,
so dunchet mich ir witze chranch.
ſo dünkte mich ihr Verſtand krank.
Ob ich guotes wibes minne ger,
Wenn ich einer guten Frau Minne ſuche,
mag ich mit schilde und ouch mit sper
und ich mag mit Schild und auch mit Speer
verdienen niht ir minne solt,
nicht verdienen ihrer Minne Lohn
al dar nach si sie mir holt
ſo bemeſſe ſie danach ihre Huld
(d. h. ſo braucht ſie mir nicht hold zu ſein).
vil hohes topels er doch spilt,
Ein hohes Spiel wagt derjenige,
der an ritterschaft nach minnen zilt.
der ohne Ritterſchaft nach Minne ſtrebt.

*) Schreibfehler ſtatt Sin.

Hetenz wip niht fur ein smeichen,
Nähmen es die Frauen nicht für Schmeichelei,
ich solt in furbaz reichen
ſo wollte ich euch noch weiter darreichen
an disem maere unchundiu wort,
in dieſem Sange unbekannte Worte,
ich spreche in daventiure vort.
ich fahre daher in meinem Abenteuer fort.
Swer des von mir geruoche
Wer dies von mir erwartet,
der enzel si zecheinen buoche.
der zähle auf kein (gelehrtes) Buch.
i ne chan decheinen buochstap.
ich kenne keinen Buchſtaben
da nement genuoge ir urhap
deren ihrer genug ſich zu rühmen wiſſen.
disiu aventiure
Dieſes Abenteuer (Heldengedicht)
vert ane der buoche stiure.
ſchreitet ohne die Stütze eines Buches einher.
è man si hete fur ein buoch,
Ehe man es für ein Buch hielte,
ich waere è nachet ane tuoch
wollte ich eher nackt ohne Tuch ſein,
so ich in dem bade saeze
Wenn ich im Bade ſäße,
ob ich's questen niht vergaeze.
ſo ich nur den Badwedel nicht vergäße.

(NB. Eines ſolchen, d. h. eines Laubbüſchels, bediente man ſich im Mittelalter, um im warmen Bade ſich den Leib zu ſtreichen. Der Dichter ſpielt hier aber auf deſſen Verwendung als Schambedeckung an.)

(Drittes Buch.)

Er machet trurich mir den lip,
Es ſtimmt mich traurig,
daz also maengiu heizet wip.
daß ſo manche ſich Weib nennt,
ir stimme sint geliche hel,
ihre Stimmen ſind alle hell,
genuoge sint gein valsche snel,
aber Viele ſind zur Falſchheit geneigt,
etsliche valsches laere
(und nur) wenige von Falſchheit frei.
sus teilent sich diu maere
ſo verteilen ſich die Dinge.
daz die geliche sint genamt
Daß ſie gleichen Namen tragen (den der Frauen)
des hat min herze sich geschamt.
deſſen hat ſich mein Herz geſchämt.
wipheit, din ordenlicher site
Weiblichkeit, dein wahres Weſen
dem vert unt fuor ie triwe mite
iſt und war ſtets mit Treue verbunden.
genuoge sprechent armuot
Ihrer genug ſprechen, Armut
daz diu si zeinhte guot.
ſei zu nichts gut.
swer die durch triwe lidet.
Wer ſie aber aus Treue erduldet,
helle fiwer die sele nidet.
deſſen Seele entgeht dem Höllenfeuer.
die dolte ein wip durch triwe.
Die ertrug ein Weib ſtandhaft.

(Nun folgt die Geſchichte der ihrer Herrſchaft beraubten Herzeloide und ihres Sohnes Parzival).

französisch das am Hofe herrschende lockere Leben. Aber die Tiefe der von ihm geschilderten, obwohl unerlaubten, Leidenschaft, die Reinheit der Sprache und Ausdrucksweise, selbst in den bedenklichsten Lagen, die Farbenpracht der Schilderung sind wahrhaft deutsch, und der alte Elsässer hat seine westfränkischen Vorbilder tief in den Schatten gestellt. Unnütze Spielereien in Versbau und Allegorieen brachte jedoch auch dieser Dichter einem damals auftauchenden Zeitgeschmacke als Opfer dar.

„Tristan und Isolde“ entstand um 1210 und blieb unvollendet. Warum? Das ist uns ebenso unbekannt, wie es der beiden großen Dichter Lebensumstände sind. Verzehrte den Sänger die Leidenschaft, die er an seinem Heldenpaare so unnachahmlich ergreifend geschildert hatte? — — — Er blieb der einzige in seiner Art; die Wirksamkeit seiner Schule verlor sich in geistlose Trivialität.

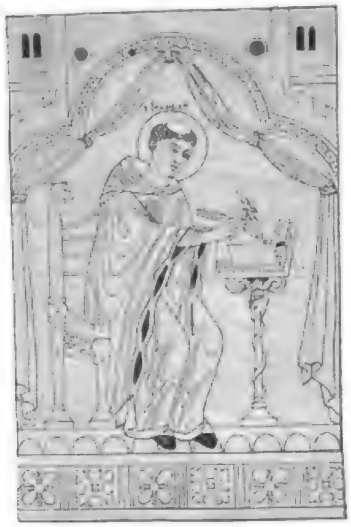
Zahllos ist die Menge der Nachahmer und Nacheiferer Wolframs und Gottfrieds, aber klein nur ihre Begabung und gering ihr Gelingen. Sie sanken zuletzt zu Reimchronisten herab; originell ist nur, daß Rudolf von Ems in seinem indischen Prinzen Josafat, vielleicht ohne es zu ahnen, das Leben des großen Nirwana-Denkers Buddha besang, und daß Konrad von Würzburg einen seiner dichtenden Vorgänger, Wirnt von Grafenberg, den Verfasser des Artusromans „Wigalois“, zum Helden eines epischen Gedichtes machte, welchem als vielherrliche Frau die „Welt“ erscheint, die er einst besungen, vorn blendend schön, aber im Rücken ein von Ungeziefer und Wunden wimmelndes Schreckbild, worauf er erschüttert als Kreuzfahrer Buße thut. Konrad machte sich mit dieser Allegorie zum Organ des geistlichen Eiferns gegen die weltliche Dichtung, dessen wir oben (S. 258) gedachten, einer Strömung, welche zu den Folgen jener Vorteile gehörte, die das Papsttum im Kampfe um die Investitur über den Staat errungen hatte, und die schließlich so weit ging, die Dichtkunst als das Erzeugnis von Einflüsterungen unreiner Geister in die Ohren der Dichter auszugeben.

Dichter an ihren Pulten, aus dem „Lustgarten“ der Äbtissin Herrad von Landsberg, 1167–1177.

Die Kirche stellte darum dieser „sündhaften“ Litteratur eine Flut von Legenden und biblischen, überhaupt geistlichen Dichtungen, z. B. die von Theophilus, dem Vorbilde des Faust*), entgegen und wußte selbst den Fortsetzungen der weltlichen „Kaiserchronik“ eine geistliche Färbung zu verleihen. Diese dichtenden Kleriker rangen indes nicht nach dem Lorbeer, sondern nach der Dornenkrone des Märtyrers, und ihre Werke sind meist

*) Theophilus ist der Sohn einer Äbtissin; er wird von einem Einsiedler erzogen, kommt zu hohen Ehren und soll selbst Bischof werden. Aus Demut schlägt er diese Würde aus. Als er aber von dem an seiner Statt gewählten Nachfolger zurückgesetzt wird, bedauert er die frühere That der Demut. Er sucht bei einem Zauberer Hilfe. Dieser bestimmt ihn, sich dem Teufel zu überantworten, um durch dessen Macht in alle Ehren und Würden eingesetzt zu werden. Theophilus sinkt immer tiefer; aber daß er von der Wohlthätigkeit nicht lassen kann, bringt ihn mit dem Teufel in Streit. So findet er den Weg zur Reue; die

Digitized by Google



Arbeitender Mönch am Schreibepult.

In der rechten Hand die Feder, in der linken das Radiermeſſer; als Tintenfaß dient ein durch den Rand des Pultes geſtecktes Horn. Aus einem Martyrologium von 1188. Stuttgart, kgl. Bibliothek.

vergeſſen. Nur einer kann ein Dichter genannt werden: der frühere Ritter und ſpätere Laienbruder Heinrich von Mölk in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Er richtete die Spitze ſeiner Satire gegen alle Stände und verſchonte ſelbſt ſeinen eigenen nicht, deſſen Laſter ſeiner Sache ja den empfindlichſten Schaden zufügten. Dabei malte er das Elend des Lebens in abſchreckendſter Weiſe aus und wirkte beſonders mit ergreifenden Hinweiſungen auf den Tod. Aber alles war nur von geringem Erfolg. So wenig wie die Legenden den Romanen, ſo wenig konnte die Verherrlichung Marias dem Minnegeſang den Rang ablaufen, ungeachtet ſelbſt Weltliche, wie z. B. ein geiſtloſer, obſchon gelehrter Nachfolger Wolframs, Albrecht von Scharfenberg, die gleiche Richtung pflegten. Intereſſant iſt, daß des letztern ausführliche Schilderung der Gralsburg zu Bauten ähnlicher Art Anlaß gab. Durch ihre Beſchäftigung mit der Poeſie wurde die Kirche ſelbſt weltlich, ſtatt den Weltſinn zu unterdrücken.

All dieſes zeigte ſich auch auf dem lyriſchen Gebiete. Dasſelbe ſtellt ſich uns im deutſchen Mittelalter als ein Wald von Zwergbäumen dar, aus welchem nur ein einziger mächtiger Wipfel, eher einer Linde als einer Eiche vergleichbar, hervorragt, — Walther von der Vogelweide. Der ritterliche und hochgebildete Sänger, den Herzog Friedrich von Öſterreich-Babenberg begünſtigte, den Kaiſer und Gegenkaiſer abwechſelnd beſchenkten und im Stiche ließen, irrte im ganzen Reiche umher, bis er von Friedrich II., deſſen ungerechte Bannung er wie kein anderer gegeißelt hat, und an deſſen Kreuzzug er teil nahm, ein kleines Lehn erhielt. So oft er aber auch, durch Armut gezwungen, in inneren Kämpfen die Fahne wechſelte, ſo iſt er doch ein guter Deutſcher ſtets ebenſoſehr geblieben, wie trotz aller Verſuchungen ein warmer Kämpe für gute Sitte und ein feuriger Verehrer echter Weiblichkeit und züchtigen Frauenlebens. Er hat endlich, bei aller Frömmigkeit, der „ſtreitenden Kirche“ nicht nur nie gehuldigt, ſondern raſtlos die religiöſe Freiheit verfochten. Walthers Lebensanſchauung ſteht im offenen Gegenſatze zu der franzöſierenden, bald ſchwärmeriſchen, bald frivolen Liebelei ſeiner Zeit. Sein Naturgefühl iſt wahr und ſein Herz lebensfroh, während die damalige Mode nur verkünſtelte und erheuchelte Stimmungen liebte und die Naturwahrheit verachtete. Er war in vielem ein Geſinnungsgenoſſe Wolframs, und beide ſchätzten einander hoch. Zu ſeinem unſterblichen Vorteil aber unterſchied ſich Walther von dem auf franzöſiſcher Grundlage arbeitenden Dichter durch ſeine nationale Haltung; er ſtand, gleich den Sängern der Nibelungen und der

hl. Maria vermag es, ihm die Urkunde, in der er ſich dem Teufel verſchrieben, wieder zu verſchaffen, und ſo iſt ſchließlich ſein Ende ein gutes; ſeine Seele wird von Maria in den Himmel geleitet.

Zur Erläuterung des Bildes auf Seite 267:

Oben (Pauperibus dona dedit ut vitaeque corona) auf folgender Seite

1) Da der Teufel den Theophilus vom Almoſengeben zurückhalten will, merkt er, wie er betrogen ſei.
Hinc sublimetur. a demonas mox inhibetur.
Ex hoc cognovit quod per contraria vovit.

2) Er flieht Maria um Hilfe an.
Tristis obinde pie repetens altaraе Mariae.
Ut succurrat ei petit ex ratione fidei.

3) Wie Theophilus am Altar ſchläft, bringt ein Engel auf Befehl Marias die Unterſchrift zurück.
Huicque manuscriptum tulit angelus huncque relictum.
Cepit ad altarae prostratum sic reparare.

4) Theophilus geſteht dem Biſchof alles.
Angelicumque datum praesul totumque reatum.
Post haec cognovit. velut hunc confessio vovit.

5) Bild des Abtes.
Summe codex iste per me placeat tibi Christe.
Abbas dictus eram Cùnradus eum faciebam.

6) Bild des Schreibers.
Hunc vice scriptoris ob spem coelestis amoris
Perfeci librum. divinis laudibus aptum.

Propicietur nobis deus (in dem Schriftbande, welches der Abt in der linken Hand hält) et pia virgo Maria (in dem vom Schreiber des Manuſkriptes gehaltenen Bande.

Darſtellung aus der Geſchichte vom zauberer Theophilus, die Fauſtlegende des Mittelalters.
Malerei in einer Handſchrift von des Mönchs Konrad Mauritiusbuch. Mitte des 13. Jahrhunderts im Kloſter Scheiern ausgeführt
München, kgl. Hof- und Staats-Bibliothek (Vgl. Anmkg. auf Seite 266).

Kudrun, auf eigenen Füßen: er war ganz er ſelbſt und ganz deutſch. Auch die übrigen Minneſinger haben viel Schönes geſchaffen; ihre Verſe und ihre Bildniſſe hat uns die in Zürich angelegte, dann lange in Paris geweſene und endlich durch die Hochherzigkeit Kaiſer Friedrichs III. nach Deutſchland (Heidelberg) zurückgebrachte Manneſſeſche Liederhandſchrift überliefert;

Digitized by Google

Herr Nithart von Reuenthal.

Aus den Miniaturen der Heidelberger (ehemaligen Manesſiſchen) Liederhandſchrift: um 1300. Heidelberg, Univerſitäts-Bibliothek

original ſind indes nur wenige, wie der Tanzdichter Nithart von Reuenthal und der Humoriſt Tannhäuſer, welcher die Überſchwänglichkeiten des Minnedienſtes verhöhnt hat und ein Held der Mythe geworden iſt.

Noch ſchneller als die Epik entartete dieſe oft überſchätzte Lyrik des deutſchen Mittelalters. Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ſchwand die dichteriſche Kraft des Adels, zugleich mit ſeinem durch Kreuzzüge, Fehden und Turniere geſchmälerten Reichtum, dahin. Wer noch etwas beſaß, ergab ſich dem Wohlleben oder ſchenkte es weltmüde der Kirche, die ihm ein Aſyl bot; wer nichts mehr hatte, wurde Raubritter, Söldner oder „Pfaffe“, das heißt Mönch, Chorherr oder gar dienender Kloſterbruder. Die durch zunehmende Prachtbauten und glanzvolle Aufzüge verweltlichte Kirche begegnete auf halbem Wege der durch wüſte Zeitereigniſſe genährten Weltflucht, und die weltliche Dichtung rettete ſich meiſt unter die Bürger der Städte, wo ſie indes ſofort zu einer gereimten und geſungenen Proſa verknöcherte. An die Stelle der Minneſinger traten die Meiſterſänger, Dichter im Schurzfell und im Kaufmannsrocke. Beliebter als Epik und Lyrik ward, ſelbſt unter einem Teile des Adels, die Didaktik, welche die Welt über ihre Pflichten belehren zu müſſen glaubte. Unter ihren Trägern ragt einer Achtung gebietend hervor, den wir nur unter ſeinem Dichternamen Freidank kennen. Er iſt ein Zeitgenoſſe und naher Geiſtesverwandter Walthers von der Vogelweide, gleich ihm ein Wanderer und paläſtinamüder Kreuzfahrer unter Friedrich II., ein begeiſterter Kaiſer- und Reichsfreund, ein Gegner der emporſtrebenden Fürſten ſowohl wie des ſich überhebenden Papſttums. Seine „Beſcheidenheit“ geißelt mit ſcharfen Hieben den Ablaß und die mechaniſche Beichte, den Wucher und alle Laſter; ſein Standpunkt iſt indeſſen nur mäßig tolerant; er bekämpft Juden, Heiden und Ketzer, freilich ohne ſie zu verdammen, weil ſonſt „der tiuvel daz groezer her“ hätte. Mehrere andere Lehrdichter feierten die verſchiedenen Tugenden. Unter ihnen ragen ein Herr von Windsbach, genannt der „Winsbeke“, und der deutſch ſchreibende italieniſche Domherr von Aquileja, Thomaſin von Zirclaria, in ſeinem „wälſchen Gaſt“ (d. h. der Fremde aus Wälſchland) durch die edle Feier der Frauenwürde hervor. Während des dreizehnten Jahrhunderts ging mit dem Verfalle der ritterlichen Sitten derjenige der edlern Dichtung vollkommen Hand in Hand, und die allenthalben um ſich greifende Trunkſucht, ſowie andere Übel boten den Lehrdichtern am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Stoff genug dar. Hugo von Trimberg, der 1260—1309 Rektor der Schule am Kollegiatſtift der Maria und Gangolph in Theuerſtadt, einer Vorſtadt von Bamberg war, bekämpfte in ſeinem „Renner“ jene Unſitten vom kirchlichen Standpunkte aus und eiferte gegen die „Lügen“ der Ritterromane, während ſein jüngerer Zeitgenoſſe, der Dominikaner Ulrich Boner in Bern, den hundert

Fabeln ſeines „Edelſteins“ eine volkstümliche moraliſierende Färbung verlieh und damit auch dieſe Dichtungsart in das deutſche Schrifttum einführte.

Kampf der Tugenden und Laſter.
Federzeichnung aus der im Jahre 1408 ausgeführten deutſchen Bilderhandſchrift „Der wälſche Gaſt“ von Thomaſin von Zirclaria
München, kgl. Hof- und Staatsbibliothek

Noch weit mehr aber als die lehrhafte Dichtung wucherte die Novellenſchreiberei, welche ſich auf das bis dahin vernachläſſigte wirkliche Leben warf und es draſtiſch ſchilderte. Der Wiener Bürger Stricker, Epiker und Satiriker, zugleich der hervorragendſte Novelliſt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, geißelte in ſeinem „Pfaffen Amis“ die Unſitten

ſeiner Zeit, ſowohl die der Geiſtlichen, wie die der Edelleute, welche er als Feinde des Kaiſers und Bauernſchinder angriff. Im Übergang vom zwölften zum dreizehnten Jahrhundert ſammelte der bizarre Ciſtercienſer Cäſarius von Heiſterbach in lateiniſcher Sprache zahlloſe für die Kulturgeſchichte wichtige, meiſt wunderbare Geſchichten, in welchen der Aberglaube die tollſten Sprünge macht. Um das Jahr 1230 endlich bemächtigte ſich die deutſche Sprache auch der Geſchichtſchreibung, und es entſtand die erſte proſaiſche Chronik in unſrer Mutterſprache, die „ſächſiſche Weltchronik“.

Erſtürmung und Übergabe einer Minneburg.
Franzöſiſche Elfenbeinſchnitzerei eines Spiegelgehäuſes aus dem vierzehnten Jahrhundert.
London, South Kenſington Muſeum.

Neunter Abschnitt.

Wissenschaft und Kunst in der Glanzzeit des Kaisertums.

So klang die dichterische Muse der mittelhochdeutschen Zeit in nur wenig erfreulichen Tönen aus. Während ihrer Blüteperiode hatten sich indessen auch andere Strömungen im geistigen Leben Deutschlands geltend gemacht. Eigentümlich und der Erwähnung wert sind die durchaus von den theologischen Vorstellungen beherrschten „wissenschaftlichen" Ansichten jener Epoche. Allerdings schon seit den Zeiten Bedas, allgemein aber erst später, wurde damals berechnet, die Welt sei am 18. März und den fünf folgenden Tagen erschaffen worden; es ward dabei angenommen, der im Anfange der Genesis geschaffene Himmel sei nicht der, an welchem die Gestirne, sondern der, in welchem die Engel sich befinden; das zuerst geschaffene Licht sei ohne Wärme gewesen u. s. w. Die Erschaffung Adams am 23. März, einem Freitag, brachte man in Verbindung mit dem Tode Jesu an demselben Wochentage. Das Verweilen Adams im Paradiese wurde auf sechs bis sieben Stunden berechnet, so daß Eva, die in seiner dritten Stunde entstand, nur halb so lange das ungetrübte Paradiesesdasein genossen hätte. In ähnlicher, spitzfindiger Weise wurden noch weitere Daten herausgeklügelt. Christus rechnete man seltsamerweise als den ersten Papst und gab ihm als Dauer seiner „Regierung" gleich sein ganzes Leben, 33 Jahre. Die Seelen der Guten, glaubte man, erscheinen in schöner menschlicher, die der Schlechten aber, unter welche man auch Päpste zu rechnen keinen Anstand nahm, in tierischer Gestalt. Von der Himmelsleiter wurden die Seelen der Schlechten durch Teufel heruntergestürzt. Sowohl gegen die Sünde, gegen die Ketzerei, sowie zu gunsten der päpstlichen Weltherrschaft wirkte in würdigerer Weise der ganz Deutschland durchwandernde größte deutsche Volksredner des Mittelalters, Bruder Berthold von Regensburg, von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an bis zu seinem Tode (1272).

Solchen Auffassungen gegenüber gab es aber auch freiere Richtungen. Als ein Träger derselben ragt besonders hervor der Schwabe Albrecht von Bollstädt, genannt Albertus Magnus, (geboren um 1200, Bischof von Regensburg 1260–62, dann bis zu seinem Tode, 1280, Lesemeister der Dominikaner in Köln). Obschon dem ketzerfeindlichen Orden angehörig, hatte er Ansichten, die er als Geistlicher nicht wohl aussprechen durfte. Er ist es, der das Ansehen des Aristoteles im Mittelalter begründete und diesen Heiden zum Heiligen der Scholastik erhob, deren einziger namhafter Vertreter auf deutscher Erde er war und blieb. Auch die Werke der Araber Ibn Sina (Avicenna) und Ibn Raschd (Averroes) und des Juden Moses ben Maimon machte vorzüglich er in Deutschland bekannt; umsonst aber trat er gegen die Phantome des Aberglaubens auf. Er übte die Chemie und Physik und wagte damit den ersten Schritt, wenn auch nur einen schüchternen, zu der spätern Pflege der Naturwissenschaften. Dafür wurde er nach seinem Tode als Zauberer verschrieen.

Über die Sitten und Anschauungen des zwölften Jahrhunderts belehrt uns besonders das Werk einer deutschen Nonne, welche sich damals ein ähnliches Verdienst, der Nachwelt ein Andenken ihrer Zeit zu hinterlassen, erwarb, wie zwei Jahrhunderte früher Hrotsuit (S. 153 ff.). Es war dies Herrad von Landsperg, seit 1167 Äbtissin des Odilien-

Digitized by Google

kloſters in dem ehemaligen Schloſſe Hohenburg im Elſaß († 1195). Hochgebildet für ihre Zeit, ſchuf ſie den „Hortus deliciarum“ (Luſtgarten), „eine Zuſammenſtellung lateiniſcher, meiſt proſaiſcher Exzerpte über bibliſche Geſchichte und das geſamte theologiſche Lehrgebäude jener Zeit, zugleich aber, wenn auch nur gelegentlich über Aſtronomie, Geographie, Mythologie und Philoſophie, über alte Weltgeſchichte, wo ſie in die Religionsgeſchichte eingreift, und ſelbſt über ſchöne Künſte“, ſoviel davon für Nonnen paßte. Sie gab ihrem Werk ein in Zeichen abgefaßtes Kalendarium bei, auch ihre eigenen lateiniſchen Gedichte, mit einer Muſikbegleitung dazu, und ſchmückte es mit wertvollen Malereien. Dieſelben ſind für unſere Kenntnis von der damaligen Zeit überaus wichtig; ihre Ausführung zeugt „von einer feſten, kräftigen Hand;“ die Zeichnung litt an Eintönigkeit, Steifheit und Mangel aller Perſpektive. Farben und Gold waren bis auf die neueſte Zeit friſch erhalten geblieben. Bei der Beſchießung von Straßburg im Jahre 1870 ging das in der dortigen Bibliothek befindliche koſtbare Werk leider zu Grunde; doch ſind Nachbildungen desſelben vorhanden. Die Gedichte der Herrad ſind meiſt gereimt, reich an ſonderbaren Spielereien des Rhythmus und ſehr naiv, aber ebenſo frei von jedem begründeten Vorwurfe ſittlicher Verirrung, wie die Werke der Nonne von Gandersheim. Auch für die deutſche Sprache iſt Herrads Buch wichtig, indem es vielen lateiniſchen Ausdrücken die deutſche Überſetzung beifügt.

Kapitelſaal des Ciſtercienſerkloſters Bebenhauſen bei Tübingen.
Vierſäulig, mit rundbogigem Rippengewölbe. Ende des 12. Jahrhunderts erbaut.
Übergangsſtil mit romaniſcher Geſamtkonſtruktion.

Zeigt uns ſchon die deutſche Litteraturblüte des Mittelalters, daß der ſo benannte Zeitraum keineswegs ſo finſter war, wie man oft geglaubt hat, ſo liefert uns die gleichzeitige bildende Kunſt noch ein weiteres Zeugnis dieſer Wahrheit. Es war gerade am Schluſſe des erſten Jahrtauſends unſrer Zeitrechnung, als die Völker des Abendlandes anfingen, ſich von den Vorbildern der antiken Kunſt, denen ſie bis dahin gefolgt waren, ſoweit ſie ſich über die Roheit ihrer Kunſtanfänge überhaupt erhoben, zu befreien und in ſelbſtändiger Weiſe zu ſchaffen. Das erſte unſichere Taſten in dieſem Beginnen äußerte ſich in einer dem Norden Europas ſtets eigenen phantaſtiſchen Art, in der groteske Tier- und Menſchengeſtalten, zum Teil mit ſymboliſcher Bedeutung, an den Bauwerken und in den Handſchriften zu Verzierungen verwendet wurden. Wichtiger und dauernder, weil bereits ein Element wahrer Kunſt in ſich bergend, iſt das Aufkommen des Rundbogens, welches ſeinen Grund in dem zu Gebote ſtehenden Baumaterial hatte. Denn auf die antiken Architrave über den Säulen mußte Deutſchland verzichten, wegen Mangel an Marmor, an deſſen Stelle die einheimiſchen Geſteine nicht gleiche Dienſte leiſten konnten. — Die oben geſchilderte Glanzzeit des Deutſchen Reiches erhob damals die Gemüter der Nation auf allen Gebieten; die für Schönheit empfänglichen Geiſter mußten daher auch zu Werken entflammt werden, welche der Höhe ihrer Veranlagung entſprachen, und der zunehmende Aufwand der Großen förderte die Ausführung ſolcher Werke. Es wurde im elften Jahrhundert geradezu leidenſchaftlich gebaut. So entſtanden unter der Anregung

Der Dom zu Mainz; Anſicht der Weſtſeite.

Digitized by Google

und dem Schutze hochgeſinnter Kaiſer die erſten „monumentalen“ Kirchenbauten in Deutſchland: beſonders durch Heinrich II. in Bamberg, (S. 218), durch Konrad II. in Limburg, durch Heinrich III. in Goslar; namentlich aber baute der kunſtſinnige und auf dieſem Gebiete ſeine Regentenfehler ſühnende, ſpäter ſo unglückliche Heinrich IV. an vielen Orten. Biſchöfe eiferten den Reichshäuptern nach und ließen die letzten Holzkirchen verſchwinden, die nur noch in den äußerſten Marken länger ſtehen blieben. Im alten Sachſen, zwiſchen Elbe und Rhein, dieſem von den Römern am wenigſten berührten Lande des damaligen Reiches, welches im Oſten ja noch nicht feſten Fuß gefaßt, hatte jene Baubewegung am früheſten begonnen, denn römiſche Werke ſtörten hier die nationale Entwickelung nicht. Biſchof Bernward von Hildesheim ſteht mit ſeinem damals außerhalb der Stadt Hildesheim gelegenen Lieblingsbau, der Kirche St. Michael, die ſeine Grabſtätte werden ſollte, an der Spitze. Einer ſeiner eifrigſten Nachfolger war der uns durch ſein wechſelreiches Leben (S. 220, 224), bekannte Adalbert von Bremen. Es erſtanden die großen Dome von Minden, Paderborn, Soeſt und andere. Die Grundlage dieſer Bauten bildeten allerdings Elemente der antiken Kunſt; aber der nordiſche Geiſt verband die aus derſelben gewonnenen Bilder zu neuen Ideen. Namentlich war der regelmäßige Wechſel von Säulen und Pfeilern charakteriſtiſch für Sachſen. Die früher allgemein dem Süden nachgeahmten Krypten unter den Kirchen wurden im zwölften Jahrhundert in ganz Deutſchland aufgegeben. Ebenſo, doch langſamer, verſchwanden die Malereien der Innenwände aus den Gotteshäuſern; die ſtrengen Ciſtercienſer des dreizehnten Jahrhunderts fanden ſie ſtörend für die Andacht der Kirchenbeſucher. Ein Beiſpiel edler und einfacher Bauart jener Zeit bietet das in noch jetzt impoſanten Trümmern liegende Kloſter Paulinzelle in Thüringen, welches von der Ritterfrau Paulina im Jahre 1106 für Mönche und Nonnen geſtiftet und von Mönchen aus dem ſchwäbiſchen Hirſau (S. 156) errichtet wurde. Dies waren die Vorpoſten des die ſtrenge Idee mittelalterlicher Kirchlichkeit ſo treu ausdrückenden romaniſchen Bauſtiles. Seine höchſte Schönheit aber errang er nicht in Sachſen, ſondern im Rheinlande, wo einerſeits zahlreiche, noch ſtehende Reſte des alten, heidniſchen Rom und anderſeits der rege Verkehr der mächtigen Kirchenfürſten jenes herrlichen Stromgebiets mit dem neuen, chriſtlichen Rom eine bunte Reihe von künſtleriſchen Ideen zur Geltung brachten und antike Elemente viel länger Verwendung fanden als im Oſten. Hier entſtand der „gebundene romaniſche Stil“, der ſeinen Ausdruck in der „gewölbten Baſilika“ fand, und deſſen früheſtes Beiſpiel auf ſächſiſchem Boden der von Heinrich dem Löwen 1173 gegründete Dom zu Braunſchweig iſt. Das allmähliche Ausreifen dieſes Gedankens zeigen die drei großen romaniſchen Dome von Worms, Speier und Mainz. Letzterer, die

Partie aus dem Schiff der St. Michaeliskirche zu Hildesheim.

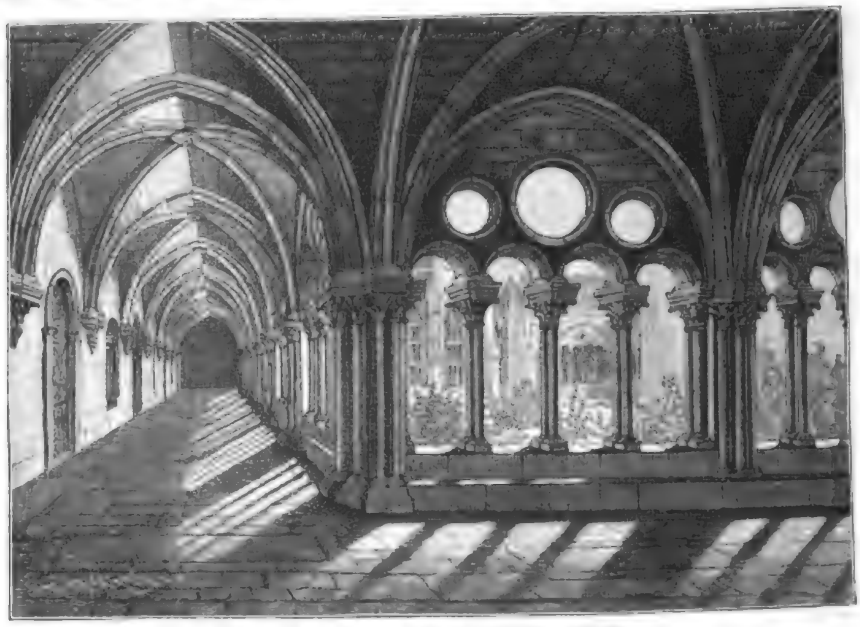
Flachgedeckte Baſilika (Kirche mit niedrigen Seitenſchiffen); romaniſch. Von Biſchof Bernward von Hildesheim gegründet, 1033 vollendet, im nächſten Jahre durch Blitzſchlag abgebrannt; der Neubau im Jahre 1186 geweiht. Pfeiler, Säulen und Mauern des Schiffes ſind zum Teil die des alten Baues. Zwiſchen je zwei viereckigen Pfeilern ſtehen zwei Säulen. Mehr als ein Jahrhundert vorbildlich für die Bauten im Sachſenland und den benachbarten Gauen.

Kathedrale St. Martin (erbaut von 1036 bis 1239, durch Feuersbrünſte beſchädigt und teilweiſe zerſtört in den Jahren 1081, 1137 und 1191) machte den Anfang und iſt der älteſte noch erhaltene große Kirchenbau dieſes Syſtems. Der herrliche Dom von Speier (1030 begonnen) vervollkommnete noch den Gedanken und wurde unter der Leitung Konrads II. ein Bau, welchen „die Chroniſten des zwölften Jahrhunderts oft und mit Recht als ein Werk von wunderbarer Größe und Schönheit preiſen“, — ja „ein Symbol der Majeſtät des Reiches“. Der Dom zu Worms endlich „entfaltete den vollen Reichtum des entwickelten romaniſchen Stiles“ und ſteht in der harmoniſchen Einheit ſeiner Teile faſt einzig da. Auf quadratähnlichem Plane erhob ſich in dieſen Bauten der Rundbogen zum Kreuzgewölbe. Seit den dreißiger Jahren des zwölften Jahrhunderts fand das neue Syſtem auch im alten Köln Eingang, zuerſt in der Mauritiuskirche, während die einſame Abteikirche von Laach am Kraterſee der Eifel die erſten, damals in Deutſchland noch vereinzelten Keime des Spitzbogens und des oblongen Grundplanes zeigt. Eine andere Ausnahme machen die auf Grundmauern des Altertums ſtehenden Kirchen des „deutſchen Rom“, wie z. B. „St. Maria im Kapitol“ (1049 von Leo IX. geweiht). Der Dom zu Trier wurde auf antiker Grundlage romaniſch ausgebaut. Immer reicher geſtalteten ſich die romaniſchen Motive in den verſchiedenen Reichsteilen an den zahlloſen Gotteshäuſern. Im Elſaß begegneten ſich franzöſiſche und deutſche Einflüſſe; in Schwaben und Baiern, wo erſtere nicht eindrangen, reichten ſich indeſſen verſchiedene architektoniſche Gedanken die Hand; hier trat das Gewölbe erſt ſpät an die Stelle der Säulen- und Pfeilerbauten mit flacher Deckung, während im allgemeinen edle Einfachheit vorherrſchte und nur an den Thoren und an den Würfelkapitellen ſich, wie auch im Elſaß, phantaſtiſches, aber im Lande einheimiſches, von der Antike unabhängiges Schmuckwerk entfaltete. Beſtimmend für die Bauart war hier namentlich der in Hirſau waltende Geiſt des von Cluny ausgegangenen reformierten Kloſterweſens. Auch nach Franken und Heſſen wirkten dieſe Einflüſſe. In Öſterreich und Böhmen treten häufiger als ſonſtwo einfache Rundbauten auf. In den Ländern des Nordoſtens aber, welche den Slawen abgerungen worden waren, bot die Natur ein zum Bauen geeignetes Geſtein nicht dar; dieſer Mangel nötigte zum Ziegelbau, der zu einem ſchmuckloſen, knappen, aber großartigen und tiefernſten Bauſtile führte.

Jetzt begann die von Frankreich ausgehende Bewegung, welche ſeit dem Beginne der Kreuzzüge zwar ſchon ein Jahrhundert lang die deutſche Kultur merklich beeinflußt hatte, in erhöhter Einwirkung ſich geltend zu machen: wie in der Litteratur, ſo auch in der Kunſt, namentlich in der Baukunſt. Im franzöſiſchen Norden entwickelte ſich nämlich organiſch aus den landesüblichen Formen des romaniſchen Stils der Spitzbogen, welcher den Bauwerken eine größere Abwechſelung und Lebendigkeit verlieh als der Rundbogen, und deſſen allerdings langſamer Triumphzug durch Weſteuropa einer vollſtändigen Umwälzung in der Baukunſt gleich kam. Das erſte Eindringen dieſer Formen in Deutſchland fällt in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, und es wurde ihnen um ſo leichter, Platz zu gewinnen, als, wie oben gezeigt, der romaniſche Stil in unſerm Lande keine einheitliche Ausbildung gefunden hatte. Damals wurde der Spitzbogen im Rheinlande beliebt, wie es die Dichtungen vom Gral und von Triſtan und Iſolde geworden waren. Aber wie dieſe in Deutſchland zu eigenen großartigen Dichterwerken auswuchſen, ſo nahm auch jene Bauart ihren eigenen Weg, indem ſie zu neuen Konſtruktionen Anlaß gab, wie dem Kleeblatt-, Hufeiſen-, Fächerbogen, dem Knoſpen- und Blattkapitell, den überſchlanken Wandſäulchen, den Abteilungen des Gewölbefeldes, das nun ſtets als ein Kreuz-Gewölbe erſchien. Nachahmungen der Kirche des Heiligen Grabes und ſelbſt mauriſche Formen fanden infolge der Kreuzzüge gleichfalls Eingang. Der ſtrenge Geiſt der Ciſtercienſer, welche jeden maleriſchen Schmuck verwarfen, begünſtigte und verbreitete den neuen Bauſtil, wie ſich namentlich in ihrem Kloſter Maulbronn (S. 157) zeigt. So gelangte die Architektur in eine Periode des Übergangs, aus welcher nach etwa einem halben Jahrhundert, nämlich in der erſten Hälfte des dreizehnten, ſich der eigenartig deutſch ausgebildete gotiſche Bauſtil entwickelte, deſſen Blüte eine ganz neue Epoche der Baukunſt begründete. Denn das Regelloſe jenes Übergangsſtils befriedigte auf die Dauer nicht; im Rheinlande, wo er, wie im Dom zu Limburg, dem es bei aller Pracht ſeiner Ausführung an ausgeprägtem Charakter

Der Dom zu Limburg an der Lahn.
Als Stiftskirche St. Georg 1213—1243 erbaut; kreuzförmige, gewölbte Pfeiler-Baſilika Übergangsſtil vom Romaniſchen zum Gotiſchen.

Digitized by Google



Kreuzgang der Ciſtercienſerabtei Heiligenkreuz bei Wien.

Die Kirche wurde 1135 gegründet, 1187 geweiht. Der Kreuzgang mit ſpitzbogigen Rippengewölben wurde vor 1250 im Übergangsſtil mit gotiſcher Geſamtkonſtruktion erbaut.

fehlt, ſo im Münſter von Baſel und in der Pfarrkirche zu Gelnhauſen am bunteſten waltete, da erreichte die neue Richtung der Gotik ihre herrlichſten Erfolge. — Aber auch weiter nach Oſten und Norden wieſen mächtige architektoniſche Schöpfungen, wie der auf alter Grundlage erbaute Bamberger Dom, der zu Naumburg und andere neue Werke den Weg. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hatte die Gotik in ganz Deutſchland den Sieg errungen, nicht in ihrem franzöſiſchen Gewande, ſondern in eigenartigen, je nach den Landesteilen geſtalteten Formen.

Auf dem Gebiete der Bildnerei (Plaſtik) hatte das frühere Mittelalter vorzugsweiſe die Elfenbeinſchnitzerei, namentlich in den Diptychen, von denen wir (S. 148) ein hervorragendes Beiſpiel erwähnten, gepflegt, und zwar unter dem Einfluſſe der Antike und im Dienſte der Kirche. Mit der geſchilderten ſelbſtändigen Entwickelung der Baukunſt trat nun auch eine freiere, vor den Augen der Welt ſich zeigende und keinen fremden Muſtern nachgeahmte Bildhauerei ſeit dem Beginn des elften Jahrhunderts mit in größerem Maßſtabe ausgeführten Werken ins Leben. Auch dieſe Kunſtrichtung begann in Sachſen, in den Städten am Harz. Ihre Form war der Erzguß, ihre erſten namhaften Werke ſah Hildesheim unter dem alles Schöne fördernden Biſchof Bernward (S. 220) entſtehen, nämlich die ehernen Portale des Doms mit Szenen aus der heiligen Geſchichte (1015) und die Chriſtus- oder Bernwardsſäule, welche im Jahre 1022 errichtet und, was die äußere Form, nicht aber die noch rohen Reliefſiguren aus dem Leben Jeſu betrifft, der Siegesſäule des Kaiſers Trajan in Rom nachgebildet iſt. Den Domthüren (unter anderen namentlich in Augsburg) folgten die Grabplatten (S. 253) in Bronze und Stein mit Bildniſſen der Beſtatteten; immer noch ſteife, ungeſchickte Nachahmungen byzantiniſcher Vorbilder. Doch wanderten ſächſiſche Arbeiten dieſer Art bereits nach Frankreich, England, Polen, Rußland und ſogar nach Italien. Das große Relief der Kreuzabnahme an der Felſenkapelle der Externſteine bei Horn (von 1115) iſt das älteſte größere plaſtiſche Denkmal Weſtfalens. Im Rheinlande tritt die Skulptur weit hinter der Baukunſt zurück; in Lüttich dagegen iſt in dem bronzenen Taufbecken der

Bartholomäuskirche ein ganz vortreffliches Werk edelſter romaniſcher Bildnerei aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts erhalten. Am Münſter in Zürich und am Dome zu Baſel ſind die Tier- und Menſchenbilder der Kreuzgänge merkwürdig.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert hebt eine ſchöne Vervollkommnung der Bildwerke an, zugleich treten weltliche Meiſter unter die bis dahin beinahe ausſchließlich geiſtlichen Bildkünſtler. Die Kirchen füllten ſich mit Standbildern; reiche Portalanlagen wurden mit den Statuen von Propheten, Evangeliſten, Kirchenſtiftern geſchmückt. Sie wurden jetzt nur noch in Stein gemeißelt, und wie im Altertum bemalt, ſo daß die Kunſt der Plaſtik und der Malerei ſich vielfach miteinander verbanden. Beliebt wurden namentlich Reliefgeſtalten Chriſti und der Apoſtel an den eingebauten Wänden zur Abteilung des Chors, die Darſtellung des Kreuzestodes über dem Altar, die des Jüngſten Gerichtes und der klugen und thörichten Jungfrauen im Halbrund über der Thür. Die Verwendung der Metalle wurde auf die Kirchengeräte beſchränkt. Auch die Gießkunſt hatte einen Hauptſitz in Hildesheim, wo das Taufbecken im Dome und die Chorſchranken der Michaeliskirche von ihr zeugen. Die Apoſtelfiguren der Liebfrauenkirche zu Halberſtadt tragen einen imponierenden, energiſchen Charakter. Andere Werke von noch ſchönerer Vollendung ſind: die Kreuzesgruppe der Kirche zu Wechſelburg (bei Chemnitz), die Skulpturen der „Goldenen Pforte“ am Dome zu Freiberg, das Grabmal Heinrichs des Löwen und ſeiner Gattin zu Braunſchweig, die an den Chorſäulen ſtehenden Fürſtengeſtalten im Dome zu Naumburg, der auch einen Chriſtuskopf von ergreifender Schönheit bewahrt. Noch unvollkommen, aber ein ernſtes Streben in der Darſtellung des Natürlichen verratend ſind die Standbilder Adams und Evas im Bamberger Dome, in dem ſich auch die zu den vornehmſten Werken deutſcher Kunſt zu rechnenden idealen Statuen Kaiſer Heinrichs II. und ſeiner Gemahlin Kunigunde (S. 166 f.) befinden. Dieſe Kunſtwerke gehören zum Teil jedoch ſchon einer ſpätern Zeit an.

Grabmal Heinrichs des Löwen und ſeiner Gemahlin Mathilde im Dom zu Braunſchweig.
Sandſtein; 13. Jahrhundert; edelſter frühgotiſcher Stil.

Der Kunſt der Malerei gedachten wir ſchon bei Erwähnung der Arbeiten des Kloſters St. Gallen (S. 147) und unſer Buch zeigt viele Beiſpiele von ihr. Die in zahlreichen Evangelien-, Pſalmen-, Legenden- und anderen Büchern ſo wunderbar wohlerhaltenen Miniaturen geſtalteten ſich je nach dem Geiſte der Zeit; die Blüte der Klöſter und ſpäter die der Bistümer, die Reliquien- und die Marienverehrung finden in ihnen ihren Ausdruck. Um die Mitte des elften Jahrhunderts aber geriet dieſe liebenswürdige Kunſtrichtung in tiefen Verfall; ſie verlor die Originalität und die Naturwahrheit, wurde manieriert und verkünſtelt. Hundert Jahre ſpäter jedoch nahm ſie einen neuen Aufſchwung, von dem wir in dem „Luſtgarten“ der Äbtiſſin Herrad von Landsperg (S. 272) bereits ein Beiſpiel kennen lernten, welches neben Überlieferungen älterer Zeit eine neu erwachende ſelbſtändigere Auffaſſung der Natur in Blumen- und Tierfiguren verrät. Dieſe Richtung nährten die damals aufkommenden Ritterromane und die Erzeugniſſe der deutſchen Dichtung des zwölften und dreizehnten Jahr-

hunderts mit neuen, friſchen und kecken Gedanken. Höher als Herrads Werk ſtehen, vermöge neuer Gedanken, die ſie ausdrückten, die Bilder zu Wernhers von Tegernſee „Liet von der Maget“ (1173) und zu Veldekes „Eneidt“ (S. 262). Bemerkenswert wegen der Schönheit der Menſchengeſtalten iſt das Matutinalbuch (Morgenchorbuch) des Mönches Konrad von Scheiern. Aber auch dieſe Blüte am Baume der Kunſt mußte neuen Erſcheinungen Raum geben. Im dreizehnten Jahrhundert wurden die ſchon früher üblichen Monatsbilder der den Evangelien-, Pſalmen- und Gebetbüchern beigegebenen Kalendarien beſonders beliebt, welche die wirtſchaftlichen Verrichtungen in den einzelnen Monaten darſtellten und bisweilen nicht vor nackten Figuren zurückſchreckten. Bemerkenswert ſind in dieſer Richtung der Pſalter des Landgrafen Hermann von Thüringen und das Gebetbuch ſeiner Schwiegertochter, der heiligen Eliſabeth.

Von den älteren Werken der Wandmalerei hat nur ſehr wenig dem Zahne der Zeit widerſtanden. Zu Oberzell auf der Inſel Reichenau ſind neuerdings ſchätzbare Bilder dieſer Art unter der Tünche ſpäterer Zeit entdeckt worden. Dagegen kam dieſer Kunſtrichtung vorzüglich „der großartige Aufſchwung zu gute, welchen der romaniſche Bauſtil erlebte.“ Sie zehrte indeſſen von alten Überlieferungen; nur machte ſie „der höhern Bildung des Auges, dem geſteigerten Drange nach ſeeliſcher Wahrheit“ Zugeſtändniſſe. „Die Formen gewannen an Adel und an Richtigkeit; die Geberdenſprache wurde ausdrucksvoller“ (Janitſchek). Rheinland, Weſtfalen und Sachſen beſitzen die hervorragendſten mittelalterlichen Wandmalereien; beſonders erwähnenswert ſind die zu Schwarzrheindorf bei Bonn und in der Abtei Brauweiler bei Köln, beide aus dem zwölften Jahrhundert, die Apoſtelbilder für St. Kunibert und die Heiligen von St. Gereon in Köln aus dem dreizehnten Jahrhundert. Auch Bürger- und Stadthäuſer ſchmückten ſich mit Wandbildern, aber weltlichen Inhalts. Bemalte Holzdecken zierten die romaniſchen Baſiliken. Die Schöpfungen der Tafelmalerei fanden ſteigende Verwendung für den Altarſchmuck. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts konnte in der deutſchen Malerei die volkstümliche Richtung bereits als ſiegreich gelten.

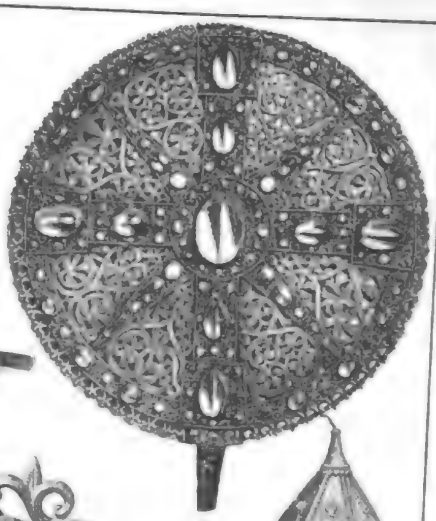
Auf dem Gebiete des Kunſtgewerbes blühte im Übergange vom neunten zum zehnten Jahrhundert, ja ſchon ſeit Karl dem Großen (S. 109) die Goldſchmiedekunſt. Sie erhielt durch die byzantiniſche Heirat Kaiſer Ottos II. neue Anregungen und Verbeſſerungen vom Bosporus aus, wo ſie beſonders geſchätzt war; ebenſo die Emaillierkunſt, die Edelſteinfaſſung und die Filigranarbeit. Aus jener Zeit ſind uns koſtbare Goldkreuze, Bücherdeckel aus Gold und Elfenbein, Reliquienkäſtchen, die berühmte Kaiſerkrone in der Schatzkammer zu Wien und anderes mehr erhalten. Die Kirche, namentlich die Klöſter und die Biſchöfe zur Zeit ihrer Macht und Bedeutung, begünſtigten dieſe Arbeiten in hohem Grade. Hierin zeichneten ſich beſonders Egbert von Trier (S. 152), Bernward von Hildesheim und Meinwerk von Paderborn aus. Unter den ſpäteren Mönchen war Ruggerus in Helmershauſen (um 1100), ſelbſt Goldſchmied und Verfaſſer eines Handbuches der Kunſttechnik (Schedula diversarum artium) unter dem Namen Theophilus.

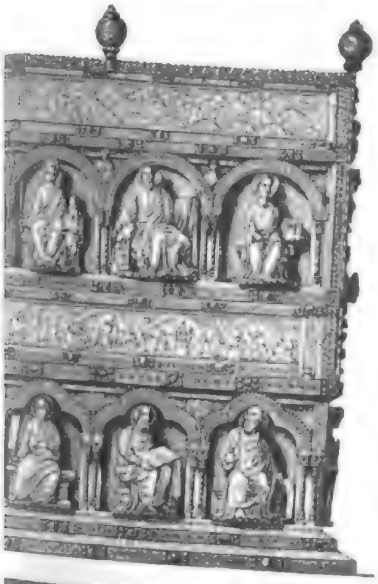
In der dann folgenden Zeit des Rittertums, der Kreuzzüge und der romaniſchen Baukunſt bewahrte das Kunſtgewerbe ſeine vorzugsweiſe kirchliche Richtung. Voran ſteht noch immer die Goldſchmiedekunſt, deren der kirchliche Kultus für ſeine Prunkgeräte ſo ſehr bedurfte. Vom byzantiniſchen Einfluſſe haben ſich die Künſtler jetzt aber völlig befreit, und man hielt ſich nun im Material weniger an Gold, als an vergoldetes Silber, Kupfer und Erz. Zur ſchönſten Vollendung gedieh im Rheinlande die Ausübung der Schmelzkunſt; an die Stelle des byzantiniſchen Zellenſchmelzes trat der deutſche Grubenſchmelz. Tragaltärchen, Leuchter, Kelche, Kruzifixe, Hoſtienbehälter und andere Kultusgeräte wurden in anſehnlicher Zahl und oft großer Schönheit gefertigt. Die Tragaltärchen, welche Reliquien enthielten, wurden meiſt aus gold- und ſilbergefaßtem Marmor gearbeitet und mit Kriſtallen und anderen koſtbaren Steinen reich und glanzvoll ausgelegt. Größeren Reliquienſchreinen gaben die Künſtler mit Vorliebe die Form einer Kirche.

Auch das Eiſen wurde damals in den Bereich des Kunſtgewerbes aufgenommen und beſonders zu kunſtvoll geſchmiedeten Thürbeſchlägen und Gittern verwendet. Im Mobiliar dagegen trat ſtatt des Metalls und Steins das Holz ſeine Herrſchaft an. Man begann die

Digitized by Google

Liturgische Gerä





Mittelalters.

Digitized by Google

UNIVERSITY

Erläuterung zu der Tafel:

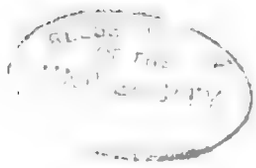
Liturgische Geräte des Mittelalters.

1. Reliquienschrein der heil. drei Könige (Dom zu Köln). a. Seitenansicht. b. Giebelansicht. Bei der Zerstörung von Mailand durch Kaiser Friedrich I. wurden die Gebeine der heil. drei Könige nach Köln entführt. Für diese kostbaren Reliquien wurde ein prachtvoller Schrein in Form einer Basilika hergestellt, ohne Zweifel in Köln selbst, am Ende des zwölften und Beginn des dreizehnten Jahrhunderts. Neben getriebener Arbeit in Gold an den Seitenflächen (Heiligenfiguren in Nischen) zeigt derselbe Ornamente in Gruben- und Zellenschmelz auf den Dachschrägen (Darstellungen aus der heil. Geschichte) und ist reich mit (antiken) Kameen und Gemmen besetzt. (Höhe 90 Centim., Länge 180 Centim.)
2. Antependium (Tafel zur Verkleidung der Vorderseite des Altars) aus Kupfer getrieben und vergoldet (Stiftskirche zu Komburg in Württemberg). Die Tafel zeigt in der Mitte Christus, umgeben von den vier Evangelistensymbolen; in den zwölf Feldern die Apostel. Die Stege sind mit Emailplatten bedeckt. Deutsche Arbeit von 1130. (Höhe 1 Meter, Breite 2,40 Meter.)
3. Triptychon (dreiflügeliger Altar) aus getriebenem Silber mit Email (South-Kensington-Museum zu London). Im Mittelfeld von zwei Engelsfiguren bewachte Partikeln vom heiligen Kreuz; darüber Christus segnend. In den Flügeln die Apostel (zwei verschiedene gepreßte Typen je dreimal wiederholt). Deutsche (rheinische) Arbeit des zwölften Jahrhunderts. (Höhe 90 Centim., Breite 65 Centim.)
4. Tragaltar (kleines, kastenförmiges Gerät, oben mit einem eingesetzten edlen Stein, zur Aufnahme von Kelch und Hostie nebst Reliquieninhalt, welches bei Krankenkommunionen, auf Reisen ꝛc. geführt wurde), aus Holz mit niellierten Silberplatten, Edelsteinen ꝛc. besetzt. (Dom zu Paderborn.) In den Nielloplatten Darstellungen aus der heil. Geschichte. Arbeit des Mönches Rudgerus in Helmarshausen (Hessen) um 1100. (Höhe 16 Centim., Breite 21 Centim., Länge 35 Centim.)
5. Buchein band (Dom zu Trier). In der Mitte Kreuzigungsgruppe aus Elfenbein geschnitzt. Die Umrahmung mit Edelsteinen und antiken Gemmen in Filigran; dazwischen kleine Platten mit den Evangelistensymbolen und Heiligenfiguren in Email. (Höhe ca. 40 Centim., Breite 30 Centim.)
6. Reliquiar (Behälter zur Aufbewahrung von Reliquien) Kaiser Heinrich IV. (Museum des Louvre zu Paris.) Kupfer mit Grubenschmelz. Die Vorder- und Rückseite des vierpaßförmigen Gerätes zeigt den Kaiser resp. den Erlöser. Das Ganze ruht auf einem mit Grubenschmelz verzierten Fuß. Deutsche (rheinische) Arbeit, Ende des zwölften Jahrhunderts. (Höhe 23 Centim.)
7. Altarleuchter (Dom zu Hildesheim), Bronze gegossen. Der figürliche Schmuck versinnbildlicht den siegreichen Kampf des Lichtes gegen die Finsternis. Arbeit aus der Werkstatt des heil. Bischof Bernward von Hildesheim († 1022). (Höhe 48 Centim.)
8. Altarleuchter (National-Museum zu München). Kupfer mit Grubenschmelz. Deutsche (?) Arbeit um 1200. (Höhe 60 Centim.)
9. Prozessionskreuz (Dom zu Hildesheim), in Scheibenform, Kupfer, durchbrochen, vergoldet und mit Edelsteinen in Filigran besetzt. Deutsche Arbeit, zwölftes Jahrhundert. (Durchm. ca. 24 Centim.)
10. Aquamanile (Gefäß zum Eingießen des Waschwassers in ein Becken für den Priester), Bronzeguß in Form eines Vogels mit gekröntem Menschenkopf. (Johanniskirche in Herford.) Deutsche Arbeit, dreizehntes Jahrhundert. (Höhe 55 Centim.)
11. Peristerium (Hostiengefäß in Gestalt einer Taube; hing an Ketten über dem Altar), Kupfer, vergoldet und emailliert. (Domkapitel zu Salzburg.) Deutsche (?) Arbeit des zwölften Jahrhunderts. (Höhe 21 Centim.)
12. Ciborium (Hostiengefäß in Form der turris eucharistica), Holz mit silbernen Reliefs beschlagen (Dom zu Minden). Die Reliefs der sechs Seiten zeigen sitzende Apostel, die des Deckels Brustbilder des Heilands und der Apostel. Deutsche Arbeit des elften Jahrhunderts. (Höhe 24 Centim.)

13a. b. Speisekelch und Patene. Der Speisekelch diente bei der Laienkommunion zur Ausspendung des heil. Abendmahls unter beiderlei Gestalt; meist ein Henkelkelch. Silber niellirt mit reichen figurlichen Darstellungen aus der heil. Geschichte. (Stift Wilten in Tirol.) Deutsche Arbeit, um 1180. (Höhe 15 Centim.)

14. Rauchfaß (Gerät zur Aufnahme von Kohlen und Weihrauch, mit durchbrochenem, meist turmförmigen Deckel und Ketten zum Schwingen), Bronze gegossen. Deutsche Arbeit des zwölften Jahrhunderts. (Höhe 20 Centim.)
15. Altar- oder Vortragekreuz (Dom zu Trier), Bronze vergoldet und emailliert. Arbeit von Limoges, dreizehntes Jahrhundert. (Höhe ca. 50 Centim.)
16. Curvatur (gekrümmte Bekrönung) eines Bischofstabes (Dom zu Trier). Bronze emailliert. Die Windung endigt in einem phantastischen Tierkopfe. Arbeit von Limoges (?), dreizehntes Jahrhundert. (Höhe ca. 35 Centim.)
17. Leuchter in Gestalt eines phantastischen Tieres (Prinz Karl von Preußen). Bronzeguß. Deutsche Arbeit des dreizehnten Jahrhunderts. (Höhe 12 Centim.)

Digitized by Google



Digitized by

Miniature in dem Pſalter des Landgrafen Hermann von Thüringen. Stuttgart, königl. Handbibliothek.

Im oberen Bilde ein Baum, aus deſſen Blattwerk Menſchenköpfe hervorſchauen, rechts neben ihm eine diademgeſchmückte Frau, vielleicht die zweite Gemahlin des Landgrafen, Sophie, und ein Mädchen, ihre Tochter Irmengard; auf der andern Seite Landgraf Hermann und ſein Sohn Hermann. Der im untern Teile des Bildes thronende mächtige Greis iſt Abraham; das Kind in ſeinem Schoße ein Symbol für die Seele eines abgeſchiedenen Gerechten, vielleicht die der erſten Gemahlin Hermanns; zu ſeinen Seiten vier Frauen, von denen eine in fürſtlicher Tracht, welche dem Kinde goldene Äpfel darreichen. Der Darſtellung liegt die bibliſche Verheißung an den Gerechten (Pſalm 92) zu Grunde. (Nach Janitſchek.)

Möbel zu ſchnitzen, mit Elfenbein oder Bronze zu verzieren und ihnen eine architektoniſche Form zu geben. Faltſtühle der Großen (S. 213) und Chorſtühle der Kirchen waren beliebte Gegenſtände der Holzbildnerei. Die Glasmalerei begann ihren Einzug in die Kirchen zu halten; ſie erſcheint in Deutſchland ſchon um das Jahr 1000 und zwar im Kloſter Tegernſee, deſſen Mönch Wernher in dieſer Kunſt ganz beſonders geſchickt war. Der Dom von Augs-

Unterricht in der Ausrechnung der beweglichen Feſttage im Kirchenkalender.
Miniature in einer Handſchrift des 14. Jahrhunderts von Wilhelm Durands Rationale divinorum officiorum. Paris.

burg besaß schon damals Glasgemälde, welche die Propheten in der jüdischen Tracht jener Zeit darstellen; es sind die ältesten der Welt.

Weniger wissen wir vom ersten Auftreten künstlerischer Weberei und Stickerei, Fertigkeiten, die damals fleißig geübt wurden und den Kirchen und Burgen Teppiche mit bildlichen Darstellungen (S. 234), der Geistlichkeit den kostbar verzierten Ornat lieferten. Unter den erhaltenen Stücken der frühesten Zeit ist der von Gisela, Schwester Heinrichs II. und Gattin Stephans des Heiligen von Ungarn, in Seide gestickte ungarische Krönungsmantel, dessen ganze Fläche mit kirchlichen Allegorien in Goldstickerei bedeckt ist, das merkwürdigste.

Denselben vorwiegend kirchlichen Charakter trug auch die Tonkunst. Der Orgelbau und das Orgelspiel blühten schon seit der Mitte des neunten Jahrhunderts in Deutschland. Daneben wurden auch die Harfe, das Organistrum (eine Art großer Guitarre), die Rota (Vorgängerin der Geige), das Psalterium (der Leier ähnlich) und andere Instrumente gespielt. Als Notenschrift gebrauchte man noch die Neumen, eine Art stenographischer Zeichen (z. B. ∿ ∿ ⌐ ⌐ ⌐ ⌐ + ...), die bis zum vierzehnten Jahrhundert in mannigfachen Wandlungen fortlebten und von einer bis auf fünf verschiedenfarbige Linien emporstiegen. Während im eigentlichen Frankenreiche die Gesangschule von Metz den ersten Rang eingenommen und den Namen der Stadt auf den „Mettengesang" übertragen hatte, nahm östlich vom Rhein die Klosterschule von Fulda unter Hrabanus Maurus jene Stelle in Anspruch, wurde aber von St. Gallen (S. 149) unter Tutilo und Notker Balbulus bald überholt. Notkers Sequenzen übten einen großen Einfluß auf die musikalische Entwickelung Deutschlands, Frankreichs und Italiens aus. König Robert von Frankreich und Thomas von Celano, der Verfasser des „Dies irae" (um 1255), Bernhard von Clairvaux und Thomas von Aquino stehen als Tondichter auf Notkers Schultern. Im elften Jahrhundert wurde der schon um das Jahr 900 durch den flandrischen Mönch Hukbald mitbegründete mehrstimmige Gesang und auch die Anwendung des Reims über das Abendland verbreitet. Diese Fortschritte wurden durch die bedeutenden musikalischen Reformen des Benediktiners Guido von Arezzo (um 995 –1050) unterstützt und weitergeführt; von seinen Schülern rührt die heutige Tonleiter her. Zur Begründung der viereckigen Notenschrift, an Stelle der Neumen trug besonders Franko von Köln (um 1170—1230), der Erfinder der Mensuralmusik, bei.

In der Zeit der Kreuzzüge und des Rittertums begann sich von der Kunstmusik die Volksmusik, und von der Kirchenmusik die weltliche der Höfe und des Adels loszulösen. Volkslieder gab es schon in älterer Zeit; eine besondere Pflege erhielten sie jedoch erst in der Zeit der vagierenden Sänger (S. 257).

Als Beispiel eines alten Volksliedes geben wir folgendes, in einer Tegernsee-Münchener Handschrift, am Schluß eines lateinischen Briefes, aus dem zwölften Jahrhundert enthaltene Verslein:

Du bist min, ich bin din,
des solt du gewis sin.
du bist beslozzen
in minem herzen:
verlorn ist daz slüzzelin:
du muost immer drinne sin.

Die weltliche Musik der höheren Stände aber wurde ganz besonders durch die höfischen Dichter befördert, die gleich den Troubadours und Trouvères des Westens meist auch Sänger waren. Die Melodien der Minnesinger unterschieden sich nach der Abzweigung ihrer Dichtungen in Lieder, Leiche (Tanz- oder Chorgesang-Weise) und Sprüche. Die deutschen Minnesinger standen dem Fühlen des Volkes weit näher als die französischen, und waren auch vielseitiger als diese; sie zogen nicht nur die Liebe, sondern auch die Natur, sowie die sittlichen, religiösen und politischen Interessen ihres Landes in den Kreis ihrer Dichtung. Der letzte namhafte Minnesinger, Heinrich von Meißen (1260—1318), erhielt den Ehrennamen Frauenlob und wurde nach der Sage von den Mainzer Frauen zu Grabe getragen.

Digitized by Google

Zehnter Abschnitt.

Trachten und Waffen des Mittelalters.

Bei der Darstellung der Trachten und der Waffen, welche während der Glanzzeit des deutschen Kaisertums im Gebrauche waren, müssen wir des Verständnisses wegen zeitlich etwas zurückgreifen.

„Solange der Mensch sich begnügt, in erster Linie das Bedürfnis für die Gestaltung des Kleides sprechen zu lassen und dieses Bedürfnis mit mehr oder weniger Schönheitssinn zu befriedigen sucht, wird der Rock, der Mantel, der Schuh und der Hut, denen bei einzelnen Völkern sich noch die Hose zugesellt, für seinen Kleiderbedarf genügen. So einfach war auch die deutsche Tracht in alten Tagen. Die nordischen Torfmoore haben uns Kleider der Eisenzeit jener Länder aufbewahrt. Wir finden unter ihnen einen gegürteten Rock mit Ärmeln von gewürfeltem Stoffe, eine durch einen Lederriemen gehaltene Hose mit Füßlingen und einen durch Lederritzarbeit oft kunstvoll geschmückten und aus einem Stück Leder gearbeiteten Schuh ohne besondere Sohle (S. 60). Figur 1 unsrer Tafel „Die Entwickelung der Tracht im Mittelalter“ dürfte einen alten Germanen ziemlich getreu darstellen. Über der Schulter lag ihm ein friesartiger Wollenmantel; eine mehr oder minder hohe Mütze (Fig. 1) deckte den Kopf; an der linken Seite trug er eine Tasche mit dem Kamm, um das lange Haar, des freien Mannes Zier, in Ordnung zu halten. Natürlich wechselten, wie des Tacitus Beschreibungen dies uns sagen, die Kleidungen der verschiedenen Stämme. Die Frauen jener Zeit trugen einen Rock, welcher durch eine Schnur und einen kunstvollen Gürtel zusammengehalten wurde, und eine kurze Jacke mit Rückennaht, was darum merkwürdig ist, weil diese Rückennaht im Mittelalter bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts wieder verschwindet. Allmählich kommt ein aus Wollenfäden geschickt geknüpftes Haarnetz (Fig. 2) auf. Natürlich fehlte es beiden Geschlechtern nicht an Schmuck wie Schnallen, Hals- und Armringe; namentlich durften die großen mit Platten versehenen Fibeln nicht fehlen, die sich oft durch vortreffliche Arbeit auszeichneten (Tafeln bei S. 12, 13, 14, 54). So blieb das Kostüm lange Zeit, und nur hie und da fanden Kleidungsstücke römisch-byzantinischen Ursprungs wieder Verwendung; namentlich nachdem Otto II. durch seine Heirat intimere Beziehungen mit Byzanz angeknüpft hatte. Die Kleider bekamen Besätze, die, über die Brust oder den Leib gehend, die Säume der Gewänder verließen. Das Beinkleid war farbig und unter dem Knie gebunden, die Schuhe wurden oft durch Stiefel ersetzt (Fig. 3). Die Frauen trugen nach römischer Art zwei bis drei Kleider übereinander, wovon das obere, kürzer als das untere, auch kürzere Ärmel hatte und mit jenen merkwürdigen Besätzen verziert war, die aufsteigend mit einer runden Platte endigten (Fig. 4).

Im elften Jahrhundert behielt der Mann Tunika, Beinkleid, Schultermantel wie bisher, nur in reicherer Ausschmückung und oft von ganz gemustertem Stoffe (Fig. 5). Die Kleidung der Frauen und hin und wieder auch die der Männer fing an, sich enger an die Körperformen anzuschmiegen. Die Ärmel begannen oben eng und wurden an den Ellbogen zu langen Hängeglocken, die ziemlich schmal, noch nicht den Unterarm deckten, bei welchem das Unterkleid sichtbar wurde (Fig. 6). Die Tendenz der Verengerung der weiblichen Tracht, sowie der

Digitized by Google

Die Entwickelung der Tracht i

Mittelalter. Gezeichnet von A. von Heyden.

LIBRARY
OF THE
UNIV

überaus lange Hängeärmel am Ellbogen machten sich gegen Ende des zwölften Jahrhunderts noch energischer geltend; dabei wurden die Kleider wie der Mantel lang, schleppend, letzterer mit Pelzwerk, namentlich Kleinspalt (Fehbauch), gefüttert. Den Kopf hüllten weite, wallende Schleier ein (Fig. 9). Das Kostüm der Männer gewann an Länge: der hortus deliciarum (S. 272) zeigt uns bereits unten ausgezattelte, halb geteilte Tuniken (Fig. 7), deren rechte und linke Hälfte aus verschiedenfarbigen Stoffen gefertigt waren — eine Tracht, die aber wahrscheinlich nur von den Dienern, namentlich den Waffendienern, getragen wurde. Das Beinkleid, welches bereits im elften Jahrhundert enger geworden war, blieb im zwölften ebenso. Der Schuh mit mäßiger Spitze (Fig. 7 u. 8) zeigte reiche Besätze, welche die Erinnerung an den römischen calceus der Kaiserzeit wachrufen. Das Haar wurde lang getragen: der Bart schwand mehr und mehr.

Eine überaus merkwürdige Wandlung zeigte das Ende des zwölften und das dreizehnte Jahrhundert. Es war die Zeit der Blüte des Rittertums. Der staufische Aar erhob sich kraftvoll in die Wolken; Minnesang erklang in den deutschen Gauen, und der Frauendienst forderte die Entwickelung des höchsten Maßes der männlichen und besonders der ritterlichen Tugenden: Mut, Tapferkeit, Unerschrockenheit, Todesverachtung. In seinem Äußeren dagegen schien der Mann geflissentlich alles das zu suchen, was seine Erscheinung weiblich machte. Der Rock ward lang, fast von dem der Frauen nicht zu unterscheiden (Fig. 10 u. 11), so daß die Geschlechter gelegentlich Teile des Anzuges tauschen konnten. Das Haar wallte lang auf die Schultern herab; der Bart verschwand ganz. Auf den Locken prangte ein Kranz, ein Band oder ein Stirnreif (Schapel). Aber auch Hüte mannigfacher Form mit Pelz verbrämt (Fig. 12, 13 u. 15), namentlich der ganz mit Pfauenaugen bedeckte Pfauenhut (Fig. 14), waren sehr beliebt, oder Wülste, aus denen weite Stoffmassen schleierartig herabfielen (Fig. 13). Der Hut hatte häufig eine Kinnschnur, so daß er auf dem Rücken getragen werden konnte, wenn er den Kopf nicht decken sollte. Man trug Über- und Unterkleid (Fig. 10), das erstere lang, fast schleppend, reich mit Borten geziert, nicht immer gegürtet. Meist aber war der Rock gegürtet, und der Gurt trug dann auch das Schwert (Fig. 11). Über den Rock wurde der Mantel gelegt, der beide Schultern deckte und dessen obere Enden durch eine Schnur verbunden waren. Am Gürtel hing die Almosentasche. Der Schuh war mäßig spitz. Auch das Kostüm der Frauen war vornehm und schön (Fig. 16 u. 17). Die Tunika wallte bei mäßiger Weite auf die Füße herab, sie war durch einen verknoteten Gürtel mit langen Enden an der Hüfte geschürzt und legte sich unter der Halsgrube auf den Hals. Häufig wurde ein Überkleid ohne Ärmel, meist mit Pelz gefüttert, über dem Rock getragen, die Sukenie (Kursit? Fig. 16). Niemals aber sollte eine anständige Frau außerhalb des Hauses ohne den auf den beiden Schultern liegenden Mantel erscheinen, in dessen Brustschnur sie zwei Finger der rechten Hand zu legen hatte, während die Linke die Falten des Mantels oder des Kleides hob (Fig. 17). Die Haare waren in der Mitte gescheitelt und fielen frei auf den Rücken herab, durch einen Stirnreif (Schapel) oder einen Blumenkranz gehalten. Häufig wurde ein hoher, mit Pelz verbrämter, ausgezackter, barettartiger Reif von Stoff getragen, das Gebände, an welches sich ein Kinntuch, die Riese, anschloß (Fig. 16), oder es wurde ein Schleiertuch unter den Schapel gelegt (Fig. 17). Auch Kopf und Hals waren in Schleier gehüllt, die sich teilweise über das in Haarnetze geborgene Haar legten (Fig. 19), oder der Kopf wurde, namentlich bei Matronen, von einer Art Kapuze bedeckt (Fig. 18), die am Mantel angebracht war. Auch Strohhüte fanden sich schon, namentlich bei den niederen Ständen.

Allein mit dem Untergang des idealen Rittertums der Minnesänger in der wilden Zeit des Interregnums schwand auch der edle, fast antik-schöne Zug in den Trachten. Das Kostüm des Mannes wurde eng bis zum Platzen, und da man einen derartigen Rock nicht über den Kopf ziehen konnte, so schnitt man ihn auf und schloß ihn vorn durch Knöpfe. Es war damit die Möglichkeit der Knappheit des Kleides, das durch Wattierung noch faltenloser gemacht wurde, wesentlich gesteigert, aber auch mit einemmale jede antike Tradition beseitigt. Der moderne Rock also ward im vierzehnten Jahrhundert geboren. Man legte den Gürtel des Rockes nunmehr nur als Schmuckstück um die Hüften (Fig. 21). Hals und Kopf waren in die Kapuze, die Gugel, Hundsgugel, gekleidet, unter welcher oft noch der Schapel getragen wurde (Fig. 21 u. 23). Die Ärmel des engen, an der Seite häufig aufgeschlitzten Lendners hatten entweder herabhängende

Ornamentierung eines Brautschmuckkästchens aus dem 14. Jahrhundert.
1 und 2. Seite. Hierzu Erläuterungsblatt.

Scheinärmel, oder allerlei Anhängsel an Quasten und Schnurwerk (Fig. 20 u. 21). Dabei war der Rock so kurz, daß die Moralisten hieran schweren Anstoß nahmen, und die Kleiderordnungen ohne Aufhören dagegen eiferten, natürlich erfolglos. Dieselbe Tendenz hatte im vierzehnten Jahrhundert auch das weibliche Kostüm, bei welchem nun eine ziemlich weitgehende Entblößung des Halses und Busens eintrat (Fig. 20). Dieselbe war häufig begleitet von einer wenig kleidsamen Verhüllung der untern Gesichtshälfte und des Halses. Wir haben die tollsten Ausartungen unserm Kostümblatte absichtlich nicht angeschlossen, weil der reiche Illustrationsschatz des Buches deren genug zeigt. Es blieb aber immer eine große Anzahl Männer und Frauen, welche, dem allgemeinen Zuge der Mode zwar folgend, dennoch innerhalb der Grenzen des Anstandes und der Schönheit verblieben; wie z. B. die Bilder von Johann und Gudula von Holzhausen, welche in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebten und in der Michaelskapelle zu Frankfurt am Main begraben liegen, nach ihrem jetzt im Dome zu Frankfurt befindlichen Grabsteine uns zeigen (Fig. 22 u. 24). Bemerkenswert ist am Grabstein der Frau die Haube, der sogenannte Krüseler, der, in mannigfachen Formen aus einer Menge von gefalteten Rüschen gebildet wurde, sehr häufig, aber nicht immer, Schulterflügel hatte, und oft auch kapuzenartig in ziemlich moderner Weise den Kopf verhüllte. Sehr schön war der Mantel mit dem Fürspann (Brustspange), der im vierzehnten, selbst im fünfzehnten Jahrhundert und dann namentlich oft bei Patrizierfrauen der großen Städte, sich fand. Allein die Mehrzahl der Deutschen überstürzte sich in Tollheiten der Tracht. Der Mann verkürzte und

Erläuterung zu den Darstellungen auf einem
Brautschmuckkästchen aus dem 14. Jahrhundert.

Constanz, Privatbesitz.

Das Kästchen entstammt der Mitte des 14. Jahrhunderts und war vermutlich im Besitz einer Schweizer Familie; nach Form und Größe ist zu schließen, daß eine Brautkrone in ihm aufbewahrt worden sei. Es ist achteckig, aus dünnen Brettchen und Papierschichten verfertigt und mit gewöhnlichem dicken Schilleder überzogen, aus dem die Darstellungen in schwach erhabener Arbeit hervortreten. Dieselben sind nach Tracht und Ornamentik, wie nach ihrem Gegenstande, eine Liebeswerbung, für den Geschmack des 14. Jahrhunderts typisch. In fünf Bildern, vier auf den Seitenflächen und eins auf dem Deckel des Kästchens ist die Werbung eines Jünglings um die Liebe einer Dame dargestellt. Erstere vier Szenen bilden wir hier (nach den Zeichnungen von Stang) ab.

Was sich die Beiden sagen, ist auf den Bändern zu lesen, die sich um jede Figur schlingen. Im ersten Bilde deutet Miene und Geberde des Jünglings an, wie hoffnungsvoll er bei seiner Anrede ist; er sagt und sie erwidert (den Inhalt der Bänder geben wir in mittelhochdeutscher Schreibung, die Unrichtigkeiten und Lücken des Originals verbessernd und ergänzend):

Jüngling: Reiniu frouwe sældenbær,
Reine, Glück gewährende Herrin:
iu ze dienende ich beger:
Euch zu dienen ich begehre:
durch got enlânt'z iu wesen unmær.
um Gott, laßt es euch nicht unlieb sein.

Jungfrau: Dû tôrohter tumber man,
Du thörichter, dummer Mann,
wilt dû von mir niene lân,
willst du von mir ganz und gar nicht lassen,
du mahjt wol wênic sinne hân.
magst du wohl wenig Verstand haben.

Er läßt sich durch die unfreundlichen Worte nicht beirren und obwohl im zweiten Bilde die Jungfrau sich von ihm abgekehrt hat, fährt er fort:

Jüngling: Ich hân iuch ze liebe erkort:
Ich habe euch zur Geliebten erwählt:
swenn ir mir gebt solichiu wort,
Wenn ihr mir gebt solche Worte,
sô bin ich ûf mins lebenes ort.
so bin ich an meines Lebens Ende.

Jungfrau: Min herze dir alsô seit:
Mein Herz dir also sagt:
hâst du nâch mir solich leit,
hast du nach mir solches Verlangen,
daz ist ein grœziu affenheit!
das ist eine große Thorheit!

Ueber die empfangene Antwort ist der Jüngling so betrübt, daß er, bisher bartlos, sich den Bart lang wachsen und das lockige Haupthaar ungepflegt läßt, um seinen trauervollen Worten im dritten Bilde Nachdruck zu geben. Die Dame aber bleibt von ihm abgewendet, sie spielt mit ihrem Eichhörnchen und einem Vogel, für ihren Liebhaber hat sie nur eine unwillig verweigernde Erwiderung.

Jüngling: Frowe, die rede lânt under wegen!
Herrin, die Rede lasset unterwegen!
wil iuwer hulde min niht pflegen,
will eure Huld sich meiner nicht annehmen,
so ist alliu fröude an mir gelegen,
so liegt alle meine Freude darnieder.

Jungfrau: Swie tôre, du toubest mich:
Schweig Thor, du ergærnest mich:
swenne diu sunne gât hinder sich,
wenn die Sonne rückwärts geht,
sô wil ich erhœren dich,
dann will ich erhören dich.

Aber auch dadurch läßt er sich nicht abschrecken; im vierten Bilde hat er erreicht, daß die Jungfrau sich ihm wieder zuwendet; sie spielt zwar noch gleichgültig scheinend mit ihrem Eichhörnchen, sieht aber mit ganz anderem Ausdruck auf den beharrlichen Liebhaber. Mit wohlgepflegtem Haar und Bart kniet derselbe jetzt vor ihr; er zeigt zur Bekräftigung seiner Versicherungen eine um seinen Hals geschlungene Kette, wird aber nochmals abgewiesen:

Jüngling: Juwer (eigen) bin ich:
Euer Sklave bin ich:
went ir niht begnaden mich,
wollt Ihr mir nicht gnädig sein,
ich klag ez frou Vênus klegelich.
so klage ich es Frau Venus klâglich.

Jungfrau: Wilt du von dîner minne
Willst du von deiner Minne
klagen Vênus der kuniginne,
klagen Venus der Königin
des unt kleine mine sinne.
das kränkt mich (meine Sinne) wenig.

Jetzt wendet er sich an Frau Venus, sie ist auf dem Deckel des Kästchens, einer Madonna sehr ähnlich, dargestellt; links und rechts neben ihr knieen Jungfrau und Jüngling; zwischen den Dreien findet nun folgendes Gespräch statt:

Jüngling: Frou Vênus, ich klag iu daz,
Frau Venus, ich klag euch das,
daz mir min liep ist gehaz,
daß mir meine Geliebte gehässig ist,
si enweiz niht wol dur waz.
sie weiß nicht wohl weshalb.

Venus: Von werder frowen ist ez unrecht,
Von einer edlen Frau ist es Unrecht,
swenne si ir getriuwen knecht
wenn sie ihren getreuen Knecht
haltet alsô strenge:
haltet also strenge:
alsô strenge hât:
also strenge hält:
er hilfet niht die lenge,
es hilft nicht auf die Länge,
dar umbe lâ [dâ von], vil zartez wîp,
Darum laß davon viel zartes Weib,
und wis dins dieners leitvertrîp.
und sei deines Dieners Leidvertreiberin.

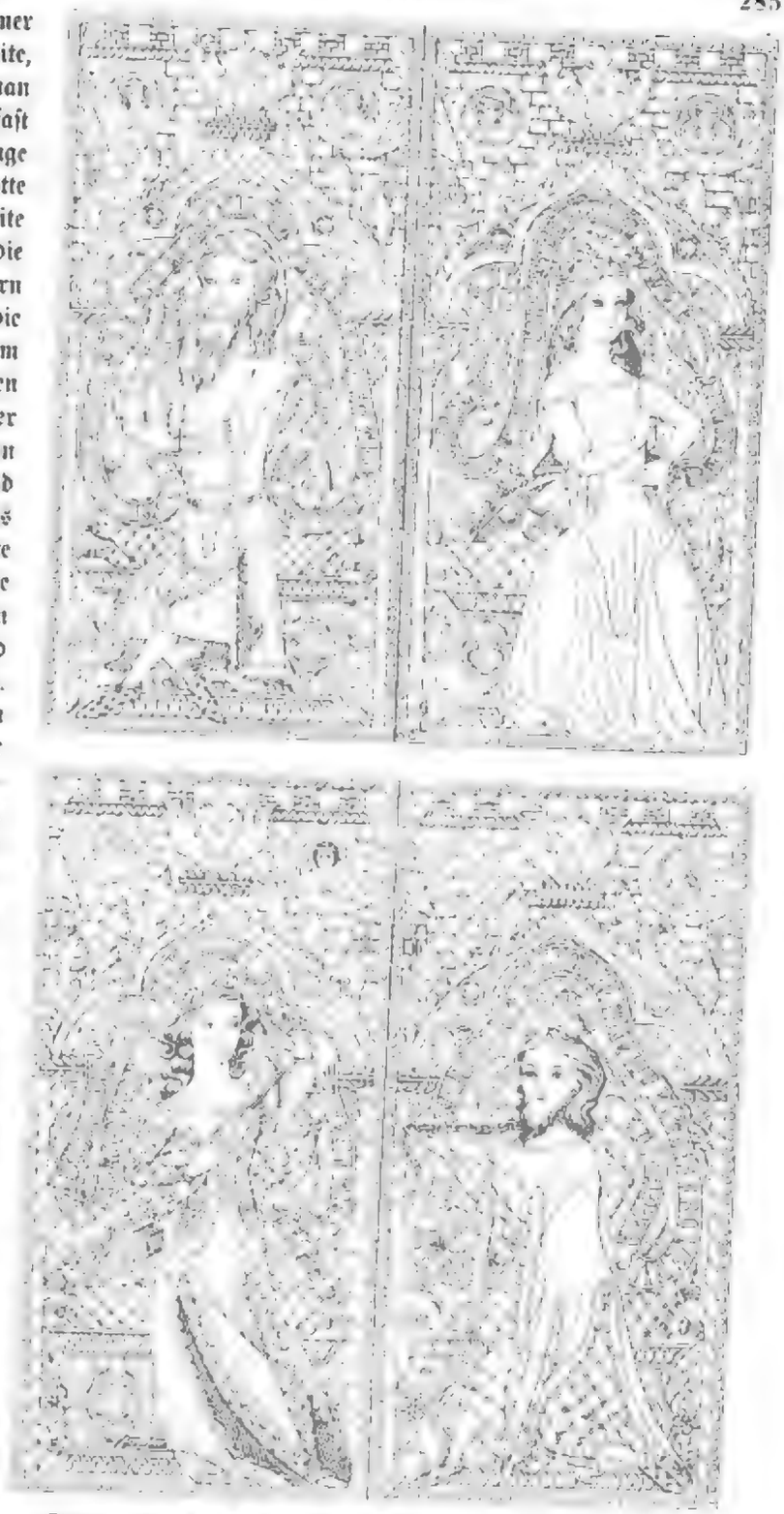
Jungfrau: Frou Vênus, (sunder wân),
Frau Venus, (zweifelt nicht,
in wil ich wesen undertân
Euch will ich sein unterthan
und dâ bi ganze triuwe hân.
und dabei ganze Treue haben.

Solche Wechselreden zwischen Liebenden und der Frau Venus, und an diese gerichtete Klagen, sind in der höfischen Lyrik des 13. und 14. Jahrhunderts nicht selten und manche stehen nach Inhalt und dichterischer Form weit über der hier mitgeteilten, so bei Ulrich von Liechtenstein, Herzog Heinrich von Breslau, Walther von der Vogelweide.

(Nach E. Ettmüller in: Mitt. d. ant. Ges. i. Zürich.)

Digitized by Google

verengte das Wams immer mehr oder er trug eine weite, faltige Trapperte, welche man in unkleidsamer Art oft fast in der Mitte der Körperlänge gürtete (Fig. 29). Man hatte an den knappen Kleidern weite Hängeärmel, aus welchen die engen Ärmel des untern Wamses hervorstehend fast die Hand bedeckten und gleich einem konischen Stulp hervortraten (Fig. 26). Vor allem aber zerschnitt und zerschlitzte man die Säume zu Zatteln und Lappen, deren man drei bis vier Lagen übereinander setzte (Fig. 29), oder man gestaltete die Ärmel zu weiten, wattierten Säcken, aus welchen die Hand seitlich hervortrat (Fig. 28). Diese Säcke reichten oft in kolossaler Dimension bis über den untern Saum des Trappert oder Rockes. Zu all diesen Absonderlichkeiten trat als weitere Narrheit die Garnierung des Gürtels und des Rockes mit Schellen hinzu. Die Schelle war nicht neu, denn schon Wolfram von Eschenbach läßt den Gecken Segamors im Parzival Schellen an Gewand und Pferdegeschirr tragen. Allein jetzt wurde der Gürtel, der Tupfing, allgemein mit Schellen behängt und nun Tusing genannt (Fig. 26). Auch an den Halsschmuck hängte man Glöckchen und Schellen (Fig. 28); vor allem aber liebte man es die Hornfessel, ein von der rechten Schulter nach der linken Hüfte laufendes Gürtelband, welches durch Schnallen geschlossen wurde, mit Schellen zu behängen. Den Kopf, dessen Haare lang und buschig getragen wurden, deckte entweder der mit Federn versehene Schapel (Fig. 28) oder eine Art Beutelmütze (Fig. 26) oder endlich wulstartige Hüte mit langen, gezottelten Beuteln und langer Sendelbinde, oder endlich der Klappenhut (Fig. 25). Vor allem auffallend war die unmäßige Verlängerung der Schuhspitzen (Fig. 26). Der Fuß



Ornamentierung eines Brautschmuckkästchens aus dem 14. Jahrhundert.
3 u. 4. Seite. Hierzu Erläuterungsblatt.

Digitized by Google

wurde auf lange, ſpitze Holzſohlen, Trippen geſetzt (Fig. 29). Mitten vor dem Leib hing der pfriemenförmige Dolch und die kleine Almoſentaſche (Fig. 29). Die Tracht der Frauen machte all dieſe Narrheiten der Zatteln, Schellen, Schnabelſchuhe mit. Was dem Kleide am Halſe genommen wurde, ſetzte man ihm an der Schleppe zu (Fig. 27 u. 30). In vornehmen Kreiſen trug man die Sukenie als pelzgefüttertes Übergewand über den ſehr knappen, von der Hüfte ab faltigen und langen Rock (Fig. 30). Alle dieſe neuen Moden kamen im fünfzehnten Jahrhundert aus Burgund, und wenn man ihnen auch in Deutſchland nicht ſo ganz rückſichtslos huldigte, wie das in Frankreich und England geſchah (mit Ausnahme des ſüdlichen Frankreichs, wo neuerdings die Spuren origineller Formen entdeckt worden ſind), ſo waren die Trachten doch auch hier extravagant genug. Den Kopf deckte man mit allerlei Hauben und Wülſten (Fig. 27, 30, 31, 32, 33), auch hier nicht überall der Burgunder Sitte folgend, alles Haar zu verſtecken. Immer aber blieb die Tendenz charakteriſtiſch, den Kopf zu vergrößern, namentlich

Dame, die Laute ſpielend.

Reiter mit federumſtecktem Hut und Armbruſt.

Zwei Blätter eines höfiſchen Kartenſpieles des 15. Jahrhunderts. Wien.

Ein Blatt von den vier „Jungfrawen“ und von den vier „Dretern,“ beide mit dem Wappen des Römiſchen Reichs. Der „Renner“ iſt als reitender Bote zu verſtehen; er trägt einen Sturmhut mit einem Straußerwedel umſteckt, darunter Gugelhaube mit Schultertragen von langen Franſen verziert und iſt mit Schwert und ſtarker Armbruſt mit Fußring bewaffnet.

in Bezug auf Breite und Höhe, wozu das Einflechten einer Menge falſcher Haare in die Scheitelflechten ein bequemer Hilfsgriff war. Von den Wulſthauben wallten reiche Schleier herab, oder ſie legten ſich als Riefen um Kinn und untere Geſichtshälfte. Namentlich aber wurden ſteife gefältelte Hauben, deren Erhaltung nur durch Drahtgeſtelle möglich war, beliebt; (Fig. 33 zeigt eine noch maßvolle Form derſelben). Um die Wende des vierzehnten Jahrhunderts trat zu der Knappheit der männlichen Tracht, deren Buntheit durch allerlei Stickerei und miparti-Teilung (Fig. 35) an Wams und Hoſe geſteigert wurde, eine Öffnung des Wamſes an der Bruſt hinzu, welche durch farbigen Latz oder durch das fein gefältelte Hemd ausgefüllt ward. Dazu wurde das Wams oben und unten beſchnitten, es büßte nicht nur den Schoß bis auf eine ſchmale Andeutung ein, ſondern zeigte auch den Hals nackt bis unter die Schlüſſelbeine. Dieſe auffallende Tracht trugen nicht nur Jünglinge, ſondern auch alte Männer. An den Ärmeln, welche entweder ganz kurz nur den halben Unterarm deckten oder ſehr lang bis an die Fingeranſätze reichten, zeigte ſich bereits die Schlitzung, die im folgenden Jahrhundert

Digitized by Google

Erläuterung zu der Tafel:

Gewirkter Teppich aus der Zeit von 1380–1400.

Nürnberg, Germaniſches NationalsMuſeum.

Dieſer noch dem 14. Jahrhundert angehörende Wandteppich iſt 4 Meter lang und 3 Meter breit und nimmt ſowohl durch ſein hohes Alter wie durch die Bedeutung ſeiner Darſtellungen für Sitte und Tracht jener Zeit, die ſich in Schnabelſchuhen, Schellengürtel und Farbenteilung der Kleidung gefiel, beſonderes Intereſſe in Anſpruch.

Der Schauplatz der Darſtellungen iſt ein Garten bei einer Burg.

Die figurenreichen Szenen des Vordergrundes ſtellen ein Geſellſchaftsſpiel vornehmer Kreiſe dar. Dasſelbe lehnt ſich nach Art der das damalige höfiſche Leben beherrſchenden Neigung zur Allegorie an die Minne und die Poeſie an.

Rechts in einem eingezäunten Raume thront auf einem mit Polſtern belegten Sitz als Königin Frau Minne, mit einem Diener an jeder Seite. Rechts und links ſind an den umſchließenden Schranken einige Herren feſtgebunden, ihre Feſſeln werden aber von Damen gelöſt. Der Inhalt der darüber befindlichen Spruchbänder erklärt dieſe Situation mit den Verſen: „von . dinẽ . handẽ . (d. h. denen der Liebe) lig . ich . in handẽ . Trost . vnd . freid . machent . dise . meid.“ Die losgebundenen Herren begeben ſich nun mit ihren Befreierinnen paarweiſe zu einem Spiele ſeltſamer Art.

Ein Herr liegt auf Knieen und Händen im Graſe; auf ſeinem Rücken ſitzt eine Dame. Dieſe, durch einen anderen Herren im Rücken geſtützt, ſtreckt das linke Bein wagerecht aus. Ihr gegenüber ſteht ein Herr auf einem Beine und führt mit dem anderen erhobenen Beine gegen den Fuß der Dame einen Stoß. Wirft er auf dieſe Weiſe die Dame von ihrem Sitze, ſo iſt er Sieger im Spiele, ſtößt er aber fehl, ſo kommt er ſelbſt zu Falle und iſt unterlegen. Spruchbänder erklären die Situation durch die Verſe: „din . stosen . gefelt . mir wol . lieber stos . als . es . sin . sol.“ „ich . stets . gern . ser . so . mag . ich . leider . nit . mer.“ Freilich iſt der Herr ſehr im Nachteil. Drei Damen beobachten als Kampfrichterinnen das Spiel. Weiter nach links werden die Beſiegten von den Siegern abgeführt.

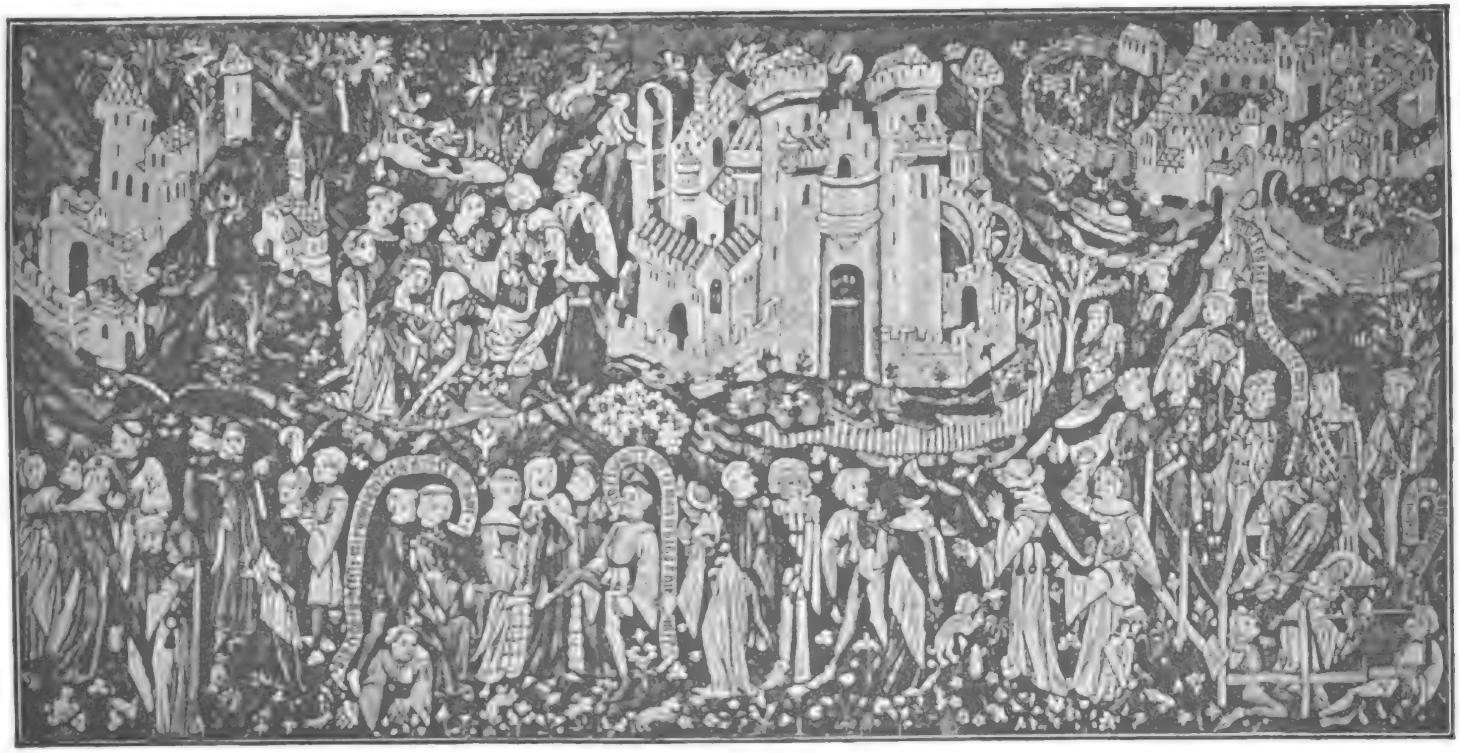
Über dieſer Darſtellung ſpielt ſich im Mittelpunkte des Bildes eine andere Unterhaltung ab. Vor einer ſitzenden Dame kniet ein Herr, den Kopf in ihren Schoß gelegt, in dem er von zwei anderen zu den Seiten knieenden Damen feſtgehalten wird, ſo daß der Herr nicht ſehen kann. Aus der hinter ihm ſtehenden Geſellſchaft wird nun ein Schlag gegen ihn geführt und er hat zu raten, von wem er geſchlagen worden iſt. Gerade iſt eine Dame im Begriff, den Schlag zu führen: um ſicherer treffen zu können, ſchiebt ſie die um die Hüften hängenden Schellen zurück.

Den übrigen Raum füllen drei Burgen, Gärten, Jagd- und Fiſchereiſzenen, ein Taubenſchlag u. dgl. aus.

(Nach Falke.)

Digitized by Google

Digitized by Google



Gewirkter Teppich. Deutsche Arbeit aus der Zeit von 1380—1400.

4 Meter lang, 3 Meter breit. Nürnberg, Germanisches National-Museum. Hierzu Erläuterung.

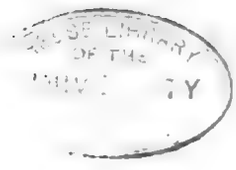
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google

Die Entwickelung des geistlichen Orn-

Digitized by Google

Mittelalter. Gezeichnet von A. von Heyden.



allgemein ward. Auf der Schulter lag ein kurzes, knappes Mäntelchen, oder auch der erſte Anfang der Schaube der ſpätern Zeit, während auf dem Kopfe entweder eine mit langen Quaſten verſehene Beutelmütze (Fig. 35) oder eine kleine runde Kappe, oder endlich das im folgenden Jahrhundert ſo beliebte kleine Barett (Fig. 36) gefunden ward. Die Schuhe verloren in dem letzten Viertel des Jahrhunderts ihre langen Spitzen, wurden immer kürzer und gingen dann in den ganz ſtumpfen Entenſchnabel und das Kuhmaul über. Die Stoffe, aus denen die Kleider gefertigt wurden, waren überaus reiche, ſchwere, gold- und ſilberdurchwirkte Damaſte, Samte und einfarbige Tuch- und Wollenſtoffe. Sehr groß war die Menge des als Ringe, Halsketten u. ſ. w. getragenen Schmuckes.

Wenden wir uns jetzt von dem weltlichen Koſtüme zu der auf der Tafel „Entwickelung des geiſtlichen Ornats im Mittelalter“ dargeſtellten Tracht des Klerus.

Der biſchöfliche Ornat, als der vollſtändigſte der geiſtlichen Tracht*) beſtand der Ordnung nach, in welcher die Kleider angelegt wurden, aus folgenden Stücken: 1. Die Strümpfe, 2. die Schuhe, 3. das Schultertuch, 4. die Alba, 5. der Gürtel, 6. die Stola, 7. die Tunicella, 8. die Dalmatica, 9. die Caſula, 10. die Handſchuhe, 11. die Inful, 12. die Mappula, 13. das Pektorale, 14. das Pallium, 15. der Ring, 16. der Biſchofsſtab mit dem Sudarium. Es war ſchon ſeit dem dritten Jahrhundert Vorſchrift, daß kein Stück der Profangewänder bei den gottesdienſtlichen Handlungen der Prieſter getragen werden durfte. Es mußten daher auch Schuhe und Strümpfe gewechſelt werden. Die Strümpfe waren urſprünglich gewiß nur Wadenſtrümpfe, wie ſie ältere Leute ſchon in Rom trugen. Erſt ſpäter wurden ſie mit Füßlingen und noch ſpäter mit geſtickter Ornamentierung verſehen. Wie der ganze Kirchenornat weſentlich zurückzuführen iſt auf die vornehme ſpätrömiſche Tracht, mit welcher ſich Reminiszenzen an das moſaiſche Prieſtertum verbanden, ſo war der Schuh nur eine Ausbildung des römiſchen calceus patricius. Figur 3 der Tafel zeigt denſelben, Figur 4 aber die Form, welche das zehnte Jahrhundert aus ihm gemacht hat; die breiten Kreuzriemen waren zum Ornament geworden. Allerlei ſpitzfindige Deutungen veranlaßten, daß der Pontifikatſchuh auf die Crepida zurückgeführt wurde, wodurch das obstragulum, eine Mittellinie bis zu den Zehen, markiert wurde. Demnach bekam der Schuh eine Ornamentierung, wie ſie Figur 17 zeigt. Der Crepida analog mündete

Biſchöflicher Ornat.

Malerei aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts im Dome zu Worms. (Nach v. Hefner-Alteneck.)

*) Erklärung der Tafel: 1. Erzbiſchof. Zehntes Jahrh. — 2. Biſchof Egbert von Trier. Zehntes Jahrh. — 3. Calceus patricius. — 4. Biſchofsſchuh. Zehntes Jahrh. — 5. Kanonikus in der Dalmatica minor (Tunicella). — 6. Erzbiſchof. Zwölftes Jahrh. Hortus deliciarum. — 7. Biſchof mit Pektorale; Quedlinburg. Zwölftes Jahrh. — 8. Biſchof in der Alba mit Cingulum und Stola. — 9. Erzbiſchof. Elftes Jahrh. — 10. Biſchof mit Pektorale und dem Krummſtab von Kloſterneuburg. Zwölftes Jahrh. — 11. Mitra mit den Fanones vom Rücken. — 12. Prieſter in der Cappa. — 13. 14. 15. Umgeſtaltung des cuculus der Cappa. — 16. Diakonus in reicher Dalmatica. Dreizehntes Jahrh. — 17. Biſchof in großem Ornate mit der mitra de aurifrygio in circulo et in titulo. Vierzehntes Jahrh. — 18. Biſchof mit dem Krakauer Pektorale und dem Sudarium am Stabe. — 19. Abt mit dem Almucium. Fünfzehntes Jahrh. — 20. Subdiakonus in der Tunicella. 21. Biret. Zwölftes Jahrh. — 22. Biret. Vierzehntes Jahrh. — 23. Prieſter im Talar mit dem Superpelliceum. — 24. Benediktiner. Zehntes Jahrh. — 25. Benediktiner. Zwölftes Jahrh. — 26. Ciſtercienſer. Fünfzehntes Jahrh. — 27. Äbtiſſin. Dreizehntes Jahrh. — 28. Äbtiſſin. Vierzehntes Jahrh. — 29. Mitra de aurifrygio in titulo. Vierzehntes Jahrhundert.

der obere Rand in mehrere Lappen, ligulae, durch welche der Schuhriemen zur Befestigung gezogen wurde, und diese Form hat eigentlich das ganze Mittelalter beibehalten.

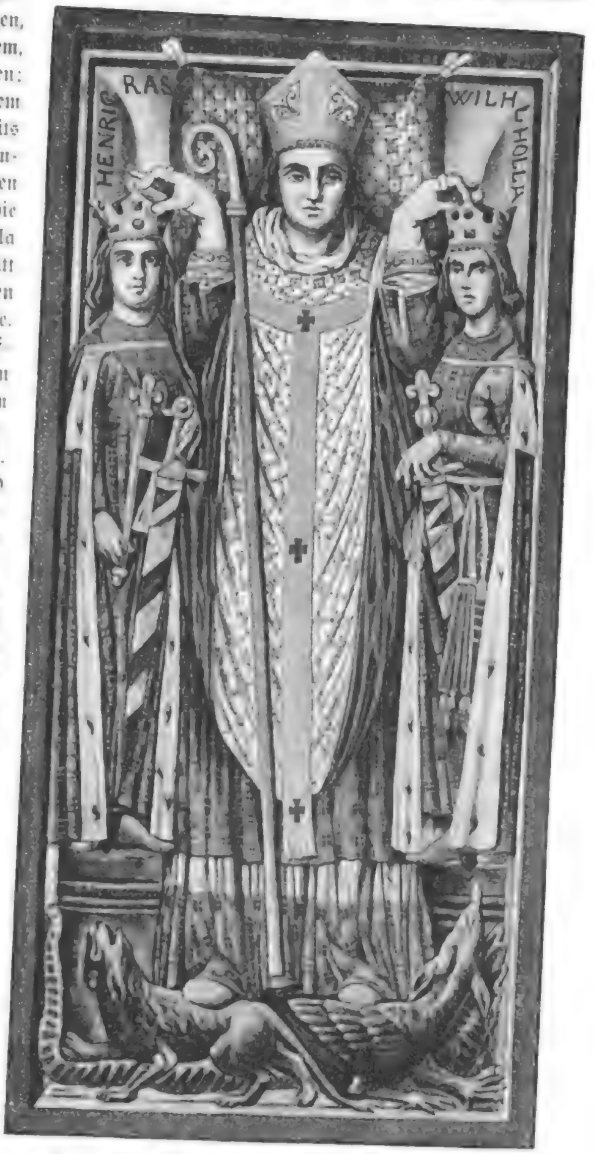
Das Schultertuch, humerale. amictus, diente dazu, den oberen Teil der Untergewänder zu decken. Es wurde erst im elften Jahrhundert allgemein üblich und bestand in einem viereckigen Tuche von Byssus oder Linnen, welches vom Rücken her um den Hals gelegt und unter den Armen festgebunden wurde. Für die höhere Geistlichkeit wurde der obere Rand, welcher den Nacken und Hals deckte, mit reicher Stickerei versehen. Mitunter wurde das ganze Tuch von Seide gefertigt. Bevor jedoch der Priester das über den Kopf gelegte Stück des humerale zurückschob, mußte er die Alba angelegt haben.

Die Alba, erst seit dem Jahre 389 ein liturgisches Gewand, war ein langes Ärmelgewand von weißem Leinen, Byssus, oder bei den höchsten Würdenträgern der Kirche, seit dem neunten Jahrhundert, mitunter von Seide. Sie war nichts als die römische Tunica intima. Im zehnten Jahrhundert fing man an, die Alba mit Ornamenten zu versehen, so ihren unteren Rand mit zwei bis drei übereinander liegenden gestickten Borten zu schmücken. Im zwölften Jahrhundert erhielt sie ein gesticktes Halsloch, und am untern Rand wurde vorn und hinten ein viereckiger gestickter Einsatz hinzugefügt, der nun durch das ganze Mittelalter bis in die Neuzeit sich erhielt (der Limbus. die parura). Auch der Ärmel, der allmählich an Weite gewann, bekam einen solchen reichen, aber nur halben Aufschlag. Der Diakonus und der Täufling aber trugen die Alba ungeschmückt, die Alba pura, ebenso wie dem Diakonus und Subdiakonus nur ein ungesticktes humerale erlaubt war (Fig. 20). Die Alba ward gegürtet. Der Gürtel wurde schon früh zu einem Schmuckstücke, obwohl er nicht sichtbar war. Er ward reich und mit goldfarbiger Seide durchwebt, hatte zweieinhalb bis sechs Centimeter Breite; an seinen Enden, welche bis an die halben Schienbeine herabfielen, hatte er oft auch Quasten (Fig. 8 u. 16). Er ward (wie auf Fig. 8 ersichtlich) durch auf der Innenseite angebrachte Schnüre befestigt, so daß das Gürtelband selbst ungeschürzt blieb. Die Alba wurde über ihn bauschig hervorgezogen und nun die Stola umgelegt.

Die Stola entsprach der Tunica angusticlavia der römischen Nobilität, allein das Gewand war mit der Zeit verschwunden; nur die beiden Purpurstreifen waren übrig geblieben und hatten sich zu einer Binde vereinigt. Dieselbe hatte vier bis sechs Centimeter Breite und eine Länge von der Schulter bis zum Boden; sie wurde in den Gürtel geschoben und frei hängen gelassen. Schon im zwölften Jahrhundert ward sie mitunter auf der Brust gekreuzt, was auch später häufig geschah, namentlich, wenn kein Überkleid getragen wurde (Fig. 8). Auch dieses Ornatstück war schon früh zu großer Pracht ausgebildet, namentlich wurden die Enden mit Quasten, Fransen, mitunter sogar mit Glöckchen (tintinabulis) versehen. Die Stolen des zehnten und elften Jahrhunderts waren sehr lang (Fig. 5). Die Stola selbst ward durch zwei gleichartige Gewänder, die beiden Dalmatiken, gedeckt.

Die untere Dalmatika war von weniger kostbarem Stoffe, ein Ärmelgewand, welches bis an die Hälfte der Schienbeine, auch tiefer reichte; sie hieß dalmatica minor, tunicella, auch subucula und subtile; sie hatte lange, ziemlich enge Ärmel und war im zehnten Jahrhundert purpurfarbig, im zwölften Jahrhundert hyacinthfarbig. Sie ward mit Fransen oder Schellen besetzt (Fig. 9 u. 10). Im übrigen wurde sie wohl erst vom zwölften Jahrhundert ab durch zwei Streifen von farbigem Bande oder Stickerei, welche von den Schultern aus vorn und hinten nach dem untern Rande liefen, dekoriert (Fig. 5), ebenfalls wohl Reminiszenzen an die angusticlavia oder die Tunika; jedoch kam gegen das vierzehnte Jahrhundert auch ein breiter Mittelstreif vor, der in gleiche Ornamentierung des untern Saumes auslief. Im dreizehnten Jahrhundert, wo die liturgischen Gewänder überhaupt endgültige Form angenommen hatten, wurden die Streifen durch ein gesticktes Querstück auf der Brust verbunden (Fig. 20). Die Tunicella des Diakonus war länger, aber enger, und hatte kürzere Ärmel als die der höhern Geistlichkeit. (Figur 5 zeigt einen Diakonus in reicher Tunicella.) Über diese Tunicella legte der Bischof eine zweite Tunika an, die eigentliche Dalmatica, welche in gleicher Weise dekoriert, nur reicher und von kostbarem Stoffe war. Namentlich wurde der Raum zwischen den beiden Streifen prachtvoll ausgestickt (Fig. 16).

Die allmählich ſich ausbildende Nadelmalerei machte dieſe beiden Gewänder immer reicher und koſtbarer, aber auch ſo ſchwer, daß das Gewicht der Kleider Veranlaſſung wurde, kirchlicher Vorſchrift ungeachtet im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nur noch eine Dalmatica zu tragen. Um aber doch einigermaßen den Satzungen zu genügen, wurde die Dalmatica mit reichem, andersfarbigem Futter verſehen: Durandus (S. 280) ſpricht in ſeinem Rationale davon, daß auch bereits im zehnten Jahrhundert ſolche Umgehungen ſtattfanden. Im zehnten und elften Jahrhundert ſollte die Dalmatica ebenſo wie die Tunicella jederſeits nur einen kleinen Einſchnitt haben, von dem nur der der linken Seite Franſenbeſatz zeigen durfte. Später, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, ſchnitt man das Kleid an der Seite ganz auf; im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert öffnete man ſogar die Ärmel. Übrigens fallen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert bei der Anwendung koſtbarer Stoffe die Goldbeſchläge der Tracht fort.



Grabmal des Erzbiſchofs Siegfried III. von Eppſtein, 1249, mit den von ihm gekrönten Königen Heinrich Raſpe und Wilhelm von Holland. Bemalte Steinſkulptur. Im Dom zu Mainz.

Der celebrierende Biſchof legte vor dem „Amte“ die Casula, auch Planeta an, das eigentliche Meßgewand. Es war ein runder, geſchloſſener, glockenförmiger Mantel, im fünften Jahrhundert aus der antiken Paenula entſtanden. Im zehnten bis elften Jahrhundert war er meiſt von einfarbigem Damaſt; als Schmuck finden wir nicht nur am Halsausſchnitte einen geſtickten Streif, ſondern auch vorn und hinten war die Längsnaht durch einen geſtickten Streif verdeckt (Fig. 1), dem im elften Jahrhundert ſich zwei über die Schultern laufende gleichartige Streifen anſchloſſen (Fig. 17), die nunmehr dauernd ein rituelles Ornament der Planeta verblieben, bis ſie im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert ſich in ein lateiniſches Kreuz verwandelten. Den Schnitt der Planeta (Casula) anlangend, ſo blieb die Glockenform bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts allgemein üblich (Fig. 10). Um die auf den Armen ſich häufenden Faltenmaſſen zu bewältigen, hatte man ſeitliche Zugſchnüre an das Gewand geheftet; allein die durch Stickerei und koſtbare Stoffe immer ſchwerer und ſteifer werdenden Gewänder ließen

auch dieſe Hilfe als ungenügend erſcheinen. Man ſchnitt daher die Casula ſeitlich aus (Fig. 17, 18, 19), bis ſie endlich zu der unſchönen Decke wurde, zu welcher dieſes herrliche Kleid jetzt herabgeſunken iſt.

Eine Auszeichnung des Erzbiſchofs war das Pallium, eine wollene Schulterbinde, welche, entſchieden byzantiniſchen Urſprunges, noch im neunten und zehnten Jahrhundert getragen wurde, wie Figur 1 uns dieſelbe zeigt (Tfl. bei S. 158). Der Codex Egberti des zehnten Jahrhunderts zeigt ſchon die neue Form des Palliums, freilich ausnahmsweiſe ohne Kreuze (Fig. 2). Das Pallium war in früher Zeit ſehr lang (Fig. 9). Erſt im vierzehnten Jahrhundert begann ſeine Verkürzung.

Für den Biſchof galt früher als auszeichnendes Gewand auch noch das Pectorale, eine Reminiszenz an den moſaiſchen Ephod, dann ziemlich außer Gebrauch gekommen, welches aus geſtickten Bruſt- und Rückenſtücken beſtand, die durch Schulterſtücke verbunden waren. (Figur 7 ein Pectorale des zwölften Jahrhunderts vom Teppich der Stiftskirche zu Quedlinburg, Figur 10 das ſchöne Pectorale von Eichſtätt, Figur 18 das des Domes zu Krakau.)

Jeder Geiſtliche in Amtstracht trug die Manipula, urſprünglich ein Schweißtuch (Fig. 5, 9, 16, 17, 18, 20). Wenn auch im zwölften Jahrhundert noch immer Sudarium genannt, ſo ſteht doch feſt, daß es in Deutſchland ſchon damals ein verzierter Bandſtreif war, der häufig eingeſtickte Schrift trug und jedenfalls immer am linken Arm, aber nur während der Meſſe befeſtigt war, daher z. B. die Manipel niemals zugleich mit dem Pluviale (Fig. 12) vorkommen kann.

In gleicher Weiſe gehören die Handſchuhe zum Ornate, die teils genäht, aber auch ſchon ziemlich früh geſtrickt und mit Stulpen verſehen wurden (Fig. 1, 9, 10, 17, 18, 19). Im fünfzehnten Jahrhundert werden dieſe Stulpen ſehr lang, in eine Spitze auslaufend, an der ein runder Knopf, mitunter ſogar eine Schelle ſaß. Der Handrücken war entweder durch Stickerei oder durch eine oft ſehr kunſtvoll gearbeitete, ſelbſt durch Edelſteine gezierte Goldplatte mit Ornament in Email geſchmückt. Bei Exequien und am Charfreitage trug der Biſchof keine Handſchuhe.

Endlich ſetzte der letztere die Mitra (Inful) auf den Kopf, urſprünglich ein ſteifes, mit einem Metallreif verſehenes Tuch, welches ſich allmählich zu einer den Reif ausfüllenden Mütze geſtaltete. Schon im zehnten Jahrhundert haben wir den beiderſeits den Rand überragenden Hut (Fig. 1), der ſich bald zur Mitra bicornuta umbildete (Fig. 6, 7 u. 9), geſehen. Es iſt keine ſolche Biſchofsmütze älteſter Form erhalten, nur Miniaturen oder alte Wandmalereien zeigen dieſe Form. Der Zweifel ſcheint daher gerechtfertigt, ob dieſelbe mit der Erhebung der beiden Cornua über den Ohren wirklich exiſtiert hat oder ob ſie nicht vielmehr der Ungeſchicklichkeit der Maler zuzuſchreiben ſei. Aus dem zwölften Jahrhundert ſind viele Mitren vorhanden, welche die Teilung in der Linie von einer Schläfe zur andern, mithin die Cornua (Hörner) vorn und hinten, zeigen. Die Mitra war entweder unten an der Kopföffnung mit einem reich ornamentierten Bandſtreif umgeben (Fig. 7), oder dieſer Streif fehlte, und nur längs der beiden Schilder war ein ornamentierter Bandſtreif aufgenäht (Fig. 29); es waren aber auch beide zugleich an der Mitra vorhanden (Fig. 6). Die letztere Ausſtattung wurde bei den höchſten Feſten, die erſtere im Consistorio, bei Gericht, auch an Reichstagen und Konzilien getragen. Streng geſinnte Äbte ließen die Mitra ohne Edelſteine, andere trugen nur weiße Mitren ohne jeden Schmuck. Während ſich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ihr Schmuck auf reiche Stickereien beſchränkte, heftete man im vierzehnten und fünfzehnten auch Edelſteine auf die Flächen auf. Da nun die Mitra ſeit dem vierzehnten Jahrhundert beſtändig an Höhe gewann, ſo wurde ſie allmählich eine ſo ſchwere Laſt, daß der Biſchof, um ſie feſt auf den Kopf drücken zu können, ein wattiertes Käppchen darunter ſetzte, was übrigens auch ſchon früher getragen wurde (Fig. 18). Hinten an der Mitra zu beiden Seiten, zuerſt auf dem Rücken (Fig. 11), dann auf die Schulter fallend, waren zwei Bänder (stolae mitrae, fanones) befeſtigt, welche aus demſelben Stoffe wie die Mitra gefertigt und ſchließlich reich beſtickt wurden.

Von den metallenen Ornatſtücken des Biſchofs ſind Ring und Stab die wichtigſten. Das Bruſtkreuz behielt Innocenz III. dem päpſtlichen Ornate vor. Der Hirtenſtab, pedum, war ein langer Stab mit Spitze. Im zehnten Jahrhundert war der Bogen der Krümme noch ſehr gering, wie Figur 1, welche den Biſchofſtab von Quedlinburg darſtellt, zeigt. Noch älter dürfte der mit gerader Krücke verſehene Stab St. Heriberts von Deutz ſein. Im elften Jahr-

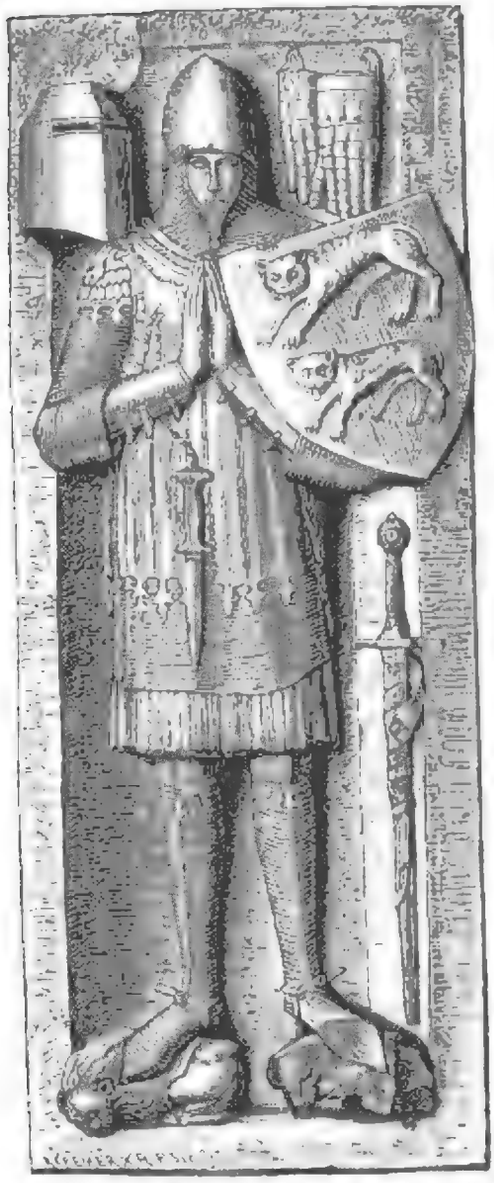
hundert ſchloß die Curvatura ſich zu einem ganzen Ringe und der nodus, der Knoten, entwickelte ſich (Fig. 9.) Im dreizehnten Jahrhundert wurden die Stäbe ſehr reich geſchmückt; im vierzehnten bekamen ſie die Ornamentierung vollendeter Gotik, und der Knoten ward zu einem turmartigen Architekturſtück mit Fialen (Fig. 17). Die Krümme ging erſt nach außen, ehe ſie ſich ſchloß (Fig. 18). Gleichzeitig heftete ſich das Sudarium an den Stab, ein leinenes Tuch, welches ebenfalls urſprünglich zum Reinigen des Antlitzes von Schweiß während des Gottesdienſtes gebraucht wurde (Fig. 18). Der Biſchof trug vom dreizehnten Jahrhundert ab die Krümme von ſich ab- (Fig. 17, 18), der Abt auf ſich zugewendet (Fig. 19).

Bei Prozeſſionen benutzte der Geiſtliche, um ſich und ſeine Gewänder vor den Unbilden des Wetters zu ſchützen, den Chor- oder Veſpermantel (cappa, choralis, pluviale) (Fig. 12). Im zehnten und elften Jahrhundert hatte die Cappa keine reichere Ausſtattung und war eigentlich die Bekleidung der Sänger; die Prieſter aber ließen ſie bald von prächtigerem Stoffe machen und gaben ihr eine Kapuze. Im dreizehnten Jahrhundert wurde dieſe Kapuze nur zum

Prozeſſion. Städtiſche Trachten des zwölften Jahrhunderts.
Aus der Äbtiſſin Herrad von Landsperg „Luſtgarten“; um 1165—1175

Ornament (Fig. 13); man heftete auf den Nackenteil eine dreieckige Platte, die im fünfzehnten Jahrhundert zu einem abgerundeten Schilde wurde, an welchem eine Quaſte hing (Fig. 14, 15). Endlich findet ſich ſeit dem vierzehnten Jahrhundert das Almucium im Gebrauch, ein Pelzkragen, welcher die Schultern bis an die Ellbogen deckte und eine Kapuze hatte. Sein Kragen war entweder ganz von Pelz oder (wie auf Fig. 19) nur mit Pelz gefüttert. Die Cappa magna der Kardinäle war ein ähnliches Schulterſtück mit einer Kapuze von roter Seide. Im Sommer wurde das Almucium über den Arm gelegt, gleichwie die Manipel.

Außerhalb des Gottesdienſtes ſollte der Kleriker ſich in den Talar kleiden, man trug aber im Mittelalter oft auch weltliche Tracht. Der Talar ſollte einfach ſein, keine lange Schleppe haben, war meiſt mit Pelz gefüttert und folgte in Bezug auf die Kragenhöhe der weltlichen Mode. Darüber ward ein weißes Chorkleid (superpelliceum, rochettum) zur Abhaltung des Chordienſtes angelegt (Fig. 23). Dasſelbe hatte weite Ärmel; eigentlich war es nur eine verkürzte Alba, welche, vor dem dreizehnten Jahrhundert etwas höher geſchürzt, wirklich bei all jenen Verrichtungen in Anwendung kam, bei welchen ſpäter das Rochettum im Gebrauch war. Gegen Ende des Mittelalters wurde dies Chorkleid mit Spitzen am untern Saume und am Ärmel verſehen.



Ritterliches Grabdenkmal eines Hohenlohe.
Steinskulptur aus dem 13. Jahrhundert.

Der Ritter trägt eine Brünne von Kettengeflecht; die Kapuze derselben ist über den Kopf gezogen und darüber der Kübelhelm aufgesetzt, der mit einer kurzen Kette versehen ist, mittelst deren er an der Schulter befestigt werden konnte. Die Brünne hat kurze Ärmel, weshalb der Vorderarm durch besondere Schienen gedeckt ist. Die Beine sind durch Kettenpanzer geschützt, mit besonderem Knieschutz. Über der Brünne trägt der Ritter ein kurzes, zierlich ausgezacktes, an den Seiten geschlitztes Obergewand. Dasselbe hat an der rechten Brust eine Öffnung für einen an der Brünne befestigten Ring, von dem zwei Ketten herabhängen. Die eine hält den Dolch, die andere das Schwert, so daß sie, wenn nötig, beliebig fallen gelassen werden konnten, ohne dem Ritter zu entfallen. Der Schild hängt an der Schildfessel über der Schulter; links neben dem Kopfe die eisernen Handschuhe, rechts der Turnierhelm, dessen Zimier zerstört ist; zur linken Seite das Schwert mit rundem Knauf, in Lederscheide mit dem umzuschnallenden Gurt, der „Schwertfessel." Die Sporen sind über die Rüstung geschnallt. (Nach Eisenwein.)

Die Kopfbedeckungen (Birete) entwickelten sich aus der einfachen Kappe der frühesten Zeit (Fig. 21) zu einer haubenförmigen Mütze und zu einer wulstigen Kappe (Fig. 22).

Figur 24 giebt einen Benediktinermönch des zehnten Jahrhunderts in der Cappa cuculata über der Tunika wieder; ihre seitliche Öffnung ist durch Stege geschlossen. Figur 25 ist ebenfalls eine Darstellung St. Benedikts in der Tracht des zwölften Jahrhunderts. Fig. 26, ein Cistercienserabt, zeigt die ganz entwickelte Mönchstracht des fünfzehnten Jahrhunderts. Figur 27 ist die Tracht der Äbtissin Agnes von Meißen, † 1293; Nr. 28 die der Äbtissin Gertrud am Dome zu Quedlinburg.

Von dem friedlichen Gewande der Diener der Kirche wenden wir uns nun zur näheren Betrachtung der Rüstung und Bewaffnung der Ritter und Krieger.

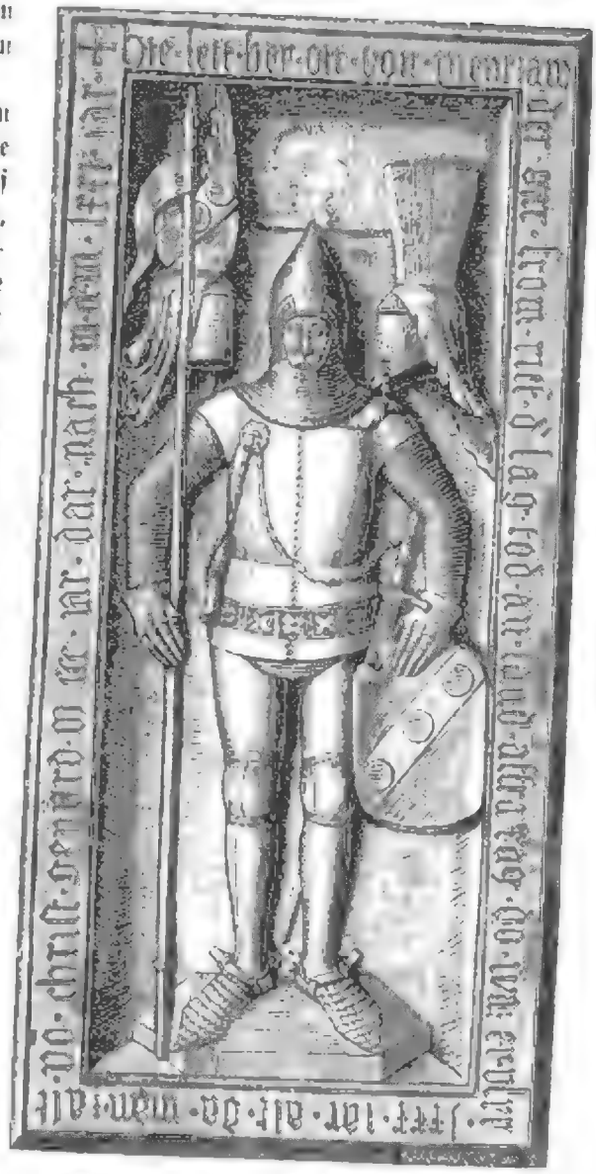
Die Schutz- und Angriffswaffen stehen zu allen Zeiten in engem Verhältnis zu einander: sie vervollkommnen sich gegenseitig. Jede Verbesserung der Schutzrüstung drängt zur Vervollkommnung der Trutzwaffen, um die erstere überwinden zu können, bis die letzteren eine solche Vollkommenheit erreicht haben, daß ein Beschützen des Körpers gegen ihre Einwirkung ferner unmöglich wird, wie in neuester Zeit, wo bei der Ausrüstung des Kriegers die Schutzwaffe fast ganz fehlt oder zum bloßen Schmuck geworden ist.

Das Mittelalter kannte vier Bestandteile des Körperschutzes: 1. den Schutz für das Haupt, 2. für Brust und Leib, 3. für die Beine, 4. den beweglichen Schutz für den Oberleib oder die Teile desselben. Im ganzen übernahm das Mittelalter den römischen Harnisch, die Lorica, und zwar den Schuppenharnisch (lorica squamata). Mit einer solchen ist auf der Tafel „Entwickelung der Schutz- und Trutz-Waffen im Mittelalter" Figur 1 angethan, die einen Krieger etwa des neunten Jahrhunderts darstellt. Unter der Lorica ward die Tunica getragen, welche bis an das Knie reichte. Der Helm war aus Metallspangen zusammengesetzt, zwischen welchen Leder-, Horn- oder Metallplatten lagen; aber er war spitz, abweichend von römischer Form (Fig. 1). Ein solcher besonders schöner Spangenhelm (Fig. 2) fand sich früher in der Kurmainzer Sammlung. Die Spangen waren von Bronze und teilweise vergoldet, ebenso wie der reich ornamentierte Stirnreif. Es gab aber auch Helme ganz von Metall — wie der des Domschatzes von Prag (Fig. 3); er hat einen Nasenschutz ebenso wie Figur 3a. Die Beine waren mit Hosen und Stiefeln bekleidet; erstere waren vorn auf dem Beine durch breite Lederstreifen verstärkt, wofür wir die auf Abbildungen der Zeit häufig vorkommenden dunklen Streifen an der Beinbekleidung

halten (Fig 1). Der Schild war rund, von antiker Form mit Metallrand, Metallspangen und hohem Nabel (umbo).

Figur 5 zeigt einen Krieger des elften Jahrhunderts. Der Spangenhelm hat eine schwach nach vorn gebogene Spitze, der Kopf steckt in weiter Kapuze, die Panzerjacke (Brünne, auch Halsberge) besteht aus Leder mit aufgenähten Ringen und hat ziemlich kurze Ärmel. Auch die Beine wurden nunmehr mit einem der Panzerjacke gleich konstruierten Ringpanzer geschützt; am Schurz dagegen trägt dieser Krieger, der dem Antiphonar von St. Peter in Salzburg entlehnt ist, noch die alte Schuppendecke der Lorica squamata (Fig. 7).

Figur 8 und 11 stellt die schwere Ringbepanzerung dar, wie sie uns ein Evangelienbuch zu Bamberg und der Hortus deliciarum am Ende des zwölften Jahrhunderts kennen lehrt. In dieser Zeit hat der Helm eine feste Schale (Glocke) erhalten, auch ein Naseneisen und überhöht sich immer mehr bis zu der unförmlichen Gestalt von Figur 12 (Mitra von Seligenthal im Bairischen Nat.-Mus.). Die Brünne besteht aus Leder mit mäßig langem Ärmel und einer Kapuze; sie erreicht mit Vorder- und Hinterausschnitt oder zwei seitlichen Ausschnitten fast das Knie, ist durch aneinander geschobene Ringe, die auf einen Lederstreif gereiht sind (wie Figur 10 und 10a zeigt), gefestigt und unendlich schwer, schützt aber viel mehr, als die einfache Ringbrünne; auch die Beine sind durch ein gleicherart verstärktes Panzerleder gedeckt. Am Ende des zwölften Jahrhunderts schloß sich die Brünne unten zur Hosenform (Fig. 11). Der Schild war dreieckig, schwach gewölbt, aus mehrfach übereinander geleimtem Holz mit Eisenrand gebildet und mit hohem Umbo (Fig. 8) versehen, der jedoch schon bei Figur 11 fortgefallen ist. Der Schild war sehr schwer; er ward an einem Riemen, der Schildfessel, über dem Hals getragen, während Hand und Arm in dem aus starken Riemen gebildeten Armgestelle den Schild regierten; Figur 9 zeigt die Innenseite des Schildes, durch deren Riemen sowohl senkrechte wie auch horizontale Lage des Schildes möglich ward. Der Schild war bemalt. Wappen gab es aber noch kaum; das früheste Wappen in Deutschland erscheint um 1170 bei Heinrich Jasomirgott.



Grabdenkmal des Otto von Pienzenau, † 1371.

Marmorskulptur aus dem 14. Jahrh. in der Kirche zu Ebersberg

Die Brünne aus Kettengeflecht ist bedeutend kürzer wie im 13. Jahrh., bedeckt nur eben den Leib. Die Beine stecken nicht im Kettenpanzer, sondern in Beinbergen aus Eisen (vielleicht auch von Leder) mit besonderem Knieschutz. Die Füße sind mit Schuppenwerk verkleidet, worüber die radförmigen Sporen geschnallt sind. Die Beckenhaube, welche den Kopf bedeckt, hat spitze Form; unter ihr kommt die auf die Schultern herabfallende Halsbrünne hervor. Eisenhandschuhe schützen die Hände. Das Oberkleid, der Lendner, ist ganz kurz und knapp anliegend, von Leder und vorn mit Schnüren zugenestelt. An seinem Unterteile ist der Schwertgürtel befestigt. Dolch und Schwert mit polygonem Knauf hängen noch an besonderen, unter der rechten Brust befestigten Ketten. Zu beiden Seiten des Kopfes ein Topfhelm (auch Helmkaß genannt) mit Zimier. Der Einschnitt im Schilde dient zum Einlegen des Speeres, den der Ritter in der Rechten hält. (Nach Essenwein.)

Die vollkommen ausgebildete und vollständige Rüstung des zwölften Jahrhunderts stellt Figur 15 dar. Der cylindrische Helm hat einen Gesichtsschutz erhalten. Die Brünne zeigt bereits

die übrigens schon dem Altertum bekannte Form des Kettengeflechtes, bei der vier vernietete Ringe in einen fünften greifen (Fig. 17). Die Brünne deckt den ganzen Oberkörper, auch die Hand, und durch das Härsenier auch das Haupt (Fig. 16). Der Waffenrock, die darunter getragene Tunika, wird unter der Brünne sichtbar. Das Bein steckt in der Panzerhose, der Schild an der Fessel ist noch spitz. Bald wird der Waffenrock über die Brünne angelegt (Fig. 19), und ist nun ein Prachtkleid, welches mit den Emblemen des Ritters geziert und oft mit Pelz gefüttert wird. Unter der Brünne trägt der Ritter den dickwattierten Gambison, aber auch noch andere wattierte Schutzbinden. Der Topfhelm gewinnt einen mehr oder minder konischen Abschluß gegen die Glocke zu; er hat Augenschlitze, den Querschranz, und wird mit Schnüren (Fig. 24, 25, 26) unter dem Kinn festgebunden. Beim Turnier, aber auch im Kampf bekommt er eine Helmzier (Zimier, Fig. 22, 24, 25, 36, 37). Der Kopf ist besonders sorgfältig bewahrt; unter dem Härsenier trägt der Mann die wattierte Kappe, die Batwät, auch einen Hut, eine Gupfe. Meist setzte man unter den Topfhelm noch eine metallene Hirnhaube, die Kesselhaube auf (Figur 33 u. 36). Das Härsenier wurde durch die Fanteile (ventaille) am Gesichte festgezogen (Fig. 11 u. 16). Der Helm ward später auch an einer Kette getragen, weil er nur vor dem Kampf aufgebunden ward; die beiden auf Seite 292 und 293 abgebildeten Grabsteine sind Beispiele dafür. Kleine Kreuzausschnitte am untern Rande (Fig. 27, Helm des schwarzen Prinzen Eduard von Wales, 36, 37) nahmen den Knebel der Kette auf. Auch trug man bereits breitkrempige Eisenhüte (Fig. 23). Zum Schmuck, vielleicht auch zum Schutz gegen Sonnenbrand wurden prächtige Helmdecken auf den Helm gelegt (Figur 22, 36, 37, 45). Der Topfhelm ließ den untern Teil des Gesichts, namentlich den Hals unbedeckt; man schnallte daher einen Kinnschutz, die Barthaube, an (Fig. 23), den man bald organisch mit dem Helme verband (Fig. 25 und 26) und der endlich als besonderes Rüststück über das Kinn geschnallt wurde (Fig. 28, 40, 41, 13), während die frühere unter dem Topfhelm getragene Hirnkappe sich zur Beckenhaube, Kesselhaube (bassinet) entwickelte, an welche sich wieder das Kettengeflecht der Halsberge anschloß (um 1300) (Figur 33 und 36). Die Kesselhaube erhöhte sich, die Halsberge bekam einen Nasenlappen (nasal, Fig. 36), der die Nase schützte und durch einen Reiber in ein Ör der Beckenhaube geschoben ward. Die Beckenhaube hatte zuerst einen horizontalen unteren Rand (Fig. 33), fiel aber in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinten immer mehr den Nacken schützend herab, bekam ein Visier mit Gesichtsschutz (Fig. 37) und ward zur großen Kesselhaube mit Visier (Fig. 39). Bisher hatte man im Kampf allgemein und oft auch im Turnier den Topfhelm, Stechhelm, über die Beckenhaube gesetzt. Sowie der Helm das Visier (Fig. 39) erhielt, war das nicht mehr nötig. Man gab gegen Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das Tragen zweier Kopfrüstungen übereinander auf.

Kaiser Ludwig der Baier.

Lebensgroßes Relief in rotem Sandstein, einst an den Zinnen des Kaufhauses in Mainz, 1313 vollendet; stellt den Kaiser in der vollen Ritterrüstung des ersten Viertels des 14. Jahrhunderts dar. Mainz, städt. Museum.

Digitized by

UNIV

Die Entwickelung der Schutz- und Trutz-W

…ffen im Mittelalter. Gezeichnet von A. von Heyden.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Die Brünne blieb vorerſt in ihrer alten Form mit einer Schlitzung vorn und hinten, welche die Schöße, geren, bildete. Der Ringpanzer aber hatte ſchon im dreizehnten Jahrhundert dem Kettengeflecht faſt das Feld geräumt. Auf der Bruſt, am Hals, namentlich am Unterarm ward der Schutz des Harniſches durch eingelegte Eiſenplatten, Brazel, Meuſenier verſtärkt; auch die Knie bekamen „Kacheln“ (Schützer) von gehärtetem Leder oder Metall (Fig. 33, um 1314). Der Waffenrock, häufig mit Pelz, Kleinſpalt gefüttert, ward kurz (Fig. 33), immer enger und endlich zum knappen Lendner (Fig. 36, 1349, und Fig. 37, um 1372). Der

Ein Kampf der Ritter Kaiſer Heinrichs VII. auf ſeinem Zuge nach Rom.

Miniature in der im Auftrage des Erzbiſchofs Balduin von Trier (Bruder Kaiſer Heinrichs VII.) ausgeführten Bilderhandſchrift, welche auf 37 Blättern in 73 Darſtellungen Heinrichs VII. Kaiſerwahl, Romfahrt und Ende ſchildert. Erſte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Kgl. Prov.-Arch. zu Koblenz.

Die Kämpfer ſind in vollem ritterlichen Schmucke, angethan mit dem bis zum Knie reichenden Wappenrocke mit kurzen Ärmeln, unter welchem das Panzerhemd hervorkommt. Die Hände ſind mit ledernen Stulphandſchuhen bekleidet. Die Roſſe ſind mit buntfarbigen Decken, aus denen Löcher für die Augen ausgeſchnitten, behängt. Die Sättel haben behufs feſteren Sitzes hohe Vorder- und Rücklehnen. In dieſem Bilde ſind alle Arten von kriegeriſchen Kopfbedeckungen, welche im Anfange des 14. Jahrhunderts im Gebrauche waren, vertreten, vom einfachen Sturmhut bis zum Stechhelme mit beweglichem Viſier. Die Kämpfer ſind an ihren Wappen zu erkennen. Im dichteſten Gewühle Erzbiſchof Balduin von Trier im Stechhelm mit geſchloſſenem Viſier, auf Schild, Wappenrock und der blau gefütterten Roßdecke das rote trieriſche Kreuz auf weißkariertem Grunde; der tapfere Erzbiſchof ſpaltet einem Italiener vom Geſchlechte der Orſini, wie ſein Wappen — ſchwarzer Bär im goldenen Felde — anzeigt, den Helm. Neben dem Erzbiſchof kämpft ein vollkommen rot gekleideter Ritter. Hinter dieſem ſprengt mit geſchwungenem Schwerte Marſchall Heinrich von Flandern heran, gefolgt von dem Abte Heinrich von Fulda mit dem ſchwarzen Kreuz in Silber, und dem Delphin von Vienne mit dem blauen gekrümmten Fiſche auf goldenem Grunde. Über den Kämpfenden flattern die Banner des Reiches, von Baiern, Flandern, Trier, des Burggrafen von Hammerſtein mit den drei ſilbernen Hämmern in Rot, des Biſchofs von Lüttich mit ſilberner Säule auf rotem Grunde, das ſchwarze Kreuz in Silber von Fulda und das weiße Kreuz von Savoyen in rotem Felde. Die rote Lilie von Florenz weiſt auf die am Kampfe beteiligten toscaniſchen Hilfstruppen hin. (Nach Arnet, Romf. Heinr. VII.)

große Schild wurde bei der verbeſſerten Rüſtung entbehrlich und deshalb immer kleiner. Seine Wölbung flachte ſich ab (Fig. 19, 33, 36).

Allmählich wurden die Meuſeniere teils als Eiſenſtücke, teils als Streifen gehärteten Leders auf die Brünne geheftet, die nur noch bis zum Halſe reichte, während der Hals und Kopf durch ein beſonderes Panzerkragenſtück geſchützt wurde. Die Beine bekamen Lederhoſen mit Schienenbelag und Metallbuckeln (Fig. 36), oder die Schenkel wurden über den Panzerhoſen noch mit harten Lederhoſen bekleidet (Fig. 37). Die Schienen verbreiterten ſich und ſchloſſen als Arm- und Beinröhren organiſch zuſammen. Metallbuckeln deckten an Ellbogen und Knieen als gebauchte Kacheln die Bewegung. Die Bruſtplatte trat aus der Brünne auf

Deutſche Rüſtung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.
Kaiſerliche Waffenſammlung in Czarskoe-Selo.

dieſelbe. Ein geſchobener Schurz mit Schoſſeln ſchloß ſich an den „Brüſtel“ und am Ende des vierzehnten Jahrhunderts war der Mann vollſtändig in Platten geharniſcht (Fig. 39). Das Kettenhemd ward jetzt wieder vielfach unter den Platten getragen.

Von nun an ging die Umbildung der Rüſtung in geiſtvoller Weiſe vor ſich, wie ſie Figur 39, 41, 43, 46 uns darſtellen (der gotiſche Harniſch). Es iſt kaum zweifelhaft, daß die alten Plattner den Organismus der Krebsſchalen ſtudiert und ihren Arbeiten zu Grunde gelegt haben. Durch Schiebungen der Platten übereinander ward die Beweglichkeit des Körpers ſo viel wie möglich gewahrt, wenn auch immerhin in nur unzulänglicher Weiſe; beſonders gefährdete Stellen aber deckten beſondere Platten, ſo die Achſelhöhlenſcheiben, die Flüge (Schulterſtücke), die Ellbogen- und Knieſchützer mit ihren großen Muſcheln. Der Harniſch folgte der Mode der Kleider, daher hatte er im fünfzehnten Jahrhundert lange Spitzen an den Füßlingen. Die Flüge waren nicht gleich, der rechte Flug war ſchmäler als der linke, weil er Platz für die Lanze geben mußte, die in dem Lanzenhaken lag (Fig. 46 u. 56). Bei dem gotiſchen Harniſch, den wir bis Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts vorfinden, war das Bruſtſtück (Brüſtel) ebenſowenig, wie der Rücken aus einem Stücke, ſie waren wie der Schurz mehrfach geſchoben (Fig. 41, 43, die Rückenanſicht Fig. 49). Der Handſchuh des gotiſchen Harniſches war ſehr fein gegliedert und hatte Knöchelſpitzen. Einen eigentümlichen, dem Krebsſchwanze genau nachgebildeten Handſchutz zeigt Figur 41 (Berliner Zeughaus, Märkiſches Muſeum). Auch der Helm änderte ſich; aus dem Eiſenhut mit Kinnſchutz, Bart, (Fig. 40) entwickelte ſich der Schaller (Fig. 41) mit Viſier (Fig. 43). Der Bart ward entweder umgeſchnallt oder am Bruſtſtück verriegelt (Fig. 43, 57, letzterer iſt bemalt). Aber auch Spangenhelme (Figur 42 und 45) hatte das fünfzehnte Jahrhundert.

Im ſechszehnten endlich erreichte der Harniſch ſeine vollkommenſte Form in dem ſogenannten Mailänder oder Maximiliansharniſch (Fig. 46 und Abbildung auf Seite 297). Alle Teile waren geriefelt und konnten daher leichter gefertigt werden, weil jeder Hieb und Stoß auf

eine ſchräge Fläche fallen mußte. Das Brüſtel lag auf der feſten Halsberge, die Flüge hatten Brechränder, die übrigens auch ſchon bei den glatten gotiſchen Rüſtungen ſich finden. Ein vollſtändiger Maximiliansharniſch beſteht aus 160 bis 180 Teilen. Alle älteren Harniſche dieſer Art ſind deutſche, Augsburger, Nürnberger, öſterreichiſche Arbeiten. Während die erſten um 1500 entſtanden, verſchwanden ſie ſchon in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, weil die von der Rieſelung vorausgeſetzte Widerſtandsfähigkeit gegen die Geſchoſſe der Handfeuerwaffen nicht zutraf. Die auf S. 297 abgebildete Rüſtung iſt ganz aus blankem Eiſen. Der Helm iſt aus drei Stücken zuſammengeſetzt: eins für den Hinterkopf mit Genickreifen, das ein Geſicht nachbildende Viſier, welches nach oben aufzuſchlagen iſt, und der Kinnſchutz. An den Helm ſchließt der Kragen, dreimal geſchoben, an. Die Achſelſtücke ſind dreimal geſchoben und mit hohen Brechrändern, ſowie mit nach vorn und hinten übergreifenden Platten, den „Vorder- und Hinterflügen“ verſehen. Der rechte derſelben iſt kleiner, um die Lanze bequemer in den Rüſthaken legen zu können. Die ganz geſchloſſenen, auch die Armbeugen deckenden Ellenbogenkacheln ſind nur durch Lederſtreifen mit Ober- und Unterarmzeug verbunden. Unten ſchließen ſich der Bruſt drei Leibreifen an und dieſen die „Beintaſchen“; zwiſchen dieſen Kettengeflecht. Das Rückenſtück des Harniſchs iſt über die Schultern mit eiſernen Tragbändern und um den Leib durch einen Riemen mit der Bruſt verbunden. Die Kniebuckeln haben an der Außenſeite Muſcheln zum Schutze der Kniekehlen. Die Beinröhren ſind ohne Rieſelung, die beiden ſtumpfen Schuhe aber („Bärentatzen“ oder „Kuhmäuler“) ſind gerieſelt und neunmal geſchoben. Die ganze Rüſtung wiegt ca. 41½ Pfund. — Die höchſte Vervollkommnung erfuhr der Helm mit ſeinem dreiteiligen Geſichtsſchutze, Stirnſtulp, Kinnreff und zwiſchen ihnen das Viſier mit dem Augenſchutze; er ſaß auf dem Wulſt eines Kehlſtückes mit einer Nut drehbar auf dem Kragen. Die Teile des Geſichtsſchutzes drehen ſich um die Helmroſe. Der Helm, den man in Deutſchland Burgunderhelm nennt (auch Armethelm), hatte einen Kamm, an dem hinten die Federhülſe befeſtigt war. Der Handſchuh ſaß an der Unterarmröhre feſt; drehbar angebracht und häufig mit einem Stulp verſehen, war er ſehr fein gegliedert, aber ſtets mit breiter, zuſammenhängender Fingerdecke (Fig. 47) geſchützt. Doch

Ein ſogen. „Mailänder“ Harniſch.
K. k. Artillerie-Arſenal-Muſeum zu Wien.

kommen auch gefingerte Handſchuhe vor. Ein Schild war nur noch zum Turnier nötig, bei welchem er die Form der Fig. 39 (von innen geſehen Fig. 58) annahm. Er hieß Tartſche. Figur 59 zeigt den Schild der Fußkämpfer im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, Paweſe; noch ſpäter war eine runde Form (Rondaches) im Fußkampf in Gebrauch.

Der Turnierharniſch des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts (Fig. 56) war ſehr ſchwer und unbeweglich; aber es fehlte ihm häufig Arm- und Beinzeug, weil die Brechſcheibe der Lanze (Tartſche) und der Stechſack des Pferdes die Glieder ſchützten. Der linke Arm hatte beim deutſchen Geſtech oft eine Rüſtung von enormer Schwere; die Hand war ſchaufelförmig, das Brüſtel war rechts abgeplattet; es trug die Rusthaken, welche die vorn im Rasthaken liegende Lanze feſthielten. Der Arm gab der Lanze nur die Richtung. Der Helm mit von unten gedeckter Geſichtsſchranze war ſehr ſchwer und durch Bruſt- und Zagelſchraube am Brüſtel befeſtigt. Die Schoſſeln hatten Folgen (ſie wurden geſchoben). Die Turnierlanze beſaß eine ſtählerne Brechſcheibe (Fig. 52) und eine häufig ſtumpfe Spitze (Krönchen, Fig. 53, von oben geſehen Fig. 54). Man unterſcheidet den Harniſch zum Rennen oder Stechen, der in Fig. 56 gezeichnete iſt ein Stechzeug ebenſo Fig. 53 ein Stecheiſen.

Der Sporn war zuerſt einfacher Stachelſporn (Fig. 15 u. 19), bekam aber im dreizehnten Jahrhundert ſchon Räder (Fig. 33, 36, 37). Im vierzehnten Jahrhundert, ward das Rad achtſpitzig. Der Hals verlängerte ſich (Fig. 51), und ward im fünfzehnten Jahrhundert unförmlich lang (Fig. 50), mit achtſpitzigem Rade.

Ritterliche Waffen waren nur Lanze, Schwert, Dolch; in früher Zeit beſonders das einſchneidige Kurzſchwert, wie es Kaiſer Otto zweihändig in der Schlacht bei Bouvines führte, ebenſo der Streitkolben, die Streitaxt. Bogen und Armbruſt waren nicht ritterliche Waffen, obwohl Kriegswaffen. Der Ritter führte ſie nur auf der Jagd. Der Speer war bis zum dreizehnten Jahrhundert eine glatte Stange bis $3^1/_2$ Meter Länge, die Speerſpitzen waren lanzett-, blatt- und pfriemenförmig gebildet (Figur 1, 29, 30, 31, 32). Im dreizehnten Jahrhundert bekam die Stange einen Fauſtſchutz (Figur 21, 33, 39), welcher durch die Brechſcheibe im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert (Fig. 52) noch verbeſſert ward. Der Speer hatte einen farbigen Wimpel (Fig. 21), der im vierzehnten Jahrhundert allmählich verſchwand, während die Speerſtange nun häufig bemalt ward.

Das Schwert war zweiſchneidig, zuerſt mit einer kurzen geraden Parierſtange, einer ſehr breiten, gegen den Ort (die Spitze) abfallenden Klinge ohne Blutrinne, im elften Jahrhundert aber mit einem gegen die Hilfe (den Griff) meiſt gerade abſchließenden Knauf (Fig. 4, 13, 14) verſehen. Der „Ort“ blieb bis zum zwölften Jahrhundert ſtumpf und rund; im zwölften fielen die Schneiden gegen die Spitze ab (Fig. 19). Die Parierſtangen neigten ſich häufig gegen den Ort. Der Knauf ward rund (Fig. 20, 34). Im dreizehnten Jahrhundert erhielten die Klingen häufig zwei Blutrinnen, während ſie vorher nur eine hatten. Die Schneiden liefen faſt parallel und ließen eine ſtumpfe Spitze entſtehen; das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert kehrte aber wiederum zu den ſpitzen Schwertern des zwölften zurück und fertigte überaus geſchmeidige Klingen ohne Blutrinnen von bedeutender Länge, bei Figur 38 ſogar 1,17 Meter lang. Auch der Griff ward ſehr lang zu zweihändigem Gebrauche (Fig. 38 u. 43), ebenſo die Parierſtangen, die man gerade oder nach dem „Ort“ gebogen und an den Enden verziert trug. Der Knauf hörte auf, rund zu ſein, und gewann verſchiedene Formen (Fig. 44, 46). Figur 60 zeigt den pfriemenförmigen Dolch des fünfzehnten Jahrhunderts. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wurden Schwert und Dolch oft an Ketten getragen, welche an der Bruſtplatte unter dem Lendner befeſtigt waren (Fig. 33 und die Grabſteine auf S. 292 u. 293). Auch die früher erwähnte Helmkette war an dieſer Bruſtplatte angebracht.

Allein ſchon war eine Zeit angebrochen, welche der ritterlichen Rüſtung und dem hochangeſehenen Gewerbe der Plattner (Harniſchmacher) für immer den Untergang brachte.

Drittes Buch.

Das Zeitalter des Machtaufſchwungs der Fürſten und Städte.

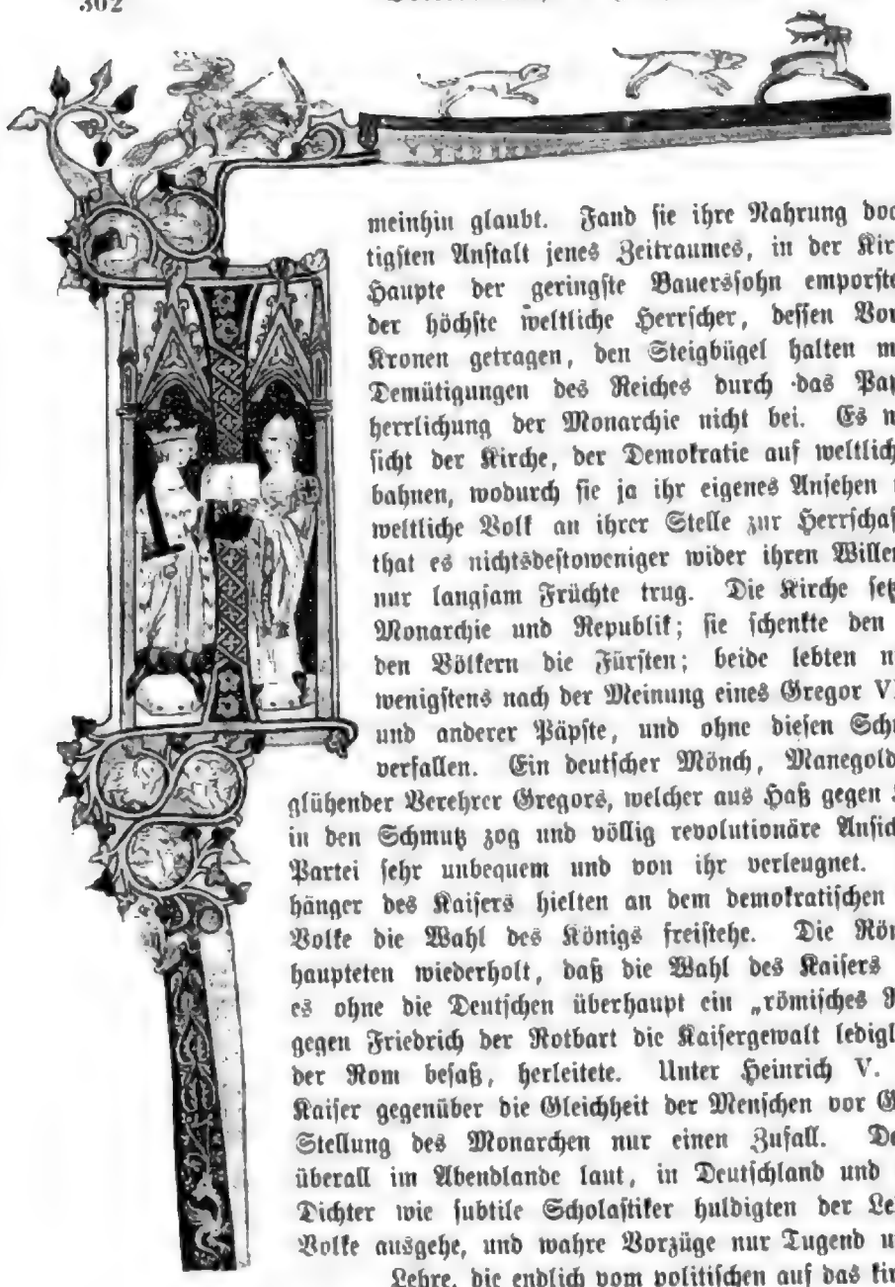
(Um 1273 bis 1500.)

Erſter Abſchnitt.

Fürſten und Stände.

Das Mittelalter zehrte in allen Gebieten des höhern Geiſteslebens vom klaſſiſchen Altertum. Während das Volksleben echt germaniſch blieb und ſelbſt in Lehre und Kultus den Inhalt des Chriſtentums germaniſch modelte, nährten ſich Kunſt, Wiſſenſchaft und Staatslehre beinahe ausſchließlich von den Erinnerungen an das alte Rom. Mit dieſem verſchmolz auch das nur mangel- und nebelhaft bekannte helleniſche Altertum, welches ja eben nur durch die Vermittelung der Römer die vielfach gebrochenen Strahlen ſeiner Kulturſonne nach dem Abendlande hingeworfen hatte. Im Staatsleben, von welchem wir hier zunächſt ſprechen, war die Illuſion vom wiedererſtandenen römiſchen Reiche eine Folge des Zaubers, welchen der Name Roms, der Gedanke an die Pracht und den Glanz der „ewigen Stadt“, auf die Weſteuropäer des Mittelalters ausübte. Karl der Große, unter dem jenes angebliche Wiederaufleben des römiſchen Reiches in Szene geſetzt worden war, hatte dasſelbe rein praktiſch als eine Verſtärkung ſeiner Macht, als eine Verklärung des fränkiſchen Königtums aufgefaßt; ſein Bewunderer, der jugendliche Otto III., hatte die Kaiſeridee zu ihrem Extrem übertrieben: zu einem völligen Aufgehen ſeines deutſchen Stammlandes in einem falſchen, nicht vorhandenen römiſchen Weltreiche. Die übrigen Kaiſer, vom Nachfolger ihres erſten an bis auf den thatſächlich letzten, den Stauſer Konrad IV., hatten zwiſchen der deutſchen Wahrheit und dem römiſchen Scheine mannigfach hin und her geſchwankt, ohne daß es einem von ihnen möglich geworden wäre, dem Römertum, deſſen Lichtſeiten wir (S. 176) betont haben, irgend eine thatſächliche Geſtalt zu verleihen oder irgendwie zu verhindern, daß das hehre Ideal, welchem ſie nachjagten, ihrer armen deutſchen Heimat nur Unheil und maßloſen Jammer bereitete. Die Karolinger, die Sachſen, die Salier und die Stauſer haben in dieſem tollen Jagen nacheinander ihr Herzblut verſpritzt, ihr Diadem zerbrochen, ihr Volk geopfert, — und was war das Ende, als in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die letzten Verſuche, das Unmögliche zu ermöglichen, das verſunkene und vergeſſene römiſche Reich durch deutſche Kraft zu beleben, ſcheiterten? Es folgte die „kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit“! Das hatte der Zauber der Erinnerung an die ſchimmernde Hoheit des alten Rom vollbracht!

Dabei iſt indeſſen nicht zu vergeſſen, daß das Gift jenes Größenwahnes und Weltentraumes, welches ſo viele Tauſende der wackerſten und blühendſten deutſchen Männer hingerafft hatte, wieder ein Gegenmittel in ſich barg. Rom war eine Republik geweſen, ehe es Kaiſer gehabt, ja es hatte ſelbſt unter dieſen Halbgöttern die republikaniſchen Einrichtungen und Würden wenigſtens dem Namen nach, und die Rechte des „ſouveränen Volkes“ wenigſtens in den wahnwitzigen Ausſchweifungen des Zirkus und des Amphitheaters beibehalten. Die Lehre von den Volksrechten war daher eine ältere als die von der geheiligten Majeſtät der Cäſaren, und es wäre mehr als ſonderbar geweſen, wenn im Mittelalter, deſſen höhere Kreiſe ſo tief im römiſchen Weſen wurzelten, nicht auch jene Lehre neben dieſer Fuß gefaßt hätte.



Initial
mit Darstellung der Investitur eines Bischofs durch den Kaiser. Aus dem die Privilegien Kaiser Heinrichs VII. enthaltenden Abschnitte des Kodex Balduini Trevirensis (s. S. 285). Erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Kgl. Prov.-Archiv zu Koblenz. (Nach Irmer, Romfahrt Kaiser Heinrichs VII.)

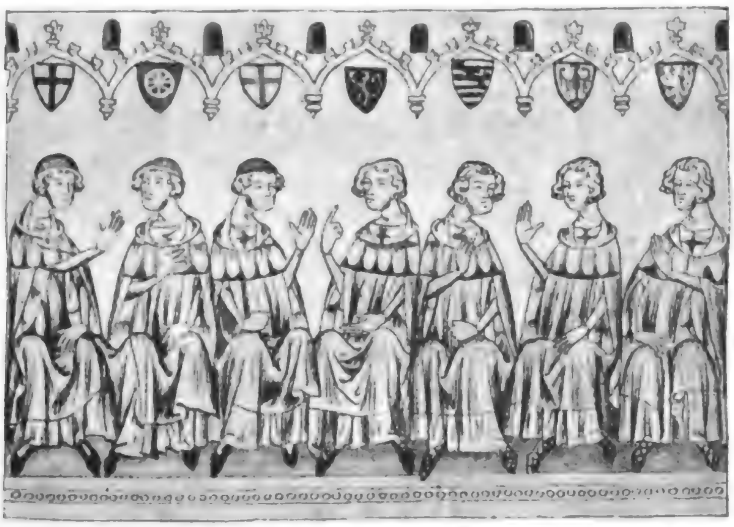
Allein dies war geschehen. Die demokratische Richtung hatte im Mittelalter mehr Anhang, als man gemeinhin glaubt. Fand sie ihre Nahrung doch geradezu in der mächtigsten Anstalt jenes Zeitraumes, in der Kirche, zu deren geheiligtem Haupte der geringste Bauerssohn emporsteigen konnte, dem nun der höchste weltliche Herrscher, dessen Vorfahren die glänzendsten Kronen getragen, den Steigbügel halten mußte. Die wiederholten Demütigungen des Reiches durch das Papsttum trugen zur Verherrlichung der Monarchie nicht bei. Es war freilich nicht die Absicht der Kirche, der Demokratie auf weltlichem Gebiete die Wege zu bahnen, wodurch sie ja ihr eigenes Ansehen untergraben und selbst das weltliche Volk an ihrer Stelle zur Herrschaft berufen hätte; aber sie that es nichtsdestoweniger wider ihren Willen, wenn ihre Arbeit auch nur langsam Früchte trug. Die Kirche setzte sich gleicherweise über Monarchie und Republik; sie schenkte den Fürsten die Völker und den Völkern die Fürsten; beide lebten nur unter ihrem Schutze, wenigstens nach der Meinung eines Gregor VII., Innocenz III. und IV. und anderer Päpste, und ohne diesen Schutz waren sie dem Bösen verfallen. Ein deutscher Mönch, Manegold von Lauterbach, ein glühender Verehrer Gregors, welcher aus Haß gegen Heinrich IV. die Monarchie in den Schmutz zog und völlig revolutionäre Ansichten äußerte, wurde seiner Partei sehr unbequem und von ihr verleugnet. Aber selbst geistliche Anhänger des Kaisers hielten an dem demokratischen Grundsatze fest, daß dem Volke die Wahl des Königs freistehe. Die Römer des Mittelalters behaupteten wiederholt, daß die Wahl des Kaisers ihnen zukomme; als ob es ohne die Deutschen überhaupt ein „römisches Reich“ gegeben hätte; wogegen Friedrich der Rotbart die Kaisergewalt lediglich aus dem Rechte dessen, der Rom besaß, herleitete. Unter Heinrich V. betonte ein Dichter dem Kaiser gegenüber die Gleichheit der Menschen vor Gott und nannte die höhere Stellung des Monarchen nur einen Zufall. Derartige Stimmen wurden überall im Abendlande laut, in Deutschland und anderwärts. Phantastische Dichter wie subtile Scholastiker huldigten der Lehre, daß der Staat vom Volke ausgehe, und wahre Vorzüge nur Tugend und Bildung seien, — einer Lehre, die endlich vom politischen auf das kirchliche Gebiet überging und erst zahllose „Ketzereien“, dann aber die Reformation ins Leben rief.

Im vierzehnten Jahrhundert, als sich Ludwig der Baier von einem römischen Parlamente zum Kaiser wählen ließ und von weltlicher Hand „im Namen des römischen Volkes“ gekrönt wurde (1328), war der deutsche Abt Engelbert von Admont bereits so weit gelangt, die Berechtigung sowohl der kaiserlichen wie der päpstlichen Weltherrschaft zu leugnen und das Recht jeder Nation zur Selbstregierung zu verfechten. Der Würzburger Domherr Leopold von Bebenburg legte sich die Sache so zurecht, daß er die Fiktion aufbrachte, die Kurfürsten wären an die Stelle des „römischen Senates und Volkes“ getreten.

Es war die Zeit, in welcher die Stände gegenüber den Fürsten, die Zünfte gegenüber den Patriziern der Städte an allen Orten emporkamen, in welcher die Bündnisse der Eidgenossen im Alpenlande, der freien Städte in Schwaben, am Rhein und im weiten nordischen Gebiete der Hansa entstanden. Wir werden sehen, wie diese Richtung im Bauernkriege ihre Spitze erreichte, um dann in Deutschland wieder rückgängig zu werden.

Digitized by

Dieſe Beſtrebungen blieben jedoch vereinzelt, und ihre Ausdehnung auf das geſamte Reich ſcheiterte an der ſtetigen Zunahme des Anſehens der größeren Fürſten und damit auch ihrer Gewalt. Der Zuſammenhang zwiſchen dem alten und dem neuen Reiche war nahezu geſchwunden. Die altdeutſchen Herzogtümer Schwaben und Franken waren erloſchen, Sachſen zerteilt. Das Hauptgewicht lag nicht etwa mehr auf den Fürſten allein, unter denen die kleineren, namentlich infolge von Landesteilungen, vielmehr immer tiefer ſanken, ſondern auf einer beſchränkten Anzahl geiſtlicher und weltlicher Großen. Dieſe waren es, welche das Reich in Wahrheit regierten; namentlich, ſeitdem das (wie man annimmt) im Jahre 1209 aus einem engern Ausſchuſſe der früheren großen Fürſtenverſammlungen entſtandene Kollegium der (ſechs oder ſieben) Kurfürſten das Ruder des Reiches in den Händen hatte, was jedoch erſt nach dem Tode des letzten Stauferkönigs der Fall war, und bei der Wahl und Krönung des Königs mithandelte. Glieder dieſer eigenartigen Wahlbehörde, welche zum erſtenmal im „Sachſenſpiegel“ und ſodann 1263 in einer Bulle Papſt Urbans IV. wörtlich als ſolche bezeichnet wird, waren die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe von Mainz, Köln und Trier und die vier Inhaber der Erzämter: der Pfalzgraf als Truchſeß, der Brandenburger als Kämmerer, der Sachſe als Marſchall und der Böhme als Schenk. Die Würde des letzteren aber, als eines Nichtdeutſchen, war eine beſtrittene. Nicht erwieſen iſt, ob die Kurwürde oder das Erzamt älter war. Gemeinſam handelten die ſieben Kurfürſten, denen ſich anfangs oft auch noch andere Fürſten beigeſellten, erſt im Jahre 1273, als Graf Rudolf von Habsburg König wurde. Allein oft genug war ihre Amtsführung zwieſpältig; wiederholt haben ſie nur im Parteiintereſſe und zum Schaden des Reiches die Kur geübt.



Die Kurfürſten bei der Königswahl Heinrichs VII. (Original-Nachweis ſ. S. 302.)

Heinrich von Köln; über ihm ſein Wappen: ſchwarzes Kreuz in ſilbernem Felde. Peter von Mainz; Wappen: ſilbernes Rad in rotem Felde. Balduin von Trier; rotes Kreuz in Silber. Pfalzgraf Rudolf; rotgekrönter und bewehrter Löwe in Schwarz. Rudolf von Sachſen, mit dem golden und ſchwarz gebalkten Schilde, über welchem ein grüner Rautenkranz. Waldemar von Brandenburg; roter Adler in Silber. König Heinrich von Böhmen; ſilberner doppelteſchweifter Löwe in rotem Felde.

Die Gebiete dieſer und der kleineren Fürſten, namentlich in Schwaben und Franken, lagen bunt mit Bistums- und Kloſterherrſchaften, Ritterordenscommenden, Graf- und Freiherrſchaften, freien Städten und Landſchaften durcheinander gemengt, zwiſchen welchen die einzelnen Herrſchaftsrechte nicht ſelten ſtreitig waren.

Der unwiderrufliche Untergang des alten römiſch-deutſchen Reiches trat ein, als 1257, nach dem Tode König Wilhelms von Holland, die von den beiden Nebenbuhlern beſtochenen

Wahlfürſten, in traurigem Gegenſatze zu den für das Reich begeiſterten Städten, getrennt zwei Fremde wählten, den Engländer Richard und den Spanier Alfons, welchen beiden an Deutſchland nichts, — am Einfluſſe in Italien aber alles lag. Einen kräftigen deutſchen

Königswahl Heinrichs VII. am 27. November 1308 in der Dominikanerkirche zu Frankfurt.
Die Kurfürſten erheben — nach altem deutſchen Brauche — den Gewählten vor dem verſammelten Klerus auf den Altar.

Krönung Heinrichs VII. am 6. Januar (heil. Dreikönigstag) 1309 im Dom zu Aachen.
Der König empfängt die Krone aus der Hand des Erzbiſchofs Heinrich von Köln; die Krone der Königin liegt noch auf dem Altar.
Miniaturen, erſte Hälfte des 14. Jahrh., im Kodex Balduini Trevirenſis (ſ. S. 295). Kgl. Prov.-Arch. zu Koblenz.
Es ſind dies die älteſten ſorgfältigeren Abbildungen der Wahl und Krönung eines deutſchen Königs.
(Nach Irmer, Romfahrt Heinrichs VII.)

Herrſcher wollten die entarteten Fürſten nicht mehr, und ſo ging durch die Rückſicht auf Italien die ſtets auf dieſes gerichtet geweſene römiſche Kaiſerwürde auch unter. Dies wäre an ſich nicht zu bedauern geweſen, wenn aus dieſer Kriſis ein ſtarkes Deutſches Reich entſtanden

Digitized by Google

Erläuterung zu der Tafel

Krönungs-Ornat der deutschen Kaiser.

1. Der Kaiser im Krönungsornat (zur Erklärung, wie die Kaiser mit den Krönungsgewändern bekleidet wurden).

2—13. Kleinodien des ehemaligen heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Bis Anfang dieses Jahrhunderts in der Spitalkirche zu Nürnberg, jetzt in der kaiserl. Schatzkammer zu Wien aufbewahrt.

2. Kaiserkrone — Gold, mit Perlen und Edelsteinen in Filigranfassung und Email geziert. Der Kronreif, achtseitig, entstammt dem 9.—10. Jahrhundert, der Bügel ist eine Zuthat des zwölften Jahrhunderts.
3. Der Reichsapfel — Gold, die oberen, die Kugel umgebenden Spangen mit Edelsteinen besetzt. Das Kreuz auf der Vorder- und Rückseite mit feinstem Filigran bedeckt, darin Edelsteine und Perlen. Deutsche Arbeit des zwölften Jahrhunderts.
4. Scepter, Silber, vergoldet. Deutsche Arbeit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.
5. Scepter, ursprünglich ein Weihwedel, Holz mit Silber beschlagen. Dreizehntes Jahrhundert. (Dieses Scepter wurde bei den Krönungen nicht gebraucht.)
6. Das Schwert des heiligen Mauritius. Der Griff von vergoldetem Silber; die hölzerne Scheide beiderseits mit je sieben getriebenen Goldblechen mit Darstellungen von Königen bedeckt. Dreizehntes Jahrhundert. (Das Schwert wurde, wie auch die Richtung der Ornamente auf der Scheide erklärt, dem zu krönenden Kaiser als „signum potentiae et maiestatis" (Zeichen der Macht und Majestät) vorangetragen.)
7. Das kaiserliche Zeremonienschwert. Griff, Parierstange und die Scheide mit emaillierten Goldblechen belegt, für Kaiser Heinrich VI. (1190—1197) in Palermo gefertigt; der Knauf eine Zuthat des vierzehnten Jahrhunderts.
8. Der Krönungsmantel, halbkreisförmig, wird durch einen stilisierten Baum in zwei Hälften geteilt. In jedem dieser Felder (in der Form eines Viertelkreises) ist ein Löwe dargestellt, welcher ein Kamel würgt: eine Darstellung, welche in Großartigkeit der Auffassung und meisterhafter Stilisierung unerreicht ist. Der Mantel wurde laut der am unteren Rande als Borte eingestickten arabischen Inschrift in der berühmten königlichen Seidenmanufaktur zu Palermo 1133 n. Chr. gefertigt.
9. Die Alba aus Seidentaffet (später erneuert) mit perlen- und goldgestickten Besätzen aus Purpurseide. Am unteren Rande gestickte Bordüren; darin arabische und lateinische Inschriften, welche als Ort der Entstehung Palermo und als Jahr der Anfertigung 1181 n. Chr. angeben.
10. Die Dalmatica besteht aus ungemustertem, dunkelblauen Purpurstoff mit gestickter, perlenbesetzter Bordüre; der Ärmelbesatz mit Gold- und Perlenstickerei, sowie aufgehefteten kleinen Goldblättchen mit Zellenschmelz. Palermitaner Arbeit des zwölften Jahrhunderts.
11. Die Dalmatica mit Adlern. Der orientalische Grundstoff ist mit Stickereien deutscher Arbeit geziert; schwarze Reichsadler auf goldenem Grunde; die Bordüre mit figürlichen Darstellungen. (Es ist nicht nachzuweisen, daß diese schon 1350 urkundlich nachweisbare Dalmatica als Krönungsgewand benutzt wurde.)
Die Stola (auf unserer Tafel nicht einzeln abgebildet; auf Figur 1 trägt sie der Kaiser gekreuzt über der Brust und mit langen herabhängenden Enden). Seidenstoff mit gleicher Stickerei wie Nr. 11 und aufgenähten kleinen emaillierten Goldplättchen. Deutsche Arbeit des vierzehnten Jahrhunderts.
Zwei Gürtel (gleichfalls auf Figur 1 sichtbar, zum Zusammenhalten der Stola)
12. Die Handschuhe von roter Seide, innen mit eingewebtem Adler und Ranken verziert; außen mit eingewebten Ranken und aufgenähten Edelsteinen, emaillierten und niellierten Goldplättchen. Dreizehntes Jahrhundert.
13. Schuhe aus roter Seide mit Rankenwerk aus aufgenähten Perlen und in Gold gewebten Borten (mit phantastischen Tierdarstellungen in Medaillons) geziert. Deutsche Arbeit des dreizehnten Jahrhunderts.

14—15 im Münster zu Aachen aufbewahrt.

14. Die deutsche Königskrone, Silber, vergoldet und mit Edelsteinen besetzt. Deutsche Arbeit des dreizehnten Jahrhunderts.
15. Scepter der deutschen Könige. Silber, vergoldet, oben von einem Adler bekrönt. Deutsche Arbeit des dreizehnten Jahrhunderts.

In der Sakristei von St. Peter zu Rom aufbewahrt.

16. Kaiserdalmatica (sogenannte Dalmatica Leo III.), blaue Seide, mit Seide und Gold gestickt. Die Darstellungen derselben beziehen sich alle auf die Verherrlichung Jesu Christi. Auf dem Rücken: die Verklärung, auf der rechten Schulter: Jesus reicht sechs Aposteln das Abendmahl in der Gestalt des Brodes; auf der linken Schulter die Darreichung des Weins. In der Mitte der abgebildeten Vorderseite der Dalmatica thront Jesus, sitzend auf dem Regenbogen als Mittelpunkt eines großen Heiligenscheins, welchen die Symbole der vier Evangelisten, die Chöre der Engel und die Heiligen umkreisen. Rechts von Christus steht die Jungfrau Maria in silbernem Mantel und Schleier, links von ihm St. Johannes der Täufer. Den unteren Halbkreis füllen die Heiligen aller Orden, Hände und Augen zu ihrem Heilande erhoben. In zwei Zügen scheinen sie einander entgegenzuschreiten und sich zu den Füßen Christi zu vereinigen. Jede der beiden Prozessionen teilt sich in vier Gruppen. Unter diesem Kreise deuten Pflanzen und Blumen das Paradies an. In ihm (links) der gute Schächer mit dem Kreuz, an das er geschlagen war, ihm gegenüber auf einem Thron Abraham, der in seinem Schoße die Seele eines Gerechten hält; andere umgeben ihn und einer derselben legt er seine linke Hand auf. Byzantinische Arbeit des zwölften Jahrhunderts.

Digitized by Google

Digitized by Google

Krönungs-Ornat der deutſcher

T. Hierzu Erläuterungsblatt.

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Beilage zu Seite 305:

Erläuterung zu der Abbildung der

Lanze des heiligen Mauritius mit dem Nagel vom Kreuze Christi.

Wien, Schatzkammer des österreichischen Kaiserhauses.

Es ist dies das älteste und zugleich historisch merkwürdigste Stück der Reliquien des ehemaligen heil. Römischen Reiches deutscher Nation. Ein lanzettförmiges Speereisen mit einer langen Dille zur Einsetzung des Schaftes und kurzen senkrecht abstehenden Ohren. Ursprünglich war das Spießblatt voll; wahrscheinlich war es Kaiser Otto I., welcher in der Mitte der Länge nach ein Stück herausarbeiten und an dessen Stelle einen Nagel vom Kreuze Christi einfügen ließ. Dabei brach das spröde Eisen; durch aufgeschweißte dünne Eisenplättchen und ein um die Bruchstelle gelegtes eisernes Band wurde es wieder zusammengeschmiedet. Eine spätere Anfügung, deren Zweck sich nicht erkennen läßt, sind auch die an die Ohren anschließenden Seitenstücke links und rechts der Dille, mit welcher sie durch silberne Drähte verbunden sind. Der eingelassene Nagel vom Kreuze Christi ist von ganz ungewöhnlicher Form; auch ist das Zeichen des Kreuzes auf jeder seiner beiden Seiten dreimal in ihn eingeschlagen. Die Bruchstelle nun scheint nicht gut ausgesehen, vielleicht auch nicht genügende Festigkeit wieder erlangt zu haben. Deshalb wurde um die untere Hälfte der Dille und die obere Hälfte der lanzettförmigen Spitze ein starkes silbernes Band gelegt, verlöthet und vernietet; dasselbe faßte auch den Kopfteil des Nagels mit: diesen Zustand stellt unsere Abbildung der Lanzenspitze dar. Eine Inschrift auf diesem silbernen Bande besagt, daß es von Kaiser Heinrich III. zum Zwecke der Befestigung des Nagels und der Lanze des heiligen Mauritius angeordnet worden sei. — So blieb die Lanze bis auf Kaiser Karl IV. Dieser ließ über das Silberband Heinrichs III. ein dasselbe völlig verdeckendes Goldblech legen. Erst als einige Nieten des letzteren sich mit der Zeit gelockert hatten, kam unvermuthet das Silberband Heinrichs III. zum Vorschein. An demselben fanden sich deutliche Spuren einer vor Zeiten stattgefundenen gewaltsamen teilweisen Lösung. Und nun entdeckte eine gewissenhafte Prüfung auch, weshalb Kaiser Karl IV. das Goldblech hatte umlegen lassen: ein Stückchen von dem Nagel war abgeschlagen worden. — Karl IV. war leidenschaftlicher Reliquiensammler und hatte dem Drange, ein Teilchen des Nagels vom Kreuze Christi für sich zu besitzen, nicht widerstehen können. Das Goldblech mußte den nunmehrigen Mangel verdecken; da der Nagel aber auch an Festigkeit seiner Lage eingebüßt hatte, wurden die in der Abbildung ersichtlichen Verschnürungen mit Silberdraht angebracht.

Bereits unter den Merowingern war die Lanze des heiligen Mauritius ein Zeichen der Herrschaft. Nach der Sage soll sie einst Constantin dem Großen angehört haben. Widukind (S. 229) berichtet, daß König Konrad I. († 918) diese Lanze besessen habe. Kaiser Otto I. trug sie bei seinem Siege von Birten (S. 222) und auch im Jahre 955 in der Schlacht auf dem Lechfelde gegen die Ungarn. Heinrich II. wurde gegen seine beiden Mitbewerber zum Kaiser gewählt, weil er im Besitze der Lanze des heiligen Mauritius mit dem Nagel vom Kreuze Christi war, die er sich vom Erzbischof von Köln, in dessen Verwahrung sie nach Ottos III. Tode gekommen, hatte ausliefern lassen.

(Nach O. Leitner.)

wäre; allein erst folgte eine Zeit des Faustrechts und der Fehden ohne auch nur den Schatten einer Reichsmacht und nachher eine Reihe von Scheinkönigen, die nur für ihre „Hausmacht“ lebten, das Reich verderben ließen und daneben zum Teil noch eine Zeitlang die ihres Ernstes beraubte römische Tragikomödie fortspielten.

Bei der Krönung Rudolfs von Habsburg, des ersten Königs, welcher nicht höheren Fürstenrang besaß, sahen indessen die Deutschen die Zukunft noch nicht so schwarz vor sich. Sie waren voll Jubel und Freude über das Ende der traurigen Zwischenherrschaft. Von dem Feste des 24. Oktober 1273 in Aachen, mit welchem wenigstens wieder eine kurze Zeit verhältnismäßiger Ordnung im Reiche begann, ist uns die folgende Schilderung überliefert worden:

„Die drei rheinischen Erzbischöfe und geistlichen Kurfürsten, den von Köln, den eigentlichen Krönungsvollzieher an der Spitze, zogen dem König bis an die Kirchenpforte entgegen, ihnen voran die Ministranten mit Kreuz, Rauchfaß, Evangelienbuch und Reliquien. Nachdem der Kölner den König empfangen und einige Gebete gesprochen, führten ihn der Mainzer und der Trierer an der Hand zum Chore, unter den Lobgesängen der Geistlichkeit. Im Chore streckte sich Rudolf auf einem Teppich der Länge nach nieder und der Kölner sprach über ihm: „Gott erhalte den König und erhöre uns an dem Tage, wo wir ihn anrufen. Lasset uns beten.“ Dann stand der König auf, setzte sich auf den Thron, und die Königin wurde an seine Linke geführt, woselbst sie Platz nahm. Der Mainzer setzte sich zu des Königs Rechten, der Trierer zur Linken der Königin. Dann begann der Kölner, nach geeignetem Wechsel des Ornates, die

Die Spitze der Lanze des heiligen Mauritius mit dem Nagel vom Kreuze Christi.
Ältestes Stück der Reliquien des ehemaligen heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. (Hierzu Erläuterungsblatt.)
Wien, Schatzkammer des österreichischen Kaiserhauses.

Messe zu lesen. Nach dem Verse: „Du hast auf sein Haupt gesetzt eine Krone von köstlichen Steinen“, erhob sich der König, legte den Königsmantel ab, begab sich, die beiden anderen Prälaten zu seinen Seiten, an den Altar, wo er sich in Kreuzesform niederwarf und zwar unter den Klängen der Litanei, zwischen deren Responsorien gebetet wurde, daß Gott den König segnen, erhöhen und weihen möge. Als die Litanei beendet war, stand der König wieder auf, und der Kölner legte ihm Fragen bezüglich seiner Scepterführung vor, die er, mit zwei Fingern den Altar berührend, bejahte. Dann wurden Fürsten, Klerus und Volk von dem vorsitzenden Prälaten befragt, ob sie dem Könige gehorsam und treu sein wollten, worauf alles dreimal laut „ja“ rief. Der König wurde darauf gesegnet, mit heiligem Öl an Haupt, Brust und Schultern gesalbt, es wurden ihm die Sandalen, die Alba und die Stola angelegt, und er hörte sitzend eine Rede des Kölners an. Dann reichten die drei Erzbischöfe ihm unter passenden Sprüchen das Schwert, die Armspangen, den Königsmantel, den Ring, das Scepter und den Reichsapfel, und setzten ihm gemeinsam die Königskrone auf. Nun wieder an den Altar geführt, schwur er, lateinisch und deutsch, den Königseid. Nachdem er zu seinem Sitze zurückgekehrt war, erfolgte die Salbung und Krönung der Königin und ihre Rückführung an die Seite ihres Gemahls, während die Geistlichkeit das Tedeum sang. Die Messe nahm nun ihren Fortgang; das königliche Paar, die Erzbischöfe, die Fürsten aber und jeder nach seinem Range opferten.“

Der Krönungsornat der Kaiser und Könige war durchaus römisch-byzantinischem Geschmacke angemessen. Seit dem elften Jahrhundert bestand er aus der untern und obern Tunika (oder Dalmatika und Alba), welche beide von kostbaren Seidenstoffen waren und bis zu den Füßen reichten, dem dazu gehörigen Hüftgürtel, der Stola, dem Krönungsmantel, Strümpfen, Schuhen und Handschuhen, der angeblich von Karl dem Großen herrührenden achteckigen goldenen Krone, dem (hohlen) silbernen und vergoldeten Scepter, dem goldenen Reichs-

Digitized by Google

apfel mit edelſteinbeſetztem Kreuz und aus drei Schwertern, nämlich einem Ceremonienſchwert, das dem König vorangetragen wurde, einem angeblich von Harun al Raſchid geſchenkten Säbel und dem nach Karl dem Großen benannten, aber erſt unter Karl IV. verfertigten Schwerte. Dazu kam noch ein aus der Zeit der Karolinger ſtammendes Evangelienbuch mit einem Einband aus dem fünfzehnten Jahrhundert, und die Reichsreliquien, darunter die „Spitze der heiligen Lanze“ (S. 305). Dieſe Kleinodien waren aber nicht bei jeder Krönung immer die gleichen, ſondern ſie wechſelten oft nach dem Gefallen und den Mitteln der Monarchen. Die gegenwärtig noch in Wien erhaltenen Krönungsabzeichen haben ihren Urſprung in verſchiedenen Jahrhunderten. Das älteſte und auch prachtvollſte Stück des Kaiſerornates iſt der Krönungsmantel aus dunkelrotem Seidenſtoff, der mit Perlenbeſatz und in reicher Goldſtickerei mit ſchön ſtiliſierten Figuren von Löwen und Kamelen geſchmückt iſt. Die goldne Kaiſerkrone ſtammt zwar in ihrem untern Teile aus Byzanz und dem elften Jahrhundert; aber der für ſie charakteriſtiſche Bügel mit dem Kreuz wurde nicht vor Konrad IV. (Mitte des dreizehnten Jahrhunderts) hinzugefügt.

Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg
Aus den Darſtellungen in Ulrichs von Richental Chronik des Konzils
Im Original, wie hier, auf zwei einander
auf der einen der Kaiſer, das Schwert aufrecht in der Hand, von ſeinen Würdenträgern umgeben;

Die einzelnen Abzeichen der Herrſcherwürde, zu denen auch ein koſtbarer Ring noch hinzu kam, wurden in ſpäteren Zeiten von Abgeordneten der bedeutendſten Reichsfürſten und Reichsſtädte, deren Stelle die weltlichen Kurfürſten und die Stadt Nürnberg vertraten, dem Könige nach der Salbung feierlich überreicht und angelegt.

Zu den Ceremonien der Königswahl und Krönung gehörte auch die Erteilung der Fahnenlehen, das heißt der unmittelbar vom König ſelbſt erteilten Lehen, welche ſeit 1180 den Inhaber zu einem Gliede des Fürſtenſtandes, zu dem die Herzoge, Pfalz-, Mark- und Landgrafen ſowie die mächtigſten Grafen gehörten, erhoben. Wir laſſen dieſe Feierlichkeit uns hier durch Guſtav Freytag beſchreiben: „Sie fand nicht nur nach neuer Kaiſerwahl, ſondern auch nach jeder Beſitzveränderung in den großen Adelsgeſchlechtern ſtatt und war wohl auf jedem Reichstage das größte Feſt. Auf dem Platze der Reichsſtadt wurde ein Gerüſt errichtet, mit breiten Stufen; es mußte unter freiem Himmel ſtehen und umritten werden können. Darauf der Kaiſerſtuhl und die Sitze der Kurfürſten, alles mit ſchönen Teppichen und golddurchwirktem Stoff bedeckt. In der Nähe waren Ankleidezimmer für den Kaiſer und die Kurfürſten. Zur beſtimmten Stunde kam der Kaiſer mit den Kurfürſten und großem Gefolge angeritten, ſtieg

mit der Markgrafschaft Brandenburg.

zu „Kostnitz" (1414—18); Bilderhandschrift um 1417 ausgeführt. Konstanz, Stadtbibliothek.

gegenüber stehenden Seiten;

auf der andern der Burggraf, die bereits empfangene Lehensfahne mit dem roten brandenburgischen Adler in den Händen. Unten der Rennhaufe

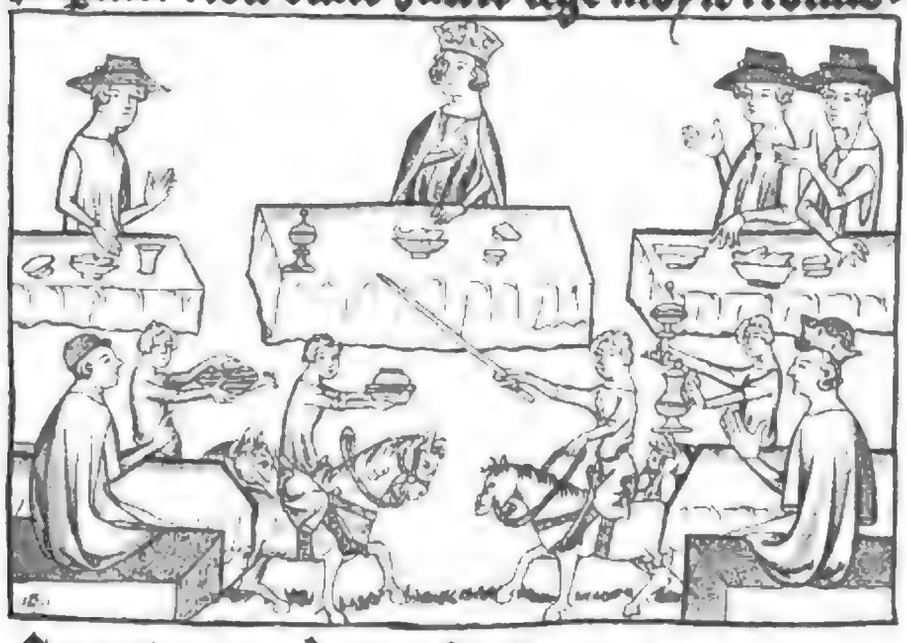
bei seinem Ankleidezimmer ab und legte den schweren goldenen Kaisermantel und die Krone an. Dann schritt er im Kaiserschmuck und der Krone mit großem Zuge auf das Gerüst und setzte sich auf den Kaiserstuhl, weit sichtbar, sehr stattlich. Zur rechten und zur linken Hand saßen die Kurfürsten, welche die Reichskleinodien im Zuge getragen hatten: Mainz das Evangelienbuch zum Schwur, Sachsen das Schwert, Brandenburg den Scepter, Rheinpfalz den Reichsapfel. Darauf ritt, bis dahin unsichtbar, der Rennhaufe des fürstlichen Vassallen heran, welcher das Lehen erhalten sollte. Es waren seine Untervassallen und Reisigen, in seine Farben gekleidet, die Edelleute darunter in Sammet mit Federn, alle kleine Fähnlein in den Händen oder auf den Häuptern der Rosse; in der Mitte aber führte der Haufe die rote Rennfahne, die auch die Reichsfahne oder Blutfahne genannt wurde. In gestrecktem Roßlauf umrannte die Schar das Gerüst mit dem Kaisersitze — die schnelle Gangart dabei war ein uralter Brauch der Deutschen, die auch beim Turnier so gegeneinander ritten, während die Romanen sich nur im Trabe hielten. — Nachdem der Kaiserstuhl zum erstenmal „berannt" war, ritten die Boten des Vassallen heran, Reichsfürsten von seiner Freundschaft; sie stiegen vor dem Gerüst ab und knieten auf den Stufen nieder. Knieend bat der Sprecher unter ihnen den Kaiser um die Erteilung der Lehne. Darauf stand Mainz auf, besprach sich mit dem Kaiser, dem laut zu reden gar nicht zugemutet wurde, und antwortete, daß der Kaiser bereit sei. Hatten die Boten wieder ihre Rosse bestiegen, so kam nach dem zweiten und dritten Rennen der Blutfahne der Reichsfürst selbst unter Trompeten- und Paukenschall mit seinem Gefolge und einem Reiterhaufen in allem Glanz, den er aufzubringen vermochte, angeritten, — vor ihm alle Fahnen seiner Lehen, deren Bilder in den Wappenfeldern unsrer alten Familien noch erhalten sind. Auch er ritt im Galopp an das Gerüst, stieg ab und kniete nieder. Dann legte Mainz das Evangelienbuch in den Schoß des Kaisers, der Kaiser faßte mit beiden Händen die oberen Ecken, der Lehnsfürst legte die Hand auf das Buch und schwor den Vassalleneid. Darauf ergriff der Kaiser das Schwert am Kreuzgriff und bot den Knopf dem Vassallen; dieser faßte daran und küßte den Knopf; war er aber ein geistlicher Fürst, so wurde ihm statt dessen die Spitze des Scepters geboten. Darauf wurden die Fahnen gebracht, zuerst die Blutfahne, dann die Lehensfahnen; der Kaiser faßte mit der Hand an jede, und tiefer unten der Vassall.

Waren die Fahnen angefaßt, ſo wurden ſie von dem kaiſerlichen Herold Germaniens unter das ſchauende Volk geworfen, die Leute riſſen ſich darum und trugen die Fetzen als Beute heim. Als ſo z. B. im Jahre 1566 bei der Belehnung des Kurfürſten Auguſt durch Maximilian II. ein kecker Reiterknabe die Fahne des Herzogtums Sachſen — die mit dem Rautenkranze — behend ergriff und unverſehrt entführte, freuten ſich die Sachſen über das gute Vorzeichen, und der Reiter erhielt eine Belohnung. Nicht immer aber ging dieſer Akt der Belehnung ohne Zwiſchenfall vor ſich. Als im Jahre 1530 Karl V. die Herzoge Jörg und Barnim von Pommern belehnte, erhob ſich Kurfürſt Joachim von Brandenburg nach dem erſten Nennen der Pommern und wahrte in ſchöner Rede ſeine Anſprüche auf die pommerſchen Lande, und als darauf die beiden Herzoge knieend an die Fahnen faßten, trat auch er hinzu und faßte gleichfalls mit der Hand an die Stangen. — Der Belehnte trat dann unter die Fürſten auf dem Gerüſt. War allen Werbern ihr Lehen erteilt, ſo kehrte der Kaiſer in feierlichem Zuge zu ſeinem Ankleidezimmer zurück, legte die Bürde des Kaiſerſchmucks ab, verabſchiedete freundlich die Fürſten und ritt nach ſeiner Herberge heim.“

Überbringung von Geſchenken für empfangene Lehensbelehnung.
Aus den Darſtellungen in Ulrichs von Richental Chronik; um 1417. Konſtanz, Stadtbibliothek.

Die Entwickelung der Reichszuſtände unter den Nachfolgern Rudolfs I., welche wir bereits kurz charakteriſierten, war ganz dazu angethan, die Kaiſerwürde und damit auch die Würde des Reiches zu gunſten der Sonderfürſten immer tiefer herabzudrücken. Die Kaiſer oder Könige ſelbſt halfen dazu, indem ſie, ſolange die Wahlkrone ihrem Hauſe gehörte, für dieſes ſo viel Landbeſitz wie möglich zuſammen zu bringen ſtrebten. Verderbliche Bürgerkriege wüteten zwiſchen Adolf von Naſſau und Albrecht von Öſterreich, zwiſchen Friedrich von Öſterreich und Ludwig von Baiern. Der Mordſtahl eines Verwandten raffte Albrecht, das Gift Italiens (wenn auch nur allgemein als verderbliche Einwirkung dieſes Landes verſtanden) Heinrich VII. von Luxemburg hin. Letzterer und Ludwig der Baier nahmen die Politik der Staufer gegenüber Rom wieder auf und gingen in dieſem verzehrenden Kampfe, der damals zugleich ein ſolcher gegen Frankreich, die Schutzmacht des geſunkenen und aus Rom vertriebenen Papſtes von Avignon war, in beklagenswerter Weiſe zu Grunde. Es half nichts, daß ſich an Ludwigs Hofe italieniſche, franzöſiſche und engliſche Gelehrte, namentlich Marſilio Raimondini aus Padua, Jean de Jandun und Wilhelm von Occam, ſammelten, deren höchſtes Ideal eine Reform der Kirche war; es half auch nichts, daß die zwei Erſtgenannten in der Schrift „Defensor pacis“ den

Impator redit dans Judeis legē moyſi i rotulo.



Impator comedit in ſcā Sauma.

Aus der Kaiſerkrönung Heinrichs VII.

Malerei im Kodex Balduini Trevirenſis (ſ. S. 295).

Die Krönung fand am 29. Juni 1312 in S. Giovanni im Lateran ſtatt. Das obere Bild zeigt den Kaiſer auf dem Rückwege von dort, angeſprochen durch eine Deputation der Juden, welche um Schutz und Beſtätigung ihrer Privilegien bitten. Nach einer vom Papſte Kalixtus II. im Jahre 1119 den Juden auferlegten Vorſchrift mußten dieſelben jeden neugewählten Papſt und jeden neugekrönten Kaiſer um die Erlaubnis bitten, ferner in der Stadt wohnen und ihre Religion ausüben zu dürfen. Heinrich iſt hier in der Kaiſerkrone dargeſtellt. — Im unteren Bilde befindet ſich der Kaiſer bei feſtlichem Mahle unter freiem Himmel: er ſitzt nach alter Sitte allein an einem erhöhten Tiſche; neben ihm an zwei Tiſchen die drei Kardinäle, welche ihn krönten. Dem Kaiſer gegenüber der Erzbiſchof von Trier und, in einem pelzverbrämten Hute, der Pfalzgraf Rudolf von Bayern. Von berittenen Kämmerlingen werden die Speiſen aufgetragen, und auch der Truchſeß, welcher mit langem Stabe das Mahl leitet, iſt zu Roß.

(Nach Irmer, Die Romfahrt Kaiſer Heinrichs VII.)

Kaiſer an die Spitze der Chriſtenheit und ſogar über den Papſt ſtellten, und daß Occam das Gebot der chriſtlichen Armut auch für den Papſt verbindlich machte. Es war umſonſt, daß die Kurfürſten (1338) an ihrem damaligen Verſammlungsorte, dem Königsſtuhl von Rhenſe,

gegen die Ansprüche des Papstes protestierten: denn aus ihrer Erklärung war deutlich herauszulesen, daß ihnen mehr an ihrem Wahlrecht als am Reiche und am Kaiser lag. Es half ebensowenig, daß die Städte fest für den letztern eintraten. Ludwigs des Baiern Unbeständigkeit, seine Schwäche gegenüber Rom und Frankreich und seine Ländergier führten zum Abfalle der Fürsten; er starb abgesetzt. Sein Gegner, der böhmische König Karl IV. von Luxemburg, war sein Nachfolger. In die durch Schlauheit und gewissenlose Wahl der Mittel gestützte, maßlos habsüchtige und aus Habsucht auch überaus wankelmütige Regierung desselben fielen die drei Greuel des Schwarzen Todes, der Geißlerfahrten und der Judenschlachten. Er lebte und wirkte fast nur für sein Böhmen, das seiner Meinung nach zum Kern des Deutschen Reiches werden sollte. Die im Jahre 1356 von ihm gegebene Reichsverfassung, die „Goldene Bulle", zielte sogar deutlich darauf hin. Sie erhob Frankfurt zur ständigen Wahlstadt, bestätigte Aachen als Krönungsstadt, befestigte die sieben Kurfürsten in ihren Würden und machte sie zu völlig unabhängigen Landesherren, von deren Gerichten nicht mehr an das Gericht des Kaisers appelliert werden konnte, ausgenommen bei Fällen der Rechtsverweigerung. Der König von Böhmen aber erhielt die größte Macht unter ihnen; denn ihn allein traf jene Ausnahme nicht, welche diese Gerichtshoheit der Kurfürsten erlitt. Auch sollte kein andrer König vor dem von Böhmen den Vortritt haben. Die „Majestätsbeleidigung" der Kurfürsten wurde derjenigen des Kaisers gleichgestellt. Die Rechte des Reiches wurden in allen Beziehungen zu gunsten der Fürsten, von denen hinfort allein die Beschlüsse der Reichstage abhingen, beschränkt; die Rechte der Städte aber wurden nahezu unterdrückt, da ihnen, freilich ohne Erfolg, verboten wurde, Landleute als „Pfahlbürger" aufzunehmen und Bündnisse zu schließen. Die Hörigen endlich wurden in ihrem traurigen Zustande festgeschmiedet. Noch mehr aber: das Fehdewesen wurde offen als ein Recht anerkannt und erhielt bestimmte Regeln. Damit war der Reichsbestand untergraben; an seiner Statt war eine Oligarchie der sieben Kurfürsten eingetreten, welche eine Puppe als Kaiser aufstellten, die sie nicht zu beachten hatten. Bitter aber rächte sich Karls IV. Streben, sein Haus auf dem deutschen Throne festzusetzen, unter seinem Sohne Wenzel, der am Ende des vierzehnten Jahrhunderts als sittlich gesunkenes Spottbild eines Kaisers, selbst seine schimpfliche Absetzung herbeiführte. Seine Nachfolger waren freilich nicht viel besser und die Erblichkeit der Krone, welche nun (1438) dem Hause Habsburg, im Widerspruche mit der seit dem Untergange der Staufer befolgten Wahlpolitik, thatsächlich zugefallen war, konnte das Reich nicht retten. Sie erhob nur den Glanz des mächtigen, nun auch über Ungarn gebietenden Österreich, von dem fortan das übrige Deutschland nur noch ein Anhängsel war, und zwar solange das alte Reich bestand: noch drei und ein halbes Jahrhundert lang.

Silbermünze der Stadt Aachen
aus der 2. Hälfte des 14. Jahrh. Originalgröße.

Im Felde der Vorderseite Karl der Große als Heiliger mit dem Nimbus, Scepter und Reichsapfel in den Händen, neben ihm ein Wappenschildchen mit dem Adler. Umschrift: SCS : KAROLVS MAGN : IMPOR. Im Felde der Rückseite ein großes Kreuz mit der in zwei Kreise verteilten Umschrift: VRBS : AQVENSIS : REGALIS : SEDES und ein kleiner Adler in dem äußern, MONETA AQVENS in dem innern Kreise. Berlin, Kgl. Münzkabinett.

Nach dem Sinken des deutschen Königtums und dem Untergange des „römischen" Kaisertums erhielt die Macht der Fürsten Gegengewichte, einerseits in den Ständen und anderseits in den Städten. Die Stände (im politischen Sinne) oder Landstände, die Nachfolger der altgermanischen Land- und Reichstage, hatten in einigen Landesteilen durch das Emporkommen der Fürsten zeitweise ihren Anteil an der Gesetzgebung verloren, stets aber das Recht der Steuerbewilligung behalten oder wieder erlangt, wenn Not am Mann war. Es war am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als in Baiern die Herzoge infolge der zunehmenden Kosten ihrer gesonderten Hofhaltungen und vieler Kriege Steuern, sogenannte Notsteuern, zu erheben gezwungen waren. Die Zustimmung der Stände erkauften sie durch Verleihung der niederen Gerichtsbarkeit und anderer Rechte an Adel, Geistlichkeit und Städte. Die nunmehr in den Jahren 1307, 1311 und 1315 bewilligten Steuern waren auf den Ertrag des Getreides und auf den

Beſitz von Vieh gelegt; für ein Pferd oder einen Zugochſen wurden zuletzt 25, für ein Rind fünfzehn und für ein Stück Schmalvieh fünf Pfennige verlangt. Die Geiſtlichkeit widerſetzte ſich jedoch der Wiederholung dieſer Steuern und erzwang 1323 durch Drohung mit dem Bann und Interdikt von den Herzogen wenigſtens die Steuerfreiheit des Klerus. Auch Adel und Städte wurden ſchwierig und erreichten auf dieſe Weiſe oft das Nachgeben der Fürſten. Gemeinſam handelten die Stände jedoch noch nicht.

Goldgulden, Florenus, von Friedrich I. von Zollern, Burggrafen von Nürnberg, Kurfürſten von Brandenburg.

Originalgröße. Berlin, Kgl. Münz-Kabinett.

Auf der Vorderſeite die ſtehende Figur Johannes' des Täufers zwiſchen dem Zolleriſchen Wappenſchild links und dem Helm mit dem Brackenkopf rechts; Umſchrift: † S' ✠ IOHANNES BAP(tiſta'). Auf der Rückſeite der Brandenburgiſche Adler mit der Umſchrift: † FRIDERIC' MARGF BN'GN (Marcgrafius Brandenburgensis). Johannes der Täufer und die Lilie ſind die Florentiner Typen; daher der Name Florenus. (Nach Jul. Friedlaender.)

In den welfiſchen Landen des Nordweſtens ſtieg der Einfluß der Stände erſt ſpäter und erreichte in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Lüneburg ſogar einen bedeutenden Grad. Die um das Land ſtreitenden Fürſtenlinien buhlten um die Gunſt der Stände und überließen ihnen die Beſtimmung der Erbfolge. Prälaten, Ritterſchaft und Städte wirkten zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bereits bei allen wichtigeren Verträgen zwiſchen den Fürſten mit. Die Bauern waren in den Ständen durch ihre Grundherrſchaften vertreten. Es kam ſo weit, daß die Stände über Krieg und Frieden, Bündniſſe mit anderen Ländern u. ſ. w. entſchieden; ja, der verſchuldete Herzog Otto von Göttingen trat im Jahre 1435 die Regierung völlig ſeinen Ständen ab, welche ſie zwei Jahre führten, bis Wilhelm von Braunſchweig ſie übernahm.

Die Steuern, welche, wie wir hier ſahen, den hauptſächlichſten Grund der Rückſichtnahme der Fürſten auf die Stände bildeten, entwickelten ſich urſprünglich aus Bittgeſuchen der Vögte an die Vogtleute um Unterſtützung bei ihrer Amtsausübung und hießen daher Beden (Bitten). Sie wurden dann auch von den Grundherren und Grafen in Anſpruch genommen, in den Reichsvogteien und Reichsſtädten aber von den Königen, in den übrigen Städten von den Stadtherren, und wurden endlich zu feſten Jahresſteuern, zu welchen dann oft noch außerordentliche Steuern kamen. Rudolf I. legte z. B. im Jahre 1274 den Städten eine Hofſteuer für die Koſten eines Reichstages auf.

Silbermünze von Rudolf von Habsburg.

Originalgröße.

Umſchrift der Vorderſeite: † RVDOLPH ROM · REX. Der bärtige König auf dem Throne mit der Krone auf dem Haupte, dem Schwerte in der rechten, dem Reichsapfel in der linken Hand. Umſchrift der Rückſeite: URBS · AQVENSIS · VINCE (Aachen); im Felde ein Bogen, darüber drei Türme, darunter eine Krone. Berlin, Kgl. Münzkabinett.

Von den Ständen im politiſchen Sinne ſind diejenigen im geſellſchaftlichen Sinne ſchon deshalb ſcharf zu unterſcheiden, weil ſie als ſolche keine Organe des Staates waren. Dieſelben verſchoben ſich vollſtändig. Noch im dreizehnten Jahrhundert wurden die Freien zuſammengefaßt und unterſchieden: in Semper- (das heißt Sendbar-) Freie, wozu die Fürſten, Grafen und freien Herren gehörten (S. 234); in Mittelfreie, welche die Lehenträger der erſten Klaſſe ausmachten und in eigentliche Freie, das heißt — freie Bauern. Wegen ihres gemeinſamen Anteils am ritterlichen Leben faßte man in der Folge jedoch die zwei erſten Klaſſen als Adel zuſammen und bezeichnete die freien Bauern mit den Hörigen einfach als Bauern. Die Bürger der Städte kamen als dritter Stand hinzu. Dieſe nunmehrigen Stände arbeiteten ſich im ſpäteren Mittelalter in immer tieferen Groll und Haß gegeneinander hinein, und höchſt ſeltſam ſtand dazu im Gegenſatz, daß ſie ſich in den Sitten einander immer mehr näherten. Denn Bürger und Bauern äfften in ihrem Auftreten dem Edelmann nach; dieſer aber verrohte zuſehends; ſeine Dichtung war nun zu Knittelreimen (S. 268) herabgeſunken, in denen er die anderen Stände verhöhnte und ſeine Genoſſen zur Gewaltthat gegen ſie aufreizte. Unaufhörlich lag der Adel im Streit gegen Städter und Bauern, die er in wilden Fehden ausraubte und ausſog, ſoweit er das durch die Übermacht ſeiner Waffen nur immer vermochte. Namentlich erbitterte die

Edelleute der zunehmende Wohlſtand der Städte gegenüber ihrer eigenen fortſchreitenden Verarmung und der ſichere Schutz, welchen die Bürger allen bedrückten Hörigen des Adels, die in ihren Mauern Zuflucht ſuchten, gewährten.

In allen dieſen Wirren nahmen die Geiſtlichen eine vermittelnde Stellung ein; ſie ſuchten den Ständehaß zu mildern und die Unterdrückung der Niederen zu hemmen; wenn ſie dabei fabelten, die drei Stände Klerus, Adel und Hörige ſtammten von Noahs Söhnen Sem, Jafet und Cham ab, ſo arbeiteten ſie damit häufig genug ihrem guten Beſtreben ſelbſt entgegen. Der Bürger vergaßen ſie dabei, die zu gleicher Zeit gegen die Raubritter (S. 252) Wutlieder ſangen, und ſie, wo ſie konnten, dem Galgen und Rad überlieferten, gegen die Bauern aber grad' ebenſoviel Hohn ausſchütteten wie gegen die verhaßten Wegelagerer. Und dennoch vertraten am Reichstage vier deutſche Städte, Köln, Konſtanz, Regensburg und Salzburg, die nicht als vollberechtigt geltenden Bauern, und bei Volksfeſten in Köln ſpielte der prächtig geſchmückte „kölniſche“ oder „kaiſerliche Bauer“, den ein verkleideter Bürger darſtellte, eine Hauptrolle. Das entartete Reich des fünfzehnten Jahrhunderts nahm im Kampfe der Stände ſtets für den Adel Partei; ſo auch die Reichsgeſetze, — langatmige Verordnungen ohne jede Wirkſamkeit.

Hofgerichtsſiegel Kaiſer Karls IV. Originalgröße.

Kniebild des Kaiſers im Krönungsornat, die Bügelkrone auf dem Haupte, den Reichsapfel mit der Linken an die Hüfte drückend, in der Rechten das nackte Schwert quer vor ſich haltend. Umſchrift in zwei Kreiſen: † SIGILLVm · IVDICIS · CVRIE · KAROLI · QVARTI · DIVINA · FAVENTE · CLEMENCIA · ROMANOR' IMPERA (Fortſetzung im inneren Kreiſe) TORIS · SEMPER · AVGVSTI · ET · BOEMIE · REGIS.

Berlin, Königl. Geh. Staats-Archiv.

Digitized by

Zweiter Abſchnitt.

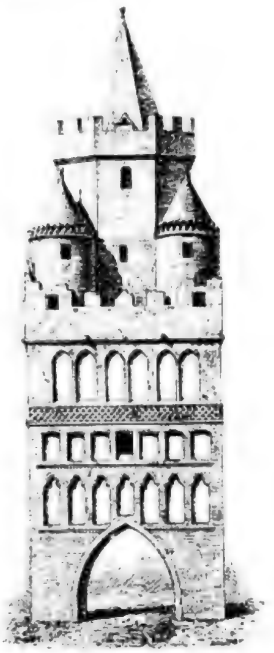
Städteleben und Städtebündniſſe.

Das Ünglinger Thor zu Stendal.

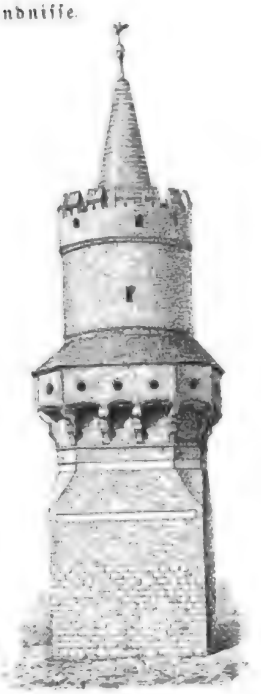
Dieſe und die folgenden ſechszehn Abbildungen zur Veranſchaulichung der verſchiedenen Typen mittelalterlicher Befeſtigungswerke deutſcher Städte.

Die Städte, das zweite Gegengewicht der fürſtlichen Macht, entſprachen in ihrem innern Ausſehen ihrer äußern Bedeutung lange Zeit noch keineswegs. Die Straßen der mittelalterlichen Städte waren eng und krumm, auf unebenem Boden oft ſehr ſteil; Pflaſter und Beleuchtung waren unbekannte Dinge. Die Häuſer waren klein, eng und ſpitzgiebelig, mit winzigen Fenſtern, die dicht nebeneinander angebracht waren; ihre oberen Stockwerke ſprangen über die unteren vor und drohten oft mit Einſturz. Die Bürger dachten gar nicht daran, daß in den Städten der öffentliche Verkehr ein ungeſtörter ſein ſollte: ſie lebten noch in ländlichen Gedanken und Gefühlen, und jeder war nur für ſeinen Grund und Boden beſorgt. Dieſen bezeichnete man durch Pfähle und Bäume, zwiſchen welchen man Bänke errichtete, auf denen in günſtigen Feierſtunden Familien und Nachbarn zuſammenſaßen. Die Handwerker thaten ihre Arbeit vor den Häuſern, und die Kaufleute hatten ihre Bänke, die Vorläufer der „Banken“, unter den Arkaden des Marktplatzes. Brunnen und Tümpel ſtanden hie und dort. So war durch all dies der Durchpaß oft verſperrt, und Kellerhälſe vermehrten die Unſicherheit der Fußgänger, die in Holzſchuhen durch tiefen Schmutz waten oder auf hingelegten Steinen ihn mit Mühe überſpringen mußten. Der vom Himmel und von den Dächern zugleich auf die Gaſſe ſtrömende Regen wetteiferte mit dem ohne Anſtand aus den Wohnungen auf die Straße geworfenen Unrat, den Schmutz zu vermehren. Die Bauart der Häuſer, welche meiſt aus Holz errichtet und vielfach mit Stroh gedeckt waren, begünſtigte die ungemein häufigen (S. 216) Feuersbrünſte. Deſſenungeachtet währte es lange genug, ehe man ſich entſchloß, ſteinerne Öfen, ſtatt ſolcher aus Lehm, zu ſetzen und die Dächer mit Schindeln ſtatt mit Stroh (erſt viel ſpäter mit Ziegeln) zu decken. Noch länger aber dauerte es, bis das deutſche Bürgerhaus ganz aus Stein gebaut wurde. Lange vorher waren bloß die Kirchen, die

Turm zu Bertholdsdorf in Niederöſterreich.

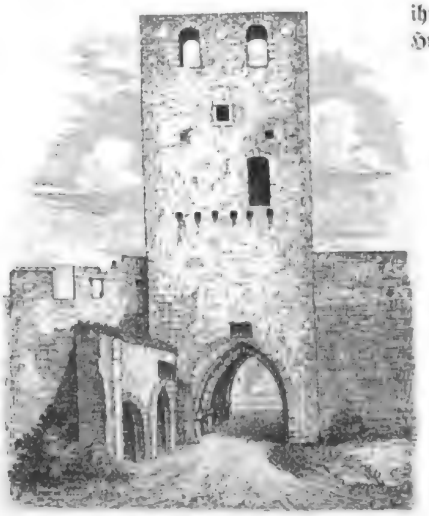


Thorturm zu Königsberg in der Neumark.

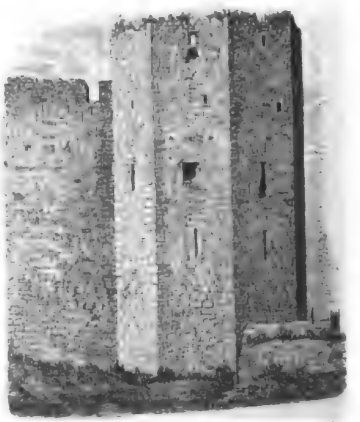


Turm zu Prenzlau.

anfangs ebenfalls in Holzbau errichtet worden waren, aus Stein aufgeführt; ſie dienten daher auch als Archive und Arſenale. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert begann man auf den Giebeln der Häuſer Windfahnen und Hirſchgeweihe anzubringen, die Dächer mit Dachrinnen zu verſehen, die meiſt in grotesk geſtalteten Tierköpfen endigten und den Regen nun zwar von den Hauswänden ableiteten, ihn dafür aber aus ihren phantaſtiſchen Drachen-, Löwen- und Hundeköpfen mitten auf die Straße ſpieen.

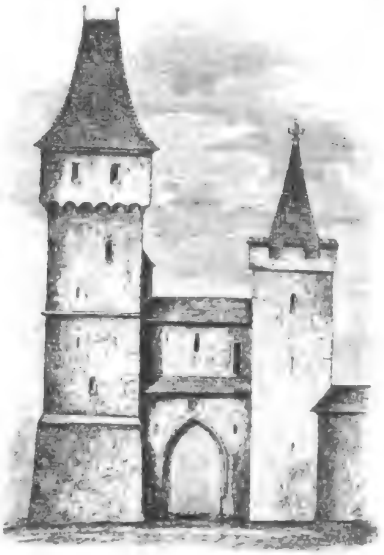


Thorturm zu Eggenburg in Niederöſterreich.



Mauerturm zu Hainburg in Niederöſterreich.

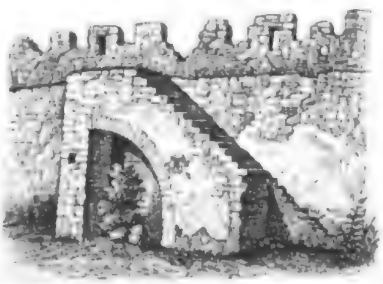
Turm zu Budweis in Böhmen.



Thor in Hohenmauth in Böhmen.

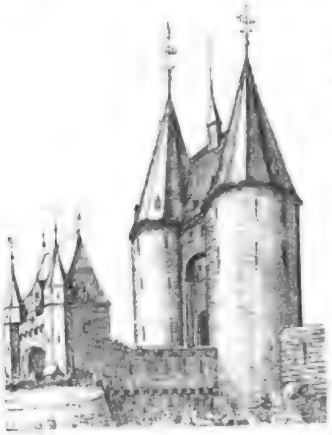
Da die Bürger meiſt noch Landwirtſchaft trieben, ſo zog durch die Straßen der Städte auch das Vieh; Schweine wälzten ſich auf der Gaſſe, und Düngerhaufen verpeſteten die Luft, welche zahlreiche Taubenſchwärme belebten, die die Bürger einander abzufangen ſuchten. Bettelmönche, eigentliche Bettler, Pilger, Krüppel, Blinde, Wahrſager, Gaukler, Männer, Frauen und Kinder, beläſtigten, oft ſogar gewaltſam, die Vorübergehenden. Nichts von all dem aber dünkte die damaligen Bürger ungemütlich; die Gewohnheit ſtählte ſie eben gegen dieſe Unannehmlichkeiten. Dem äußerſt bewegten maleriſchen Leben und Treiben am Tage folgte dann bei Nacht viel wüſter Lärm, wildes Geſchrei, Streit, Schlägereien, Unfug, auch Raub und Mord. In den Häuſern, namentlich in den Schenken, wurde gezecht, geſpielt, gezankt, gebrüllt, und nicht ſelten kam es dazu, daß auf offener Straße gefochten und geſchoſſen wurde. Die Stadtthore, wie die Thüren der Häuſer wurden bei Nacht verſchloſſen. Denn eine geordnete Polizei, welche den Bürger hätte ſchützen können, gab es noch nicht, ſondern nur eine ſolche, die mit kleinlichen Maßregelungen die Bürger, wenn auch oft mit Grund, aber meiſt ohne viel Erfolg heimſuchte. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert verboten die Stadträte,

Mauerpartie zu Groß-Enzersdorf in Niederöſterreich.



Aufgang zur Zinnengallerie an der Innenſeite der Mauer von Eggenburg in Niederöſterreich.

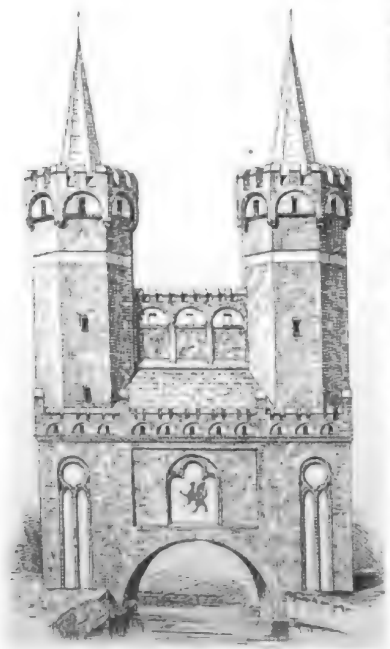
Digitized by Google



Das ehemalige Kölner Thor zu Aachen.

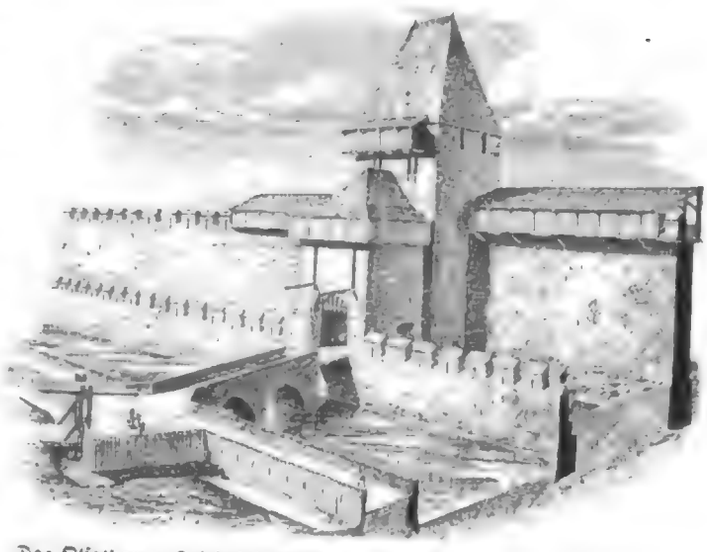
zu einem „Brautlaufe“ mehr „hübſche Leute“ (Spielleute) zu verwenden, als zwei Sänger, zwei Geiger und zwei Trompeter, — bei Buße von zehn Pfund. Ein Grabſtein durfte nicht länger als ſieben und nicht breiter als drei Fuß ſein. Vieh- und Weinhandel, Bierbrauen u. ſ. w. unterlagen mannigfachen Beſchränkungen. Eine Glocke („Bierglocke“) verkündete ſpät abends, daß man nun aus der Schänke heimgehen ſollte, und wer ſpäter ohne Licht, oder gar bewaffnet getroffen wurde, mußte Buße zahlen. Lebensmittel, Maße und Gewichte unterlagen richterlicher Aufſicht und wurden, wenn verdorben oder falſch, vernichtet; Getränke wurden in dieſem Falle auf die Gaſſe oder in einen Fluß gegoſſen. Frauen durften nicht zu Feuersbrünſten laufen. Das Mitführen von Meſſern auf der Straße und das Würfelſpiel, ſowie „Häufeln“, „Riemenſtechen“ und andere Spiele waren verpönt. Auch wurde obrigkeitlich vorgeſchrieben, wie viel die Handwerker für jede ihrer Arbeiten, und wie viel Knechte, Mägde und Tagelöhner für ihre Dienſte zu fordern hatten.

Erſt im ſpätern Mittelalter ſtellten die Nachtwächter eine Schutzpolizei vor, die mit Spieß, Laterne und Klapper (Rättel) die Runde machte, aber nur wenig ausrichtete und zuletzt zum Geſpötte wurde. Von Feuerſpritzen und Feuerwehr wußte man noch ebenſowenig, als von Dämmen gegen Eisgang, Sturmflut oder Überſchwemmungen in Küſten- und Stromgegenden. Die Feuersbrünſte ſetzten daher ihr bereits (S. 313) erwähntes ſchauerliches Werk, das mit der Vernichtung zahlloſer Menſchenleben und unſchätzbarer Güterwerte verbunden war, durch Jahrhunderte fort, nach wie vor begünſtigt von der leichten Bauart der Häuſer und der Enge der Gaſſen. Faſt alle Städte loderten mehrere Male in einem Jahrhundert auf. In Schleſien brannte zwiſchen 1440 und 1526 durchſchnittlich jedes zweite Jahr eine Stadt ganz oder großenteils ab. Die vielen Fehden reizten zu Brandſtiftungen, und dieſe boten wieder zu grauſamen Hinrichtungen Anlaß; denn nicht nur die That, ſondern ſchon die Drohung hatte den Feuertod zur Folge. Als drittes grauenvolles Übel geſellten ſich zu Feuer- und Waſſersnot die bei dem herrſchenden Mangel an Reinlichkeit und ärztlicher Pflege und bei den häufigen Fällen von Mißwachs und Teuerung unvermeidlichen Seuchen. Die Peſt beſonders, ſodann der ſeit Anfang des zwölften Jahrhunderts in Deutſchland vorkommende Ausſatz, und ſeit Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der ſogenannte große oder ſchwarze Tod, deſſen wir weiterhin gedenken werden, richteten die entſetzlichſten Verwüſtungen an. In Breslau ſtarben im Jahre 1464 an der Peſt 20000 Menſchen. Nach ſolchen Unglücksfällen verordneten die Räte der Städte, wie auch die Landesfürſten allgemeine Buß- und Bettage, welche in ſpäterer Zeit, wenigſtens bei den Proteſtanten, jährlich zu beſtimmten Zeiten wiederholt wurden.



Das Mühlenthor zu Stargard.

Aber auch an fröhlichen Festen fehlte es den Städtern nicht. Gaben schon die hohen Kirchenfeste, Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Anlaß zu allerlei Lustbarkeiten, so kamen dazu noch die Märkte, auf welchen sich um so mehr Volk ansammelte, als es außerhalb ihrer Zeit an Gelegenheit zum Einkaufen fehlte; denn die Häuser hatten zu Kaufläden keinen Raum. Im Frühling feierte man das „Todaustragen", indem man eine den Winter, später den Tod vorstellende Strohpuppe ins Wasser warf oder verbrannte. Eigene Feste hatten ferner die Zünfte; spärliche Überbleibsel derselben sind der Schäfflertanz der Böttchergesellen in München, der sich durch ein Labyrinth von Lauben, die durch Faßreifen gebildet wurden, bewegte; der Metzgersprung in den Fischbrunnen zu München; der Umzug mit der langen Wurst in Königsberg; das Schifferstechen in Ulm, das Schembartlaufen (Maskenfest) in Nürnberg u. s. w. Besuchte ein Kaiser, König, Fürst oder Bischof eine Stadt, so wurden die Straßen mit Gras und Blumen bestreut oder mit Teppichen belegt; aus den Brunnen floß dann Wein. Große Stadtfeste waren auch die Tage der Ratswahlen, verbunden mit der Eidesleistung der Neugewählten und der Huldigung der Bürger. Dazu kamen noch häufige Privatfeste. Bei Taufen und Hochzeiten wurden oft bunte Umzüge abgehalten, und übermütige Jünglinge kehrten sich mit ihrer Lust zu Schabernack aller Art überhaupt an keine bestimmte Zeit. Der derbste Unfug wurde in der Fastnacht verübt.



Das Ölfathor zu Friesach in Kärnten: Rekonstruktion. (Nach Essenwein.)

Die Bevölkerung der deutschen Städte im Mittelalter war weder so stark, wie man oft geglaubt hat, noch so schwach, wie man sie jüngst hat hinstellen wollen. Genaue Volkszählungen gab es nicht, und es ist daher überhaupt sehr schwierig, die Menge der Bewohner richtig zu schätzen. Wenn man, was selten genug vorkam, eine Zählung veranstaltete, so geschah dies meist zum Zwecke der Verproviantierung in Kriegszeiten, wobei Kinder und Nichtvollbürger wenig oder nicht in Betracht fielen; oder zur Ermittelung der Eidpflichtigen

Aus den Befestigungen von Eggenburg in Niederösterreich.

Mauerpartie von Groß-Enzersdorf in Niederösterreich.

Digitized by Google

Mauereck zu Bruck a. d. Leitha.

oder Wehrfähigen, wobei die Frauen nicht in Frage kamen. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte Köln wahrſcheinlich 50 bis 60000, Nürnberg etwa 30000, Frankfurt a. M. ungefähr 16000 Einwohner.

Schon in der Zeit der Kreuzzüge und des Rittertums, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, begann infolge des erweiterten Geſichtskreiſes der europäiſchen Völker, Ackerbau und Viehzucht in den Städten gegen Handel und Gewerbe zurückzutreten, womit dann wieder die Weiterentwickelung der Städteverfaſſung im Gegenſatze zu der früher von ihr nicht weſentlich verſchiedenen Dorfverfaſſung zuſammenhing. Es gab indeſſen kleine Städte, die niemals wirklich über dörfliche Verhältniſſe hinauskamen, und es giebt noch heute ſolche, ja es ſind ihrer nicht wenige wieder zu Dörfern herabgeſunken.

In den meiſten deutſchen Städten war die Bürgerſchaft, die als ſolche Herrin der Stadt war, ſo eiferſüchtig auf ihre Freiheiten, daß die Amtsdauer der „Ratmannen“ und namentlich der Bürgermeiſter auf die kürzeſte Zeit, meiſt auf ein Jahr, an einigen Orten ſogar auf ein Vierteljahr, beſchränkt wurde. Deshalb gab es öfter in einer Stadt bis zu zwei Dutzend oder mehr Bürgermeiſter, von denen aber nur zwei auf einmal im Amte waren. Gewöhnlich waren die Gewählten bei Geldbuße zur Annahme ihrer Stellen verpflichtet. So hochgebietende Machthaber, wie im alten Hellas und im mittelalterlichen Italien, hat es jedoch in Deutſchland nur ſelten gegeben: ſo einflußreich auch manche Bürgermeiſter wurden, ſo unentbehrlich auch die Stadtſchreiber, die von bedeutender Gelehrſamkeit ſein mußten und oft zur höchſten Würde der Stadt emporſtiegen, ſich zu machen wußten, und ſo keck die reichen und vornehmen Städter, umgeben von bewaffneten Dienern, durch die Straßen ſtolzierten. Unter den Räten der Städte entfalteten ſich wiederum eine Menge anderer Behörden, da ein jeder möglichſt viel mitregieren wollte. Es gab Heimlicher, die über Regierungsgeſchäfte von höchſter Wichtigkeit berieten; Unzüchter, die über Polizeifrevel urteilten; Korn- und Salzmeiſter, Feuer-, Tuch-, Brot- und Fleiſchſchauer, Kämmerer, Rentmeiſter, Zeug- und Bauherren, Wein- und Bierherren, Mühlen- und Ziegelherren, Kirchenherren, Steuerherren u. ſ. w. Unter ihnen ſtanden die Büttel, Stadtknechte, Bettelvögte, Nachtwächter. Die Beamten und Angeſtellten erhielten für ihre Dienſte früher nur Geſchenke, ſehr oft eine Kleidung in den Stadt- oder in anderen beſtimmten Farben, Tagegelder oder Sporteln, ſpäter aber, freilich nur kleine, Gehalte. Das größte hatte ſtets der Stadtſchreiber und außerdem freie Wohnung.

Thor zu Hainburg in Niederöſterreich.

Die eigentliche Grundlage und der Kern der Entwickelung rein ſtädtiſcher Verfaſſungen iſt in der Entſtehung und Ausbildung der Gilden, Zünfte oder Innungen (S. 206) zu ſuchen. Sie beſaßen eigene, oft ſehr prächtige Häuſer, die zu Verſammlungen und Trinkſtuben ſowohl, wie zu Warenlagern und Kauflokalen dienten; ſie hatten ihre Wappen, ihre Heiligen, ihre Gottesdienſte und bildeten eigene Abteilungen in dem Kriegsheere der Stadt mit eigenen Fahnen. Die erſten dieſer Vereinigungen finden wir in Deutſchland zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, eine größere Anzahl derſelben aber erſt im dreizehnten vor. Sie entſprachen nicht immer den Handwerken als ſolchen; mehrere Berufsarten, deren Glieder nicht zahlreich waren oder die unter ſich zuſammenhingen, wie z. B. Gerber und Kürſchner, Schneider

Beilage zu Seite 519:

Erläuterung zu den Abbildungen

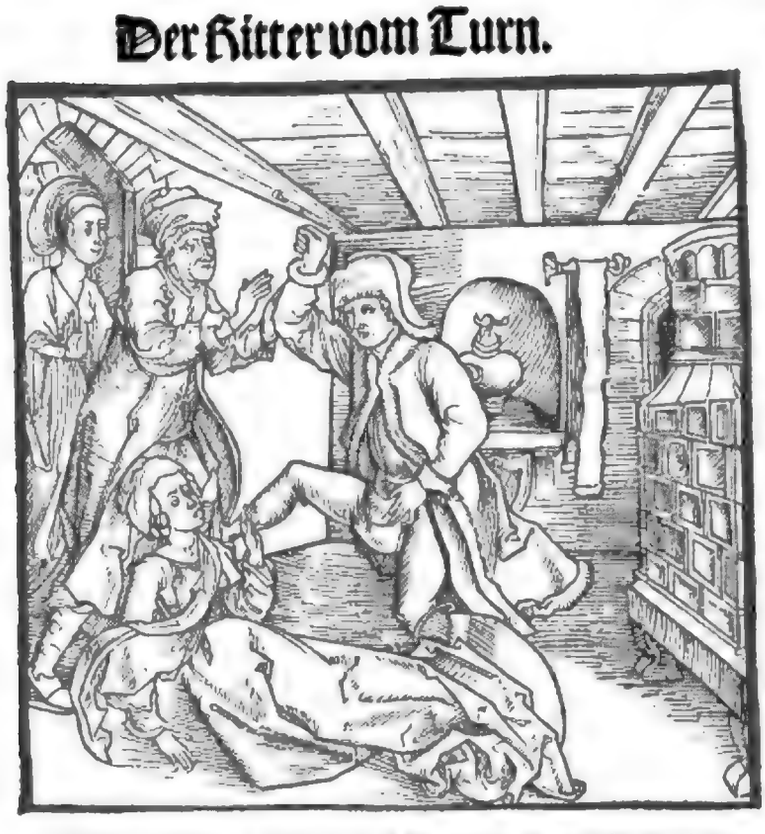
Mittelalterlicher Städtesiegel.

1. Stadtsiegel von Unna; vorzüglich gearbeitet. Innerhalb der mit Zinnen versehenen und mit hohen Türmen geschmückten Stadtmauer sind mehrere hohe stattliche Gebäude angeordnet; im Hintergrunde ein mauerumgebenes mit vier Ecktürmen geziertes Kastell, in dessen Portalen zwei Banner befestigt sind, die das Wappen der Grafschaft Mark, den geschachteten Balken, aufweisen. Umschrift: **Sigillum :x: mayus :x: opidanorum :x: in :x: Unna.** Nach einem Abdrucke im kgl. Geh. Staatsarchive zu Berlin.
2. Stadtsiegel von Speier. Vortreffliche Arbeit aus dem 13. Jahrh. Das Siegelbild stellt den berühmten der Jungfrau Maria geweihten Dom dar, den großartigsten Bau des 11. Jahrh. Vorn in einer Nische die heil. Jungfrau. Besonders schön ist das Westportal mit den beiden romanischen Säulen. Umschrift: ✝ · SIGILLVM · CIVIVM · SPIRENSIVM. Nach einem Abdrucke im kgl. Geh. Staatsarchive zu Berlin.
3. Stadtsiegel von Boppard; herrliche Arbeit des 14. Jahrh. Innerhalb der gezinnten Stadtmauer, in deren Thor der Schutzpatron der Stadt, der heil. Severus, steht, die dem Patron geweihte Pfarrkirche aus dem 13. Jahrh., ohne Querschiff mit zwei den im halben Achteck geschlossenen Chor flankirenden Viereckturmen; auf dem Westgiebel der Kirche ein Adler. Umschrift: ✝ **Bopardia · liberum · et ⁝ spetiale ⁝ opidum · Romani · imperii.** Nach einem Abdrucke im kgl. Geh. Staatsarchive zu Berlin.
4. Stadtsiegel von Quedlinburg. Die zinnengekrönte Stadtmauer überragen rechts und links zwei hohe romanische Türme mit zwiebelförmigen Helmen. In der Mitte ein zweistöckiges Profangebäude aus einem giebelgeschmückten Mittelbau und zwei Flügeln bestehend, dessen Haupteingangstür geöffnet ist. Über diesem Gebäude der Schutzpatron der Stadt, der heil. Servatius, mit Stab und Buch. Umschrift: ✝ SIGILLVM : BVRGENSIVM : IN : QVEDELI(n)GEBORCH. Nach einem Abdrucke im kgl. Geh. Staatsarchive zu Berlin.
5. Stadtsiegel von Aachen. Auf dem Throne, zu dem fünf Stufen hinaufführen, sitzt die Jungfrau Maria mit dem Kinde. Vor ihr kniet Kaiser Karl der Große, der ihr die zu ihren Ehren gebaute, zu seiner Grabstätte bestimmte Palastkapelle darbringt, jenes berühmte in den Jahren 796 bis 804 errichtete, der Kirche St. Vitale in Ravenna nachgebildete, Achteck, dessen Gestalt auf dem Siegel deutlich zu erkennen ist. Hinter dem Kaiser ein Eichbaum. Umschrift: ✝ S(igillum) REGALIS : SEDIS : AQUENSIS : AD : CAUSAS. Nach einem Abdrucke im kgl. Geh. Staatsarchive zu Berlin.

Digitize

Mittelalterliche Städtesiegel aus dem 13. bis 15. Jahrhundert. Hierzu Erläuterungsblatt.

und Handſchuhmacher, Schmiede, Sattler und Sporer, vereinigten ſich oft zu einer gemeinſamen Zunft, die dann häufig nach ihrem Verſammlungshauſe oder ihrer Herberge benannt wurde, oder auch einen andern nicht vom Handwerk ſelbſt hergenommenen Namen führte. Umgekehrt zerfielen ſtark vertretene Handwerke oft in mehrere Innungen, wie z. B. die Schmiede in Gold-, Eiſen- und Kupfer-, oder in Waffen-, Meſſer-, Huf-, Nagelſchmiede und Schloſſer und dieſe oft noch weiter, z. B. die Waffenſchmiede in Helm-, Schild- und Harniſchmacher und Schwertfeger. Die Teilung der Arbeit ging ſo weit, daß ſich oft der einzelne Handwerker nur mit einer ganz beſtimmten Hantierung beſchäftigte. Andre Arbeiter, die ſich nicht geltend zu machen wußten, gehörten den Zünften nicht an; während hinwieder die höheren Stände, Adlige und Kaufleute, beſondere Zünfte oder über, und ſpäter neben denſelben ſtehende Geſellſchaften bildeten. In Straßburg vermehrten ſich die Zünfte von neun im dreizehnten Jahrhundert auf 28 im vierzehnten; in München von ſechs im dreizehnten auf 34 im fünfzehnten Jahrhundert. Sehr häufig pfuſchten die Zünfte einander ins Handwerk, z. B. die Schuſter, wenn ſie ihr Leder ſelbſt gerbten, den Gerbern, was dann viele Händel und Unruhen verurſachte. Betrügeriſche Handwerker wurden von ihren Zünften ausgeſtoßen und oft aus der Stadt vertrieben. Auch die Sitten der Mitglieder wurden überwacht und Fehlende beſtraft; Arme und Kranke dagegen, ſowie ihre Familien wurden unterſtützt und verpflegt. Wie an der Spitze der Städte die Bürgermeiſter, ſo ſtanden den Zünften die Zunft- oder Gildemeiſter vor. Sie wurden oft außerhalb des Handwerks aus den Geſchlechtern genommen, übten großen Einfluß aus und traten nicht ſelten an die Spitze aufſtändiſcher Bewegungen, deren Ziel meiſt dahin ging, daß der bisher ſich ſelbſt ergänzende Rat durch die Zünfte erwählt werde.



„Ehelicher Unfriede“: Interieur eines Bürgerhauſes im 15. Jahrhundert.
Holzſchnitt in „Der Ritter vom Turn. Oder der Spiegel der Tugent vnd Erſamkeyt mit gar ſchönen vnd köſtlichen hyſtorien Exemplen zu vnd wiſung ſyner kynd.“ Straßburg 1493. Gedruckt bei Joh. Knoblauch.

Wo immer das ſtädtiſche Weſen ſich charakteriſtiſch ausgeſtaltete, da wuchs auch die Bildung unter den Bürgern, und zwar in ſo hohem Grade, daß ſie ſich gegen das Ende des Mittelalters, das heißt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, weit über die Bildung der geſunkenen Stände des Adels und Klerus erhob, was nicht wenig zu den Erfolgen der Reformation beitrug. Auch die erwähnten Erinnerungen an das alte Rom lebten beſonders ſtark in den Städten fort, in deren engen Straßen, vor deren feſtungsgleichen Patrizier- und Rathäuſern und um deren koloſſale Thortürme ſich die altrömiſchen Kämpfe zwiſchen Patriziern und Plebejern leider oft genug wiederholten. Allerdings konnte dies nur in einem Teile der Städte geſchehen; denn viele waren ſeit Friedrich II. verpfändet und hierdurch zu den Gebieten eiferſüchtiger Landesherren geſchlagen worden. Die Städte, welche von dieſem Schickſal verſchont blieben, hießen von da ab Reichsſtädte, ſie waren kleine Staaten für ſich, hatten nur den König zum Richter und beſaßen oft auch Landgebiete.

Transskription zu dem

Facsimile der Verfassungs-Urkunde der Innungen zu Köln vom Jahre 1396.

(Original im Stadtarchiv zu Köln.)

Bürgermeister, Rat und Zünfte schließen einen Verbund und bestimmen die Art, wie in der Folge der Rat zusammengesetzt und gewählt werden soll. — Im Jahre 1396 am 14. September.

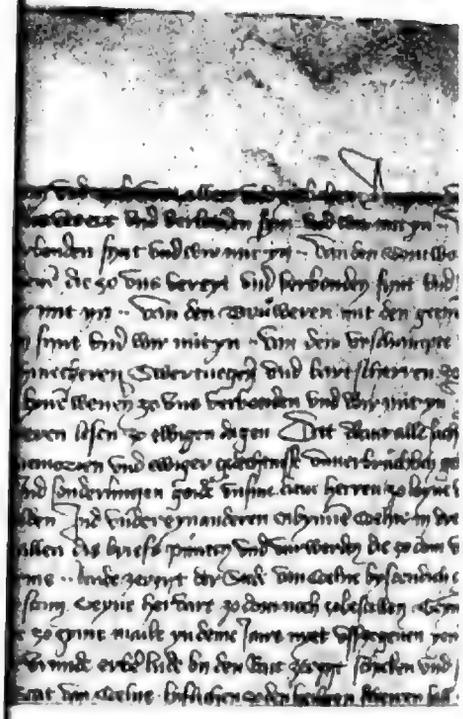
Im Namen der hielger Dreyveldicheit, amen. Wir burgermeystere ind rait zer tzyt der stede van Coelne ind wir dye gemeynde alle gemeynligen, arm ind ryche, van allen ind yecklichen ampten ind gaffelgeselschaffen, gesessen ind wonaftich bynnen Coelne herna geschreven, as mit namen: wir van dem wullenampte, arsburch ind kryechmart mit den amten zo uns verbunden ind wir myt yn, mit namen schorre, wyssgerre ind tyrteyer; van dem iserenmarte mit denghenen, dye zo uns vereydt ind verbunden synt ind wir mit yn; van des swartzenhuys mit den weydeneren, lynenverweren, ind vort dyeghene, die zo uns vereydt ind verbunden synt ind wir mit yn; van den goultsmeden myt den goultslegeren ind denghenen, dye zo uns vereydt ind verbunden synt ind wir mit yn; van der wyndeggen mit denghenen, dye zo uns vereydt ind verbunden synt ind wir mit yn; van den bontworteren myt denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn; van dem hemelriche mit denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir mit yn, van den schilderen mit den ampten zo uns verbunden ind wir myt yn, mit namen wapenstickeren, sadelmecheren ind glayswortere; van dem aren myt denghenen, dye zo uns vereydt ind verbunden synt ind wir myt yn; van den steynmetzeren myt den ampten zymmerluden, houltzsnyderen, kistenmecheren, leyedeckeren ind sleyverern zo uns verbunden ind wir myt yn; van den smeden myt denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn; van den beckeren myt denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn; van den bruweren myt denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn; van den gurdelmecheren myt den ampten conreyderen, naeldemecheren, dreseleren, buydelmecheren ind henschemechern ind vort denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir mit yn; van dem vleyschampte mit denghenen, de zo uns verbunden synt ind wir mit yn; van dem vyschamte mit denghenen, die zo uns verbonden synt und wir mit yn; van den schroyderen mit denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir mit yn; van den sarworteren schomecheren myt den ampten loyren ind hoschomecheren ind denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn; van den kannengiesseren mit dem ampte myt den ampten teschmecheren, swertvegeren ind bartscherren, zo uns verbunden ind wir myt yn; van den vasbenderen mit dem wynampte ind wynschroderen ind hamecheren ind denghenen, dye zo uns verbunden synt ind wir myt yn; van den ziechweveren mit den decklachweveren ind lynenweveren, zo uns verbunden denghenen, dye zo uns verbunden ind wir mit yn; ind vort alle dyeghene, dye zo eynchen uns vurgenanten ampten ind gaffelen verbunden ind vereydt synt, ind wye wir ind wir myt yn; ind vort alle dyeghene, dye zo eynchen uns vurgenanten ampten ind gaffelen verbunden ind vereydt synt, ind wye wir mit eynanderen sementlichen genant ind geschreven stain, — doin kunt allen luden, dye nu synt hernamails comen soelen, und dye desen untghaenwordigen brieff an soelen syen off hoeren leesen, zo ewygen daghen, dat want alle sachen, gesetre ind dynghe, dye in der zyt geschient ind gemaicht werdent, myt der zyt vergenklich synt ind vergessen werdent, id ensy dan sache, dat man dyeselve sachen ind gesetze mit segelen ind brieven off mit eyncher andere sichereyt also gentzligen ind vestligen bestedige ind bewaire, dat sy in eynre erfflicher memorien ind ewigher gedechtnysse unverbruchlichen gehalden werden zo ewighen daghen, so hain wir darumb dieselve sachen ind vergeslichiet mit gantzen ernsten ind vlysse angesyen ind bedaicht zo verbueden, ind uns mit guedem waillbedaichtem raide ind beraide, den wir under eynanderen moytwillentlichen darup gehat hain, waill besonnen ind besprochen, ind sunderlingen goyde unsem lieven herren zo loyve ind eren, ind umb der steyde ere ind vryhiet zo behalden ind eyn gemeyne beste in allen sachen vortzokeren ind truwelichen zo besorgen, ind umb alle zwist, zweyonge, zorn, hass ind nydt zo allen zyden zo verhoiden, ind umb eyne gantze gemeyne vruntliche eyndrechtigeyt under uns zo machen, zo haven ind zo behalden, ind under eynanderen in vreden ind gemache restligen ind vredelichen enbynnen Coelne zo leyven, zo sitzen ind zo regieren zo ewighen daghen: so hain wir uns sementligen ind eyndrechtligen under eynanderen liefftigen ind guetlichen verbunden ind verbynden uns vestligen mit desme brieve by suelghen eyden ind geloyffden, as wir darup gedain hain zu alle dis briefs punten ind vurwerden, dye zo doin ind zo halden, so wye van worde zo worde herna geschreven voilcht: In dem yersten, so hain wir alle ampte ind gaffelgeselschaffen eyne myt der gantzer gemeynden bynnen Coelne vurschreven in gueden gantzen truwen vestlichen ind gentzlichen geloyfft ind uns verbunden, geloyven ind verbynden uns mit desem brieve, eyme raide zer tzyt der stat van Coelne bystendich, getruwe ind hoult zo synind yn mogich ind mechtich laissen blyven ind sitzen alre sachen, doch ussgeschieden dese punten ind sachen herna geschreven, dye eyn rait zer tzyt in gheyne wyse nyet oyrloffen, volenden noch verdragen ensall anders, dan mit wist, willen ind verdraghe der gantzer gemeynden vurschreven; dat is zo verstain: geyne hervart zo doin noch zo bestellen, geyne nuwe verbuntenisse, brieve noch verdraich mit eynigen herren off steden antzugain off zu machen in eyngher wyse, noch ouch dye stat van Coelne vurschreven mit eyngerleye erfrenten noch lyfftzuchtrenten zo besweren in geyne wyse; ind ouch umb geyne sachen boyven eyne somme van duysent gulden zer tzyt genoge ind gheve zo eyme maile yme iaire nyet usszugeven, yemanne zo geloyven noch zo verbrieven, id ensy dan mit wist, willen ind verdraige der gemeynden, wye vurschreven steyt; dat is also zo verstain, dat man suelghe vurgenanten sachen, wanne des noit is, van yerste brengen ind kunt doin sal allen ind yeckligen ampten ind gaffelen vurschreven, dat dye asdan uss eyme yeckligen ampte ind gaffelen vurschreven zwene yrre vrunde, eirbere lude, by den rait zer tzyt schicken ind senden soelen, as up dyeselve vurschreven sachen zo sprechen; ind so wes dye asdan mit dem raide mit dem meysten parte under eynanderen eyndrechtligen verdragent, dat sal moige, macht ind vortganck haven sunder yemans wederspraiche. Vort so hain wir under eynanderen sementlichen verdragen, dat eyn rait zer tzyt der stat van Coelne lyfftigen zu den hielgen sweyren sall, goitz ere ind der stede ere ind vryhiet zo behalden ind eyn gemeyne beste truweligen vortzukeren ind zo besorgen. Ouch so sall nu vortme eyn ungeschieden ungedeylt rait syn ind sitzen gemeynlichen under eynanderen in eyme raide; dat is also zo verstain, dat geyn enge noch wyt rait bynnen Coelne me syn noch sitzen ensal, as vur tryden geweyst ind gesessen hait. Vort so hain wir eyndreichtligen overdraigen, as umb eynen rait zer tzyt zo kiesen, so wilche zyt off wanne sych dat gebuert, dat man zwene burgermeystere ind eynen rait zer tzyt enbynnen Coelne kyesen sall, dat asdan dye koer geschien sall by geswoyren eyden, as herna geschreven voilcht: In dem yersten so soilen wir van dem wullenampte, as arsburch ind kryechmart, mit den ampten schorre, wysgerre ind tyrteyer zo uns verbunden under uns veyr eirbere manne ind burgere zo raide keysen ind schicken, ind wir van dem iserenmarte vurschreven zwene eyrbere manne ind burgere, wir van des swartzenhuys zwene eyrber manne ind burgere, wir van den goultsmeden mit den goultslegeren zo uns verbunden under uns zwene eirber manne ind burgere, wir van der wyndeggen zwene eyrbere manne ind burgere, wir van den buntworteren under uns zwene eyrber manne ind burgere, wir van dem hemelriche vurschreven under uns zwene eyrbere manne ind burgere, wir van den schilderen myt den ampten wapenstickeren, sadelmecheren ind glayswortere vurschreven zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger, wir van dem aren under uns zwene eirbere manne ind burgere, wir van den steynmetzeren mit den ampten zymmerluden, houltzsnyderen, kystenmecheren, leyedeckeren ind sleyverern zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger, wir van den smeden under und zwene eirbere manne ind burgere, wir van den beckeren under uns eynen eirberen man ind burger, wir van den bruweren under uns zwene eirbere manne ind burgere, wir van den gurdelmecheren mit den ampten conreyderen, naildemecheren, dreseleren, budelmecheren ind henschenmecheren zo uns verbunden under uns zwene eirbere manne ind burgere, wir van dem vleyschampte under uns eynen eyrberen man ind burger, wir van dem vyschampte mit denghenen zo uns verbunden under uns zwene eirbere manne ind burgere, wir van den schroederen vurschreven under uns eynen eyrberen man ind burger, wir van den schomecheren mit den ampten loyrren ind houltzschomecheren zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger, wir van den sarworteren mit den ampten teschmecheren, zwertvegeren ind bartscherren zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger, wir van den kannengiesseren mit dem ampte hamecheren zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger, wir van den vassbenderen mit dem wynampte ind wynschroiderен zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger van den ziechweveren mit den ampten decklachweveren ind lynenweveren zo uns verbunden under uns eynen eirberen man ind burger zo raide nemen ind kyesen soilen, mit namen under uns ampten, gaffelen ind gemeynden vurschreven sulghenen wyse, eirber lude zu raide zo kyesen, dye der stede ind gemeynden nutzlich, eirlich ind beste synt. Ind asdan so soilen wir vurschreven ampte ind gaffelen unse gecoiren raitzlude zur stunt up der stede raithuys schicken ind senden, ind dyeselve gekoyren raitlude soilen asdan vort by yren eyden, dye sy darup doin soilen, dat gebrech des raitz zu stunt neymen ind kyesen uss den ampten, gaffelen ind gemeynden vurschreven, mit namen under alsuelghen eirberen wysen luden, dye dartzo nutzlich ind der stede ind gemeynden vurschreven eerlich ind beste synt, bis dat der rait in eyme gantzen getraile van nuynindveyrtzich eirberen mannen burgeren zo Coelne volkomentlichen gesat ind geordyneyrt sy. Ind so wanne dan der rait also in der vurschreven wysen gentzlichen ind zomail gesat ind gekoyren is ind synen eydt darup gedain hait, as vurschreven steyt, so sal asdan derselve gekoyren rait by denselven synen eyden uss den vurgenanten ampten, gaffelen ind gemeynden zwene burgermeystere neymen, setzen ind kyesen, mit namen suelghe eyrbere, wyse lude, dye der stede ind gemeynden nutzlich, eerlich ind beste synt, sunder argelist. Vort hain wir mit gueden beraidenen moyde willentlichen overdraigen ind gevurwert: also were sache, dat eynich ampt off gaffel van uns vurschreven ampten ind gaffelen zu den zyden, wanne sych dye vurschreven koere des raitz geburde zu geschien, suelghe eirber, wyse lude ind burgere under uns nyet enhetten zu raide zo kyesen off zu schikken, off ouch umb reedlicher sachen wille zu raide nyet kyesen enweulden, dat asdan eyn rait zer tzyt, dye gekoyren were ind synen eydt gedain hette, moegich ind mechtich syn sal, as van unsen weghen under anderen ampten, gaffelen ind gemeynden vurschreven in Coelne suelghen eyrber wyse lude ind burgere zo raide zo kyesen ind zo setzen, dye der stede ind gemeynden vurschreven eerlich, nutzlich ind beste synt, doch also, dat wir ampte ind

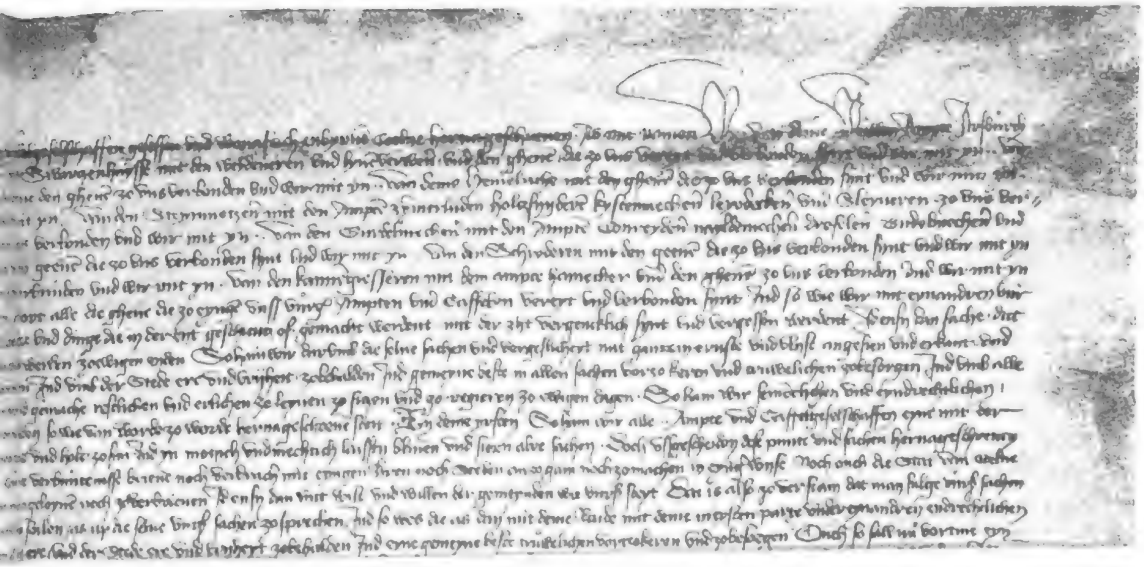
gaffelen, dye also, as vurschreven steyt, nyet gekoyren enhedden noch kyesen enwoulden, darumb unse koere, wye vur van uns ercleyr steyt, nyet verloiren haven ensoilen, dan zu den zyden, as wir nyet kyesen enweulden, ind nyet damit weder unsen eydt zo doin, sunder argelist. Ouch so ensal de vurschreven koer des raitz ind der burgermeystere zer tzyt nyet geschien noch gekoyren werden umb leyff noch umb leyt, na vruntschaff noch na mayschaff, noch umb geynreleye sachen noch beeden wille, dan sunderlingen umb eynre stede ere vryhiet ind eyn gemeyne beste in allen sachen truwelichen vortzukeren ind zo besorgen, sunder argelist. Vort so hain wir mit gueden moytwillen under eynander verdraigen, dat man umber zo allen halven iairen eyn halfschiet des raitz zer tzyt sitzende ersetzen sall; dat is also zo verstain, dat nu zo kirsmissen nyest comende dis rait nu sitzende halff ussgain sall ind eyn ander halfschyet wederumb inghaen sall, as uss denselven ampten, gaffelen ind gemeynden, daruss dye vur genoemen ind gekoeren weren, wederumb in des ussgainden stat zo setzen ind zo kyesen, ind also vort umber zo allen halven iairen eynen rait zer tzyt halff uss ind ynzosetzen, so wye sich dat heyscht ind gebuert, also dat eyn yecklich man, dye also in den rait gesat ind gekoiren worden is, wye vurschreven steyt, eyn gantz iair lanck zo raide sitzen sall, ind so wanne dye dan ussghiet, so ensall hee nyet ee weder zo raide sitzen, dan zome dirden iaire, as verre hee van synen vrunden, ampten off gaffelen vurschreven dan gekoiren wirt, dat is zo verstain, zwey iair lanck na syme iaire, dat hee zo raide gesessen hette, zo beyden ind nyet zo raide zo sitzen, sunder argelist. Vort bain wir verdraigen, so wilch man van uns ampten, gaffelen ind gemeynden vurschreven also zo raide gekoiren worden is, as vur ercleyrt steyt, dat dye eyn burger al syn, ind sal dartzo gehoirsam syn ind zo raide sitzen sunder wederrede, id enkweme yem dan lyffnoit off herrennoit, dat kundich were, sunder argelist. Ind were sache, dat yeman van uns dar enboyven nyet gehoirsam enwere, noch zo raide sitzen enweulde, as yem darup geboyden wurde eyns, anderwerff ind dirdwerff, so wye sich dat dartzo heyscht ind gebuert, dat dye ungehoirsam asdan eyn iair lanck unden in eynen der stede turn legen sal, sunder eyngerleye beyde vur yn zo geschien. Vort so hain wir overdragen eyndreychtligen, dat geyn man van uns vurschreven ampten, gaffelen ind gemeynden in Coelne, die also, as vurschreven steit, zo raide gekoiren is, hee sy wie hee sy, zo raide sitzen ensal in geyne wyse, dye eyn bastart of yemans eygen, off ouch in dem banne sy, off ouch de eyngerleye gave, gelt, cleynoit, mede, liefnisse off geschencke, mit eynger argelist off behendichiet darumb van syme ampte, gaffelen, off yeman anders, off ouch umb yemans wort off beste ymme raide zo doin off zo sprechen, neymen off untfangen sal zo geynen zyden anders, dan yem in raitzstat na gewoinden ind hercomen der stede vurschreven geboiren mach. Vort hain wir ampte ind gaffelen eyne mit der gantzer gemeynden in Coelne vurschreven eyndreichtligen under eynanderen verdragen ind uns ouch willentligen dartzo verbunden, also were sache, dat eynich ampte off gaffel van uns vurschreven ampten ind gaffelen, off ouch yeman anders, yd were van der gemeynden in Coelne, off hee were, wye hee were, nu off hernamails zo eyngen zyden eyme raid zer tzyt der stede van Coelne mit geweltlichen sachen wederstoynde in eynger wyse in yen nyet moegich noch mechtich alre sachen sitzen enleysse, so wye vur davan ercleyrdt ind geschreven steit, so soilen wir alle ander ampte, gaffelen ind gemeynde vurschreven asdan unvertzocht sunder wederrede eyme raide zer tzyt mit lyve ind mit guede bystendich syn, dye gewalt ind wederstant truwelichen mit gantzen ernste helpen zo keren, also dat man dem off van den, dye dem raide vurschreven in der geweltlicher wysen also wederstoinden off wederstanden hedden, offenbeyrligen richten sall as van mysdedigen luden, sunder eyngerleye vertzoch off beyde vur sy zo geschien. Vort so hain wir sementligen ind eyndreynhligen overdragen ind uns willentlichen dartzo verbunden, off sache were, da umber got vur syn moysse, dat nu off hernamails zo eynghen zyden eyngerleye upluyff off geruchte enbynnen Coelne bynnen naichte off daghe geschege off uperstoinde, treffende weder den rait ind gemeynde vurschreven, darumb dat der stede bannyer ind wympel zo den zyden upgeworpen wurden off weren, so soilen wir alle ampte, gaffelen ind gemeynde vurschreven unvertzocht, wanne wir dat verneymen, eyndreychtligen by eynander treden, as mallich van uns dem anderen zo helpen, zo beschudden ind lyff ind guet by eynander zo laissen ind dem bannyer ind wympel nazovolgen in nutz, urber ind behoiff der stede ind gemeynden vurschreven, sunder argelist. Vort umb alle zweyonge ind uneyndreichtigeit under uns zo verhoiden, so hain wir verdragen ind uns dartzo verbunden, off sache were, dat yeman van uns ampten, gaffelen ind der gemeynden vurschreven, hee were wye hee were, boyven dese vurgenauten unse gesetze ind verdrach mit eynger partyen, argelist off behendicheit nu off hernamails zo eyngen tzyden eynghen upluyff off geruchte bynnen Coelne machden off zobreichten, yd were naicht off dach, dat man van dem off van den, dye den upluyff ind geruchte also gemaicht hette, ind man des kuntligen gewair wurde, offenbeirlichen richten sall. Were ouch sache, dat yeman van uns, he were wye hee were, umb eyngerleye zwist, zweyonge, zorns, hass off nydtz wille sich mit dem anderen enbynnen Coelne zweyde off sloige, id were mit worden off mit wercken, so wer dat dede, dat der rait zer tzyd danaff richten sall na rechte ind gewinden der stede van Coelne, as dat van alders bis her gewoenlichen ind gehalden geweyst is, ind ouch na inhalt der stede ind des raitz morgenspraichen; ind darumb so ensall nyemant van uns ampten, gaffelen noch van der gemeynden vurschreven, gaffel van uns ampten ind gaffelen vurschreven, dye in dye andere ampte ind gaffelen gesat ind verbunden synt, ind darvur wir andere ampte ind gaffelen dese verbuntbrieve mit unsen segelen besegelt hain, dat sich dye zo denselven ampten ind gaffelen, zo den sy verbunden synt, behalden soilen ind nyet van yn schieden noch brechen zo geynen zyden, mer sich zo regieren ind zo halden, wye sy vur by eynanderen gesat ind geschreven steynt, sunder wederrede. Vort umb dat dyt untgainwordige verbunt ind alle ind yeckliche punte daynne begriffen, under uns dy vestlicher gehalden werden ind unvergencklich blyven zo ewigen daghen so hain wir sementlichen overdragen ind willen, dat alle dyeghene, dye nu enbynnen Coelne wonent, off hernamails enbynnen Coelne zo wonen coment zo eyngen zyden, dat dye bynnen den nyesten veyrtzien naichten, nadem das van yn gesunnen wirt, eyn ampte off eyne gaffel kyesen soilen, dartzo sich halden ind verbinden soilen, gleych wir anderen dartzo verbunden syn. Ind wanne sy asdan also eyn ampt off eine gaffel gekoiren haint, as vurschreven steit, so soilen sy vort dytselve verbunt ind alle ind yecklige punte daynne begriffen vurscheren ind geloyven in gueden truwen ind na lyfflingen zo den hielgen sweyren, vaste, stede und unverbruchlich zo halden, wye vur ind na in desem verbuntbrieve geschreven steyt, zo ewigen dagen, sonder argelist. Weir ever sache, dat yeman van uns ampten, gaffelen ind gemeynden vurschreven off yeman anders, hee were we hee were, nu off hernamails zo eyngen zyden enbuyssen Coelne zo woynen pueme, so hain wir verdraigen, dat dye asdan in desme selven verbunde uns nyet vurder noch me vereydt noch verbunden syn ensall, sonder argelist. Ouch hain wir overdragen, dat wir eyn rait zer tzyt der stat van Coelne ind wir alle ander ampte ind gaffelen, dye yre segele an desen brieff gehangen haent, as eyn yecklich van uns deser verbuntbrieven eynen mit der stede meyste segele ind unser alre ampte ind gaffelen segelen besegelt haven ind unser gewalt behalden soilen, van worde zo worde ynhaldende, so wye vur ind na in desem verbuntbrieve geschreven steyt. Vort were sache, dat eynger deser verbuntbrieve nu off hernamails zo eyngen zyden van ungeschichte off van eynger anderer sachen weigen by eyngen uns ampten off gaffelen verwarluyst, verbrant, off an yren segelen gequadt, zorissen off zobrochen wurden, da got vur sy, dat asdan wir andere ampte ind gaffelen vurschreven zo gesynnen ind beiden des amptz off der gaffelen, die denselven brieff also verwarluyst hetten, eynen anderen brieff weder in des stat doin gheven, schryven ind besegelen soilen, in alle der formen ind wyse, so wye dis brieff van worde zo worde ynhelt ind besegelt is, sunder wederrede, mer doch up koste des amptz ind gaffelen, die denselven brief also verwarlust hedden, sunder argelist. Alle ind gecliche punte und gesetze vur und na in disme brieve geschreven hain wir burgermeyster, rayt, ampte, gaffelen eyne mit der gantzer gemeynden in Coelne vurschreven, ind vort mit alle denghenen, dye zo uns verbunden ind vereydt synt, ind wir mit yn, as vurschreven steyt, sementligen ind sunderlingen vur in gueden gantzen truwen vestligen geloifft ind gesichert, ind na mit upgereckden vingeren lyfflichen ind willentlichen zo den hielgen geswoiren, geloyven, sicheren ind sweyren overmitz desen brieff, dat wir dye gentligen ind zomail, so wye dy vur ind na in desme selven verbuntbrieve cleerlichen geschreven steent, vaste, stede ind unverbruchlich halden, doin ind volvoyren sorlen zo ewigen daghen, ind darweder nyet zo raiden, zo doin noch zo sprechen zo eyngen zyden, mit eyngerleye list, argelist, nuwen vunden off quayder behendighiet, dye erdaicht synt, off noch erdaicht werden moegen in eynger wyse. Ind umb dat dytselve verbont ind alle ind yeckliche punte daynne begryffen in gantzer volkomenre moegen ind maicht zo ewigen daghen under uns dye vestlicher gehalden werden, ind ouch, want dieselve verbunt overmitz uns ind mit unsen willen, wissen ind vollurt, gesatt, gesaist ind gestediget, geloifft, gesichert ind geswoiren worden synt, so hain wir burgermeystere ind rait vurschreven zo eynre erfflicher bestedongen alre vurschreven sachen unser stede meyste segel an desen brief doin hangen. Ind wir alle ander ampte, gaffelen ind gemeynde vurschreven hain vort zo meere steetgiet ind gantzer volcomenre maicht ind sicherhiet dis verbuntz ind alle ind yecklicher punte daynne begriffen mit unser alre wist, willen ind geheyssche unser ampte ind gaffelen segele vur uns ind ouch zu beyden ind gesynnen der andere ampte ind gemeynden vurgenant, dye gheyne segele enhaint ind zo uns verbunden synt, as vurschreven steit, eyndreichtligen an desen brieff doin hangen zo ewigen daghen. Ind wir alle andere ampte ind gemeinde vurschreven, dye gheyne segele enhaven ind zo den ampten ind gaffelen, dye yre segele haint, vereydt ind verbunden syn, wye vur van uns geschreven steit, bekennen, dat wir alle ind yeckliche sachen ind punten in desem verbuntbrieve geschreven eyne mit den vurgenanten burgermeysterzen, raide, ampten ind gaffelen geloifft, gesichert ind zo den hielgen geswoiren hain, ind dat wir darumb des raitz ind der stede meyste segeltz vurschreven ind ouch der andere ampte ind gaffelen vurschreven segele, zo den wir verbunden syn, as vurschreven steit, in alle desen vurschreven punten ind sachen dis verbuntz eyndreichtligen gebruychen zo ewigen daghen, wilghe segele darumb zo unser alre beyden ind gesynnen an desen brieff gehangen synt, die gegeven ind gemaicht is in den iairen unss herren, do man schryff dusent druhundert seesindnuyntzig iaire, up des hielgen crutzes dach, den man zo latyne schryfft exaltatio.

(Nach Ennen.)

HEARST LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
CALIFORNIA

Digitized by Google





CHINESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

Kurze Inhaltsangabe der

Verfassungsurkunde („Verbundbrief")

der Innungen der Stadt Köln

nach der Umwälzung vom Jahre 1396.

Bürgermeister und Rat, sowie folgende Ämter und Gaffelgesellschaften (Zünfte) der Stadt Köln: 1) die Wollenweber mit den Tuchscherern, den Weißgerbern und den Tirteis- (ein Zeug) Webern, 2) die Eisenhändler, 3) die Zunft zum Schwarzhause mit den Waidhändlern und Leinenfärbern, 4) die Goldschmiede und Goldschläger, 5) die Zunft zu Windeck, 6) die Buntwirker, 7) die Zunft zum Himmelreich, 8) die Schilderer mit den Waapenstickern, Sattlern und Glasarbeitern, 9) die Zunft zum Adler, 10) die Steinmetzen mit den Zimmerleuten, Holzschneidern, Kistenmachern, Dachdeckern und Lehmarbeitern, 11) die Schmiede, 12) die Bäcker, 13) die Brauer, 14) die Gürtelmacher mit den Lederarbeitern, Nadelmachern, Drechslern, Beutelmachern und Handschuhmachern, 15) die Fleischer, 16) die Fischhändler, 17) die Schneider, 18) die Schuhmacher mit den Lohgerbern und Holzschuhmachern, 19) die Harnischmacher mit den Taschenmachern, Schwertfegern und Barbierern, 20) die Kannengießer mit den Eichmaßverfertigern, 21) die Faßbinder mit den Weinhändlern und Böttchern, 22) die Ziechenweber mit den Decklachwebern und Leinewebern,

verbinden sich zu ewigem Gedächtnis der Sache, Gott zum Lobne und um die Ehre und Freiheit der Stadt zu erhalten, auch allen Streit zu verhüten, zu dem Zwecke,

1) dem Rate getreu zu sein,
2) daß der Rat keine Kriege beginne, noch Bündnisse eingebe ohne Zustimmung der ganzen Gemeinde,
3) daß er ohne diese Zustimmung keine Abgaben über 1000 Gulden im Jahre den Bürgern auferlege,
4) daß solche Gemeindesachen von Abgeordneten beraten werden sollen, deren jede Zunft zwei zum Rate sendet,
5) daß der Rat schwören solle, der Stadt Ehre und Freiheit zu erhalten,
6) daß kein enger und weiter, sondern nur noch ein einziger Rat sein soll,
7) daß in diesem Rate jede obiger 22 Zünfte abordnen soll: die 1. vier, die 2., 3., 4., 5., 6., 7., 9., 11., 13., 14. und 15. je zwei, die 8., 10., 12., 15., 17., 18., 19., 20., 21 und 22. je einen ehrbaren Mann und Bürger.
8) daß die gewählten Ratsmänner das „Gebreche", d. h. den Rest des Rates, wählen sollen, bis er 44 ehrbare Männer und Bürger zählt,
9) daß der vollständige Rat aus den genannten Zünften zwei Bürgermeister wählen soll,
10) wenn irgend welche Zünfte keine Ratsglieder zu wählen hätten oder nicht wählen wollten, so solle der Rat an ihrer Stelle solche aus anderen Zünften wählen,
11) daß jedes halbe Jahr eine Hälfte des Rates ersetzt werden, jedes Mitglied aber ein ganzes Jahr lang sitzen solle,
12) daß die austretenden Ratsglieder erst im dritten Jahre wieder gewählt werden dürfen, und bis dahin „beyden" (warten) sollen,
13) daß ein gewählter Ratsmann dem Rate beiwohnen solle, soweit ihn nicht Notfälle daran verhindern,
14) wer diese seine Pflicht nicht thue, solle mit einjährigem Gefängnis bestraft werden,
15) vom Rate sollen ausgeschlossen sein: Bastarde, Leibeigene, Solche, die im Banne sind und die sich bestechen lassen,
16) daß die Zünfte den Rat unterstützen und Teilnehmer an einem Aufstand gegen ihn bestrafen sollen,
17) daß keine Zunft Bündnisse eingehen solle, die diesem Briefe zuwider sind, und die Teilnehmer solcher geächtet werden sollen,
18) daß alle gegenwärtige und zukünftige Einwohner von Köln binnen 14 Tagen eine Zunft wählen sollen, der sie anzugehören haben, und darauf der Stadt Treue schwören,
19) daß diejenigen Bürger, welche Köln verlassen, an diese Urkunde nicht mehr gebunden sein sollen.

Der Rat und die meisten Zünfte haben ihre Siegel an diesen Brief gehängt und eine jede derselben soll einen solchen bekommen.

Wenn ein solcher Brief verloren ginge, so soll er der betreffenden Zunft auf ihre Kosten von den übrigen ersetzt werden.

Bürgermeister, Rat und Zünfte haben diesen Brief beschworen und werden ihn halten, und er soll auch für diejenigen (kleineren, beigeordneten) Zünfte gelten, die keine Siegel an denselben zu hängen hatten.

Es sind der Urkunde angehängt: 1) das Siegel von Bürgermeister und Rat der Stadt Köln, den heil. Petrus vorstellend, 2) bis 23) die Siegel der obengenannten 22 Hauptzünfte nach der Ordnung in der sie aufgeführt sind.

Die alte „agrippiniſche Kolonie“ der Ubier am niedern Rhein, dieſer Typus des deutſchen Städtetums, war im Mittelalter auch in politiſcher Beziehung das deutſche Rom. Ihre Mauern ſind überall vom Geäder der römiſchen Kultur durchzogen; ihre Luft iſt vom Hauche der einſtigen Weltbeherrſcherin durchweht, deren Bürger und Krieger über ein halbes Jahrtauſend dort und am linken Rheinufer gewohnt haben. Köln, wie Mainz und Trier, wetteiferten im Kunſtgewerbe, dieſer Grundlage alles Luxus, mit Italien und begründeten darin ſogar eine ſelbſtändige Geſchmacksrichtung. Zwar litt Köln, und nicht minder ſeine Schweſterſtädte, gleicherweiſe unter der Entartung des römiſchen Reiches, wie unter den Einbrüchen der „Barbaren“ in dasſelbe; zwar erfuhr es zweimal, durch Franken im fünften

Arbeiter beim Turmbau.
Miniature in einer „Weltchronik“-Handſchrift des 14. Jahrhunderts. Kaſſel, Kgl. Landesbibliothek.

und durch Normannen im neunten Jahrhundert, eine vollkommene Zerſtörung; aber es iſt nichts davon bekannt, daß Köln dabei die römiſchen Elemente ſeiner Bevölkerung verloren hätte oder daß ſeine alten Geſchlechter, die adligen Patrizier ſowohl wie die großen Kaufleute, die „Richerzechheit“ (Vereinigung der Reichen), irgendwoher eingewandert wären. Großartig war der Aufſchwung Kölns unter ſeinen Erzbiſchöfen; aber ſchon ſeit dem elften Jahrhundert entriß die Bürgerſchaft in wilden Aufſtänden und ungeachtet mehrmaliger blutiger Unterdrückung derſelben, die Stadt der geiſtlichen Herrſchaft. Der Streit wurde ſchließlich im Jahre 1288 in der Schlacht bei Worringen zwiſchen den Heeren des Kirchenfürſten und der Bürger und ihrer beiderſeitigen Bundesgenoſſen — Geldern dort, Brabant und Berg hier — der Hauptſache nach entſchieden. Die fünfzehn älteſten Geſchlechter, deren berühmteſtes die Overſtolzen waren, bildeten den erblichen „engen Rat“, der „über Leib und Leben, über Gut und Freiheit, über Krieg und Frieden“ ſchaltete. Die ebenfalls aus jenen Geſchlechtern genommenen Schöffen blieben nach der

Verfaſſung von 1321 (dem „Eidbuch“) nur ein Jahr im Amte, wurden aber ſtets durch Geſchlechtsgenoſſen erſetzt und in wichtigen Fällen durch ihre Vorgänger ergänzt. Auch der 82 Mitglieder zählende „weite Rat“ beſtand zum größten Teile aus Sprößlingen jener Familien. Zahlreiche Fehden unterbrachen das Beſtehen dieſer Verfaſſung; in ihnen ſpielten namentlich die Erzbiſchöfe eine eigentümliche Rolle, indem ſie bald die Zünfte gegen die Geſchlechter, ihre Erbfeinde, bald eine Partei der letzteren gegen die andere unterſtützten, bald wieder mit allen Bundesgenoſſen zerfielen, um ſich ſelbſt die Herrſchaft über die Stadt anzueignen, ohne jedoch dieſen Plan je verwirklichen zu können. Das ſich ſo feſt wähnende Regiment der Geſchlechter aber fand ſeinen tragiſchen Untergang durch ſeine eigene Uneinigkeit. Eines ſeiner Glieder, Rütger Grin, welcher das Volk ſchroff wie keiner daniederhielt, wurde beſchuldigt, als Finanzvorſtand Gelder unterſchlagen zu haben, und büßte dafür im Jahre 1308 mit dem Tode. Dieſes Ereignis beſiegelte die bereits eingetretene Schwäche der „Geſchlechter“, und obſchon ſie noch einen Aufſtand der Zünfte, an deren Spitze ſich die Weber geſtellt hatten, niederſchlugen, ſo wirkten doch eine unter ihnen ſelbſt ausbrechende Fehde und die Folgen empörender Bedrückung der Zünfte derart, daß den letzteren der Sieg leicht wurde (1396). Die meiſten der Geſtürzten mußten in die Verbannung ziehen; die wenigen aber, welche Urfehde ſchwuren und in der Stadt blieben, wurden ſpäter, ſo ſehr ſtanden ihre Namen noch immer im Anſehen, auf lange Zeit hin wieder zu Ehren und Ämtern erhoben, allerdings nur als Zunftmitglieder, was fortan alle Bürger Kölns ſein mußten. Nur das Proletariat blieb von dem 51 Mitglieder zählenden Rate ausgeſchloſſen, in welchen die Zünfte 36, der Rat die übrigen Ratsherren wählte.

„Der betrügeriſche Waffenſchmied.“
Holzſchnitt in einem xylographiſchen Werke aus der Mitte des 15. Jahrh.: „Die acht Schalkheiten“. (Nach Butſch.)

Kaum irgend eine deutſche Reichsſtadt blieb, namentlich im vierzehnten Jahrhundert, von ſolchen Kämpfen verſchont; ſie endigten in den geiſtlichen Städten meiſt mit der Niederlage des Kirchenfürſten; in den norddeutſchen Städten blieben in politiſcher Hinſicht meiſt die Patrizier Sieger; in den ſüddeutſchen dagegen und in den Städten der nordöſtlichen Schweiz behielten überwiegend die Zünfte die Oberhand — allerdings in ſehr verſchiedener Weiſe, die ſich oft in äußerſt verwickelten Wahlarten der Ratsglieder offenbarte. Einer der erſten dieſer Siege, zugleich ein hochpatriotiſcher, war der zu Brügge in Flandern, welches damals deutſch war und fühlte, wo das Volk die Reichen, welche ſich Frankreich unterworfen hatten, im Jahre 1302 unter der Führung des greiſen Zunftmeiſters Pieter de Koning vertrieb und die Franzoſen in einer Art von ſiziliſcher Veſper niedermachte. Bei ſolchen Ereigniſſen traten dann freilich nicht nur erhebende Züge des Mutes der vorher vom Patriziat Unterdrückten, ſondern auch erbärmliche Beiſpiele von Roheit und Feigheit in allen Ständen zu Tage.

In Nürnberg, der bedeutendſten Gewerbeſtadt des Mittelalters, waren es (1349) nicht hochherzige Volksmänner, ſondern vielmehr „catilinariſche Naturen“, welche die Bewegung gegen den Patriziat in Fluß ſetzten; Menſchen, welche der Volkswitz mit charakteriſtiſchen Spitznamen

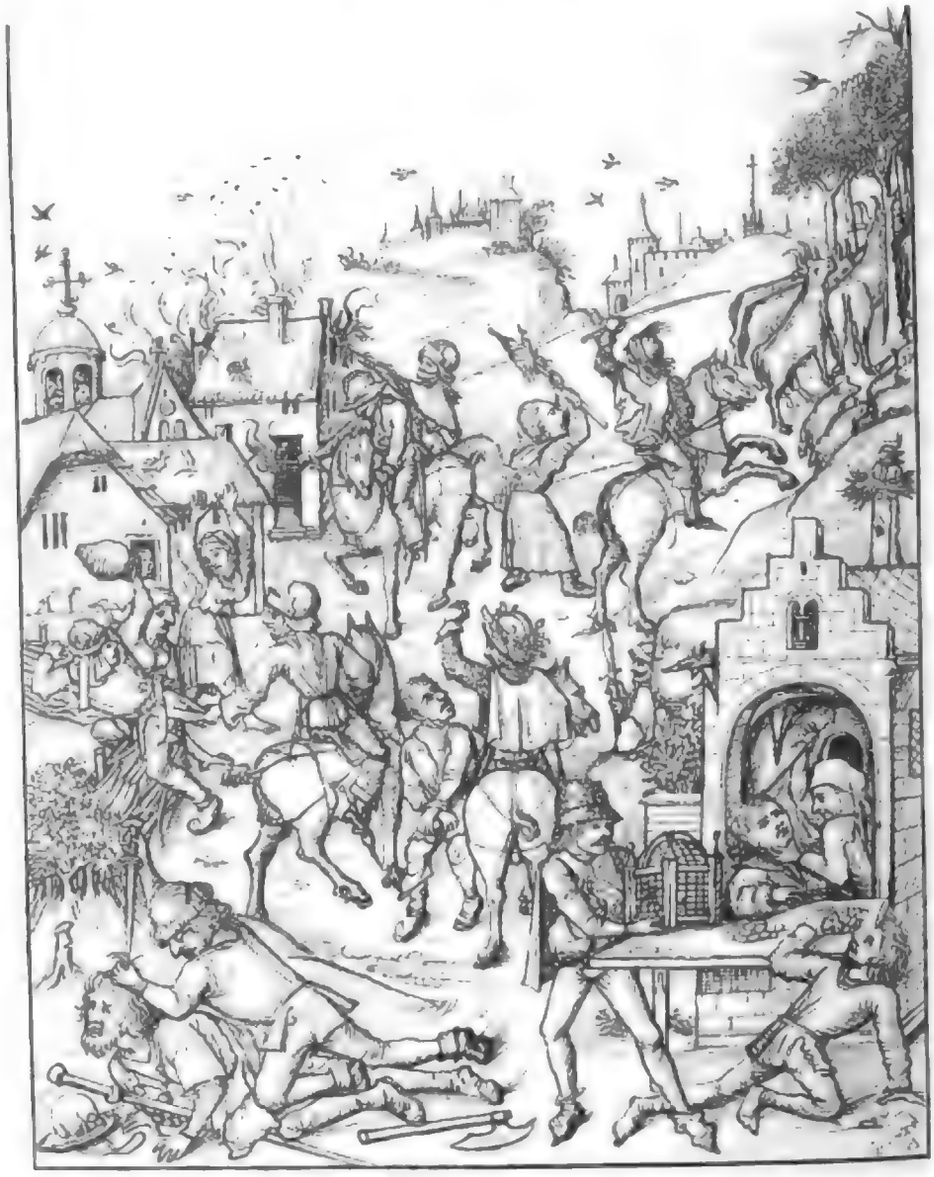
bezeichnete. Ein Schwertfeger, genannt Geißbart, und ein Grundbeſitzer, Pfauentritt geheißen, ſpannen eine Verſchwörung an, die aber den Regierenden verraten wurde. Letztere ſuchten ſich in feiger Flucht zu retten, worauf der Pöbel, dem allerlei Herrlichkeit vorgeſpiegelt worden, das Rathaus und die Häuſer der Patrizier und der Juden plünderte, alles Geräte darin zerſchlug, Frauen und Töchter mißhandelte, Schuldſcheine verbrannte, lärmte und zechte und ein neues Stadtregiment aus den Häuptern der Aufſtändiſchen einſetzte. Da jedoch unter demſelben arge Zuchtloſigkeit herrſchte, Handel und Gewerbe aber ſtockten, ſo griff König Karl IV. die Stadt an, die ſich ohne Gegenwehr ergab und ihr altes Regiment wieder annehmen mußte: nach nur

Die Werkſtatt eines Waffenſchmieds um das Jahr 1500.
Man ſieht von der Straße her durch die geöffneten Läden in die Werkſtätte, welcher Kaiſer Max einen Beſuch abſtattet.
Faksimile des Holzſchnittes von Hans Burgkmair in Kaiſer Maximilians I. „Weißkunig."

zwölftägiger Herrſchaft der Aufſtändiſchen, welche empfindliche Strafen erlitten. Durch einen gütlichen Vertrag vom Jahre 1378 erhielten jedoch die Zünfte das Recht der Teilnahme an der Beſetzung des Rates.

In Braunſchweig, wo ſchon ſeit Ende des dreizehnten Jahrhunderts wiederholt Reibungen zwiſchen dem patriziſchen Rat und den Gilden, welche ihn gern beſeitigt hätten, aber ihn nicht erſetzen konnten, die Ruhe ſtörten, ſtürzte der Kürſchner („Pelzer") Lüdeke Hollant im Jahre 1488 die Herrſchaft der alten Geſchlechter. An ihrer Stelle begründete er eine freudenfeindliche Schreckensherrſchaft, während der z. B. keine Mummerei im Faſching ſtattfinden durfte, und verfolgte ſeine Gegner mit falſchen Anklagen ſo lange, bis er die Mehrheit der

Bürgerſchaft aufs tiefſte erbittert hatte, und ſein Regiment nach drei Jahren zerfiel, ohne irgend etwas Gutes geſchaffen zu haben. Er ſelbſt entfloh und ſeine Anhänger wurden verbannt. Vom Herzog Heinrich zu Wolfenbüttel aus Haß gegen die feſt an ihrer Freiheit hängende Stadt beſchützt, aber wieder aufgegeben, befehdete und beraubte er die Braunſchweiger, bis ihn Markgraf Joachim von Brandenburg bändigte; er ſtarb in Mecklenburg.



Überfall und Plünderung eines Dorfes durch Raubritter.

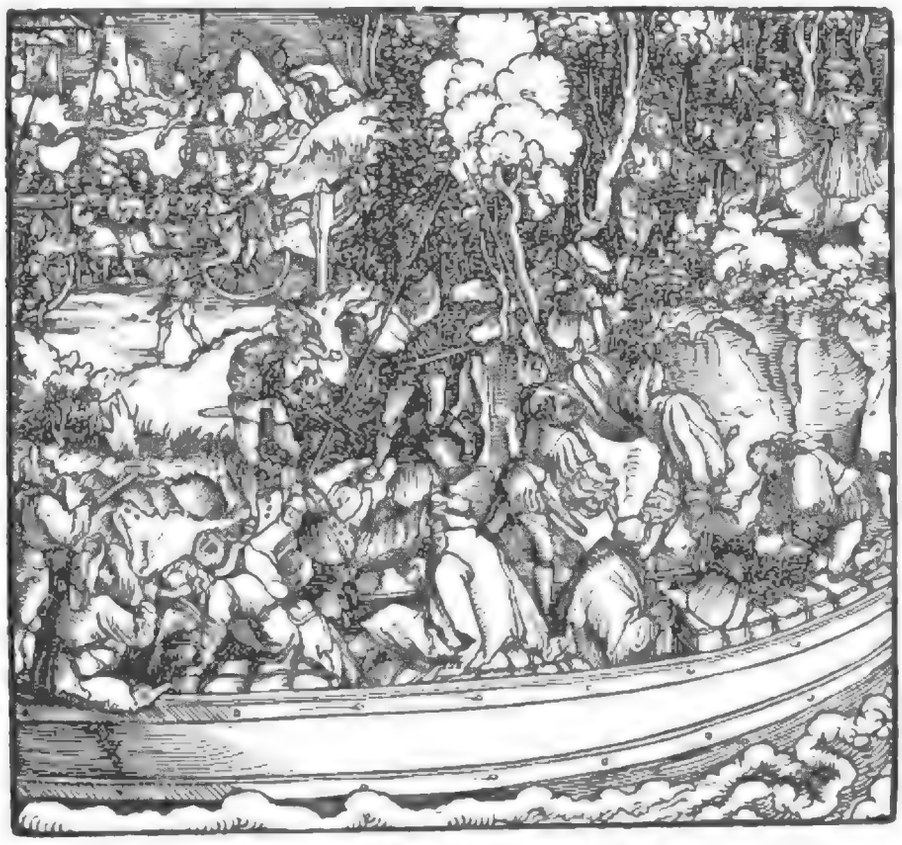
Die Bauern werden beraubt, gefangen, fortgeſchleppt; im Vordergrunde links wird einer erſtochen; das Dorf wird in Brand geſteckt, die Herden werden fortgetrieben. Aus einer Bilderhandſchrift vom Ende des 15. Jahrh.: „Mittelalterliches Hausbuch.“ Nürnberg, Germaniſches Nationalmuſeum.

Das Beiſpiel dieſes Ringens um die Macht zwiſchen Adel und Zünften wirkte zu gleicher Zeit auch weiter nach unten und führte herbei, daß die „Knechte“ der Handwerker ſich erhoben, um zu Geſellen emporzuſteigen. Sie gründeten ſelbſtändige „Geſellenladen“, ſowie Brüderſchaften zu religiöſen, wohlthätigen und geſelligen Zwecken mit eigenen Vorſtehern, Vorſprachen oder Vögten und traten mit ſolcher Kraft auf, daß die Parteien der „Herren“ und der „Meiſter“ ſie gegeneinander zu benutzen und für ſich zu gewinnen ſuchen mußten. So gelangten ſie allmählich dazu, ſich aus der Knechtſchaft zu befreien, wie früher ihre Meiſter aus der

Digitized by

Hörigkeit sich emporgerafft hatten. In ähnlicher Weise hoben sich die selbständigen, aber zunftlosen Arbeiter, die neben den Zünften sogenannte Gemeinheiten bildeten, an deren Spitze Hauptleute standen.

Der Sieg der Zünfte in den meisten Städten aber hatte schwerwiegende Folgen, namentlich für das Kriegswesen. Die Edeln hatten als Ritterheere die Städte verteidigt; jetzt, nach dem Sturze des Adels, mußten sich die in den Waffen nicht geübten neuen Machthaber mit Söldnern behelfen, die schwer bezahlt werden mußten, unzuverlässig und gegen die Landedelleute oft kaum zu gebrauchen waren. Diese nämlich, aufgereizt von ihren verbannten Standesgenossen, welche bei ihnen Zuflucht fanden, feindeten nun die nicht mehr so sehr gefürchteten Städte an und überhäuften sie mit Fehdebriefen. Die von elenden Söldnern geleiteten Warenzüge der Kauf-



Raubritter bei Ausplünderung eines Schiffes.

Sie haben am Ufer eines Flusses ein Schiff zum Landen gezwungen, das die Knechte ausplündern; die anführenden Ritter halten im Walde. Dasselbe Schicksal erfährt ein Wagen mit mehreren Insassen, und ganz im Hintergrunde wird ein Gefangener von zwei Rittern in das Schloß, dessen Mauern sichtbar sind, geschleppt. Faksimile des Holzschnittes von Hans Schäuffelein in: Francisci Petrarcæ. Von der Arzney beyder Glück des guten vnd widerwertigen. Augsburg 1532. („Trostspiegel.")

leute wurden jetzt sehr häufig eine Beute der Raubritter, deren Beispiel bald auch verbannte Bürger und niedergetretene Bauern aufmunterte, es ihnen gleich zu thun. Wie groß der Haß zwischen den Parteien war, zeigt das Ende des verbannten kölnischen Edeln Hilger van der Steffen. Derselbe hatte einst die Zünfte gegen den Rat aufgereizt, war aber von ihnen als Meineidiger und Herrschsüchtiger verlassen worden, und hatte dann, nach seiner Flucht, manche Fehden gegen Köln geleitet: mit einem Geleitsbrief versehen, hatte er die Stadt dennoch wiederholt besucht: einst aber, als er aus Übermut dieses Schutzmittel zurückgelassen hatte, wurde er verhaftet und hingerichtet: sein Freund und der Stadt Feind, Hermann von Goch, der mit seinem Schwager die nämliche Unvorsichtigkeit begangen hatte, teilte bald darauf sein Schicksal. „Gegenstände, welche Goch auf der Reise mit sich führte, und die ihm bei seiner Verhaftung abgenommen wurden, zum Beispiel ein silberner Zulegelöffel, eine silberne Kette nebst Siegel,

Digitized by Google

dann eine reich gehäkelte Geldbörſe mit kölniſchen und mailändiſchen Münzen, nebſt dem ſo oft mit unſchuldigem Blute geröteten Ratsſchwerte aus jener Zeit ruhen noch heute auf dem Stadtarchive zu Köln."

Neben den Raubrittern trieben auch andere Räuber ihr Unweſen; ein Kaufmann aus Speier z. B. fiel (1419) in einem Walde in der Nähe von Straßburg in die Hände einer Räuberbande und traf unter ihr ſogar ſeinen Schwiegervater, der ihn töten wollte und nur unter der Bedingung davon abließ, daß ſich der Reiſende bei den anderen Räubern für einen ihresgleichen ausgab. Auf ſeine Klage ließ dann der Rat von Straßburg den Wald umſtellen und hob die Räuber auf, die ſämtlich hingerichtet wurden. Die Zeit war ſo entſittlicht, daß jene Räuber in einem Nonnenkloſter Zuflucht gefunden und mit den lüderlichen Bewohnerinnen desſelben ihre Beute verpraßt hatten. Ja, es gab ſelbſt hohe Geiſtliche, die das Rauben nicht ſcheuten. Ein Domherr zu Köln, Dietrich von Neuenaar, beraubte 1490 den Augsburger Eggert; als dieſer bei dem Erzbiſchof der rheiniſchen Metropole klagte, wurde er an den Domdekan gewieſen, der aber, nachdem er erſt in Geſellſchaft eines Scholaſtikus mit dem Beraubten getrunken, ließ ihn heimtückiſch packen, feſſeln und in ein Verließ werfen, aus welchem ihn jedoch eine liſtige Magd befreite, die er dann heiratete. Als Eggert ſpäter ſein Recht ſuchte und, überall abgewieſen, endlich Fehde anhob, bewirkte der geiſtliche Räuber indeſſen nur, daß die Stadt Köln ihn gefangen ſetzte.

Hörte aber unter dem Zunftregiment die Stärke der Städte im Felde auf, ſo begann ſie dafür wieder anzuwachſen, ſobald die Bürger hinter ihren ſorgfältig und beſtändig bewachten und ſtets verſtärkten Ringmauern einem ſie belagernden Feinde trotzen konnten. Jetzt waren ſie beinahe unüberwindlich, — bis die Feuerwaffen ihre verheerende Wirkung begannen. Die Verteidigung der Städte wurde jedoch zugleich durch ihre zunehmende Ausdehnung erſchwert. Es wurden, wie im alten Rom, weitere und wieder weitere Umwallungen erforderlich. Vom Lande wurden Höfe in die Stadt hineinbezogen, jedoch nicht deren ganze Fläche bebaut; es blieb Platz für Nutz- und Weingärten. An größeren Flüſſen dagegen blühten Hafen- und Handelsvorſtädte empor; oft dehnten ſie ſich über ihre Ufermauern aus und wuchſen ſelbſt über den Strom auf deſſen anderes Ufer hinüber, mit welchem ſie durch Brücken verbunden wurden; ſo in Köln, Mainz, Bremen, Dresden, Magdeburg.

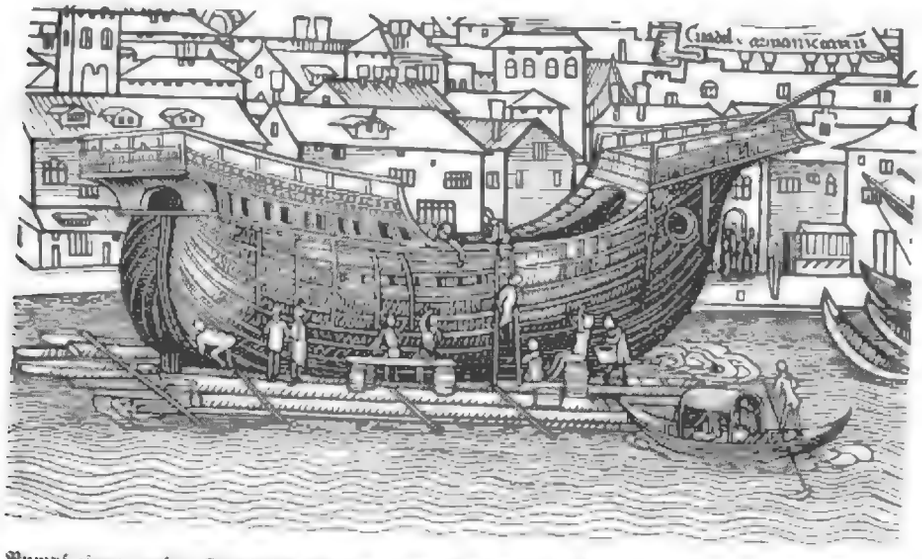
Dieſes Wachstum der Städte und ihr durch Gewerbe und Handel zunehmender Wohlſtand führten notwendig zu Verbindungen mit anderen Gemeinweſen von gleicher Art und gleichen Intereſſen, um an Stärke und Widerſtandskraft gegen die gemeinſamen Feinde vom Adel zu gewinnen. Die großartigſte Erſcheinung dieſer Art, die Hanſa*), entwickelte ſich auf zwei Wegen: durch die ausländiſchen Handelsverbindungen und durch den inländiſchen Bundesſchutz. Den Grundſtock der erſteren bildete der Handel auf der unter dem Schutze Schwedens ſtehenden, aber thatſächlich unabhängigen Inſel Gotland und in deren Hauptſtadt Wisby. Dort beſtand ſeit etwa 1125 eine Genoſſenſchaft norddeutſcher Kaufleute, die neben der gotländiſchen eine eigene Gemeinde bildeten und mit jener den Dom gemeinſam, dagegen den Oſtſeehandel allein in der Hand hatten. Es waren nämlich zuerſt von Bremen und dann mit mehr Erfolg von Lübeck der deutſchen Kultur in den baltiſchen Landen, namentlich in Livland, neue Bahnen eröffnet worden, und ſo konnte letztere Stadt mit Recht auf die Beherrſchung der Oſtſee Anſpruch erheben. Als ſodann im Jahre 1288 Wisby im Kampfe mit Schweden beſiegt wurde, ging der Vorſitz in der Hanſaverbindung auf Lübeck über, wenn auch das Recht von Wisby das Geſetz der Oſtſeefahrer blieb.

Wie mit dem Handel in der Oſtſee, ging es aber auch mit dem in der Nordſee. Schon ſeit dem Jahre 1000 etwa waren deutſche Kaufleute in London anſäſſig; ihre Zahl nahm zu, und dort war es, wo der Name der „Hanſa" zuerſt als derjenige einer Geſellſchaft von Kölner Kaufleuten erſcheint, die ſeit etwa 1150 in London die „Gildhalle" und das Monopol des deutſchen Handels beſaß, deſſen vornehmſter Artikel damals der Rheinwein war. Aber auch

*) Das Wort „Hanſa" bezeichnet erſtens eine Gilde, zweitens eine Abgabe zur Aufnahme in eine ſolche und drittens eine Buße für Übertretung der Geſetze einer Gilde.

Digitized by Google

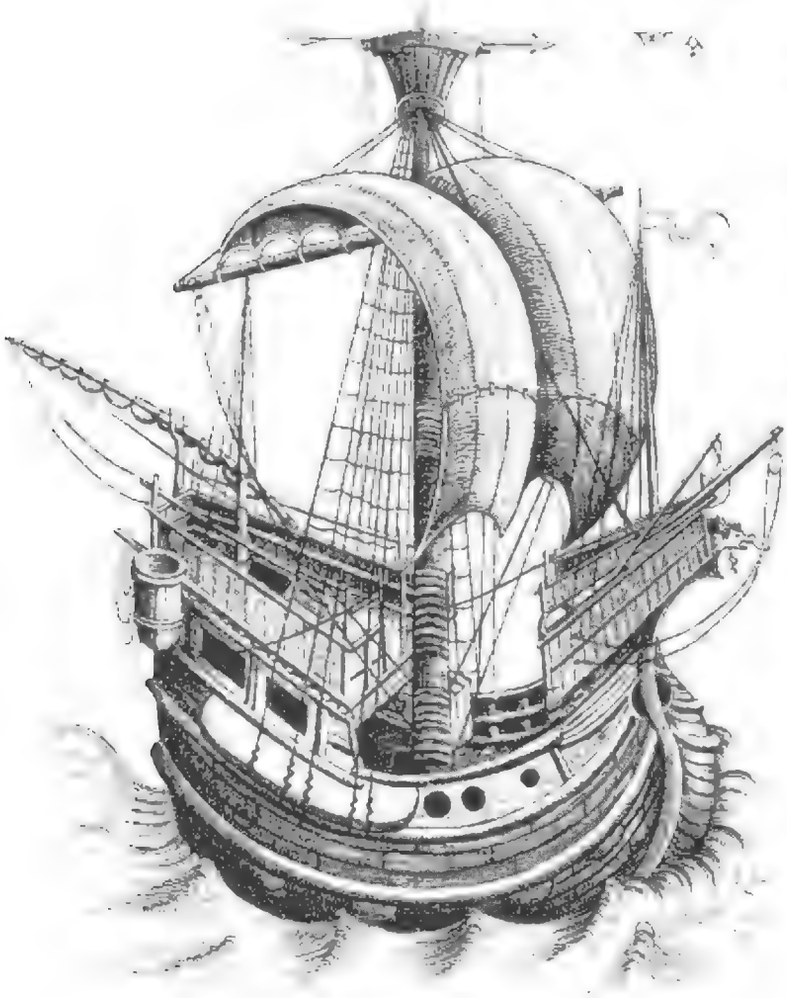
hierher reichte die Rührigkeit Lübecks und Hamburgs, die ſich im Jahre 1210 verbündet hatten; ſie verſchafften ſich 1266 und 1267 von ſeiten Englands die Bewilligung, neue Hanſen zu bilden, und ſo wurde die Gildhalle aus einem kölniſchen zu einem allgemein deutſchen Hauſe; dasſelbe war zur Verteidigung eines Thores in London (von Bishopsgate) verpflichtet und wurde dagegen mit bedeutenden Vorrechten ausgeſtattet. Auch eine flämiſche Hanſa beſtand ſowohl in London wie in Flandern ſelbſt, wo ihr Vorort Brügge mit Köln wetteiferte. Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aber waren die wichtigſten deutſchen Seeſtädte, Lübeck und Hamburg, nicht mehr nur allein unter ſich verbündet, ſondern auch Hamburg mit den ſächſiſchen Handelsſtädten Bremen, Braunſchweig, Hannover und anderen, ſowie Lübeck mit den damals „wendiſch“ genannten Städten Roſtock, Wismar, Stralſund und Greifswald, und ebenſo ſtanden die bedeutendſten weſtfäliſchen Städte Münſter, Soeſt, Dortmund und Osnabrück, endlich auch die preußiſchen Oſtſeeſtädte in Bündniſſen miteinander, welche nach und nach zu einer einzigen großen Macht zuſammenwuchſen: zur „Hanſa der Deutſchen“, die ſeit dem Jahre 1358 gemeinſame „Tage“ abhielt, dem däniſchen Reiche und ſpäter auch dem norwegiſchen



Rumpf eines großen Seeſchiffes aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts, im Bau begriffen.
Faksimile eines Holzſchnittes in Bernh. v. Breydenbachs Beſchreibung ſeiner Reiſe nach dem heil. Lande. Gedruckt zu Mainz 1486

ihre Vollkraft zeigte und ſich über mehr als neunzig Land- und Seeſtädte Norddeutſchlands, der Oſtſeeländer und der Niederlande ausbreitete. Die große Bedeutung dieſes Bundes lag darin, daß durch denſelben die Schranken zwiſchen Weſtſee (d. h. Nordſee) und Oſtſee, auf welchen früher nur die an ihren Küſten liegenden Städte Handel treiben durften, niederfielen und der Grundſatz der freien See den Sieg erfocht. Lübeck, Braunſchweig, Köln und Danzig wurden die Hauptorte der vier Kreiſe oder „Quartiere“ des Bundes, des wendiſchen, ſächſiſchen, weſtfäliſchen und preußiſchen; Lübeck war zugleich allgemeiner Vorort, der zu den Städtetagen einlud. Im Gerichts-, Zoll- und Münzweſen trafen die Hanſaſtädte ſtets gemeinſame geſetzgeberiſche Maßregeln. Die Periode von der Mitte des vierzehnten bis zu der des fünfzehnten Jahrhunderts ſah die Blüte des Bundes. Viel weiter aber als ſein heimiſches Gebiet reichte ſein auswärtiger Handel, der die Oſt- und Nordſee-Lande beherrſchte und auch noch die ganze Produktenverbindung zwiſchen Rußland einerſeits, Britannien und den Niederlanden anderſeits zu ſeinem Monopole machte. Durch Verträge mit den Landesherren ſicherten ſich die Hanſeaten nicht nur dieſe Vergünſtigungen, ſondern zugleich die Befreiung vom Strandrechte und von Gottesurteilen, ſowie Vorrechte im Zoll, im Verfahren der Schuldbeitreibungen und im Erwerben von Holz zum Schiffbau. In den politiſchen Verwickelungen des Nordens waren die Hanſeaten wohl zu Hauſe; ſie ſuchten ſie ſtets in ihrem Intereſſe auszunutzen. Gewagte Wetten, wie dieſes und jenes Ereignis enden würde, waren nicht ſelten. Die von den ein-

zelnen Städten an den Bund übergegangenen, an die Niederlassungen der Phöniker und der Hellenen im Umkreise des Mittelmeeres erinnernden Faktoreien oder Kontore der Hansa im Petershofe zu Groß-Nowgorod, im „Stahlhofe“ zu London, wie die dortige Niederlassung seit etwa 1300 hieß, zu Bergen in Norwegen und zu Brügge hatten eigene Vorstände; die deutschen Kaufleute lebten dort nach Gesetzen, welche der Hansabund auf seinen „Tagen“ erließ, in einer Art klösterlicher Zucht und verkehrten mit den Eingeborenen nur nach strengen Regeln, ähnlich wie gleichzeitig die Genuesen und Venetianer in ihren Fondachi zu Akkon, Tyros, Alexandria, Galata bei Byzanz, Tana am Asowschen Meere und anderen. Sie errangen, hier früher, dort später, ihre eigene Gerichtsbarkeit und blieben von allen Einmischungen der Landesbehörden verschont. Im nordischen Bergen z. B. wohnten zwei- bis dreitausend Deutsche in 22 Höfen; die Leute, welche sich in die Genossenschaft aufnehmen lassen wollten, mußten sich einer Anzahl sehr derber Proben, „Spiele“ genannt, unterziehen.

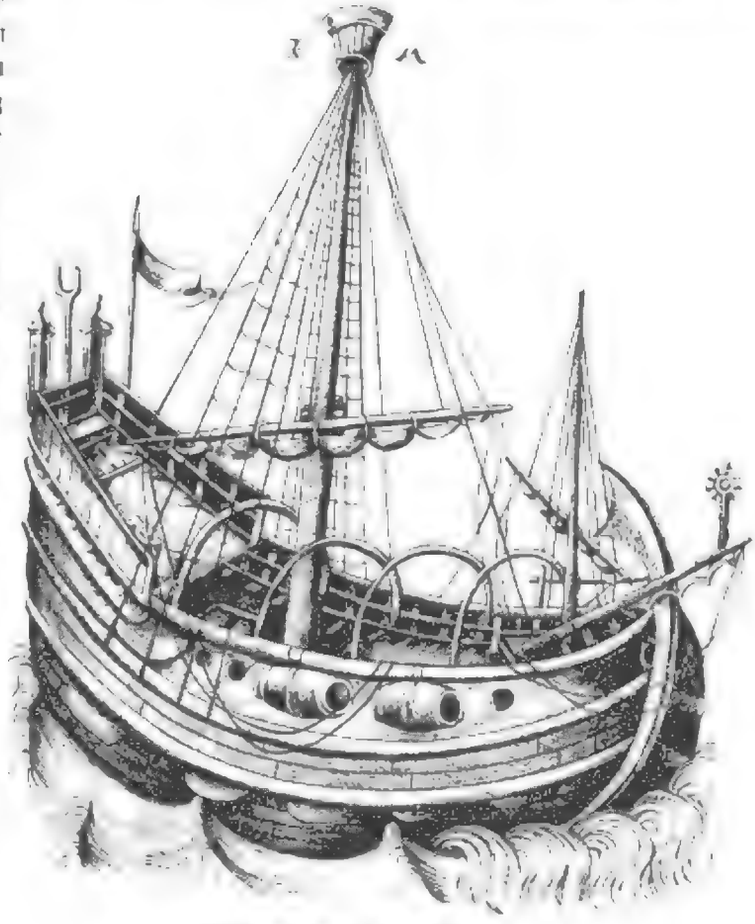


Schiff aus dem 15. Jahrhundert.
Faksimile des Kupferstiches von Israel van Meckenem († 1503).

Die Hansastädte sandten einander Verzeichnisse ihrer wegen Seeräuberei und anderer Verbrechen geächteten Bürger. Denn Piraten machten in Menge die deutschen Meere unsicher, so namentlich um das Jahr 1400 die „Vitalien-(das heißt Viktualien-) Brüder“ oder Likedeler (Gleichteiler, Kommunisten). Diese „Brüder“ und andere Seeräuber waren würdige Gegenstücke der das Land ausraubenden Mordgesellen von adliger und „gemeiner“ Herkunft; sie rekrutierten sich auch teilweise aus vertriebenen Landräubern. Hier wie dort wurden sie am eifrigsten von den Hanseaten verfolgt, doch nicht immer und überall mit gleichem Erfolg. Die Uneinigkeit der Seestädte kam dem Raubgesindel ebenso zu statten, wie die Kriege der Hansa gegen die nordischen Reiche, bei deren Königen die Räuber wiederholt Zuflucht und Schutz fanden, so im Jahre 1381 in dänischen Schlössern. Ja die Hansa mußte schließlich mit den Raubfahrern wie mit einer berechtigten Seemacht Waffenstillstände schließen, bei denen dänische Reichsbeamte für sie bürgten. Sie trieben es indessen so schlimm, daß endlich Dänemark den Hanseaten seine Unterstützung zu ihrer Unterdrückung lieh; sie hatte guten Erfolg, aber nicht auf die Dauer. Wurden die Bösewichte vom Meere vertrieben, so widmeten sie sich eine Zeitlang wieder dem Landraube; brach unter den Seemächten Krieg aus, so wimmelte die See bald wieder von Piraten, und gern benutzte sie die eine Partei gegen

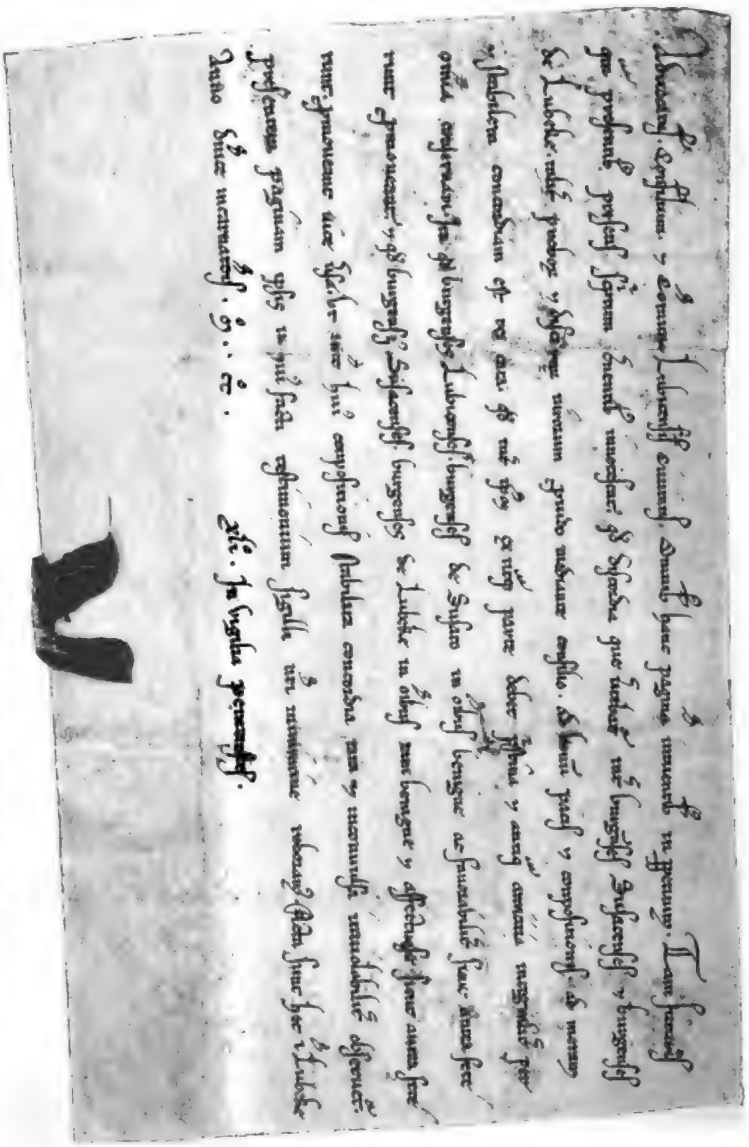
Digitize

die andere. So namentlich im Anfange der der ſogenannten Kalmariſchen Union (1397) vorausgegangenen Wirren, wo die Hanſa die Anſprüche der Mecklenburger auf Schweden unterſtützte. Zu dieſer Zeit (1391) ſtellten die mecklenburgiſchen Herzöge den Vitalienbrüdern die Aufgabe, das von den Dänen belagerte Stockholm mit Lebensmitteln zu verſorgen, woher ſie dann ihren Namen erhielten. — Leider wiſſen wir über ihr Leben unter ſich und ihre Organiſation faſt nichts, auch iſt wenig über ihre Heimat bekannt; jedenfalls waren beſonders viele Mecklenburger unter ihnen. Wir finden bei ihnen manchen ſpäter hochberühmten Namen, wie Moltke, Manteuffel und andere. Endlich wurden die Vitalienbrüder ſo übermütig, daß ſie alle Schiffe, außer den mecklenburgiſchen, angriffen und den heuchleriſchen Wahlſpruch annahmen: „Gottes Freunde und aller Welt Feinde“. Da gelang es im Jahre 1391 den wackeren Stralſundern, den Räubern einen ſchweren Schlag beizubringen; ſie ſchloſſen die Gefangenen in Tonnen ein, führten ſie nach Hauſe und richteten ſie dort. Das ſchreckte aber die übrigen nicht, welche bald wieder allein die See beherrſchten. Da die Schiffseigner ſich nicht mehr anders als in größeren Flotten auf das Meer wagten, ſo unterlagen die Küſtengebiete im geſamten Umkreiſe des Baltiſchen Meeres und der Nordſee der ſcheußlichſten Plünderung und Verheerung. Papſt Bonifaz IX. ſchleuderte den Bann gegen die Vitalienbrüder, aber erſt nachdem ſie einen ſchwediſchen Biſchof ausgeraubt und eingekerkert hatten; ſeine Schwäche, ihnen gegen Spenden an die Kirche Losſprechung zu verheißen, erntete nur ſchnöde Zurückweiſung. Nicht alle Glieder der Bande waren indeſſen Raub- und Mordgeſellen; viele beſchränkten ſich auf ehrlichen Krieg und manche riefen ſogar fromme Stiftungen ins Leben. — Erſt im Jahre 1395 gelang es der Hanſa, einen Vergleich zu vermitteln, welcher dem im Jahre 1389 von der Unionskönigin Margarete gefangen genommenen König Albrecht von Schweden, einem mecklenburgiſchen Herzog, die Freiheit gab und das Ende des Krieges herbeiführte. Nun war ein energiſches Vorgehen Dänemarks und mehr noch der Hanſa gegen die Vitalianer möglich; Mecklenburg verließ ſie und ſie zerſtreuten ſich nun über den Atlantiſchen Ozean und andere Meere, jenſeits deren ſie fabelhafte Länder und Völker geſehen haben wollten. Längere Zeit fanden ſie unter dem berüchtigten Störtebeker Zuflucht in dem noch nach altgermaniſcher Weiſe ſtaatlich unausgebildeten Oſtfriesland, deſſen wilde Häuptlinge, in grauſamen Fehden unter ſich lebend, ſie aufnahmen und beſchützten. Ein anderer ihrer Schlupfwinkel war Gotland, die Wiege der Hanſa, bis im Jahre 1398 eine Flotte des Deutſchen Ordens, unter dem Hochmeiſter Konrad von Jungingen, die Räuber dort vernichtete. Die Hanſeaten nahmen dann



Schiff aus dem 15. Jahrhundert.
Faksimile des Kupferſtiches von Iſrael van Meckenem († 1503).

auch das Neſt in Oſtfriesland aus. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ſchien der Seeraub in den nördlichen Meeren erloſchen zu ſein. Noch aber lebten Störtebeker und andere Räuberführer; ſie ſaßen auf dem Turme von Marienhave, bis ſie von Hamburger Schiffen, in denen ſie ſchon



Faſſimile eines Friedensvertrages zwiſchen den Hanſeſtädten Lübeck und Soeſt. (Hierzu Aufſchreibung und Übertragung.)
Pergament-Urkunde vom 17. Mai 1241. Originalgröße. Berlin, Privatbeſitz.

eine gute Beute witterten, angegriffen und nach verzweifelter Gegenwehr auch überwunden wurden. Die Beſiegten, darunter jener Gefürchtete, wurden, 150 an der Zahl, in Hamburg an einem Tage enthauptet und ihre Köpfe an der Elbe auf Pfähle geſteckt. Der letzte von ihnen, Wigbold, war ein Magiſter der freien Künſte! Das Bild Störtebekers, welcher der größte Säufer ſeiner Zeit zu ſein ſich rühmte, wurde auf Münzen geprägt, die den Sieg Hamburgs verherrlichten.

Umſchreibung und Überſetzung zu dem Facſimile

des Friedensvertrags zwiſchen den Städten Lübeck und Soeſt

vom 17. Mai 1241. (Berlin, Privatbeſitz.)

Advocatus consilium et commune Lubicensis civitatis, omnibus hanc paginam intuentibus in perpetuum. Tam futuris
Wir Vogt, Rat und Gemeinde der Stadt Lübeck, Allen, welche dieſes Blatt erblicken für immer, ſowohl den künftig
quam presentibus presens scriptum cernentibus innotescat, quod discordia que vertebatur inter burgenses Susacenses et burgenses
als gegenwärtig dieſe Schrift Anſehenden thun kund: daß die Zwietracht, welche ſtattfand zwiſchen den Bürgern von Soeſt und den Bürgern
de Lubeke taliter proborum et discretorum virorum provido mediante consilio, ad bonum pacis et compositionis ad meram
von Lübeck, auf gleicherweiſe rechtlicher und einſichtiger Männer vorſichtigen vermittelnden Rat, zum Wohl des Friedens und der Sühne zu einer reinen
et stabilem concordiam est rectificata, quod inter ipsos ex utraque parte debet pristina et antiqua amicitia integraliter per
und beſtändigen Eintracht iſt berichtigt worden, daß zwiſchen ihnen auf beiden Teilen ſoll die frühere und alte Freundſchaft völlig in
omnia conservari. Ita quod burgenses Lubicenses, burgenses de Susaco in omnibus benigne ac favorabiliter sicut antea fece-
allem bewahrt werden, ſo daß die Bürger von Lübeck und die Bürger von Soeſt in allem gütlich und günſtig wie ſie vormals tha-
runt promoveant, et quod burgenses Susacenses, burgenses de Lubeke in omnibus tam benigne et affectuose sicut antea fece-
ten weiter handeln, und daß die Bürger von Soeſt und die Bürger von Lübeck in allem ſowohl gütlich als freundſchaftlich wie ſie vormals tha-
runt promoveant vice versa. Ut autem huius compositionis stabilita concordia rata et inconvulsa inviolabiliter observetur,
ten weiter handeln gegenſeitig. Damit aber dieſer Sühne aufgeſtellte Eintracht als eine feſte und unerſchütterte unverletzbar beobachtet werde,
presentem paginam ipsis in huius facti testimonium sigilli nostri munimine roboramus. Acta sunt hec in Lubeke
wollen wir, gegenwärtiges Blatt denſelben zu dieſer Sache Zeugnis mit unſeres Sigills Schutz bekräftigen. Geſchehen iſt dies in Lübeck
anno dominice incarnationis MCCXLI. In vigilia pentecostes.
im Jahre der göttlichen Fleiſchwerdung 1241 am Vorabend vor Pfingſten.

Aber immer wieder lebte das Unheil an verſchiedenen Orten auf, und die Engländer waren ſo unbillig, die Hanſeaten, welche doch am meiſten darunter zu leiden hatten, dafür verantwortlich zu machen; ſie raubten, was die Vitalianer noch übrig gelaſſen. Die Grafen von Oldenburg begünſtigten die Verbrecher; ja Herzog Adolf VIII. von Schleswig und Holſtein, welcher der Hanſa gegenüber den Strandraub „ſein gutes Recht“ nannte und es auch ausübte, nahm die Räuber in ſeine Dienſte gegen Dänemark, Braunſchweig und Mecklenburg. Friesland wimmelte von ihnen aufs neue, aber der Hanſa fehlte es an Einigkeit. Ja, das Raubvolk fand zu Zeiten des Kampfes ſogar in eingeſchüchterten Städten, ſelbſt der Hanſa zugehörigen, Markt für ſeine Beute. Nach mehr als einem halben Jahrhundert des Greuels und Entſetzens ſchafften 1433 Hamburg und Lübeck in Friesland Ruhe, und die Vitalienbrüder, zum Teil auch in England und Holland vernichtet, — waren geweſen. Freilich, kleinerer Seeraub dauerte hier und dort noch lange fort.

Wie übrigens damals alle Mächtigen, ſo war auch die Hanſa nicht wähleriſch in den Mitteln, unbequeme Konkurrenten niederzudrücken und ihren Handel zu vernichten. Bei dem Vorwiegen der Handelsthätigkeit in ihren Mauern konnten denn auch in den meiſten ihrer Bundesſtädte die Zünfte der Handwerker nicht zum Siege über die ſtolzen Geſchlechter des Rates gelangen. Im Kriegsfalle ſtellte jede ſich beteiligende Stadt des Bundes im Verhältnis ihrer Größe eine Anzahl von Mannſchaften. Bedeutender aber als ihr Heer war ſtets die Flotte der Hanſa. In einem Kriege gegen Dänemark, in welchem der Bund dieſes Reich niederwarf, ſeine Reſidenz einnahm und im Jahre 1370 im Frieden zu Stralſund, das eine der blühendſten Hanſaſtädte war, die däniſche Krone von ſich abhängig machte, ſtellten die Städte 66 Schiffe mit 2250 Mann, und bei Anlaß eines ſpäteren Krieges (1427) ſagt die Lübecker Chronik mit ſtolzem Selbſtgefühl, die hanſeatiſchen Schiffe hätten den däniſchen gegenüber ſich ausgenommen wie Kirchen neben Kapellen. Oft waren 100 bis 150 Bewaffnete an Bord eines Fahrzeuges. Völlig einig aber waren die Hanſaſtädte gegen äußere Feinde niemals; ſtets enthielten ſich einzelne, ja oft genug die meiſten Bundesglieder der Teilnahme am gemeinſamen Vorgehen. Von Seekriegen mußten die Binnenſtädte ja ohnehin fern bleiben, und der Mangel des Zuſammenhanges ihrer Gebiete war ſtets ein Hemmſchuh der Unternehmungen des Bundes. Er wurde um ſo empfindlicher, je mehr ringsum die großen und ſtarken Monarchieen Frankreichs, Englands, Dänemarks, Schwedens, Polens und Rußlands, die keine Monopole Fremder mehr duldeten, anwuchſen und je ſchwächer die Macht wurde, welche den Beruf gehabt hätte, die Hanſa nicht nur zu ſchützen, ſondern mit ihr zuſammenzuwachſen: das Deutſche Reich. Dieſe Umſtände untergruben den Bund in einer Zeit, in welcher die materielle Macht mehr von Soldaten und Kanonen abzuhängen begann, anſtatt von Handelsverbindungen und diplomatiſcher Gewandtheit, dieſen beiden Stärken der Hanſa. In der Zeit des ausgehenden Mittelalters, in welcher nicht mehr die Städte, ſondern die Höfe den Ton angaben, — in jener Zeit ſank die Hanſa von ihrer Höhe herab. Sie verlor ihre Wehrhaftigkeit. Die Zerſtörung Wisbys durch die Dänen (1361), die Unterjochung Nowgorods durch den Großfürſten Iwan III. Waſſiljewitſch von Moskau (1494), der tragiſche Sturz des Lübecker Volkshelden Jürgen Wullenwever (1537) und die Schließung des Stahlhofes durch die Königin Eliſabeth (1598), beſonders aber die Folgen der Entdeckung Amerikas, welche den Handel in die Hände Spaniens und Portugals ſpielten, waren die Nägel zum Sarge der Hanſa. Zu Grunde aber ging der große Bund erſt in einer Zeit, die uns hier noch nicht beſchäftigt.

Dem Handel der Deutſchen im Norden ſteht, wenn auch nicht ebenbürtig, doch als intereſſantes Gegenbild derjenige im Süden gegenüber. Die Italiener waren das erſte Handelsvolk des Mittelalters; bei ihnen aber kam keine Stadt an Bedeutung der durch ihre ſtarre Ariſtokratie ſo mächtigen Lagunenſtadt Venetiens gleich, welche, ohne Beiſpiel in der Weltgeſchichte, im Jahre 1204 ein großes, in zwei Erdteilen fußendes Reich zertrümmert hatte. Dort und nicht mehr in den Donauländern war ſeit dem Höhepunkte der Kreuzzüge der Stapelplatz zwiſchen dem Oſten und Weſten, dem Norden und Süden. Dorthin pilgerten ſüddeutſche Kaufleute mit den Erzeugniſſen der deutſchen Induſtrie, um dafür ſolche der orientaliſchen wie der venetianiſchen Natur und Kunſt einzutauſchen. Sie bewohnten dort neben der vielbeſungenen

Rialtobrücke ein eigenes Haus, den Fondaco dei Tedeschi, welches aber der ſtolzen Republik des Meeres gehörte, die es durch Beamte (Vicedomini) und Schreiber verwalten ließ und keinem deutſchen Händler geſtattete, anderswo zu wohnen; ja, die Gondelführer waren geradezu gezwungen, ſie dort auszuſchiffen, und Späher mußten den deutſchen Kaufmann auf Schritt und Tritt durch die Stadt bei Kauf und Verkauf begleiten. Indeſſen wurden auch Savoier, Böhmen, Polen und Ungarn zu den Deutſchen gerechnet. Die unteren Räume des Fondaco enthielten die Warenlager, die oberen 56 Zimmer, von denen viele jedoch oft nicht zu beziehen waren, weil manche Kaufleute die Schlüſſel mit nach ihrer Heimat nahmen und ihre Sachen unterdeſſen dort ließen, obwohl letztere bei der Rückkehr häufig nicht mehr vorzufinden waren. Natürlich fehlte eine Weinſtube im Hauſe nicht. Aber nicht nur die Nürnberger, Regensburger, Augsburger, Ulmer, Schweizer, Wiener u. ſ. w. verkehrten hier; ſelbſt Angehörige der Hanſa reichten hier dem Morgenlande die Hand. Aber auch Schwindler drängten ſich in die Magazine, und Rauf-

Zug über die Alpen.

Aus Heinrichs VII. Romfahrt: Erzbiſchof Balduin von Trier (vor dem Trierſchen Kreuzbanner, dem das des Grafen von Saarwerden, ſilberner Doppeladler in ſchwarzem Felde, folgt) mit ſeinen Rittern und einem mit Gold und Silber beladenen Wagen. Der Wagen iſt mit zwei hintereinander gehenden Pferden beſpannt; das hintere geht in der Gabel, das vordere iſt mit Zugſträngen angeſchirrt, der Wagen ſcheint zweirädrig zu ſein: Alles wie noch heute im Rheinlande vielfach zu ſehen. Miniature im Kodex Balduini Trevirenſis: 1. Hälfte des 14. Jahrh. (S. 295.) Kgl. Prov.-Arch. zu Koblenz. (Nach Irmer, Romf. Heinr. VII.)

bolde an den Zechtiſch, und an Zwiſtigkeiten unter den rechtmäßigen Bewohnern fehlte es ſo wenig, wie an Reibungen zwiſchen ihnen und der Signoria, ſo daß dieſe mit deutſchen Fürſten und Städten deshalb gar viel zu korreſpondieren hatte. Trotzdem waren die Deutſchen in Venedig ſehr angeſehen, da ihr Haus der Republik von Wert war, weil es dem Handel derſelben im Norden großen Abſatz verſchaffte. Dem mißtrauiſchen Charakter der Venetianer widerſtrebte es freilich, ihnen eine Freiheit einzuräumen, wie ſolche im Norden die Hanſeaten beſaßen. Das Fondaco, welches zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts abbrannte, dann neu aufgebaut und mit Gemälden von Giorgione und Tizian geſchmückt wurde, beſtand bis zum Untergange der Lagunenrepublik am Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Handel dahin muß für die Deutſchen ſehr vorteilhaft geweſen ſein, da ſie weder die Räuber und die unwirtlichen Alpen, noch die erhöhten Zölle des ſinkenden Staates der Dandoli und Falieri ſcheuten, ſondern nach wie vor nach Venedig zogen. Die Handelsreiſen, auf welchen umgekehrt die „Venediger“ durch Deutſchland zogen, haben ſie in der Volksſage vieler Gegenden als goldſuchende Hexenmeiſter unſterblich gemacht. Im Jahre 1340 gewährte Kaiſer Ludwig

den Venetianern die zollfreie Durchfuhr von 200 Warenballen aus ihrer Stadt bis nach Brügge in Flandern. Auch mit Genua und Mailand trieben die Deutſchen bedeutenden Handel.

Lange nicht die Bedeutung wie die meerbeherrſchende Hanſa haben die binnenländiſchen Bünde deutſcher Städte erlangt. Der bemerkenswerteſte unter ihnen war immerhin der rheiniſche Städtebund, der ſeinen Urſprung in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in einer Verſöhnung zwiſchen Mainz und Worms nahm und ſich, namentlich durch den Eifer des Mainzer Richters Arnold Waltbot, raſch ausbreitete. Der Bund hatte ſein Heer und ſeine Rheinflotte; er wurde durch König Wilhelm im Jahre 1255 beſtätigt, und nahm auch Fürſten auf, ſo die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe, den Pfalzgrafen und viele Biſchöfe, Grafen und Herren, neben hundert Städten von Zürich bis Köln nordwärts und von Regensburg oſtwärts. Weniger einheitlich erſcheint uns der in ſeiner Ausdehnung ſehr ſchwankende ſchwäbiſche Städtebund, — eigentlich nur eine vielfach durchbrochene Reihe von Bündniſſen. Seine erſten Spuren treten zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf, und zwar im linksrheiniſchen Teile des alten Schwaben, das heißt in der heutigen deutſchen Schweiz, und zu derſelben Zeit, da auch die Keime der ſpäteren Eidgenoſſenſchaft in den Alpenthälern zu Tage treten. Das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch und noch etwas länger ſtanden die Städte der Nordoſtſchweiz: Zürich, Schaffhauſen, St. Gallen und andere mit Konſtanz und den rechtsrheiniſchen Städten in viel näheren und innigeren Beziehungen als mit der ländlichen Urſchweiz, deren herrlicher Sieg am Morgarten (1315) ihre ſpätere Macht noch nicht ahnen ließ. In den Städtern lebte eine ebenſo ſtarke Abneigung gegen die Bauern, wie gegen den im weitern Sinne ebenfalls bäuerlichen Landadel, deſſen Fehdeluſt und Gewaltthätigkeit eben jene Bündniſſe hervorrief. Eine ſolche Vereinigung reichte im Jahre 1327 bereits über Baſel und Straßburg hinaus bis nach Speier, Worms und Mainz hinab, umfaßte mithin auch Glieder des rheiniſchen Bundes. Aus der innern Schweiz trat auch Bern bei, ſowie ſeltſamerweiſe ein Habsburger, Graf Eberhard von Kiburg, Berns ſpäterer Feind. Der Zweck des Bundes war Beiſtand im Kriege; doch war er mit ſo viel Vorbehalten verknüpft, daß die Verbündeten im Grunde wenig Gewähr aneinander hatten; auch ward er nur auf vier Jahre geſchloſſen. Solcher Bündniſſe folgten ſich viele weitere, doch ohne feſten Charakter, in höchſt ſchwankenden Verhältniſſen zu weltlichen und geiſtlichen Herren, mit welchen je nach den Zeitumſtänden die Städte in Frieden oder Fehde lebten. Es iſt indeſſen dabei zu bemerken, daß die Schweizerſtädte ſich mehr und mehr den Waldſtätten näherten. St. Gallen hielt noch am längſten mit den ſchwäbiſchen Schweſtern aus, ſtand jedoch bereits mit den ſich vom Joche ihres Abtes befreienden Appenzellern in einer nahen Verbindung, die aber ebenfalls ſchwankend war und durch den Krieg der Städte gegen ſie unterbrochen wurde. Dieſer Wirrwar von Anknüpfungen und Auflöſungen der Bundesverhältniſſe war bei dem verworrenen Durcheinander der mittelalterlichen Gebietsgrenzen und der vielfach verſchlungenen und zerteilten Rechte und Pflichten ihrer Inhaber unvermeidlich. Daher konnten ſolche Bündniſſe aus Mangel an einem zuſammenhängenden Gebiete ſich niemals längerer Dauer erfreuen, und dieſen Übelſtand verſchlimmerte noch die Feindſchaft der Fürſten gegen die ihre eigene Machtausdehnung ſtörenden Städte. Wo aber größere Fürſtentümer fehlten, da trat an ihrer Stelle der niedere Adel in einer Menge von Ritterbündniſſen zuſammen, und ſo eiferſüchtig er auch auf die Fürſten war, die er nicht ſelten bekämpfte, ſo überwog doch der Bürgerhaß in ſeinen Reihen bei weitem; ja es erſcheinen häufig ſelbſt Fürſten in jenen Adelsgeſellſchaften. Beſſer geſinnte Große dagegen verkündeten hier und da einen Landfrieden, der für ein gewiſſes Gebiet die Fehden aufheben ſollte, und ſetzten ein Landding mit einem Landrichter an der Spitze ein, das alle Klagen über Friedensbruch zu richten hatte.

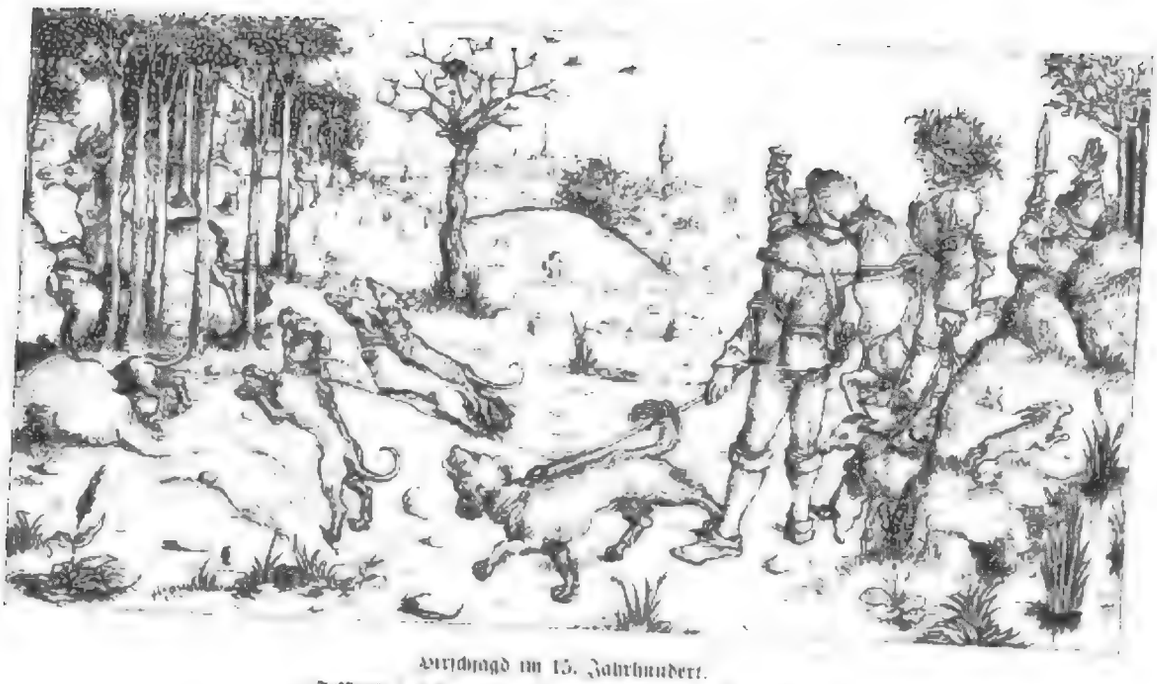
Obſchon der ſchwäbiſche Bund ſeine Glieder um rheiniſche Städte, ſelbſt um Regensburg und Nürnberg vermehrt hatte, obwohl er im Jahre 1377 bei Reutlingen über Würtembergs Scharen geſiegt hatte, auch 1387 von König Wenzel beſtätigt worden und ſchon 1381 auf 42 Städte angewachſen war, ſo unterlag er im Jahre 1388 bei Döffingen dennoch dem Ritterheere Eberhards des Greiners von Würtemberg. Der rheiniſche Teil des Bundes erlitt gleichzeitig durch den herriſchen Pfalzgrafen Ruprecht II. bei Worms dasſelbe Schickſal, bei welchem Anlaſſe der grauſame Sieger 60 Bauern, die den Städtern nachgezogen waren und geplündert hatten, in einen

Ziegeloſen werfen ließ. Als dann im folgenden Jahre auf dem Reichstage zu Eger alle Städtebündniſſe Schwabens, Frankens und am Rhein von dem elenden König Wenzel unterdrückt wurden, da war es mit der Blüte des Städtetums in Süddeutſchland vorbei, — gerade zu derſelben Zeit, als das Bürgertum im Norden den größten Glanz und Ruhm entfaltete und im Alpenlande die ſchweizer Landleute bei Sempach und Näfels Öſterreichs Scharen niederwarfen und damit auch die Städte Helvetiens für immer in ihren Bundeskreis zogen. In Schwaben ſank ſeitdem, während ohnmächtige Fehden zwiſchen den Städten und dem Raubadel noch lange fortdauerten, das Bürgertum, ſoweit es nicht, wie in Ulm und Augsburg, durch Handel Blüte erlangte, zu kleinlichem Spießbürgertum, ſtellenweiſe ſogar zu wirklicher „Krähwinkelei“ herab. In Franken ſtand Nürnberg als größere freie Stadt vereinzelt da, köſtliche, nicht erwartete Blüten deutſchen Lebens zeitigend.

Indeſſen waren auch jene Städte, welche von der Unterjochung durch ihre Landesfürſten verſchont geblieben waren, deshalb noch keineswegs frei; denn immerhin ſtanden ſie noch unter dem Kaiſer oder König, und je nachdem deſſen Charakter oder Geldverhältniſſe waren, — je nachdem es die ihn gewöhnlich beſeelende Sorge für ſeine Hausmacht zu erfordern ſchien, ſcheute er ſich nicht, die Reichsſtädte unter irgend welchen Vorwänden, z. B. des Ungehorſams gegen ihn oder des Zuſammenhaltens mit einem ſeiner Gegner, zu brandſchatzen oder, wenn er mit Gewalt nichts ausrichtete, wenigſtens zu Anleihen zu nötigen. Der ſtets geldbedürftige Wenzel z. B. verlangte im Jahre 1397 von den Rotenburgern „zu ſeiner Beköſtigung“ 4000 Gulden, und als ſie dies zuviel fanden, 6000, endlich 10 000; er drohte ihnen überdies mit Kopfabſchlagen (!), begnügte ſich aber, da die Stadt feſt blieb, mit — 1100 Gulden! Solange indeſſen ein Kaiſer irgendwie ſeiner Würde eingedenk war, bewieſen ihm die Reichsſtädte ſtets große Unterwürfigkeit; denn er konnte ſie an Fürſten verpfänden oder gar verſchenken. Im Norden freilich nahmen die Kaiſer des Einfluſſes der Hanſa wegen mehr Rückſicht auf die Städte, als im Süden.

Armbruſtſchütze.

Ein Blatt von den „Fünfern“ eines höfiſchen Kartenſpieles aus dem 15. Jahrhundert. Wien.
Der Schütz hat den Zaddelrock an; er trägt an der linken Seite den Bolzenköcher und Hirſchfänger, am Gürtel Haken für die Armbruſt, in den Mützenfalten einen Bolzen mit Federflitſch. Das Wappen iſt das von Ungarn.

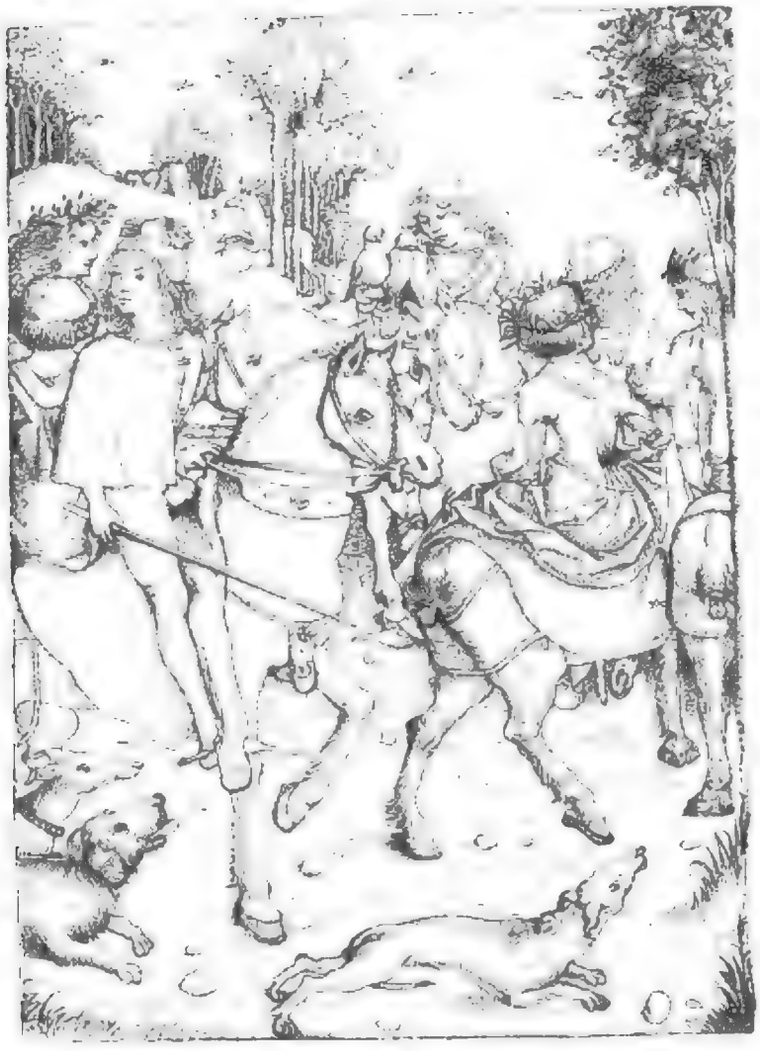


Hirschjagd im 15. Jahrhundert.
Faksimile des Kupferstiches vom sogen. „Meister von 1480“

Dritter Abschnitt.

Volksleben in Stadt und Land.

Mit der heldenmütigen Erhebung der Bauern, welche die Landschaften um die Alpenseen bewohnten, und mit den ebenso tapferen, aber weniger lang andauernden Freiheitskämpfen ihrer nördlichen Brüder, der Ditmarschen, befand sich die sonstige Lage ihrer Standesgenossen beinahe im ganzen Deutschen Reiche in scharfem Gegensatz. Noch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatte sich dieselbe günstig genug gestaltet; die Grundherren waren durch Aufwand, Kriege und Fehden vielfach verarmt, die Hörigen durch Niederlassung in den Städten und Auswanderung nach den Slawenländern fast verschwunden, so daß die Herren gezwungen waren, die auf ihren Gütern verbleibenden Bauern besser zu behandeln. Durch ihr Anwachsen aber und die Teilungen des Grundbesitzes bildete sich ein ländliches Proletariat, welches infolge der Zunahme und Erstarkung des Herrenstandes immer tiefer herunterkam und an Menge wuchs. So wurden allmählich die Verhältnisse der Bauern schlechter und die Herren gewannen wieder mehr Macht über sie. Das Recht auf Jagd und Fischfang nahmen die Herren nun für sich allein in Anspruch. Schon seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts war das Jagdrecht mit den übrigen Königsrechten an die Fürsten übergegangen. Diese und die Grafen, welche eine Art von Landeshoheit besaßen, behielten sich die hohe Jagd auf Hirsche, Rehe, Wildschweine, Reiher, Kraniche, Schwäne u. s. w. selbst vor und verliehen die niedere Jagd, auf Hasen, Füchse, Biber, Fischottern und gewöhnlichere Vögel, an den niedern Adel, an Klöster und Städte. Nur schädliches Getier, wie Bären und Wölfe, durften von jedermann erlegt werden. Viele Grafen, wie z. B. im Jahre 1333 die von Öttingen, ließen sich das ausschließliche Jagdrecht von Schöffen, die ihre Dienstmänner waren, zusprechen. Unberechtigte Jagd wurde somit eines der größten Verbrechen. Wilddiebe wurden verurteilt Hirschgeweihe um den Hals zu tragen; in



Ausritt zur Jagd.
Faksimile des Kupferstiches vom sogen. „Meister von 1480".

schwereren Fällen wurden sie mit diesem Zeichen gebrandmarkt, der Augen oder der Hände beraubt; in Tierfelle eingenäht wurde der Wilderer grausam mit Hunden gehetzt; auf einen Hirsch gebunden riß ihn das geängstigte Tier in wilder Flucht durch das Dickicht und zerschmetterte ihn an Stämmen und Felsen; endlich wurden Wilddiebe auch gehängt oder enthauptet.

Durch diese und andere Bedrückungen nahm der Stand der freien Bauern noch mehr ab, als schon früher (S. 214). Bedürftig des Schutzes gegen Gewalt oder der Hilfe gegen Verarmung waren sie, besonders seit dem fünfzehnten Jahrhundert, immer mehr genötigt, Zinspflichtige oder Hörige geistlicher und weltlicher Herren, oder wie man sie jetzt nannte, Leibeigene (S. 214) zu werden. Daher befand sich denn in den späteren Zeiten des Mittelalters beinahe aller Grundbesitz (nicht nur Deutschlands, sondern des Abendlandes überhaupt) in den Händen der Kirche und des Adels. Der Zins, welchen diese Herren bezogen, bestand bald in Geld, bald in Tieren, bald in landwirtschaftlichen oder gewerblichen Produkten, besonders in Getreide, Bier, Vieh, Geflügel, in den Alpengegenden namentlich in Käsen, von welchen z. B. an den bairischen Grafen Sigbert von Falkenstein über 7000 Stück jährlich entrichtet wurden. Die Bienenzucht steuerte der Kirche Wachs zu Kerzen, sowie den Feinschmeckern Honig. Trat Mißwachs ein, oder befand sich eine Wöchnerin im Hause, so wurde der Zins oft geschenkt oder ermäßigt; blieb er aber ohne triftigen Grund aus, so erfolgte harte Strafe. Auch die Kinder aus Ehen zwischen Freien und Zinspflichtigen wurden Leibeigene. Nach dem Tode eines solchen nahm der Herr das „Besthaupt" (beste Stück Vieh) und „Bestgewand" weg, ein Recht, das später mit Geld abgelöst wurde. Die Stellung der Eigenen war nur eine dienende, und, da sie kein Interesse am Boden hatten, so wurde dieser nur dort gut bebaut, wo sie in größerer Anzahl vorhanden waren und sich von seinem Ertrage nähren mußten. Es war noch viel zu thun. Noch immer wurden Wälder ausgerodet und mit ihnen wilde Tiere vernichtet, von denen jedoch im zwölften Jahrhundert nur noch Bären, Wölfe und Luchse häufig waren.

Auch war die Natur dem Anbauen noch lange Zeit hinderlich. Dies gilt namentlich von den Alpen und den Meeresküsten, sowie von den Wäldern und Sümpfen zwischen beiden. In Niedersachsen, an den Gestaden der Nordsee und ihrer Zuflüsse waren es Ansiedler aus den Niederlanden, welche die ihnen seit uralten Zeiten vertraute Kunst des Eindämmens der Fluten und der Entwässerung des Bodens segensreich übten.

Digitized

Noch mehr aber als die Elemente und die wilden Tiere trugen die Fehden jener Zeit zum Verderben des Landvolkes bei; ganze Gegenden wurden durch sie oft derart verwüstet, daß eine große Menge von Dörfern für immer verschwand. Aber auch ohne Fehden geschah dies, wenn weltliche und geistliche Herren ihre Güter vergrößern wollten und zu diesem Zwecke Dörfer, welche ihrem Vorhaben hinderlich waren, „eingehen ließen“. Es scheint indessen, daß dies meist nur dann geschah, wenn die Bevölkerung der Dörfer durch Flucht der Leibeigenen in die Städte oder durch Auswanderung von Freien nach den in ehemals wendischen Ländern aufblühenden östlichen Ansiedelungen stark abgenommen hatte. Die Zustände erschreckten die Grundherren aber dermaßen, daß sie weiterer Verödung ihrer Ländereien seit Mitte des vierzehnten Jahrhunderts durch vermehrte Freilassungen Leibeigener oder durch Milderung ihrer Lasten vorzubeugen suchten.

Es ist höchst schwierig, über das Leben der Bauern in jener Zeit etwas Authentisches zu erzählen. Da sie selbst nicht zu schreiben verstanden, konnten sie auch keine eigenen Berichte über sich hinterlassen; und das, was über sie geschrieben wurde, rührte von ihren Todfeinden, den Edelleuten und Städtern, her. Sie erscheinen uns in diesen gewiß parteiischen Überlieferungen als roh, tölpelhaft, widerhaarig, falsch, boshaft, und sobald sie etwa Reichtum erlangen, als verschwenderisch und hochmütig, beides in alberner, ungeschickter Weise. Damit wird die Wirklichkeit zum Teil gewiß nicht unrichtig gezeichnet sein, da sowohl der Druck, der auf den Bauern lastete, wie auch die Lebensverhältnisse, in denen sie sich bewegten, es notwendig so mit sich brachten. Es ist aber gewiß, daß es auch sehr wohlhabende Bauern gab, und daß dieser Umstand den Neid der herrschenden Stände herausforderte, zugleich aber die Furcht erweckte, der niedergedrückte Stand möchte sich einst erheben und sich an seinen Drängern rächen, — eine Furcht, welche durch das Emporkommen der schweizer Bauern und das Gedeihen der Zünfte in den Städten nicht wenig genährt wurde. Wir werden sehen, wie sehr diese Furcht gerechtfertigt war.

Einstweilen äußerte sich jedoch der Übermut der Bauern, wenn sie den Fesseln der Armut entrissen waren, ohne derjenigen der Hörigkeit ledig zu werden, nur in lärmenden Vergnügungen. Sie waren es vorzugsweise, welche den Tanz pflegten. Wir kennen aus jener Zeit verschiedene Arten desselben und Namen, die uns schon die höfischen Sänger Nithart von Reuenthal

Bauern im 15. Jahrhundert.

Faksimile des Kupferstiches vom sogen. „Meister von 1466“.

und Tannhuſer im dreizehnten Jahrhundert nennen, wie z. B. Kövenanz, Ridewanz, Fulafranz, Hoppaldei. Bei dem letztern „wurde geſprungen, daß den Dirnen die Röcke hoch flogen und ſie mit den Köpfen zuſammenſtießen.“ Man tanzte gewöhnlich unter der Dorflinde, bei Regenwetter aber in der Stube oder Scheune nach den Klängen eines fiedelnden Spielmannes oder des Dudelſackes oder auch des eigenen Geſanges; es ging dabei oft ſo wild und üppig zu, daß alle anſtändigen Eltern ihre Kinder möglichſt davon fern hielten und im Falle des Ungehorſams mit „ſchlagenden“ Argumenten einſchritten, zu denen damals auch Rocken und Rechen gehörten. Aber weder dieſe Strenge noch das Eifern der Geiſtlichkeit vermochte den „Tanzteufel“ zu bannen; denn es mangelte durchaus an moraliſcher Erziehung des Volkes. Schon die Spiele der Bauernmädchen hatten zum Teil einen ſo anſtößigen Charakter, daß durch ſie große Bedenklichkeit der Dirnen im Punkte der Ehre bei vorkommender Gelegenheit nicht völlig verbürgt zu ſein ſcheint. Fehlte es doch weder an bäuerlichen Liebhabern, welche die Ritter ſpielten, noch an wirklichen Rittern, die auf dem Dorfe Abenteuer ſuchten, bei welchen der Zwang des höfiſchen Lebens wegfiel, ſo ſehr auch dieſes ſelbſt dabei ſein roheres Abbild fand!

Bauern, ihre Erzeugniſſe feilbietend.
Kupferſtich, 1512, von Albrecht Dürer (1471—1528).
Fakſimile in Originalgröße.

Am lauteſten und tollſten ging es auf einer Bauernhochzeit zu. Von dieſer Feierlichkeit hatten die Bauern länger als die höheren Stände die Mitwirkung der Kirche fern gehalten. In dem „Maier Helmbrecht“ von Wernher dem Gärtner (dreizehntes Jahrhundert) wird uns eine Hochzeit unter bäuerlichen Räubern geſchildert; die Diebesbeute bildet dabei die Morgengabe und die Zeremonie beſteht nur darin, daß die Brautleute in einen Ring treten und ein alter Mann jeden Teil dreimal fragt, ob er den andern zur Ehe nehmen wolle; nach Bejahung dieſer Frage giebt er ſie zuſammen und läßt dann den Bräutigam der Braut auf den Fuß treten, was ihre Beſitzergreifung bedeutet. Die Räuber werden jedoch feſtgenommen, ehe noch die Hochzeit zu Ende iſt. In dem aus dem vierzehnten Jahrhundert ſtammenden Gedichte „Von Metzen Hochzit“ wird die Ehe des Maiers Bärſchi mit der Metzi gleichfalls durch einen Greis „geſchaffen an (ohne) Schüler und Pfaffen.“ Der Bräutigam bringt als Heiratsgut einen Juchart Landes, mit Flachs beſät, ein Malter Hafer, zwei Schafe, einen Hahn, vierzehn Hühner und ein Pfund Pfennige; die Braut drei Bienenſtöcke, eine Stute, einen Bock, ein Kalb, eine halbe Kuh und Ferkel. Das Hochzeitsmahl iſt mehr reichlich und fett als fein; es beſteht aus Brot, Hirſe, Mus, Rüben, Speck, Würſten und endet mit allgemeiner Trunkenheit. Am Morgen nach der Hochzeit ſchenkt der Bräutigam der Braut ein Mutterſchwein zur Morgengabe, und dann erſt erfolgt die kirchliche Trauung. Nach derſelben wird der junge Gatte von ſeinen Genoſſen gezauſt und geprügelt, und darauf geht das Schmauſen und Trinken von neuem an; zur Abwechſelung machen diesmal Erbſen, Kraut, Gerſte, Linſen und Schüblinge (eine Art fetter,

Digitized b

noch heute um den Bodensee so benannter Wurste das Mahl aus. Darnach nehmen zwei Bauern, die sich zur Braut setzen, die Hochzeitsgeschenke der Gäste entgegen: häusliche und landwirtschaftliche Geräte oder Geld. Endlich geht es zum Tanz; der Spielmann wird mit alten Kleidern und einem kranken Huhn belohnt. Den Schluß bildet eine allgemeine Prügelei mit reichlichen Verwundungen.

Erscheinen uns so die Sitten der Bauern nach der Darstellung ihrer Verächter nur von ihrer wüsten, doch schwerlich stark übertriebenen Seite, so fehlt es dagegen auch nicht an Nachweisen edler und ernster Einrichtungen unter dieser vielverkannten Volksklasse.

Den Mittelpunkt einer Gemeinde bildete zwar immer das Dorf, welchem dann die kleineren außerhalb des letzteren

Tanzendes Bauernpaar.
Kupferstich, 1514, von Albrecht Dürer. Faksimile in Originalgröße.

Tanzendes Bauernpaar.
Kupferstich, 1514, von Albrecht Dürer. Faksimile in Originalgröße.

gelegenen Wohnplätze, Weiler und Höfe unter- oder beigeordnet waren, was in Süddeutschland die Regel blieb. In manchen Gegenden aber behielten die einzelnen Weiler und Höfe, unter sich getrennt durch Gärten, Felder, Wiesen, Wälder, einen besondern Charakter und bildeten zusammen eine Anzahl von Bauerschaften, so namentlich in Norddeutschland. Doch gab es in den Gemeinden mancher Gegenden noch andere örtliche Verbände. In Westfalen, Friesland, Ditmarschen, der Mark Brandenburg, auch bei den Sachsen Siebenbürgens findet man auf dem Lande sogenannte Schutzgilden zur Unterstützung der Armen oder der durch Feuer oder Schiffbruch Heimgesuchten. Bischof Otto II. von Münster erklärte in einer Urkunde vom Jahre 1258, daß die

Zu Markte ziehende Bauern; um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.
Faksimile des Kupferstiches von Martin Schongauer (nach 1420—1499).

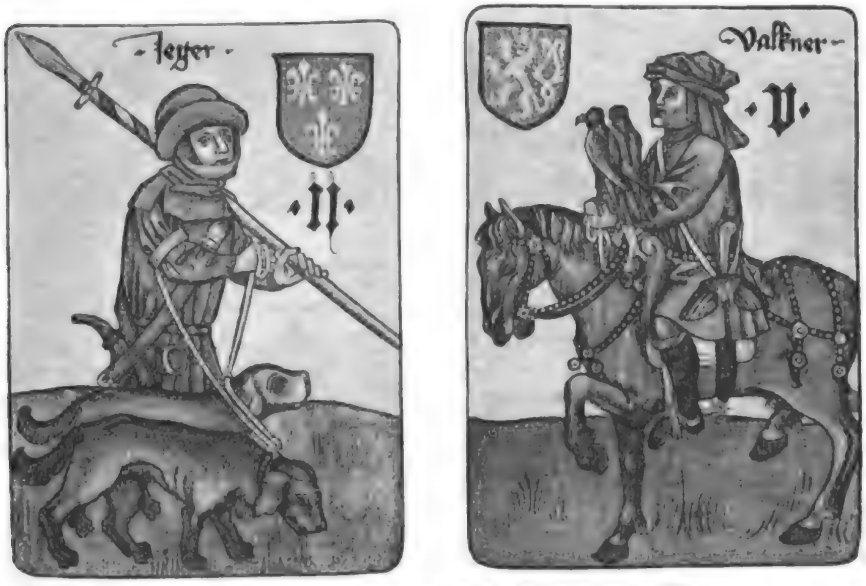
Laienbrüder des Klosters Liesborn, welche früher von weltlichen Leuten bewirtschaftete Güter und Häuser bewohnten, dem Rufe des Gaugrafen zum Gauding folgen und auch den Gildenschaften (Geltseaz) beiwohnen müßten. Die Schutzgilden hatten Versammlungshäuser, welche zugleich als Gerichtslokale, sowie zu öffentlichen Vergnügungen und Schaustellungen dienten und in den lateinischen Urkunden der Zeit daher auch Gymnasien oder Theater heißen. Eine Gilde reichte nicht über die Grenze einer bestimmten Bauerschaft hinaus und umfaßte innerhalb derselben eine gewisse Zahl von Erben, das heißt von vollständigen Bauerngütern und von Kötterhäusern, deren Besitzer für die Zwecke der Gilde Beiträge an Bier, Butter, Käse, Hühnern, Korn u. s. w. leisten mußten, — die Kötter meist nur die Hälfte des Anteils der Erbmänner. Jährlich wurde eine gemeinschaftliche Mahlzeit gehalten, an welcher aus den Gütern der Erbmänner alle männlichen Personen, aus den Kötterhäusern aber nur je eine Person teilnahm. Dem von einem Brande heimgesuchten Gildebruder mußten alle Mitglieder Beiträge an Geld, Lebensmitteln, Baustoff und Arbeitskräften liefern; bei dem Tode eines guten Pferdes hatten die Genossen Geldbeiträge zu leisten. Starb ein Mitglied oder seine Frau, so gab die Gilde Tannenbretter zum Sarge her. Gleiche Teilnahme bewiesen sich die Gildebrüder auch bei Taufen und Hochzeiten; sie zündeten z. B. dem neueingezogenen Paare das Herdfeuer an.

Digitized b

Auch andere gemeindliche Vereine, wie die Gerichts-, Ding- und Hubegenoſſenſchaften, hatten neben ihren ernſten Obliegenheiten ihre fröhlichen Tage; ſo hielten ſie jährlich am Hubetage den Hubims (= imbiß), deſſen Anordnungen in Bezug auf Eſſen und Trinken mit deutſcher Gründlichkeit getroffen wurden.

Um endlich auch die heitere und gemütvolle Seite des Lebens der Bauern kennen zu lernen, müſſen wir das reiche Buch der noch heute üblichen, an den Jahreslauf anknüpfenden Gebräuche, die durch ihren Zuſammenhang mit dem germaniſchen Heidentum ihr hohes Alter kundgeben, aufſchlagen. Das Chriſtentum würde ohne Anlehnung an dieſe geheiligten Gewohnheiten niemals die Verbreitung gewonnen haben, welche es thatſächlich gefunden hat. Es bewies ſich zum Zwecke des Erfolges tolerant und lieh die Namen ſeiner Heiligen den Erinnerungen an die alten Götter, die hierdurch ins Chriſtliche übertragen wurden.

Die erſte Vorahnung des Frühlings, mit welcher der ländliche Feſtkalender hier billigerweiſe beginnt, fällt in die Tage des Februar, ſo wenig auch in unſerm Klima dieſelben dazu zu berechtigen ſcheinen. Es ſind die tollen Tage der Faſtnacht (Nacht vor den Faſten) oder Faſnacht (das heißt Schwärmnacht, verwandt mit Faſeln), welche mit der Erinnerung an die altgermaniſchen Feſte der Erdgöttin (S. 36) auch die an die römiſchen Saturnalien und Luperkalien verbinden. Der Drache oder Lindwurm, der die Nacht und daher auch den Winter bedeutet, wurde in feierlichem Umzug herumgeführt und ſchließlich erſchlagen, damit er die Menſchen nicht länger mit Kälte heimſuche. Weiter verbreitet war das Herumfahren eines von Leuten in den bunteſten Verkleidungen fröhlich bevölkerten Schiffes auf einem Wagen (Schiffswagen, Car naval, daher Karneval, wenn nicht anders von Carne vale, das heißt: Fleiſch, lebe wohl! abzuleiten). An die Stelle des Schiffes trat oft, namentlich in Steiermark und Krain, ein Pflug, welcher die Hoffnung auf den bald beginnenden Anbau des Landes ausdrückte. Frauen und Mädchen zogen ihn, bisweilen durch einen Bach, wobei alte Jungfern verſpottet, junge Mädchen geneckt und gehaſcht wurden. Die aus-



Zwei Blätter eines höfiſchen Kartenſpieles des 15. Jahrhunderts. (Wien.)

Hundeführender Jäger; ein Blatt von den „Zweiern". Der Falkner; ein Blatt von den „Fünfern".

Der Jäger iſt mit Saufpieß und Jagdhorn ausgerüſtet. Die Kopfbedeckung iſt die Gugel mit Schulterkragen, darüber eine runde aufgekrempte Mütze. Wappen von Frankreich. — Der Falkner trägt auf der mit ledernem Fäuſtling bekleideten Hand zwei behaubte Falken an weißen Riemen. Durch den Rock geſteckt ein Weidmeſſer. An der Hüfte hängt das Luder (Federſpiel zum Zurücklocken des Falken). Wappen von Böhmen.

gelaſſenſte „Narrenfreiheit“ war mit all dieſen Gebräuchen verbunden. Alle Orte in deutſchen Landen hatten ihre ſtehenden Charaktermasken, die vielfach „Hanſel“ hießen und jedermann „hänſeln“ durften. Man kennt in Überlingen am Bodenſee noch heute den Schwerttanz der Germanen des Tacitus, wenn ſich die Tänzer dabei auch nicht mehr in der wilden Nacktheit unſerer Vorfahren bewegen. Ein „Narrengericht“ exiſtiert noch heute in Groſſelfingen und in Stockach; Kuoni, der Narr des am Morgarten im Jahre 1315 von den Schweizern beſiegten Herzogs Leopold von Öſterreich, ſoll es gegründet haben. Im Mittelalter aber gab es Narrengerichte, Narrenräte und Narrengemeinden nicht nur vielfach; nein, auch ihre Ausſprüche, die oft den Nagel auf den Kopf trafen, wurden nicht ſelten allgemein anerkannt. Das bairiſche Haberfeldtreiben iſt noch ein Reſt davon. Ebenſo herrſchten allerlei zugleich komiſche und ernſte Rechtsgebräuche. An manchen Orten wurde, wenn ein böſes Weib ſeinen ſchwachen Mann geſchlagen hatte, zur Strafe ſolcher Ungeheuerlichkeit das Hausdach abgedeckt,

Narren.

Zwei Blätter von den „vier Narren“ eines höfiſchen Kartenſpieles des 15. Jahrhunderts. (Wien.

Die einzige Bekleidung der Narren iſt ein langer Mantel mit Kapuze, die mit Schellen beſetzt iſt. Der eine ſchlägt eine Trommel und bläſt eine Flöte, der andere den Dudelſack. Die Karte des letztern führt das Wappen von Böhmen, die andere das des Reiches.

ein derber Prügel vor die Thüre geſtellt oder die Thäterin auf einem Eſel durch das Dorf geführt. Auch Narrenfeſte wurden an vielen Orten gefeiert; ſie kamen ſpäter meiſt außer Gebrauch, ſind aber neuerdings als italianiſierter „Karneval“ in manchen Städten wieder eingeführt worden. Am Aſchermittwoch wurde die Faſtnacht feierlich begraben. Am erſten Sonntag der Faſtenzeit brannte man die altheidniſchen, die Winterrieſen verzehrenden Frühlingsfeuer („Funkenbrennen“) ab, zu denen das Holz erbettelt ſein mußte; in Verbindung damit ſtand das Schlagen brennender Scheiben, die durch die Luft geſchleudert oder eine Anhöhe hinab getrieben wurden, ſowie das Verbrennen einer aufgeſteckten Strohpuppe, der ſogenannten Hexe.

Kam nun der Frühling wirklich heran, ſo ward vom deutſchen Volke überall der Storch als willkommener Bote der ſchönern Jahreszeit begrüßt; das Kind, das ihn zuerſt erblickte, erhielt einen Botenlohn. Sein Neſt auf dem Turm oder Dach der Kirche ward heilig gehalten und gegen jede Verletzung geſchützt.

Am Palmſonntag wurden zur Feier des Einzugs Jeſu in Jeruſalem die Palmen, nämlich von der Jugend einhergetragene, mit Blumen und Bändern geſchmückte, Stangen geweiht.

An manchen Orten wurde auch ein hölzerner Palmesel herumgeführt. Am grünen Donnerstag wurden die Erstlinge der Früchte in der Kirche dargebracht, am Charfreitag das heilige Grab in derselben besucht, am Charsamstag das „neue Feuer" an Stelle des ausgelöschten alten durch Reiben von Hölzern angezündet, ein bei vielen Völkern aller Erdteile vorkommender Frühlingsgebrauch.

Der deutsche Name des Osterfestes ist von der germanischen Göttin Ostara hergenommen, wahrscheinlich einer Frühlings- und Lichtgöttin. Das Osterfeuer, wie das Osterwasser, das unter tiefem Schweigen aus fließenden Gewässern geschöpft wurde und Mädchen, die sich mit ihm wuschen, schön machen sollte, die Osterkuchen in Gestalt von Tieren (heidnisch Hasen, christlich Lämmer), die bunten Ostereier, der umhergeführte Osterochse erinnern noch heute an ein vorchristliches Fest des Aufwachens der Natur, das mit Opfern von Tieren und Lebensmitteln feierlich begangen wurde. Das Eierlesen oder der Eierritt, ein Wettspiel zwischen einem Läufer oder Reiter und einem Eieraufleser, wird noch vielfach mit Aufzügen, Musik, Tanz und Gelagen gefeiert.

Am ersten und bisweilen auch am letzten Tage des April wurden die Leute durch eine falsche Nachricht oder einen unausführbaren Auftrag gefoppt, was von einem Glauben an verhängnisvolle Tage zeugt.

Die Sagen von der Walpurgisnacht des beginnenden Mai klingen ebenfalls an heidnische Opferfeste an, welche das Christentum mit dem Teufel in Verbindung brachte, während im „Maiwasser" und „Maiwein" alte Getränksopfer fortleben. Der im Mai oder Juni aufgepflanzte „Maibaum", den die Angehörigen des Ortes feierlich im Walde gesucht und heimgebracht haben, welcher die Kühe milchreich macht und die Hexen vertreibt, sowie der den Maibaum hier und dort begleitende, ganz in Laub und Zweige eingehüllte Bursche, oder ein mit Blumen geschmücktes Mädchen oder noch mannigfaltigere Umzüge und Umritte mit seltsamen Figuren zu Pferde und zu Fuß, — dies alles erinnert an die einstige Verehrung der Bäume und Baumgeister. Die heidnische „Maia" wurde mit Maria verbunden, welche nun in den Maiandachten ihre Feier erhielt.

Es ist nunmehr ein fortgesetzter Kult der Frühlingsnatur, der sich von Ostern, von der Auferstehung der Erde, bis Pfingsten hinzieht, wo sich der „heilige Geist" der Sommerpracht auf die Menschen herniedersenkt. So hat die katholische Kirche bei ihrem die Herzen aller Gefühlsmenschen erobernden Gottesdienst in wohldurchdachter Weise die Eindrücke der Natur stets mitwirken lassen. Ohne den herrlichen Übergang vom Frühling zum Sommer: was wäre das Auferstehungs- und Himmelfahrtsfest, was die Pfingstfeier, was die alle diese Feste an kirchlicher Prachtentfaltung überbietende Feier des Fronleichnamsfestes? —

In der Mitsommerszeit, die einst den Tod Balders beklagte, jetzt aber Johannes den Täufer feiert, wurden, und werden vielfach noch jetzt, die Sonnwend- oder Johannisfeuer angezündet. „Hie und da segnete der Pfarrer das Feuer ein; Knaben sprangen über die glimmenden Kohlen und ledige junge Leute schwangen sich paarweise durch das Feuer, um das Gedeihen des Flachses und die eigene Gesundheit zu befördern." Auch warf man Kränze in das Feuer und tanzte um dasselbe herum; oder es wurde das „Sonnenrad" von der Höhe hinab in das Thal gerollt. Häuser und Fenster wurden mit Blumen und Kränzen geschmückt. Man wallte zu den Heilquellen, trank und wusch sich und wahrsagte aus allerlei Vorzeichen.

Zu Mariä Himmelfahrt, Mitte August, wurden in Feld, Wiese und Wald Heilkräuter gesammelt und in der Kirche geweiht. Im Herbst, wenn die Fluren abgeerntet waren, gab St. Leonhard den Namen zu den Umritten, die einst den Gott Fro oder Freyr als Beschützer der Pferde gefeiert hatten.

Am Anfange der strengern Jahreszeit erinnern Allerheiligen und Allerseelen an den Besuch der Gräber unsrer Lieben. Aber bald kommen fröhlichere Tage. Das vollendete Einernten der Früchte, die bestellte Wintersaat, die leckere Fleischfülle der Gänse führte am Martinstage zu fröhlichen Schmäusen. Man schlachtete Schweine, beschenkte einander mit Fleisch und Würsten, briet die Martinsgans, die auch als Zins an Geistliche und Klöster gegeben wurde. Selbst geistliche Herren dichteten darüber lustige Lieder, z. B.: „Bruder Urban gib uns Wein, so trinken wir und schenken ein; die Gans die will begossen sein, sie will noch schwimmen und baden, so wird uns wohl geraten haec anseris memoria!"

Zugleich begann das Spinnen der Frauen; Mädchen und Burschen kamen in den Spinnstuben zusammen; man aß und trank während des Spinnens, erzählte schaurige Geschichten, neckte einander, koste in mehr oder minder anständiger Weise und trieb mannigfache Spiele.

Die „Klöpflesnächte“, in welchen man zum Scherze den Bekannten Steinchen an die Fenster warf oder bei ihnen anklopfte, leiteten den Dezember oder Wolfsmonat, den Monat des Julfestes ein, und Wuotan, der rastlos wandernde Gott, welcher in der „wilden Jagd“ die Menschen schreckte, wurde nun zum heiligen Bischof Nikolaus, der, begleitet von seinem schellenrasselnden Knecht Ruprecht, Butzemann oder Pelzebub (Volksetymologie von Bel-Zebub), den guten Kindern Früchte, Kuchen und Bilder, den bösen aber Rutenstreiche brachte. Das Julfest selbst wurde als Geburtstag der wieder wachsenden Sonne mit dem höchsten Feste der Christen, mit der Weihnacht, verbunden. Die altnordische Weltesche Yggdrasil, sowie der Baum, aus welchem der erste Mensch geschaffen worden, — eine Vorstellung, von welcher in den Ausdrücken „Stammbaum“, „Stammvater“, „Volksstamm“, „baumstark“ noch heute Andeutungen erhalten sind, — lebten in christlicher Zeit in dem sinnigen Sagenzuge fort, daß in der Christnacht vielerlei Wunder geschehen, unter anderm auch Bäume und Pflanzen zu blühen beginnen und lichten Schein um sich verbreiten, ja sogar Früchte tragen, was die Überlieferung auch von bestimmten Jahren und Orten zu erzählen weiß. Dieser schöne Gedanke hat den Christbaum geboren; in Ermangelung eines blühenden Baumes begnügte man sich mit der immergrünen, aber festlich beleuchteten und mit Gaben behängten Tanne, die freilich erst in neuester Zeit ein Gemeingut des deutschen Volkes und seiner Söhne in allen Weltgegenden geworden ist.

Der Minnetrank, welcher das Zechen der alten Germanen zu festlichen Zeiten, namentlich zum Jahressegen veredelte und den Göttern zugebracht wurde, erhielt am Ende des christlichen Jahres den Namen des St. Johannestrunkes oder St. Johannessegens. Der Brauch bestand darin, daß der Hausvater die Hausgenossen zusammenrief und den Krug feierlich umgehen ließ, was jetzt nur noch vereinzelt vorkommt, namentlich in Gesellschaften zu Meersburg und zu Konstanz. Auch die mannigfachen örtlichen Gebräuche am Sylvester-, Neujahrs-, Berchtolds- (früher Berchtas-) und Dreikönigstag können ihren heidnischen Ursprung nicht verleugnen; sie mahnen an die alten Volksmären von der umziehenden Vegetations- und Anmutsgöttin Berchta (in Norddeutschland Frau Holle, die deutsche Freya) und von den Fahrten Odins mit seinen zwei Brüdern Wili und We. An letztere erinnern die umziehenden, jetzt verchristlichten „drei Könige“. An ihrem Feste ließ man in der Kirche Brot und Salz weihen und gab davon Menschen und Vieh, was gegen Krankheiten schützen sollte; auch schrieb man mit ebenfalls geweihter Kreide die Buchstaben C + M + B (Kaspar, Melchior und Balthasar) an die Thüren, was Hexen und Seuchen abhielt. In der darauffolgenden Nacht trieb man allerlei scherzhaften Unfug, schleppte Ackergeräte auf Berge, brachte Wagen in Stuben, hängte Melkkübel auf Bäume u. s. w.

Am Lichtmeßtage (2. Februar) wurden in der Kirche die für den Gottesdienst bestimmten Kerzen und die aus den Häusern gebrachten Lichter geweiht; letztere wurden dann im Hause aufbewahrt und bei Gewittern und Krankheiten angezündet. Am darauffolgenden Tage, dem des heiligen Blasius, wurden mit Kerzen die Hälse gegen Halsübel gefeit und die Pferde gesegnet.

In verschiedenen Gegenden erhielten sich noch andere altehrwürdige und sinnige Gebräuche bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen. Die verstellte Flucht der Braut und das Einfangen derselben durch den Bräutigam erinnerte in harmloser Weise an den Weiberraub der Urzeit. Ein Schleier oder eine sonstige Verhüllung, ein Kranz oder Gürtel der Braut deuteten auf ihre jungfräuliche Reinheit, — der Spinnrocken, den die Braut beim Heimzuge trug, kündete ihre Arbeitsamkeit an.

Solche Feste und Vergnügungen nun brachten heitere und schöne Züge in das Leben der Bauern, welches oft genug neben ungerechter Bedrückung durch Menschen noch die rauhen Unbilden der Natur zu erdulden hatte. Die Chroniken jener Zeit verzeichnen in Masse, ja beinahe in jedem Jahre harte Winter, Trockenheit, Mißernten, Hungersnot, Viehsterben, Seuchen, Erdbeben, Hagelwetter und Überschwemmungen; als Vorboten dieser Übel wurden gern Kometen sowie Sonnen- und Mondfinsternisse angesehen.

Digitize

Die ſogen. große Kavalkade.
Miniature in der für König Wenzel im Jahre 1400 ausgeführten Abſchrift der „Goldenen Bulle“.
Wien, k. k. Hofbibliothek.

Von ſolchen Heimſuchungen hing aber gleicherweiſe das Leben aller Stände ab; nur hatten die höheren weniger darunter zu leiden. Der Adel und die Geiſtlichkeit, denen Jagd- und Fiſchereirechte zuſtanden, in gewiſſem Maße auch die Städter, kamen lange nicht ſo in Verlegenheit wie die Bauern, wenn die Ernte mißriet. Ihre Beſchäftigung brachte es mit ſich, daß die Ritter mit Vorliebe Wildbret, Geflügel und Fiſche ſowie aus dem Fleiſche dieſer Tiere gefertigte Paſteten ſpeiſten, während die wohlhabenden Bauern Schweinefleiſch, Würſte und Feldfrüchte aßen, die Armen aber von Rüben, Sauerkraut und Kohl ſich nährten. Die Vornehmen aßen mehr Weiß-, die Bauern mehr Schwarzbrot, und zwar wurde dasſelbe mit der Kleie (alſo etwa wie das heutige Grahambrot) gebacken.

In abgelegenen Schlöſſern ſpeiſten die Ritter nicht beſſer als die Bauern. Selten war dort friſches Fleiſch, Gemüſe und Brot zu finden; man mußte ſich oft mit eingeſalzenem oder geräuchertem Fleiſch, groben Hülſenfrüchten und altem Gebäcke begnügen. Selbſt in vornehmen Familien rechnete man Reiher, Kraniche, Störche, Krähen und ſogar Geier (!) unter das eßbare Geflügel; gebratene Pfauen waren ein Gegenſtand des Tafelluxus. Friſch erlegtes Wild war eine willkommene Abwechſelung. Die Dienerſchaft ſelbſt königlicher Paläſte mußte nicht ſelten mit verdorbenem, übelriechendem Kuh-, Ziegen- und Schweinefleiſch, mit abgeſtandenen Fiſchen, ſchwarzem, harten Brot und ſaurem Wein fürlieb nehmen. Ein allgemeines Lieblingsgericht waren die Hühner. Zu einem Hoftage Kaiſer Friedrichs I. in Mainz (1184) wurden ſo viele gebraucht, daß zwei Häuſer nötig waren, um alle die Hähne und Hühner unterzubringen. Der zahlreichen Faſttage wegen war auch der Verbrauch an Fiſchen ſehr groß. Mit den von der See her geſalzen eingeführten Heringen wurde im 12. und 13. Jahrhundert lebhafter Handel getrieben. Fleiſch und Fiſch genoß man ſtark gewürzt, beſonders mit Pfeffer und Safran; Pfeffer war ſehr beliebt und wurde oft als Zoll und als Judenſteuer an Geldesſtatt entrichtet. Käſe, Obſt und Beeren liebte man ſchon damals zum Nachtiſch. Neben dem Brote, welches in verſchiedenen Formen, auch in ſolchen von Menſchen und Tieren, gebacken wurde, hatte man Kuchen und Torten aller Art. Bei einer Hungersnot in Sachſen wurden im Jahre 1407 nußgroße Brötchen, das Stück zu drei Pfennigen, gebacken; zum Andenken erneuerte man ſie ſpäter am Markustag und würzte ſie, daher ſie Marci panes (Marzipan) genannt wurden.

Man aß im Mittelalter meiſt um zehn Uhr zu Mittag und um ſechs Uhr zu Abend; das Tafeltuch wurde ſelten gewaſchen. In den Bürgerhäuſern der Städte kochte man am Sonntag für die ganze Woche und wärmte die Speiſen an den Werktagen nur auf.

Auf die Qualität der Speiſen hielt man weit weniger, als auf die Quantität. Es iſt geradezu erſtaunlich, wie viel gegeſſen wurde; wir hören von Maſſen des Verzehrten, die heute unerhört wären, und dieſe Vielefſerei dauerte während des ganzen Mittelalters und darüber hinaus (ſogar in dem heute ſo nüchternen Italien) in wachſendem Grade bis zum dreißigjährigen Krieg, der endlich die Leute an eine ſchmalere Koſt gewöhnte.

Ein Beiſpiel hierfür bietet der Speiſezettel des Feſtmahles bei der Einweihung der Kirche in Weißenfels durch den Biſchof von Zeitz im Jahre 1303. Am erſten Tage trug man auf: 1. Eierſuppe mit Safran, Pfefferkörnern und Honig, Hirſegemüſe, Schaffleiſch mit Zwiebeln, gebratenes Huhn mit Zwetſchen; 2. Stockfiſch mit Öl und Roſinen, in Öl gebackene Bleie (Weißfiſche), geſottenen Aal mit Pfeffer, geröſteten Bückling mit Senf; 3. ſauer geſottene Speiſefiſche, gebackene Barbe, kleine Vögel in Schmalz hart gebacken mit Rettig, Schweinskeule mit Gurken. Am zweiten Tage: 1. Schweinefleiſch, Eierkuchen mit Honig und Weinbeeren, gebratenen Häring; 2. kleine Fiſche mit Roſinen, aufgebratene Bleie und gebratene Gans mit roten Rüben; 3. geſalzene Hechte mit Peterſilie, Salat mit Eiern und Gallert mit Mandeln.

Bürgerliche Tiſchgeſellſchaft; Mitte des 15. Jahrhunderts.

Das weiße Tiſchtuch iſt mit eingewebten Streifen verziert. Die Gäſte ſpeiſen von runden flachen Tellern von Holz, neben denen Meſſer liegen; einer bedient ſich eines Löffels mit kurzem Stiele. Die feſten Speiſen werden mit der Hand zum Munde geführt; Gabeln ſind nicht im Gebrauch. Auf dem Tiſche ſtehen noch Trinkgläſer und eine Schüſſel mit Löwenfüßen, auch Brot ſehen wir. Ein Diener bringt eine tiefe Schüſſel in das Zimmer. In einer Handſchrift vom Jahre 1468. Nürnberg, Germaniſches Nationalmuſeum. (Nach Eſſenwein.)

Beſtecke benutzte man beim Eſſen, obwohl ſie vorhanden waren, wenig oder gar nicht; namentlich gegen die Gabeln ſcheint man lange ein Vorurteil gehabt und die Finger vorgezogen zu haben, daher das Waſchen vor und nach Tiſche und wohl auch oft zwiſchen den Gängen ſehr notwendig war. Im höfiſchen Leben gab es eine Menge Anſtandsregeln, die bei Tiſche zu beobachten waren, deren Inhalt zeigt, daß Sitte und Reinlichkeit bei Gaſtmählern oft viel zu wünſchen übrig ließen. Die Teller vertraten bei Bauern runde flache Brote; bei Wohlhabenderen, Rittern und Bürgern, kleinere Schüſſeln aus Zinn, deren ſich Eheleute, oft auch zwei Gäſte, zuſammen bedienten. Nur bei außerordentlichen feſtlichen Anläſſen erſchien Silber auf den Tafeln der Mächtigen; ſehr ſelten waren goldene Geräte. Allein bei Salzgefäßen liebte man den Luxus edeln Metalls und koſtbarer Verzierungen. Es erregte Aufſehen, als der Nürnberger Patrizier Antonius Tucher anno 1517 um 25 Gulden 56 Pfund und 24 Pfennige hundert zinnerne Tellerlein kaufte.

Die Trinkgefäße hatten oft phantaſtiſche Formen, am Meere mit Vorliebe die von Schiffen; oft waren ſie Kunſtwerke aus edlem Metall, welche mit ihren gravierten und emaillierten Szenen aus Gedichten oder aus dem Ritterleben den Juwelieren des Mittelalters und der werdenden Neuzeit noch lange zum Ruhme gereichten. Zur Abwechſelung bediente man ſich bisweilen gläſerner oder künſtlich gedrechſelter, mit Gold und Edelſteinen geſchmückter hölzerner Becher.

Im nämlichen Verhältniſſe, wie gegeſſen, wurde und zwar auch von Frauen, getrunken;

in den niederen Ständen Bier, in den höheren an Feinheit und Güte unterſchiedlicher Wein. In Süddeutſchland war der Weingenuß vorherrſchend, auch Baiern war ein Weinland, freilich berüchtigt durch die Säure ſeines Getränkes; im Norden überwog der Biergenuß. Die Vornehmen tranken nicht nur einheimiſche, ſondern auch franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche, ſeit den Kreuzzügen auch griechiſche Weine, namentlich kypriſche.

Wie die damaligen Dichter mit Begeiſterung von Banketten ſangen, ſo verzeichneten auch die Chroniſten die guten und ſchlechten Weinjahre. Gewürzten Wein liebte man im allgemeinen mehr als reinen, ſo namentlich den Claret, zu deutſch lûtertranc; denn der reine Wein wurde nicht ſo gut bereitet wie in neuerer Zeit, er wurde überdies ebenſo oft verfälſcht und vergiftet wie heutzutage und erforderte daher eine Verſüßung. Eine mehr für Kranke berechnete Miſchung dieſer Art hieß Hippokras (nach dem griechiſchen Arzte Hippokrates).

Während der Weingenuß in den Kreiſen des Adels ſtieg, vermehrten ſich in den Städten

Bankett beim Erzbiſchof Balduin von Trier.

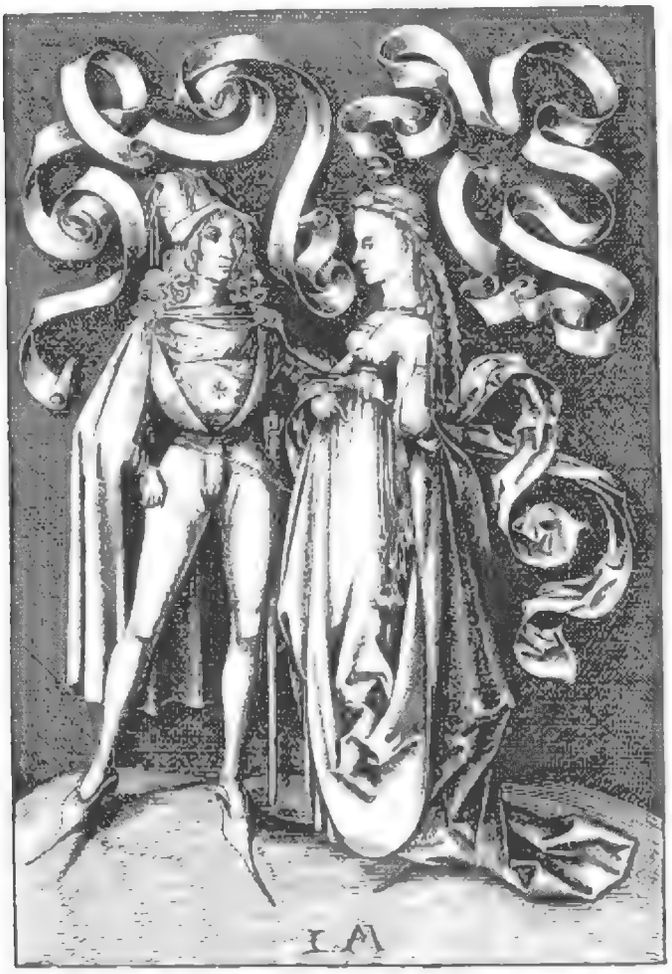
Der Erzbiſchof im roten Käppchen an reich beſetzter Tafel in Geſellſchaft vornehmer Herren und Damen; letztere tragen Buſen und Hals durch hartgeſteifte Kragen verhüllt, die Männer aber den Hals offen. Wie ſich aus der reitenden Bedienung ergiebt, findet das Feſtmahl im Freien ſtatt, oder iſt die Küche wenigſtens im Freien aufgeſchlagen und der Feſtſaal ein offener, ſo daß das Volk dem anziehenden Vorgang zuſchauen konnte. Vorn reitet der durch ſeinen langen Stab kenntliche Truchſeß; andere tragen große Schüſſeln und Kannen zur Feſttafel, vor der ein Beamter, vielleicht der Küchenmeiſter, deſſen Amt ein hochangeſehenes, von adeligen Perſonen verwaltetes war, Ordnung hält. Miniature im Kodex Balduini Trevirenſis; erſte Hälfte des 14. Jahrh. Kgl. Prov.-Arch. zu Koblenz. (Nach Irmer, Rom. Heinr. VII.)

die Bierbrauereien, wenngleich die Klöſter und die Bauern mit den Städtern im Braugewerbe wetteiferten. Wurde in einem der „brauberechtigten“ Häuſer „ein Bier aufgethan“, ſo ritt der Brauer in eigener Perſon durch die Straßen und verkündete laut die willkommene Nachricht. Man erzählt, daß König Rudolf von Habsburg vom Erfurter Biere ſo begeiſtert war, daß er, den Krug in der Hand, auf die Straße hinausrief, wie herrlich es ihm mundete.

Eine Mittelſtellung zwiſchen Wein und Bier nahm der Met oder Honigtrank ein; früher war er ſelbſt dem Weine vorgezogen worden, ſpäter aber wurde er mit der Zeit immer ſeltener. Weniger edel und mehr von den Bauern geſchätzt war der Obſtwein, in Schwaben Moſt genannt.

Der Wirt oder Hausvater ſaß beim Mahle an der Tafel obenan; wenn er ein Fürſt war, oft an einem beſondern erhöhten Tiſche, ſeine Gattin ihm zur Seite. Ein Platz in ſeiner Nähe war ein Ehrenplatz. In der vornehmen Welt ſpeiſten oft, nach älterer Sitte ſogar ſtets, die Männer und die Frauen voneinander getrennt; Kinder waren von der Teilnahme an der

gemeinsamen Mahlzeit ausgeschlossen, sie blieben unter der Aufsicht ihrer Hofmeister in der Kinderstube und wurden nur auf Verlangen nach Tisch hereingebracht und den Gästen gezeigt. Den Hergang des Mahles überwachte mit seinem Stabe der Truchseß, welcher dem Grafen, wie dem Abte, so wenig fehlte, wie dem Kaiser. Bei Festen erklangen Pauken und Trompeten, während die Edelknaben aufwarteten und das Geflügel zerschnitten, welches unzerlegt und, wie namentlich die damals beliebten Pfauen, mit seinem Gefieder geschmückt auf die Tafel kam. In den höchsten Kreisen und in weiten Räumen wurden die Speisen und Getränke sogar von Dienern zu Pferde zur Tafel gebracht. Als die Galanterie in der Blüte stand, bedienten Mädchen die Herren und Edelknaben die Frauen. Musik, Sänger, Gaukler und Tänzerinnen erhöhten durch ihre Vorträge und Produktionen die heitere Stimmung der Tafelnden, die sich mit Geschichten von Krieg, Turnieren, Minne und Jagd unterhielten und oft auch fröhliche Lieder sangen.



Niederdeutsche Tracht in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.
Faksimile des Kupferstiches von Israel van Meckenem († 1503)

Verschieden von diesen ritterlichen Gewohnheiten bei Tische, aber doch üppig genug, mögen die der Stadtjunker oder reichen Kaufleute gewesen sein, während die Sitten der geringeren Bürger wohl mehr, doch in weniger roher Weise, an die der Bauern erinnerten. Den Armen kamen häufig die Reste der ritterlichen Tafeln zu statten, stets aber die der klösterlichen, welche ihnen, oft jedoch zusammengeworfen in einem Kübel, an der Klosterpforte übergeben wurden; bis in unser Jahrhundert hinein hat sich, nach Augenzeugen, dieser Brauch erhalten. Den Bauern war in einzelnen Landesteilen der Genuß von Wildbret und Fischen verboten, wohl damit sie den hohen Herren die Jagd und Fischerei nicht stören sollten. Reiche Bauern kehrten sich jedoch nicht mehr daran.

So verschieden wie in den bisher geschilderten Lebensgewohnheiten war die Zeit auch in anderen Zügen ihrer äußern Erscheinung. Seit dem zwölften Jahrhundert war die Sitte vorherrschend, den Bart ganz zu rasieren, welchem widernatürlichen Beginnen sich jedoch nicht alle Stände fügten. Der große Kaiser Rotbart war nicht der einzige, der den schönsten und würdigsten Mannesschmuck beibehielt. Die Bartlosigkeit paßte übrigens vollkommen zu der langen Kleidertracht und der empfindsamen Dichtung jener Zeit. Dieser Stimmung gemäß schmückten sich Stutzer, ehe die Kopfbedeckungen aufkamen, auch mit Blumenkränzen (S. 350). Ein Stirnband oder Kranz, sowohl von Männern als Frauen auf dem Kopfe getragen, hieß Schavel (chapeau). Locken wurden gern künstlich gebildet und Zöpfe häufig getragen. Eine Absonderlichkeit war dabei, daß vereinzelt auch Männer schon im zwölften bis vierzehnten Jahrhundert Zöpfe trugen und sogar dem Helm eine Zopfscheide anfügten oder den Bart gleich den alten Assyrern in Zöpfe flochten und die Spitzen des Schnurrbartes hinter dem Kopfe zusammenbanden.

Digitized

Norddeutscher Patrizier des 15. Jahrhunderts.

Gravierte Meſſing-Grabplatte des Johannes Lüneborch († 1461) in der Katharinenkirche zu Lübeck.

UNIVERSITY

Digitiz

Herzog Albrecht III. von Öſterreich (reg. 1365—1395) in der Ordenstracht der von ihm geſtifteten ritterlichen Geſellſchaft der Zopfritter. Hinter ihm ſeine beiden Gemahlinnen.

Glasgemälde aus dem 14. Jahrh. in der S. Erhardskirche in der Breitenau in Steiermark. Der Zopf iſt in eine ſcheidenartige Umhüllung von Metall gefaßt. Auch die eine der Frauen hat einen Zopf. Die Tracht iſt die des 14. Jahrh., doch bereits mit Anklängen an ihre Weiterentwickelung. Der Herzog trägt eine Brünne aus Kettengeflecht, die über den Schenkeln ſichtbar wird; darüber eine eiſerne Rüſtung und über dieſer den „Lendner", ein enganliegendes Überkleid von Leder mit ganz kurzen Ärmeln, welches um die Taille und um die Hüften durch Gürtel zuſammengehalten wird. Dolch, Schwert und Helm ſind mit durch den Lendner hindurchgehenden Ketten am Panzer auf der Bruſt befeſtigt; den Kopf bedeckt die Stahlhaube mit der Halsbrünne; den Stechhelm mit Helmdecke und einem Adler als Zimier ſieht man über der Schulter, eine Fahne hält der Herzog im Arm — Die beiden Frauen tragen die gefälteten Hauben und die engen, bis mitten auf die Hand reichenden Ärmel des 14. Jahrh. Die Kronen auf ihren Häuptern und die Hermelinmäntel kennzeichnen ſie als Fürſtinnen und die Wappenſchilde als Böhmin und Hohenzollerin. (Nach Eſſenwein.)

Die allgemeine Entwickelung der Tracht im Mittelalter haben wir bereits (S. 282 ff.) geſchildert und tragen hier nur noch einiges nach, was ſich teils auf ihren beſonderen Charakter, teils auf die letzten Zeiten unſrer Periode bezieht. Nachdem gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts und am Abſchluß der Kreuzzüge das Deutſche Reich in ſeiner weltgeſchichtlichen

Bedeutung untergegangen war, wurde Frankreich, welches in den Kreuzzügen die leitende Macht geweſen, im Gebiete der Mode für ganz Mittel- und Weſteuropa die Quelle aller Veränderungen, durch welche vom vierzehnten Jahrhundert an die Tracht einen von der römiſchen, an die man ſich früher angelehnt hatte, durchaus abweichenden Charakter annahm.

So zwingend war damals die Mode, daß man ſich ihr ſogar dann fügte, als ſie in der Kopfbedeckung Schleier und Gebende von ſafrangelber Farbe aufbrachte, obſchon dieſe die entehrende Bezeichnung der Juden und der öffentlichen Dirnen war, daher auch die Prediger gegen ſie eiferten. Frauen hatten ſtets den Schleier, ältere einen Hut. Fürſtliche Perſonen trugen bei feſtlichen Gelegenheiten ihre Kronen oder wenigſtens ſchmale Goldreifen.

Deutſche Edelleute des 15. Jahrh.
Fakſimiles zweier Kupferſtiche vom ſogen. „Meiſter von 1480".

Über dem Rocke wurde beim Ausgehen und Ausreiten ein mit Kapuze verſehener Mantel getragen, deſſen Farbe von der des Rockes möglichſt ſchreiend abwich, wie denn überhaupt die grellen Farben die beliebteſten waren. Die der Länge, Breite oder Schräge nach, in verſchiedenen Farben und Muſtern „geteilte Kleidung" übertrieb dieſe Neigung noch weſentlich. Unter dem Rocke weiße, gefältelte, oft geſtickte Hemden zu tragen, war bei den höheren Ständen allgemein. Gegen die Winterkälte ſchützte ein Pelz. Viel Ärgernis erregte ſchon damals die Schleppe der Frauen,

welche Geiſtliche, Dichter und Zeichner, ernſt und ironiſch, gern mit dem Teufel in Verbindung brachten. Ebenſo anſtößig waren manche Moden, die ſich an den Hoſen der Männer entwickelten, den langen Strümpfen der alten Zeit, welche oben die „Bruoch“ (Unterhoſe) bedeckten und unten von den Schuhen umkleidet wurden, an deren Stelle oft auch Stiefel oder Halbſchuhe getragen wurden. Die Schnabelſchuhe blieben lange Zeit Mode — eine Geſchmackloſigkeit, welcher die Schellen oder Glöckchen an den Schuhſpitzen, am Gürtel, an den Säumen der Kleider und am Pferdezeug würdig zur Seite ſtanden. Dagegen eignete ſich, abgeſehen von ihren Auswüchſen, die damalige, teils eng anliegende, teils faltenreiche Kleidung ähnlich wie die des klaſſiſchen Altertums zur künſtleriſchen Darſtellung.

Die Zeit liebte die Pracht. Man trug viel Schmuck, und die Frauen ſchmückten ſich oft in verſchwenderiſcher Weiſe. Seidene Gürtel, mit erotiſchen Inſchriften beſtickt, mit Edelſteinen eingelegt, mit ſilbernen und goldenen Spangen beſchlagen, mit gemalten oder getriebenen Figuren beſetzt, waren eine Hauptzierde der Damen. Schnallen und „Senkel“ (das durch die Schnalle gezogene Gürtelende) ſchloſſen den Gürtel; von ihm herab hing ein zierliches Täſchchen, in dem Geld, Wohlgerüche und andere Kleinigkeiten Aufnahme fanden. Je nach dem Vermögen der Beſitzerin waren dieſe Gürtel oft koſtbar und von großem Wert, der bis auf 1000, alſo etwa 40 000 jetzige Mark ſtieg. Gewandnadeln (Broſchen), Halsketten, Ohr- und Fingerringe, Armbänder, angehängte Spiegel, Fächer u. ſ. w. vervollſtändigten den Schmuck. An Schminken und allerlei Schönheitsmitteln fehlte es den Damen nicht.

Bauern-Typen um 1500.
Kupferſtich von Albrecht Dürer. Faksimile in Originalgröße.

Dieſe für das fünfzehnte Jahrhundert charakteriſtiſche Tracht war natürlich nur bei dem Adel und höheren Bürgerſtande durchweg gebräuchlich, wurde aber doch auch von reichen Bauern in ungeſchickter und lächerlich überladener Weiſe angenommen. Sonſt trug das „gemeine Volk faſt überall grobes Tuch oder Leder, graue oder ſchwarze Filzhüte und grobe Bundſchuhe“. Obrigkeitliche Verordnungen ſchrieben den Bauern vor, „die Haare bis an die Ohren zu ſtutzen und nur graue und geringe Kleider und Schuhe von Rindsleder zu tragen“. Feinere Gewebe, Harniſche wie denn Waffen überhaupt waren ihnen verboten; „Meſſer in den Hoſen“ zu tragen, war ſogar bei Strafe des Handabhauens unterſagt. Wie gleichzeitige Bilder zeigen, jedoch ohne viel Erfolg!

Was die Wohnung anbetrifft, ſo war die Bauernhütte aus Lehm und Holz gebaut und mit Stroh gedeckt. Ihr urſprünglicher und vielfach einziger Raum, der Feuerplatz, wurde in den größeren Bauernhöfen, wie in den anwachſenden Häuſern der Städte, dem römiſchen Atrium entſprechend, als Hausflur oder Diele der Mittelpunkt aller Räumlichkeiten oder Stuben, die ſich um ihn gruppierten. Zuletzt trennte ſich auch die Küche von jenem Hausmittelpunkte ab und wanderte in einen der Seitenräume. Die weite, ſtolze Hausflur ſchrumpfte immer mehr zu einem bedeutungsloſen „Gange“ zuſammen. Nur in den Handelshäuſern der größeren

Städte erweiterte ſie ſich zum Warengewölbe und duldete im Erdgeſchoſſe keine Zimmer um ſich, die daher in das obere Stockwerk hinauf verlegt werden mußten. Das bürgerliche Zimmer des vierzehnten Jahrhunderts hatte getäfelte Wände, an denen hölzerne Sitze, die mit Kiſſen belegt waren, ringsum liefen; in den Fenſterniſchen auf Vorſprüngen der Mauer pflegten

Interieur aus dem 15. Jahrhundert: Hausmuſik; Harfe (das älteſte aller Inſtrumente) und Laute. Der Lautenſpieler bedient ſich eines Plektrons. Fakſimile des Kupferſtiches von Iſrael van Meckenem († 1503)

zwei gegeneinander gerichtete Sitze angeordnet zu ſein. Ein großer Kachelofen, ein ſchwerer Eichentiſch mit geſpreizten Beinen, eine ähnliche Truhe oder ein Schrein mit verzierten Eiſenbeſchlägen bildeten die Hauptſtücke des übrigen Mobiliars.

Die Zunahme der Städte und die damalige Unmöglichkeit ihrer Ausdehnung über die Mauer und den Graben hinaus nötigte allmählich die Häuſer, in die Höhe zu wachſen und

Digitized by Google

von Stockwerk zu Stockwerk zu steigen. Das Bedürfnis nach Licht und Luft führte nunmehr im Stadtinnern zur Anlage von Höfen zwischen Vorder- und Hinterhaus, sowie zur Errichtung von Landhäusern außerhalb der Stadt; letztere wurden der Sicherheit halber oft in Teichen angelegt (Weiherhäuser) oder mit einem Wassergraben umgeben und mit Zugbrücke und Thor versehen.

Interieur aus dem 15. Jahrh. Hausmusik auf einer kleinen Orgel, die ihre Luftzufuhr von der Rückseite durch kleine Blasebälge erhält und Positiv genannt wurde.
Der Tisch hat eine doppelte aufzuklappende Platte. Im Hintergrunde Blick auf eine Bettstatt.
Faksimile des Kupferstiches von Israel van Meckenem († 1503).

Schon früher hatte die Notwendigkeit heller, luftiger Räume die dem Norden eigentümlichen, im Süden wegen der Hitze weniger gebräuchlichen Fenster geschaffen. Nur sehr langsam kam dabei das Glas in Gebrauch; im früheren Mittelalter war dasselbe nur den Kirchen vergönnt gewesen, die Fenster der Häuser hatten sich mit Linnen, Hornplatten, Weidengeflecht, Holzgitterwerk oder Marienglas begnügen müssen. Seine Laufbahn im deutschen Bürgerhause begann

das Glas erſt ums Jahr 1400 mit den undurchſichtigen „Butzenſcheiben“, von welchen man dann zu den bleigefaßten Rautenſcheiben überging: anfangs wieder nur in den beſſeren Räumen der anſehnlichen Häuſer und nur nach und nach in den geringeren. Erſt in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts war halb Wien mit Glasfenſtern verſehen; kleinere Städte natürlich noch viel ſpäter. In Prunkgemächern liebte man Fenſter mit bunten Glasmalereien, welche dem Raum eine kirchenähnliche Stimmung verliehen.

Das Äußere der vornehmeren ſtädtiſchen Häuſer war vielfach von anziehender architektoniſcher Wirkung; Meißelarbeiten, oft ſchöne Werke der Bildnerkunſt, ſchmückten die maleriſchen Erker, hoch ragten die verzierten, nach der Straße gewendeten Giebel, und die Wände ganzer Häuſerreihen waren bedeckt von Wandmalereien mit Darſtellungen aus der Bibel, der Mythologie, der Geſchichte und der Dichtung, mit Schildereien aus dem Leben, aus Turnieren und Schlachten, auch ergreifende Mahnungen an den Tod (man erinnere ſich an die Totentänze) und kräftige Sinnſprüche fehlten darunter nicht. Den Markt und die Plätze zierten Brunnen, die fließendes Waſſer ſpendeten und oft Bildhauerarbeiten von großer Schönheit waren; meiſt krönte ihre Spitze ein Standbild, welches in ſtrahlender Vergoldung herabſah auf das buntbewegte Treiben des Marktes und der Gaſſen, das in den lebhaften Farben der herrſchenden Tracht ein ungemein prächtiges Bild damaligen Stadtlebens abgab.

Die Kartenſpieler; 15. Jahrhundert.
Fakſimile des Kupferſtiches von Iſrael van Meckenem (aus Bocholt in Weſtfalen, † 1503).

Kriegsleute um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts. Nachahmung des Kupferstiches von Albrecht Dürer.
In der Mitte zwei Edelleute in Mänteln; im Hintergrunde ein türkischer Reiter.

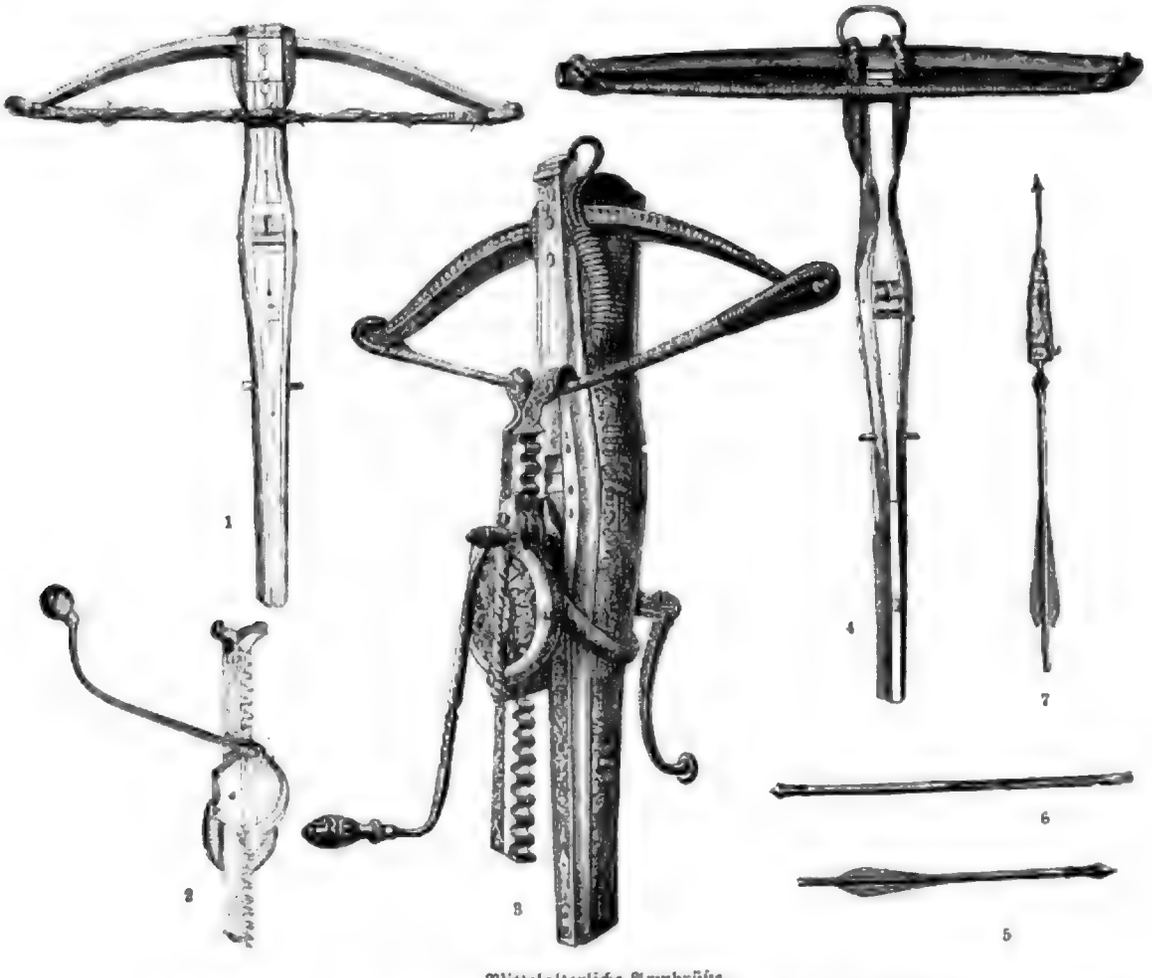
Vierter Abschnitt.

Kriegswesen und Rechtspflege.

Bewegung ist ein Grundgesetz des Daseins der Menschheit, und schon diese unumstößliche Thatsache, an welcher die starre Unveränderlichkeit des Lebens aller übrigen Wesensgattungen im rastlosen Verlaufe der Zeit nicht teilnimmt, erhebt unsere Gattung unendlich hoch über das einseitige moderne Dogma der Affenabstammung. Das Rätsel der Bewegung in der Geschichte ist ein viel tieferes und noch weniger zu lösendes, als jenes der äußeren Form, obschon auch die Gestalt eines Apollon und einer Aphrodite durch den „Kampf um das Dasein“ und die „Anpassung“ nicht erklärt wird.

In den bisherigen Teilen unsrer Kulturgeschichte hat das Gesetz der Bewegung sich in einem ruhigern, langsamern Gange gezeigt, als derjenige ist, dem wir nun folgen werden. Dieser raschere Fortschritt hatte namentlich die Bedeutung, daß er das Mittelalter, d. h. ein mittleres stabileres Zeitalter zwischen zwei Perioden rascherer Entwickelung, zur Seite schob. Die fortschreitende Bewegung des Mittelalters war aber deshalb eine langsamere, weil sich

in dieser Zeit eine neue Entwickelung an Stelle einer abgestorbenen ebenso vorbereiten mußte, wie eine Erweiterung des Schauplatzes der Geschichte. Das Mittelalter verhält sich zur neueren Zeit, deren Keime im vierzehnten Jahrhundert liegen und die am Ende des fünfzehnten eingetreten ist, ungefähr wie die stabilere Kultur des Morgenlandes, die ägyptische, assyrische, indische, chinesische u. s. w., zu der an Abwechselungen reicheren und schneller fortschreitenden hellenischen und römischen Kultur. Die Führerin des Fortschrittes der Menschen ist die Salzflut. Wie die orientalischen Völker, ohne wesentliche Seefahrt zu kennen, auf die Kulturwelt hinsteuerten, welche sich um das Mittelmeer gruppierte und durch dieses groß wurde, so



Mittelalterliche Armbrüste.

1. Armbrust mit Stahlbogen, im k. k. Artillerie-Arsenal-Museum zu Wien. Der schwere kurze Stahlbogen ist mittels Tauwerk an der Säule aus Birnbaumholz verankert. Gespannt wurde die Armbrust mit der Winde, Nr. 2, deren Anwendung auch Nr. 3, in der kaiserlichen Waffensammlung im Schloß Czarskoe-Selo, klar ersichtlich ist. 4. Armbrust mit Hornbogen, ebenfalls in Wien; derselbe ist mit feinem Bast überzogen, um seine Elastizität gegen den schädigenden Einfluß der Witterung zu sichern. Zum Spannen diente ebenfalls die Winde, zum Aufhängen der Ring über dem Bogen. An des letzteren Stelle befindet sich häufig auch ein sogen. Steigbügel, in den der Schütze beim Spannen den Fuß stellte und so die Armbrust festhielt. 5. 6. Kriegsbolzen mit Eisenspitzen; statt der Befiederung der leichteren Jagdpfeile mit dünnen eingelassenen Holzplättchen versehen. 7. Ein Brandpfeil mit Widerhaken und Brandballen.
(Nach D. Leitner.)

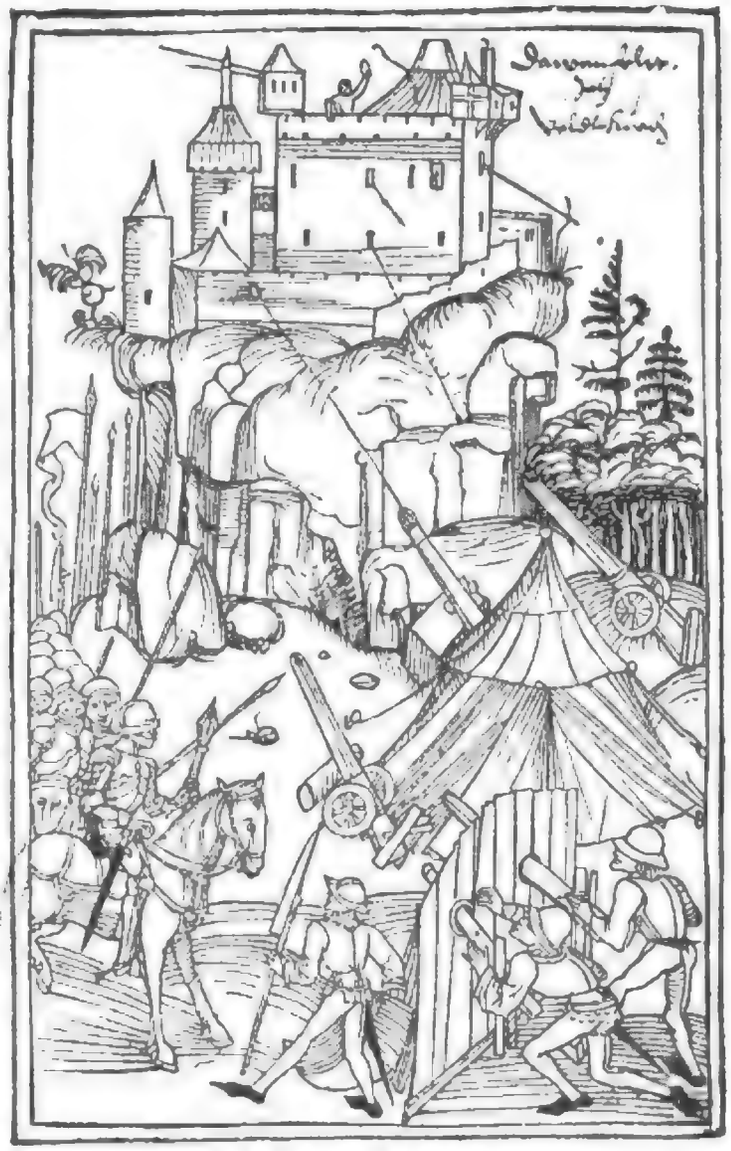
steuerte das Mittelalter, welches in der Nautik hinter Phönikern und Griechen zurück blieb, auf die erweiterte Kulturwelt hin, die sich auf den von Kolumbus, Vasco de Gama und Magelhaens erschlossenen Teilen unsrer Erdkugel herumtummelt.

Diese neue Entwickelung der Kultur und Erweiterung ihres Gebietes bereitete sich seit dem vierzehnten Jahrhundert vornehmlich auf drei Feldern vor: auf denen der Kriegführung, der Rechtspflege und des Handelsverkehrs. Vollendet wurde sie später auf den drei höheren Feldern der Religion, der Kunst und der Wissenschaft.

Digitize

Ohne in das Amt der Kriegsgeschichte einzugreifen, wollen wir nur die Art der Kriegführung vor und nach ihrer mächtigsten Umwälzung, welche durch die Einführung der Feuerwaffen bewirkt wurde, kurz charakterisieren. Vor dieser Umwälzung waren es die Ritter, welche die Kriege machten und leiteten: organisiert aber wurde die Streitmacht und deren Heerfahrt durch das Lehnswesen, unter dessen Trägern, von oben nach unten hin, ein jeder seine Vasallen aufbot. Die Ritter bildeten die Reiterei, die Leute geringern Standes das Fußvolk (S. 188).

Diese Organisation mußte fallen vor den Veränderungen, welche im Waffenwesen nach und nach Platz griffen. Damit milderte sich nicht zugleich die Schrecklichkeit der Kriegführung, noch immer verübten die Sieger nach Schlachten und Belagerungen unmenschliche Grausamkeiten an den Besiegten, und die Heerführer glaubten, Verwüstungen des durchzogenen Landes nicht unterlassen zu dürfen. Die Schleudermaschinen (S. 196) wichen nur sehr langsam, — schneller die plumpen Belagerungstürme — dem Feuergeschütz. Die erste Nachricht von demselben in Deutschland kommt aus Aachen, das im Jahre 1346 eine Büchse aus Eisen besaß, welche „Donnerschoß," und zehn Jahre später hatte Nürnberg „bereits eine Menge eiserner und kupferner Büchsen, welche eiserne Kugeln warfen." Die Feuerwaffen bestanden erst nur als schweres Geschütz, Steinbüchsen, Feldschlangen rc.; wegen der schlechten Beschaffenheit des ersten Pulvers konnte die Verwendung als Handwaffen erst viel später eintreten, zuerst als Hakenbüchsen. Namentlich die eben erst ausgebildete Armbrust ließ sich lange Zeit nicht verdrängen.



Beschießung einer Feldburg im 15. Jahrhundert.
Faksimile eines Holzschnittes in der „Schwäbischen Chronik." Ulm 1486, gedruckt von Konrad Dinckmut

Die Ritter bildeten den Kern der Heere noch im fünfzehnten Jahrhundert; seitdem ihnen aber die Schweizer 1386 bei Sempach gezeigt, was ein freiheitbegeistertes Fußvolk gegenüber den unbehilflichen Panzer- und Lanzenmauern vermag, traten sie mit ihren Dienstleuten immer mehr vor den Söldnern zurück, mit welchen auch die Uniformen, das heißt zunächst gleichfarbige Kleider der einzelnen Truppenkörper, überhand nahmen. Die Kriegsmacht von Ulm war durchweg rot gekleidet, auch die Wundärzte, die man „künstliche Buben" nannte; jeder Bürger mußte ihr zugehören und einen Harnisch von acht Pfund Heller an Wert besitzen.

Landsknechte, mit „Zweihänder" und Dolch bewaffnet.
Faksimile eines Holzschnittes in Hans Burgkmairs (1472—1531) Triumphzug Maximilians I.; 1516—1519 entstanden.

Um die nicht mehr zuverlässigen Vasallenheere zu ersetzen, schrieb der Reichstag seit dem Jahre 1422 einen „gemeinsamen Pfennig" zur Beschaffung eines Reichssöldnerheeres gegen die Husiten aus; es sollte in Abteilungen von zehn, hundert Mann u. s. w. geordnet sein, kam indes noch nicht zu stande, und 1431 ergriff das letzte Lehensheer von 100 000 Mann bei Taus vor den Husiten schmählich die Flucht.

Landsknechtsharnisch. Wien, k. k. Artillerie-Arsenal Nr. 1.
Nürnberger Arbeit, 1500—1525. Auf der Brust sind zwei Landsknechte in Pluderhosen eingeätzt. Der aus der Brustplatte stark hervorspringende Grat bildete sich später zu dem sogen. Gänsebauch aus. Das Armzeug besteht aus zwei Teilen: das des Unterarms, welches durch bewegliche große Ellenbogenkacheln mit dem des Oberarms verbunden ist; dieses wiederum hat Achseln mit Stauchen zum Schutze des Halses. Die vor dem rechten Schulterstücke hängende Scheibe deckte beim Heben des Armes die Achselhöhle. (Nach O. Leitner.)

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden in Frankreich die ersten stehenden Truppen der christlichen Völkergruppe (die türkischen Janitscharen waren vorausgegangen) gebildet. Deutschland folgte darin bei Anlaß des Krieges, den Maximilian I. gegen Ungarn führte, nach. Es waren die ersten Lanz- oder Landsknechte. Sie trugen die seit kurzem an die Stelle der früheren Ringel- und Schuppenpanzer getretenen Plattenharnische und führten Helmbarten, Schwerter, Armbrüste und Handfeuerwaffen. Helme von hübscherer, abgerundeter und geschweifter Gestalt verdrängten nun die häßlichen Töpfe, in denen sich die Zeit der Kreuzzüge gefallen hatte.

Seit den Husitenkriegen hatte das Pulvergeschütz erhöhte Bedeu-

Digitized by Google

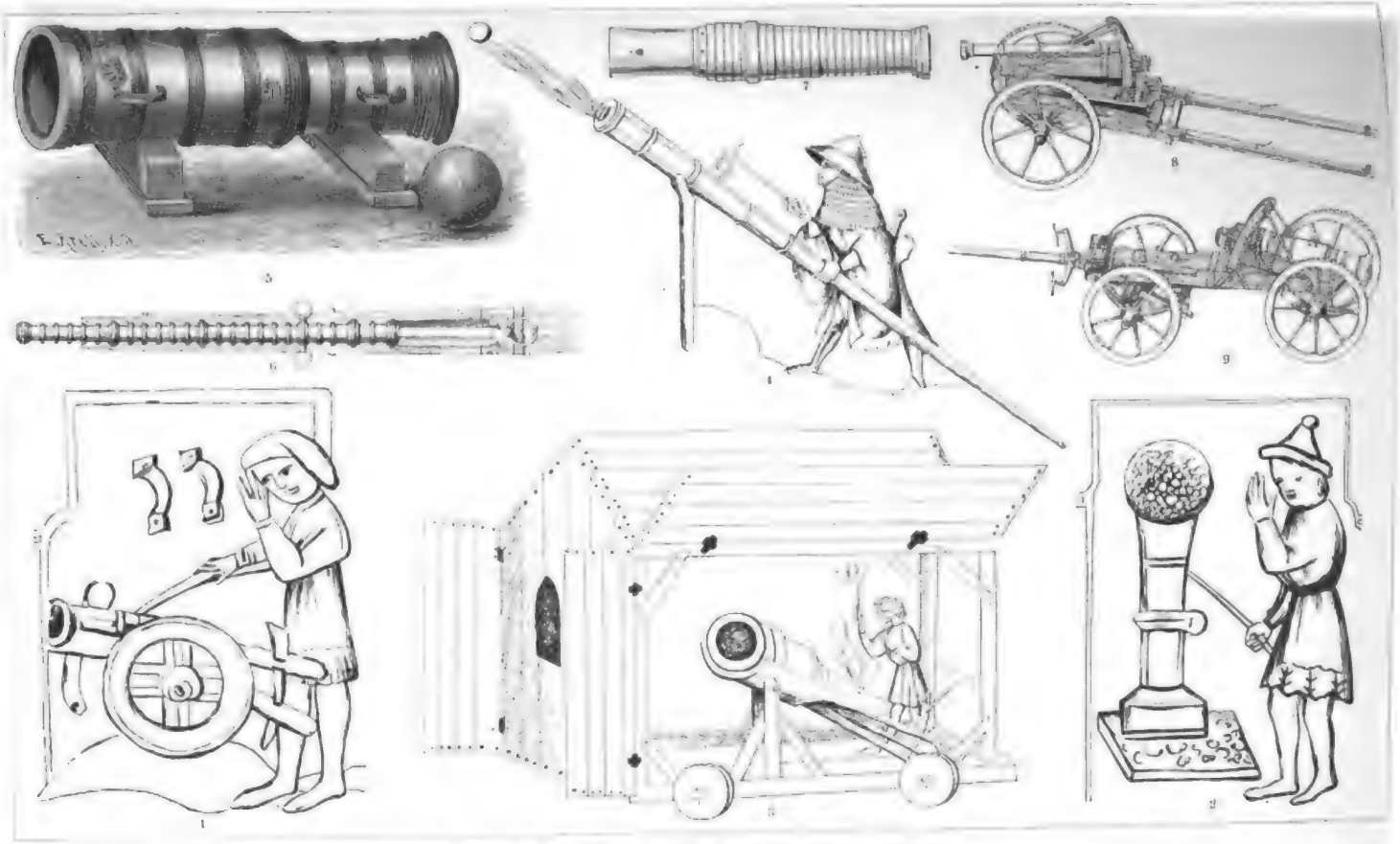
UNIVERSITY

Die Nürnberger Feldſchlange; im Vordergrunde Ungarn, die das Geſchütz beſichtigen. Fakſimile der Radierung von Albrecht Dürer.

Landsknechte mit Büchſen.
Fakſimile eines Holzſchnittes in Hans Burgkmairs Triumphzug Maximilians I.

tung und vervollkommnete Einrichtung erfahren. Es waren in Deutſchland namentlich die Städte, welche viele und rieſige Kanonen und Mörſer gießen ließen, die ihre oft komiſchen Namen hatten, wie z. B. die „faule Mette," die „ſcharfe Grete." Mit ſolchen Geſchützen vernichtete Hamburg die Vitalienbrüder; Nürnberg machte ſich damit den Fürſten ebenbürtig. Die erſte, Arkelei genannte Artillerie war ſehr ſchwerfällig. Die Nürnberger Kanone „Kriemhild" brauchte im Jahre 1388 zu ihrer Bedienung nicht weniger als zehn Wagen und 56 Pferde. Ein Straßburger Geſchütz war achtzehn Fuß lang. Man ſagte damals: „Der Venediger Macht, der Augsburger Pracht, der Nürnberger Witz, der Straßburger Geſchütz, der Ulmer Geld regieren die Welt." Noch koloſſaler wurden die Geſchütze zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts. Die „ſcharfe Metze" ſchleuderte zentnerſchwere Eiſenkugeln, zu ihrer Fortbewegung waren aber 163 Pferde nötig. Andere berühmte Geſchütze waren die Siegerin, die Nachtigall, die Notſchlangen, der wilde Mann, Ochſe, Affe u. ſ. w. zubenannt. Herzog Albrecht von Sachſen zahlte im Jahre 1480 für fünf Schlangenbüchſen 500 Gulden (3177 heutige Mark).

Beinahe ſchien es, als ob die ſtets reicher werdenden Städte den durch Aufwand und Fehden verarmenden Fürſten und Edeln den Rang ablaufen wollten. Sie ſympathiſierten offen mit den Schweizern, von denen tauſend in die Dienſte Nürnbergs traten; ſie erneuerten im Jahre 1446 den ſchwäbiſch-fränkiſchen Bund; faſt konnte man in der damaligen Geſtaltung Deutſchlands eine republikaniſche ſtatt der monarchiſchen vermuten. Es kam 1449 zu einem eigentlichen Vertilgungskrieg zwiſchen Adel und Städten, der Dorf, Feld und Wald verheerte und namentlich Nürnberg großen Schaden that; von 22 Fürſten, 38 Grafen und Herren und etwa 3000 Rittern hatte dieſe Seele des Städtebundes „Abſagen" erhalten; nur etwa dreißig Städte ſtanden auf ihrer Seite, aber das heldenmütig ſich wehrende Nürnberg ließ ſich von ſeinen Feinden nicht bezwingen. Während dieſer Belagerung waren die Bauern der Umgegend, etwa zehntauſend Köpfe, in die das doppelte zählende Stadt aufgenommen worden und konnten bequem darin leben: ein Beweis, wie wenig dicht zuſammengedrängt die Bevölkerung einer Stadt damals wohnte. Auch erhellt aus dem Umſtande, daß der Stadt Ritter als Hauptleute dienten, wie wenig die Abneigung der Stände in Betracht kam, wenn das Intereſſe mitſprach. Die Streitmacht Nürnbergs betrug 400 Reiter und 4000 Fußgänger, welche in Armbruſtſchützen, Büchſenſchützen und Spießträger zerfielen. Ein weitläufiges und wohldurch-



Typen der ältesten Artillerie. (Nach Effenwein.) Hierzu Erläuterungsblatt.

Beilage zu Seite 360:

Erläuterung zu: Typen der älteſten Artillerie.

No. 1. Aus einer Handſchrift der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, um 1390 – 1400. Die Bilder derſelben ſind von der Hand eines Büchſenmeiſters und teilweiſe mit erläuternden Unterſchriften verſehen. Die Geſchütze ſind, wie aus der Farbe der Bilder hervorgeht, von Eiſen und mit eiſernen Bändern auf Holzunterlagen befeſtigt. Das als No. 1 abgebildete hat ein verſtärktes Mundſtück und ſcheint, nach dem Verhältnis ſeiner Größe zu der des Mannes zu ſchließen, ein leichtes Feldgeſchütz zu ſein. Die Unterſchrift dieſes Bildes empfiehlt Vorſicht beim Schießen. „Wenn Du ein püchſen wilt beſchiſſen," ſagt ſie, ſo ſolle man ſich nicht unmittelbar hinter oder neben das Rohr ſtellen, ſondern zehn bis zwanzig Schritt über Eck hinter die Büchſe, zur Sicherheit für den Fall, daß das Geſchütz vom Schuſſe zerſprengt werden ſollte. Beim Laden ſtellte man das Rohr ſenkrecht; zwiſchen Pulver und Kugel wurde ein Holzklotz mit dem Schlägel eingetrieben; die Steinkugeln wurden in eingefettete Lappen gehüllt.

No. 2. Aus derſelben Handſchrift. Dieſe Abbildung zeigt, wie man ein Geſchützrohr auf ſeine Feſtigkeit prüfte: es wurde mit Pulver gefüllt, die Mündung mit einem Holzklotz feſt verſchloſſen, das Rohr ſodann ſenkrecht auf die Mündung geſtellt und die Ladung dann entzündet; die Büchſe mußte dabei in die Höhe fliegen: „vnd welche püchſen alſo beſtet, die iſt ſicher gut," ſagt der Büchſenmeiſter in der Unterſchrift.

No. 3. Aus einer Handſchrift der königl. Univerſitäts-Bibliothek zu Göttingen vom Jahre 1405. Große Steinbüchſe, welche Kugeln von etwa 1½ Fuß Durchmeſſer ſchleudern dürfte. Über derſelben iſt ein Schutzdach errichtet, eine Art Hütte, welche, wie die Unterſchrift angiebt, Schutz gegen die feindlichen Pfeile bieten ſollte: es geht daraus hervor, daß das Geſchütz nur geringe Tragweite hat und der belagerten Mauer ſehr nahe liegen muß.

No. 4. Aus derſelben Handſchrift. Eine eigenartige, durch eine Gabel geſtützte Büchſe, die ſich ſchon der Handfeuerwaffe nähert. Vielleicht eine ſogenannte „Klotzbüchſe".

No. 5. Die „faule Mette", welche im Jahre 1411 in Braunſchweig gegoſſen wurde. (Nach einer Abbildung vom Jahre 1728; das Stück iſt jetzt nicht mehr vorhanden.) Das Geſchütz ſoll 180 Zentner, die Kugel 6 Zentner, die Pulverladung 52 Pfund gewogen haben; als Tragweite ſind 3300 Schritt angegeben; Rohrlänge ungefähr 10⅓ Fuß.

No. 6. Eiſerne Kammerſchlange im Muſeum zu Danzig; aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Pulverkammer war für ſich beſonders anzuſetzen; ohne dieſelbe mißt das Rohr das 33fache ſeines Kalibers.

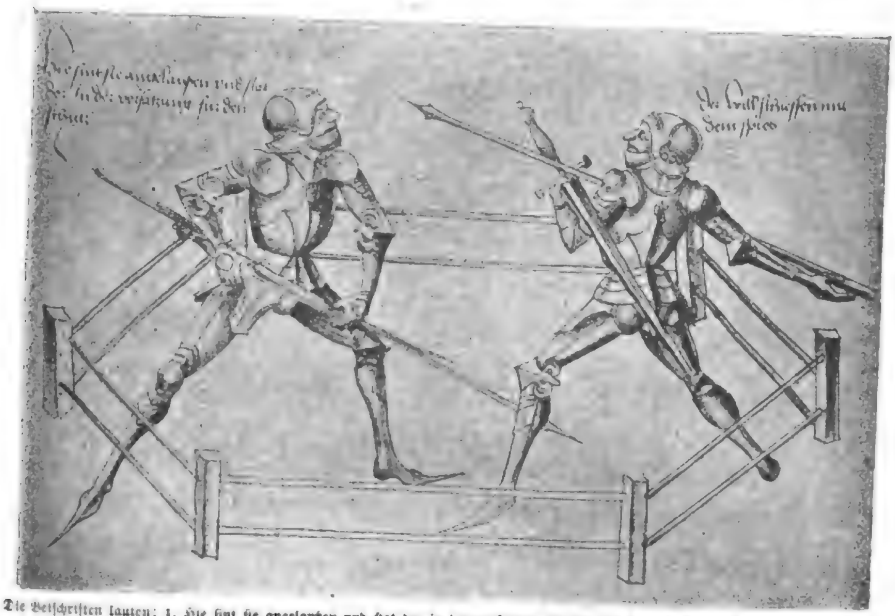
No. 7. Schmiedeeiſerne Steinbüchſe; im Zeughauſe zu Baſel. 2¾ Meter lang. Aus dem erſten Drittel des 15. Jahrhunderts.

No. 8. 9. Aus einer Handſchrift der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Feldgeſchütze um 1470 — 1480. No. 8 ein leichteres Rohr auf einem zweiräderigen Karren mit Doppeldeichſel. No. 9 ein ſchwereres Rohr auf einer zweiräderigen Lafette; letztere wurde, wie die Abbildung zeigt, auf dem Marſche auf ein mit einer Deichſel verſehenes Räderpaar aufgeprotzt und dadurch das Fortſchaffen weſentlich erleichtert. Beide Geſchütze haben Richthörner.

(Nach Eſſenwein, Quellen zur Geſchichte der Feuerwaffen.)

dachtes System regelte die Verteidigung und Verproviantierung der Stadt und die möglichste Verhinderung von Spioniererei und Schmuggel, wie von Feuersbrünsten und Überfall. Der Kampf blieb im Frieden von 1453 noch unentschieden; die Zeit der Zollern, deren Haupt, der kräftige aber gewaltthätige Albrecht Achilles von Brandenburg, an der Spitze der Städtefeinde stand, war noch nicht gekommen, und der Wettstreit zwischen den Parteien dauerte fort. Hingegen war die politische Macht der Städte und die Bedeutung ihrer Bünde — die Hansa allerdings noch ausgenommen — für immer dahin.

In dieser Zeit nahm auch die neuere Kriegswissenschaft ihren Anfang. Da man den Stoff zu derselben in den Klassikern des Altertums suchte, waren — Geistliche ihre ersten Bearbeiter. Sie zeigten, daß zur Zeit ihrer Autoritäten eine gewisse Ordnung auch im Kriege geherrscht habe, und trugen damit ebenso sehr, wie die Feuerwaffen, dazu bei, daß das zuchtlose, wüste Dreinschlagen der „Kriegskunst" des Mittelalters ein Ende nehmen mußte.



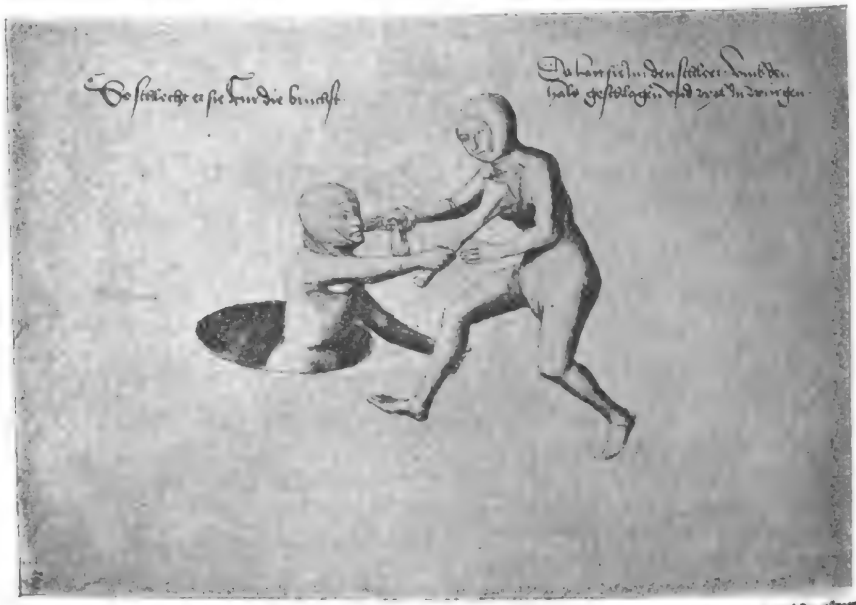
Die Beischriften lauten: 1. Hie sint sie angelanßen vnd stat der in der versatzung für den Schutz. — 2. Der will schießen mit dem spieß.
Gerichtlicher Zweikampf in voller Rüstung mit Spieß und Schwert in den Schranken.
Verkleinertes Faksimile aus Talhoffers Fechtbuch. Bilderhandschrift vom Jahre 1467. Gotha, herzogliche Bibliothek.
Diese interessante Bilderhandschrift ist schwäbischer Herkunft, datiert vom Jahre 1467; außer ihr sind noch zwei Handschriften desselben Fechtbuches, vom Jahre 1459 und 1443, vorhanden. Die dargestellten Kampfweisen sind die früherer Perioden.

Auf dem Gebiete des Rechtes ist seit dem dreizehnten Jahrhundert an Stelle des sich auslebenden lockeren Gefüges von Lehen und Afterlehen eine fortschreitende Befestigung des Staatsgedankens zu bemerken, wenn auch leider weniger zu gunsten des Reiches, als der Einzelstaaten. Der Landfriede Kaiser Friedrichs II. (1235) setzte einen Hofrichter als ständigen Beamten ein, welcher täglich über alles zu richten hatte, was nicht dem König vorbehalten war, dessen Urteile aber ohne die Bestätigung des Königs keine Rechtskraft hatten und von diesem aus Gnade aufgehoben werden konnten. Ihm wurde ein Hofgerichtsschreiber beigegeben, der gleich ihm ein Weltlicher sein mußte.

Schon im dreizehnten Jahrhundert wurden die Gerichte, deren Vorsitzende früher im Lande herumgezogen, mehr und mehr an bestimmte Orte gebunden. Man unterschied zwischen hoher und niederer Gerichtsbarkeit. Jene wurde von Beamten des Herzogs (Vicedominus, Vitztum) geübt und betraf die schweren Verbrechen, namentlich Mord und Totschlag. Die niedere

Digitized by Google

Die Beiſchriften lauten: 1. Hier ſteht wie Mann und Frauen mit einander kämpfen ſollen, und hier iſt die Anfangsſtellung. — 2. Da ſteht die Frau frei und will ſchlagen und hat einen Stein in dem Schleier, der vier oder fünf Pfund. — 3. So ſtatt er In der gruben bis an die waichin vnd iſt der kolb als lang als Ir der Schleer von der hand.

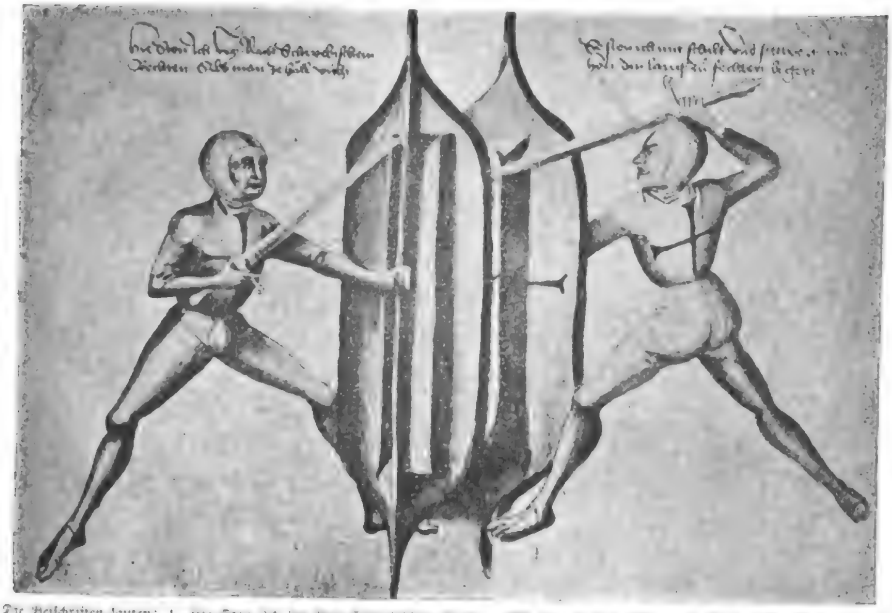


Die Beiſchriften lauten: 1. So ſchlecht er ſie Für die bruſt. — 2. Da hat ſie Im den ſchlöer vmb den hals geſchlagen vnd wyl In würgen.

Gerichtlicher Zweikampf zwiſchen Mann und Weib.

Verkleinerte Fakſimile-Nachbildungen aus Talhoffers Fechtbuch; Bilderhandſchrift vom Jahre 1467. Gotha, herzogliche Bibliothek.

Gerichtsbarkeit umfaßte die geringeren Verbrechen und das bürgerliche Recht; ſie wurde immer mehr Privatſache einzelner Herren, und ihre Ausübung lag vielfach in den Händen der



Die Beischriften lauten: 1. yre Stond Ich fry nach Schwebischem Rechten. Als man je Hall vicht — 2. So ston ich mit Schilt vnd schwert vnd hon din lang zu fechten begert.

Die Beischrift lautet: Nach dem Zurückerren stoßt er den Schild wieder in ihn, und das Stück ist vollbracht.

Gerichtliche Zweikämpfe bei Bewaffnung mit Stechschild und Schwert und mit dem Stechschild allein.
Verkleinerte Faksimile-Nachbildungen aus Talhoffers Fechtbuch. Bilderhandschrift vom Jahre 1467. Gotha, herzogliche Bibliothek.

Gerichts- oder Fronboten, auch Schergen genannt, jedoch im vierzehnten Jahrhundert bereits nicht mehr.

Digitized by Google

Die Umwandlung, welche das Strafrecht am Ende des Mittelalters in Deutschland erlitt, glich sehr wenig einem Fortschritte. Doch ist das Element, welches die neuere Periode hauptsächlich zu charakterisieren scheint, nämlich dasjenige besonderer Unmenschlichkeit im Strafrechte, kein durchaus neues auf diesem Felde.

Schon in der ritterlichen Zeit begann die gerichtliche Barbarei ihre Schrecken zu entfalten. Die Folter wütete mit Daumenschrauben und anderen Martern, um ein Geständnis zu erpressen. Die Verbrechen zerfielen in schwere (Ungerichte), die an Hals und Hand, und

Richtstätte mit Galgen und Rad um 1500.
Faksimile eines Holzschnittes aus Kaiser Maximilians I. „Theuerdank," illustriert von Hans Burgkmair (1472—1531) und dessen Augsburger Kunstgenossen.

leichtere (Frevel), welche an Haut und Haar gingen. Als Strafen wurden meist Geißelhiebe und Verstümmelung in den verschiedenen Formen der Blendung, des Hand-, Nasen- und Ohrenabschneidens, des Zungenschlitzens und der Entmannung verhängt; die Todesstrafe war sehr häufig und wurde durch Enthaupten, Ertränken, Rädern (Radbrechen), Hängen und Verbrennen, seltener durch Einmauern, Lebendbegraben, Pfählen und Aushungern, durch Sieden im Ölkessel, oft abwechselnd mit kaltem Wasser, Reißen mit glühenden Zangen u. s. w. vollstreckt. Ja ein Hochverräter erlitt mehrere Todesstrafen: er wurde von Pferden zerrissen, dann gleichviel daß er schon tot, gehängt, geköpft, geviertelt und verbrannt! Das Feuer war stets die Strafe der Ketzerei, und der Sachsenspiegel sagt (II. Buch, Art. 14, § 7) kurz und bündig: „welk kersten (Christen) man oder wif ungelouich (ungläubig) is, unde mit touere ümme gat (mit Zauberern umgeht), unde mit

norgifnisse (Giftmiſcherei), unde des uorwunnen (überwunden) wert, den scal men up ener hord bernen (den ſoll man auf einer Hurde, d. h. einem Scheiterhaufen brennen)."

Der Diebſtahl hatte drei Abſtufungen von Strafen, je nach dem geſtohlenen Betrage: Prügel, Brandmarkung und Strang; letzterer trat ſchon bei einem Werte von fünf bis ſechs Schillingen und ohne Ausnahme bei Viehdiebſtahl ein. Holzfrevel war kein Diebſtahl; die Axt war „ein Melder, kein Dieb". Sonſt galt heimlicher Diebſtahl für ehrloſer als offener Raub. Im übrigen war die Verteilung der einzelnen Strafen auf die einzelnen Verbrechen je nach Zeit und Ort ſehr verſchieden. Ein ernſter Zug jener Zeit iſt es, daß das *nächtliche* Verbrechen, der „Nachtſchach", weit ſchärfer beſtraft wurde als das am Tage begangene.

Der Verurteilte wurde oft auf einer Rindshaut zum Richtplatze geſchleppt. Jeder Art von Verſtümmelung oder Abſchlachtung war mit ſchauderhafter Pedanterie ihr beſonderer Platz vor den Thoren der Stadt angewieſen. Die rührenden Geſchichten, nach denen Verurteilten, die auf dem Wege zur Richtſtätte eine ehrbare Perſon fanden, welche ihn oder ſie zu heiraten

Hinrichtung eines Hochverräters.

Miniature im Kodex Balduini Trevirensis, Mitte des 14. Jahrhunderts; Kgl. Prov.-Arch. zu Koblenz (S. 295). Der Hochverräter iſt Tedaldo de Brusati, Kommandant von Brescia, welcher von den Truppen Heinrichs VII. gefangen worden war. Sein Urteil wurde am 20. Juni 1311 gefällt. Er ſollte ſchimpflich durch das Lager geſchleift, an den Galgen gehängt, enthauptet, ſeine Eingeweide verbrannt, der Leichnam gevierteilt, die Glieder einzeln aufs Rad geflochten und im Lager zur Schau geſtellt werden. Das Bild veranſchaulicht verſchiedene Momente der Hinrichtung nebeneinander. (Nach Irmer, Romfahrt Heinrichs VII.)

bereit war, das Leben hätte geſchenkt werden müſſen, beruhen keineswegs auf Geſetzen oder Gewohnheitsrecht, ſondern ſind bis auf wenige vereinzelte Fälle, in denen lediglich das Mitleid der Richter entſchied, ſagenhaft.

Lange Zeit indeſſen war unter den erwähnten Todesſtrafen das *Hängen* die gewöhnlichſte, ja faſt einzige, daher auch der Scharfrichter (S. 404) bis heute beim Volke „Henker" heißt. Merkwürdig iſt dabei die humoriſtiſche Rolle, welche der *Galgen* in Spruch und Rede des Volkes ſpielt. Die älteſten Galgen waren Bäume; noch im ſechzehnten Jahrhundert bediente man ſich daher des Stabreimes vom „grünen Galgen". Der künſtliche Galgen war gewöhnlich dreibeinig mit drei Querhölzern und einem höher ragenden für den Erzdieb; meiſt hatten ſieben Todeskandidaten daran Platz. Manchmal war es ein Vorzug, höher gehängt zu werden! Der Verurteilte z. B., der Räuber oder Mörder beherbergt hatte, durfte höher hängen als ſeine Gäſte! Dagegen wurden jüdiſche Verbrecher zwiſchen zwei Hunden mit dem Kopfe abwärts aufgehängt. Der „Galgenberg" war als Stelle des Sinnbildes der Gewalt über Leben und

Tod das Wahrzeichen, ja sogar der Stolz jedes größern Ortes! Er stand an möglichst augenfälligem Platze, daß ihn jedermann sehen mußte; so sollte er von der schweren Ahndung aller Unthaten zeugen und von ihnen abschrecken. Damit war aber auch eine Schaustellung der Grausamkeit verbunden, welche die Roheit im Volke nur noch steigern konnte.

Mit größerem Rechte als der Galgen haben manche Ehrenstrafen des Mittelalters einen humoristischen Anstrich. Bäcker oder Fleischer und andere, welche falsches Gewicht anwendeten, wurden mit der Schnelle oder Wippe bestraft; der Schuldige wurde in einem Korbe an einen Balken gehängt, der über eine Pfütze ragte, worauf man ihn entweder auf und ab schnellte, so daß er ins Wasser tauchte, oder ihn auch hängen ließ, bis er, vom Hunger gezwungen, in die Pfütze herabsprang und unter dem Gelächter des Pöbels, nicht ohne nachträgliche Prügel, heimlief. Ein Bäcker in Zürich zündete aus Rache für diese Schmach im Jahre 1286 die Stadt an! Weniger komisch, sondern recht peinvoll waren die Ehrenstrafen des eisernen Käfigs, des Prangers, des Blocks, der öffentlichen Auspeitschung, des Haare- und Gewandabschneidens, der Brandmarkung, des Eselreitens, des Abnehmens der Waffen, des Teerens und Federns, des unehrlichen Begräbnisses ꝛc. Durch jede Strafe wurde der Schuldige recht- und je nach Umständen auch ehrlos.

Eine Scene vor dem Richter im 15. Jahrhundert.

Faksimile aus einer Bilderhandschrift im German. Nat.-Mus. zu Nürnberg: „Mittelalterliches Hausbuch". Rechts vom Richter der Kläger, links der Verbrecher vom Häscher gehalten. Wegen des Kranzes von Kugeln, den der Richter in der linken Hand hält, ist (Seite 213) die Erläuterung zu der Abbildung aus der Heidelberger Sachsenspiegel-Handschrift zu vergleichen.

Neben dem Humor machte sich im Strafrechte des deutschen Mittelalters bitterer und selbst feierlicher Ernst geltend. Es war eine weit verbreitete Gewohnheit, daß Streitende ihre Gegner, oder daß Verurteilte ihre Richter „in das Thal Josafat", d. h. vor das Jüngste Gericht, das nach dem Propheten Joel (3, 7) dort stattfinden sollte, luden, was als einer der vermessensten Flüche und Schwüre galt und bei Strafe verboten wurde.

Grobe Verbrechen, wie Raub, Brand, Notzucht, Mord und Totschlag waren im Mittelalter weit häufiger als in unsrer Zeit, desto seltener aber die bei uns häufigeren der Unterschlagung, des Betrugs und planmäßiger Unsittlichkeit. Die Gesetze und Gerichte berücksichtigten am meisten die Tötung, welche bei den vielen Fehden nicht selten sein konnte. War der Getötete in „ehrlichem" Kampfe erschlagen, so schritten die Behörden vorerst nicht ein; denn noch wurde das Recht der Blutrache von seiten der „Freundschaft" (Familie) des Gefallenen anerkannt. Im Jahre 1407 wurde der wendische Junker Starke Zuhme auf Rügen nach einem Besuche in Stralsund, wo er im Ratskeller Händel gesucht, auf dem Heimwege erschlagen. Der Bürgermeister Wulf Wulflam verweigerte die Aufnahme des Leichnams in sein Haus und wurde deshalb, als er einst nach Rügen kam, vom Sohne des Getöteten erdolcht. Darauf zogen die Stralsunder zur Blutrache aus, zerstörten das Haus des entflohenen Mörders und wüteten mit Brand und Mord unter seinem Geschlechte, bis der Herzog von Pommern 1414 eine Sühne zu stande brachte. Oft nämlich verständigten sich die beiden beteiligten Sippen mittels Erlegung einer Geldsumme an die Hinterbliebenen zu einer „lieblichen Richtung" oder „Tädigung", was in

Digitized by Google

der Schweiz bis nahe zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts vorkam. Ehe dies gelang, mußte der Thäter den Anblick der Verwandten seines Opfers meiden; war aber die Sühne erfolgt, so mußte er in der Kirche und auf dem Grabe des bis dahin unbestattet Gelassenen Buße thun, auch ein Kreuz oder eine Kapelle am Orte der That stiften. Wie der Bluträcher, so waren in jener wilden Zeit auch diejenigen Rechtsverächter straflos, welche in gestatteter Fehde (d. h. außerhalb der Fristen des Land- oder Gottesfriedens) raubten, brannten und mordeten. Überhaupt „konnte, wenn Kläger und Richter einverstanden waren, jede Strafe durch eine mildere ersetzt werden. In der Regel handelte es sich dabei um die Umwandlung in eine Vermögensstrafe, bei welcher der Kläger seine Buße und der Richter seine Wette erhielt," womit auch häufig Verpflichtung zur Abbitte, zu einer Wallfahrt u. s. w. noch verbunden wurde.

Gerichtssitzung. Faksimile eines Holzschnittes von Hans Burgkmair (1472—1531).
Im Vordergrund links wird der Verbrecher im Halseisen herangeführt. Im Mittel- und Hintergrunde die verschiedenen Todesstrafen: Enthaupten, Rädern, Hängen, Pfählen, Verbrennen, Ertränken.

Im Mittelalter unterstanden dem Gericht nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere spielten vor dem Richter eine Rolle. In Fällen des Hausfriedensbruches wurden, in Ermangelung von Hausgenossen, Hund, Katze, Huhn und andere Haustiere als Zeugen zugelassen. In dem Hause, unter dessen Dach ein Verbrechen begangen worden, sollten nach Sachsen- und Schwabenspiegel nicht nur die Leute, welche keine Hilfe geleistet, sondern auch die Tiere, welche unterlassen hatten durch ihr Geschrei Hilfe herbeizurufen, der Todesstrafe verfallen; an manchen Orten verlangten die Besitzer der infolge solcher Urteile getöteten Haustiere einen Ersatz an Weizen, soviel als das Fell des Tieres bedecke, also eine Art Wergeld. Es kam noch im 16. Jahrhundert vor, daß schädliche Tiere, wie z. B. Maikäfer und Engerlinge, Heuschrecken u. a. vor Gericht geladen und ihnen ein Verteidiger bestellt wurde. Tiere, welche Menschen getötet hatten, wurden nicht selten gerichtlich zur Todesstrafe verurteilt.

Die Richter und Schöffen urteilten unbewaffnet. Dem Richter gehörte das Schwert, das einer gegen den andern gezückt hatte; von gefundenem oder Dieben und Räubern abgejagtem

Faksimile-Nachbildungen (Nr. 1—9) aus der Oldenburger Sachsenspiegel-Handschrift vom Jahre 1336.
Oldenburg, Großherzogliche Privatbibliothek. Nr. 1 und 2 (s. Erläuterungsblatt).

Gut gebührten ihm zwei Drittel. Was bei Verbrechern gefunden worden war, mußte der Richter Jahr und Tag aufbewahren, und wenn sich kein rechtmäßiger Eigentümer fand, konnte er es behalten. Nur mit Bewilligung des Richters durften Burgen und Mauern aufgeführt werden, ausgenommen, wenn es sich um Wiederherstellung solcher, die mit Gewalt gebrochen waren, handelte. Nach dem „Schwabenspiegel" soll jeder Richter vier Tugenden besitzen: Gerechtigkeit, Weisheit, Stärke und Maßhaltung. Er soll weder um Recht noch um Unrecht sich vom Zorne hinreißen lassen. Er soll, nach dem „Kleinen Kaiserrecht" dafür sorgen, „daß die Gerichtsstätte nicht zum Sumpf und zur Pfütze werde"; denn die Dingstätte ist ein Heiligtum Gottes. Er soll „bescheiden", d. h. rechtsgelehrt und verständig sein. Er soll ruhig richten, daher beim Urteilen „sitzen". Vor allem aber soll er furchtlos und vom Eifer erfüllt sein, das Recht an den Tag zu bringen. Er soll ein „grisgrimmender Löwe", d. h. frei von Weichherzigkeit und unnahbar jeder Bestechung sein. Nach dem friesischen Rechte sollte einer, der ein ungerechtes Urteil spricht, dem Volke acht Mark bezahlen und des Amtes entsetzt, sein Haus aber verbrannt werden. Nach dem Schwabenspiegel waren vom Richteramte ausgeschlossen: Meineidige, Geächtete, Gebannte, Juden, Ketzer, Heiden, Bauern, Lahme, Verstümmelte, Blinde, Stumme, Blödsinnige, Kinder und Jünglinge unter 21 und Greise über achtzig Jahren. Schon seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts gab es „Fürsprecher" (Rechtsanwälte) und seit dem vierzehnten mußten in Baiern die Parteien vor Gericht mit einem solchen erscheinen, der sich oft unbefugt in die Rechtsprechung mischte.

Wenn auch so manche Reste früherer Roheit noch fortwährend

Beilage zu Seite 370:

Erläuterungen

zu den

Jakſimile-Nachbildungen Nr. 1—9 aus der Oldenburger Sachſenſpiegel-Handſchrift.

In der Großherzoglichen Privatbibliothek zu Oldenburg.

(Die Handſchrift iſt von A. Lübben mit einem Vorwort von F. von Alten herausgegeben worden: Der Sachſenſpiegel, Landrecht und Lehnrecht. Nach dem Oldenburger Codex picturatus von 1336, Oldenburg 1879. Nach dieſer Ausgabe ſind die zu den reproducierten Bildern gehörigen niederdeutſchen Texte in Folgenden abgedruckt worden.)

Dieſe Handſchrift iſt auf Veranlaſſung des Grafen Johann von Oldenburg († 1314 oder 1315) von dem Mönche Hinrich Gloyeſten (Gloyſtein) im Kloſter zu Raſtede geſchrieben und 1336 vollendet worden. Sie iſt die älteſte bekannte datierte niederdeutſche Handſchrift (die Heidelberger, Wolfenbütteler und Dresdener Bilderhandſchriften des Sachſenſpiegels haben hochdeutſchen Text); ſie enthält auf 136 Pergamentblättern von 33 Centimetern Höhe und 23 Centimetern Breite das ſächſiſche Landrecht und das Lehnrecht; ſie beginnt mit der Überſchrift „Dit is der sassen speyghel".

Die Bilder erklären den Text der Handſchrift; ſie ſind zum Teil nur einfache Federzeichnungen, zum Teil ſind ſie koloriert; bei den erſteren fehlt die Zeichnung der Geſichter, die in den übrigen auch von einer anderen Hand ſpäter eingezeichnet ſind. Die Kleidungsſtücke der Männer ſind meiſt blau und rot, das Futter ſtets rot. Die Obergewänder der Frauen ſind rot und gelb, bisweilen auch grün, ſeltener blau, ihre Untergewänder meiſt rot. Schmuck und Zierrat iſt vorwiegend gelb gemalt, Riemenwerk, Schuhe und dergleichen ſchwarz. Die Färbung der Tiere iſt möglichſt naturgetreu. Bäume, Sträuche, überhaupt alles Landſchaftliche iſt ſtiliſiert; die Getreideähren ſind, ganz charakteriſtiſch für die dortige Gegend, ſehr ſtark; die Dächer der Baulichkeiten ſind alle mit roten Zungenſteinen gedeckt.

Zu Nr. 1 der Abbildungen, Seite 370: V. Twe swert let got an erdrike to beschermene de kristenheyt. Deme pauese dath gestlike, deme keysere dat werdlike. VI. Deme pauese is och sath tho ridende to beschedener tid vp enen blanken perde vnde de keyser sal eme den stegereep halden, up dat de sadel nicht ne winde. Dit is de betecenisse, swat deme pauese wedersta, dat he mit gestliken regte nigt dwingen ne mach, dat it de keyser mit werdliken regte dwinge deme pauese horsam to wesende. So sal och dat gestlike rigte helpen deme werliken, oft it des bedarf.

V. Zwei Schwerter ließ Gott auf Erden, zu beſchirmen die Chriſtenheit, dem Papſte das geiſtliche, dem Kaiſer das weltliche. VI. Dem Papſte iſt auch geſetzt zu reiten zu beſchiedener Zeit auf einem weißen Pferde und der Kaiſer ſoll ihm den Steigreif halten, auf daß der Sattel ſich nicht winde. Dies iſt zum Zeichen: was dem Papſte widerſteht, das er mit geiſtlichem Rechte nicht zwingen mag, daß dies der Kaiſer mit weltlichem Rechte zwinge, dem Papſte gehorſam zu ſein. So ſoll auch das geiſtliche Recht helfen dem weltlichen, ſo oft es deſſen bedarf.

Zu Nr. 2 der Abbildungen, Seite 370: VII. Iewelich kerstene man is plichtich drye senet to sokende in deme iare, sint he to sinen dagen comen is, binnen dem bischepdome, dar he inne gheseten is. Vriheyt de is drier hande: VIII. schepenbare lude, de der bischepe sened soken scolen, plechaften der domproueste, lanteeten der erceprestere.

VII. Jeder Chriſtenmann iſt pflichtig, dreimal den Send zu beſuchen im Jahre, wenn er zu ſeinen Tagen gekommen iſt, binnen dem Bistum, da er darin geſeſſen iſt. Freiheit iſt dreierlei: VIII. ſchöffenbare Leute, die der Biſchöfe Send ſuchen ſollen, Pfleghafte der Dompröpſte, Landſaſſen der Erzprieſter.

Zu Nr. 3 der Abbildungen, Seite 371: XVI. De sibbe lent an dem seueden erue to nemende, alle dat de paues hebbe orleuet wif to nemende in der vifsten, wende de paues ne mach nyn recht setten, dar he vnse lantrecht oder lenrecht mede ergere.

XVI. Die Sippe endet mit dem Siebenten, Erbe zu nehmen, obſchon der Papſt hat erlaubt, ein Weib zu nehmen in der fünften, denn der Papſt kann kein Recht ſetzen, womit er unſer Landrecht oder Lehenrecht möchte ſchädigen.

Zu Nr. 4 der Abbildungen, Seite 371: XVI. Also nis och nin lantrecht, ofte de vader den sonen mit sinen lene van eme sunderget vnd it eme dan uplet, dat de *dat* to voren behalde na sines vader dode vnde in andren lenen gheliken del neme sinen brodereu; al ne kunnen se des eme nicht gheweygeren to lenrechte, it nis doch nin lantrecht vnde claget se ouer ene to lantrechte, se dwinghet ene dar wol mit ordelen te rechter dele. XVII. Swe den anderen sin varende goth lent eder sat eder to haldende doth umbe besched eder ane besched, willen eme de ghene dar na vorseken eder sin erue na sinen dode, deese is it nar to behaldende sulsferde den ghene ene dar uore to darnach ablegnen oder sein Erbe nach seinem Tode, dieſer iſt es näher zu behalten ſelbdritt, denn jener ihm dafür zu swerende. Mach auer ghene, det in gheweren heuet, sin intucht dar an ghetughen eder sin erue göd, eder heuet hes gheweren to rechte, he brecht eme sinen tuch, eme ne werde borat an sinen weren. Schuldeget einen Gewersmann nach Recht, er bricht ihm ſein Zeugnis, ihm werde dann Bruch an ſeinem Gewersmann. — Schuldigt men den man vmme dat, des he nicht ne heuet, des vntgeyt he mit siner vnschult. Wat men auer vnder eme bewisen man den Mann um das, was er nicht hat, dem entgeht er mit ſeiner Unſchuld. Was man aber bei ihm nachweiſen mach, dar uore mot he antworden ane unschult.

XVI. So iſt es auch nicht Landrecht, wenn der Vater den Sohn mit ſeinem Lehen von ſich abſondert und es ihm dann auflägt, daß er es zum voraus behalte nach ſeines Vaters Tode und in anderen Lehen gleichen Teil nehme (mit) ſeinen Brüdern; auch können ſie es ihm nicht weigern nach Lehnrecht, iſt es doch nicht Landrecht, und klagen ſie gegen ihn nach Landrecht, ſie zwingen ihn da wohl mit Urteilen zu rechter Teilung. XVII. Wer dem andern ſein fahrend Gut leiht oder verſetzt oder zu verwahren gibt mit Beding oder ohne Beding: will es ihm jener ſchwören. Mag aber jener, der es in Gewahr hat, ſeine Inzucht daran bezeugen, oder ſein Erbgut oder hat er einen Gewersmann nach Recht, er bricht ihm ſein Zeugnis, ihm werde dann Bruch an ſeinem Gewersmann. — Schuldigt man den Mann um das, was er nicht hat, dem entgeht er mit ſeiner Unſchuld. Was man aber bei ihm nachweiſen mag, dafür muß er antworten ohne Unſchuld.

Zu Nr. 5 der Abbildungen, Seite 372: XXVIII. Swar der urowen de stede night nis *mit deme buwe* alse ere man sterft, so sal se binnen ses weken na den drittegesten mit den buwe upruмen, so dat se de erden night ne wunde. Budet se dat auer to losende na der bure core ghenen, des de stede is, unde ne wil hes Erbe nicht aufgrabe. Beut ſie das aber zu löſen nach der Bauern Wahl jenem, deſſen die Stätte iſt, und will er es night, so mot se it wol grauen, wo se de erden wedder euene. XXIX. Blift se auer mit den kindren eder mit des mannes eruen langhe wile eder corte ungheteilet mit eren gode, swen se sic den uan ene scheydet, se nimpt al ere

XXVIII. Wo aber der Frau die Stätte nicht iſt (gehört) mit dem Gebäude, wenn ihr Mann ſtirbt, ſo ſoll ſie binnen ſechs Wochen nach dem dreißigſten (Tage) das Gebäude wegräumen, ſo daß ſie die Erde nicht aufgrabe. Beut ſie das aber zu löſen nach der Bauern Wahl jenem, deſſen die Stätte iſt, und will er es nicht, ſo mag ſie es wohl graben, ſofern ſie die Erde wieder ebnet. XXIX. Bleibt ſie aber mit den Kindern oder mit des Mannes Erben lange Weile oder kurze ungeteilt mit ihrem Gute, wann ſie ſich dann von ihnen ſcheidet, ſo nimmt al ere

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

recht in den gode dat dan is, alse set nemen solde, do ere man starf. XXX. Blift auer de wedewe na eres
Recht in dem Gute das dann da ist, wie sie es nehmen sollte, da ihr Mann starb. XXX. Bleibt aber die Witwe nach ihres
mannes dode mit eren kinderen in der kindere göde, dat ere nicht nis, unghescheden uan den göde unde nemet
Mannes Tode mit ihren Kindern in der Kinder Gute, welches ihres nicht ist, ungeschieden von dem Gute, und nehmen
ir sone wif bi eren liue, sterft ihr sone, des sones wif nemet mit meren rechte eres mannes morgengaue
ihre Söhne Weiber bei ihrem Leben, sterben ihre Söhne, der Söhne Weiber nehmen mit mehr Recht ihres Mannes Morgengabe
unde musdele unde rade in eres mannes göde dan sin moder, ofte se eres mannes vnde eres sulues unbeschuldene
und Mußteil und Anteil an ihres Mannes Gute, als ihre Mutter, wenn sie ihres Mannes und ihre eigene unbescholtene
were dar an tughen moghen.
Gewere daran bezeugen können.

Zu Nr. 6 der Abbildungen, Seite 373: XV. Swe auer des kindes erue is, den sal des kindes uoremunde bereden
XV. Wer aber des Kindes Erbe ist, dem soll des Kindes Vormund Bericht
uan iare to iare des kindes godes, unde ene des wis maken, dat hes in unplicht nicht ne uordo, sint
geben von Jahr zu Jahr (über) des Kindes Gut und ihm Sicherheit stellen, daß er es in Pflichtverletzung nicht verthue, sobald
dat kint to sinen iaren comen is, wente it is dicke en der kindere uoremunde, unde en andere er erue. Swar
das Kind zu seinen Jahren gekommen ist, denn es ist oft Einer der Kinder Vormund und ein anderer ihr Erbe. Wo
auer de uoremunde ok erue is, dar ne darf he nemanne rekenen des kindes gödes noch borghen setten. He is
aber der Vormund auch Erbe ist, da braucht er Niemanden zu berechnen des Kindes Gut, noch Bürgen zu stellen. Er ist
ok der wedewen uoremunde, bet se man nimpt, ofte he er euenbordich is. XVI. Na den herwede sal dat
auch der Witwe Vormund, bis sie einen Mann nimmt, wenn er ihr ebenbürtig ist. XVI. Nach dem Heergeräte soll das
wif nemen ere morgengaue, dar horet to alle ueltperde, rindere, zeghen vnde swin, de uor den herden gat,
Weib nehmen ihre Morgengabe, da gehören zu alle Feldpferde, Rinder, Ziegen und Schweine, die vor dem Hirten gehen, der
tunete unde timber. Mesteswin horet auer to der müsdele. So nimpt se al dat to der rade
ungezäunte Hof und das gezimmerte Haus. Maßschweine gehören aber zu dem Mußteil. So nimmt sie alles das zu der Gerade
hort, dat sunt alle chap, gense, kisten mit upghehauenen leden, al garn, bedde, polen, kussene, lilakene, disch-
gehört, das sind alle Schafe, Gänse, Kisten mit erhabenen Deckeln, alles Garn, Betten, Pfühle, Kissen, Leinlaken, Tisch-
lakene, dwelen, badelakene, beckene, luchtere, lin unde wiflike cledere, vingherne, armgolt, tzapel, saltere und alle
laken, Zwehlen, Badelaken, Becken, Leuchter, Linnen und weibliche Kleider, Fingerringe, Armgold, Schapel, Psalter und alle
boke, de to godes deneste horet, de urowen pleget to lesende, sedelen, laden, teppete, vmmehanghe, rucghelaken
Bücher, die zu Gottes Dienste gehören, die Frauen pflegen zu lesen, Sessel, Laden, Teppiche, Umhänge, Behänge
unde al ghebende. Dit hort to der vrowen rade. Noch ist manigh clenode, dat dar in hort, al ne nome
und alle Gebände (Bänder). Dies gehört zu der Frauen Gerade. Noch ist manches Kleinod, das dazu gehört, auch wenn nenne
ic is sunderliken nicht, alse burste, schere, speyghele; al laken unghesneden to urowen clede, golt noch suluer ungha-
ich es besonders nicht, als Bürsten, Scheren, Spiegel, aber Zeug ungeschnitten zu Frauenkleidern, Gold oder Silber unver-
wroght ne hort den vrowen night. Wat bouen dit benomede dingh is, dat hort al to den erue. Wat des auer
arbeitet, gehört den Frauen nicht. Was außer diesen benannten Dingen ist, das gehört alles zu dem Erbe. Was davon aber
utestunt bi des doden mannes liue, dat lose he, ofte he wille, den it to reghte horen sal.
ausstand bei des toten Mannes Leben, das löse der, wenn er will, dem es nach Recht geboren soll.

Zu Nr. 7 der Abbildungen, Seite 374: XII. Swe iar unde dach in des rikes achte is unde eme na der iartale
XII. Wer Jahr und Tag in des Reiches Acht ist und ihm nach Jahresfrist
echt unde recht uerdelt wirt, ut der achte mach he sic dar noch ten, so dat eme mit der achte niman sinen
Echt und Recht aberkannt wird, aus der Acht mag er sich doch noch herausziehen, so daß ihm wegen der Acht niemand sein
lif nemen ne mach. In sin recht ne can he auer nicht weder comen, he ne dyostere uor des keysers schare, *dar*
Leben nehmen darf. Zu seinem Rechte kann er aber nicht wieder kommen, denn er tjostiere vor des Kaisers Schar, wenn
he enen anderen coninch mit stride bestad; so wint he weder sin recht unde nicht sin göd, dat eme uerdelt is.
er einen andern König mit Krieg überzieht; so gewinnt er wieder sein Recht, aber nicht sein Gut, das ihm aberkannt ist.
XIII. De ere *recht* mit roue eder mit düue uerloren hebbet, ofte men se düue eder roues ander veyde schöldeghet,
XIII. Die ihr Recht mit Raub oder mit Diebstahl verloren haben, wenn man sie Diebstahls oder Raubes anderweit beschuldigt,
se ne moghen mit eren ede nicht unschuldich werden. Se hebbet drier core: dat gloyende isern to dregende eder in
sie mögen mit ihrem Eide nicht unschuldig werden. Sie haben dreierlei Wahl: das glühende Eisen zu tragen oder in
enen sedenghen ketel to gripende bet do den ellenboghen eder den kempen sic to werende.
einen siedenden Kessel zu greifen bis zu dem Ellenbogen oder (gegen) den Kämpen sich zu wehren.

Zu Nr. 8 der Abbildungen, Seite 374: XXI. Alne si en man sinen wiue nicht euenbordich, he is doch ere
XXI. Obschon sei ein Mann seinem Weibe nicht ebenbürtig, er ist doch ihr
uoremünde und se is sin ghenotinne unde tred in sin recht, alse se an sin bedde gat. Swen auer he sterft, so is se
Vormund und sie ist seine Genossin und tritt in sein Recht, wenn sie in sein Bett geht. Wenn aber er stirbt, so ist sie
ledich uan sinen rechte und behalt recht na erer bort; dor dat mot ir uoremünde sin ere neste euenbordighe
ledig von seinem Rechte und behält Recht nach ihrer Geburt. Durch das muß ihr Vormund sein ihr nächster ebenbürtiger
swertmach, unde nicht eres mannes. XXII. En wif ne mach oc ane eres mannes ghelof nicht eres gödes uer-
Schwertmage und nicht (der) ihres Mannes. XXII. Ein Weib mag auch ohne ihres Mannes Erlaubnis nicht ihres Gutes ver-
gheuen noch eghen uercopen noch liftucht uplaten, dor dat he mit ir in der were sit. Meghede auer unde vnghe-
geben, noch Eigen verkaufen noch Leibzucht auflassen, durch das er mit ihr in der Gewere sitzt. Mädchen aber und unge-
mannede wif uercopet er eghen ane eres voremündes ghelof, he ne si dar erue to.
mannte Weiber verkaufen ihr Eigen ohne ihres Vormundes Erlaubnis, er sei denn Erbe dazu.

Zu Nr. 9 der Abbildungen, Seite 378: XXIII. Swe auer den andren mit cnuppelen sleyt, so dat eme de slaghe
XXIII. Wer aber den Andern mit Knüppeln schlägt, so daß ihm die Schläge
swillet, oder we den andren blotrinnighe maket ane vleschwunden, claghet het den richtere, eder des uronen
schwellen, oder wer den Andern blutrünnig macht ohne Fleischwunden, klagt (er) es dem Richter, oder des Fronen (Herrn)
boden eder den burmestere unde den buren, unde bewiset het in der verschen dat, unde ne cumpt ghene nicht uore
Boten, oder dem Bauermeister und den Bauern, und beweist es in der frischen That und kommt jener nicht vor
binnen sinen rechten deghedinghen sic to antwerdende eder to beterende na reghte, men sal ene uoruesten. Mit der
binnen seinem rechten Tading, sich zu verantworten oder zu bessern nach Recht; man soll ihn verfesten. Mit der
blodighen wunden ane vleschwunden eder dan mit den naren der wunden unde mit campliken worden magh en man
blutigen Wunde ohne Fleischwunden oder dann mit den Narben der Wunden und mit kampflichen Worten mag ein Mann
den anderen to campe uan. XXIIII. Ane vleschwunden mach men enen man oc doden eder lemen mit slaghen
den andern zum Kampfe fangen. XXIIII. Ohne Fleischwunden mag man einen Mann auch töten oder lähmen mit Schlagen
eder mit stoten eder mit worpen, unde anders to manigher wis, dar he hant eder lif an uorboret vnde der ues-
oder mit Stoßen oder mit Werfen und anders auf manche Weise, daß er Hand oder Leben damit verwirkt und die Ver-
tinghe schult. Umbe wellekerhande schult de man uoruestet wirt, wirt he in der uestinghe uanghen unde uor richte
festung verschuldet. Um welcherlei Schuld der Mann verfestet wird, wird er in der Verfestung gefangen und vor Gericht
bracht, it geyd eme an den lif, ofte he der dat vnde der uestinghe uertöghet wirt. Tut he auer sic ut der uestinghe
gebracht, es geht ihm an den Leib, wenn er der That und der Verfestung überführt wird. Zieht er aber sich aus der Verfestung
unde cumpt he ungheuanghen uor gherichte, he cumpt to sinen rechte, also ofte he ne uoruestet ne wurde.
und kommt er ungefangen vor Gericht, er kommt zu seinem Rechte, als ob er nie verfestet wurde.

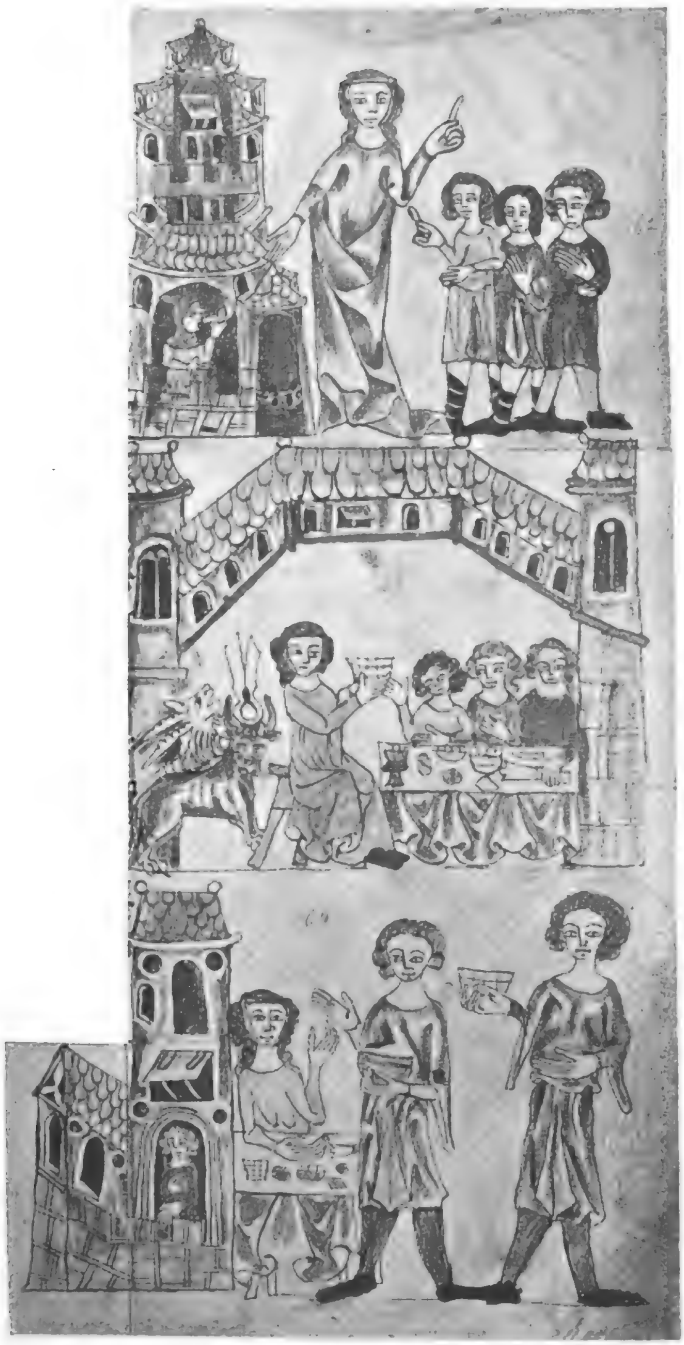
Digitized by Google

Geltung hatten und auch noch länger behielten, ſo wurde doch mit dem Anfange ſchriftlicher Feſtſtellung der Geſetze zugleich ein Übergang zu einer mehr geordneten und gerechteren Geſetzgebung angebahnt. Der erſte Schritt in dieſer Richtung war das ſächſiſche Landrecht oder der Sachſenſpiegel, welchen der anhaltiſche Gerichtsſchöffe Eike von Repgowe oder Reppichau zwiſchen 1215 und 1235 in lateiniſcher Sprache abfaßte und ſelbſt in das Niederdeutſche überſetzte. Dieſes nur für freie Ritter und Bauern, nicht auch für Städte, berechnete Geſetzbuch galt durch Jahrhunderte in ganz Norddeutſchland als Rechtsquelle. Zwiſchen 1235 und 1275 wurde eine hochdeutſche Bearbeitung dieſes Rechtsbuches als „Spiegel aller deutſchen Leute“ begonnen, blieb aber unvollendet und wurde durch den erſt im 17. Jahrhundert ſo genannten Schwabenſpiegel um 1275 zu Ende geführt. Obwohl letzterer an Klarheit dem Sachſenſpiegel weit nachſteht und ebenſo kirchlich gefärbt iſt wie jener kaiſerlich, erlangte er in Süddeutſchland großes Anſehen. Unabhängig von beiden Werken iſt das nach 1338 entſtandene Kleine Kaiſerrecht. Neben dieſen Rechtsbüchern und nach ihnen kamen noch eine Menge Landrechte einzelner Reichsteile, unter denen das bairiſche Kaiſer Ludwigs von 1346 das bedeutendſte war, ſowie Stadtrechte und bäuerliche Weistümer auf, in welchen, wie in jenen, Straf- und Privatrecht durcheinander gemengt waren. Die Städte entlehnten ihre Rechte ſtets von älteren oder angeſeheneren Städten, die dann ihre „Mutterſtädte“ hießen.

Dieſe Geſetzbücher erfüllten jedoch ihren Zweck nicht vollſtändig. Sie waren zu deutſch und ſtimmten nur wenig zu der im Reiche herrſchenden Mode des Römertumes. Daher ruhten die gelehrten Juriſten der ſeit dem vierzehnten Jahrhundert aufkommenden Univerſitäten nicht, bis

Aus der Oldenburger Sachſenſpiegel-Handſchrift von 1336.
Nr. 3 und 4 (ſ. Erläuterungsblatt).

Digitized by Google



Aus der Oldenburger Sachſenſpiegel-Handſchrift von 1336.
Nr. 5 (ſ. Erläuterungsblatt).

ſie den maßgebenden Gewalten des Reiches die Überzeugung beigebracht hatten, daß ſich für das „römiſche Reich“ auch nur das römiſche Recht gezieme. Seine von jenen gelehrten Köpfen errungene und erzwungene Einführung wirkte in Deutſchland verderblicher als in allen übrigen Ländern, wo dies ebenfalls geſchah; denn ſie beſeitigte die unabhängigen Männer des Volkes, die als Schöffen nach der Väter Weiſe das Urteil „fanden“, und erſetzte ſie, während die Volksgerichte mit der Zeit in Verfall und Entartung gerieten, durch abhängige Kreaturen der Landesregierungen. Zuerſt waren es nur die Schreiber, welche der „Gelahrtheit“ angehörten und im Bunde mit halbgelehrten Anwälten (nach Melanchthons Ausdruck) „die Urteiler wie das liebe Vieh an der Naſe herum führten“. Dieſe Wandlung war eine offenbare Vergewaltigung des deutſchen Volkes; und namentlich auch gegen ſie richtete ſich die Erhebung im ſpäteren „Bauernkriege“, der allerdings die Fähigkeit, aufzubauen, ſtatt nur zu zerſtören, fehlte. Auf der andern Seite aber hat die Einführung der Canones des römiſchen Rechtes mit dem Mittelalter ebenſo gründlich aufgeräumt, als die Einführung der Kanonen des „Kriegsrechts“; ſie hat manche Barbarei gemildert, manche Willkür beſeitigt, und ſtatt des volkstümlichen Richterſtandes einen gelehrten Juriſtenſtand geſchaffen, der einerſeits eine wiſſenſchaftliche Behandlung des Rechtes begründete, anderſeits für deſſen Pflege ein geſchultes Perſonal heranzog, das freilich bis in unſer Jahrhundert hinein viel zu wünſchen übrig ließ. Die große und nachhaltige Beſſerung des Gerichtsweſens unſrer Zeit iſt nur dem Wiederaufleben des deutſchen Rechtes und der Überwindung

des einſeitigen Römertums zu verdanken.

Doch erhielten ſich neben den neuen Gerichten der Landesherren noch lange Zeit alte Volksgerichte. Unter dieſen hat die Feme auf der vom Joche der Fürſten am längſten frei gebliebenen „roten Erde“ Weſtfalens einen Namen erlangt, der zu vielen Übertreibungen ihrer Macht und romantiſchen Fälſchungen ihres Verfahrens verführt hat. Fême oder vême heißt: das gemeinſame Ding, vimenot die Gerichtsſchöffen. Seit dem 14. Jahrhundert wird unter Feme beſonders ein geheimes Gericht verſtanden. In Weſtfalen blieb nämlich der Königsbann in alter Geſtalt beſtehen, und als die Gaugrafen, unter denen die Halb- und Unfreien, d. h. die Mehrzahl der Bevölkerung ſtand, Landesherren wurden, gerieten die Freigrafen, unter welchen die Freien ſtanden, in eine ausnahmsweiſe Stellung. Mit den Freiſchöffen bildeten ſie das Freigericht. Da ſie ihre Belehnung vom König hatten, hielten ſie ſich für königliche Beamte und nahmen eine unbeſchränkte Gerichtsbarkeit in Anſpruch. Mit dieſer Überhebung war ſeit Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Geheimhaltung der Verhandlungen unter Ausſchluß der Öffentlichkeit verbunden. Die Freigrafen, welche Würde jeder freie Weſtfale bekleiden konnte, nahmen jeden Freien, der es wünſchte, unter geheimen Gebräuchen, gegen einen Eid und eine Geldſumme zum „Freiſchöffen“ oder „Wiſſenden“ auf. Dem Eidbrüchigen war der Tod durch Hängen angedroht. Trotzdem drängten ſich zu dieſer Würde Männer aller Stände, Bürger, Ritter, Fürſten, ja Könige. In Weſtfalen und Rheinland war alles, was einen Namen hatte, eingeweiht, und in den übrigen Reichsteilen zählten die „Wiſſen-

Aus der Oldenburger Sachſenſpiegel-Handſchrift von 1336.
Nr. 6 (1. Erläuterungsblatt).

Aus der Oldenburger Sachsenspiegel-Handschrift von 1336.
Nr. 7 und 8 (1. Erläuterungsblatt).

den" an hunderttausend Köpfe. Die geheime Losung, ein Teil der Eidesformel, war: Stock Stein, Gras Grein; und das Zeichen war, daß einer dem andern die rechte Hand auf die linke Schulter legte und beide gewisse Sprüche hersagten. Ein Freigraf konnte über einen oder auch über mehrere Freistühle gesetzt sein, deren in Westfalen mehr als hundert bestanden. Konnte auch nur auf „roter Erde", und zwar unter freiem Himmel und am hellen Tage gerichtet werden, so erlaubten sich die Femrichter doch im ganzen Reiche, wo es war, vorladen und die Urteile vollziehen zu lassen, ausgenommen an kaiserlichen Dienern, Juden, Frauen und Kindern. Auch die Geistlichen waren gesetzlich ausgenommen, was aber oft nicht beachtet wurde, namentlich da viele von ihnen Wissende waren. Jeder Landesherr und jede Reichsstadt bedurfte des Rates Wissender, und überall mußten sich die Richter mit der „heimlichen Acht" bekannt machen, da niemand gegen eine Vorladung sicher war.

Die Vorladungen geschahen in gewissen Formen. Erschien der Vorgeladene nicht, so handelte bei jeder neuen Vorladung eine vermehrte Anzahl von Freischöffen, zuletzt auch von Freigrafen. War der Aufenthalt des Angeklagten unbekannt, so wurden vier Vorladungen ausgefertigt und an vier Orten, wo man seine Anwesenheit vermutete, hingelegt oder angeheftet. War der Angeklagte zu fürchten, so begaben sich die Schöffen nachts vor seinen Wohnplatz, hieben aus dem Querbalken oder Riegel des Thores drei Späne, steckten eine Münze in die gemachten Kerbe, hefteten die Vorladung an und riefen

Digitized by Google

Digitized by Google

Fakſimile (verkleinert) eines Fembriefes vom Jahre 1489.

(Berlin, Privatbeſitz.)

Umſchreibung:

Wyſſe Fritze Langecke wonhafftlich zu Seligental daß uff hute dach dato dieß Breffs vor mich gekommen yſt eyn echt recht fryſcheffe genant Mathias Swertfeger an dey honchgefrigeden werdigen königklichen Dings-ſtaydt vor den frigenſtul zenn Frigenhagen under dey linden, den ich beſaß von macht und bevel (Befehl) deß heylgen romiſchen richß in gehegeder geſpannet bangk, gecleydet myt orteyl unnd rechte heymelichen unnd uffenbar zu richten über lieb unnd ere unnd hatt myr über dich in daß genante gerichte ſwere pinliche Clage gethan, die houch betreffen dinen gelimph lieb unnd ere. Nemelichen ſueſt (ſo?) luden (lauten) wy (wie) daß emme (ihm) etzwilche Schult ſchuldich ſieſt, darumb hey dich dan zu vielmalen erſucht unnd mannige gethan habe, daß emme alleß unbetlich geweſt ſy unnd enthauldeſt (vorenthältſt) emme ſulche ſchult vor ffrebelichen widder godt ere unnd alleß recht wy deß dan ſin pinliche clage wider uber dich geludet hait uff den termyn deß gerichts gruntlichen zu vercleren unnd zu ſinen beſten rechten zu ſetzen. Hyrumb gebeden ich dir von keyſerlicher macht unnd gewalt myneß ampts, daß du dich bynen 14 thagen nach angeſichte dieß breffs mit dem genanten cleger umb dey ergeſaten (ehegeſagten) pinlichen clage uff gelegen volige Stedden und thagen vertrageſt. So du daß vor achtedeſt, ſo gebeden ich dir by der egenannten myner macht unnd gewalt unnd by peynen unnd bruchen der keyſerlichen frigen heyligen heymeligen gerichte, daß du uff Dinſtach nach dem Suntage Quasimodogeniti ſcherſt (ſchierſt?) kumpt am egenanten gerichte zu rechter gerichte zyth tagen vor myr adder (oder) eynen andern gewertigeten ffrigraven in myner ſtaydt ſo daß noth ſinde worde am uffin (offenen) gerichte ſieſt und verantworteſt dar dinen gelimph lieb unnd ere zu dinen beſten rechten kygen (gegen) den eginclichen (eigentlichen) cleger adder ſinen ffullmechtigen procurater dey uff dey zyth dey clage vom ſiner wegen zu thunde macht hait. Bliebeſtu aber uſſe, und daß gerichte durch dinen ungehorſam vorſinedeſt (verſündigeſt?), ſo en kan ich rechten nicht gewegeren (gewähren), ſunder ich moſte vorther (ferner) uber dich procederen myt der ſweren ſentency der keyſerlichen frigen heylgen heymelichen gerichte dyr dan zu ſwer werden mochte dar vor du dich wulliſt hoden (hüten) yſt myn getruwe raith (Rat). Geſcreben (geſchrieben) under mynen Inſigel am Donſtage nach Scolastice virginis. Datum Anno Domini MCCCCLXXXVIIII (1489).

(Siegel.)

Hanß Volmar genant vonn Twern,
deß heilgen romiſchen richß myner
gnedigen lieben herren zu Heſſen und
myner gnedigen lieben Juncheren
zu Waldecke frigrave zu frigenhagen.*)

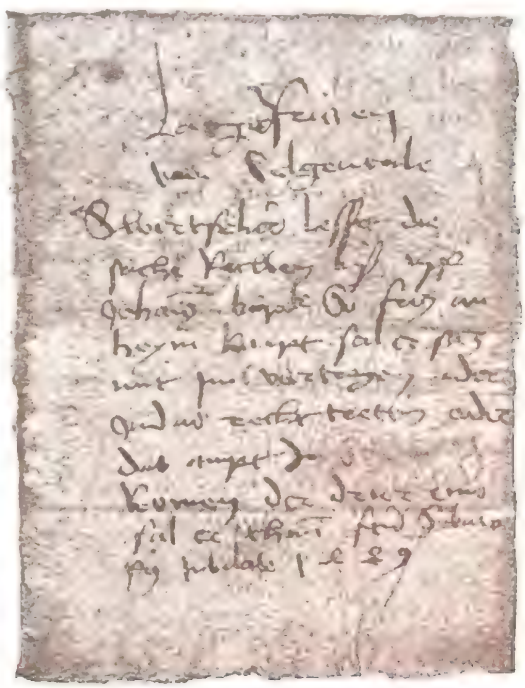
*) Hans Volmar (auch Volkmar) von Twern wurde 1475 als Freigraf zu Freienhagen beſtellt und ſtarb im Auguſt 1500.

Auf der Rückſeite:

Langeck Fritzen
van Selgentale.
Swertfeher leſſet die
ſache ruwen biß uff
Johannis Bapt. So Fritz an
heym kompt, ſal er ſich
mit im vertragen oder
in das recht tretten oder
das ampt zu Seligental (?)
komen, der drier eins
ſal er thun. Actum Sabato
post Jubilate 1489.

Das Blatt war zuſammengefaltet auf die Größe der auf der Rückſeite in Originalgröße nachgebildeten Adreſſe.

Digitized by Google

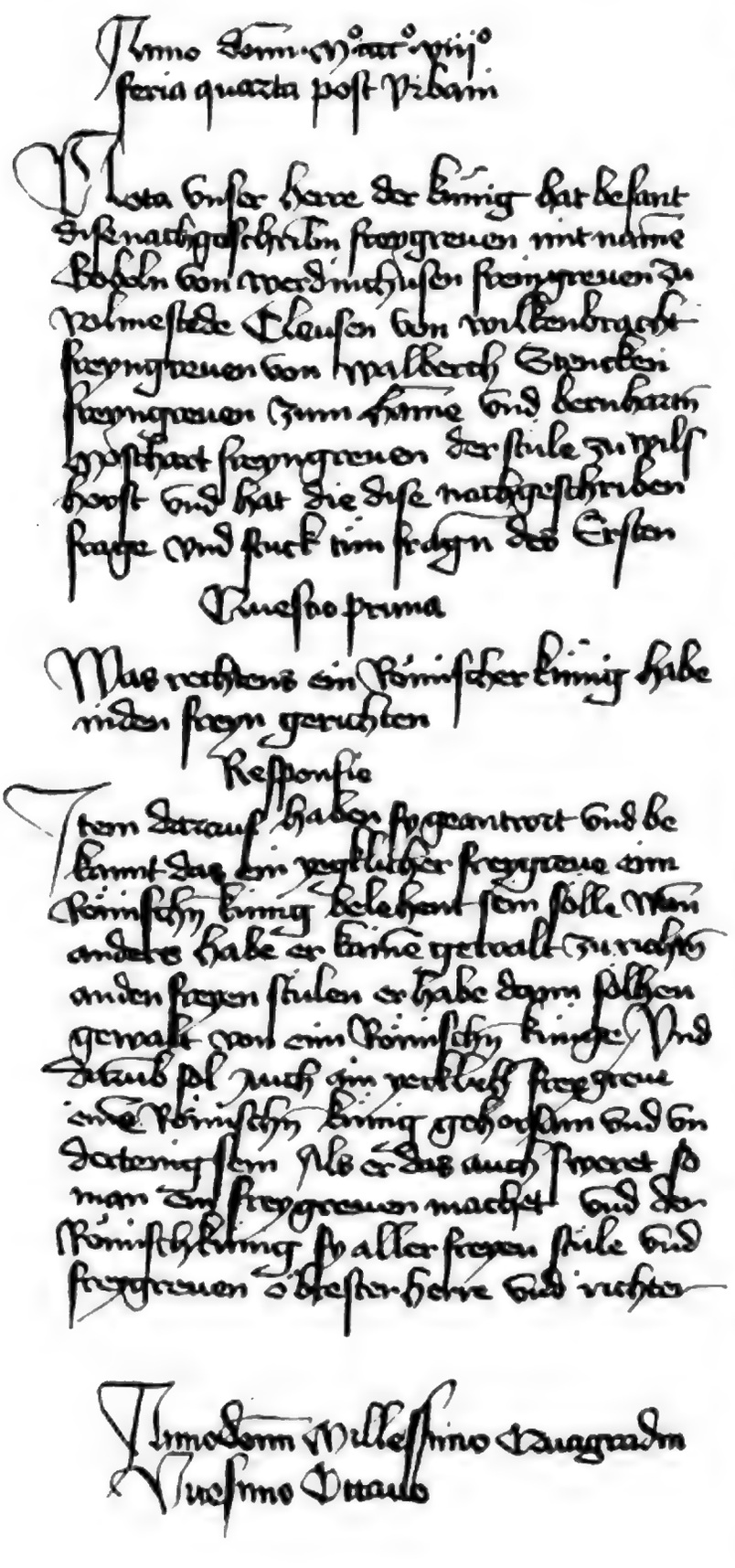


dies dem Thorwächter zu. Erſchien der Beklagte auch am letzten Termin nicht und trat auf die Anfrage des Freigrafen niemand für ihn ein, ſo konnte der Kläger ſeine Verurteilung erwirken, indem er knieend zwei Finger der rechten Hand auf das ſtets vor dem Freigrafen liegende bloße Schwert legte, die Schuld des Gegners beteuerte und ſechs Freiſchöffen ihm eidlich beiſtimmten. Lag die Sache zu ungunſten des nicht erſchienenen Verklagten, ſo erhob ſich der Freigraf und „verfemte“ den Schuldigen, den er als „echtlos, rechtlos, friedlos, ſicherlos und liebelos“ erklärte, ſeinen Hals dem Stricke weihte, ſeinen Leib den Vögeln und Tieren zu verzehren gab, ſeine Seele Gott, ſein Lehen und Gut dem Lehnsherrn befahl, ſein Weib als Witwe, ſeine Kinder als Waiſen erklärte. Darauf warf er einen Strick über ſich weg, die Freiſchöffen ſpieen aus und der Name des „Verfemten“ wurde in das „Blutbuch“ eingetragen. Alle Freigrafen oder Freiſchöffen waren nun, ſofern ſie ihrer drei zuſammen waren, berechtigt, den Unglücklichen, wo ſie ihn fanden, zu ergreifen und mit einem Strick am nächſten Baume aufzuknüpfen; ſie durften ihm aber nichts abnehmen, nur das Geſtohlene, wenn er ein Dieb war.

Aus der Oldenburger Sachſenſpiegel-Handſchrift von 1336. Nr. 9 (ſ. Erläuterungsblatt).

Hatte aber der Angeklagte der Vorladung Folge geleiſtet, ſo konnte er auf die nämliche Weiſe ſeine Unſchuld verſichern, und es ſiegte der, welcher mehr Eideshelfer beibrachte; man nannte dies „überſiebnen“. Geſtand der Angeklagte die ihm zur Laſt gelegte That oder wurde er überſiebnet, ſo wurde er in der Nähe des Freiſtuhles aufgehängt. Oft fanden in dieſer Weiſe Unſchuldige den Tod; aber da die Abweſenden meiſt nicht erreicht wurden, war die Zahl der vollzogenen Todesurteile im ganzen keine bedeutende.

Wurde dagegen ein Verfemter, bevor er in die Hände der Henker gefallen, als unſchuldig befunden, ſo ließ er ſich, falls er ein „Wiſſender“ war, mit einem Strick um den Hals, weißen Handſchuhen und einem grünen Kreuze nebſt einem Königsgulden in den Händen, vor das heimliche Gericht führen, fiel vor dem Freigrafen nieder und bat um Gnade. Dann faßte ihn letzterer bei der Hand, hob ihn empor, nahm ihm den Strick vom Halſe und ſetzte ihn „aus Ungnade, Unfrieden und Königsbann wieder in Gnade und Frieden, Freiheit und Recht der heimlichen Acht“. Dem Nichtwiſſenden dagegen wurde *kein Recht*. Er entging wohl dem Tode, erhielt aber keine Genugthuung und blieb überdies von der Aufnahme zum Freiſchöffen ausgeſchloſſen!



Faksimile aus der ältesten erhaltenen Handschrift der Fragen des Königs Ruprecht über die Femgerichte; vom Jahre 1408.

Nürnberg, Germ. Nat.-Mus.

Diese Fragen, durch welche der König das eigentliche Wesen der Femgerichte kennen lernen wollte, sind die ersten größeren Aufzeichnungen über den Rechtsgebrauch der Feme. Die Handschrift stammt aus dem Besitz des Minnesängers Oswald von Wolkenstein, der ein „Wissender" war.

Umschreibung:
(Erste Seite der Handschrift):

Anno domi. M°. cccc° viij°. feria quarta post Vrbani. Nota vnser herre der Kunig hat besant diso nachgeschriben freygreuen mit namen Gobeln von werdinchu'sen freingreuen zu Volmestede Clausen von wilkenbracht freyngreuen von Walberch Stoncken freyngreuen zum Hame vnd Bernhartū Moschart freyngreuen der stule zu wilshorst vnd hat die diso nachgeschriben frage vnd stuck tun fragen des Ersten

Que'tio prima

Was rechtens ein Römischer Künig habe in den freyn gerichten

Ro'ponsio

Item darauf haben sy geantwort vnd bekannt, das ein yegklicher freygreue (von) eim Römischen Kunig belehent sein solle wan anders habe er keinen gewalt zu richten an den freyen stulen er habe dann solhen gewalt von eim Römischen Kunige. Vnd darūb sol auch ain yecklich freygreue eins Römischen Kunig gehorsam vnd vndertenig sein Als er das auch sweret so man ein freygreuen machet vnd der Römische Künig sy aller freyen stule vnd freygreuen obrester herre vnd richter.

Darauf folgt die Jahreszahl 1408.

Die letzten Zeilen der Handschrift, deren Faksimile auf Seite 377 steht, lauten:

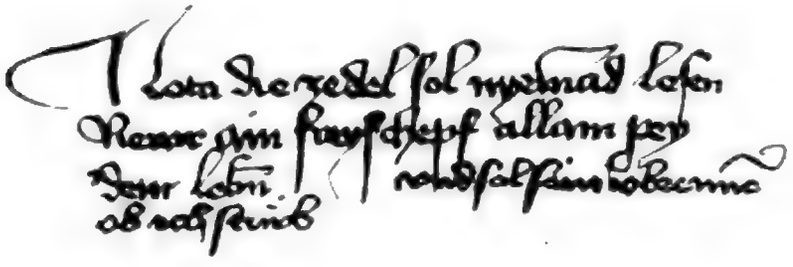
Nota dis zedel sol nyemād lesen Nowr ain freyschepf allain pey dem lebē vnd sol sein verbrennen ob ich stürb.

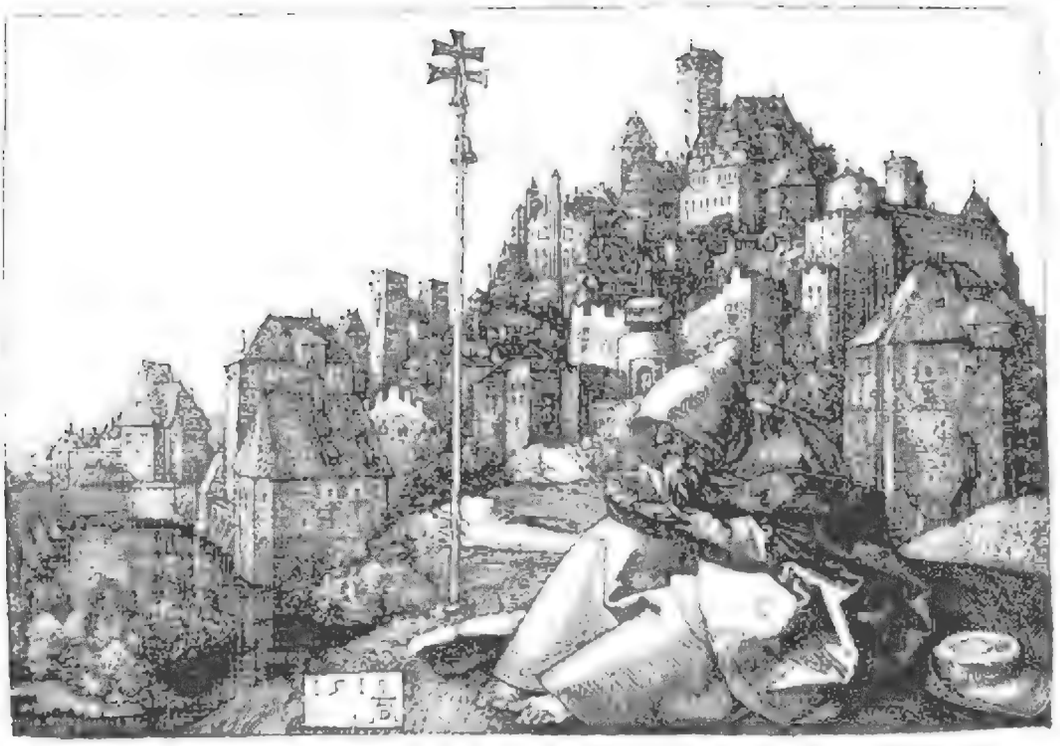
Diese letzten Zeilen befinden sich auf der äußeren Seite des Umschlages der Handschrift. Dieselbe war zusammengelegt, mit einer Schnur umbunden und versiegelt. Die Aufschrift: „Die Zettel soll niemand lesen, nur ein Freischöff allein" war mithin für den Fall angebracht, daß der Besitzer starb und in seinem Nachlasse ein Nichteingeweihter die Handschrift fand. Er sollte gewarnt werden: er dürfe die verschnürte Handschrift nicht lesen „bei dem Leben".

Digitized by Google

Die Feme zog in ihren Satzungen unter dem Titel „femrügiger Sachen“ sämtliche Verbrechen, auch die damals dafür geltende Ketzerei und Hexerei, vor ihren Stuhl. Ja, es war nicht einmal ein Urteil erforderlich, wenn „handhafte That“ (Ertappung auf der That), „gichtiger Mund“ (Geständnis) und „blinkender Schein“ (Augenschein) vorhanden waren.

Die Blüte der Femgerichte fällt in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert. Aber schon zu Anfang dieser Zeit erhob sich Widerstand gegen ihr Verfahren, der immer heftiger wurde, zeitweise jedoch oft erlahmte, wenn die Gegner selbst zu ihren eigenen Zwecken die Feme brauchten. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts befreiten Kaiser und Papst mehrere Städte von der Gerichtsbarkeit der Feme; mehrere Fürsten verboten die Klagen nach Westfalen, und Städte bestraften Bürger, welche vor der Feme klagten, mit Gefängnis, Verbannung oder Tod. Aber auch die Feme selbst, deren Treiben überhaupt eine Anmaßung war, entartete völlig durch Willkür, Bestechlichkeit und Mißbräuche, und ihr Nimbus verblaßte mit Errichtung des (weiter unten zu erwähnenden) Reichskammergerichts. Nur noch ein Schatten von ihr ragte bis an das Ende des siebzehnten Jahrhunderts; Freischöffen gab es noch in unserm Jahrhundert, um dessen Mitte der letzte Freigraf starb. Vom Schalten der Feme zeugen nur noch die steinernen Freistühle unter ihren Linden, durch deren Zweige die Sage vom heimlichen Gerichte rauscht.





Deutſches Städtebild um 1500. Faksimile des Kupferſtiches von Albrecht Dürer.
Im Vordergrunde der heilige Antonius in das Leſen eines Buches vertieft.

Fünfter Abſchnitt.

Handel und Wandel.

Weit bedeutender als im Kriegsweſen und in der Rechtspflege, geſtalteten ſich in ihrer Nachwirkung auf ſpätere Zeit die Fortſchritte, welche in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters auf dem Felde des Handels und Verkehrs gemacht wurden. Die Zuſtände auf dieſem Gebiete waren im frühen Mittelalter noch ſehr primitiv; ja ſie ſtanden hinter den Verhältniſſen des Altertums weit zurück. Namentlich den römiſchen Straßen, welche durch die Stürme der Völkerwanderung und die darauf folgende Vernachläſſigung zu Grunde gingen, hat das mittelalterliche und ſelbſt das neuere Europa bis in unſer Jahrhundert keinerlei Leiſtungen gegenüber zu ſtellen. „Nur die großen Heerſtraßen, auf denen der Handel ſich bewegte (S. 332), wurden leidlich im ſtande gehalten und mit Steinen und Kalk verlegt, hin und wieder gepflaſtert (daher oder von Calceus, Schuh, neulateiniſch: calciata, franzöſiſch und leider auch neudeutſch Chauſſée). Selten nur waren ſie durch Gräben vom Ackerfeld geſchieden.“ Die Fehdezeiten des Mittelalters verſchlechterten dieſen Zuſtand womöglich noch. Der größte Teil der Straßen und Wege war jammervoll. Die Verwirklichung politiſcher Rechte, die oft geteilt oder ſtreitig waren, verhinderte jede Verbeſſerung, und die herrſchende

Digitized by Google

Unsicherheit des Lebens und Eigentums infolge des Treibens vornehmer und geringer Räuber schloß den Mut zur Abhilfe aus. Ohne kriegerisches „Geleite" war es, ausgenommen für Pilger und Bettler, unmöglich zu reisen, und selbst das Geleite schützte nicht immer; dazu kam noch, daß die Herren, die für Gewährung desselben eine Abgabe bezogen, ein Interesse am schlechten Zustande der Straßen hatten. Gehörte ihnen doch überdies durch das dem Strandrecht ähnliche „Recht" der Grundruhr jeder von einem Schiff, Pferd oder Wagen auf die Straße, in den Fluß oder an das Ufer herabgefallene Gegenstand. Indes wurde ihnen dies oft von Rechtswegen verwehrt oder entzogen. Es klingt wie Hohn, daß Kaiser Sigmund die Bußen für Zauberei, Kuppelei und Unzucht zur Verbesserung und zum Unterhalte der Straßen bestimmte, damit das sündige Geld zu etwas Gutem diene! Freilich klagte man über die „Mordwege", aber umsonst.

Ungeachtet dieser Übelstände waren die Straßen sehr belebt. Da zogen die Fähnlein der Ritter zum Geleite, zur Wegelagerung, zur Fehde oder zum Turnier; die Rotten der

Ein Bild von der Landstraße im 15. Jahrhundert.

Aus einem hebräischen Manuskripte vom 14.—15. Jahrhundert. Nürnberg, Germanisches National-Museum.

Ein Zug wandernder Leute, unter dem Schutze bewaffneter Knechte, die Männer selbst mit Spieß und Schwert bewehrt. In einem Leiterwagen mit Korbgeflecht eine ganze Anzahl Frauen; andere Frauen und wohl auch Kinder hinter den Männern auf dem Pferde. Kleine Kinder werden in Körben auf dem Rücken und in Mulden auf dem Kopfe getragen; den Schluß bilden Maultiere mit Warenballen beladen

städtischen und ritterlichen Knechte, oft mit Weib und Kind; die Scharen der Kreuzfahrer, die singenden und betenden Pilger, Boten aller Art, Fronbauern mit Baumaterial für Burgen, Kirchen und Klöster, Karawanen der Kaufleute mit Geleite, Gaukler, Musikanten, Tierführer, Bettler und andere „fahrende Leute", hausierende Juden, Bettelmönche, Handwerksburschen, entlassene Landsknechte, der Schrecken der Straßen u. s. w.

Der Verkehr zu Wagen war des schlechten Zustandes der Straßen wegen selten; erst im 15. Jahrhundert wurden bedeckte Wagen häufig. Mit Ausnahme der Armen und Pilger war für die meisten Reisenden das Reiten das hauptsächlichste Fortbewegungsmittel; die Sättel und das Pferdezeug waren oft mit dem größten Aufwand ausgestattet; geschnitztes Elfenbein, gestickte Zeuge, Gold, Silber und Edelsteine wurden daran verwendet, während das Gestell des Sattels wohl meist von Holz gefertigt war. Frauen reisten auf Maultieren und Pferden;

Digitized by Google

Reisende zu Pferd.
Aus Ulrichs von Richental Chronik des Konzils zu Konstanz (1414—18); Bilderhandschrift um 1417 ausgeführt. Konstanz, Stadtbibliothek. Dargestellt ist die Flucht des Herzogs Friedrich von Österreich aus Konstanz, im Frühjahr 1416.

ältere oder schwache, wenn nicht zu Wagen, in Sänften. Das Reitzeug der von Damen gerittenen Tiere wurde mit Schellen behangen. Es galt indessen für Damen nicht als anständig, allein, ohne den Schutz eines Ritters zu reisen. Den Reisenden standen die Fruchtbäume und ihren Pferden die Wiesen und Äcker am Wege zur Erquickung frei; doch durfte von den Früchten nichts mitgenommen werden.

Was man damals Postdienst nennen konnte, war durchaus Privatsache und wurde von Boten zu Fuß und zu Pferde besorgt. Die Klöster gebrauchten zu Botschaften unter sich ihre eigenen Laienbrüder, die Universitäten die Mitglieder besonderer diesem Zwecke dienender Brüderschaften; den Städten verrichteten meist die Fleischer, den Rittern die Knappen und Knechte Botendienste.

Edeldame zu Pferd, begleitet von einem bewaffneten Knechte.
Faksimile des Kupferstiches von Albrecht Dürer.

Der deutsche Orden in Preußen hatte seit dem vierzehnten Jahrhundert seine berittenen und uniformierten „Briefjungen" (die ersten Postillone), welche den Verkehr zwischen den einzelnen Ordenshäusern besorgten; zur Überbringung besonders wichtiger Aufträge verwendete er die „Withingen" (freien Grundbesitzer). Auch Fürsten und Städte hielten seit jener Zeit besondere Boten, welche jede Art von Postsachen beförderten. Die Boten galten als unverletzlich, auch wenn ihre Botschaft unangenehm war; am Bestimmungsorte erhielten sie Geschenke, oft bedeutende; der Botenlohn war ihnen aber außerdem, und zwar nach gewissen Taxen, zugesichert. Ein Ordensbote z. B. erhielt für die Reise von Marienburg bis Rom, die Verköstigung inbegriffen, zehn Mark (etwa 200 heutige Mark); ein Mönch aber, der in den Klöstern einkehren konnte, empfing für denselben Weg nur eine Mark (etwa zwanzig heutige Mark); für eine Reise nach Österreich erhielt ein Bote einen Schilling für die Meile.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war in den meisten Reichsstädten das Botenwesen orga-

Digitized by Google

niſiert. Straßburg hielt drei, Köln vier regelmäßige Oberboten, deren Koſten die Kaufmannſchaft beſtritt. Die Hanſa unterhielt eine Poſtverbindung von Antwerpen bis Riga. Die Stadtboten trugen ſilberne Schilder auf der Bruſt und eine ſilberne Briefbüchſe. Große Gelehrte wie z. B. Erasmus, hatten eigene Boten in ihrem Dienſte; der Genannte gab für den ſeinigen jährlich gegen ſechzig Gulden aus. Vielfach wurde über die Unzuverläſſigkeit und Untreue von Boten geklagt; Unterſchlagungen von Briefen ſollen ſie ſich oft haben zu ſchulden kommen laſſen, wofür denn die in der That herrſchende Unſicherheit der Straßen als gewöhnlicher Entſchuldigungsgrund herhalten mußte.

Für die Entwickelung des Verkehrsweſens iſt das Ende der Kreuzzüge epochemachend. Durch dieſe Kataſtrophe ſahen ſich ſowohl die Mönche als die Ritter plötzlich des Wirkungs-

Spazierritt. Faksimile einer Zeichnung aus dem Jahre 1496 von Albrecht Dürer; Berlin, Königl. Kupferſtichkabinett.

Bote, einen verſiegelten Brief bringend.
Ein Blatt von den vier „Zweiern“ eines höfiſchen Kartenſpieles aus dem 15. Jahrh. (Wien.)
Als Abzeichen trägt der Bote ein am Halſe hängendes Schild mit dem Adler auf der Bruſt. Das Wappen in der Ecke rechts oben iſt das des Reichs.

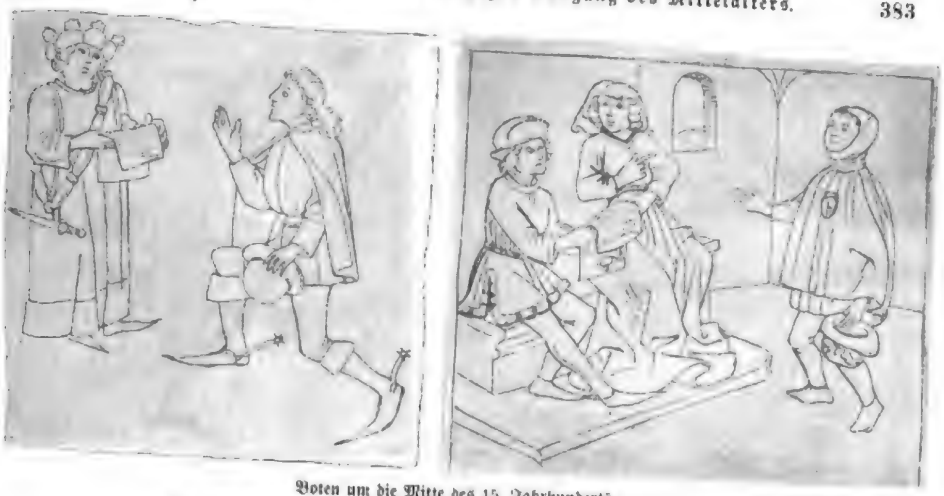
kreiſes beraubt, dem ſie ſich zweihundert Jahre hindurch hauptſächlich gewidmet hatten, jene als Prediger, dieſe als Kämpfer des Kreuzes gegen die Ungläubigen. Es trat mit jenem Zeitpunkte in augenfälliger Weiſe eine Verarmung des Adels und eine Abnahme der Klöſter ein. Letztere und die Burgen waren bis dahin die Gaſthäuſer des Mittelalters geweſen. Die zunehmende Armut der Bevölkerung und die durch Einſchleppung aus Italien und dem Morgenlande ungemein häufig auftretenden Seuchen, ſowie das maſſenhafte Herbeidrängen von Bettlern, Krüppeln und ekelhaften Kranken trugen außerdem zur Verminderung jener ſchönen Gaſtlichkeit erheblich bei. An ihre Stelle mußten daher eigentliche Gaſthäuſer treten. In den Städten dienten dieſem Zwecke die Zunfthäuſer; auf dem Lande ergab es ſich gewiſſermaßen von ſelbſt, daß die an Straßen liegenden größeren Bauerngehöfte, deren Eigentümer zugleich Weinbergbeſitzer, Brauer, Müller, Bäcker oder Fleiſcher waren, durch Ermächtigung der Gutsherren das Recht erwarben, Gäſte zu bewirten und zu beherbergen. Pfarrherren übten dasſelbe Recht als Pflicht wohl als Nachfolger oder Vertreter der Klöſter, und Gutspächter als ſolche der Burgen. Als Erwerbsquelle wurde die Aufnahme von Gäſten im Anfang nicht betrachtet, und ob die Gäſte zufrieden waren, erſchien gleichgültig, ſo daß Bequemlichkeit und Reinlichkeit umſonſt in den meiſten Wirtshäuſern geſucht wurden. Reiſende nahmen daher noch lange Zeit ihren Bedarf an Lebensmitteln mit auf die Reiſe.

Merkwürdig iſt eine Verordnung König Rudolfs I. vom 6. Juli 1281, nach welcher der Wirtsberuf bereits als ein feſtſtehender erſcheint. Es ſind darin die Pflichten des Wirtes gegen den Gaſt beſtimmt. War letzterer kein Mörder, Ketzer oder Verräter und befand er ſich nicht in des Reiches Acht, ſo mußte ihm der Wirt gegen jedermann behilflich ſein, wenn ſein Gaſt des Schutzes bedurfte, und wenn die Häſcher vor das Gaſthaus kamen, ſo mußte der Wirt den Geſuchten entfliehen, den Richter aber dreimal rufen laſſen und ſich ſtellen, als höre er ihn nicht. Öffnete er jedoch nach dem dritten Rufe nicht, ſo war er ſelbſt für den Gaſt verantwortlich.

Die Beſchreibung, welche Erasmus von den deutſchen Wirtshäuſern ſeiner Zeit macht, iſt nicht einladend. Man müſſe bei der Ankunft, ſagt er, lange ſchreien, bis der Wirt erſcheine; der aber betrachte die Aufnahme der Gäſte wie eine beſondere Gnade. Sein Pferd müſſe man ſelbſt in den Stall führen. Tadle man etwas, ſo werde man bedeutet, ein anderes Gaſthaus zu ſuchen. In der dicht gefüllten Gaſtſtube müſſe man ſich umkleiden und die naſſen Kleider am Ofen aufhängen. Das zum Waſchen gereichte Waſſer ſei ſchmutzig; auf das Eſſen müſſe man ſtundenlang warten, bis alle Gäſte beiſammen ſeien, oft achtzig bis neunzig in einem Zimmer, wo ſie ungeniert ihre Toilette machten. Der Ofen verbreite ſolche Hitze, daß alles ſchwitze. Die Tiſchtücher ſeien grob wie Segeltuch, Teller und Löffel von Holz, der Wein ſauer, die Speiſen aufgewärmt und ſpärlich zugemeſſen, der Käſe übelriechend und voll Würmer, die Leintücher ungewaſchen; die Rechnungen aber für alle gleich, ob ſie viel oder wenig verzehrten, und wehe dem, der ſich über die ſeinige beſchweren wollte!

Die Zunahme des Handels und das Aufblühen der Handwerke in den Städten vermehrte ſeit dem vierzehnten Jahrhundert den öffentlichen Verkehr ganz bedeutend. Eine neue Zeit war im Anzuge. Die verfallenden Burgen waren nicht geeignet, dem ſich hoch entwickelnden

Digitized by Google



Boten um die Mitte des 15. Jahrhunderts.
Aus einer Handschrift vom Jahre 1468. Nürnberg, Germanisches National-Museum.
1. Bote vor einem König: ein Jüngling von höfischen Sitten, der sich vor dem König auf das Knie niederläßt; wie die großen Räderspuren bezeugen, kam er geritten. 2. Bote vor einem vornehmen Ehepaar. Dieser Bote ist zu Fuß gekommen; seine Haltung deutet ersichtlich seinen ermüdeten Zustand an. Er trägt eine Art Wettermantel, der an der rechten Seite offen ist, den Kopf bedeckt eine Gugel; auf der Brust trägt er ein kleines Botenschild. (Nach Essenwein.)

Handel und Wandel als Organ zu dienen; ihre Insassen waren demselben vielmehr als Raubritter hinderlich; sie wetteiferten darin in bedauerlicher Weise mit gemeinen Räubern und boten durch ihr Treiben zu einer immer weiter greifenden Nacheiferung in diesem schmachvollen Gewerbe Anlaß. Äneas Silvius Piccolomini (später Papst Pius II.) nannte Deutschland eine Räuberhöhle und sagte, unter den Adeligen wäre der am angesehensten, der am meisten raubte (S. 311 f.). Sogar Fürsten rühmten sich, Hunderte von Dörfern verbrannt zu haben, während andere gegen das Raubgesindel unnachsichtlich einschritten. Von der Ritterschaft war mithin keine Beförderung des Verkehrs zu erwarten.

Die Klöster, welche einst die edelste Gastlichkeit ausgeübt und von denen ein guter Teil so sehr zur Hebung der Kultur ihrer Zeit mitgewirkt hatte, waren ebenfalls weder geneigt noch in der Lage, den vermehrten Verkehrsbedürfnissen gerecht zu werden. Selbst die ehemals für Kunst und Wissenschaft im damaligen Umfange thätigsten Klöster waren im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert so tief gesunken, daß Abt und Konvent in Urkunden bekennen mußten, der Kunst des Schreibens nicht mächtig zu sein. Die einst so stolzen Bibliotheken der Stifter verkamen in Staub und Moder oder wurden von reisenden Gelehrten, die ihre Schätze besser zu würdigen wußten als die Mönche — bestohlen, während jene „Bücherei," deren Einbände der Böttcher fertigte, sich bessern Zuspruchs erfreute. Damals sind ohne Zweifel die schmerzlichen Lücken in der Litteratur Roms entstanden, welche wir heute beklagen, während es selbst im sinkenden byzantinischen Reiche mit den Schätzen des hellenischen Geistes sich nicht so schlimm verhielt; denn bekanntlich besitzen wir die griechischen Klassiker vollständiger als die römischen. Äbte und

Malender Mönch,
als St. Lukas dargestellt: Miniature von Hans Memling aus Mainz (um 1430—1495) in dem Breviarium (Gebetsammlung) des Kardinals Grimani.
Venedig, S. Markus-Bibl.

ſogar Biſchöfe vergaßen ihr heiliges Amt, trieben weltliche Geſchäfte und beteiligten ſich an Fehden und Kriegen. Viele von ihnen legten mehr Wert darauf, geringe Münzen nicht anzunehmen, als für ihre Einnahmen etwas Verdienſtliches zu leiſten. Es entſtanden ſtattliche Kloſtergebäude, an manchen Orten palaſtähnliche. Wurden vom Staate oder von frommen Geſellſchaften Reformen der Kloſterzucht verſucht, ſo widerſetzten ſich Mönche und ſogar Nonnen. Mehr lag ihnen an Vermehrung ihrer Güter. Von dem Ciſtercienſerkloſter Walkenried am Harz ſagte man, daß ſeine Mönche nach Rom pilgern könnten, „ohne eine einzige Nacht auf fremdem

Bau eines Kloſters. Aus einer Bilderhandſchrift vom Anfange des 16. Jahrh. Nürnberg, Germ. Nat.-Muſeum.

Im Hintergrunde links ein Steinbruch, in dem die Quadern gebrochen und von da auf mit vier Ochſen beſpannten Wagen zum Bauplatz gefahren werden. Daſelbſt wächſt der Bau in die Höhe; auf einer in eine Fenſteröffnung gelegten Leiter wird Baumaterial hinaufgetragen, die Quadern werden mittels einer Krahneinrichtung gehoben. Im Vordergrunde werden Steine behauen, Mörtel gemiſcht, Felsblöcke fortgeſchafft. Einer der bauenden Mönche erquickt ſich aus einer Flaſche. Die Landſchaft durchfließt ein zweimal überbrückter Bach. Die Darſtellung bezieht ſich auf das Ciſterzienſer-Mönchskloſter Schönau bei Heidelberg. (Nach Effenwein.)

Eigentum oder in einem nicht ihrem Orden gehörigen Kloſter zu übernachten.“ Dieſes Kloſter beſaß acht Mühlen, die Fiſcherei in 365 Gewäſſern, Teichen und Bächen, deren einer durch die Kloſterküche geleitet war, Kirchen und Kapellen in 24 Orten, Münz- und Jagdrecht und Anteil an Salzwerken. Trotzdem kam manches Kloſter durch leichtſinnige Wirtſchaft herunter und verarmte, ſo z. B. dasjenige der Hrotſuit in Gandersheim. Es iſt unverkennbar, daß die Klöſter im vierzehnten Jahrhundert ihre frühere Fühlung mit dem Herzſchlage der übrigen

Digitized by Google

Welt aufgegeben hatten und ſich mehr und mehr auf ſich ſelbſt und ihre engeren Intereſſen zurückzogen, ſoweit ſie nämlich ihr Fortbeſtehen noch durchführen konnten.

Viele Klöſter aber verweltlichten ſich damals zu Ritter- oder Chorherrenſtiften, oder zu Verſorgungsanſtalten für Weltgeiſtliche. Dabei muß aber anerkannt werden, daß die Kirche fortfuhr, wohlthätige Anſtalten, beſonders Krankenhäuſer (ſog. Elendsherbergen) zu errichten, welche in manchen einſamen Gegenden lange Ketten bildeten und in jenen unſicheren Zeiten der Bevölkerung vielen Schutz und Troſt gewährten. Fortdauernde Schenkungen frommer Leute trugen erheblich dazu bei, den kirchlichen Organen ſolche Leiſtungen, aber auch Übergriffe in das weltliche Gebiet möglich zu machen.

In völligen Gegenſatz zu den reichen Klöſtern ſtellten ſich die Franziskaner durch ihr Auftreten und Einſtehen für die Pflege der deutſchen Sprache in Predigt und Schrift einerſeits,

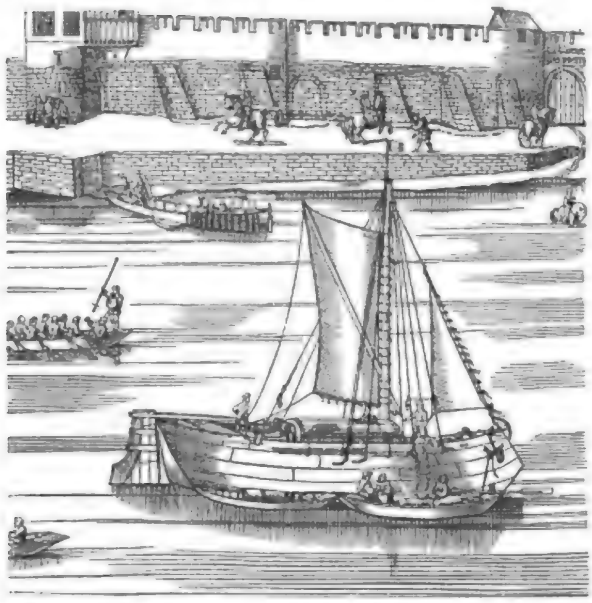
Ansicht von Nürnberg im 15. Jahrhundert.

Verkleinertes Faksimile einer Tuſchzeichnung des 15. Jahrhunderts. Nürnberg, Germaniſches National-Muſeum. Im Vordergrunde rechts vor der Stadt (es iſt das Terrain in der Nähe der jetzigen Hallerwieſe) liegt die Papiermühle von Ulman Stromer, welche als erſte in Deutſchland im Jahre 1390 gegründet wurde.

ſowie für das Prinzip der Armut Chriſti anderſeits, in welchem nichts Geringeres lag, als die ſchärfſte Verurteilung des Luxus, den damals der päpſtliche Hof und der höhere Klerus trieben. Dieſe Haltung wurde namentlich bedeutungsvoll, als Papſt Johann XXII. die Anhänger Kaiſer Ludwigs (ſeit 1330) mit dem Interdikt belegte, trotzdem aber die Minoriten der kaiſerlich geſinnten Städte — zu denen unter anderen einer der wenigen beſſeren Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit, Johannes von Winterthur in Lindau am Bodenſee, gehörte — die Meſſe laſen und ſich ſogar offen gegen die Habſucht und Beſtechlichkeit in höheren Kirchenkreiſen ausſprachen.

Die Städte begünſtigten überhaupt die Bettelorden, denen nicht, wie den begüterten Benediktinern, der Landbau zu Gebote ſtand, und die daher ihre Wirkſamkeit vorzüglich in der Seelſorge der Stadtbewohner ſuchten. Auch der wohlthätigen Frauengenoſſenſchaft der Beghinen wurde in den Städten gern Aufnahme gewährt; Köln zählte im Jahre 1250 über tauſend Mitglieder derſelben, und in Straßburg hatten ſie bis 1350 vierzig Ordenshäuſer.

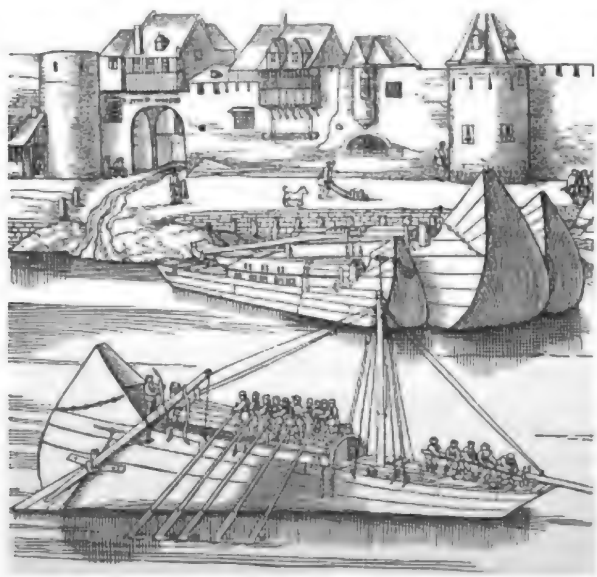
Die Städte waren es eben, auf denen die Zukunft des Verkehrs beruhte. Die namhafteren unter ihnen verdankten ihr Emporblühen entweder einer Begünſtigung durch die Natur oder dem



Rheinſchiffe unter den Mauern von Köln.
Fakſimile aus dem großen Holzſchnitt des Anton von Worms aus dem Jahre 1531.

Fleiße ihrer Bürger. Erſtere lag beſonders in den Schätzen, welche Salz- und andere Bergwerke darboten; letzterer äußerte ſich in Tuchweberei und anderen Gewerben. Viel trugen dazu auch die Freiheiten bei, welche die Kaiſer bevorzugten Städten verliehen; und auch die Kolonien auswärtiger Leute, die ſich unter dem Schutze der früheren geiſtlichen Herren angeſiedelt und vergrößert hatten, wirkten zur Hebung der Städte mit.

Der angedeuteten Steigerung des Verkehrslebens gingen indeſſen die engherzigſten Maßregeln voran, welche die Städte, obſchon ſie jenen Aufſchwung am meiſten beförderten, aus Eigennutz trafen, um ihren Wohlſtand auf Koſten anderer zu mehren. Je bedeutender ſie durch ihre Lage und Blüte waren, deſto mehr Vorrechte hatten ſie ſich im Laufe der Zeit zu verſchaffen gewußt; ſie erhoben nun, wie auch die Landesherren, immer mehr Zölle, Weg- und Brückengelder, die den Verkehr beläſtigten. Die an Flüſſen gelegenen Städte beherrſchten vermittelſt des ſogenannten Stapelrechtes einen ihrer Größe angemeſſenen Teil des Stromlaufes und konnten die geringeren Städte desſelben Fluſſes zu ſtarker Einſchränkung ihres Handelsverkehrs zwingen, während ihre Rechte viel weiter reichten. So beſaß an der Donau Wien, am Rhein Köln das weiteſte Stapelrecht, vor welchem dort Regensburg und Paſſau, hier Mainz und andere Städte zurückweichen mußten, während ſich an der Elbe Magdeburg und Hamburg um den Vorrang ſtritten und der Herzog von Braunſchweig dies benutzte, um beide zu übervorteilen. Andere Städte, denen die Waſſerſtraßen fehlten, übten gegen die Handelsleute einer gewiſſen Landesſtrecke den Zwang aus, daß dieſelben keinen anderen Weg als den durch ihre Stadt führenden nehmen ſollten:



Rheinſchiffe unter den Mauern von Köln.
Fakſimile aus dem großen Holzſchnitt des Anton von Worms aus dem Jahre 1531.

Digitized by Google

UNIVERSITY

Ansicht

Digitized by Google

Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

so beeinflußte z. B. Leipzig den Handelsverkehr zwischen Böhmen und Magdeburg. Auf diese Art wurden die größeren Städte immer umfangreicher und wohlhabender: ihre Bürger nahmen infolgedessen auch an Bildung zu, und es fiel dabei wenig ins Gewicht und erregte kein Aufsehen, daß die kleineren Städte verkümmerten und zu Nestern oder Dörfern herabsanken. Die glücklichen Großen waren es, wie immer und überall, so auch im Städtewesen, welche den Löwenanteil davontrugen, welche Geschichte machten und die Welt umgestalteten. Die unglücklichen Kleinen wurden mit Stillschweigen übergangen.

Aus dem deutschen Bürgerleben des 15. Jahrhunderts.

Im Hintergrunde links ein Uhrmacher; davor ein Magister am Schultisch mit Schülern; daneben im Mittelgrunde ein Orgelbauer; rechts neben diesem ein Maler an der Staffelei ein Madonnenbild malend; im Vordergrunde links ein Goldschmied; daneben der Gehülfe eines Bildhauers, welcher mit seiner Frau an wohlbesetztem Tische speist. Aus einer Bilderhandschrift vom 15. Jahrhundert: „Mittelalterliches Hausbuch". Nürnberg, Germanisches National-Museum.

In den größeren Städten entstanden, ein erstes Zeichen der zunehmenden Bildung, Stadtschulen an Stelle der gesunkenen Klosterschulen; die Kirchen vermehrten, vergrößerten und verschönerten sich; die Gerichtsverhandlungen und Ratsversammlungen zogen von den Gerichtsstätten im Freien in künstlerisch ausgestattete Rathäuser ein, in denen zur Erquickung der Stadtväter gleich auch mächtige Weinkeller und gemütliche Trinkstuben angelegt wurden.

In den Städten zuerst wurde das Ausschänken, früher ein Monopol der Grundherren, ein Gewerbe; und dasselbe hat nicht etwa nur Trinklust und Ausschweifung, sondern auch das gesellige Leben und den freien mündlichen Austausch der Meinungen über öffentliche Zustände bedeutsam gefördert; es hat auch hauptsächlich zur Entfaltung jenes urwüchsigen Humors beigetragen, welcher das Schrifttum in der Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit aus-

zeichnet. Die Zunftgenoſſen trafen ſich regelmäßig in den Trinkſtuben ihrer Zunfthäuſer und fühlten ſich hier oft mehr zu Hauſe als in ihren Familien; zu Zeiten ſpeiſten ſogar Familienväter, namentlich wenn ſie politiſchen Einfluß ſuchten, regelmäßig im Zunfthauſe. Selbſt die Gebräuche der Zünfte wurden reich an Beziehungen auf das Trinken. Im Ratskeller aber war das allgemeine Stelldichein der Bürger; er war der Mittelpunkt des geſelligen Verkehrs, die Quelle aller Neuigkeiten und der Ort zur Vorberatung der Staatsgeſchäfte. Auch mit Frauen und Töchtern kam man in ſeine Hallen und feierte dort Hochzeiten und andere Feſte. In den tiefen Kellern lagerten reiche Vorräte an Wein, aus denen hohe Gäſte, die man in den Sälen des Rathauſes bewirtete, je nach ihrem Range Ehrengeſchenke erhielten. Eigene Beamte, die Weinherren, wachten über Aufrechthaltung der Ordnung und des Friedens.

Der zunehmende Handel erforderte und ſchuf Kauf- und Lager-, Korn- und Schmalzhäuſer; der rieſig anwachſende Verkehr erweiterte die früher beſcheidenen Marktplätze und führte zu großen Jahrmärkten, auf welche, weil ſie ſich an Feſttage anſchloſſen, der Name „Meſſen“ (S. 203) beſonders angewandt wurde. Auf dieſen Märkten wurden öffentliche Wagen aufgeſtellt, um jeden Betrug am Gewichte zu verhindern. Die Marktherren unterſuchten die Waren auf Güte, Preis und Wert. Großhändler trafen ſich hier und brachten ihre Abrechnungen in Ordnung, Wechsler trieben ihre Geſchäfte und die Wechſelbriefe kamen in Übung, wobei auch der Wucher, der nicht ſelten 30 bis 40 vom Hundert in der Woche nahm, ſeine ſcheußlichen Netze auswarf. Engherzigkeit blieb nicht aus, und oft genug ſuchten die einheimiſchen Händler Fremde von den Märkten fernzuhalten, was aber nie auf die Dauer gelang. So wurden Ulm, Augsburg, Nürnberg, Bremen, Breslau, Leipzig, Danzig, beide Frankfurt und noch andere Städte Welthandelsplätze, die auch aus Frankreich, England, Italien und weiter

Wandernder Kaufmann, ſeine Waren in einer Jahrmarktsbude feil bietend: Harniſche, Eiſenhandſchuhe, Beinbergen, Kettenpanzer, Zeuge, Käſtchen, Schalen, Pokale.

Aus einer Bilderhandſchrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts; Nürnberg, Germaniſches National-Muſeum.

Marktplatz einer ſuddeutſchen Stadt; Ende des 15. Jahrhunderts. (Der Brunnen in der in Ulach.)

her Beſuch erhielten. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts galt Deutſchland ſogar den Franzoſen als der Mittelpunkt des Welthandels! Die Handelszüge, welche unter bewaffnetem Geleite die Meſſen beſuchten, hatten gewiſſe Stationen, wo die Kaufleute, welche ſich ihnen zum erſtenmale anſchloſſen, mit komiſchen Ceremonien und Hänſeleien aufgenommen wurden. Der Verkauf fand ſowohl in Häuſern, als auch in Buden auf Straßen und Plätzen oder auf Tiſchen im Freien ſtatt. Gegenſtand des Großhandels waren beſonders Tuche, Wein und Pferde. Die Anwendung

der schon seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in Europa allmählich in Gebrauch gekommenen sog. arabischen (in Wahrheit indischen) statt der römischen Zahlzeichen kam dem Handel zu statten. Viel gequält wurden die Meßgäste durch Zölle und andere Abgaben. Dafür entschädigte die Meßfreiheit, bei der mehr erlaubt war als in gewöhnlichen Zeiten; sogar die Reichsacht wurde während der Meßzeit oft aufgehoben. Solche Freiheiten und Vergünstigungen wurden allerdings durch lästiges fahrendes Volk, liederliche Dirnen, Spielhöllen, Diebe, Betrüger und Hochstapler ausgenutzt und mißbraucht.

Diese Entwickelung des Verkehrs bedingte notwendig Verbesserungen im Bauwesen der Städte. Langsam traten seit dem dreizehnten Jahrhundert, schon aus Anlaß der häufigen Brände, steinerne Häuser an Stelle der aus Holz gezimmerten. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bildeten erstere bereits die große Mehrheit. Aus eingeschlossenen Höfen wurden nun offene Durchgänge und wirkliche Straßen, freilich mit einer Planlosigkeit, die noch jetzt in alten Stadtteilen zum Staunen über wahrhaft kunstvolle Winkelzüge der Gassen zwingt; nach und nach erhielten die Straßen auch Pflasterung und bei Festen, Einzügen und sonst bei gesteigertem Verkehr Beleuchtung durch Pechfackeln.

Auch die echt menschliche Seite des Lebens kam zur Geltung.

Es bildeten sich, nicht zum wenigsten in den Gasthäusern, gesellige Vereinigungen, die nicht nur einen materiellen, sondern sehr oft auch einen hohen moralischen und sozialen Zweck hatten. In den Städten des späteren Mittelalters entwickelte sich nämlich ein allezeit opferbereiter Sinn für das Unglück und dessen Milderung, in welchem sich das deutsche Gemüt und der Geist des Christentums miteinander verbanden. Die Staatskasse hatte wenig oder keine laufenden Ausgaben für Kirchen-, Schul- und Armenzwecke; all dies leisteten die Bürger und ihre Gesellschaften freiwillig, und die Fürsten mußten ihrem Beispiele nachfolgen. Wie früher von den Klöstern, so wurden jetzt von den Städten, namentlich veranlaßt durch die verheerenden Seuchen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, Hospitäler, sogenannte Seelen-, Siechen-, oder Pestenhäuser errichtet und mit reichen Schenkungen begabt. Die grauenhafte Sitte, die „Aussätzigen“ unter einer Art von Leichengeleite aus den Städten zu führen und in Hütten einzusperren, wo sie ihrem Schicksal überlassen wurden, hörte demzufolge auf. Altersasyle (Pfründehäuser) für arbeitsunfähige Bürger und Bürgerinnen, die bald mit den Spitälern verbunden, bald von ihnen getrennt waren, und in die man sich einkaufen konnte, entstanden; Findel- und Waisenhäuser und andere Anstalten wurden von einzelnen Personen und Familien, Korporationen und Innungen gegründet. Daneben wuchs die Zahl der öffentlichen Bäder, namentlich seit den Kreuzzügen nach dem Beispiele des Morgenlandes, und für die Armen wurden besondere unentgeltliche, sogenannte Seelbäder gestiftet.

Neben den Bädern der Städte entwickelten sich aber auch die eigentlichen Badeorte mit Thermal-, Salz-, Eisen- und anderen Quellen. Einer der berühmtesten jener Zeit war Baden im Aargau (etwa 20 km von Zürich). Wenn jemand nach dort zur Kur reiste, war es gebräuchlich, ihm ein Geschenk mitzugeben; der Bürgermeister erhielt es von der Stadt, der Pfarrer von seiner Gemeinde, der Zunftmeister von seiner Zunft, der Lehrer von der Schule, andere von ihren Verwandten und Bekannten; dafür waren besonders Pokale, Wein, Ochsen, Pferde oder Rüstungen beliebt, Geld jedoch war dabei ausgeschlossen. Kehrte der Beschenkte zurück, so lud er die Geber zu einem Abendtrunke. Der italienische Gelehrte Poggio Bracciolini aus Florenz (1380—1459) besuchte Baden vom Konstanzer Konzil aus und stellte die geselligen Freuden des Ortes über jene der Bäder des Altertums. Es gab damals dreißig Bäder dort. In dem für die Armen bestimmten badeten Männer und Frauen, Mönche und Nonnen nicht ausgenommen, Knaben und Mädchen ohne alle Verhüllung miteinander. In den vornehmeren Bädern wurden die für beide Geschlechter bestimmten Räume durch Scheidewände getrennt, die aber mit Fensterchen versehen waren. Es gab sogar Galerien für Zuschauer. Im Wasser speiste man an schwimmenden Tischchen, trank, sang und musizierte. Poggio rühmt indessen den Anstand, der zwischen den Badenden beobachtet wurde. Dagegen wird auch urkundlich berichtet, daß vornehme Herren, Äbte und Äbtissinnen ihre Klöster durch den mit Badekuren verbundenen Aufwand zu Grunde richteten.

Digitized by Google

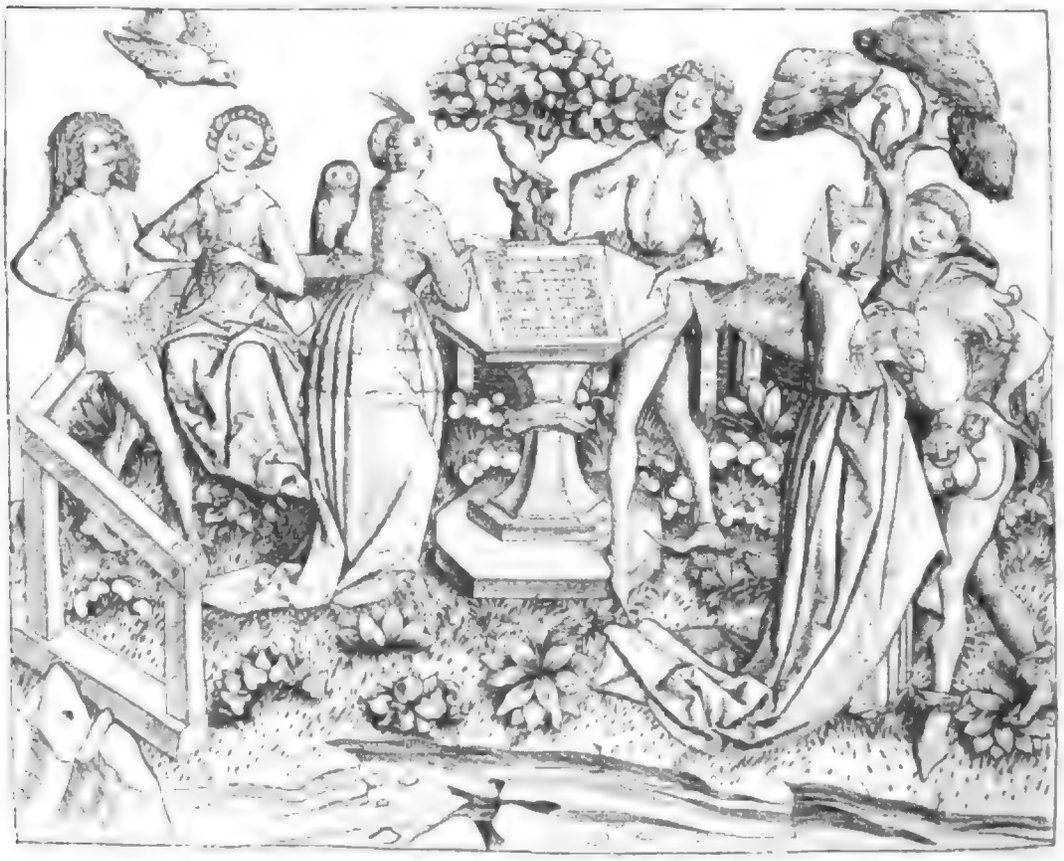
In der Todesſtunde.

Miniature von Hans Memling aus Mainz (um 1430—1495) in dem Breviarium (Gebetſammlung) des Kardinals Grimani. Venedig, S. Markus-Bibliothek.

Dem deutſchen Volke fehlte nie und nirgends, namentlich nicht in jener Zeit, der Humor. So wurden denn bisweilen neben Vermächtniſſen zu wohlthätigen Zwecken auch Beträge ausgeſetzt zum Vertrinken durch Soldaten, Weinknechte, Zunftglieder und dergl. Stifter von Kirchen trugen kein Bedenken, auch Narrengeſellſchaften zu gründen. Selbſt bei den religiöſen „Bruderſchaften“ fand dieſer Humor eine Stätte. Ein Beiſpiel dafür ſind die Kalandsbrüder, welche ſeit dem dreizehnten Jahrhundert in ganz Mitteleuropa verbreitet waren, Wohlthätigkeit übten, Männer und Frauen, Geiſtliche und Weltliche, nur nicht Kloſterleute, aufnahmen und am erſten jeden Monats (Calendae, daher ihr Name) Verſammlungen abhielten, in denen ſie ſich bei einem gemeinſamen Mahle der Fröhlichkeit hingaben.

Wie hoch der Wohlstand der größeren deutschen Städte im fünfzehnten Jahrhundert gestiegen war, mag ein unverdächtiger und unbefangener Zeuge, der Italiener Enea Silvio Piccolomini, später Papst Pius II., bekräftigen.

„Deutschland," sagt er, „ist durchaus angebaut und voll fruchtbaren Ackerlandes, Weinberge, Gemüse- und Obstgärten, voll höchst angenehmer Gebäude, lustiger Dörfer, stattlicher Schlösser, ummauerter Flecken und prächtiger Städte," unter denen er besonders Köln, Mainz, Worms, Speier, Trier, Aachen, Basel, Augsburg, Wien, vor allen aber Nürnberg hervorhebt. Man dürfe, fährt er fort, die italischen Städte den deutschen nicht vorziehen; letztere sähen aus, als ob sie erst seit einigen Tagen gebaut wären — was freilich oft genug der Fall war, als Folge der häufigen Feuersbrünste! Den Wohlstand der Deutschen, sagt Enea Silvio, bemerke



Eine Gesellschaft im Garten; Schachspiel. 15. Jahrhundert. Faksimile des Kupferstiches vom „Meister der Sibylle."

man auch in der Kleidung, Lebensart, im Hausrat u. s. w. „Wo ist," berichtet er (wohl übertreibend), „ein deutsches Gasthaus, wo man nicht aus Silber tränke(?) und wo die Tische nicht mit Gold- und Silbergeschirr belastet wären? Wo ist eine, nicht adlige, sondern gemeine Frau, die nicht von Golde schimmerte?"

Von Wien, der werdenden Kaiserstadt, sagt der dreifach gekrönte Humanist, die Häuser der Bürger seien hoch und wohl geziert, stark gebaut, haben weite Säle, gut geheizte Gemächer, gläserne Fenster, seien reich an köstlichem Hausgerät und außen wie innen bemalt. Die Weinkeller seien weit und tief, die Straßen mit Steinpflaster versehen. Große, aus Tuffstein gebaute Kirchen, reich an Säulen, glänzen von Gold, Silber und Edelgestein, und außerdem haben viele Häuser noch ihre eigenen Kirchen, Kapellen und Priester. Man zählte damals in Wien 50,000 Erwachsene, wozu noch 7000 Studenten kamen. Auf den Inseln der Donau lagen „viel schöne Gärten mit herrlichen Fruchtbäumen, wo die Bürger sich erlustigten, Gastmähler und Tänze abhielten und die Kinder spielten." Rings um die Wälle zog sich ein schöner

Digitized by Google

Spaziergang hin, weiter draußen wetteiferten Vorstädte an Größe und Schönheit mit der Stadt. Man hielt dort so viele Vögel, daß „der, so durch die Straßen geht, wohl wähnen möchte, er sei inmitten eines grünen lustigen Waldes.“ Das ganze Gebiet der Stadt nennt unser Gewährsmann „einen ungeheuern herrlichen Garten, mit schönen Rebhügeln und Obstgärten bekrönt. An diesen liegen anmutige Vorberge mit den lieblichsten Landhäusern, geschmückt mit Fischteichen, Jagdgründen, Häusern und Gärten, kurz, mit jedem Genusse des Lebens.“

Ähnlich, nur nicht in so hohem Maße, lobpreist Piccolomini Basel. Besonders rühmend erwähnt er die große Menge der fließenden Brunnen dieser Stadt, ihre bemalten und

Jugendspiele.

Faksimile des Holzschnittes von Hans Burgkmair im „Weißkunig,“ den jungen Maximilian unter seinen Spielgenossen darstellend.

glasierten Kirchendächer, die grünen Matten, auf denen Kinder allerlei Spiele treiben und Frauen tanzen, sowie auch die prächtigen Trinkstuben der vornehmen Bürgerhäuser, die von heiterer Unterhaltung fröhlicher Gesellschaft und von Tänzen mit herrlich geschmückten Frauen belebt werden. Von Braunschweig sagt er, daß es in ganz Germanien hochberühmt, groß und volkreich sei, daß sich die Häuser durch ihre Pracht, die Straßen durch ihre Reinlichkeit, die Gotteshäuser durch ihren Umfang und ihren Schmuck vorteilhaft auszeichnen.

Seines Reichtums wegen wurde besonders Augsburg gepriesen. Folgende Angaben darüber mögen zugleich den damaligen Geldwert (vor der Entdeckung Amerikas) veranschaulichen. „Wer zwei- bis dreihundert Gulden jährlich einnahm, war ein reicher Mann, und dennoch gab es Leute, die selbst heutzutage reich heißen würden, da sie 2000 Gulden jährliche Einkünfte zogen, wessen

ſich damals kein Graf rühmen durfte. Der reichſte Mann Augsburgs, Peter von Argon, nahm jährlich 2600 Gulden ein. Der Stifter der Fuggerſchen Familie erwarb um dieſe Zeit durch ſeinen Handel ein Vermögen von 3000 Gulden (die in Mitte des achtzehnten Jahrhunderts 18000 wert waren)." Zwölf Pfennige gingen auf einen Groſchen und ſechzehn Groſchen auf einen Gulden; dreißig Pfennige waren ein Pfund. Fehlte kleines Geld, ſo zerteilte man die Münzen in zwei bis vier Stücke; auf dieſen Notbehelf mußten die Behörden Rückſicht nehmen, ſo daß die Münzfläche häufig in mehrere Abſchnitte eingeteilt und dieſe mit übereinſtimmender Prägung verſehen wurden. Größere Zahlungen wurden oft in Silberbarren geleiſtet.

Geſellſchaft im Freien beim Kartenſpiel.
Faksimile eines Kupferſtiches des „Meiſters von 1480."

Damals (im Jahre 1488) galt in Schweinfurt eine Gans acht Pfennige, ein Huhn drei, ein Schock Eier zehn bis zwölf, ein Pfund Rindfleiſch drei, ein Pfund Karpfen ſechs, ein Buch Papier elf bis zwölfeinhalb, ein Paar Knabenſchuhe zwölf Pfennige. Für einen Gulden bekam man zehn Stockfiſche, ebenſo drei Pfund Pfeffer. Einen Wagen zu beſchlagen koſtete fünf Pfund (zu dreißig Pfennig), ein Ochſe nur vierdreiviertel, eine Tonne Heringe aber ſechs Gulden.

Nach der Knochenhauertaxe in Nordhauſen vom Jahre 1416 koſtete ein Pfund Schöpſenfleiſch vier, Schaffleiſch zwei, Fleiſch vom gemäſteten Rind vier, Kuhfleiſch drei, Ochſenfleiſch zwei, Schweinefleiſch vier, Kalbfleiſch zum Braten drei, zum Kochen zwei, Bock- oder Stierfleiſch zwei Pfennige.

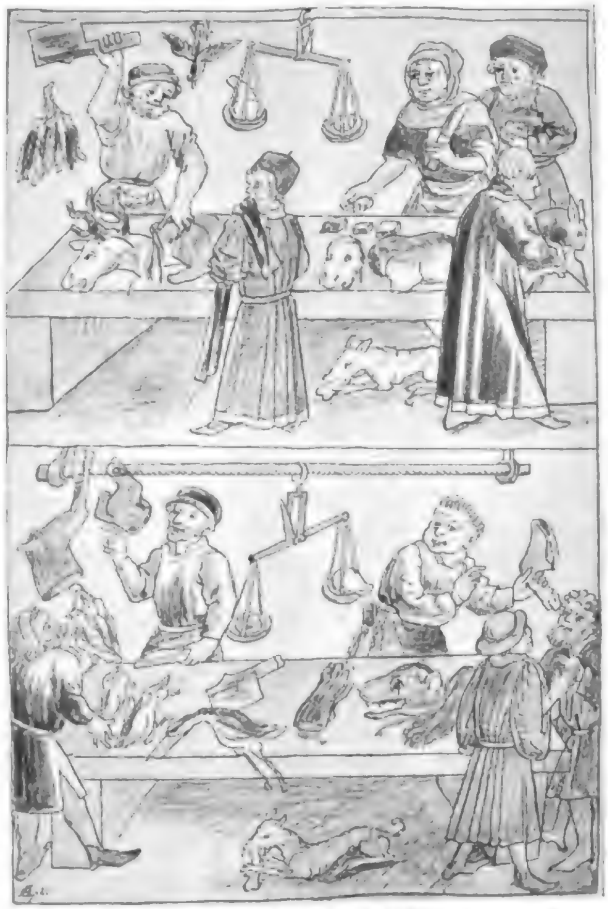
24000 Mauerſteine und 25000 Dachſteine wurden im Jahre 1423 in Holſtein für 58 Mark $4\frac{1}{2}$ Schilling verkauft.

In der Gegend von Xanten koſtete im Jahre 1369 das Malter Holzkohlen (120 kg) nach heutigem Gelde ſechzig Pfennige, in dem Jahrzehnt nach 1370 aber ſchon ſiebzig Pfennige bis anderthalb Mark, wogegen 1380 der Preis wieder auf den Wert einer heutigen Mark gefallen war.

Die Taglöhne betrugen um das Jahr 1488 nur ſechs oder ſieben Pfennige; dreißig Jahre vorher aber in Bayreuth noch achtzehn Pfennige. Am Bodenſee erhielt in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Karrenknecht außer der Koſt jährlich neunzehn Gulden einunddreißig Kreuzer, Schuhzeug, vier Ellen Tuch und ſechs Ellen Zwillich. In Mosbach war der jährliche Lohn einer Viehmagd dreizehn Gulden ſechsunddreißig Kreuzer. In Holſtein empfing ein Großknecht acht, ein Pferde- und Ackerknecht vier Mark und drei bis acht

Digitized by Google

Schillinge, höchſtens bis ſechs Mark Lohn. In Norddeutſchland gehörten die Ziegeler zu den beſtbezahlten Arbeitern; im Jahre 1419, als tauſend Mauerſteine ſieben Schillinge koſteten, erhielt ein Ziegeler für das Brennen eines Ofens voll Steine fünf Mark vierzehn Schillinge; ſolcher Öfen konnten in einem Sommer acht gebrannt werden. Hundert Jahre früher, in der Zeit um 1308—24, durfte in Nordhauſen kein Steinmetz, Dachdecker und Zimmermeiſter außer Morgenbrot und Trunk mehr als zwölf, die Geſellen zehn, die Taglöhner fünf Pfennige erhalten. Ein Schneidergeſelle verdiente im vierzehnten Jahrhundert einen Groſchen Wochenlohn. Kunſtvollere Schloſſerarbeiten waren noch im 16. Jahrhundert teuer; zwiſchen 1507 und 1517 koſtete in Nürnberg ein Truhenſchloß mit Schlüſſel ſechs bis acht Gulden.



Wild- und Geflügelmarkt zu Konſtanz.

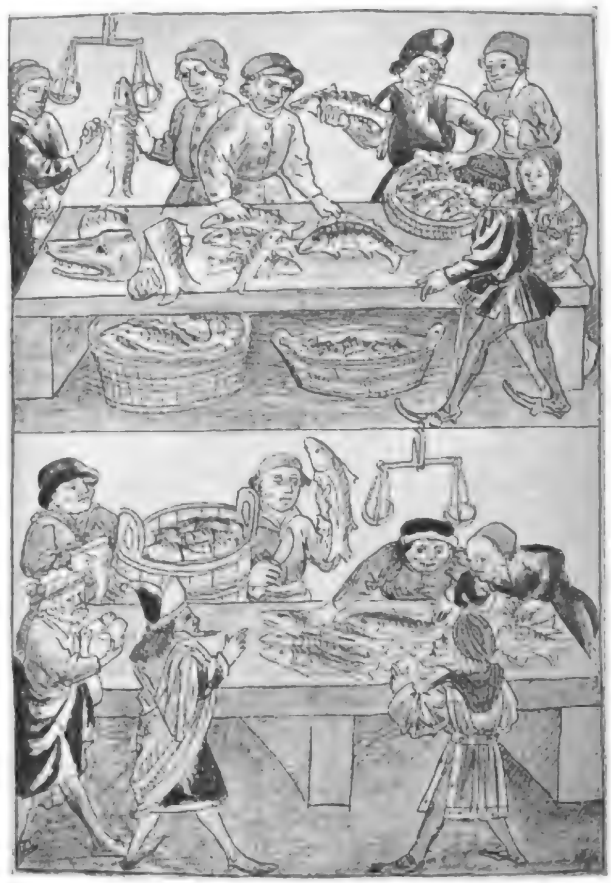
Aus den Darſtellungen in Ulrichs von Richental Chronik des Konzils zu Konſtanz; um 1417 ausgeführte Bilderhandſchrift. Konſtanz, Stadtbibliothek

Im 15. Jahrhundert wurde an Feſttagen den Arbeitern ein Mahl geſpendet; das Kloſter Preetz in Holſtein tiſchte ihnen bei ſolcher Gelegenheit feines Weißbrot, Rinder- und Lammsbraten mit Peterſilienwurzeln und Rüben, ausgeſuchte Fiſche und gutes Bier auf. Dabei wurden auch Kuh-, Schaf- und Schweinehirten, Knechte und Mägde neben den fremden Arbeitern bedacht.

Vergleichungen zwiſchen den in verſchiedenen Städten um annähernd dieſelbe Zeit geltenden Preiſen ſetzen oft durch ihre großen Abſtände in Erſtaunen. Sowohl die Preiſe der Waren, als auch der Geldwert, die Münzwährungen, wie ſogar die einzelnen Münzen, waren an jedem Orte anders und wechſelten auch im Laufe der Zeit häufig, infolge willkürlicher Verſchlechterung durch die Behörden, und nicht nur durch dieſe allein. Denn ſogar Private hatten das Münzrecht erworben, wie es die kleinſten Städte, Herrſchaften und Klöſter beſaßen, beſonders ſeitdem dasſelbe (im 15. Jahrhundert) von den Fürſten in ihrer Geldverlegenheit häufig verkauft oder verpfändet wurde. Viele dieſer Bevorrechteten machten ſich durch die ſchlechteren Münzen, die ſie in den Verkehr brachten, verhaßt. Demnach war der Münzwert in einem ſo ſtarken und fortwährenden Schwanken begriffen, daß wir uns heute davon keinen Begriff mehr machen können.

„In Braunſchweig," erzählt der Chroniſt Hermann Bothen, „ſchlug der Rat alle Jahre einen guten ſilbernen Pfennig, und zwölf Pfennige waren ein Schilling, dreißig Schillinge eine Mark. Dieſer Pfennig hieß ein Jahr lang ein neuer Pfennig und ward auch voll gegeben

und genommen. Hernach aber kam abermals ein neuer Pfennig auf, so hieß dann jener ein alter Pfennig und galt hinfort nur drei Vierlinge ꝛc., wodurch die Wucherer reicher und die Armen ärmer wurden. Und nicht etwa Juden waren dieſe Wucherer, nein, es widmeten ſich Bürger und ſelbſt Bauern dem ſaubern Geſchäft, und immer mehr, und überſchwemmten das Land mit ſchlechtem Gelde. Der Rat experimentierte fortwährend, dieſem Übel abzuhelfen, aber alles war umſonſt." Dasſelbe geſchah auch anderswo, ja allgemein. Es kam indeſſen vor, daß Fürſten und Städte Verträge ſchloſſen, die gegenſeitigen Münzen in ihren Gebieten gelten zu laſſen, was ſonſt nicht der Fall war. Bei dieſer Unſicherheit der Münzverhältniſſe mußte man im Handel und Wandel das Geld wägen, daher der Ausdruck „Pfund" (ein „Pfund Pfennige", ein „Pfund Heller"), für einen an Wert ſehr ungleichen Münzbetrag in Aufnahme kam. Kaiſer Karl IV. beſtimmte im Jahre 1356, daß ein Pfund Heller (240 Stück) einem ungariſchen Gulden (9 heutige Mark) gleich ſein ſolle. Als aber das Pfund immer ſchwankender wurde, rechnete man nach Mark und im Kleinverkehr nach Groſchen, die man nach Schock zählte. Aber auch die Einheitlichkeit des Wertes der Mark ging bald verloren; es gab eine rauhe, mittlere, feine, bremiſche, kölniſche Mark ꝛc. Am Ende des Mittelalters ſuchte man in dem aus Florenz ſtammenden Gulden eine neue Einheit, die aber ebenfalls im Werte erheblich ſchwankte.



Fiſchmarkt, auf dem auch Schnecken und Fröſche zum Verkaufe
Aus den Darſtellungen in Ulrichs von Richental Chronik des Konzils zu Konſtanz

Unter den Handelsartikeln waren im Mittelalter die Fiſche von großer Bedeutung; nicht allein der Faſten wegen, ſondern auch aus eigentlicher Liebhaberei, die ſich von den Römern auf die nördlichen Völker übertragen hatte. Damals wurden oft terraſſenweiſe übereinander, zahlloſe Fiſchteiche, die jetzt längſt zu Wieſen oder Äckern umgewandelt ſind, angelegt und, wie auch die Waſſergräben der Burgen und Städte, aus dem Fiſchfange in Flüſſen und Seen bevölkert. Die Ciſtercienſer, denen anderes Fleiſch verboten war, pflegten dieſe Teiche ganz beſonders und beſetzten ſie namentlich mit Karpfen, welche ſie ſich ſenden ließen. Ein ſolcher galt einen Groſchen vier Pfennige und einen Heller, beſonders ſchöne drei und mehr Groſchen, ein Schock bis zu drei Gulden zwölf Groſchen: ſoviel wie eine Kuh! Im Jahre 1456 konnte man aus dem Ertrage des Poſtſees (ſüdöſtlich von Kiel) 102 fette Kühe kaufen. Im vierzehnten Jahrhundert war von Michaelis bis Walpurgis Schonzeit, im fünfzehnten beſonders im Frühjahr.

Digitized by Google

Auch gab es Hegeſeen, d. h. Gewäſſer, in denen der Fiſchfang verboten und nur mit Bewilligung der Herrſchaft geſtattet war. Für Wohnplätze, welche weit vom Waſſer entfernt lagen, wurden päpſtliche Faſtendiſpenſe erteilt.

Der deutſche Orden unterhielt in Thorn ein blühendes Geſchäft, welches weithin Fiſche verſandte, deſſen Vorſtand aber unehrliche Geſchäfte mit fauler Ware machte. Sehr häufig dörrte und räucherte man auch die Süßwaſſerfiſche. Lübeck hatte einen Ruf als Netzmarkt und erzeugte viele Arten Netze, wie auch Angeln und Leinen. Aalkörbe dagegen fertigten die Fiſcher ſelbſt aus Weiden.

ſiehen, in Konſtanz am Bodenſee; Anfang des 15. Jahrh. (1414—18); um 1417 ausgeführte Bilderhandſchrift. Konſtanz, Stadtbibliothek.

Noch bedeutender aber war der Handel mit Seefiſchen. An der Oſtſee lebten Tauſende vom Fange des Dorſches, der ein beliebtes Nahrungsmittel war und ſchiffsladungsweiſe verſandt wurde; um das Jahr 1400 koſtete die Laſt zu zwölf Tonnen ſieben bis neun Mark (364 bis 468 Mark heutigen Geldes). Auf der Nordſee beſchäftigte der Dorſch den Handel mit Norwegen, England und Schottland, und der Stockfiſch ging in ganzen Frachten bis Spanien und Italien. Man verkaufte ihn nach „Zentnern," nicht zu 100 Pfund, ſondern zu 100 Stück, in Kieven, d. h. Deckelkörben, die ſechs bis acht Mark koſteten. Waren für Süßwaſſerfiſche die Städte mehr Abnehmer, ſo waren ſie für den Seefiſchfang mehr Händler. In höherem Maße noch als durch die Bändigung der Vitalienbrüder (S. 329) wirkte die Hanſa kulturbefördernd, indem ſie die Küſtenbewohner der Nord- und Oſtſee aus Strand- und Seeräubern zu friedlichen Schiffern und Fiſchern umwandelte. Und dies erreichte ſie vorzüglich durch den Fang des Herings, zu dem ſie beſonders in Kiel und Lübeck jene Leute heranzog, welche dadurch freiwillig Hinterſaſſen dieſer Städte wurden. Die Seeſtädte, auch die kleinſten, hatten Fiſcherzünfte mit Fiſchermeiſtern an der Spitze und mit eigener Gerichtsbarkeit über kleine Vergehen. Die Frauen beſorgten den Verkauf und hatten Zutritt zu den Morgenſprachen (Verſammlungen), die, wie auch Hochzeiten und Taufen, mit fröhlichen Gelagen verbunden waren.

Wo ſich der Handel ſo großartig entwickelte, durfte auch das Handwerk nicht zurückbleiben. Je mehr die Städte aufblühten, deſto mehr kam, um beim Notwendigſten, dem Brot anzufangen, das Bäckergewerbe empor, wogegen das Backen für den eigenen Bedarf im Hauſe abnahm. Im Jahre 1387 gab es in Frankfurt a. M. bereits 99 Bäcker. Im fünfzehnten Jahrhundert zog man in Italien und ſelbſt in Rom das deutſche Brot jedem andern vor, ſodaß ſich in

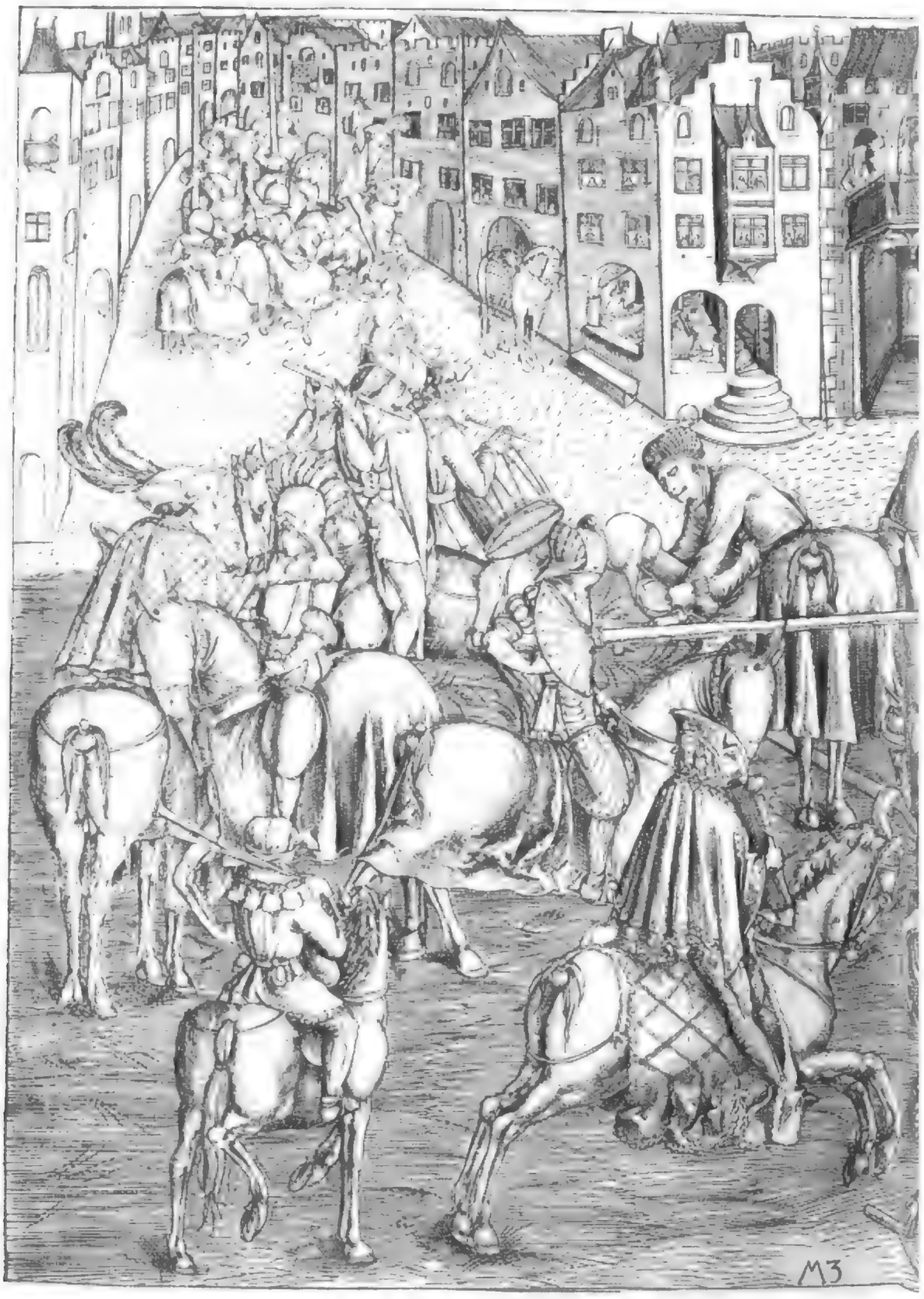
Fremde Brotbäcker in den Straßen von Konstanz zur Zeit des Konzils (1414—18).
Aus den Darstellungen in Ulrichs von Richental Chronik des Konzils zu Konstanz; um 1417 ausgeführte Bilderhandschrift. Konstanz, Stadtbibliothek.

allen größeren Städten des Landes deutsche Bäcker niederließen. Bis um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurde auch für den Fleischbedarf der Familien nur im Hause selbst geschlachtet; die erste urkundliche Erwähnung des Fleischergewerbes kommt im Jahre 1248 in Basel vor. Seitdem durften nur die Handwerksgenossen Fleisch verkaufen; im Jahre 1387 zählte Frankfurt 86 Metzger. Die Färberei kam aus den Niederlanden im Jahre 1208 nach Wien, 1390 nach Augsburg. Die Schneider findet man als Gewerbe schon im Jahre 1152 in Hamburg, 1244 in Helmstedt und nachher öfter; in Nürnberg wurden sie erst 1378 amtsfähig. In Breslau und anderen Orten teilten sie sich im vierzehnten Jahrhundert in Männer- und Frauenschneider, und in derselben Zeit verpflichteten sich in Schweidnitz die Schneider von fünfundzwanzig Städten, keine Zeugreste in die „Hölle" wandern zu lassen. Schon damals waren die Schneider vielem Spott ausgesetzt. Oft machten sie neue Kleider nur, um sich in denselben öffentlich zu zeigen und Kunden anzulocken. Im Jahre 1360 erst kamen die Nähnadeln mit Öhren und die metallenen Fingerhüte in Gebrauch. Zinngießer gab es seit Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in den Niederlanden, gegen Ende desselben auch in Deutschland; im vierzehnten Jahrhundert sind sie in Nürnberg ansässig, dort und in Augsburg gleichzeitig Kupferschmiede, Stück- und Glockengießer. Im fünfzehnten Jahrhundert wurden große Kirchenglocken beliebt; Erfurt hatte im Jahre 1477 eine Glocke von 276 Zentnern Gewicht. Von Uhren gab es Sonnen-, Wasser- und Sanduhren und auf den Kirchtürmen Räder- und Gewichtsuhren mit Zeiger und Schlagwerk. In der Zeitrechnung unterschied man damals die kleine und große Uhr, d. h. eine Teilung des Tages in zwei mal zwölf und in vierundzwanzig Stunden. An manchen Orten teilte man Tag und Nacht, ob kurz oder lang, gleichmäßig in zwölf Stunden, an anderen aber, so z. B. in Nürnberg, wurden je nach ihrer Länge Tag und Nacht in acht bis sechzehn Stunden eingeteilt.

Eine anmutige, wenn auch vielfach komische Gewohnheit der hier geschilderten Zeit tritt in der mit der Vergrößerung der Städte Hand in Hand gehenden Benennung der Straßen und Häuser hervor, welche letzteren noch keine Nummern trugen. Zur Namengebung der Straßen war ein häufiger Anlaß ihre unregelmäßige Anlage; so hieß z. B. in Hildesheim eine Gasse der halbe Käse, eine andere die krumme Rotwurst. Manche Straßennamen deuten auch auf die Zusammensetzung der Städte aus Dörfern hin; so besitzt Zürich z. B. ein Ober- und ein Niederdorf mitten in der Stadt. Viele „Judengassen" erinnern an die Abschließung der Juden, die „Junkergasse" in Bern an die freiwillige Zurückgezogenheit der Aristokratie; in den Namen vieler anderen ist ausgedrückt, daß sie früher allein von Handwerkern einer gewissen Art bewohnt wurden, wie Metzger-, Zimmer-, Sporergasse. Häusernamen in Zürich sind z. B. Weltkugel,

Digitized by Google

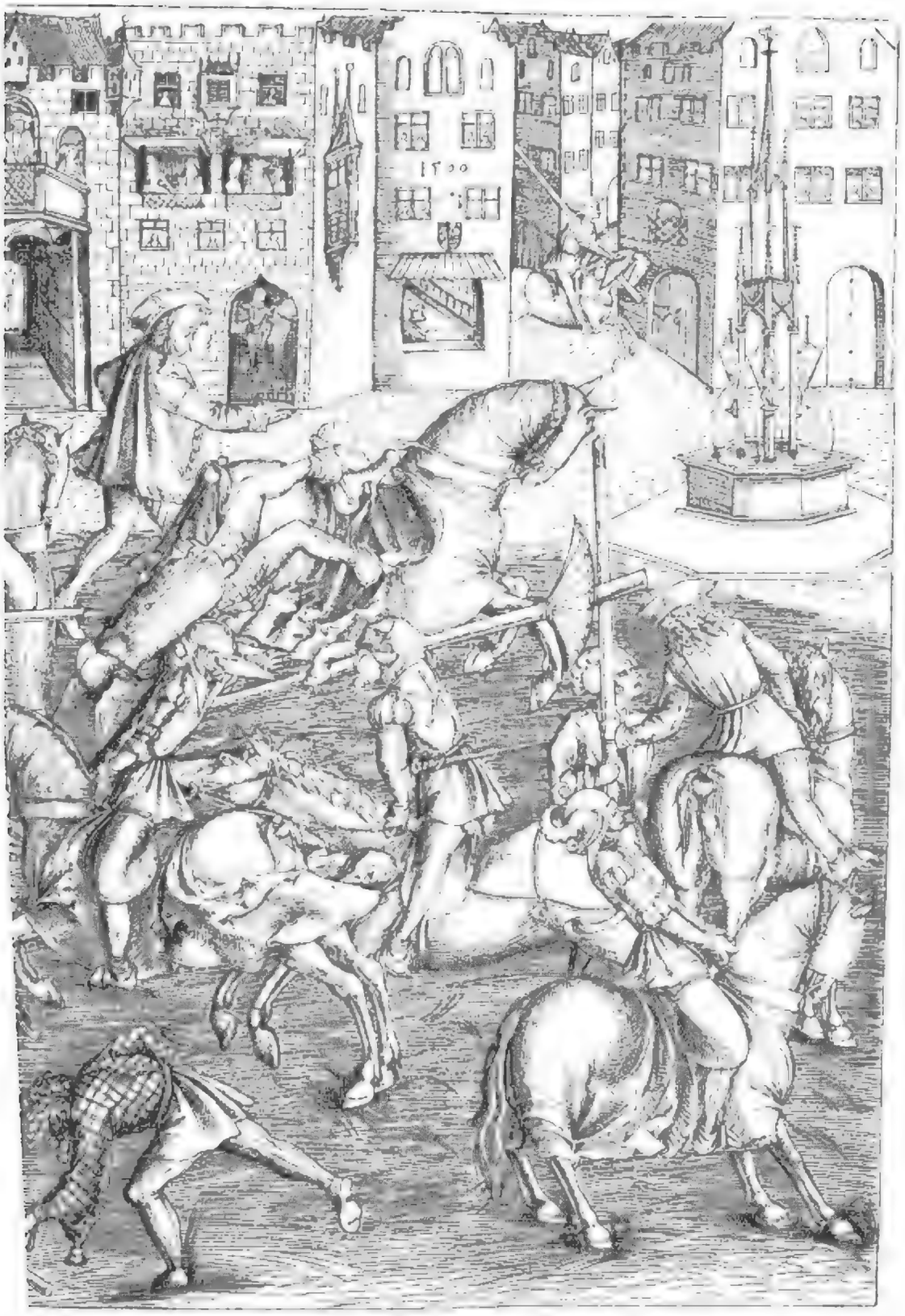
Digitized by Google



Turnier in München unter Herzog Albrecht IV. im Jahre 1500. Faksimile [illegible]

Der Vordergrund wird von den turnierenden Rittern, ihren Dienern, welche von den Roſſen Geſtochene aufheben oder neue Lanzen [illegible] der Herzog von Baiern ſteht auf dem Balkon in der Mitte. In den auf den Turnierplatz [illegible]

Digitized by Google



Kerstiches von Matthäus Zasinger (Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts).

n, sowie einigen Musikern zu Pferde gefällt. Die Fenster und Balkons der umgebenden Häuser sind mit Zuschauern besetzt. enden Straßen harren Gruppen von Rittern auf ihre Beteiligung an dem Stechen.

UNIVERSITY

Digitized by Google

blauer Himmel, Jakobsbrunnen, Judentempel, großer Chriſtoffel, weißer Wind (d. h. Windhund), Meerwunder, leere Taſche, magere Magd ꝛc. In Köln findet man einen roten Bären, Kuckuck, halben Mond. Als Wirtsſchilder waren früher Wappentiere und Wappenzeichen beſonders beliebt, z. B. Adler, Löwe, Bär, Ochſe, Kreuz, Krone; aber manche ſind oft ſonderbar, z. B. in Baſel: krummer Fiſch und goldener Kopf. Die „drei Mohren“ in Augsburg ſind geſchichtlich denkwürdig.

Der wachſende Wohlſtand in den Städten verwiſchte nach und nach die Trennung zwiſchen den reicheren Bürgern und den Edeln großenteils und brachte beide Stände einander näher. Die letzteren, ſoweit ſie nicht bereits in den Städten angeſeſſen waren, ſuchten dieſelben des Vergnügens halber auf und unterhielten ſich mit den Bürgern; namentlich gefielen ihnen die ſchönen und lebensluſtigen, oft ſogar üppigen Bürgerinnen, mit denen ſie auf den Bällen der höheren Bürgerklaſſen, ſogenannten Geſchlechtertänzen, in der Faſtnacht zuſammenkamen, und ſie verſchmähten nicht, mit den kraftvollen Bürgern in glänzenden Turnieren ſich zu meſſen. Solcher Verkehr vermehrte die Anläſſe zu Vergnügungen; es gab Maskenbälle, damals Mummereien genannt, Spiele und Tänze aller Art.

Im Mittelalter wurde zwiſchen eigentlichen Tänzen und Reien unterſchieden. Man tanzte in ruhiger Haltung und mit gemeſſenen Bewegungen in Sälen und Zimmern; die Reien dagegen bewegten ſich mit lebhaften Sprüngen im Freien; beide unter Begleitung von Geſang und Muſik. Unter den „Laichen“, die man dabei ſang, waren beſonders Liebeslieder und Geſänge von den Thaten der Vorfahren üblich; auch Spottlieder auf beſtimmte Perſonen kamen vor. Im vierzehnten Jahrhundert nahmen die Tänze größere Lebhaftigkeit der Bewegung an, die ſich bis zur Heftigkeit ſteigerte, ſodaß man Hut und Rock dabei zu verlieren Gefahr lief. Die Geiſtlichen eiferten dagegen und ſchrieben dieſe Sitte der Einwirkung des Teufels zu, der damals an allem ſchuld ſein mußte, und von dem es hieß, daß er ſich mitten im Kreiſe der Tanzenden befinde. Die Behörden der Städte mußten „wüſtes Schreien, ſchamloſe Lieder und unzüchtige Gebärden“ bei den Tänzen verbieten. Namentlich verrufen war der „krumme Reien“. Ball-, Kugel- und andere Spiele wurden häufig in die Tänze eingeflochten. Daher nannte man größere Tanzfeſtlichkeiten „Bälle“. Ein beſonderes Tanzſpiel beſtand darin, daß ſich ein Jüngling oder Mädchen mit einem Kranz oder Ring in die Mitte der Tanzenden ſtellte und damit die oder den Auserwählten auszeichnete: ein bedenkliches Spiel, das nicht ſelten in eiferſüchtige Schlägereien auslief. Den Vornehmen waren ihre „Baumgärten“ außerhalb der Stadt beliebte Stätten zu Tanz, Kampfſpielen und allerlei Unterhaltung. Das eigentliche Spielen um Gewinn mit Karten, Würfeln und Brettſpielen nahm ſo ſehr überhand, daß es vielfach beſchränkt werden mußte, was indes wenig half.

Der Tanz um den Ring.

Faksimile des Kupferſtiches von Israhel van Meckenem (aus Bocholt in Weſtfalen, † 1503)

Mit dieſer Vergnügungsſucht Schritt hal-

tend, verlor auch die Wahrung guter Sitte in bedenklichem Maße. Überhaupt war das Mittelalter nicht so sittig und fromm, wie man oft glaubt. Klagen der Geistlichen über geringen Kirchenbesuch, über laute Unterhaltung während des Gottesdienstes und über Aufsuchung verliebter Abenteuer in den Kirchen finden sich häufig in den Urkunden. Ausschweifungen wurden damals offener getrieben als jetzt.

Die von weltlichen wie geistlichen Fürsten und den Städten nicht nur geduldeten, sondern zum Teil gegen Abgaben förmlich organisierten sogenannten *Frauenhäuser* „blühten" namentlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Sie wurden ohne Bedenken selbst von Fürsten besucht und die Räte der Städte bereiteten, naiv genug, vornehmen Gästen, sogar Königen, unentgeltliche Aufnahme in ihnen. In allen Reichen des Abendlandes hatten diese Frauenhäuser denselben Charakter; ganz ähnlich war auch in allen das kecke und ungescheute Benehmen der Dirnen. Dieselben, „schöne Frauen" genannt, wurden teils von den Behörden angeworben, teils lebten sie für sich und folgten in Massen den Heeren, begaben sich auch an die Reichstage und Konzilien, namentlich an das in Konstanz, sowie zu den Turnieren und trieben dort ihr Wesen. Man wird uns ein näheres Eingehen auf diese Dinge ebenso gern erlassen, wie die Schilderung loser Sitten außerhalb jener Lasterhöhlen, — Sitten oder vielmehr Unsitten, welche stets vorhanden waren und noch sind. Übrigens war für die Bekehrung jener Unglücklichen durch Ordensgesellschaften „reuiger Sünderinnen", deren es eine große Menge gab, gesorgt.

So unentbehrlich die Bewohnerinnen der „Frauenhäuser" den lüsternen Bedürfnissen ihrer Zeit waren und so sehr sie damals von der frivolen Welt begünstigt wurden, so betrachtete man sie doch gleichzeitig als eine *unehrliche* Menschenklasse, zwang sie zu einer besonderen auffallenden Kleidung und verbot ihnen, die anständigen Stadtteile zu betreten. Diese Hintansetzung bestand indessen nicht nur für sie, sondern in mannigfachen Abstufungen und Formen auch für andere Gruppen der Bevölkerung, mit deren Betrachtung wir hier die Schilderung des Aufschwungs jener Zeit unterbrechen müssen.

Verlorene Partie. Kartenspieler im 15. Jahrhundert.
Faksimile des Kupferstiches von Israhel van Meckenem.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ball einer niederdeutſchen fürſtlichen Hofgeſellſchaft im 15. Jahrh.

Der Künſtler hat die neuteſtamentliche Erzählung von der Herodias darſtellen wollen. Im Hintergrunde links, durch ein Fenſter des [illegible] Schüſſel auf dem Tiſch ihres Vaters, des Königs, nieder. Auf einer erhöhten Tribüne in der Mitte des Saales iſt die Muſik po[illegible] ſich paarweiſe gegen die[illegible]

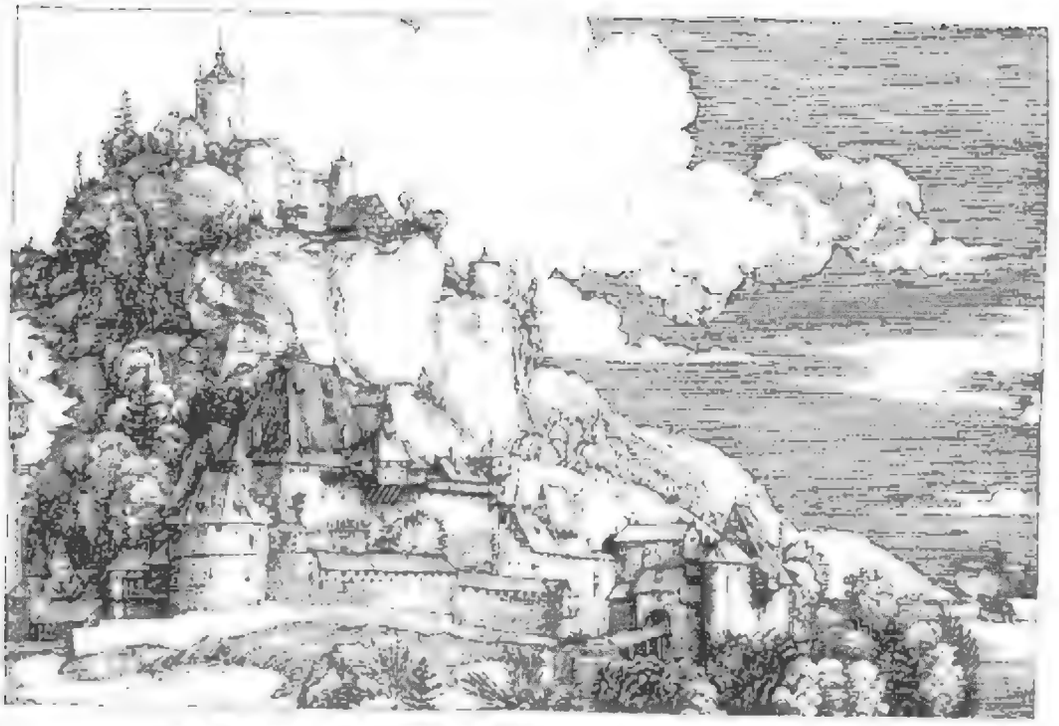
Digitized by Google

undert. Faksimile des Kupferſtiches von Israhel van Meckenem; † 1503.

s ſichtbar, iſt ſoeben das Haupt Johannes des Täufers unter dem Schwerte des Henkers gefallen; rechts ſegt die Herodias die , nach deren Klängen eine zahlreiche vornehme Geſellſchaft in reichen niederdeutſchen Koſtümen des 15. Jahrhunderts tanzend. lche Tafel bewegt.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google



Sechster Abschnitt.

Die Verfolgten.

Neben dem großen Aufschwunge des Handels und der Handwerke in der späteren Zeit des Mittelalters geht als eine höchst auffallende Thatsache eine Reaktion auf sozialem Gebiete einher, welche eine ganze Anzahl von Volksklassen in eine tiefere Stellung hinabdrückte und sie mit größerem Ingrimm verfolgte, als je vorher der Fall gewesen war. Diese Reaktion, welche sogar noch weit in die Periode der sogenannten Neuzeit hereinreicht, ist wohl nur dadurch erklärlich, daß die langsam angesammelten Gefühle des Hasses und der Verachtung, welche durch beschränkte und vorurteilsvolle Anschauungen in einem großen Teile der Bevölkerung gegen jene Volksklassen genährt wurden, erst mit der Zeit zu einem gewaltsamen Ausbruch oder zu kräftiger Äußerung der vorher zurückgehaltenen Antipathien führten.

Die älteste derselben ist wohl die gegen die Juden gerichtete. Schon sehr früh finden sich in Deutschland Leute semitischer Abstammung (S. 132 f.); obwohl nicht beliebt und oft genug, namentlich beim Eidschwören, gedemütigt, waren sie doch bis zum Beginne der Kreuzzüge sonst wenig belästigt und im ganzen milde behandelt worden; sie hatten sogar viele Vorrechte, auch von Bischöfen, und in manchen Städten selbst das Bürgerrecht erhalten und bildeten eigene Gemeinden mit „Judenmeistern“ an der Spitze und zwölf Richtern. Die Juden Muskin Jakob Daniels und dessen Sohn Michael waren 1323—1345 nacheinander Finanzminister des Erzbischofs Balduin von Trier und führten ihre Bücher hebräisch. Wir haben Verfolgungen der Juden während der Kreuzzüge bereits (S. 191 f.) erwähnt; aber dieselben waren damals noch vereinzelt; beständiger und gehässiger wurden sie seit der Mitte des drei-

zehnten Jahrhunderts, als die großen Seuchen ausbrachen. In dieser Zeit entstanden, weil die Juden infolge ihrer ärztlichen Kenntnisse und vernünftigeren Diät weniger darunter litten als die Christen, die bodenlos thörichten und zugleich boshaften Beschuldigungen des Mißbrauchs von Hostien und des rituellen Mordes von Christenkindern, welchen Wahn selbst ein so großer christlicher Eiferer wie Papst Innocenz IV. (1247) verwarf. Das waren indessen nur die Vorwände; Hauptursachen des Judenhasses waren Abneigung gegen ihre Rasse und Religion und Erbitterung gegen ihren Wucher, obwohl bereits sehr früh auch Christen solchen trieben. Schon König Rudolf mußte im Jahre 1281 den Juden befehlen, sich während der Passionszeit verborgen und eingeschlossen zu halten; Kaiser Ludwig der Baier schützte sie gegen Plünderungen und entschädigte sie für den ihnen gewaltsam zugefügten Schaden; so auch andere Fürsten. Ein größerer Judenmord geschah schon im Jahre 1298 in Franken; der vom Jahre 1337 in Deggendorf wurde bis auf unsere Zeit durch eine Wallfahrt gefeiert.

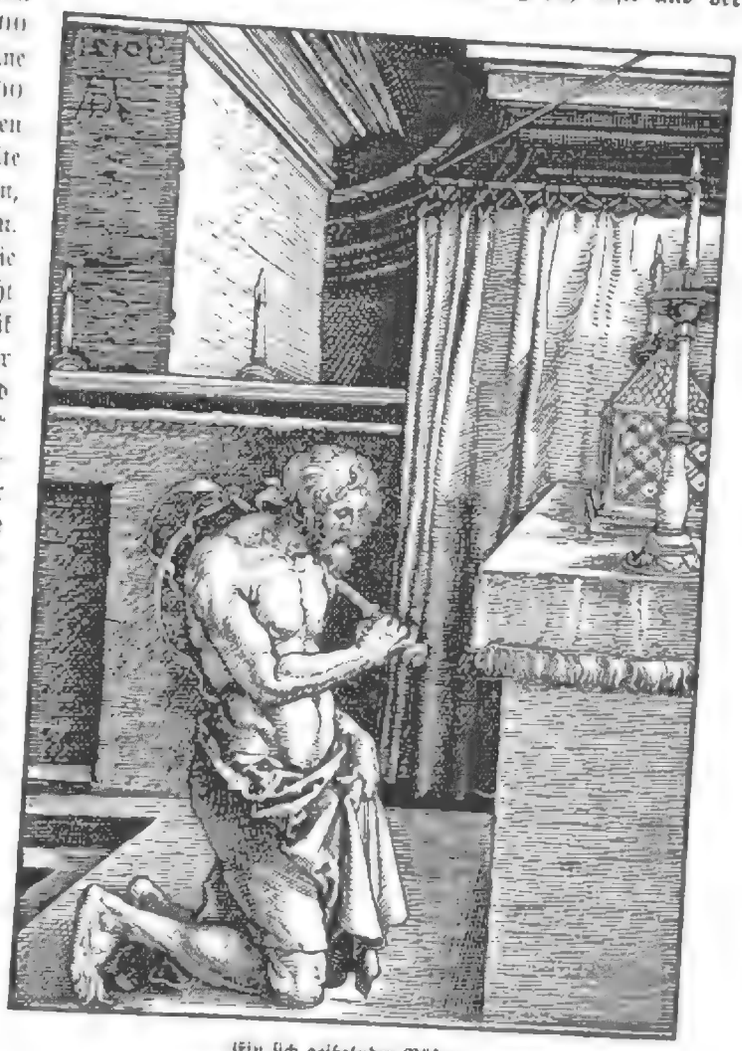
Der Höhepunkt der Judenverfolgungen fällt in Deutschland in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, in welcher Zeit dieselben mit zwei anderen schlimmen Erscheinungen, die damals ebenso ihren Gipfel erreichten, nämlich mit der des *großen* oder *schwarzen Todes* und den *Geißlerfahrten*, in engster Verbindung standen. Das Hinschwinden aller Erfolge der Kreuzzüge trug wohl das meiste zu den schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts auftauchenden apokalyptischen Lehren bei, welche auf das Jahr 1260 den Anbruch eines neuen schönen Weltalters prophezeiten. Von Italien aus begannen damals lange Züge von Leuten, die sich zur Buße geißelten, in Deutschland einzudringen. Weit bedeutender und umfangreicher wurden aber diese Fahrten im Jahre 1348, als das erwähnte große Sterben ausbrach. Kometen, Erdbeben und andere mißverstandene Erscheinungen steigerten die Angst der Bevölkerung, und mit ihr verband sich eine namenlose Wut gegen die Juden, welche angeblich Brunnen vergiftet und hierdurch die Seuche verschuldet haben sollten, und denen man sogar darauf bezügliche Geständnisse durch die Folter erpreßte. Die Seuche auf der einen, das Hinmorden und Verbrennen der Juden auf der andern Seite, wodurch Gläubiger bequem beseitigt werden konnten, wetteiferten miteinander an Entsetzlichkeit, als nun auch von Österreich aus (wo sie 1261 den meisten Anklang gefunden) die Geißler sich über das ganze Reich verbreiteten. Ihren nach Hunderten zählenden Scharen schloß sich in jeder Stadt neuer Zuwachs an, sogar von Kindern, und vergrößerte die einzelnen Haufen bis zu Tausenden von Köpfen. Wo sie aber hinkamen, verbanden sie sich mit dem Pöbel zur Niedermetzelung oder Verbrennung der vom bisherigen Morden noch übrigen Juden, erstürmten deren Stadviertel, plünderten sie aus und zerstörten sie. Kaiser Karl IV. zeigte sich dabei von einer schmählichen Seite; er „bestimmte im voraus, was geschehen sollte, falls die Juden in Frankfurt erschlagen würden; ebenso überließ er sie den Bürgern von Worms und Speier mit Leib und Gut und gewährte den Judenschlächtern in Augsburg und Köln billige Verzeihung.“ Wenige Juden nur hatten durch eine Scheintaufe ihr Leben gerettet. Einer davon, in Konstanz, bereute es und verbrannte sich mit Familie in seinem Hause, aus dem er herausrief, er sterbe als Jude. In Straßburg stürzten sich Jüdinnen mit ihren Kindern, die man ihnen zur Taufe wegnehmen wollte, in die Flammen. In mehreren Städten bereiteten sämtliche Juden in der Synagoge oder in ihrem Ghetto, um weiteren Greueln zu entgehen, sich freiwillig den Feuertod.

Die Geißler, mit denen sich viele Geistliche und besonders Bettelmönche verbanden, während andere gegen sie eiferten, glaubten mit jenen Greueln nichts Unrechtes zu thun, sondern nur die Tötung Christi zu rächen. Denn sie fasteten und beteten, enthielten sich des Schwörens und der Gotteslästerung; in jedem Orte, den ihre Züge mit Kreuz, Fahne und Kerzen, fromme Lieder singend, betraten, ordneten sie sich in gewisser Art auf dem Kirchhofe, fielen auf die Knie, entblößten den Rücken und geißelten sich mit Peitschen, an denen Knoten und Stacheln angebracht waren, bis das Blut in Strömen rann. Ihr Auftreten war stets mit Verbannung des Spielens, Tanzens, Zechens und üppiger Moden verbunden. Die Bewohner der von ihnen besuchten Orte empfingen sie mit Glockengeläute und wetteiferten sie zu bewirten. Auch diese Erscheinung hatte eine scharfe Spitze gegen den Aufwand der höheren Geistlichkeit, welche denn auch am schärfsten gegen die Geißler predigte und einschritt. Freilich zog viel schlechtes Gesindel mit

Digitized by Google

ihnen, das weder vor Diebstählen noch vor Beschimpfung der dem Treiben abgeneigten Geistlichen zurückschreckte und geradezu von sozialistischen und kommunistischen Träumen erfüllt war. Endlich, nachdem sich schon vieler Widerstand gegen dieses Unwesen, dessen Teilnehmer man einzusperren begann, angesammelt hatte, verdammte der Papst am 20. Oktober 1349 die Geißlerfahrten; doch auch diese Maßregel fand nur langsam und widerwillig Nachachtung.

Indessen aber hatte der schwarze Tod so gewütet, daß aller Handel und Verkehr stockte, Ämter und Gerichte feierten, Familien sich trennten, alle Ordnung sich löste und der Landbau aufhörte. In einzelnen Städten sollen 4000 bis 16 000 Menschen, in ganz Deutschland eine Million gestorben, mehr als 2000 Ortschaften ganz verödet gewesen sein. Aber die Nation erholte sich wieder von diesen Schrecken, wie wir bereits gesehen haben. „Danach, da das Sterben, die Geißelfahrt und die Judenschlacht ein Ende hatte," sagt die Chronik von Limburg, „hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein und machten die Männer neue Kleidung."



Ein sich geißelnder Büßer.
Faksimile eines Holzschnittes aus dem Jahre 1510 von Albrecht Dürer.

Mit dem Treiben der Geißler verwandt, aber harmloser, war das der Tänzer, welche im Jahre 1374 aus religiösem Wahn tanzend und bettelnd von einer Stadt zur andern zogen, sich niederwarfen und mit Füßen treten ließen, aber Betrug und Unkeuschheit, die sie für erlaubt erklärten, damit verbanden. Besonders in Köln war dieser Unfug stark im Gange. Ehrenhafter war das seit dem Ende der Kreuzzüge zunehmende Pilgern nach dem heiligen Lande, dessen Teilnehmer oft große, aber unbewaffnete Züge bildeten und fleißig Reliquien aus Jerusalem und Wasser aus dem Jordan mit nach der Heimat brachten. Dies dauerte noch Jahrhunderte.

Seit den großen Judenverfolgungen der Jahre 1348 und 1349 hatten mehrere Fürsten und Städte, nicht aus Duldsamkeit, sondern aus Lust nach der Judensteuer, die „kaiserlichen Kammerknechte" wieder aufgenommen; denn Kaiser Karl IV. hatte ihnen seine Rechte auf die Juden gegen große Summen abgetreten. Für ihre Steuerzahlungen, die ihnen auferlegt wurden, schützte man sie nun besser. Im Jahre 1400 waren, mit Ausnahme vereinzelter Fälle, die Judenmetzeleien im ganzen vorbei. Die religiöse Erregtheit nahm überhaupt im fünfzehnten Jahrhundert ab; häufige örtliche Vertreibungen und die allgemeine Zurücksetzung der Juden aber dauerten fort. Der später abgesetzte König Wenzel drückte die Juden ganz besonders, indem er alle „Judenschulden" kurzweg aufhob. In Augsburg und in anderen Städten wurden in Ermangelung anderer Steine die Grabsteine vom Judenfriedhofe weggenommen und zu Bauten verbraucht. Auch mußten die Juden beinahe überall ein besonderes, meist gelbes Abzeichen am

Kleide und einen ſpitzen Hut tragen, wie ſie auch in vielen Städten auf eine beſondere Gaſſe oder ein beſonderes Viertel beſchränkt waren. Dies hatte keine wohlthätige Wirkung, erzeugte nur Erbitterung im Inneren, kriechende Demut nach außen; die Unterdrückten vernachläſſigten Kleidung, Ausſehen und Sprache, rächten ſich aber durch geſteigerten Wucher, und ſo oft ſie vertrieben wurden, wußten ſie wieder zurückzukehren. Sie waren ſo von ihren Peinigern erzogen, die anderes nicht erwarten durften.

Die Juden waren indeſſen im Mittelalter, beſonders im ſpäteren und noch weit darüber hinaus, nicht die einzige verfolgte oder wenigſtens benachteiligte und zurückgeſetzte Menſchenklaſſe. In weit größerer Anzahl, als die der Juden, gab es vielmehr unter den Chriſten Menſchen, welche noch mehr entwürdigende Behandlung, als die Kinder Iſraels, erdulden mußten und zwar ebenfalls, ohne daß ſie dieſes Schickſal durch ihren Charakter oder durch unſittliche Handlungen verdient hätten.

Zu dieſen Unglücklichen gehörten zweierlei Menſchen; nämlich ſolche, die infolge ihrer Herkunft, und ſolche, welche infolge ihres Berufs zu der Klaſſe der „unehrlichen Leute“ gezählt wurden. Die erſteren, welche uns hier nicht weiter zu beſchäftigen brauchen, umfaßten die unehelichen Sprößlinge, die Leibeigenen und die — Wenden, d. h. die ſlawiſchen Bewohner Deutſchlands. Doch iſt bezüglich der „Baſtarde“ zu unterſcheiden, daß nur diejenigen als unehrlich galten, welche von öffentlichen Dirnen oder von Geiſtlichen oder dem Ehebruch entſtammten; Kinder unverheirateter Leute weltlichen Standes waren als ſolche aller Ehren teilhaftig, und ſelbſt der Konkubinat ihrer Eltern war im Mittelalter noch keine Schande.

Den Kern der Anſchauungen, welche die zweite Gruppe „unehrlicher Leute“, die der verachteten Berufsarten betreffen, finden wir ſchon bei den alten Germanen. Im Sinne dieſer waren alle Leute unehrlich, welche nicht „zum Volk in Waffen“ gehörten, alſo außer den Leibeigenen auch jene, die durch ihren Beruf verhindert wurden, in den Krieg zu ziehen, weil man ſie zu Hauſe nicht entbehren konnte; es waren dies vornehmlich die Hirten und die Müller. Dazu kamen diejenigen, welche keine eigentliche Heimat hatten, die „fahrenden“ oder herumziehenden Leute, die Schauſpieler, Muſikanten u. ſ. w., ſowie die in ſpäterer Zeit Mode gewordenen Hofnarren, endlich noch, wie bereits erwähnt, die öffentlichen Dirnen und ihre Wirte. So weit war mit der Sache nicht geradezu Unvernunft verbunden; ſolche kam in der Klaſſifikation der „Unehrlichen“ erſt in den Städten durch das Zunftweſen in Schwung. Dasſelbe beruhte auf dem gerechtfertigten ſoliden Grundſatze: wer etwas gelten wolle, ſolle etwas gelernt haben und verſtehen. Der Beſitz einer Fertigkeit war der Stolz der Zunftbürger; nur wer durch Fertigung eines „Meiſterſtückes“ Meiſter geworden, konnte Glied einer Gilde werden. Aber dieſer berechtigte Stolz verirrte ſich allzuoft in Überhebung und Engherzigkeit, — Fehler, welche eine ungerechte Ausdehnung der Klaſſe der „unehrlichen Leute“ herbeiführten. Denn zu derſelben rechnete ſchließlich jede Zunft nicht nur alle Leute, die nicht zu ihr oder zu den von ihr als gleichberechtigt anerkannten Zünften gehörten, ſondern auch alle Nachkommen jener, die daher von der Aufnahme in ihren geheiligten Kreis ausgeſchloſſen wurden. In dieſem unlogiſchen Syſtem, das gar zu häufig ein „Wahnſinn mit Methode“ wurde, bildete die Verachtung des Vollziehers der entehrenden Strafen, des Scharfrichters oder Henkers (auch Freimann genannt) und ſeiner Gehilfen, ſowie der mit jenem Vollzuge weiter beſchäftigten Gerichtsdiener, Kerkermeiſter u. ſ. w., den Schlußſtein. In Deutſchland vollſtreckten in früherer Zeit die Richter ſelbſt oder andere dazu auserſehene ehrliche Perſonen, z. B. die Fronboten, an manchen Orten aber die durch das betreffende Verbrechen Geſchädigten oder deren Angehörige die Todesurteile; beſondere Scharfrichter gab es erſt ſeit dem vierzehnten Jahrhundert infolge der Einführung des römiſchen Rechtes. Wahrſcheinlich wurde damals dieſes Amt mit dem ſchon älteren Gewerbe eines Abdeckers verbunden. Freiwillig führten auch ſpäter noch ländliche Richter, ja ſogar Fürſten Hinrichtungen ſelbſt aus. Daraus erhellt, daß das Volk nicht den Scharfrichter als ſolchen, ſondern nur deshalb verabſcheute, weil er aus dieſer Beſchäftigung ein Gewerbe machte. Erſt die Abdeckerei machte die Scharfrichter unehrlich.

Dieſe Gruppe von Leuten nun, vom Schäfer bis zum „Schinder“, welche allitterierenden Flügel des „unehrlichen“ Heeres beide als „Medizinmänner“ im Rufe der Zauberei ſtanden, hat ſich im Laufe des Mittelalters und bis in einen Teil der Neuzeit herein nicht nur nicht ver-

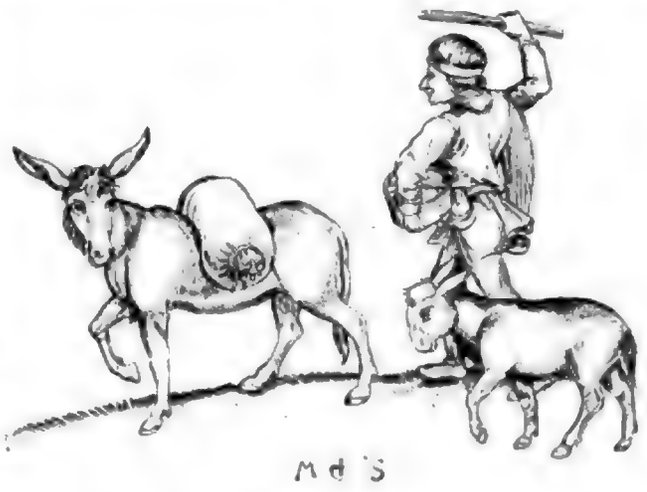
Digitized by Google

mindert, ſondern ſogar vergrößert. Das Merkwürdigſte aber iſt, daß die Anſichten nach Ort und Zeit ſtark wechſelten. Die Müller z. B., die man meiſt wegen des Verdachts der Kornunterſchlagung ſo ſehr verfemte, daß ſie die höhniſche Verpflichtung hatten, die Leitern zu den Galgen zu liefern, erlitten jene Zurückſetzung z. B. in Hamburg nicht.

Das älteſte unter denjenigen ſtädtiſchen Gewerben, die im Mittelalter, wenn auch keineswegs in allen Städten — Frankfurt a. M. und Hamburg gehörten auch zu den Ausnahmen — als unehrlich betrachtet wurden, iſt vielleicht das der Bader. Wahrſcheinlich leitete ſich dieſe Verachtung daraus her, daß die Bader ſich nicht ſelten erlaubten, in ihrem Hauskoſtüm halbnackt über die Straße zu gehen, ſodaß großes Ärgernis entſtand, und weil, infolge des im Mittealter ohne Scheu üblichen gemeinſchaftlichen Badens von Männern und Frauen, die von ihnen gehaltenen Badeſtuben oft nicht im beſten Rufe ſtanden. Weil die unglückliche Augsburgerin Agnes Bernauer, die erſte Gattin Herzog Albrechts von Baiern, nur eine Bademagd geweſen, hielt man den an ihr begangenen Juſtizmord (1435) für leichter entſchuldbar. Der Verſuch einer Ehrenrettung der Bader durch den abgeſetzten König Wenzel, der die „Unehrlichen" überhaupt begünſtigte und ſogar „den Scharfrichter ſeinen Gevatter nannte, da er deſſen Sohn aus der Taufe gehoben", blieb ohne Nachachtung; ihre Anrüchigkeit ging, nachdem eine ihrer Beſchäftigungen ein beſonderes Gewerbe, das der Bartſcherer geworden, auch auf dieſe über, obſchon dieſelben ſich über ihre Vorgänger ſehr erhaben dünkten und mit ihnen in beſtändiger Fehde lebten. Doch haben ſpätere Reichsgeſetze die Barbiere ehrlich geſprochen. Noch erklärlicher als die Unehrlichkeit der Bader und Bartſcherer iſt die der Abortreiniger. Letztere hatten neben den Schindern, Totengräbern und Bettlern ein eigenes Gericht auf dem Kohlenberge bei Baſel mit ſonderbaren Gebräuchen.

Gleich den Müllern wurden durch den Verdacht der Unterſchlagung die Leineweber als unehrlich geſtempelt, wobei aber gewiß auffallend iſt, daß die in demſelben Verdachte ſtehenden Schneider niemals zu den „Unehrlichen" gehörten; und wie die Müller die Leitern zum Galgen zu beſchaffen hatten, ſo mußten die Leineweber den letzteren ſelbſt bauen. Doch haben ſie ſich durch eigene Kraft redlich emporgearbeitet und Zunftgenoſſen wie die großen Fugger aufzuweiſen. Damit ſind die früher ziemlich allgemein verachteten Gewerbe im Grunde erſchöpft; die übrigen, welche dieſes Schickſal traf, hatten dasſelbe entweder nur an einzelnen Orten oder in einzelnen ihrer Zweige zu erdulden.

Unter den Bedienſteten wurden die Gaſſenkehrer, Bachfeger, Holz- und Feldhüter, Zöllner, Totengräber, Turmwächter, Gefangenwärter, Bettelvögte, Häſcher, Nachtwächter u. ſ. w., deren Beſchäftigung teils unreinlich teils ſchauerlich iſt, teils zur Unehrlichkeit verführen kann, teils endlich mit dem Scharfrichter oder den fahrenden Leuten in Verbindung ſteht, oder deren Verachtung, wie die der Zöllner, auf der Bibel beruhte, als unehrlich betrachtet. Alle dieſe Leute fanden erſt durch das Reichsgeſetz vom Jahre 1731 ihre Erlöſung vom Banne der mittelalterlichen Anſchauungen. Nur die Scharfrichter blieben von dieſer Wohlthat ausgeſchloſſen; die Geſetze von 1731 und 1772 nahmen bloß ihre Enkel und dann auch ihre Kinder, ſofern ſie das väterliche Gewerbe verließen, von der Unehrlichkeit aus; auch dazu mag wohl nur die Zunahme der Henkerfamilien bewogen haben, die bis dahin notgedrungen auf Verbindungen unter ſich beſchränkt waren und weil man der Gefahr, daß aus ihren Gliedern lauter — Räuber



Auf dem Wege zur Mühle.

Faksimile des Kupferſtiches von Martin Schongauer (nach 1420—1499).

Digitized by Google

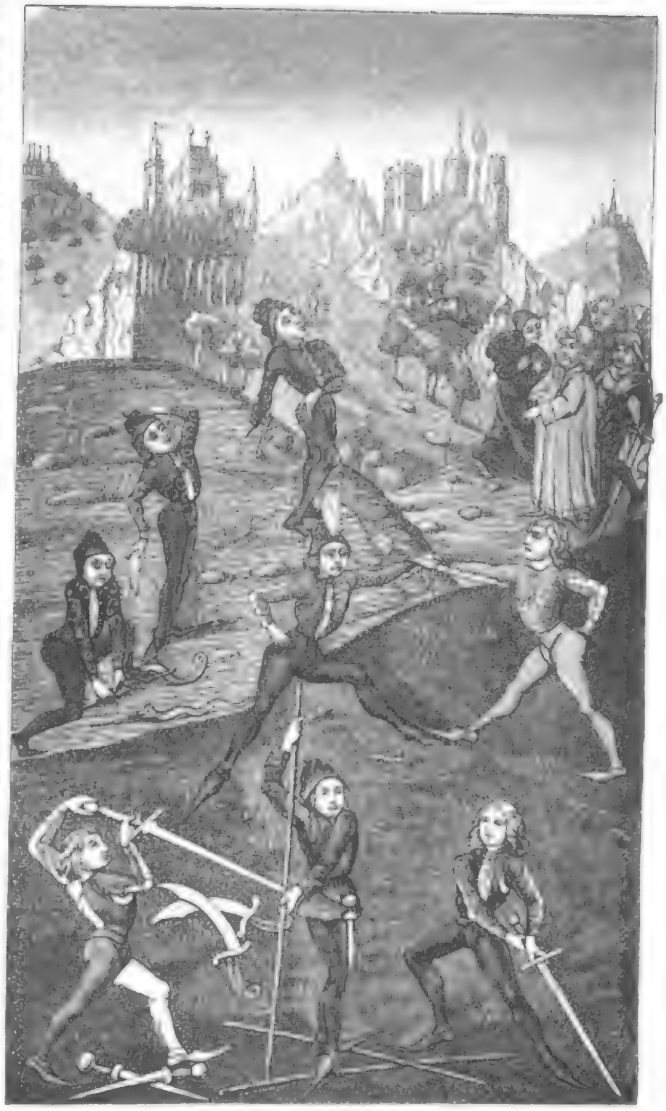
und Dirnen wurden, begegnen mußte. Die Nachrichter und Abdecker selbst aber und alle ihre Gehilfen blieben unehrlich bis auf die neueste Zeit; natürlich konnten sie nirgends Bürger werden; sie und die Dirnen, über welche sie manchenorts die Aufsicht führten, mußten allein unter den ansässigen Unehrlichen, gleich den Juden, bestimmte Farben oder Abzeichen an ihren Kleidern tragen. Dabei wirkte offenbar noch die allgemeine Ansicht der Naturvölker nach, daß Berührung mit menschlichen und tierischen Leichen verunreinige. Es mochte ein solcher Unglücklicher, der nur seine Pflicht that, krank umfallen oder sterben, — niemand kümmerte sich darum. Nur wenn er in der Vollstreckung der Todesstrafe ungeschickt war, machte der Pöbel eine Ausnahme und brachte ihn um, wenn es die Wache nicht verhindern konnte. Außer durch Gewaltanwendung von seiten der Behörden war niemand dazu zu bewegen, Henkersfrauen in schwerer Stunde beizustehen, ihre Kinder aus der Taufe zu heben, sie und ihre Angehörigen zu Grabe zu tragen. Die Henker hatten in den Wirtshäusern ihren eigenen Tisch, in den Kirchen ihre eigenen Stühle und zum Abendmahl einen besonderen Kelch; wenn sie gestorben waren, wurden sie in aller Stille verscharrt. Wer mit einem dieser Geächteten, die freilich bei der Fortdauer ihrer Behandlung und bei der Zunahme der Barbarei in der Rechtspflege immer entmenschter werden mußten, umging, mit ihm trank oder ihm nur die Hand reichte, verfiel selbst der öffentlichen Feme und konnte nicht anders ehrlich gesprochen werden, als durch eine eigentümliche Soldatenzeremonie, nämlich das dreimalige Schwenken einer Fahne über seinem Haupte. Aber auch eine Sache, die ein Scharfrichter oder sein Gehilfe angerührt, durfte niemand sofort wieder berühren, ohne in die Verachtung jener Personen eingeschlossen zu werden. Mit Geld wurde am ehesten eine Ausnahme gemacht, doch wurde es nicht aus der Hand des Betreffenden angenommen, der es erst ablegen mußte, worauf man es abwischte oder darüber blies, ehe man es einsteckte. Zur Errichtung von Gefängnissen und Galgen konnten „ehrliche“ Handwerker nur nach Vornahme verschiedener Zeremonien gebracht werden. Doch hatten die Geächteten eine Art empfindlicher Rache in der Hand. Wenn nämlich jemand ein ihm gehöriges dem Abdecker verfallenes Tier selbst tötete oder verscharrte, so stieß der vorübergehende „Schinder“ sein Messer in den Thürpfosten dessen, der ihm in sein Handwerk gepfuscht hatte und der dann diesen Makel an seiner Ehre nur durch eine Entschädigung an den Abdecker sühnen konnte. Am meisten gefürchtet war aber unter den Werkzeugen des Henkers das Richtschwert. Es galt als zauberisches Orakel und verkündete nach dem Volksglauben durch Klingen nicht nur die kommenden Hinrichtungen, sondern in Anwesenheit künftiger Kandidaten der Todesstrafe, selbst wenn sie noch Kinder waren, deren schauriges Schicksal.

Mehr noch verachtet als die ansässigen waren die *fahrenden* unehrlichen Leute oder die *Spielleute* im weiteren Sinne. Zu ihnen gehörten die umherziehenden Sänger und Musikanten, Gaukler und Schauspieler, Ringer und Fechter. So hoch geehrt die ritterlichen Sänger des höfischen Zeitalters, so tief gestellt waren jene, welche ihre oft zweifelhafte Kunst um Lohn ausübten, wie die Goliarden (S. 257). Diese Leute zogen mit Weib und Kind in Europas Ländern herum; während der Kreuzzüge kamen solche Gaukler auch aus dem Morgenlande, und wahrscheinlich stammen Künste wie Schlangenbändigen, Feuereſſen, Degenverschlucken u. dergl. daher. Sie und die in gewisser Hinsicht zu ihnen gehörenden Narren mußten gleich den Henkern, Dirnen und Juden an ihrer Kleidung kenntlich sein. Sie durften weder Richter werden, noch als vollgültige Zeugen auftreten. Auch war ihnen, gleichsam zum Hohn, nur am Schatten- oder Spiegelbilde ihres Angreifers Rache zu nehmen gestattet. Indessen erhielten auch die „fahrenden Leute“ eine Art von Schutz. Im Elsaß hatten die Herren von Rappoltstein die Herrschaft über sie vom Reiche zu Lehen. Unter derselben wurden diejenigen, welche ihre Kunst dem Waffenhandwerke widmeten, die Trompeter, Pauker, Pfeifer u. s. w., sowie jene, welche von den Räten der Städte als Stadtmusikanten, „Kunstgeiger und Kunstpfeifer“, angestellt wurden und damit feste Wohnsitze erwarben, durch „Reichspolizeiordnungen“ von 1548 und 1577, die sich auch auf die Schäfer und Müller erstreckten, „ehrlich gemacht“. Den Schauspielern, so hoch sie später über den Gauklern standen, wurde diese Ehrenrettung so wenig zu teil wie den letzteren; ihre bürgerliche Rechtsfähigkeit ergab sich erst durch die neuesten Verfassungen; aber im gesellschaftlichen Leben dauert ihre Mißachtung in manchen Kreisen hartnäckig fort. Die

Digitized by Google

vagierenden Quackſalber ſind durch die Entwickelung der Heilkunde zur Wiſſenſchaft teilweiſe weggefegt, teilweiſe zur Heimlichkeit ihres „Gewerbes" gezwungen worden. Dem Unweſen der handwerksmäßigen „Klopffechter", welche, gleich den Muſikanten, Brüderſchaften, wie z. B. die Marxbrüder, bildeten, im Fechten Unterricht gaben und den beſten Schülern die Würde des „langen Schwertes" erteilten, machte das Emporkommen der Schießkunſt und der Schützenfeſte ein Ende.

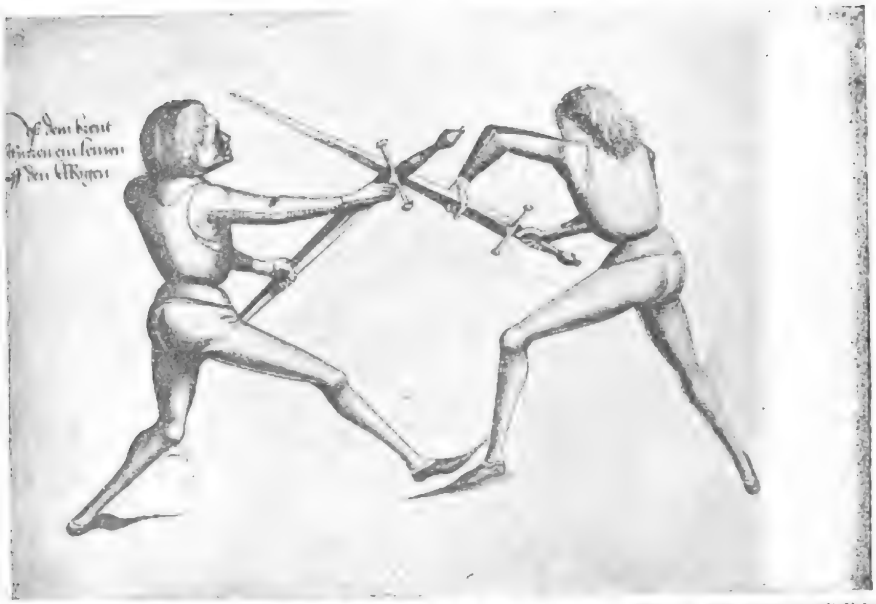
Es gab endlich auch unehrliche Leichen, nämlich die der Hingerichteten, der Selbſtmörder, der Exkommunizierten und der Ketzer, die man, wenn nicht klingende Gründe der reichen Angehörigen anderes bewirkten, auf einer Kuhhaut zum Grabe ſchleifte und natürlich in ungeweihter Erde begrub (das ſogenannte Eselsbegräbnis). Letzteres traf auch die im Duell Gefallenen, nachdem dieſer Reſt von Barbarei nicht mehr als ein Gottesgericht angeſehen wurde, und meiſt auch die im Gefängnis Geſtorbenen. Die Selbſtmörder übrigens, deren Zahl im Mittelalter weit größer war, als man gemeinhin glaubt und deren That man als „heidniſch" betrachtete, wurden an einem Kreuzweg oder an einem Waſſer verſcharrt oder auch ins Feuer geworfen.



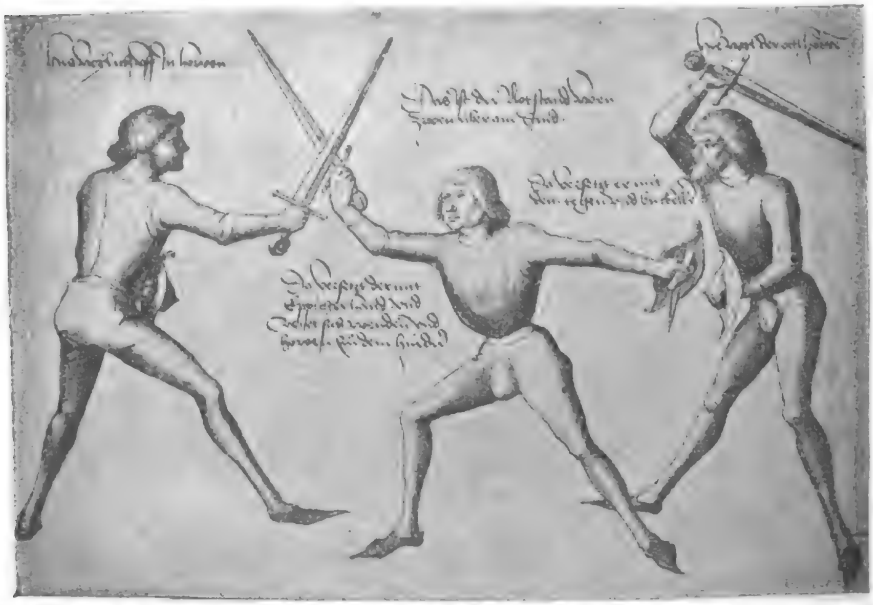
Fahrendes Volk, ſeine Künſte produzierend.

Fechter und Ringer; Spiel mit Schlangen und mit dem Meſſer; als letzter ein Gaukler, deſſen Mund Feuer zu entflammen ſcheint. Rechts Zuſchauer, wohl Bewohner der nächſtliegenden Burg.
Aus einer Bilderhandſchrift des 15. Jahrh.: „Mittelalterliches Hausbuch". Nürnberg, Germ. Nat.-Muſ.

Die Unehrlichkeit, welche die geſchilderten „fahrenden Leute" betraf, erſtreckte ſich nicht auf diejenigen, welche eine Heimat hatten und ſich bloß aus Neigung einem umherſchweifenden Leben ergaben, wie z. B. die fahrenden Ritter und die fahrenden Schüler, obſchon beide Klaſſen es an Gefährlichkeit ihres Treibens den Gauklern und Spielleuten oft zuvor thaten. Erſtere gehörten indeſſen am Ende des Mittelalters bereits der Vergangenheit an, während



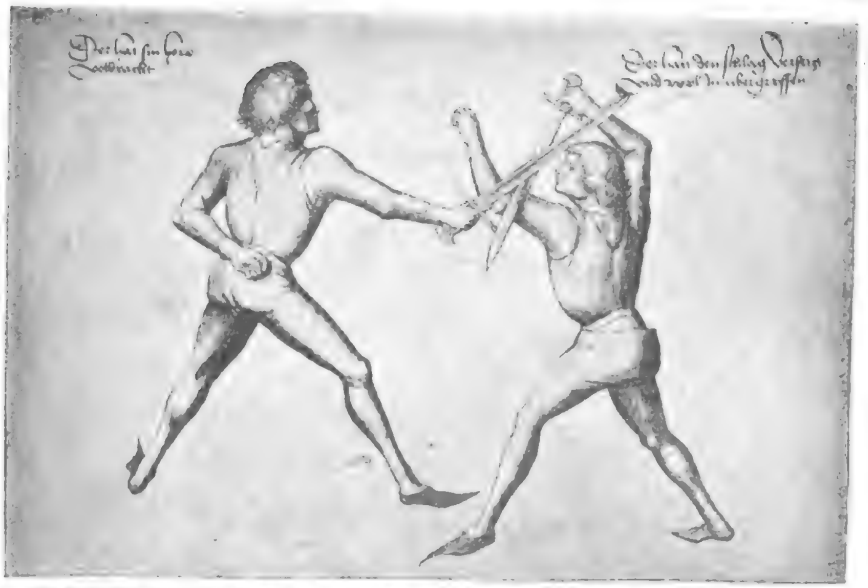
Die Beischrift lautet: Aus dem Brentschiren — das Binden oder Engagieren der Klingen mit Gewalt (Pression), oder das Anbinden (Engagieren) mit kurzem Schwert — ein leinen (Anlehnen) uff den Elbogen.



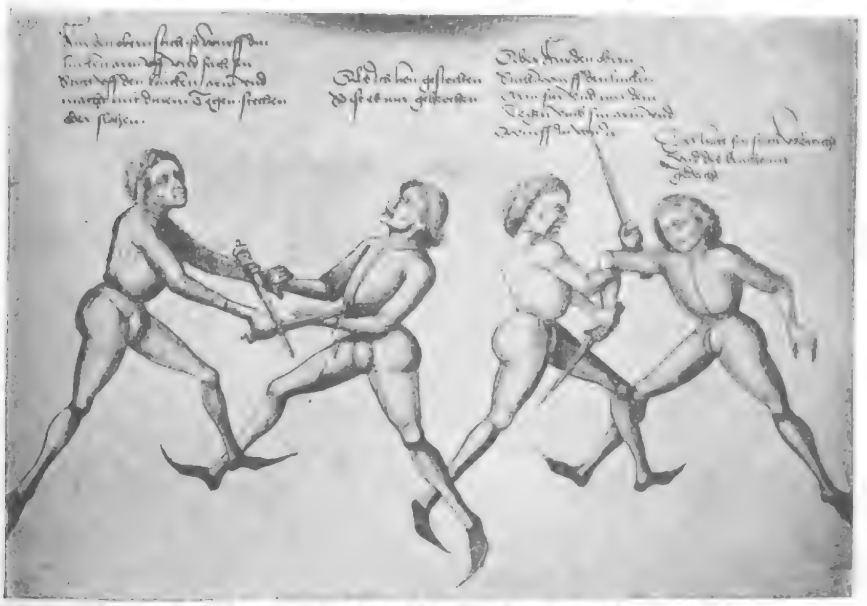
Die Beischriften bedeuten: 1. Hier will ich auf ihn hauen. — 2. Da versetzt der mit verkehrter Hand (Quarte) und wird sich wenden und haut den hinten Stehenden. — 3. Das ist der Notstand, wenn zwei gegen einen sind. — 4. Hier pariert er mit Dolch (Degen) und Schild. — 5. Hier will der auch hauen.

Fechterkünste. Oben: Fechten mit dem „langen" Schwert; unten: einer gegen zwei mit dem Schwert und kleinem Schild. Verkleinerte Faksimile-Nachbildungen aus Talhoffer's Fechtbuch; Bilderhandschrift vom Jahre 1467. Gotha, Herzogl. Bibl. (Vgl. S. 361 ff.)

letztere mit dem sogenannten Wiederaufleben der Wissenschaften erst auftauchten und uns wieder begegnen werden.



Die Beischriften bedeuten: 1. Der hat seinen stich vollbracht. — 2. Der hat den Schlag pariert und wird übergreifen.



Die Beischriften bedeuten: 1. Für gegen den obern Stich wirf den linken Arm hinauf und fange seinen Stich auf den linken Arm und du karnst mit deinem Dolch (Degen) stechen oder schlagen. — 2. Da ich habe gestochen, ist es mir „gebrochen“. — 3. Wider obern Stich würff den linken Arm für vnd mit dem Degen vmb sin arm vnd würff In von dir. — 4. Der hat sin stich volbracht vnd des bruchs nit gedacht.

Fechterkünste. Oben: Fechten mit dem langen Messer; unten: Fechten mit dem Dolch (Degen).
Verkleinerte Faksimile-Nachbildungen aus Talhoffer's Fechtbuch: Bilderhandschrift vom Jahre 1467. Gotha, Herzogl. Bibl. (Vgl. S. 361 ff.)

Traf nun die Acht der „Unehrlichkeit“ Leute, welche diese Härte nicht verdienten, oder doch nicht mehr „unehrlich“ waren als andere, denen man nichts anthat, so ist es um so natür-

Die Beiſchrift bedeutet: Nach dem Anbinden (Engagieren) hat er ihn wehrlos gemacht.

Die Beſchriften bedeuten: 1. Hier hat er In über gryffen vnd würfft In über die vnder häfft Ringen In ain ſchloß. — 2. Als ſie glich gefaßt haben So ſtoßt er mit ſinem Elbogen In ſinen rechten Arm vnd überſchützt vnd felt Im umb ſinen ſchenkel vnd würfft In.

Fechterkünſte. Oben: Fechten mit der Streitaxt; unten: Ringen.

Verkleinerte Faksimile-Nachbildungen aus Talhoffer's Fechtbuch; Bilderhandſchrift vom Jahre 1467. Gotha, Herzogl. Bibl. (Vgl. S. 361 ff.)

licher, daß der Bann der öffentlichen Meinung mit voller Schärfe über die wirklichen Übelthäter, die nichts als Unthaten verübten, verhängt wurde. Gewohnheitsmäßige Verbrecher, welche,

wie bereits erwähnt, zu Land und See gefährliche Banden und Bünde bildeten, und andere Leute von ähnlichem Treiben nannte man „Rote", „Schwarze", „Vaganten", „Bettlerorden", „Landfahrer". Dagegen hießen „Landstörzer", „Landplacker" und „Landzwänger" die privilegierten Verbrecher, welche in Fehden ihr Land und Volk schändeten, ohne dadurch der Ehrlosigkeit zu verfallen, obschon sie es mehr verdienten als andere Diebe und Räuber. Unter den letzteren war eine eigentümliche Sprache im Gebrauch, das „Rotwelsch" oder „Jenische", das durch zahlreiche jüdische Elemente, welche die Judenverfolgungen unter sie getrieben, einen vorwiegend hebräischen Charakter erhielt, demgemäß sie sich selbst „Kochemer" (vom hebräischen chochom, kundig) nannten. Ihre später vorherrschende Bezeichnung als „Gauner" erhielten sie jedoch nach einem heimatlosen Volke, dem der Zigeuner (ein aus „Ägyptianer" verderbter Name), das sich selbst „Roma", d. h. Menschen, nannte. Aus Indien stammend und nach ihrer eigenen Aussage über das fabelhafte Land „Klein-Ägypten" wandernd, erschienen die Zigeuner im Jahre 1417 zum erstenmale in Europa; und obwohl sie wegen ihrer unverbesserlichen Dieberei und ihres heimlichen Heidentums wiederholt verbannt wurden, und trotz ihrer Vogelfreiheit, gemäß welcher die „Heiden" ungestraft getötet werden durften, blieben sie für immer in unserm Erdteile. Ein ähnliches Leben wie sie führten die, vielleicht auch aus den Zigeunern hervorgegangenen, wandernden Kesselflicker; dieselben hielten in der Schweiz „Tage" und hatten einen „König"; als solcher herrschte einst der berühmte Bürgermeister Hans Waldmann von Zürich, nach dessen Sturz und Enthauptung (1489) die Tagsatzung ernstlich beriet, wie in dem erledigten „Königreiche der Keßler" wieder Ordnung zu schaffen sei.

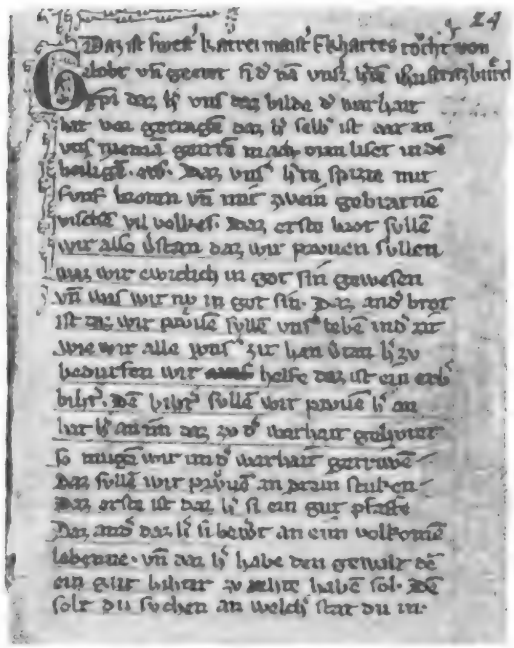
Noch schlimmer als den „unehrlichen" Ständen erging es aber unter den Christen des Mittelalters den Anhängern gewisser religiöser Richtungen, denen das Bestreben gemeinsam war, die Grundsätze des Urchristentums, d. h. die des reinen Evangeliums und des freien Gemeindelebens fortzupflanzen. Die Mitglieder dieser „altevangelischen" Gemeinden nannten sich untereinander nur „Christen" oder „Brüder"; von außen her aber gab man ihnen neben der allgemeinen Bezeichnung als Ketzer, willkürliche Namen nach einzelnen zeitlichen und örtlichen Erscheinungen ihres Wirkens, wie: Waldenser, Begharden, lombardische Arme, böhmische Brüder u. a. Die einzelnen, irrtümlich als Sekten betrachteten Teile dieses altevangelischen Bundes stimmten in ihren, den Charakter der apostolischen Zeit widerspiegelnden Anschauungen durchaus überein, und ihre Glieder zeichneten sich vor ihren Zeitgenossen durch ihr sittliches Leben vorteilhaft aus. „Waldenser" wurden sie nach einem ihrer Führer, Peter Waldus, einem Gesinnungs- und Zeitgenossen Arnolds von Brescia, genannt. Der Name „Begharden" ist unbekannten Ursprungs und wechselt mit „Lollharden"; man gab ihn besonders den Vereinigungen, welche sich teils aus Gliedern der genannten Gemeinden, teils aus Rechtgläubigen bildeten, und die nach Art der Klöster, aber ohne Gelübde, in besonderen Häusern zusammenwohnten; die Verpflegung der Armen und Kranken war ihre Hauptaufgabe, an deren Erfüllung auch Frauen, die dann „Beghinen" (S. 385) hießen, sich bethätigten.

Oberster Grundsatz dieser Verbrüderungen war, daß niemand Not leiden dürfe. Nur was im Evangelium steht, ließen sie gelten und verwarfen jeden Zwang in Glaubenssachen. Mit Unrecht wurde ihnen Teilnahme an einer die Gesetze der Sittlichkeit mißachtenden angeblichen Sekte der „Brüder und Schwestern vom freien Geiste" vorgeworfen. Eine solche hat nie existiert, und der unter ihr gedachten Lehre, daß es keine Sünde gebe, huldigten in Deutschland stets nur vereinzelte Schriftsteller, darunter auch Geistliche. Die altevangelischen Gemeinden standen unter der Oberaufsicht freigewählter Bischöfe, durch welche die Prediger die Weihen erhielten, waren aber sonst unabhängig; den Verkehr mit den zerstreuten Gliedern vermittelten wandernde Apostel, die man auch Gottesfreunde nannte. Während des Kampfes zwischen Kaiser Ludwig dem Baier und dem Papsttum erfreuten sich diese Gemeinden großer Freiheit im Reiche, und ihre Grundsätze fanden weite Geltung, namentlich in den Zünften der Handwerker und besonders der Steinmetzen.

Vielfache Berührungspunkte verbanden sie mit den größten Predigern jener Zeit, den Dominikanern Meister Eckhart und seinem Schüler Johannes Tauler. Auch Heinrich Seuse oder Suso, welcher in Prosa die himmlische Liebe auf ähnliche Weise besang, wie die Minnesänger die irdische, und sie gleich diesen mit Naturschilderungen verband, war

Digitized by Google

ein Schüler Eckharts. Alle drei gehörten der ſogenannten myſtiſchen Richtung an, die damals ebenſo eine Eigentümlichkeit des deutſchen Volksgeiſtes war, wie die Scholaſtik eine ſolche der romaniſchen Nationen. Während die Scholaſtik die Glaubensſätze der Kirche als etwas Gegebenes hinnahm und ohne Unterſuchung ihrer Berechtigung philoſophiſch zu rechtfertigen unternahm, ſtrebte die ſpekulative Myſtik danach, das Göttliche unabhängig von der dogmatiſchen Überlieferung zu erfaſſen und aus dem eigenen Gemütsleben eine neue Lehre des Göttlichen herauszubilden. Eckhart war aber nicht nur der Begründer der deutſchen Myſtik, ſondern auch der Schöpfer der deutſchen Philoſophie. Seine an Pantheismus anſtreifende Redeweiſe und ſein Verkehr mit Begharden brachten ihn 1320 und 1325 mit der Inquiſition in Berührung, die jedoch ſein Leben nicht gefährdete, während damals viele Begharden in den Flammen endeten oder im Rhein ertränkt wurden. Seine Richter waren Dominikaner, alſo ſeine Ordensbrüder und ſprachen ihn daher frei. Trotzdem verdammte ein Papſt zu Avignon 28 Sätze Eckharts als ketzeriſch oder verdächtig, nachdem ihr Urheber bereits geſtorben war.



Aus Meiſter Eckharts Geſpräch mit Schweſter Katrein.
Originalgroßes Faksimile einer Seite einer Handſchrift des 14. Jahrhunderts. München, Kgl. Hof- und Staatsbibliothek.

Indes äußerte ſich die myſtiſche Richtung in verſchiedener Weiſe: bei den Mönchen verband ſie ſich mit Weltverachtung; jene Prediger aber und die „Gottesfreunde" ſuchten die Welt vielmehr auf, in dem Beſtreben, ſie aus ihren Sünden zu reißen und zu Gott zu führen. Aus einer Vereinigung ſolcher philanthropiſcher Myſtiker in Straßburg, welche ſich in dem „Gotteshaus" zuſammenfand, das der dortige Bürger Rulmann (Rudolf) Merſwin gegründet hatte, gingen volkstümliche Schriften hervor, in welchen ein „Gottesfreund aus dem Oberlande" als Haupt eines Bundes frommer und guter Menſchen erſcheint und in denen nicht undeutlich Anſichten der „Waldenſer" ausgeſprochen werden.

Als dies geſchah (um 1370), war unter dem Nachfolger Kaiſer Ludwigs, dem päpſtlich geſinnten Karl IV., bereits eine neue und grauſamere Verfolgung über die ſogenannten Waldenſer und Begharden hereingebrochen, durch deren Wüten nicht nur die meiſten deutſch geſchriebenen religiöſen Bücher jener Zeit, ſondern auch viele Hunderte von Menſchen in den Flammen der Scheiterhaufen ihr Ende fanden. In allen Teilen Deutſchlands und der Schweiz dauerte dieſe Ketzerhetze bis tief in das fünfzehnte Jahrhundert hinein. In Straßburg wurde im Jahre 1458 ſogar der oberſte Biſchof der „Brüder", Friedrich Reiſer aus Ulm, verbrannt. Dieſe Verfolgung ſchwächte die Gemeinden für immer und trug ſelbſt Trübungen und Verirrungen ihres Glaubens in ſie hinein. Viele ihrer hervorragenden Glieder hatten ſich aber in die Verbände der Bauhütten geflüchtet und darin Sicherheit gefunden.

Alle Zurückſetzung gewiſſer chriſtlicher Stände ſowohl, wie der Juden, und ſelbſt alle Schrecken der Juden- und der Ketzerverfolgungen erreichen jedoch weder an Gräßlichkeit noch an lange anhaltender Dauer die furchtbaren Greuel, welche, die Menſchheit ſchändend, aus dem Hexenwahn entſprangen, und vor denen Jahrhunderte lang in ganz Europa niemand ſicher war, beſonders nicht das weibliche Geſchlecht. Der Hexenwahn iſt uralt und findet ſich

Umſchreibung und Überſetzung

zu dem Faksimile einer Seite aus

Meiſter Eckhart's Traktat „Das iſt Schweſter Katrein".

Handſchrift aus dem 14. Jahrhundert. München, Kgl. Hof- und Staatsbibliothek.

Daz ist swester katrei maister Ekhartes tovchter von strazbǒrck
Das iſt Schweſter Katrein, Meiſter Eckharts Tochter von Straßburg.
Gelobt vnd geeret si der nam vnserz herren iesu
Gelobt und geehrt ſei der Name unſeres Herrn Jeſu
kristi daz her vns daz bilde der warhait
Chriſti, daß er uns das Vorbild der Wahrheit
hat vor getragen daz her selber ist dar an
gegeben hat, die er ſelbſt iſt, woran
vns nieman geirren mach. Man liset in den
uns niemand irr zu machen vermag. Man lieſt in dem
heiligen ewangelio. Daz vnser herre spizte mit
heiligen Evangelium, daß unſer Herr mit
fvnf broten vnd mit zwein gebratnen
fünf Broten und mit zwei gebratenen
vischen vil volkes. Daz erste brot sollen
Fiſchen viel Volk ſpeiſte. Das erſte Brot ſollen
wir also verstan daz wir prvuen sollen
wir dahin verſtehen, daß wir prüfen ſollen,
waz wir ewiclich in got sin gewesen
was wir von Ewigkeit her in Gott geweſen ſind
vnd was wir nv in got sin. Daz ander brot
und was wir jetzt in Gott ſind. Das andere Brot
ist daz wir prǒuen sollen unser leben in der zit
bedeutet, daß wir unſer Leben in der Zeit prüfen ſollen,
wie wir alle vnser zit han vertan herzv
wie wir unſere ganze Zeit vergeudet haben. Hierzu
bedurfen wir helfe daz ist ein erber
bedürfen wir Hilfe, nämlich eines edlen
bihter. Den bihter svllen wir prvuen her an
Beichtvaters. Den Beichtvater ſollen wir an folgenden Kennzeichen prüfen:
hat her an im daz zv der warhait gehvret
hat er in ſich was zu der Wahrheit gehört,
so mugen wir im der warhait getriwen
ſo können wir ihm in der Wahrheit vertrauen.
Daz svllen wir prǒuen an drein stuken
Das ſollen wir an drei Stücken prüfen:
Daz erste ist daz her si ein gut pfaffe
erſtlich daß er ein guter Prieſter iſt;
Daz ander daz her si bewert an eim volkomen
zweitens daß er durch einen vollkommenen Lebenswandel
lebenne · vnd daz her habe den gewalt den
erprobt iſt, und daß er die Macht hat, die
ein gut bihter zv rehte haben sol. Den
ein guter Beichtvater mit Recht haben ſoll. Dieſen
solt du svchen an welcher stat du in .
ſollſt du ſuchen, an welcher Stelle du ihn . .

Digitized by Google

ſchon bei allen Naturvölkern. Im chriſtlichen Mittelalter entkeimte er einer Miſchung römiſchen Zauberglaubens und keltiſch-germaniſcher, im Oſten auch ſlawiſcher Mythologie mit dem

Verſuchung des heiligen Antonius. Faksimile des Kupferſtiches von Martin Schongauer (nach 1420—1499).
Charakteriſtiſches Beiſpiel mittelalterlich phantaſtiſcher Vorſtellungen von teufliſchen Weſen.

chriſtlich-jüdiſchen, urſprünglich perſiſchen Glauben an ein Reich des Böſen. In der Annahme einer Verbindung, welche Menſchen mit Geiſtern dieſes Reiches zu ſchlimmen Zwecken eingehen, beſteht der Kern des Hexenwahns. Derſelbe errang, ſolange der Staat noch ſein eigener Herr war, unter der kräftigen Regierung Karls des Großen, nicht nur keinen Einfluß,

Digitized by Google

ſondern er wurde mit Strafe bedroht (S. 118). Mit der ſtufenweiſen Unterjochung des Staates durch die Kirche jedoch, ſo oft ſie auch unterbrochen wurde, ging Hand in Hand das immer mehr um ſich greifende und zuverſichtlichere Auftreten des Hexenglaubens, der ſich namentlich dadurch befeſtigte, daß man ihn mit dem Ketzerhaſſe verband, d. h. Ketzer und Hexen als eins zuſammenwarf und beiden einen Bund mit dem Teufel und ſeinem Reiche und ſogar eine göttliche Verehrung des Böſen andichtete.

Dieſe Anſchuldigung ſpielte beſonders bei den von geiſtlichen Mächten geleiteten Vernichtungskriegen gegen die wälſchen Albigenſer und die deutſchen Stedinger (S. 226), ſowie bei der ſpäteren Verfolgung der Waldenſer eine ſchauerliche Rolle. Damals behauptete, vielleicht zuerſt, der ſchriftſtellernde Mönch Cäſarius von Heiſterbach, daß die Teufel ihr Geſchlecht wechſelten, um bald mit Jünglingen, bald mit Mädchen (Succubi und Incubi) ſträflichen Umgang zu pflegen, und daß die von Dämonen verführten Weiber durch die Lüfte in die Hexenverſammlungen flögen. Die hirnverbrannte Phantaſie der Zeit heckte groteske und bornierte Märchen aus, welche von Tieren, wie Kröten, ſchwarzen Katzen, Hunden, geiſterhaften Menſchen u. ſ. w., faſelten, unter deren Geſtalt der Teufel in den Verſammlungen ſeiner Anhänger erſcheinen, ſich huldigen und ſich küſſen laſſen ſollte — ganz ähnlich, wie die Märchen, welche ſpäter in dem Juſtizmordprozeſſe der Templer auftauchten und wie ſie vom ungebildeten Volke noch jetzt in Bezug auf die Freimaurer hier und da geglaubt werden. Die vom lateraniſchen Konzil unter Innocenz III. im Jahre 1215 errichtete Inquiſition wütete, nachdem ſie den Dominikanern übertragen war, furchtbar gegen Ketzer als Hexer und gegen Hexen als Ketzerinnen. Der Sachſen- und der Schwabenſpiegel warfen die „Hexen“ mit den Ketzern als des Feuertodes ſchuldig zuſammen; man wagte es aber noch nicht, ſtreng danach zu verfahren, da man das Schickſal Konrads von Marburg fürchtete (S. 226). Erſt nach und nach wurde durch die Einführung des römiſchen Rechtes in Deutſchland der Inquiſitionsprozeß zur Regel, welcher in Frankreich längſt herrſchte und darin beſtand, daß der Staat in allen Streitfällen von ſich aus einſchritt, während das deutſche Recht den Grundſatz gehabt hatte: wo kein Kläger, iſt auch kein Richter. Dieſes neue Syſtem des offiziellen Hexenprozeſſes fand ſeinen erſten „Propheten“ am Ende des vierzehnten Jahrhunderts in dem ſpaniſchen Dominikaner Eymericus, in deſſen Buch „Directorium Inquisitorum“ Ketzerei und Hexerei ſich noch vermiſcht finden. Man bedurfte jedoch dieſer Miſchung nicht weiter, und in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde in dem „liber insignis de maleficis etc.“ von Johannes Nider — einem leider deutſchen Ordensbruder des Eymericus — die Hexerei zum erſtenmale als unabhängiges „Verbrechen“ des „Bundes mit dem Teufel“ verkündet. Zwar waren ſchon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Trier die erſten deutſchen Hexen verbrannt worden; aber

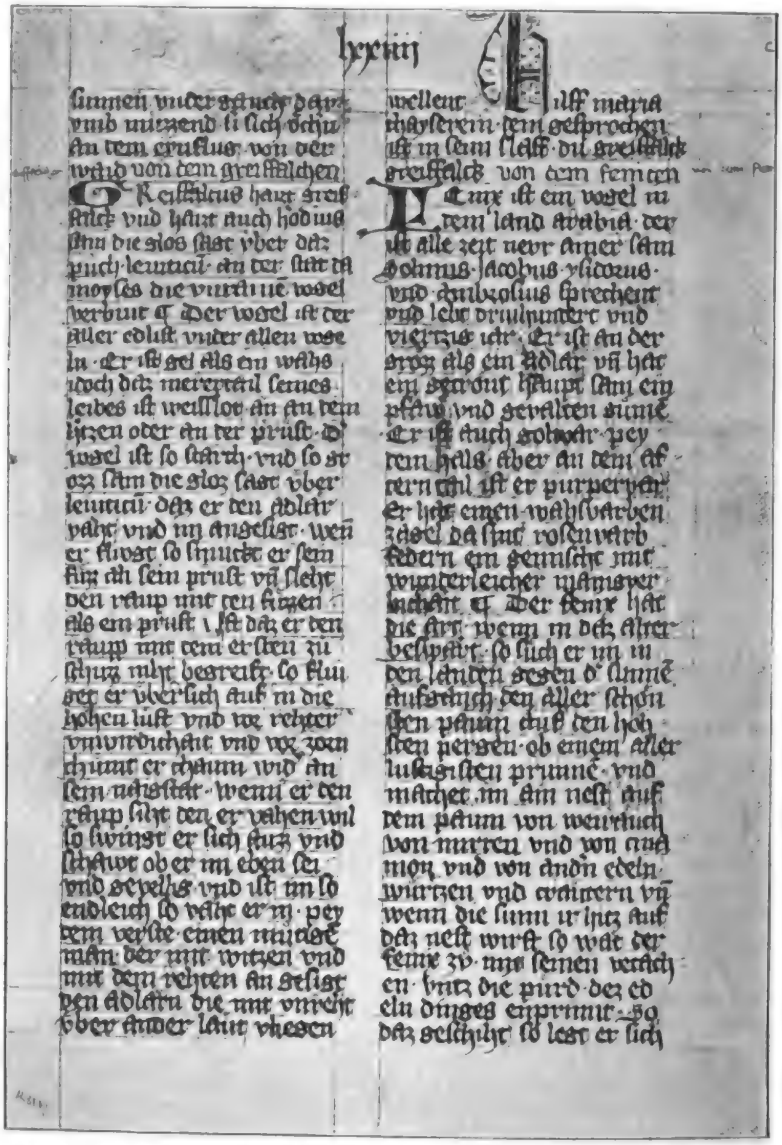
Fakſimile eines Holzſchnittes in: Traktatus von den böſen weiben die man nennet die Hexen. Durch Doktor vlrichen molitor. Augsburg 1508.

erst nach zweihundertjähriger Pause begann im Jahre 1446 zu Heidelberg der Hexenprozeß in Deutschland auf die Dauer einheimisch zu werden. Endlich aber, am Ende des sogenannten Mittelalters, zur Zeit der Entdeckung der Neuen Welt, der Blüte des Humanismus und des Fortschrittes der Buchdruckerkunst, erhielt durch die ganz besonders auf Deutschland gemünzte Bulle Papst Innocenz' VIII. „summis desiderantes affectibus" (1484) der Hexenglaube jenen wuterfüllten Ausdruck, dessen Gipfelpunkt das furchtbare Buch des „Hexenhammers" (Malleus maleficarum) bildete: drei vom Papste auserlesene Inquisitoren, ihren Namen nach deutsche Mönche, der Kölner Jakob Sprenger mit seinen Gehilfen Heinrich Krämer (auch Institoris) und Johann Gremper, sandten es im Jahre 1489 in die Welt hinaus. Auf diesem Buche beruhen die Jahrhunderte andauernden Greuel der Hexenprozesse — an ihm klebt das Blut von Myriaden verbrannter „Hexen" und nicht wenig „Hexenmeistern". Das wesentlich Neue darin ist, daß der „Hexenhammer" geradezu eine Kriegserklärung gegen das schwächere Geschlecht war, dessen angebliche gründliche Verdorbenheit und daraus erfolgende „Buhlschaft mit dem Teufel" den Hauptinhalt seiner Einleitung ausmacht. Schon vor dem Erscheinen ihres Machwerkes hatten Jakob Sprenger und seine Genossen, vom Papste dazu beauftragt, in den Rheingegenden eine Menge „Hexen" verbrennen lassen, und diese Schmach dauerte von nun an ununterbrochen fort und wälzte sich verheerend über alle Länder Europas und dessen überseeische Kolonieen.

Faksimile eines Holzschnittes in: Traktatus von den bösen weiben die man nennet die Heren. Durch Doktor vlrichen molitor. Augsburg 1508.

Es ist allerdings auffallend, daß dieses fluchwürdige System gerade am Ende des sogenannten Mittelalters den scheußlichsten Teil seiner Wirksamkeit begann, daß derselbe also mit seinen zahllosen Opfern in die sogenannte Neuzeit fällt; aber beide Zeitbenennungen sind eben sehr relative, ungenaue Begriffe. Durch Innocenz' VIII. Bulle und den „Hexenhammer" wurde nur vollendet, was fast das ganze sogenannte Mittelalter unheimlich durchzogen hatte — und was man „Neuzeit" nennt, war noch Jahrhunderte lang nur für eine kleinere Zahl der Menschheit eine neue Zeit. Alles in der Welt entwickelt sich ja langsam und wirkt zum Teil unendlich lange nach; daher befand sich der größte Teil der Menschen trotz der angebrochenen „Neuzeit" noch lange in dem, was wir „Mittelalter" nennen, nämlich in einem Zustande unaufgeklärten Wahns und Aberglaubens. Teilten Männer wie Luther und Fischart den Teufels- und Hexenglauben, so darf man sich nicht wundern, daß die Hexenprozesse tief in das vorige Jahrhundert herein ragten. Geistliche und weltliche, katholische und protestantische Staaten gaben sich mit gleichem Eifer der Hexenvertilgung hin. Herzlose Richter preßten durch die entsetzlichste Folterung aus den unglücklichen Angeklagten, deren Verurteilung im voraus beschlossen war, Lügen heraus, die schließlich von den Gequälten und ihren Leidensschwestern selbst geglaubt wurden, wozu wohl auch aufregende Träume und

Irrſinn beigetragen haben. Die ſogenannten Richter, welche eine gewiſſe Summe für jede Verurteilung erhielten und denen, wie auch den Henkern, an vielen Orten das Eigentum der „Hexen" zufiel, ſuchten mit wütendem Fanatismus die Anzahl der Opfer zu vermehren! Ein



Aus Konrad von Megenberg's Buch der Natur. Abſchnitt von dem Vogel Greif und dem Phönix.
Verkleinertes Faſſimile einer Seite einer Pergament-Handſchrift aus dem 14. Jahrhundert. München, Kgl. Hof- und Staatsbibliothek.

krankhafter Wahn hielt Verfolger und Verfolgte zugleich gefangen, der nur, worauf wir zurückkommen werden, durch die Ausdauer gefühlvoller und über den Geiſt ihrer Zeit erhabener Männer langſam untergraben werden konnte.

Umschreibung und Übersetzung

zu dem Faksimile einer Seite aus

Konrad von Megenberg's „Buch der Natur".

Handschrift aus dem 14. Jahrhundert. München, Kgl. Hof- und Staatsbibliothek.

I. Spalte

sunnen vnderganch. dar-
Sonnenuntergang; dar-
vmb mvzzend si sich verchern
um müssen sie, von der Äsung
an dem eynflug von der
zurückkehrend, bei dem Einflug ins Nest sich
waid von dem greiffalchen
umwenden. Von dem Gerfalken.
Greiffalcus haizt greif-
Grifalcus heißt ein Ger-
falck vnd haizt auch herodius
falk. er heißt auch Herodius,
sam die glos sagt über daz
wie die Erklärung zum Buch
püch. leuiticum · an der stat da
Leviticus (= zum 3. Buch Mose) an der Stelle
moyses die vnrainen vogel
besagt, wo Moses die unreinen Vögel
verbiut. Der vogel ist der
verbietet. Dieser Vogel ist der
aller edlist vnder allen voge-
alleredelste unter allen Vö-
ln. Er ist gel als ein wahs
gein. Er ist gelb wie Wachs,
idoch daz merertail seines
jedoch der größere Teil seines
leibes ist weisslot · an · an dem
Körpers ist weiß mit Ausnahme
hertzen oder an der prüst. Der
der Herzgegend oder der Brust. Der
vogel ist so starch · vnd so gr-
Vogel ist, wie die Erklärung zum
ozz sam die gloz sagt über
Leviticus sagt, so stark und so
leuiticum · daz er den adlär
groß. daß er den Adler
väht vnd im angesigt · wenn
fängt und ihn besiegt. Wenn
er flivgt so smuckt er sein
er fliegt, so drückt er seine
füzz an sein prust vnd sleht
Füße an seine Brust und tötet
den raup mit den füzzen
die Beute mit den Füßen.
Ist daz er den
Vermag er die
raupp mit dem ersten zů
Beute auf den ersten An-
nchuzz niht begreift · so fliu-
griff nicht zu packen, so fliegt
get er über sich auf in die
er hoch in die Lüfte
höhen läft vnd vor rechter
empor und kommt vor
vnwirdichait vnd vor zorn
lauter Unwillen und vor Zorn
chümt er chaum wider an
nicht leicht wieder zu
sein naigstat · wenne er den
seinem Horst. Wenn er die
raup siht den er vahen wil
Beute erblickt, die er fangen will,
so swingt er sich auzz vnd
so schwingt er sich auf und
schawt ob er im eben sei
schaut, ob sie ihm bequem
vnd gevellig vnd ist im so
und erreichbar ist, und findet er sie so
endleich so väht er in · pey
(angemessen), so fängt er sie. Unter
dem verste · einen mätigen
ihm ist ein mutiger Mann zu
man · der mit witzen vnd
verstehen, der klug und
mit dem rehten an gesigt
mit gutem Recht die Adler
den adlärn die mit vnrecht
besiegt. die mit Unrecht
über ander läut vliegen
über andere Leute fliegen

II. Spalte

wellent Hilff maria
wollen. Hilf, Maria,
chayserein · dem gesprochen
Kaiserin. dem, welchem in seinem
ist in seim slaff · du greiffalck
Schlaf zugerufen ist. Du Gerfalk,
greiffalck. von dem fenicen
Gerfalk' Von dem Phönix.
Fenix ist ein vogel in
Der Phönix ist ein Vogel in
dem land arabia · der
dem Land Arabien. Er existiert
ist alle zeit nevr ainer sam
jederzeit nur in einem Exemplar, wie
Solinus · Jacobus · ysidorus ·
Solinus, Jakobus, Isidorus
vnd · ambrosius sprechent
und Ambrosius berichten,
vnd lebt driuhundert vnd
und lebt dreihundertvierzig
viertzig iar. Er ist an der
Jahre. Er ist so
grözz als ain adlär vnd hat
groß wie ein Adler und hat
ein gecrönt haupt sam ein
einen gekrönten Kopf wie ein
pfawe vnd gevalten gümen
Pfau und eine kammartig gefaltete Kehle.
· Er ist auch goltvar · pey
Auch ist er goldfarbig an
dem hals · aber an dem af-
dem Halse, dagegen an dem Hinter-
terntail ist er purpervar
körper ist er purpurfarbig.
Er hat einen wahsvarben
Er hat einen wachsfarbigen (gelben)
zagel da sint rosenvarb
Schwanz, in dem rosenfarbige
federn ein gemischt mit
Federn in wunderbarer
wunderleicher manigver-
Buntheit eingestreut
bichait · Der fenix hat
sind. Der Phönix hat folgende
die art · wenn in das alter
Art. Wenn ihn das Alter
beswärt · so süch er im in
beschwert, so sucht er sich in
den landen gegen der sunnen-
den Ländern gegen Sonnen
aufganch · den aller schön-
aufgang den allerschön-
sten paum auf den höh-
sten Baum auf den höch-
sten pergen · ob einem aller-
sten Bergen über einem aller
lustigisten prunnen · vnd
ergötzlichsten Quell und
machet im ain nest auf
baut sich ein Nest auf
dem paum von weirauch
dem Baum von Weihrauch,
von mirren vnd von cina-
von Myrrhen, und von Zimmt
mon vnd von andern edeln
und von andern edlen
würtzen vnd kräutern vnd
Gewürzen und Kräutern. Und
wenn die sunn ir hitz auf
wenn die Sonne ihre Strahlen auf
daz nest wirft so wät der
das Nest wirft, fächelt der
fenix zů · mit seinen vetach-
Phönix mit seinen Fittichen
en · vntz die pfärd · der ed-
darüber, so daß die Masse der ed-
ein dinges enprinnt. So
len Stoffe in Brand gerät. Sobald
daz geschiht so legt er sich
dies geschieht, legt er sich . . . .

Digitized by Google

Doch, der Hexenglaube war nicht der einzige finstere Wahn seiner Zeit; unbeschränkt herrschte der Aberglaube auch auf anderen Gebieten seines unheimlichen Reiches und wetteiferte, wenn auch nicht an Mordsucht, so doch an Zähigkeit mit dem fürchterlichen Hexenwahn. Wir wollen hier weder von der Sterndeuterei (Astrologie) noch von der Goldmacherei (Alchemie) sprechen, deren Blüte in Deutschland in eine spätere Zeit fällt und mit den übrigen Erscheinungen derselben in nur allzu nahem Zusammenhange steht. Im fünfzehnten Jahrhundert suchte man wunderthätige Kräfte in Steinen, noch mehr aber in Pflanzen; die Wurzel der Mandragora sollte unter dem Galgen durch Einwirkung eines Gehängten entstehen; man hielt sie für ein lebendes Wesen, das, auf eigentümliche Weise ausgerissen und im Hause gepflegt, zu dem Geld und Glück verleihenden Alraun oder Heckemännchen wurde. Ähnliche Kräfte wurden dem abgeschnittenen Daumen eines Gehängten, der Wünschelrute, welche alles Verborgene entdecken, und der durch den Specht widerwillig gelieferten „Springwurzel", welche alles Verschlossene öffnen sollte, beigemessen. Auch die gerichtliche Vorladung und Verurteilung von Tieren (S. 369) gehört hierher.

Das einzige wirksame Mittel zur Untergrabung des Aberglaubens, die Naturwissenschaft, befand sich noch, ungeachtet des Vorangehens eines Albertus Magnus, in den Kinderschuhen. Nur vereinzelt begegnen wir noch ihren Jüngern. Um so mehr verdient derjenige Erwähnung, welcher als der erste diesen Wissenszweig volkstümlich bearbeitete: Magister Konrad von Megenberg, seit 1342 Pfarrer, später Domherr in Regensburg († 1374), dessen „Deutsche Sphära" und „Buch der Natur" sich über Physik, Astronomie und alle Naturreiche verbreiteten, und der auch Historiker war. Weiteres Wirken dieser und anderer Wissenschaften wird uns der nächste Abschnitt vorführen.

Volksgruppen aus dem Troß im Triumphzug Kaiser Maximilians I.
Faksimile aus dem großen Holzschnitt von Hans Burgkmair (1472—1531).

Digitized by Google

Aus der Bücher-Ornamentik des 15. Jahrhunderts.
Faksimile eines Kupferstiches von Daniel Hopfer (um 1500).

Siebenter Abschnitt.

Die Schulen und der Humanismus.

Faksimile eines Zierbuchstaben in einem Druckwerk vom Jahre 1518 aus der Offizin des Johann Schöffer in Mainz.

Die geschilderten Fortschritte im Handel und Verkehr waren erfreulicherweise nicht die einzigen in der Zeit des ausgehenden Mittelalters. Jene merkwürdige Epoche wußte nicht nur in materieller, sondern auch in ideeller Beziehung alte und unhaltbare Zustände durch das Streben nach besseren zu überwinden. Die Thätigkeit des Aufbauens, Schaffens und Erfindens auf den Gebieten des Wahren und Schönen hat zwar in Deutschland einen langsameren Verlauf genommen als in den weiter westlich liegenden Ländern. Die schaffende Arbeit war bei uns lange Zeit auf fremde Vorbilder angewiesen, sie hat dieselben aber desto entschiedener, ja mit größerer Entschiedenheit als sonstwo geschehen, nach deutschem Geiste ausgestaltet und hat sich zuletzt auf eigene Füße gestellt. Es zeigte sich dies schon in der deutschen Sangesblüte des Zeitalters der Kreuzzüge; es zeigte sich von neuem in der humanistischen Wirksamkeit des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Unrecht hat man den Ursprung dieser neuen Geistesrichtung früher auf gelehrte Griechen, die nach der Unterjochung ihres Landes durch die Horden der Türken — dieser grausamsten Heimsuchung eines geheiligten Bodens — ihre Heimat verlassen hatten, zurückgeführt. Niemals war in Italien, der wahren Wiege des Humanismus, die Kenntnis des klassischen Altertums gänzlich erloschen; nur eine gründlichere Beschäftigung mit der Sprache von Hellas verdankte der gelehrte Teil des Volkes im Süden der Alpen griechischen Lehrern, jedoch schon lange vor der Eroberung Konstantinopels.

Aus Italien erhielt auch Deutschland die humanistische Richtung in ihrer völligen Ausbildung; es war auf dieselbe aber schon seit geraumer Zeit vorbereitet durch jenes besondere geistige Streben, welches dem deutschen Humanismus seinen Stempel aufdrückte, nämlich den religiösen und sittlichen Fühlens, im Gegensatze zu der Irreligiosität und Frivolität, durch welche sich die meisten der „wälschen" Humanisten hervorthaten. Diese Vorbereitung hatte der deutsche Humanismus in der bereits (S. 412) erwähnten Mystik gefunden; auf derselben

baute er fort in dem Streben, an Stelle der Scholastik, welche die Orthodoxie der Kirche mit Spitzfindigkeiten zu stützen vermeinte, in Wirklichkeit aber sie untergrub, selbständige und zugleich aufrichtige Religiosität zu setzen. Diese Mystik nämlich erhielt einen höheren wissenschaftlichen Gehalt, als Eckhart und Tauler ihr hatten verleihen können, durch den Holländer Geert de Groote (Gerhard der Große, Gerardus Magnus) aus Deventer (1340—1384). Dieser merkwürdige Mann, der in seiner Jugend von dem damals unter der Geistlichkeit eingerissenen Sichgehenlassen angesteckt worden war, betrat auf den Rat eines Kartäusers, seines Freundes, plötzlich den Weg der Buße. Unter ungeheurem Volkszulaufe predigte er ein christliches Leben und stiftete endlich, als Zweig der „Begharden," die Brüderschaft „vom guten Willen" oder „vom gemeinsamen Leben". Dieselbe verwarf die unnützen „Wissenschaften" der Astrologie, Alchemie, Chiro- und Nekromantie, verachtete Reichtümer und Prunk, bildete sich durch Lesen der Bibel sowohl als der Klassiker, begünstigte gegenüber der gelehrten Zunge Roms die Muttersprache und rief die hohe Schule von Deventer ins Leben. Erst hatte der Bischof von Utrecht dem Gerhard das Predigen verboten; später aber (1431) anerkannte Papst Eugen IV. die von demselben gestiftete Brüderschaft, die sich über ganz Deutschland verbreitete. Zu ihren Gliedern gehörte auch der fromme Thomas Hamerken von Kempen (1380—1472), durch welchen, wenn auch vielleicht nicht von ihm, sondern aus älterer Zeit herrührend, ein in schlechtem Latein verfaßtes Buch bekannt wurde, das wohl außer der Bibel das gelesenste der Welt geworden ist: die „Nachfolge Christi". In dem ganzen Büchlein, das am besten als eine „Anleitung für jedermann, sein eigener Priester zu sein" bezeichnet werden dürfte, ist kein Wort von Kirche und Kult zu finden, und die wenigen Stellen, welche von der Geistlichkeit handeln, lauten nicht zu ihrem Lobe. Was dasselbe will, ist ein rein innerliches, religiöses Leben, mit Verzicht auf jeden, auch den harmlosesten Genuß; ein Kasteien, nicht durch körperliche Mittel, sondern durch Erbauung; daher enthielt es die Gefahr, zu einseitiger Askese zu verleiten, — solange die Menschheit an dieser noch Geschmack fand. Die deutsche Gelehrsamkeit ist von diesem extremen Zug nicht beeinflußt worden; aber sie hat durch die Brüder vom gemeinsamen Leben, denen die älteren Humanisten meist angehörten, jenen ernsten Charakter erhalten, den ihr Italien nicht überlieferte; und so hat die Brüderschaft, deren Häuser im sechzehnten Jahrhundert teils der Reformation, teils dem Jesuitenorden anheim fielen, trotz ihrem kurzen Dasein tiefgehende Wirkung hinterlassen.

Doch nicht nur der Gegensatz zu der damals so sehr entarteten Geistlichkeit, der aus des Thomas von Kempen frommem Buche so deutlich spricht, sondern auch ein Widerstand gegen die Lehren der Kirche selbst brach sich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Bahn. Als der erste, der eine bessere Kenntnis des klassischen Altertums mit unabhängigen religiösen Ansichten verband und der Scholastik wie dem Papsttum entgegen trat, dabei vielfach verwandt mit den genannten frommen Brüdern, erscheint uns der Böhme Johannes Hus. Zwar ein Tscheche nicht nur, sondern sogar Gegner der deutschen Bewohner seines Vaterlandes und Miturheber des von Wenzel begünstigten Übergangs der Universität Prag von den Deutschen an die Tschechen, ist Hus dennoch um so mehr ein Angehöriger des deutschen Geisteslebens, als seine Lehre durchaus auf der echt germanischen des Engländers John Wiclyffe beruhte; eine Lehre freilich, die unserm heutigen vorurteilsfreien Standpunkte nicht freisinniger erscheint als die römisch-päpstliche. Obschon nicht in Italien gebildet, gehörte Hus zu den ersten gründlicheren Kennern der griechischen und hebräischen Zunge, der beiden Bibelsprachen.

Hus hat durch seinen Opfertod im Jahre 1415 zu Konstanz am großen Konzil, das dem dreifachen Papsttum ein Ende machte, einen Namen erworben, welcher in der Weltgeschichte weder den Dogmatiker noch den Tschechen, sondern nur den Vorläufer der deutschen Kirchenreform hervortreten läßt. Zwar schüchterte sein grausiges Ende die Gegner der römischen Hierarchie und ihrer damaligen Verdorbenheit etwas ein; aber der Eifer, mit dem sie sich, an Stelle der Theologie, auf das Studium der Alten warfen, arbeitete nichtsdestoweniger dem religiösen Fortschritte, das heißt der zunehmenden Selbständigkeit im religiösen Denken, in die Hände. Die im deutschen Süden, am Oberrhein zu Konstanz und Basel gehaltenen Kirchenversammlungen führten nicht wenige gelehrte Italiener über die Alpen; einer der frivolsten

Digitized by Google

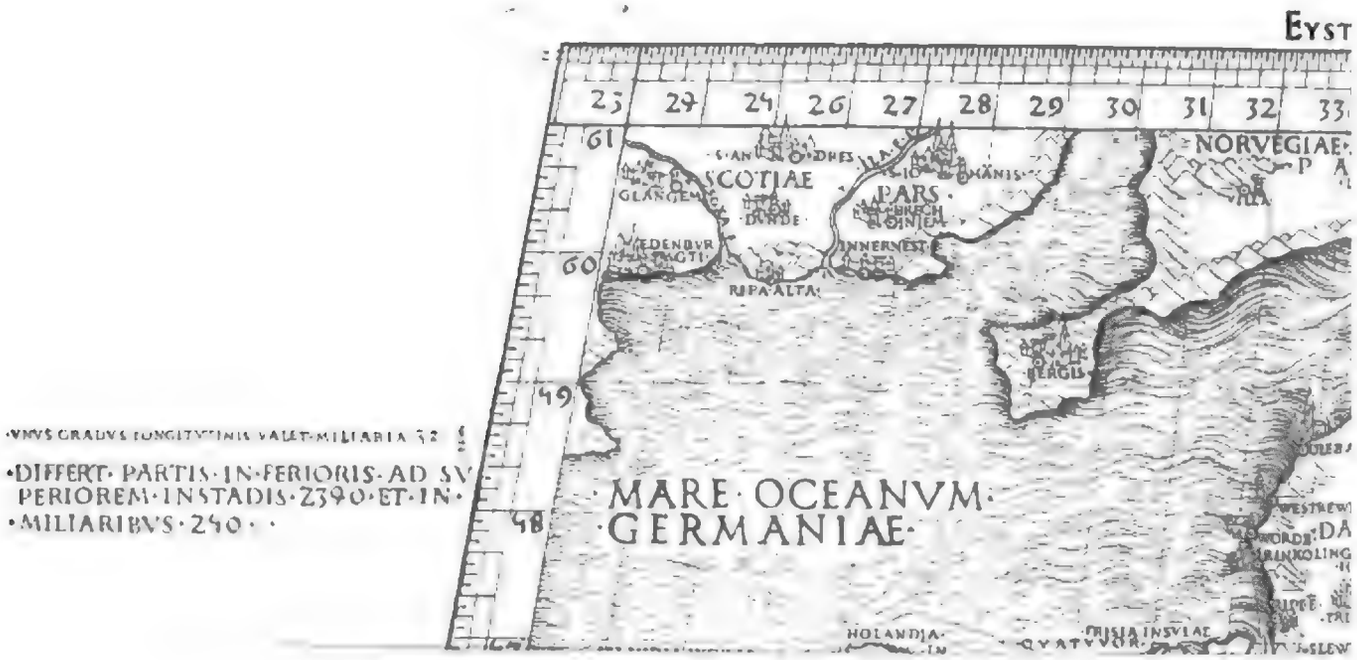
von ihnen, Poggio, entwendete in Deutſchland Bücher und ſchilderte mit großer Lüſternheit die Bäder zu Baden (S. 390). Die Bekanntſchaft mit dieſen italieniſchen Gelehrten, ſowie der Ruf von dem im Süden erwachten philologiſchen Eifer führte hinwieder die lernbegierigen Deutſchen den umgekehrten Weg, und im Lande der Prieſterherrſchaft fanden ſie dann die beſte Gelegenheit, die tiefe Entartung derſelben zu beobachten. Dieſe Richtung, ein Zug der Zeit, dem kein Gelehrter widerſtand, gereichte der deutſchen Mutterſprache zu großem Schaden. Wer ſchrieb, ſchrieb nur noch in der Sprache Roms, und die guten deutſchen Namen wurden, oft recht ungeſchickt, ins Griechiſche oder Lateiniſche überſetzt und vererbten ſich in dieſer fremdartigen Form bis auf die Gegenwart. Auch war bei einiger Gewandtheit in der lateiniſchen Sprache der Ruf philologiſcher Gelehrſamkeit nicht ſchwierig zu erlangen. Die Briefe der in dieſem Anſehen ſtehenden Männer waren ſehr begehrt, die Gelehrten riſſen ſich um ſie und ſuchten ſie ſogar den Boten (S. 381) abzufangen, welche mit Abſchriften der ihnen anvertrauten Briefe oft ein Geſchäft machten.

Szene aus dem Konzil zu Konſtanz, 1414—18: Prüfung der Speiſen im Conclave.
Aus den Darſtellungen in Ulrichs von Richental Chronik; Bilderhandſchrift um 1417. Konſtanz, Stadtbibliothek. (Vgl. S. 306 ff. u. 395 ff.)

Die älteren Humaniſten, zu Anfang und bis über die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, huldigten neben ihren klaſſiſchen Studien dem Reformgedanken teils im ſtillen, teils offen, und in mannigfachſter Verquickung mit dem Feſthalten am Alten. Der Züricher Chorherr Felix Hemmerlin (Malleolus), der ein Verehrer des Adels und als ſolcher heftiger Feind der Schweizer war und auch blieb, nachdem ſeine zu Öſterreich ſtehende Vaterſtadt mit den Schweizern Frieden geſchloſſen, ſchwang eine unerbittliche Geißel über das ſittenloſe Leben der Geiſtlichen; er behauptete, die beiden Konzilien ſeiner Zeit hätten nur eine Maus geboren. Damit hielt er aber den eifrigſten Reliquiendienſt, allen möglichen Aberglauben und das heftigſte Eifern gegen die „Ketzer“ für durchaus vereinbar; ſeine Streitluſt zog ihm einen Mordanfall und Gefangenſchaft zu. Gregor von Heimburg bekämpfte die Übergriffe der Kirche auf weltliches Gebiet, erlag ihr aber zuletzt, nachdem ihn ſein litterariſcher Gegner Enea Silvio Piccolomini (Papſt Pius II.) gebannt hatte. Nikolaus von Cues (Cuſa), Biſchof von Brixen, ſuchte eine vermittelnde Stellung einzunehmen und die Gedanken der Reform mit denen des Friedens zu vereinigen, während Johannes Ruchrath aus Oberweſel das Papſttum Menſchenwerk, Faſten, Ablaß, Wallfahrten unnütze Dinge, die Beichte, Firmung und letzte Ölung unweſentlich nannte, wofür er (1481) im Kerker ſtarb.

UNIVERSITY

QVOD PICTA EST PARVA GERMANIA TOTA TABELLA: ET LATVS ITALIE GELIDAS Q
PANNONIOS ET FINDIT AGROS QVA FRIGIDVS HISTER: ATQVE LICAONIOS TERRARVM QVI
GRACIA SIT CVSE NICOLAO: MVRICE QVONDAM QVI TYRIO CONTECTVS ERAT: SPLEND



RO

N

SE

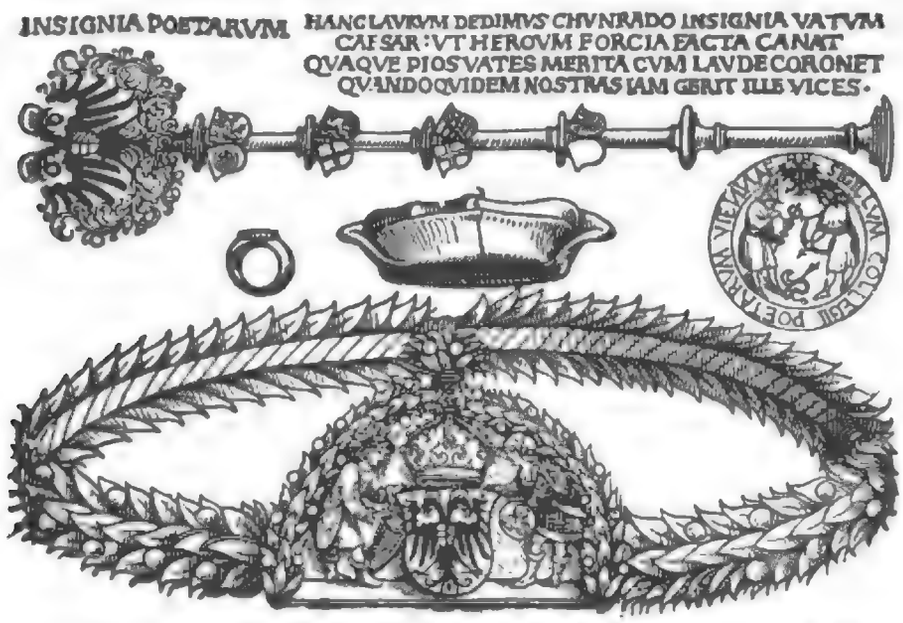
NO

IN

UNIVERSITY

Des letzteren Zeitgenosse, Johannes Wessel aus Groningen, wirkte als Kämpe der Platonischen Philosophie gegen die Aristotelische der Scholastiker; er ist von Luther als sein Vorläufer anerkannt worden. Wie er, so trat gegen die entartete Geistlichkeit und den Cölibat auch sein Landsmann Rudolf Husmann (Agricola) auf, der ebenfalls die alten Sprachen gründlich beherrschte, der aber die Pflege der Muttersprache, ausnahmsweise, nicht hintansetzte und das Latein mittels des Deutschen zu erläutern empfahl.

Und wie sah es nun im Reiche aus, als diese Männer eine neue Richtung des Denkens und Fühlens begründeten? Die Kaiser des fünfzehnten Jahrhunderts waren der Aufgabe, den Glanz des gesunkenen Reiches wieder herzustellen, nicht gewachsen. Der leichtlebige und wankelmütige Sigmund (1411—1437), der den Feuertod des mutigen Böhmen nicht hatte verhindern können oder wollen, belohnte die gelehrten Poeten mit Dichterkronen — Geld hatte er selbst keines, jagte aber eifrig danach — und bewies Ausdauer in gelehrten Gesprächen und im Anhören lateinischer Reden; sowohl in Italien als in Deutschland sah man



Die Insignien der Hofpoeten. Faksimile eines Albrecht Dürer zugeschriebenen Holzschnittes.

die Männer des Humanismus in seinem Gefolge. Dabei blieb er blind und gleichgültig gegen die Gefahren, die dem Reiche von außen und von innen drohten. Obschon (1391) selbst bei Nikopolis von den Türken geschlagen, die bereits über ein halbes Jahrhundert vor der Wegnahme Konstantinopels an der unteren Donau festsaßen, unternahm er nichts gegen ihr unaufhaltsames Vordringen nach seinem Ungarn; ein Fehler, welchen nach ihm sein Sohn, der tapfere Hunyades, freilich gut machte. Und doch zitterte ganz Europa vor diesen Barbaren, von denen das Abendland aber noch so geringe Kenntnisse hatte, daß man sie allgemein für Heiden und Mohammed für ihren Gott hielt. Ebensowenig bedachte Sigmund, was er that, als er durch die Kirche gegen die utraquistischen Tschechen, die Rächer des verbrannten Hus, das Kreuz predigen ließ; aber diese slawischen Ketzer unterlagen nicht, wie einst die romanischen Albigenser und die germanischen Stedinger, so sehr auch der Wanderprediger Johannes Capistranus gegen Hussiten, Türken und Juden zugleich eiferte: sie schlugen die gegen sie gesandten Kreuzheere zurück. Und unter dem Banner des Kelches, für dessen Genuß im Abendmahle zu jener Zeit religiöser Schwärmerei die Leute ebenso willig waren, zu töten, als sich töten zu lassen, brachen die Hussiten seit 1420 jährlich nach allen Seiten in das „Reich" ein, verwüsteten, mordeten und brannten. Im Jahre 1446 warb Erzbischof Dietrich von Köln 30 000 ihrer Krieger zu einer Fehde gegen die Stadt Soest an, deren Bürgerschaft aber unter ihrem Anführer Johann von Kleve die wilden hussitischen Horden tapfer zurückschlug.

Ihr ſchlimmes Beiſpiel wirkte anſteckend, es bildeten ſich Räuberbanden, und ihre kommuniſtiſchen Ideen fanden auch anderwärts Anklang. Zur Gegenwehr gegen daraus entſtehende Beſtrebungen ſtiftete im Jahre 1443 Kurfürſt Friedrich II. von Brandenburg den Schwanenorden, dem alle Edeln, Männer und Frauen, ſeines Landes angehörten, der aber nichts leiſtete und zur Zeit der Reformation einging.

Wie wenig die Huſiten, dieſe damaligen Radikalen, Gewiſſensfreiheit und Sitte achteten, lehren die maßlos durch ſie verübten Greuel. Vor Wünſchelburg in Schleſien z. B. wurde von ihnen im Jahre 1425, nach dem Berichte des Zeitgenoſſen Martin von Bolkenhain, der Pfarrer Megerlin, welcher ſeinen Glauben nicht wechſeln wollte, getötet, indem er in Stroh gehüllt und dieſes angezündet wurde; ein anderer Geiſtlicher wurde in ſiedendes Waſſer geworfen. Daß die Huſiten zugleich gegen Lüderlichkeit eiferten, kann ſolche Barbarei nicht gut machen; doch trieben es ihre Gegner, ſoweit ſie konnten, ähnlich. Umſonſt verfiel das Konzil von Baſel in die Sinnloſigkeit, den Böhmen den Kelch zu bewilligen, den übrigen Chriſten aber nicht; die Huſiten - nunmehr in zwei Parteien, die gemäßigten Kalixtiner und die puritaniſchen Taboriten geſpalten — wüteten fort, ſowohl unter ſich als gegen das Reich. Erſt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurden ſie friedliebend, und ihre ſtrengeren Elemente verwuchſen nun mit den in Böhmen ſchon lange einheimiſchen Waldenſern zu der Gemeinſchaft der Böhmiſchen Brüder, in deren Kreiſen der altchriſtliche Gebrauch, nicht die Kinder, ſondern nur Erwachſene zu taufen, die erſte feſte Geſtalt annahm, aber ſchon im Jahre 1536 wieder aufgegeben wurde.

Inzwiſchen hatte das Haus Habsburg wieder, und zwar für immer, den römiſch-deutſchen Thron beſtiegen (S. 305). Der Kaiſer, unter dem das öſtliche Reich ſeinen Todeskampf gegen die Osmanen beendete, Friedrich III., welcher Aſtrologie und Alchemie trieb, fromm und ceremoniös, aber ohne Sinn für die Aufgabe ſeiner Würde und daher wenig geachtet war, konnte ſelbſt durch den beredten Enea Silvio nicht zu wahrer Teilnahme an den humaniſtiſchen Beſtrebungen aufgerüttelt werden. Ein ganz anderer Charakter tritt uns in ſeinem Sohne Maximilian I., dem Auguſtus des Humanismus entgegen, der, wenn ihm reiche Geldmittel zu Gebote geſtanden hätten, wohl ein Mediceer geworden wäre. Auch auf dem politiſchen Felde ließ es Max an hohem Streben nicht fehlen, wie wir ſehen werden; daher war er der Abgott der Humaniſten wie der Patrioten und wurde als der „letzte Ritter" gefeiert. Doch war auch er nicht ganz der Mann nach dem Herzen jener Gelehrten; denn ihrer Favoritin, der Dichtkunſt, zog er die Forſchung und der Sprache Roms die eigene deutſche vor. Als echtem Habsburger lag ihm vor allem an der Geſchichte ſeines Hauſes und ſeiner Ahnen.

Unter den Fürſten aber gab es vollends nur drei, welche des Lobes der Humaniſten teilhaftig wurden. Zwei von ihnen ſpielten eine wichtigere Rolle als im Humanismus erſt in der ſpätern Reformation, der Herzog und Kurfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, und der Erzbiſchof und Kurfürſt von Mainz, Albrecht von Hohenzollern; der dritte, Herzog Eberhard im Bart von Württemberg (1445—1498), hatte die neue Richtung der Gelehrſamkeit in Italien am Hofe der Medici kennen gelernt und dem großen Lorenzo Aug' in Auge geſehen. Er, der „ſein Haupt jedem Unterthan in den Schoß legen" durfte, ſtudierte eifrig die alten Griechen und Römer, wenn auch nur in Überſetzungen.

Weit mehr Boden als an den Fürſtenhöfen fand die Neigung zum klaſſiſchen Altertum in den Städten, deren Beſtrebungen, wie wir bereits angedeutet haben, manches Verwandte mit Hellas und Rom hatten (S. 386). In Straßburg, Augsburg und Nürnberg beſaßen die Humaniſten den größten Einfluß. Denn die Städte waren nunmehr der Sitz eigener Schulen.

Die Gründung ſtädtiſcher Unterrichtsanſtalten hatte den Widerſtand der Geiſtlichkeit zu überwinden gehabt, welche darin eine unberechtigte Beeinträchtigung ihrer Dom- und Kloſterſchulen erblickte; es waltete aber keineswegs die Abſicht, letzteren entgegenzuarbeiten, ſondern die Städte wollten, wie in allen Gebieten der Stadtverwaltung, ſo auch in dem der Schule unabhängig ſein. Endlich aber hatten ſie die Einwilligung der kirchlichen Gewalten zur Errichtung von Stadtſchulen erlangt; dieſelben behielten in ihrer Lehrart den kirchlich-kloſterlichen Charakter bei, legten das Hauptgewicht auf die lateiniſche Sprache und ließen die Schüler durch ihren Geſang bei den Gottesdienſten mitwirken. Die deutſche Mutterſprache war in dieſen

Kaiſer Maximilian I. Verkleinertes Faksimile des Holzſchnittes von Albrecht Dürer.

Schulen geradezu verpönt, bis die Entwickelung des Handels und Verkehrs die Übung derſelben im Leſen und Schreiben notwendig erſcheinen ließ. Die Städte begannen daher im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts deutſche Schulen zu errichten, was indes abermals dem heftigen Widerſtande der Geiſtlichkeit begegnete und nur durch Vergleiche mit ihr möglich wurde, ſo daß die deutſchen Schulen und ihre Schüler noch lange gegenüber den lateiniſchen zurückgeſetzt wurden. Das vierzehnte Jahrhundert ſah auch Mädchenſchulen entſtehen, nicht ohne daß die Leiter der Knabenſchulen ſcheel dazu ſahen.

Das Einkommen der Lehrer beſtand in Schulgeldern und Geſchenken der Schüler, welche überdies Holz und Licht in die Schule mitbringen mußten. Der Rektor bezog ein Gehalt von zehn bis 32, oft auch mehr, Gulden. Die Schulſtunden begannen damals im Sommer früh um fünf oder ſechs, im Winter um ſieben Uhr, der Nachmittagsunterricht ſchon

Zierbuchstabe
mit Darstellung einer Schulstube.

Aus Aelius Donatus, de octo partibus orationis; xylographische Ausgabe von Karl Dinckmut, um 1475.

um zwölf Uhr; von zehn Uhr an war Mittagspause. Schulfrei waren nur die Kirchenfeste; längere Ferien gab es nicht, wohl aber Schulfeste. Zu diesen gehörte der Nikolaustag (6. Dezember), an dem die weitverbreitete Unsitte im Gange war, daß ein Knabenbischof aufgestellt wurde, welcher im Ornat in der Kirche auf komische Weise seinen Mitschülern den Segen erteilte. Im Sommer aber erlustigten sich die Schüler am „Virgatumgehen," indem sie unter Spielen und Scherzen im Walde die Ruten schnitten, mit denen sie das Jahr hindurch gezüchtigt wurden. Andere Schulstrafen wurden auf dem Lupus und Asinus verbüßt: Wolf und Esel nachahmende Holzfiguren, auf denen Fehlbare sitzen mußten.

In der Zeit wilder Gärung der Geister, welche uns hier beschäftigt, schwankte das Schulwesen zwischen edlem Streben nach höheren und besseren Zielen einerseits und roher Anarchie des Lebens und Lernens andererseits. Ernstere Zucht waltete vorzugsweise in den Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben, welche arme Schüler unentgeltlich unterrichteten. Schon zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zählte die Schule in Zwolle achthundert bis tausend Schüler, von denen siebzig bis achtzig zumal um den Rektor Johannes Cele versammelt waren. Sie bewohnten mehrere Häuser und standen unter beständiger Aufsicht, welche ehrwürdige Frauen mit dem Titel Ober- und Untermartha führten. In Amersfoort soll damals die Kenntnis des Lateinischen unter der Bevölkerung allgemein und die des Griechischen beträchtlich gewesen sein. Der berühmteste Pädagog dieser Brüderschaft war wohl Gerhard Grootes Nachfolger Florenz Radewyn aus Utrecht, welchen Thomas von Kempen einen „Mann göttlicher Weisheit" genannt hat, und der von den Schülern wie ein Patriarch geehrt wurde. Die veralteten grammatischen Methoden, welche die willkürlichsten, ja verrücktesten Worterklärungen beliebt zu machen suchten (z. B. lictor aus legis ictor!) wurden in diesen Schulen durch neue auf der Grundlage des klassischen Latein ruhende verdrängt, die freilich „von Seltsamkeiten noch lange nicht frei waren." Der Unterricht im Griechischen wurde allgemeiner verbreitet. Das übermäßige Prügeln, welches bis dahin die Schule vorwiegend regiert hatte und vielfach ohne Grund, bloß zur „Demütigung" der Schüler Anwendung fand, wurde beschränkt. Gegen das Ende des Jahrhunderts wirkte in Deventer, dem Hauptsitze der „Brüder," Alexander Hegius, ein Schüler Agricolas, obschon älter als dieser, welcher der Lehrer der meisten jüngeren und vieler der bedeutendsten Humanisten geworden ist. Er „zwang sich zur Nachtarbeit dadurch, daß er einen angezündeten Kerzenstumpf in die Hand nahm, um, falls er vom Schlafe übermannt würde, durch das weiterbrennende Licht sofort geweckt zu werden." Vom Griechischen wußte er noch nicht viel; aber lateinisch, und zwar in antiken Metren, besang der fromme Mann Maria und die Heiligen.

In ähnlicher Weise, wie Deventer im Norden Deutschlands wirkte, nahm die Schule von Schlettstadt im Elsaß Einfluß auf den Süden. Während der erste ihrer namhaften

Lehrer, Tringenberg (zur Zeit des Untergangs Karls des Kühnen), noch höchst fehlerhafte lateinische Verse machte und durch seine Schüler machen ließ, war einer seiner Nachfolger, Johann Witz, genannt Sapidus, zur Zeit des Beginns der Reformation einer der gefeiertsten Lehrer Deutschlands, der um diese Zeit (1521) mehr als 900 Schüler unterrichtete.

Solche Schulen waren es, welche der angedeuteten, im Unterrichtswesen noch vielfach herrschenden Roheit den meisten Abbruch thaten. Die Träger dieses Bootismus waren die fahrenden Schüler. Es gab ihrer zweierlei: sogenannte Studenten, auch Bacchanten oder Beani genannt (angeblich aus bec jaune, Gelbschnabel), welche schon Schulen besucht, aber nichts gelernt hatten, und sogenannte Schüler, „Schützen" geheißen, Knaben, denen das Schulleben noch fremd war. Die Bacchanten nahmen die Schützen auf ihren unsteten Wanderungen mit sich und behandelten sie wie Sklaven; Rutenstreiche trieben sie vorwärts, wenn sie müde waren; Schläge zwangen sie von Haus zu Haus zu betteln, sogar zu stehlen und Hausgeflügel mit Steinen tot zu werfen, um es dann zu verzehren. Was dermaßen „erworben" wurde, behielten die Studenten oft genug ganz für sich allein, ließen die unglücklichen Trabanten hungern und frieren, und prügelten sie noch obendrein. Es gab sogar Lehrer, welche sich zu dem Treiben der Bacchanten erniedrigten! So ging es von Land zu Land, durch das ganze Deutsche Reich, aus der Schweiz bis nach Polen und von Holland bis nach Ungarn, ohne daß die „fahrenden Schüler" eine Schule besuchten oder auch nur ein Buch lasen, was überhaupt noch eine seltene Ware war. Kamen sie in eine Stadt, in der sich Schulen befanden, so sangen sie vor den Häusern oder bettelten und wurden von den seßhaften Schülern verhöhnt und mißhandelt. Ja es kam vor, daß letztere unter Anführung ihrer Lehrer auszogen, die Nomaden aus ihrer Herberge in die Schule abzuholen, von ihnen aber, denen das freie Leben lieber war, mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden. Oft indes liefen die Schützen, der Mißhandlungen müde, ihren Bacchanten davon und begannen, wenn sie das Glück hatten, von denselben nicht wieder eingefangen zu werden, Schulen zu besuchen.

Die Schulhäuser pflegten entsetzlich unreinlich zu sein; Zimmer, Betten und Kleider der Schüler wimmelten oft von Ungeziefer. Die Folgen der auf der Reise ausgestandenen Strapazen sowohl, als auch die Ansammlung vieler Schüler an einem Orte brachten die Krätze und andere Krankheiten unter ihnen zum Ausbruch; die davon Befallenen erhielten eine natürlich den schwachen ärztlichen Kenntnissen und den hygieinischen Ansichten der Zeit gemäße Verpflegung, zu deren Kosten sie einen kleinen Beitrag zu leisten hatten.

Ansehnlichere Städte besaßen mehrere Schulen, meist so viele als Kirchen, in deren Nähe die Schulhäuser auch gelegen waren. Die Schüler der einzelnen Pfarrbezirke durften in einem andern weder betteln noch singen, und Übertretungen dieses Verbotes hatten nicht selten blutige Händel zwischen den verschiedenen Quartieren zur Folge. Meist lebten die Schüler in Konvikten zusammen; am Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau z. B. befanden sich über hundert Kammern für „Studenten"; die Schüler freilich mußten auf dem Boden der Schulstube schlafen. In warmen Sommernächten trugen sie das Gras, das man nach damaliger Sitte vor die Häuser streute, in einen Winkel des Kirchhofs zu einem Lager zusammen, das sie der Schulstube vorzogen, welche ihnen dann nur als Zufluchtsort bei Regenwetter diente. Drohte ein Gewitter, so wurden unter Leitung des Kantors fast die ganze Nacht Litaneien gesungen. Oft gingen die Schüler an den Sommerabenden nach dem gemeinsamen Nachtessen in die Bierhäuser und wurden von den betrunkenen Gästen in denselben Zustand versetzt.

Bei dem Vagabundenleben vieler Schüler wuchs oft genug einer an das Mannesalter heran, ohne etwas gelernt zu haben, wie z. B. der Schweizer Thomas Plater aus dem Wallis und der Franke Johannes Butzbach aus Miltenberg von sich selbst erzählen. Ermannten sich dann viele, die so zurückgeblieben waren, gleichzeitig, so wurden manche Schulen in unglaublicher Weise überfüllt. In Breslau dozierten einst neun Baccalaurei zugleich in derselben Stube, und unter den Schülern des Sapidus waren viele, die zwanzig und mehr Jahre alt waren, aber erst die Anfangsgründe lernten und neben kleinen Knaben auf der Schulbank saßen (so Plater). Solche verspätete Musenjünger waren aber oft von so großem Eifer beseelt, daß sie, obschon aus Not gezwungen, ein Handwerk zu ergreifen, daneben ihre Studien beharrlich,

Digitized by Google

oft heimlich fortsetzten und endlich doch ihr Ziel erreichten. Plater, welcher als Seiler gearbeitet, wurde Rektor in Basel, und Butzbach, der Fleischer und dann Schneider, zuletzt Schüler des Hegius gewesen, ein berühmter Theolog.

Es gab auch fahrende Schüler, welche diesen „Beruf" mit dem verspäteten eines fahrenden Ritters verbanden; so der schlesische Edelmann Nikolaus von Popplau, der im Dienste Kaiser Friedrichs III. alle Höfe Westeuropas besuchte, sowohl durch seine Körperstärke als durch seine Kenntnis des Lateinischen Aufsehen erregte und auf einer Reise nach dem Morgenlande im Jahre 1489 in Alexandrien starb. Den Typus des fahrenden Schülers hat die deutsche Sage zu einer ihrer Lieblingsgestalten, zu der des Doktor Faust geformt und mit der Summe der Ausgeburten des damals herrschenden Aberglaubens, dieses ungeratenen Stiefbruders der Volkspoesie, umgeben. Dazu trug namentlich bei, daß die „fahrenden Schüler" sehr oft Charlatanerie aller Art trieben, sich für Magier ausgaben, dem leichtgläubigen Volke Wundermärchen erzählten, wie z. B. sie wären im „Venusberge" gewesen und dergleichen, um sich dadurch den einen oder anderen Genuß oder Vorteil zu verschaffen.

„Doktor Johann Faust" oder „Georgius Sabellicus Faustus" wird von einer ganzen Reihe von Zeitgenossen ein zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts lebender Abenteurer genannt, der von allen vernünftigen Leuten als Betrüger erachtet, vom ungebildeten Volke aber als „Schwarzkünstler" gefürchtet und von der Sage dem Teufel überantwortet wurde, dem er sich, nach Art der angeblichen Hexen, verkauft haben sollte. In bekannter Weise haben Volksbücher und Dichterwerke diesen Stoff vielfach verarbeitet und der größte deutsche Dichter hat danach das erhabenste deutsche Werk geschaffen. Aber Faust war nicht der einzige in seiner Art; er hatte Brüder im Geiste, und zwar sogar unter den Humanisten, zu welchen die Sage auch ihn selbst zählt, indem sie ihn über Homer lesen und nach den verlorenen Komödien des Plautus und Terentius forschen läßt.

Ein solcher zweiter Faust war der Humanist Johannes Trithemius (1462—1516), Abt von Sponheim, später des Schottenklosters zu Würzburg. Derselbe spricht in seinen Schriften verächtlich von Faust, weil er — sich selbst für den größeren Zauberer hielt und auch von vielen dafür gehalten wurde. Er soll, nach den Aussagen von Zeitgenossen, Ereignisse vorhergesagt, Speise und Trank herbeigezaubert, Geister haben erscheinen lassen. Er selbst behauptete, die von ihm verfaßte Geheimlehre (Steganographie) durch eine Offenbarung empfangen zu haben. Dabei war er ein feuriger Lobredner des Papsttums wie des Klosterwesens und ein fanatischer Judenfeind; in seinen historischen Werken fälschte er die Geschichte zu gunsten dieses Standpunktes, indem er Geschichtschreiber erfand, die niemals gelebt haben. Und das alles, obschon er von großer Gelehrsamkeit und voll von Sympathie für den Humanismus war! Er verlockte auch seinen Freund, den Kölner Heinrich Agrippa von Nettesheim, sich dem Schwindel der „geheimen Wissenschaften" zu ergeben. Dieser aber, ein Jünger sämtlicher Fakultäten und obschon gut katholisch, auf den Index gesetzt, riß sich bald wieder los; doch ging er dabei mit der Erklärung, alle Wissenschaft, offene wie verborgene, sei eitel, die er in seinem Werke „de vanitate scientiarum" abgab, zu weit.

Wie in ihm, so lebten zwei Seelen, die der Wahrheit und die des Wahns, auch in einem anderen fahrenden Schüler, in dem bekannten Arzt Theophrastus Bombastus Paracelsus (1493—1541, der Name ist die Übersetzung von Hohenheim, einem bei Stuttgart gelegenen Besitztum seiner Familie, der Bombaste). Stets auf der Wanderung begriffen, huldigte er allem magischen Aberglauben; dennoch wurde er der eigentliche Schöpfer der medizinischen Forschung, indem er auf den verachteten Hippokrates hinwies, wodurch er sich die am Alten hängenden Heilkünstler zu bitteren Feinden machte.

So verbindet denn der gemeinsame Zug unsteten Wanderns und mysteriösen Treibens die rohen „fahrenden Schüler", welche nichts gelernt hatten, mit Männern, die ebenfalls keine Ruhe hatten, nach damaligen Begriffen aber hochgelehrt waren und deren Kenntnisse weit über die oben erwähnten gewöhnlichen Lateinschulen an das Wissensgebiet der Universitäten hinan reichten. Man sollte nun glauben, diese höchsten der Lehranstalten, deren Einführung in Deutschland nicht lange Zeit vor den Beginn der humanistischen Bewegung fällt, hätten ein

Digitized b

Hauptherd der letzteren, ihre eigentliche Stütze sein müssen. Aber dem war nicht so. Sehen wir nach warum. — Vor der Mitte des 14. Jahrhunderts besaß Deutschland keine Universität; die deutschen Gelehrten erwarben ihre Grade im Auslande: in Paris die Theologen, in Bologna die Juristen, in Salerno die Mediziner. Nach dem Muster von Paris gründete im Jahre 1348 Kaiser Karl IV. in Prag die erste Universität des Deutschen Reiches. Nach dem Vorbilde Prags folgten 1365 Wien, 1386 Heidelberg u. s. w., bis zur Reformation fünfzehn. Besonders zahlreich wurden die Universitäten seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, worin sich der große Einfluß bekundet, den der Humanismus auf diese Anstalten übte, während anderseits die Hochschulen nicht in gleicher Weise auf den Humanismus einwirkten. Noch um 1450 aber war unter tausend Geistlichen Schwabens nicht einer, der eine Universität besucht hatte.

Erst nach und nach bildete sich auf den Universitäten das System der Fakultäten aus; am vollständigsten und im innigsten Zusammenhange in Deutschland. In den ersten Jahrhunderten des Bestehens der Hochschulen nahmen die drei Berufsfakultäten, Theologie, Jurisprudenz und Medizin, eine bevorzugte Stellung ein; die vierte, jetzt philosophische, damals die der „Artisten", der Schüler der „freien Künste" genannt, war gewissermaßen nur ein mit der Universität verbundenes höheres Gymnasium. So kam es, daß Knaben vom zwölften Jahre an neben älteren Männern Glieder der Universitäten waren, sogar neben Verheirateten und Familienvätern; denn bei der anfänglichen Seltenheit dieser Anstalten und bei der fortdauernden Unsicherheit des Verkehrs und Unstetheit des Lebens war es vielen Lernbegierigen erst in vorgerückten Jahren möglich, die ersehnten Studien zu beginnen. Lehrer und Schüler bildeten eine Körperschaft, und es geschah bisweilen, daß Studierenden das Amt des Rektors übertragen wurde. Diese Körperschaften standen unter dem Schutze von Privilegien, welche zuerst von den Päpsten erteilt wurden, weil diese die Bildung von Geistlichen als die Hauptaufgabe der Hochschulen betrachteten. Aber auch hierin wetteiferten die Kaiser mit den Trägern der Tiara, indem sie selbst Universitäten gründeten, und ihnen folgten die Städte, zuerst im Jahre 1392 Erfurt.

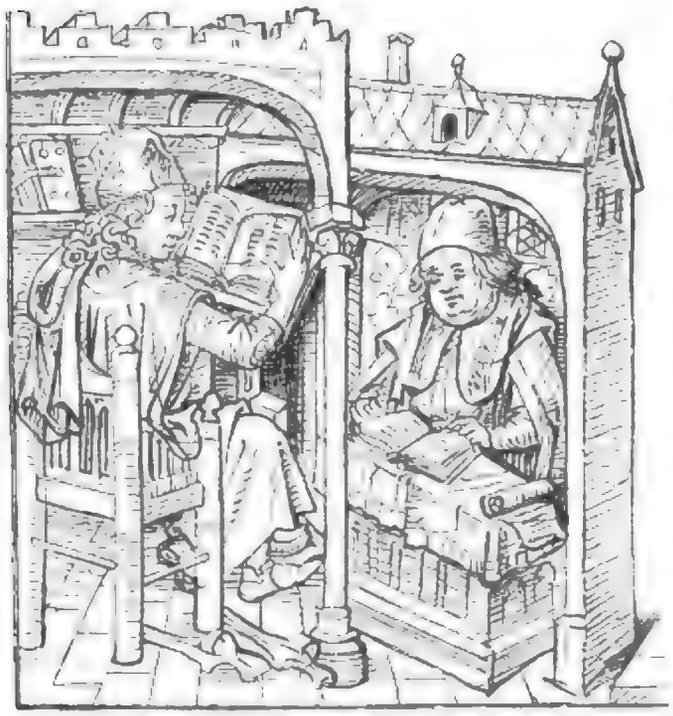
Siegel der Universität Prag, gegründet 1348.
Kaiser Karl IV. vor dem Schutzpatron der Universität, dem heiligen Wenzel, kniend und ihm die Stiftungsurkunde darreichend.

Die Universitäten waren vorerst wohl dem Namen nach, nicht aber in ihrem Wesen eine neue Erscheinung. Denn ihr anfänglich vorherrschend kirchlicher Charakter zeichnet sie zunächst als Sammelpunkte der damals, vor dem Aufkommen des Humanismus, noch geltenden höchst primitiven Wissenschaft. Die Theologie, in der die Scholastik noch stets den Ton angab, wurde ohne Bibel nach Thomas von Aquino gelehrt; die Rechtswissenschaft nach dem Corpus juris Justinians und dem kanonischen Recht; die Lehren der Heilkunde wurden nach Galenos und dem Araber Ibn Sina (Avicenna), und nicht ohne Zusatz von magischem Unsinn, vorgetragen; die Philosophie endlich wurde nach dem christlich zugeschnittenen Aristoteles gelehrt. Von Geschichte und Naturwissenschaft war keine Rede; denn was man Physik nannte, war hohle Spekulation, und die Geschichte überließen die Gelehrten verächtlich den Chronisten, welche in ihren Büchern die älteren Zeiten mit Fabeln, die neueren mit trockener Aufzählung von Jahrzahlen und Ereignissen füllten. In der Weisheit der Professoren bildeten Spitzfindigkeiten und Disteleien die Hauptsache; das glücklichste Gedächtnis galt als die tiefste Gelehrsamkeit; der Vortrag bestand in Diktieren, durchweg nur in elendem Latein und teilweise in gereimten schlechten Versen über alle Wissenschaften: was man „schwarz auf weiß besaß", konnte man „getrost nach Hause tragen". Griechisch verstand beinahe niemand, und die hellenischen Klassiker kannte man nur aus schlechten lateinischen Übersetzungen. Die mit solchen Hilfsmitteln erworbenen

Digitized by Google

zweifelhaften Kenntniſſe trug man in den beliebten theatraliſchen Vorſtellungen der „Disputationen“ zur Schau und ſuchte in denſelben die unſinnigſten Behauptungen mit den elendeſten Citationen zu verfechten.

An der Spitze der Univerſität ſtand ein vom Papſte dazu ernannter Biſchof oder Probſt der Nachbarſchaft, in geiſtlichen Staaten der Landesherr, als Kanzler; unter ihm regierten der Rektor und die Dekane. Die Lehrer wurden von der Univerſität ſelbſt gewählt, bis die Regierungen dieſes Recht in Anſpruch nahmen, und mußten bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ehelos ſein; ſie waren nach den erworbenen Graden in Baccalaurei oder Baccalarii (wie urſprünglich die Studenten hießen), Lizentiaten, Magiſter und Doktoren gegliedert; letztere gab es lange Zeit nur an den drei höheren Fakultäten. Ihre Beſoldung beſtand anfänglich nur in den Kollegienhonoraren. Die Studierenden, zu denen auch viele Lehrer zählten, die abwechſelnd hörten und laſen, teilten ſich ſchon vor der Ausbildung der Fakultäten an den meiſten Univerſitäten in Nationen; in der Regel in vier mit willkürlich gewählten Namen, unter welche die Studenten nach ihrer wirklichen Nationalität verteilt wurden; dieſelben hatten jedoch in Deutſchland nie große Bedeutung und traten vor den ausgebildeten Fakultäten in den Hintergrund oder verſchwanden auch ganz.



Gelehrte an Leſepulten im Studium begriffen.
Aus einer Bilderhandſchrift vom 15. Jahrh.: „Mittelalterliches Hausbuch.“ Nürnberg, Germaniſches National-Muſeum.

Schon damals beſchränkten ſich die Studenten nicht auf das Studieren, und ſelbſt Magiſter trieben mit ihnen alle Exzentrizitäten jugendlichen Übermutes, wie Trinken, Spielen, Fechten, Liebesabenteuer u. ſ. w., ja ſchlimmeres, Unfug aller Art bei Tag und Nacht; ſogar Verbrechen, wie Raub, Einbruch, Mord, Notzucht, kamen vor und mußten verpönt werden. Letzteres zwar iſt uns nur von der Pariſer Univerſität bekannt; aber bei der leidenſchaftlichen Erregung der Zeit und dem fortdauernden Fehderecht wird dieſe Zuchtloſigkeit wohl auch nach Deutſchland ihren blutroten Schatten geworfen haben. Weniger ſchlimm, aber roh genug waren die in abgeſchwächter Form noch vor kurzer Zeit geübten „Depoſitionen“: Gebräuche bei Aufnahme der Füchſe, welche damals Beani hießen.

Zur Herſtellung beſſerer Zucht wurden, wie anderwärts die Kollegien, ſo in Deutſchland die Burſen errichtet (von bursa, Geldbeutel). Es waren dies Anſtalten, in denen Studierende mit gewiſſen Ceremonien aufgenommen wurden, und in welchen ſie, geiſtlich gekleidet, unter Aufſicht eines Magiſters oder Rektors zuſammen wohnten, ſpeiſten, ſtudierten und disputierten; im Falle ſchwerer Vergehen wurden ſie von den Burſen ausgeſchloſſen. In Heidelberg koſtete im Jahre 1480 das Leben in der Burſe nur zwanzig Gulden, 1517 in Leipzig wöchentlich fünf Groſchen, obwohl dem Trinken viel Geld geopfert wurde. Da aber das Beſtreben dieſer Häuſer darauf ausging, Mitglieder anzuwerben und dies mit wachſenden Mißbräuchen verbunden war, entarteten die Burſen, wurden oft ſogar zu Schenken, gingen endlich ein und leben nur noch in dem Namen der „Burſchen“ fort.

Nur von außen iſt der Humanismus in die Univerſitäten gedrungen, nirgends in ihrem Innern entſtanden, nicht ſelten wurde er mit entſchiedenem Widerwillen aufgenommen. Der in

Digitized by Google

Wie vnd in welicher weis vnd form die fünfzehen zaichen kimen vor dem jungsten tag wil ich hienach sagen. Durch grosser grundloser parmhertzigkait vnd überflüssiger liebin willē die der allmechtig got zu allen menschen hat. So hat er geordi-
niert vnd gemacht. Das dis nachgeschriben fünfzehen zaichen ge-
schehen süllen vor dem jungsten tag, nach dem vnd das auch die ler
er beschreiben. Also das alle element vnd geschepfte von pitterlich-
er angst vnd forcht wegen des künftigen jungsten gerichtes. Vnd
des grestrengen richters zükunft, allen menschen die zu der zeit in
leben sein zu einer warnung. Das sy auch billich vorcht haben
süllen, vnd ir sünd vnd missetat büssen. Auch rew vnd laid dar
über empfahen. Vnd das sy ire güte werck mit sparen. bis für das-
selb gestreng gericht. Do all sünd offenbar werden. vnd nach der
gerechtigkait gericht werden. Wann doch lauder zufürchten ist,
Das der merer tail der menschen, mer wol vnd recht tün. von forch
wegen der pen, oder des erschrocken lichen gerichtes, oder der mesch
en. Wann lautter durch gottes willen, oder im zulob vnd zu eren,
Vnd hat sand Jeronimus die selben fünfzehen zaichen genomen
von kriechischen püchern. vnd die daraus zu latheim bracht. Als
man geschriben findet bey dem anfang des püchs. Das man
nennet Legenda sancti fratri Jacobi Ordinis predicatorum,
alio nomine hystoria lambardica. Auch schreibt sanctus Lucas
in dem Evanngelio. Erunt signa in sole ꝛc. Dasselb evangelio
list man an dem andern Suntag in dem Adnent. von etlichen
den selben zaichen. Doch so sind die pücher nit vberain. Ob die
selben zaichen vor dem Emdkrist, oder nach im kimen vnd geschehē
süllen. Darzů so beschreibt auch sand Jeronimus nit, ob die zaich
en nacheinander, on alles mittel der zeit kimen, oder langksam
nacheinander sich vollenden süllen. Das alles süllen vnd müss-
en wir dem allmechtigen got empfelhen ꝛc.

Holzplattendruck vor Gutenbergs Erfindung der beweglichen Metalltypen.

Faksimile einer Seite aus einem um 1450 (ohne Druckort und Datum) gedruckten xylographischen Buche. Der Einblatt-

Digitized by Google

Digitized by Google

ros. Unde cū vocant dij? Quia mulieres apponūt dijs argenteis et aureis ⁊ lignis: ⁊ in domibꝫ eoꝝ sacerdotes sedent habentes tunicas scissas et rapta ⁊ barbā rasam: quoꝝ capita nuda sunt. Rugiūt aūt clamātes cōtra deos suos: sicut i cena mortui. Vestimenta eoꝝ auferunt sacerdotes: et vestiūt uxores suas ⁊ filios suos. Neq; si quid mali patiūtur ab aliquo neq; si quid boni poterūt retribuere: neq; regem cōstituere possunt neq; auferre. Similiter neq; dare diuitias possunt: neq; malū retribuere. Si qs illis votum vouerit ⁊ nō reddiderit: neq; ipe requirūt. Hominē a morte nō liberāt: neq; infirmū a potentiore eripiūt. Hominē ceū ad usum non restituūt: de necessitate hominē non liberabūt. Vidue non miserebūtur: neq; orphanis bene facient. Lapidibus de mōte similes sunt dij illoꝝ ligni ⁊ lapidei ⁊ aurei ipi qui ea faciunt non sunt multi temporis. Numquid ergo possunt ea q̄ fabricata sūt ab ipis esse dij? Relinquerunt aūt falsa et opprobriū · postea futuris. Nam cum supuenerit illis p̄liū et mala: cogitant sacerdotes ubi se abscondant cum illis. Quomō ergo sentiri debeāt quoniā dij sunt qui nec de bello se liberāt: neq; de malis se eripiūt? Nam cum sint lignea et inaurata et īargentata: scietur postea quia falsa sunt ab omnibus gentibꝫ et regibꝫ que manifestata sunt quia non sunt dij: sed opera manuū hominū · ⁊ nullū opꝰ dei cū illis. Unde ergo notū est q̄a non sūt dij: sed opera manuū hoīm: ⁊ nullum dei opꝰ i ipsis ē. Regē regioni nō suscitant: neq; pluuiā hominibꝫ dabunt. Iudiciū quoq; non discernent: neq; regiones liberabunt ab iniuria: quia nichil possunt sicut cornicule inter medium celi et terre. Frenū cū ingēserit

rei et argentei: qui aũt colũt ea cõfun-
dẽtur. Quomõ ergo estimãdũ est aut
dicendũ illos esse deos? Adhuc enim
ipis saldeis non honorãtibus ea: q̃
cum audierint mutũ non posse loquî
offerũt illud ad bel: postulãtes ab eo
loqui: quasi possint sentire qui nõ hã-
bẽt motũ. Et ipi cũ intellexerint: relin-
quent ea. Sensum enim non habent
ipi dij illoꝝ. Mulieres aũt circũdate
funibz in viis sedent: succendẽtes ossa
oliuaꝝ. Cũ aũt aliqua ex ipis abstra-
cta ab aliquo transeũte dormierit: pri-
me sue exprobrat q̃ ea non sit digna
habita sicut ipa: neq; funis eius diru-
ptus sit. Omnia aũt que illis fiũt falsa
sunt. Quomõ estimãdũ aut dicendũ
est illos esse deos? A fabris aũt et au-
rificibz facta sũt. Nichil aliud etũt nisi
id qđ volũt esse sacerdotes. Aurifices

quia nichil possunt sicut cornicule in-
ter medium celi et terre. Cum cũ inciderit
ignis in domũ deoꝝ ligneoꝝ et argen-
teoꝝ et aureoꝝ: sacerdotes quidẽ ipsoꝝ
fugient et liberabuntur: ipi vero sicut
trabes ĩ medio cõburentur. Regi aũt
et bello nõ resistent. Quomõ ergo esti-
mandũ ẽ aut recipiẽdũ quia dij sũt?
Non a furibz neq; a latronibz se libe-
rabũt dij ligniei et lapidei et inaurati et
inargẽtati: quibz iniqui fortiores sũt.
Aurũ et argentũ et vestimentũ quo o-
perti sunt auferent illis et abibũt: nec
sibi auxiliũ ferent. Itaq; melius est esse
regem ostentantẽ virtutẽ suã aut vas
in domo utile ĩ quo gloriabitur qui
possidet illud q̃ falsi dij: vel ostiũ ĩ do-
mo qđ custodit que in pace sunt: q̃
falsi dij. Sol quidẽ et luna ac sidera
cum sint splendida et emissa ad utili-
tates obaudiunt: similiter et fulgur
cũ apparuerit pspicuũ est. Spiritus aũt

Faksimile einer Seite aus der von Johann Gutenberg in Mainz um 1455 gedruckten „BIBLIA SACRA VULGATA" (sogen. 42zeilige Bibel).

Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Italien gebildete und vom Pfalzgrafen 1444 in Heidelberg als Profeſſor angeſtellte Humaniſt Peter Luder z. B. fand bei ſeinen Kollegen großen Widerſtand und mußte gegen ſie die Klaſſiker von dem Vorwurfe der Unſittlichkeit reinigen; er war freilich ſelbſt (nach Art der Italiener) nicht von ſtrengem Lebenswandel und galt als Ketzer. Solcher Charaktere gab es aber mehrere.

Nach und nach jedoch gelang es den Humaniſten in einem langen, heißen Kampfe, den man charakteriſtiſch als den der Theologie und der Poeſie bezeichnete, auf den Univerſitäten Fuß zu faſſen und die verrottete Scholaſtik zu überwinden.

Mit dem Beſtehen der Univerſitäten, ſo mangelhaft auch ihre erſten Leiſtungen noch waren, und ebenſo mit der Zunahme der Schulbildung in den Städten, war indeſſen notwendig ein vermehrter Bedarf an Büchern verbunden. An Stelle der Mönche waren in dem Berufe des Bücherabſchreibens ſeit dem Verfalle des Kloſterlebens weltliche Schreiber getreten. Es gab Händler (Stationarii), welche ſolche Abſchriften herſtellen ließen, ſie kauften und verkauften. Auch die „Brüder vom gemeinſamen Leben“ hatten ſowohl ihre Abſchreiber und Buchhändler, die zugleich Bibliothekare waren, wie auch ihre Buchbinder. In allen Städten fand man „Briefmaler“ und Handſchriftenhändler.

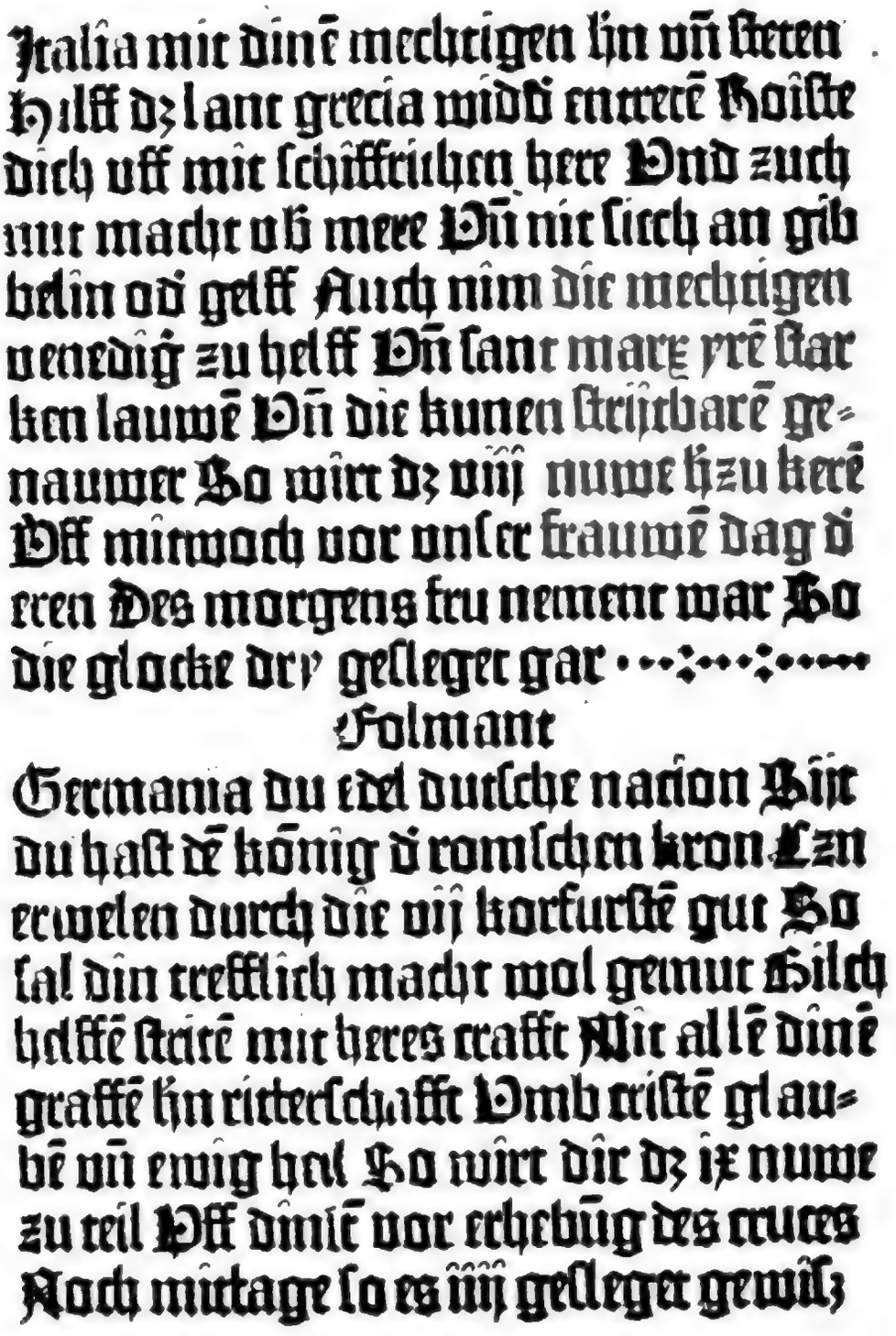
Verhängnisvoll wurde für die Abſchreiber die für den Humanismus ſo hochbedeutſame Erfindung des Typendruckes. Um das Jahr 1450 war dem Mainzer Patrizier Johannes (Henne) Gensfleiſch, genannt Gutenberg, die für die Entwickelung des geiſtigens Lebens der Menſchheit ſo entſcheidend gewordene That gelungen, bewegliche metallene Buchſtabenformen herzuſtellen, die in Maſſen gegoſſen und beliebig zu Schriftformen zuſammengeſetzt werden konnten, von denen nun durch den Druck verhältnismäßig mühelos und mit großer Schnelligkeit Tauſende von Abzügen gewonnen wurden, die das einmal geſprochene oder geſchriebene Wort, unabhängig von Zeit und Ort, weitertrugen zu Tauſenden von Zeitgenoſſen, in denen die in der Schrift niedergelegten Gedanken nun lebendig fortwirken konnten. Damit wurde in der Bücherherſtellung der noch nicht lange (in China aber weit früher und noch heute) herrſchende Holzplattendruck von der Wiedergabe der Schrift verdrängt und auf die bildliche Darſtellung beſchränkt, welcher er ſchon bis dahin vorzugsweiſe gedient hatte. Die in Straßburg entſtandene, durch Gutenbergs Gehilfen Peter Schöffer und den reichen Mainzer Johannes Fuſt in ausgedehntem Maße betriebene neue Kunſt verbreitete ſich raſch auf deutſchem Boden; zuerſt nach Bamberg, Köln, Nürnberg, Leipzig, Augsburg, Ulm, und Deutſche trugen ſie beſonders nach Italien. In Baſel erwarben ſich die Amerbach und Froben einen Namen als Buchdrucker. Die erſten Erzeugniſſe dieſer wirklichen „Schwarzkunſt“ waren Flugſchriften, Bibeln, Gebetbücher, Volksſchriften, Kalender, ſeit dem Auftreten des Humanismus auch die alten Klaſſiker, — zuerſt meiſt in dem unhandlichen Folio, erſt ſpäter in kleineren Formaten. Wie ältere handſchriftliche, ſo wurden auch neuere gedruckte Bücher, wenn ſie zu allgemeinerem Gebrauche den Bibliotheken entnommen und an einem beſtimmten Orte aufgelegt waren, an demſelben mit einer Kette befeſtigt, damit ſie nicht entwendet würden.

Mit der Vermehrung der Bücher hielt natürlich der Buchhandel Schritt, den zuerſt umherziehende „Buchführer“ beſorgten. Hand in Hand ging mit der neuen Erfindung ferner die ihr vorzüglich dienende Papierbereitung, deren Erfindung zwar in eine frühere Zeit fällt (S. 385), die aber erſt mit der Buchdruckerkunſt einen bedeutenden Aufſchwung nahm. Neben ihr wurde auch die Pergamentgerberei für die Urkunden noch lange ſtark betrieben.

Buchdruckerzeichen der Offizin von Fuſt & Schöffer in Mainz.

In der Zeit des Auftretens der Humaniſten, des Aufblühens der Buchdruckerkunſt und der damit verbundenen Verbeſſerung der Univerſitäten machten die Wiſſenſchaften in Jahrzehnten größere Fortſchritte als früher in Jahrhunderten.

Während des Mittelalters hatten nur Geiſtliche und Juden die Heilkunde ausgeübt, und das Zutrauen zu ihnen blieb auch noch lange hernach trotz konfeſſioneller Abneigungen beſtehen. Sogar geiſtliche Fürſten bedienten ſich, obſchon gegen das Verbot der Kirche, jüdiſcher Leibärzte. Im fünfzehnten Jahrhundert übten bereits jüdiſche und chriſtliche Frauen den ärzt-



Italia mit dinē mechtigen h̄n vñ steten
Hilff dz lant grecia widd̄ entretē Roiste
dich vff mit schiffrichen here Vnd zuch
mit macht vb̄ mere Vñ nit sicch an gib
belin od̄ gelff Auch nim die mechtigen
venedig̃ zu helff Vñ sant marx yrē star
ken lauwē Vñ die kunen strijtbarē ge-
nauwer So wirt dz viij nuwe h̄zu kerē
Vff mitwoch vor vnser frauwē dag d̄
eren Des morgens fru nement war So
die glocke dry gesleget gar ···:···:·····

Folmant

Germania du edel dutsche nation Sijt
du hast dē kōnig d̄ romschen kron Czu
erwelen durch die vij korfurstē gut So
sal din trefflich macht wol gemut Gilch
helffē stritē mit heres crafft Mit allē dinē
graffē h̄n ritterschafft Vmb cristē glau-
bē vñ ewig heil So wirt dir dz ix nuwe
zu teil Vff dinstē vor erhebūg des cruces
Noch mittage so es iiij gesleget gewisz

Faksimile einer Seite aus dem ersten mit beweglichen Lettern gedruckten Buche:
„Eine Mahnung der Christenheit wider die Türken;" im Jahre 1454 von Gutenberg in Mainz gedruckt. Es ist eine in Reimen abgefaßte Flugschrift auf das neue Jahr 1455 von neun Seiten Umfang, in der geistliche und weltliche Fürsten auf die Türkengefahr hingewiesen werden.
München, Königl. Hof- und Staatsbibliothek. (Nur in diesem einzigen Exemplar erhalten.)

lichen Beruf aus, und zwar auch speziell bei Augenkrankheiten. In Frankfurt a. M. war zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts ein Armenier Arzt; er war der erste seines Berufs, der den Doktortitel führte; die früheren und auch nachher noch die meisten Ärzte begnügten sich mit geringeren akademischen Graden, meist mit dem der Magister, daher sie gleich den Hand-

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

de bröder micha iesia. vñ iesias sone was zacharias. de sone merari mooli vñ musi. de sone oziau bennon Vñ een sone merari osiau vñ soem vñ sachur vnde hebry. Men mooli een sone eleazar de en hadde nene kinder mē de soene cis was ieramihel. de sone musi mooli eder vnde ierimoth. Dyt synt de sone leui na dē huserē eres ghesindes. se hebben ok ghelecht lotte teghē ere brodere. de sone aarō vor dē konink dauid vnde sadoch vñ ahimelech. vnde den vorsten der presterlikē ghesinde. vnde dat lot hefft ghedelt also wol de oldesten alse de iunghesten.

Dat xxv capittel secht wo vnde welke vth dē leuiten he af schedede de to wesende de sengher in deme tempel.

Myrumme dauid vñ de meysterschop des heeres aff schedē to den denste de sone aseph vñ heman vnde ydithun dat se propheterē scholdē in harpen in psalterē vñ cimbalen. na erē talle denēde in den ambachten en togheschicket. Van den sonen asaph. zachur vñ ioseph vñ nathāia vnde asarela. de sone asaph vnder der hand asaph profeterede by dem konink. mē ydithun godolias sori ieseias vñ sabaias vnde mathathias sos vnder de hād eres vaders ydithun de in der harpen profeterdē. vp de ghēne de bekandē vnde laueden den heren. vñ heman. heman sone sint bocciau mathamu ozihel subuhel vñ ierimoth ananias anani eliatha geldelthi vñ ramethieser vnde iesboccasa mellothi othir vñ mozioth. alle desse weren sone heman propheten des konighes in den redē ghades dat he vorheuen scholde dat horn ¶ dat is de starke vñ macht des rykes ren gheschicket to wesende dorwarers vnde vorwarer in deme tempel ghades.

Men de delinghe der dorwarders vā dē choritei was mesellemia een sone chore. van den soenē asaph des soene mesellemie was zacharias de erste ghebaren. iadihel de ander. zabadias de dorde. iathanael de verde. ahilā de vofte. iohannā de soste. helyoenay de souēde. mē de soene obededom was semeias de erstghebarē. iosabad de āder. iohaa de dörde. ysachar de verde. nathanael de vyfte. amihel de soste. ysachar de vij. phollati de achte. wente ghod hefft ene benediet mē semeye dē sone obededō synt ghebarē sone. welke de dar synt ghewest ouerstē erer ghesinde. wēte se werē sere starke mēne. Hirūme de sone semeie othni vñ raphael. vñ obediel sabad vñ syne brodere sere starke mene. vñ helyu vñ samathias. Alle desse vā dē sonen obededō he vñ syne sone vñ ere brodere de alderstarkestē to denende synt ghewest lxij. men de sone mesellemie vñ ere brodere sere stark xviij. Vā hosa dat is van den sonen merari is ghewest semri een vorste. wēte he en hadde nenē erstghebarē. vñ darūme settede ene syn vader to eneme vorsten. Helchias de ander. tabelias de dorde. zacharias de verde. alle desse sone vñ broder hoza xiij. desse synt gheschedē to dorwarders dat se alle tyd syn vorstē der wachtinghe. alse ok ere brodere denedē in dē huse des heren Hirūme syn ghelecht late rechtuerdichliken. so dē klenē. so den grotē dör ere ghesinde yn ene iewelike der portē Vñ dat lote des erstē vil selemie men zacharie synē sone. een sere wys vñ ghelerdman quā by latynghe des nordēs. vñ obededō vñ sinē sonē to den sudē. in welke side des huses was dar de rat der

[illegible] Vñ god heft ghegheuē hemā xiiij. sone vnde
dre dochter. vñ alle sint se gedelt in de hāt eres vaders.
to singhen in dē tēpel des herē in cymbalē in psalterien
vñ harpen. vñ to denste des huses des heren vor dē ko
nink. alse asaph vñ ydithū vñ heman. Vñ ere tal myt
erē broderē de lerdē den sank des heren. alle de mesters
sint ghewest cc. lxxxviij. vñ se hebbē gheworpē late na
gheborden. ghelik also wol de meste alse de mynste. de
ghelerdē vñ de vnghelerdē. Vñ dar is vtgheghā ¶ dat
is gheuallen ¶ dat erste lot vp ioseph de was vā asaph.
Dat āder godolie em vñ sinē sonē. vñ sine brōdere xij.
Dat dorde zachur vñ synē sonen vñ broderē xij. Dat
veerde ysari sinē sonē vñ synē broderen xij. Dat vyfte
nathanie sinē sonē vñ broderen xij. Dat soste bocciau
vñ synē sonen vñ broderē xij. Dat vij. israhela sinē so-
nē vñ sinen broderē xij. Dat achte ysaie sinē sonē vnde
broderen xij. Dat ix. mathanie sinē sonē vñ synen brō
deren xij. Dat x. semeie sinen sonen vñ synen broderē
xij. Dat xi. esrahel synē sonē vñ sinē broderen xij Dat
xij. asabye synē sonen vñ broderē xij. Dat xiij. subahel
synē sonē vñ sinen brōderē xij. Dat xiiij. mathatie sinē
sonē vñ synē broderen xij. Dat xv. iherimoth sinen so
nen vñ broderē xij. Dat xvi. ananie synē sonē vñ bro
deren xij. Dat xvij. ies boccase synē sonē vñ broderen
xij. Dat xviij. anani synē sonē vnde broderē xij. Dat
xix. mellothi synē sonē vñ synē broderē xij. Dat xx.
eliatha synē sonē vñ broderē xij. Dat xxi. othir synen
sonē vñ broderē xij. Dat xxij. goddolliathi sinē sonen
vñ broderen xij. Dat xxiij. aziud synē sonen vñ brode
ren xij. Dat xxiiij. romanthieser synē sonen vñ twelff
broderen.

Dath xxvi cap. secht welke we

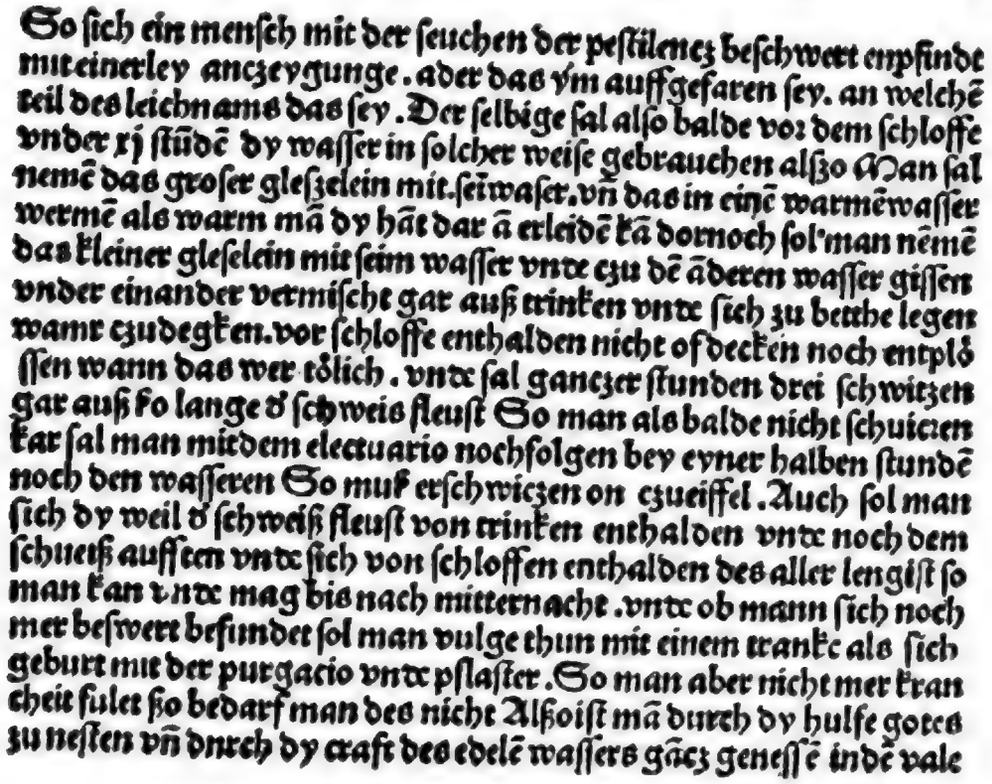
[illegible] vñ obededō vñ sinē sonē
to den sudē. in welke side des huses was dar de rat der
oldē. sephima vñ hosa to dē westē by de porte. de leyder
to deme weghe des vpstighēdes. vñ so is bewaringhe
teghen bewarīghe. mē to deme ostēward sos leuiten.
vñ to dē nordē veer des daghes. vñ to den sudē ghelik
des daghes ok veer. vñ an der sydē daer de kamer des
rades was vere. twe vñ twe. vnde in dē cellen der dor
warders to dē westē. veer in dē weghe. twe vñ twe dōr
de cellen. Dyt synt de delinghe der dorwechters der so
nē chore. vñ merari. men achias de was auer de schat
te des huses des heren. vñ auer de vate der hilghē din
ghe. vñ de sone dan des sones gersoni van ledā vorstē
der ghesynde ledan vñ gersoni iehieli. vñ de sone iehie
li zathā vñ iohel syne brodere werē auer de schatte des
huses des herē. amramitis vñ ysaaritis vñ hebronitis
vñ hosihelitis. mē subahel een sone gerson een sone mo
ysi was ghesat auer de schatte. vñ syn broder elyeser.
welck sone was raabia. vñ desses sone was ysaias. vñ
desses sone was iorā. vñ desses sone secri. vñ secri sone
was selemith. desse selemith vnde syne broedere weren
auer de schatte der hilghē. welk dauid vñ de vorstē der
ghesynde. vñ de tribunē vñ de hōuedlude ghehilghet
hadde. vñ vort de vorstē des heers van dē stridē vñ vā
dem roue der stryde. welk se ghehilghet hadde to bete
ringhe vñ to dē huesrad des tēpels des heren. Vñ des
se alto male hilghede samuel de profete. vñ saul een so
ne cis. vñ abner een sone ner. vñ ioab een sone saruie.
alle hilghedē se dyt dōr de hand salemith vñ synes bro
ders. men canenias was bauē de sarayten, vñ syne so
ne to den werken de van buten ghescheden auer israel
vmme se to leren vñ to richten. men van den hebroni-
ten was asabyas vnde syne broedere sere starke man
ne dusent souenhundert werē auer ysrael. auer der yor
danen teghen dat westen yn allen werken des heren.

Faksimile einer Seite aus der von Steffen Arnd in Lübeck 1494 gedruckten niederdeutschen Bibel „De Biblie in Dudesck auerghesettet."

UNIVERSITY

Digitized by Google

werkern und den — Scharfrichtern „Meiſter“ genannt wurden. Seit dem Beſtehen von deutſchen Univerſitäten nahm die Zahl der einheimiſchen chriſtlich-weltlichen Ärzte immer mehr zu, wenn auch noch lange nicht in dem Maße wie heute. Nur die Fürſten und die größeren Städte ſtellten Ärzte mit einem Gehalte von zehn bis hundert Gulden an; in kleineren Städten und in weiten Gegenden auf dem Lande waren bis um das Jahr 1500 noch keine zu finden. Auch waren vor dieſer Zeit in der Regel weder ärztliche Prüfungen noch Taxverordnungen für dieſen Beruf eingeführt. Es gab, dem Zeitgeiſte gemäß, auch Ärzte, welche Aſtrologen waren, und ſogar zum Zwecke des Betriebes dieſer Afterlehre angeſtellt wurden, Kalender verfertigten und das Wetter vorherſagten. Außer den erwähnten Augenärzten finden ſich ſchon früh auch Stein-, Bruch- und Zahnärzte, die bezeichnender Weiſe Zähnebrecher genannt wurden. Älter war natürlich das Bedürfnis der Hebammen, die ſeit dem Jahre 1450 etwa auch von den Räten der Städte angeſtellt und als „Mütter“ tituliert wurden. Langſam erſcheinen Tier-



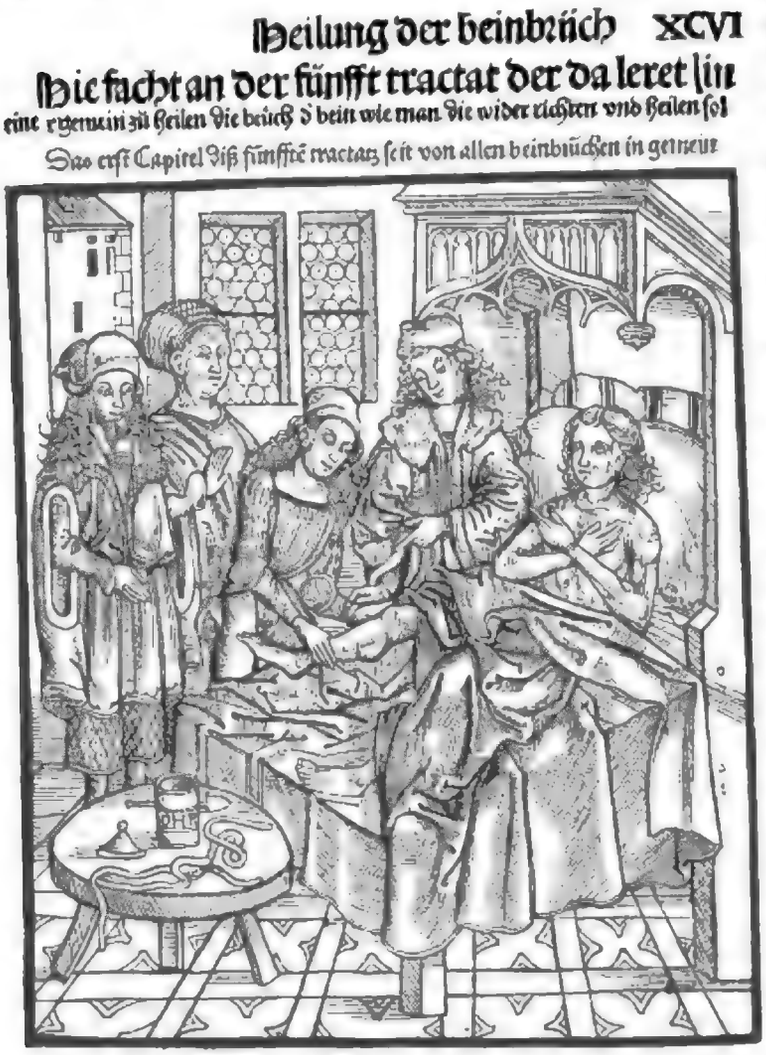
So ſich ein menſch mit der ſeuchen der peſtilenez beſchwert empfindt
mit einerley anczeygunge. aber das ym auffgefaren ſey. an welchē
teil des leichnams das ſey. Der ſelbige ſal alſo balde vor dem ſchloffe
vnder xij ſtūdē dy waſſer in ſolcher weiſe gebrauchen alßo Man ſal
nemē das groſer gleßzelein mit. ſeīwaſer. vñ das in einē warmē waſſer
wermē als warm mā dy hāt dar ā erleidē kā dornoch ſol man nēmē
das kleiner gleſelein mit ſeim waſſer vnd ezu dē āderen waſſer gißen
vnder einander vermiſchet gar auß trinken vnd ſich zu betthe legen
wamr ezudegken. vor ſchloffe enthalden nicht of decken noch entplō
ſſen wann das wer tōlich. vnd ſal ganczer ſtunden drei ſchwitzen
gar auß ſo lange d ſchweis fleuſt So man als balde nicht ſchuicken
kar ſal man mit dem electuario nochfolgen bey eyner halben ſtundē
noch den waſſeren So muß erſchwiczen on ezueiffel. Auch ſol man
ſich dy weil d ſchweiß fleuſt von trinken enthalden vnd noch dem
ſchneß auffſten vnd ſich von ſchloffen enthalden des aller lengiſt ſo
man kan vnd mag bis nach mitternacht. vnd ob mann ſich noch
mer beſwert befindet ſol man vulge thun mit einem tranke als ſich
geburt mit der purgacio vnd pflaſter. So man aber nicht mer kran
cheit fulet ſo bedarf man des nicht Alßoiſt mā durch dy hulfe gotes
zu neſten vñ dnrch dy craft des edelē waſſers gācz geneſſē indē vale

Fakſimile eines Arzneizettels gegen die Peſtkrankheit,
wie ſie am Ende des 15. Jahrhunderts für Apotheker und Heilkünſtler gedruckt wurden.

ärzte, deren Aufgabe früher den Hufſchmieden obgelegen hatte. Noch langſamer tauchen mediziniſche Werke auf, die von denen des Avicenna ausgingen. Auch war ſowohl die ärztliche Praxis als die mediziniſche Schriftſtellerei noch lange vom Aberglauben angefreſſen; die Prüfung des Waſſers, das Aderlaſſen und die Rückſicht auf die Mondgeſtalten waren ſo ziemlich die Hauptſache der Wiſſenſchaft. Die Abnahme der anſteckenden Krankheiten, von denen im fünfzehnten Jahrhundert keine mehr die Ausdehnung des „ſchwarzen Todes“ gewann, und die Zunahme des ärztlichen Perſonals, zeigen aber immerhin, daß ſeit dem Beſtehen der Hochſchulen die Heilkunde einige Fortſchritte machte. Nicht wenig trieb auch die ſeit der Entdeckung Amerikas und den gleichzeitigen italieniſchen Kriegen graſſierende Syphilis („Franzoſenkrankheit“), welche damals „epidemiſch wütete“ und nicht bloß anſteckend war, ja ſogar Kinder befiel, dazu an, die Krankheiten eingehender zu ſtudieren und die Heilmittel zu vervollkommnen.

Was die letzteren betrifft, ſo kommen Apotheken in unſerem Sinne erſt ſeit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts vor; früher nannte man alle Kramläden, ſpäter bloß

die Gewürzläden Apotheken, während der Beruf der Heilmittelbereitung den „Kräuterfrauen" oblag. Im fünfzehnten Jahrhundert ſtanden die Apotheken unter Aufſicht der angeſtellten Ärzte und im ſechzehnten unter derjenigen der Behörden, von welchen Verordnungen über ſie erlaſſen und die Beſitzer beeidigt wurden. Freilich war das Inventar dieſer Anſtalten noch lange ein ſonderbares; man fand da: gepulverte Edelſteine und Perlen, gedörrte Kröten, gebrannte Maulwürfe, Elendshörner und -klauen, vom Wolfe Herz, Galle, Leber und ſelbſt Miſt, ebenſo alles vom Hirſch, dann Bocksblut, Hühnermagen, Hechtszähne, Krebsaugen, Schlangen- und Mückenfett, kalzinierte Menſchenſchädel und überhaupt alles Mögliche von Menſchenleichen, ägyptiſche und einheimiſche präparierte Mumien u. ſ. w. Namentlich die Hingerichteten, und was mit ihnen zuſammenhing, lieferten dem Aberglauben und der im Dunkeln tappenden Materia medica unerſchöpflichen Stoff; und noch lange dauerte die Zeit der Alchemie, welcher die Apotheken die Ingredienzien zum angeblichen „Goldmachen", zum „Lebenselixier" und zum „Stein der Weiſen" lieferten. Doch lag in dieſer Vielſeitigkeit nicht nur Streben nach Gewinn, ſondern offenbar auch nach Erforſchung der Wahrheit. Endlich waren die Apotheker zugleich Deſtillateure, Konditoren und auch die erſten Pflanzer des Alkoholübels, mit dem wir heute mehr denn je zu ringen haben: kurz, ſie verſäumten nichts, was Geld eintragen konnte.



Ärzte am Lager eines Kranken mit einem Beinbruch beſchäftigt.
Faksimile eines Holzſchnittes in: Das Büch der wund Artzeney. Handwirckung der Cirurgia von Hyeronimo Brunſchwick.

Im fünfzehnten Jahrhundert finden ſich vereinzelt auch die erſten Anſtalten für Irrſinnige; freilich noch nicht zum Zwecke, dieſe Unglücklichen, die man früher allgemein als „beſeſſen" betrachtet hatte, zu pflegen oder gar zu heilen, ſondern nur, um ſie unſchädlich zu machen. Lediglich Gefängniſſe waren dieſe Einrichtungen; ungefährliche Geiſteskranke ließ man frei umhergehen, fremde wurden verbannt. Von ihrer Unzurechnungsfähigkeit hatte man keinen Begriff und nahm keinen Anſtand, ſie für Vergehen zu peitſchen und zu foltern. Was man dagegen im Unterſchiede zum „Tollhaus" ein „Narrenhaus" nannte, das war damals und noch bis zum Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ſeltſamerweiſe ein öffentlich aufgeſtellter Käfig, in welchem Gotteslästerer, Ruheſtörer und liederliche Perſonen dem Spotte des Volkes preisgegeben wurden.

Bedeutendere Fortſchritte als die Heilkunde machten im Zeitalter des Humanismus und in Fühlung mit ihm die Naturwiſſenſchaften. Georg Bauer, genannt Agricola

Digitized by Google

Digitized by Google

Umschreibung und Übersetzung

zu dem Faksimile einer Seite aus

Joh. Aventinus „Verzeichnis der Hauptstücke des Zeitbuches über ganz Deutschland".

Handschrift aus dem 16. Jahrhundert. München, Kgl. Hof- und Staatsbibliothek.

Auff das kurtzest aufgezaichnet die haubtstuck
Auf das Kürzeste aufgezeichnet der Hauptinhalt

des zeit buchs, vber gantz teutsch land, so Johann
der Chronik von ganz Deutschland, welche Johann

Auentinus vndter handen, vnd zu furdrung gemaines nutz
Aventinus unter der Feder und zur Förderung des allgemeinen Nutzens

vnd wolfarung teutscher Nation zu uerfertigen im willn hat
und der Wohlfahrt der deutschen Nation fertig zu stellen die Absicht hat.

I. Spalte.

Am ersten ist das gantz werckh thayle
Vor allem zerfällt das ganze Werk

in zway tayl, vnd zehen puecher
in zwei Teile und zehn Bücher.

Im ersten tayl ist beschriben was dy teutschen
Im ersten Teil ist beschrieben, was die Deutschen

treffenlichs von anpegin piß auff christi
Treffliches von Anfang bis auf Christi

vnsers herren gepurd gehandlt haben
unsers Herrn Geburt getan haben:

helt in im dreu pucher, der
er enthält drei Bücher. Der

ander tayl sagt von den redlichen
andere Teil berichtet von den denkwürdigen

taten vnd geschichten der teutschen von
Thaten und Begebenheiten der Deutschen von

christi gepurd biß auff unser zeit,
Christi Geburt bis auf unsere Zeit

hat siben pucher
und hat sieben Bücher.

Das erst buch sagt auff das kurtzest
Das erste Buch berichtet auf das Kürzeste

von der peschaffung der wellt, fall
über die Erschaffung der Welt, den Fall

des menschen, von zorn vnd straff
des Menschen, über Zorn und Strafe

gottes durch das gewesser, wie dy
Gottes durch das Gewässer, wovon die

alten poeten (so der alten hayden theo-
alten Dichter, welche die Theologen der alten

logi seind, welcher zeugnuß auch sand
Heiden sind und deren Zeugnis auch der heilige

pauls sich braucht) da von schreyben
Paulus anführt, schreiben:

das vor dem sintfluß vil mer volk
daß es vor der Sintflut viel mehr Volk

in allen landen, dan ye hernach
in allen Ländern, als jemals später,

gewesen sey, so alles mit vich vnd
gewesen sei, das alles mit Vieh und

leuten, weyb vnd kinden, auff ain-
Leuten, Weib und Kind auf ein-

em hauffen verdorben ist, wye
mal umgekommen ist, wie

lang nur ain sprach in der gan-
lange Zeit nur eine Sprache in der gan-

tzen welt, nachmals in vil zungen
zen Welt existierte, die nachmals in viele Sprachen

zertrent ist worden
gespalten wurde.

Ein mappa vbr gantz teutsch landt
Es folgt eine richtig ausgeführte Karte von ganz

nach rechter kunst, mit sambt
Deutschland mit

den alten vnd neuen nämen teutsches
den alten und neuen Namen Deutsch-

landts wie offt wann warumb sich solch
lands, wie oft, wann und warum sich solche

näm verkert haben
Namen geändert haben.

Von den alten liedern, rueffen, mayster-
Von den alten Liedern, Rufen, Meister-

gesangen, vnd heldenpuechen der alten
gesängen und Heldenbüchern der alten

teutschn, so durch kayser carl den
Deutschen, die durch Kaiser Karl den

grossen vnd ersten teutschen kayser,
Großen, den ersten deutschen Kaiser,

gemert, nachmals durch vnerfaren,
vermehrt, später durch Unkundige,

zu lieb den frauenzimern verkert
den Frauen zu Lieb, verschlechtert

sein worden, das sein der alten teutschn
worden sind. das sind der alten Deutschen

zeitpucher vnd cronica, wie dan solchs
Zeitbücher und Chroniken, wie denn solches

auch cornelius tacitus der romer vnd
auch Cornelius Tacitus, der Römer und

kayserlich histori schreyber von vns
Kaiserliche Geschichtschreiber, von uns

an zaygt.
berichtet.

Von wann vnd wie der erst ertzuater, vnd
Woher und wie der erste Erzvater und

ertzkönig der teutschen vnd winden her
Erzkönig der Deutschen und Wenden

komen sey, was er fur fursten vnd
kam, welche Fürsten und

herren könig vnd hertzogen, in dise land
Herren, Könige und Herzoge er in diese Länder

mit im bracht hab, dy wasser, fleckhen,
mit sich brachte, wie er die Flüsse, Flecken,

stet, perg, vnd tal, landt vnd leut
Städte, Berge und Thäler, Land und Leute

nach yn genant hab, von den ersten
nach ihnen nannte; von den ersten

(so bey zwaintzigk sein) ertzkönigen
(gegen zwanzig) Erzkönigen,

helden, vnd götter der teutschen, der
Helden und Göttern der Deutschen, des-

Digitized by

geleichen von den alten königen in franck-
gleichen von den alten Königen in Frank-
reich hispanien, vnd italien, so all vor
reich, Spanien und Italien, welche alle vor der
zerstörung troya gelebt haben
Zerstörung Trojas lebten.
Von der alten teutschen glauben,
Von der alten Deutschen Glauben,
kunsten, gebreuchen, rechten, feyrtagen,
Künsten, Gebräuchen, Rechten, Feiertagen,
gotzdiensten, kirchen, nothelffern, monaten,
Gottesdiensten, Kirchen, Nothelfern, Monaten,
gelerten, geystlichen, weyssagen vnd
Gelehrten, Geistlichen, Weissagern und
weyssagerin, schrifften, buchstaben, alten
Weissagerinnen, Schrift, Buchstaben, alten
nämen, vnd rechten alten sprach
Namen und echten alten Sprache.

II. Spalte.

Von könig oritz auß egipten, seinem
Von König Osiris aus Ägypten, seiner
gemahl frau eysen, vnd irem sun
Gemahlin Frau Isis und ihrem Sohn
leybs odr lebs, dem byspanischen vnd
Libys, dem spanischen und
egiptischen hercules, wies in teutsch
ägyptischen Herkules; wie sie auch nach
land auch komen sein, alda den vr-
Deutschland kamen, hier die Quelle
sprung der grossen wasser, der thonau
der großen Flüsse, der Donau
vnd des rheins besicht, den ackerpau
und des Rheins, besucht, den Ackerbau,
maln, pachen, wein außpressen, pier
mahlen, backen, Wein keltern, Bier
siedn, spinnen, näen weben, vnd der
sieden, spinnen, nähen, weben und der-
geleichen gelernt haben
gleichen gelehrt haben.
Von den alten raysen vnd zugen, der
Von den alten Reisen und Zügen der
alten helden, vnd rysen, als [sic] teutsch
alten Helden und Riesen aus Deutsch-
land in asien vnd natalien, so wir
land nach Asien und Anatolien, das wir
yetzund dy groß turckey haysseu
heutzutag die große Türkei heißen,
vnd africam oder barbarey, der gleichn
und nach Afrika oder die Berberei, desgleichen
von den teutschen kriegs mätzn, so
von den deutschen Amazonen, welche
etwo lange iar, dy gantz welt, gleich
gar lange Jahre die ganze Welt beunruhigten, gleich-
wye ytzund der turck, geplagt haben,
wie heutzutage der Türke;
von der alten stat regenspurgk, wies
von der alten Stadt Regensburg, wie sie
damals gehayssen hab
damals hieß.
Das ander puech des ersten tayls,
Das zweite Buch des ersten Teils
get von der zerstörung troye biß auff
reicht von der Zerstörung Trojas bis auf
den anfang des romischen reichs, vnd
den Anfang des römischen Reichs und
erhebung der stat rom durch dy zwen
die Gründung der Stadt Rom durch die zwei
brueder romulum vnd remum sagt von
Brüder Romulus und Remus, und berichtet von
der zerstörung troye, von den teutschen
der Zerstörung Trojas, von den deutschen
königen, risen vnd helden, auch kriegs
Königen, Riesen und Helden, ferner Kriegs-
mätzn so dy selbig zeit gelebt, ander-
jungfrauen, die damals lebten und wieder-
weyte frembde land bestriten haben, war-
holt fremde Länder bekriegten; warum
umb got verhengt hat, das der gantzn
Gott verhängt hat, daß die Helden
weldt helden zam komen sein, anein-
der ganzen Welt zusammen gerieten und einander
ander selbst erwurgt haben, wie abermals
selbst erwürgten; wie abermals
dy teutschen, mit sambt iren kriegs mätzn
die Deutschen mit ihren Kriegsjungfrauen
asien, den gantzen auffgang geplagt
Asien und das ganze Morgenland beunruhigten und
oberzogen, wie mans domals genant hab
mit Krieg überzogen, wie man es damals nannte.
Das dritt puech des ersten tayls, get von
Das dritte Buch des ersten Teils reicht von
erpauung der stat rom, biß auff dy ge-
Erbauung der Stadt Rom bis auf die Ge-
purd christi, vnd auff das römisch
burt Christi und auf das römische
kayserthumb, so durch julium den ersten
Kaisertum, welches mit Julius dem ersten
kayser sich angehebt hat, in disem buech
Kaiser begann. In diesem Buch
werden nachuolgende stuck beschriben, vnd
werden folgende Sachen beschrieben und
vil andrs mer, am erstn von den alten
viel anderes mehr: zuerst von den alten
teutschen, wye sy abermals in asien ge-
Deutschen, wie sie abermals in Asien ein-
fallen sein, wider dy kayser von assyrien
fielen, gegen die Kaiser von Assyrien,
medien, babilon, vnd persien gekriegt haben
Medien, Babylon und Persien Krieg führten.
wye sy den ersten persischen kayser haysen
wie sie den ersten persischen Kaiser heißen,
den dy kriechen kyros, romer cyrus, judn
den die Griechen Kyros, die Römer Cyrus, die Juden
koresch nennen
Koresch nennen.
Von den landen so wir yzund schwaben
Von den Ländern, die wir heutzutage Schwaben,
bayrn, osterreich, vnd vngern nennen
Bayern, Österreich und Ungarn nennen:
wies domals gehayssen haben, von dem
wie sie damals hießen, von dem
alten her komen der altn stat regn-
alten Ursprung der alten Stadt Regens-
spurgk, wies, warumbs, domals kurtz
burg wie und warum sie damals kurz
rätsbon, gantz ratisbon genant ist wordn
Rätsbon, vollständig Ratisbon genannt wurde
dy vnerfaren maynen es sey ein latey-
(die Unkundigen meinen, es sei ein lateinisches
nisch, so es ein alt teutsch wort ist
Wort, während es doch ein altes deutsches ist).
Von den kriegen vnd zugen der alten
Von den Kriegen und Zügen der alten
teutschen, wider dy kriechischen kayser,
Deutschen gegen die griechischen Kaiser,
wider konig philipp, sein sun den grossen
gegen König Philipp, seinen Sohn, den großen
alexander, vnd sein nachkommen am
Alexander, und seine Nachkommen am ...

Digitized by Google

Cod. 361
(Oder 1584)

Auff das kurtzest aufgezeichnet die Haubtstuck
des zeit buchs. vnd gantz teutsch land. So Johann
Aventinus, vnder handen, vnd zu fürderung seines nutz
vnd wolfarung. Teutscher Nation zuuerfertigen im willen hat.

Am ersten ist das gantz werckh thayle
in zwey tayl. vnd zehen puecher
Im erstn tayl ist beschriben was dy teutschn
[illegible] auff [illegible]
[illegible] gehandlt haben
[illegible] puecher. der
andern tayl sagt von den [illegible]
[illegible] vnd [illegible] der teutschn von
Christi geburt biß auff vnsere zeit,
[illegible] puecher

Das erst buch sagt auff das kurtzest
von der [illegible] der welt. fall
des [illegible] von zorn vnd straff
gottes durch das gewesser, wie dy
alten poeten (so da alten heyden theo-
logi sind. welcher zeugnuß auch sand
paulus sich braucht) da von schreiben.
das von dem sundtfluß vil mer volck
in allen landen, dan ye zuuor nach
gewesen sey. so alles mit vieh vnd
leuten, weyb vnd kinden, auff ain-
em haufen verdorben ist. wie
lang nach ain sprach in der gan-
tzen welt, nachmals in vil zungen
zertrent ist worden

Kain sprach vber gantz teutsch landt
auch rechte kunst, nit sambt
den alten vnd neuen namen teutsches
landts wie offt. wan warumb sich selbs
nain verkert haben

Von den alten liedern, [illegible]
[illegible] vnd heldenbuechen der alten
teutschn. so durch kayse Carl den
grossen vnd ersten teutschen kayser
gemert. Nachmals durch vnwissen
zu lieb den frauenzimmern verkert
sein worden. das sein der alten teutschn
zeitpuecher vnd Cronica. wie dan solchs
auch Cornelius Tacitus der Roma vnd
kayserlich [illegible] schreibt von vns
an zaigt

Von warm vnd wie der erst Teutsch vnd
[illegible] der teutschn vnd wider her
kommen sey. was er für fürsten vnd
herrn, kung vnd hertzogen, in dise land
mit im bracht hab. dy wassr, flecken,
stet, berg, vnd tal, landt vnd leut
nach ye gemaint hab. von den erst-
(so bey zeitantzigkhs sein) Kertzkönigen
heldn, vnd gotter der teutschn der
gelaubt von den alten kunigen, in frank-
reich, Hispanien, vnd Italien, so all vor
zerstörung Troye gelebt haben

Von der alten teutschen glauben,
[illegible], gebrauchen, [illegible], feyertag,
[illegible], [illegible], [illegible], [illegible],
[illegible], [illegible], [illegible], [illegible], vnd
[illegible], [illegible], [illegible], [illegible], alten
[illegible], vnd [illegible] alten sprach

Von kunig Oritz auf Egipten, seinem
gemahl frau Eysen, vnd jren sun
Leybs oder lebs, den Hyspanischen vnd
Egiptischen Hercules, wie er teutsch
land auch kommen sein, alda den vr-
sprung der grossen wassr der Thonau
vnd des Rheins besichtigt, den ackerbau
[illegible], pachen, wein aufprossen, pier
sieden, spinnen, nähen, weben, vnd der
gleichen gelernt haben

Von den alten Reysen vnd zugen der
alten heldn vnd Riesen, als teutsch
land in Asien vnd Nationen, so wir
yetzund dy groß Turckey hayssen
vnd affrica oder Barbaria, der gleichen
von den teutschen kriegs mätzen, so
etwo lange war, dy gantz welt, gleich
wie yetzund der Turck, geplagt haben,
von der alten statt Regenspurgk, wie
domals gehayssen hab

Das ander puech des ersten tayls
[illegible] von der zerstörung Troye biß auff
den anfang des Romischen reichs vnd
erhebung der Statt Rom durch dy zwen
brüder Romulus vnd Remus. Sagt von
der zerstörung Troye von den teutschn
kunigen, Reysen vnd helden, auch kriegs
mätzen, so dy selbig zeit gelebt, ander-
weyt fremb landt besucht haben. war-
umb [illegible] das der gantz
welt helden zum kommen sein mein
[illegible] selbst [illegible] haben wie abermals
dy teutschen, mit sambt von kriegs mätzen
Asien, den gantzen auffgang geplagt
vberzogen, wie man domals geraint hab

Das dritt puech des ersten tayls, [illegible] von
[illegible] der Statt Rom, biß auff dy ge-
burt Christi, vnd auff das Romisch
kayserthumb. So durch Julium den ersten
kayser sich angehebt hat. In disem buch
werden [illegible] beschriben, vnd
vil andere mer. Am ersten von den alten
teutschn, wie sy abermals in Asien ge-
fallen sein, wider dy kayse von Assyrien
Medien, Babilon, vnd persien, gekriegt haben
wie sy den ersten persischen kayser haben
den dy kriechen Cyrus, Romer Cyrus, Julius
[illegible] nennen

Von den landen so wir yetzund Schwaben
Bayern vnd Ostreich vnd vngern nennen
wie domals gehayssen haben. von den
alten her kommen der alten statt Regen-
spurgk, wie, warumb domals burg
[illegible], gantz [illegible] [illegible] [illegible]
dy vnerfaren [illegible] es sey ein [illegible]
[illegible], so es ein alt teutsch wort ist

Von den kriegen vnd zugen der alten
teutschn, wider dy [illegible] kayser
wider kunig Philippus, sein sun den groß
Alexander, vnd sein nachkommen [illegible]

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

(1490—1555), ſelbſt Humaniſt und in Italien gebildet, ſchuf die Mineralogie und die Bergbaukunde; Graf Neuenaar, Otto Brunfels und Hieronymus Bock teilten ſich in die Begründung der wiſſenſchaftlichen Botanik; Johannes Müller aus Königsberg in Franken (Regiomontanus), ſeit 1471 Lehrer in Nürnberg, arbeitete den ſpäteren größeren Aſtronomen, Mathematikern und Phyſikern vor; auch der Arzt Johannes Stöffler war in denſelben Wiſſenſchaften thätig, verdunkelte aber den berechtigten Wert ſeiner Forſchungen durch leidenſchaftlichen Hang zur Aſtrologie. Heinrich Loriti aus Glarus, genannt Glareanus, der am Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts Profeſſor in Baſel war, ſchrieb die erſte neuere vollſtändige Geographie, mit Ausſchluß noch der erſt entdeckten neuen Welt. Zwei Reichsſtadtpatrizier, der Augsburger Konrad Peutinger und der Nürnberger Willibald Pirkheimer, beide Freunde und Verehrer Maximilians I., beide hochgebildete Humaniſten, führten die Geſchichte aus ihrer Zwitterſtellung (S. 229 u. ff.) in das Reich der Wiſſenſchaft zurück: Peutinger als Archäolog, Numismatiker und Diplomatiker, wie auch durch Herausgabe beſſerer mittelalterlicher Hiſtoriker; Pirkheimer durch ſelbſtändige hiſtoriſche Schriften, in denen er ſich aber, wie auch in ſeinen ſatiriſchen Gedichten, der römiſchen Zunge bediente; doch pflegte er auch ſeine Mutterſprache liebevoll und war der erſte, der alte Griechen und Römer in dieſelbe übertrug. Lateiniſch allein ſchrieben dagegen, ungeachtet ihres hochpatriotiſchen Standpunktes, Franz Irenikus und der durch ihn angeregte Beatus Rhenanus in ihren freilich nicht im Zuſammenhange durchgearbeiteten Darſtellungen der deutſchen Geſchichte. Die wirklichen Herſteller der Geſchichtſchreibung und die Gründer derſelben in deutſcher Sprache wurden der Baier Joh. Thurmayr, genannt Aventinus, und der nicht mehr zu den Humaniſten zählende Schweizer Ägidius (Gilg) Tſchudi aus Glarus: jener ein ebenſo glühender Patriot als ernſter Mahnredner ſeiner Landsleute und dabei entſchiedener Reformfreund, dieſer aus Friedensliebe eifriger Katholik. Viele minder berühmte Chroniſten erzählten in lebendiger Sprache, welche ſich oft wahrer Geſchichtſchreibung nähert, die kriegeriſchen Unruhen und andere Bewegungen und Ereigniſſe, die in den Städten, welchen ſie angehörten, ſtattfanden; ein treffliches Beiſpiel hiervon iſt das Braunſchweiger „Schichtbuch“ vom Jahre 1514. Von hiſtoriſcher Kritik in der Geſchichtſchreibung iſt aber während dieſer Periode nicht die Rede, ausgenommen bei den Ereigniſſen, welche die

Eine Apotheke. Faksimile eines Holzſchnittes aus dem 15. Jahrhundert.

berichtenden Chroniſten ſelbſt miterlebten. Nicht nur wurde bezüglich älterer Zeiten unverbürgte Überlieferung und die eigentliche Sage als vollgültige Quelle betrachtet, ſondern die ſogenannten Geſchichtſchreiber ſcheuten ſich auch nicht, teils aus Patriotismus, teils aus Luſt am Abenteuerlichen, ganze Ereigniſſe, ja ganze Reichsgeſchichten zu erdichten. Lange Reihen angeblicher altgermaniſcher, altgalliſcher, altbritanniſcher Könige wurden erfunden; in der Schweiz wurde die Entſtehung der Bünde, deren urkundlichen Hergang man nicht kannte, mit einem mythologiſchen Zuge verquickt, woraus die bis auf unſere Zeit geglaubte Tellſage entſtand. Für Kaiſer Maximilian wurde ein Stammbaum erſonnen, der bis auf Hektor und Priamos zurückging.

Fehlte es ſomit den Humaniſten noch durchaus an Kritik, ſo finden wir dagegen in dem Freiburger Profeſſor Huldrich Zaſius einen Vorläufer der deutſchen Rechtswiſſenſchaft, welcher es wagte, an der Unfehlbarkeit des römiſchen Rechtes zu zweifeln, die römiſchen Juriſten zu geißeln und für das deutſche Recht Schutz zu verlangen.

Aber nicht nur das Reich der ernſten Forſchung bebaute der Humanismus, ſondern auch das der heiteren Phantaſie. Von dem einen auf das andere hinüber leitet uns der Tübinger Profeſſor Heinrich Bebel (1472—1518). Nicht ohne Verwunderung finden wir dieſen feurigen Kämpen Deutſchlands angeſteckt von italiſcher Frivolität, die ſich in ſeinem lateiniſchen Gedichte „Triumph der Liebe“ nicht weniger breit macht, wie in ſeinen „Facetien“, einem gegen die Unſitten der Zeit eifernden Schwankbuche, in welchem der Schüler Poggios namentlich nicht unterläßt, die Geiſtlichen, beſonders die Mönche zu geißeln und ſich über Dogmen luſtig zu machen. So gut wie ganz wirft ſich der holden Poeſie in die Arme der womöglich noch genußſüchtigere Konrad Pickel aus Franken, genannt Celtes (1459—1508), ein ruheloſer Wandervogel, der in Nürnberg als Dichter gekrönt worden und Stifter gelehrter Geſellſchaften war. Seine Dichtung ahmt der Horaziſchen nach; ihr Inhalt iſt die ſinnliche Liebe, in welcher er in allen vier Weltgegenden Erfolge errungen zu haben ſich rühmte; aber auch an würdigen und erhabenen Stellen ſind ſeine in eleganter Sprache geſchriebenen Werke nicht arm. Er war ein warmer deutſcher Patriot, Bewunderer von Hellas und Gegner von Rom, namentlich ſeiner Geiſtlichkeit, obſchon er ſich als religiös zu geben liebte. Ein beſonderes Verdienſt erwarb er ſich durch die Entdeckung der Werke Hrotſuits, der Nonne von Gandersheim (S. 153 ff.), die durch ihn der Vergeſſenheit entriſſen wurde.

Dieſen beiden Frivolen gegenüber erblicken wir in dem Satiriker Euricius Cordus, einem Verehrer und Altersgenoſſen Luthers, den ernſten Sittenrichter. Mit gleicher Schärfe geißelt er den Aberglauben der Sterndeuter, das römiſche Syſtem, die das deutſche Volk drückenden Machthaber, wie alle denkbaren Laſter und Eitelkeiten der Menſchen. Im Gegenſatze zu den ſinnlichen Schriftſtellern rühmt er das reine Glück der Familie und beſingt ſeine treue Gattin.

Dichter mehr mit dem Verſtand, als dem Herzen, denen ein klaſſiſches Latein und tadelloſe Verſe über Charakter und wahres Gefühl gingen, waren Helius Eobanus Heſſe (1488—1540), Hermann vom Buſche (Paſiphilus) und Jakob Locher, genannt Philomuſus, der Dramatiker unter den Humaniſten, freilich nicht der einzige, aber der bekannteſte unter den talentloſen Nachahmern des Plautus und Terenz.

Wir wenden nun unſere Blicke den Humaniſten im engeren Sinne, den Philologen, zu, welche die antiken Sprachen und Litteraturen als ſolche erforſchten. In kaum einem halben Jahrhundert, ungefähr von 1470—1520, hat Deutſchland, mit Italien glücklich wetteifernd, eine erſtaunliche Menge von Gelehrten, von denen hier nur die führenden Geiſter genannt werden können, in dieſer wenn auch vielſeitigen, doch einzigen Richtung hervorgebracht.

Die Beſtrebungen dieſer Männer wurden vorzugsweiſe durch die von ihnen gebildeten, dem „Zunftzwange“ der Univerſitäten abgewendeten freien Geſellſchaften gefördert. Die beiden bedeutendſten derſelben trugen die Namen der größten deutſchen Flüſſe: die Sodalitas litteraria Danubiana, vorzüglich aus Wiener Profeſſoren und gelehrten Freunden Maximilians beſtehend, und die von Celtes in Mainz geſtiftete Rhenana, welche ihren Hauptſitz in Heidelberg, ihren Protektor im Pfalzgrafen Philipp und ihr Haupt in dem Biſchof von Worms, Johann von Dalberg hatte, der als Schriftſteller und kaiſerlicher Diplomat thätig war. Dieſe und viele kleinere Geſellſchaften verbreiteten den Humanismus über ganz Deutſchland in allen

Digitized by Google

Konrad Celtes, Kaiſer Friedrich III. ſeine Werke überreichend.

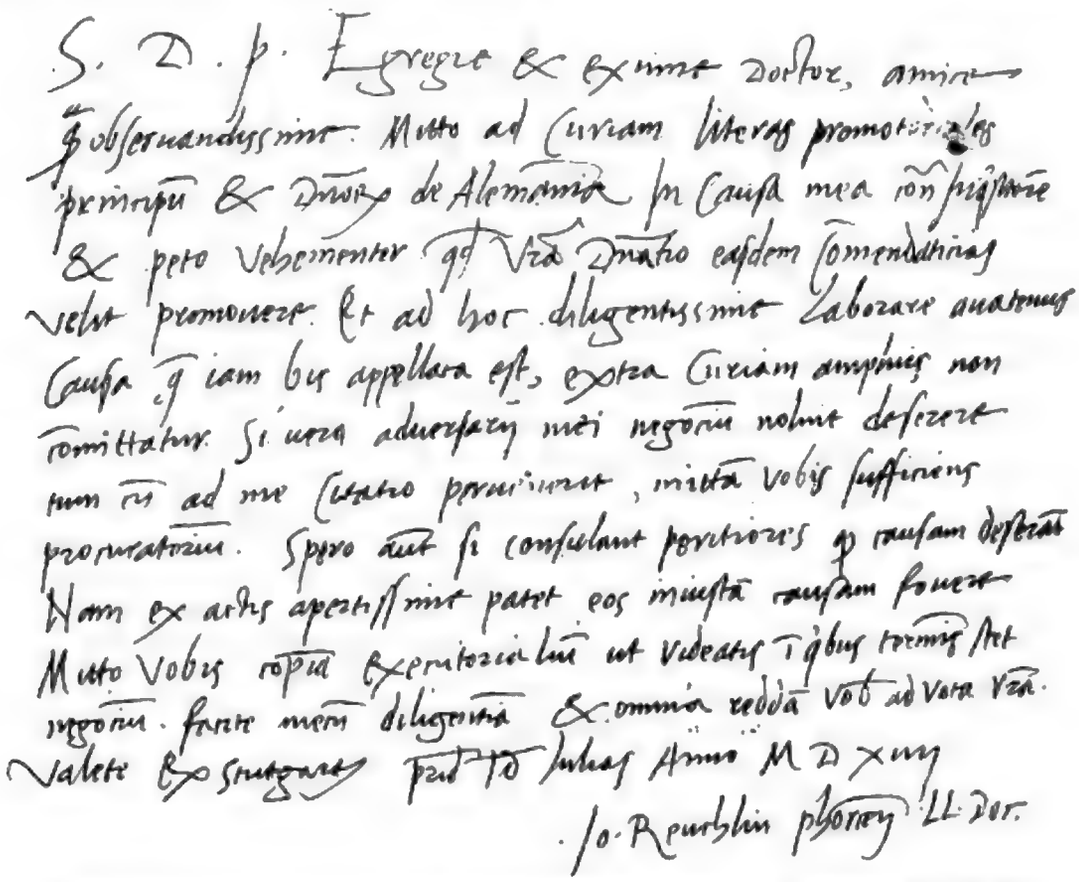
Faksimile des Holzſchnittes von Albrecht Dürer. Titelbild in: Opera Hrosvite illustris virginis et monialis Germanae Gente saxonica orte nuperi a Conrado Celtes inventa. Gedruckt zu Nürnberg, 1501.

Ständen; was ihnen an Klarheit, Konſequenz und Zuſammenhang des Strebens fehlte, ſuchten ſie durch ihren Eifer für das Wiſſen und das Vaterland redlich zu erſetzen.

Die eigentlichen Koryphäen des Humanismus ſind: Reuchlin, Erasmus und Hutten. Nur wenige Gleichſtrebende haben wir ihnen voranzuſetzen, namentlich die beiden Häupter des einflußreichen Erfurter Humaniſtenkreiſes, Konrad Mutianus Rufus (1471–1526) und Johann Jäger, genannt Crotus Rubeanus (um 1480—1540). Jener, Chorherr in Gotha, aber geiſtiger Vater der humaniſtiſchen Erfurter Studenten, war mehr Pädagog als Schriftſteller, und ſuchte vorurteilslos das Chriſtentum ſchon vor Chriſtus und die wahre Religion in der Tugend; dieſer dagegen hat ſeine ſchönen Talente durch Wankelmut entſtellt.

Die hebräische und griechische Klassicität ist unter den Humanisten durch Reuchlin, die griechische und lateinische durch Erasmus, die lateinische und deutsche durch Hutten vertreten und in ihnen verkörpert.

Johannes Reuchlin, genannt Kapnion, aus Pforzheim (1455—1522), war von Beruf Jurist, nebenbei Historiker und Dichter; seine besondere Bedeutung aber erlangte er durch seine Bemühungen um die beiden Bibelsprachen, obschon er sich dabei in die unnütze Kabbala, die Geheimlehre der philosophischen Rabbiner, verirrte und sich mit tiefsinnigen Deutungen des hebräischen Gottesnamens und seiner vier Buchstaben, sowie anderer biblischer Namen und geheimnisvoller Zahlen quälte. Aber wie aus der Astrologie die Astronomie und aus der Alchemie die Chemie, so wuchs durch Reuchlin aus der Kabbala die wissenschaftliche Erforschung des Hebräischen



Verkleinertes Faksimile eines Briefes von Johannes Reuchlin an Kaspar Wirt. Stuttgart, 14. Juli 1514.
(Hierzu Erläuterungsblatt.)

hervor. Auch lateinisch verstand er vorzüglich und schuf das erste bedeutendere Wörterbuch der Sprache des alten Rom, schrieb dieselbe aber nicht so elegant wie viele andere Humanisten.

Reuchlin ist, wenn auch nicht durch den Tod, aber durch sein Leben und Wirken zum Märtyrer seiner Lieblingswissenschaft, der Hebräologie, geworden. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den Kampf des großen Humanisten gegen den Antisemitismus seiner Zeit, dessen Organe die ketzerspürenden Dominikaner und der getaufte, zum Todfeinde seines Volkes gewordene Jude Johannes Pfefferkorn waren, zu erzählen. Als dieser Kampf auf die Spitze getrieben war, handelte es sich nicht mehr um die Juden und ihren vom Feuer bedrohten Talmud, sondern geradezu um Sein oder Nichtsein des Humanismus. Die Inquisitoren hatten demselben den Tod geschworen, obschon ihr Herr, Leo X., die humanistische Bewegung in der Hauptstadt der Welt pflegte und schützte; unwürdig des Ruhmes der Mediceer, verurteilte der Papst im Jahre 1520 den gleichstrebenden deutschen Gelehrten zum Stillschweigen und in die Prozeßkosten, wiewohl er selbst in Rom auch bezüglich des Hebräischen ganz das Gleiche that,

Digitized by Google

Beilage zu Seite 436:

Umſchreibung und Überſetzung zu dem Faksimile des Briefes von Joh. Reuchlin an Kaſpar Wirt.

(Vgl. L. Geiger, Reuchlins Briefwechſel, S. 225; zur Sache vgl. Geiger, Reuchlin, S. 306.)

Salutem dicit plurimam. Egregie et eximie doctor, amice quam observandissime. Mitto ad Curiam litteras promotoriales principum et Dominorum de Alemannia in causa mea contra Inquisitorem et peto vehementer, quod vestra Dominatio easdem commendaticias velit promovere et ad hoc diligentissime laborare, quatenus causa quae jam bis appellata est, extra Curiam amplius non committatur. Si vero adversarii mei negocium nolint deserere tum cum ad me citatio pervenerit, mittam vobis sufficiens procuratorium. Spero autem si consulant peritiores quod causam deserant. Nam ex actis apertissime patet eos injustam causam fovere. Mitto vobis copiam executorialium ut videatis in quibus terminis stet negocium. Facite mecum diligentia et omnia reddam vobis ad vota vestra. Valete. Ex Stutgartia, pridie Idus Julias Anno MDXIIII.

Jo. Reuchlin phorcensis, LL. Doc.

Überſetzung:

Viele Grüße, trefflicher und ausgezeichneter Doktor, hochgeſchätzter Freund. Ich ſchicke an den päpſtlichen Hof Empfehlungsbriefe deutſcher Fürſten und Herren in meiner Streitſache gegen den Inquiſitor und bitte dringend, daß Ew. Herrlichkeit dieſe Empfehlungsbriefe vorlegen und eifrigſt dahin ſich verwenden möge, daß meine Angelegenheit, in der ſchon zweimal Appellation eingelegt worden, nicht noch an einen anderen Gerichtshof überliefert werde. Wollen meine Gegner aber die Angelegenheit nicht aufgeben, ſo werde ich, ſobald die Ladung an mich gelangt, Euch einen genügenden Auftrag zu meiner Vertretung ſchicken. Ich hoffe aber, daß meine Gegner, verſtändigem Rat folgend, die Sache aufgeben. Denn aus den Akten geht ganz klar hervor, daß ſie etwas Ungerechtes begünſtigen. Ich ſchicke Euch eine Abſchrift der (Speierer) Entſcheidung, damit Ihr ſeht, wie die Angelegenheit ſteht. Nehmt Euch fleißig meiner an, ich will Euch alles nach Wunſch zurückerſtatten. Lebt wohl. Stuttgart 14. Juli 1514.

Joh. Reuchlin, aus Pforzheim, Dr. beider Rechte.

Digitized by Google

Digitized by Google

was Reuchlin in Deutschland. Den wirklichen Triumph aber ernteten doch die humanistischen Freunde Reuchlins. Ihren Meister zu rächen, verfaßten sie jene unsterblichen „Dunkelmännerbriefe“ (Epistolae obscurorum virorum), die aus dem keck Farbe bekennenden Erfurter Kreise kamen und meist von Crotus Rubeanus und Ulrich von Hutten herrührten. Durch kostbare Nachahmung des Küchenlateins ihrer Gegner wurden dieselben in diesen Briefen ebenso scharf verspottet (1515 und 1517), wie sie in einem großen Holzschnitt, der „Triumphus Capnionis“ betitelt war, grausam verhöhnt wurden. Die reiche, den gefeierten Gelehrten betreffende Litteratur schloß mit einer nach seinem Hinscheiden erscheinenden „Apotheose“.

Verfasser der letzteren war das zweite Haupt der Humanisten, Desiderius Erasmus aus Rotterdam (1467—1536), ein Kind der Liebe, früh Waise, erst Mönch, dann ein Feind dieses Standes und sein Leben lang ein vaterlandsloser Wanderer, der für nichts anderes lebte, als für die antike Welt und keine andere Sprache redete als die Ciceros, ohne dessen Stil in damals beliebter Weise nachzuahmen. Aber solange er auch in Italien, Frankreich und England wirkte, keinem Lande hat seine Thätigkeit in so hohem Grade gegolten, wie der Schweiz, in welchem er auch seine Tage (in Basel) beschloß. Wo er weilte, eroberte er, ein Cäsar mit der Feder, die Länder für den Humanismus. Im Reuchlinstreite ergriff er nicht Partei, wie er denn, was zu seiner physischen Schwächlichkeit paßte, überhaupt alle Aufregung fürchtete und dem Kampfe den Witz und die Satire vorzog; und darin war er weder zartfühlend noch gerecht. Er hielt viel auf sich selbst, so starke Blößen er sich, als Bettler bei den Großen dieser Welt, auch gab. Über alles schrieb er, selbst über die Ehe, die er nicht einging, über die Heilkunde, die er nicht gelernt u. s. w., über alles aber elegant. Sein größtes Verdienst liegt in der wissenschaftlichen Erforschung der Sprache von Hellas, und ihm verdankt man die im Jahre 1516 in Basel bei Froben gedruckte erste kritische Ausgabe des griechischen Neuen Testaments, sowie die gegenwärtig in Deutschland herrschende Aussprache des Altgriechischen. Seine bedeutendsten eigenen Werke sind: die „vertrauten Gespräche“, die „Sprichwörtersammlung“ und das „Lob der Narrheit“; das letztere gegen alle Thorheiten der Menschen jener Zeit, alle drei aber gegen die Dunkelmänner jeder Art und jeden Standes gerichtet, und ebenso niederschmetternd, wie die „Dunkelmännerbriefe“ für Reuchlins Feinde. Von niemandem sind die entarteten Mönche und Theologen so gründlich vernichtet worden, wie von diesem entschiedenen Gegner der Reformation, der das Schärfste erst schrieb, nachdem er Rom kennen gelernt. Die Religion war eben nicht seine Liebhaberei; die eine, wie die andere ihrer dogmatischen Formen stieß ihn ab und störte die Ruhe seines gelehrten Schaffens, wie die Unbefangenheit seiner Kritik.

Weniger ein Haupt der humanistischen Bewegung, als ein Mann des Überganges von dieser zu einer neuen Richtung, in welcher er mit wenigen anderen seiner Gesinnungsgenossen die Konsequenz der geistigen Bestrebungen der Humanisten erblickte, war Ulrich von Hutten (1488—1523), der zwischen Humanismus und Reformation als einer der deutschesten aller deutschen Männer steht. Ungeachtet seiner Fehler darf das Vaterland stolz auf ihn sein, denn dieselben werden nicht nur durch seine Verdienste weit überwogen, sondern auch durch sein Unglück und sein frühes Ende reichlich wett gemacht, so daß er mit seinen offen eingestandenen Schattenseiten eine weit kostbarere Gestalt deutscher Geschichte ist, als alle jene Dunkelmänner, die über ihn hergefallen sind und doch an ihrer Seele weit schlimmere Schäden herumtrugen, als er an seinem Körper. Er steht daher als ein würdiger Schlußstein der humanistischen Bestrebungen da und konnte mit Recht begeistert ausrufen: „O Jahrhundert, die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!“

Hutten entwickelte in seinem kurzen Leben, welches das Drittel eines Jahrhunderts nicht weit überschritt, eine bewundernswerte Vielseitigkeit. In allem und für alles, was seine Zeit bewegte, lebte und wirkte er mit. Dem hinsterbenden Humanismus gehört er an durch zahlreiche lateinische Gedichte und Prosaschriften; die Versuche, das hinsiechende Reich wieder zu beleben, unterstützte er durch rege politische Thätigkeit und selbst als Soldat; an der wieder zu kurzer Blüte emporstrebenden deutschen Litteratur schaffte er mit als einer ihrer Bahnbrecher, und endlich wirkte er an den Anfängen der Reformation als ihr feuriger Partei-

gänger. Weitere Thätigkeit ſchnitt dem armen kranken, von fürſtlicher Rache bedrohten Flüchtling ein früher Tod auf der lieblichen Ufnau im Zürcherſee, zwei Jahre vor dem Bauernkriege, ab.

Der Humanismus endete noch vor Hutten und teilweiſe durch ihn; das Intereſſe an den Alten ſchwand dahin vor dem neu auftauchenden an der Kirchenſpaltung und an der Mutterſprache. Aber noch ein drittes Element der Zeitſtimmung warf jene Richtung nieder: die auf der Grenze des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts mächtig auftretende Geltung des Individualismus. Im Altertum und im Mittelalter hatten ſich die bedeutenden Männer nur als Vertreter von Gruppen, Städten, Ländern und Ständen hervorgethan; in der Neuzeit traten ſie ſelbſtändig als einzelne und einzige, als ſcharf ausgeprägte Charaktere auf. Mit dieſer Richtung war der in vergangenen Zeiten lebende Humanismus unverträglich; ſeine Anhänger waren nur ſeine Werkzeuge. Hutten, der letzte der Humaniſten, war unter ihnen in Deutſchland der erſte wahre Charakter und gab daher zu gunſten der neuen Zeit, deren Morgenröte er mit richtigem Blick erkannte, den Humanismus auf. Darum ſind auch ſchon ſeine lateiniſchen Werke ſcharfe Ausprägungen ſeines Ich, ſeiner Erlebniſſe und ſeiner Parteiſtellung, welche gegen die Fürſten, gegen die Zopfgelehrten und gegen Rom gerichtet war.

Die Humaniſten, ſoweit ſie noch lebten, traten, grollend der neuen Zeit, die ſie nicht begriffen, vom Schauplatze ab, zerſplitterten ſich und wurden vergeſſen; die Männer des Deutſchtums und der Reform traten an ihre Stelle.

Maximilian Unterricht empfangend.
Faksimile eines Holzſchnittes im „Weißkunig“; illuſtriert von Hans Burgkmair (1473 – 1531).

Achter Abſchnitt.

Schrifttum und Kunſt am Ende des Mittelalters.

Faksimile eines Zierbuchſtaben
aus Johann Schöffers Titurin in Mainz, 1518.

Die bleibende religiöſe Spaltung der Chriſten und damit auch die allzulange anhaltende politiſche Zerriſſenheit der Deutſchen von der Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts herleiten zu wollen, wäre durchaus unrichtig. Beide Zuſtände ſind weit höheren Alters. Wie ſchon zu Anfang des ſogenannten Mittelalters die chriſtliche Kirche, ohne Zweifel für immer, in die morgen- und abendländiſche zerfiel, ſo ſpaltete ſich im ſpäteren Mittelalter die abendländiſche Hälfte der Chriſtenheit wieder zeitweiſe in zwei, zuletzt ſogar in drei Papſttümer. Außerdem beſtanden in ihr viele Sekten und noch mehr von der Kirchenlehre abweichende Privatmeinungen, ſogenannte Ketzereien, welche die herrſchenden kirchlichen Kreiſe umſonſt durch die Feuertaufe aus der Welt zu ſchaffen ſuchten. Ebenſo war, wie wir wiederholt gezeigt haben, Deutſchlands politiſche Einheit bereits über hundert Jahre, wenn man will, ſogar zwei oder mehr Jahrhunderte vor der Kirchentrennung untergegangen. Dagegen iſt nicht zu leugnen, daß das deutſche Volk ſchon vor der Reformation und noch mehr durch dieſelbe ſeine ſprachliche Einheit gefunden hat, durch welche es ſpäter langſam wieder zur politiſchen zurückkehrte, von der dann freilich die dauernd abgetrennten Gebiete ausgeſchloſſen blieben. Damals nämlich wurde die oberdeutſche Sprache die gemeinſame deutſche und die niederdeutſche eine bloße Mundart. Wie in Frankreich der Norden, ſo ſiegte in Deutſchland auf ſprachlichem Gebiete der Süden, — in beiden Ländern bezeichnender Weiſe der gemäßigtere Landſtrich, dort der kühlere, hier der wärmere.

Es war unter Kaiſer Ludwig dem Baier, als die deutſch ausgefertigten Urkunden in einem Maße überhand nahmen, wie niemals zuvor und damit, ſtatt des Latein, unſere Mutterſprache in allen weltlichen Angelegenheiten die Sprache der königlichen Kanzlei wurde. Dieſer Umſtand erhob die bairiſche Mundart zur vorherrſchenden im Reiche. Dieſelbe war auch ſchon im dreizehnten Jahrhundert die erſte geweſen, welche die betonten, kurzen Vokale des Mittelhochdeutſchen dehnte, daher î in ei, iu in eu, und û in au verwandelte: ein Vorgang, der in Schwaben erſt um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vollendet wurde, bei den Schweizern und Plattdeutſchen aber keinen Anklang fand, ſondern erſt ſpäter durch die Schriftſprache eindrang.

Ir Ludweich von gotes genaden Marggrāf ze Brāndenburch vnd Stephā vnd Ludweich vnd Wilhālm von gotes gnāden pfallēitz grauen bei dem rein vnd hertzogen in Beyern habē an gesehen den brestē den vns gehābt haben in vnsē land ze Beyern an dem rechten vnd dā uō sem wir ze rāt worde mit vnserm hē vnd vāter Keyser Ludweigen von Rom seligen vnd bestātigen wir alles daz h nach geschriben stat nach seinem gebot vnd gehaizz vnserm land ze Bayern ze fürderung vnd ze besundē gnāden Daz ist geschehen do man zālt von christus geburt dreuzehen hundert iar vnd dar nach in dem sechsten vnd vierzigisten iar des nāchsten sāmptztags nach dem oberisten Dā von gebietē wir bei vnsern hulden allen vnsern richtern vnd amptlāutē in vnserm land ze Bayern vber al in Steten in ofsergē vnd auf dem land daz si die selben recht also halten bey ir ayd den si vns dar umb od vnsn vitztūm swn mūzzen vnd daz si dar nach von nuzz ze nuzz von stuck ze stuck armen vnd reichen vngeuārlich richten sullen

¶ Titulus primus de iudiciis et quibusdam aliis eis

Daz man niemam noten sol ze dhemer chlage

Daz ist daz recht puch also gantz alt gepezzt vnd auch new strichel gestimmet auz allen gerichten Steti vnd märkten nach der keyser gehertzen Des ersten setzen wir vnd gebieten ernstchlichen daz dhein richt noch amptmā

Erſte Seite der älteſten Handſchrift des Rechtsbuches Kaiſer Ludwigs des Baiern; 1346.
München, königl. Hof- und Staatsbibliothek.

Dem Humanismus aber wegen ſeiner einſeitigen Pflege der toten Sprachen und ſeiner Abneigung gegen die deutſche Zunge zu zürnen, wäre ungerecht. Während einer Epoche, in welcher die deutſche Sprache ihre ſchöne Blüte in den Zeiten der Staufer vergeſſen hatte und nun in abſichtloſen Karikaturen der nationalen und der höfiſchen Poeſie verroht war, pflanzten die antikiſierenden Dichter in fremden Zungen eine Eleganz des Ausdruckes und der Form, welche der Mutterſprache trefflich zu ſtatten kam, obſchon ſie nur langſam und mit abwechſelndem Gelingen und Mißlingen Nutzen daraus ziehen konnte.

Die erste und nächstliegende Form, in welcher der schriftliche Gebrauch des Deutschen allgemein wurde, war die des Briefes. Der Briefverkehr in deutscher Sprache begann in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und schon am Ende desselben hatte er über das Lateinische den Sieg davon getragen. Die Bildung hatte sich durch die Entwickelung des Verkehrs weiter ausgebreitet, und aus den Städten ging als neuer Faktor im Volksleben der Mittelstand hervor, den es im früheren Mittelalter nicht gegeben hatte. Die ersten deutschen Briefe waren von den Urkunden, welche immer häufiger wurden, nicht scharf unterschieden; viele konnten zugleich als Urkunden gelten und umgekehrt. Daher bewegten sich die Briefe auch sehr lange in steifen geschäftlichen Formen; und wie die deutschen Urkunden aus den lateinischen, so entwickelten sich auch die deutschen Briefe aus denen in der Gelehrtensprache. Kommen ja die Wörter „schreiben" (scribere) und „Brief" (brevis, kurz) aus der Sprache Roms. Langsamer als im privaten siegte die deutsche Zunge im öffentlichen (amtlichen) Briefverkehr; im Süden langsamer als im Norden des Landes; und selbst als sie die fremde Sprache überwunden hatte, blieben lateinische Formeln und Floskeln noch lange, namentlich im Anfang und Schlusse, sowie in den Adressen und Daten an den Briefen hängen. Früher wurden sie nur auf Pergament geschrieben, später auf das billigere Papier. Man benutzte nicht Bogen, sondern Blätter, die nur auf einer Seite beschrieben und, wie noch in unserm Jahrhundert vor Einführung der Briefumschläge, in ein Rechteck zusammengefaltet wurden, die unbeschriebene Seite nach außen, welche vorne mit der Adresse und hinten mit dem Siegel, das man gerne mit einem Faden befestigte, versehen wurde. Nachschriften wurden meist auf kleinen Zetteln angebracht, die man in den Brief einlegte.

Ein Gruß leitete den Brief ein; von Geistlichen und Frommen wurde er mit religiösen Sprüchen, von Untergeordneten mit Dienstanerbieten, von Höheren mit Gunst- oder Gnadenbezeugung, von Verliebten und Verwandten mit Liebes- und Freundschaftsversicherungen angefangen. Auf den Gruß folgte die Anrede, die freundlich unter Befreundeten, unter Feinden, selbst Fürsten, oft sehr grob und beleidigend lautete; „Lieben getreuen," „lieber Freund," „gnädige Frau" waren beliebte Anreden. An die Stelle des lateinischen tu trat in deutschen Briefen stets das „Ihr", ausgenommen gegen Tieferstehende, Feinde und Juden, die man duzte. Höherstehende wurden mit „Euer Gnaden, Weisheit, Herrlichkeit" u. s. w. angeredet. Den Schluß pflegte eine Empfehlung in Gottes Schutz, oft mit Wiederholung der Eingangsversicherung zu bilden. Nicht selten setzte man überflüssiger Weise hinzu, man wisse nichts weiter zu schreiben. Der Unterschrift wurde häufig das Wörtchen „von" vorgestellt, z. B. „von mir, Konrad Hofer", oder „von uns, dem Rate zu Augsburg", gegenüber Hochstehenden aber mit dem Beisatze „Euer unterthäniger oder getreuer, williger ꝛc. Diener". Das Datum setzte man links neben die Unterschrift.

Der Stil der Briefe war schwerfällig und oft weitschweifig, wobei jedoch häufig tief gemütvolle Züge hervorleuchteten; die Satzbildung war mangelhaft, Flickwörter wie „und", „jetzund," „weiter," „item" waren sehr gebräuchlich, ebenso unnötige Wiederholungen und Tautologien, wie z. B. „Schaden gethan und zugefügt". Große Fortschritte machte der Briefstil im fünfzehnten Jahrhundert; er befreite sich von unschönen Formen, wurde ungezwungener, herzlicher, geistvoller, oft humoristisch angehaucht, und es ist merkwürdig, daß die lateinische Epistolographie der Humanisten dem deutschen Briefe keinen Abbruch zu thun vermochte.

Ein Brief mit Nachrichten über wichtige Ereignisse war oft an mehrere Empfänger gerichtet und wurde dann von dem einen zum andern weitergegeben. Von besonderer Wichtigkeit wurde der Briefverkehr für den Handel. Briefsteller, deutsche und lateinische, kamen schon damals auf.

Die hauptsächlichste Nahrung des wieder auflebenden deutschen Schrifttums war die Volksdichtung. Sie hatte, während die Kunstdichtung verkam, Zeit gewonnen, als verborgene Wunderblume aufzublühen und ihre bescheidenen, aber desto anziehenderen Reize zu entfalten, die, einem mächtigen dreiästigen Stamme vergleichbar, in Volksliedern, Volksbüchern und Volksspielen hervorsproßten.

Es ist uns leider nur ein kleiner Teil der älteren Volkslieder erhalten geblieben; das wenige Vorhandene läßt aber auf den Reichtum und die Mannigfaltigkeit des Ganzen

ſchließen. Die deutſchen Volkslieder blieben nicht, wie die Werke der Minneſinger (immerhin den prächtigen Vogelweider ausgenommen) bei einem und demſelben Gegenſtande ermüdend ſtehen, ſondern verbreiteten ſich in großer Vielſeitigkeit über alle Gebiete menſchlichen Thuns und Treibens. So trat denn nicht nur die Liebe zum Weibe, ſondern auch die zum erheitern-

Aus Heinrich Teichners Spruchgedichten.

Verkleinertes Faksimile einer Seite einer Handschrift vom Jahre 1360. München, kgl. Hof- und Staatsbibliothek.
Inhalt der Seite: Schluß der Betrachtung über „Gewohnheit und Natur", dann „Untergang der alten ritterlichen Zeit".

den Rebenſafte, zum „edlen Weidwerk", zum fröhlichen Wandern, zum Vaterlande, zur ſchönen Natur im Volksliede hervor. Zahlloſe Jäger-, Soldaten-, Reiter-, Studenten-, Handwerks-, Bauern- und ſogar Bettlerlieder entſtanden; neben den rein lyriſchen Dichtungen wurden auch Begebenheiten aus dem Volksleben oder der Geſchichte im Liede beſungen, wie z. B. im äußerſten Süden und Norden des deutſchen Landes in den Kriegs- und Schlachtliedern der

Digitized by Google

Umschreibung und Übersetzung

zu dem Faksimile einer Seite aus

Heinrich Teichner's Spruchgedichten.

Handschrift vom Jahre 1360. München, Kgl. Hof- und Staatsbibliothek

I. Spalte

Anderz nicht dann böser will
Nur der böse Wille

Macht dem menschen an saelden still
beraubt den Menschen des Heils.

Ez ist niendert ain missetaut
Von jedweder Sünde, die es gibt,

Der nûr guten willen haut
vermag sich wohl los zu machen,

Der mûg sich prechen wol der von
wer nur guten Willen hat.

Waz er durch die welt möcht laun
Was der Mensch durch den Einfluß der Welt unterlassen kann,

Durch ir gaub vnd durch ir gebot
Durch ihre Gabe und durch ihr Verbot.

Daz liezz er auch wol durch got
das unterließe er auch wohl um Gotteswillen

Wann der will nit bözz waer
wenn der Wille nicht böse wäre.

Also sprach der deichner
Also sprach der Teichner.

Ich wart gefraugt von wiß daz kaem
Ich wurde gefragt, woher es komme,

Daz diû fraeud so vast ab nuem
daß die Freude so ganz abnehme,

Daz sich nieman fraeut als ee
Daß sich niemand freue wie früher;

Ob daz von den fursten ge
ob dies von den Fürsten ausgehe

Oder von irn vndertaunen
oder von ihren Unterthanen?

Ez müzz von den fursten gaun
Es muß von den Fürsten ausgehen.

Also antwürt ich hin wider
So antworte ich darauf.

Nû secht ir wol daz aelliû gelider
Ihr seht wohl, daß alle Glieder

Sich dem haubt richtent nach
sich nach dem Haupte richten.

Die weil man fürsten in fräuden sach
So lange man Fürsten in Freuden sah.

So fraeut sich aelliû ritterschaft
freute sich die ganze Ritterschaft.

Nû sint die fürsten trübhaft
Jetzt sind die Fürsten gedrückt,

Sy türn selten kost getragen
sie getrauen sich selten Aufwand zu machen,

Alz ir vodern ring waugen
während ihre Vorfahren gering anschlugen

Ros vnd hengst vnd ander geben
Rosse und Hengste und andere Gaben.

II. Spalte

Da sach man von got leben
Da sah man gottgesegnet leben

Grafen freyen vnd dienst man
Grafen, Freie und Dienstmannen;

Die hulfen auch ir undertaun
die halfen dann auch ihren Unterthanen,

Auch warns alle fraeudenriche
auch waren sie alle voll Frohsinn.

Nû sint die fürsten alle vngelich
Jetzt sind die Fürsten alle anders.

Da von sprechent grafen vnd frien
Daher sprechen Grafen und Freie.

Wir künnen nieman gehofen sin
Wir können niemand helfen,

Sit daz uns nieman hilf derpot
nachdem uns niemand Hilfe bot.

So ist auch den richtern vnd den knechten not
So sehen sich auch die Ritter und die Knechte gezwungen

So sy gen irn undertaun
zu ihren Unterthanen

Auch daz selbe ze wart haun
dasselbe zu sagen.

Wir hülfen iû gern vnd hulf uns jemt
Wir hälfen euch gerne, hälfe uns jemand . . .

Denn von den fürsten allermaist
als zumeist von den Fürsten.

Wan man ze hoff raist
Wenn man an den Hof reist,

So spricht nieman dits noch daz
Spricht niemand dies oder das:

Vnd habe ir trüncken oder gauzz
Habt ihr getrunken oder gegessen

Oder wie ist iû ze müte
Oder wie ist euch zu Mut?

Man derbiût halt nieman kain gût
Man bietet eben niemand etwas an.

Weilunt het ain riter schon
Früher wurde ein Ritter aufmerksam

Mit kost vnd mit anderm lon
Mit Kost und mit anderm Lohn bedacht;

Man derbiût im wird vnd er
Man bot ihnen Würde und Ehre,

Daz sy beten gûtz mer
so daß sie mehr Gut besaßen,

Wann sy von den höfen raisten
wenn sie von den Höfen wegzogen.

Nû laut mans all ir hab verlaisten
Jetzt läßt man für ihre ganze Habe verbrauchen.

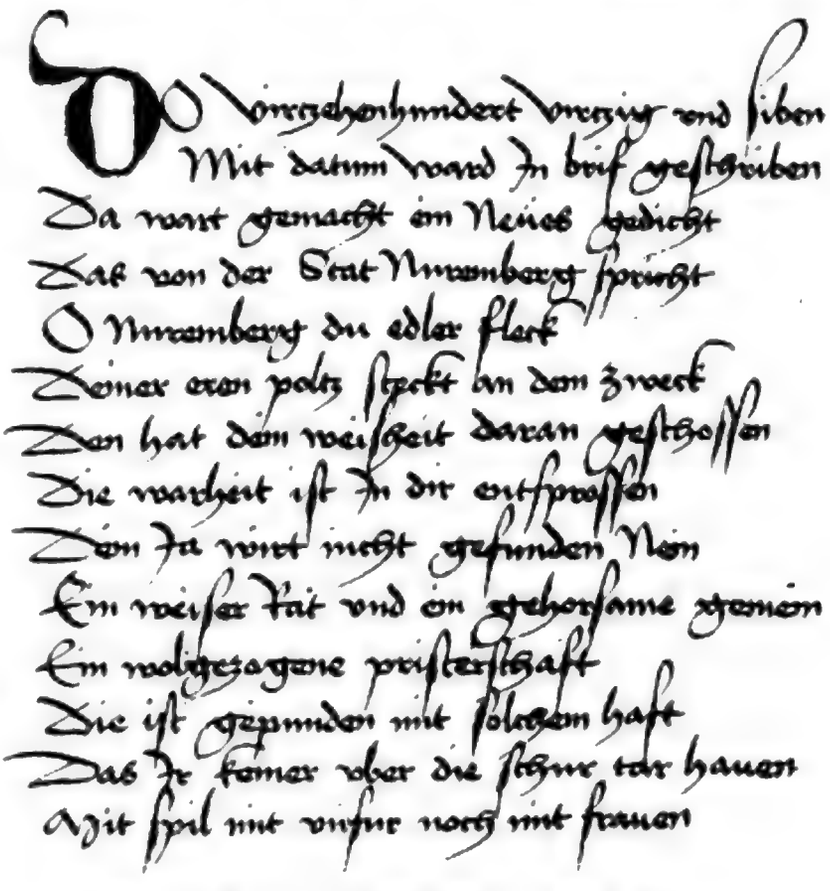
Vnd spricht nieman hab danck
und niemand spricht: Hab Dank.

Digitized by Google

Digitized by Google

freien schweizer und ditmarscher Bauern und nicht minder in den Liedern der Städter im weiten Zwischenraume zwischen beiden. Ganze Sagenkreise von möglichen und unmöglichen, ernsten und launigen Thaten bildeten sich aus den von Mund zu Mund gehenden Gesängen und auch an kecken Lügenmärchen, den Vorläufern Münchhausens, fehlte es nicht. Jetzt noch erquickt uns die Wahrheit und Kraft, die Frische und Innigkeit der Volkslieder, die immer unübertroffen und unnachahmlich dastehen wird. Daher leben sie auch stets noch im Munde des Volkes fort, und der schönste Lorbeer eines Dichters ist es, wenn seine Geisteskinder zu Volksliedern werden.

Wie in den Volksliedern seine Gefühle, so brachte das Volk seine Gedanken in gereimten Sprüchen und Reden zum Ausdrucke, wie sie in den Sprichwörtern, Bauernregeln u. s. w. noch fortleben. Freidanks (S. 268) schlagfertiger Witz und scharfes Urteil fand noch immer seine Verbreiter; die tiefsten sittlichen Wahrheiten, wie die kühnsten Verurteilungen der herrschenden staatlichen und kirchlichen Zustände, selbst volkstümliche Reformgedanken finden sich in den Volkssprüchen hingeworfen, besonders in der vollendetern Form der Priameln (von praeambulum, Vorspiel) die bald voll schalkhaften Mutwillens, bald voll beißender Kritik sind; wie wenn es z. B. heißt: „Welcher Priester ist zu krank und zu alt, der nicht hat Papsts oder Bischofs Gewalt, der selten in den Büchern liest, und allweg gerne trunken ist, und in der Schrift ist übel gelert und an seinen Sinnen ganz versert, und nie kein Predigt hat getan, und dazu war in des Papstes Bann, und an der Beichte säß und schlief, so man ihm beicht von Sünden tief, und nicht wüßt, was eine Todsünde wär, der wär nicht ein guter Beichtiger."



Anfang des Spruches auf die Stadt Nürnberg von Conz Haß.
Faksimile aus der Handschrift vom Jahre 1417. Nürnberg, Germ. Nat.-Museum.

Den Ton zu diesen Erzeugnissen des Volksgeistes gaben Spielleute und Bänkelsänger an, die im Lande umherzogen und ihre Reime von den Tanzenden singen ließen, während sie die Melodie dazu aufspielten. Diesen vagierenden Sängern, deren nur wenige mit Namen oder bezeichnenden Zunamen (z. B. der „Suchenwirt") bekannt sind, standen als seßhaftes Element in den Städten die Meistersinger gegenüber, die nicht ausschließlich Sänger, sondern Handwerker waren und nur in ihren Mußestunden die Kunst übten. Für sie war die Dichtkunst nur die Magd der Tonkunst, welche sie mit echt spießbürgerlicher, man möchte fast sagen chinesischer Genauigkeit nach gewissen Regeln betrieben. Wir müssen daher die

Meiſterſinger, welche eine andere Zeit als die des Wiederaufblühens der deutſchen Dichtung vertraten, in das nächſte Buch dieſes Werkes verweiſen.

Einzelne Meiſterſinger indeſſen erhoben ſich über den gewöhnlichen Troß und ſchufen aus ſich ſelbſt heraus: ſo namentlich in Nürnberg der Büchſenmeiſter Schnepperer oder Hans Roſenplüt, der Sänger des Freiheitskampfes der Nürnberger gegen die Fürſten (S. 334 u. 359) und der aus Worms ſtammende Barbier Hans Foltz im fünfzehnten, vornehmlich aber der Schuſter Hans Sachs im ſechzehnten Jahrhundert. Solche ſelbſtändige Dichter ſind ſchon vor der Reformation nicht ſelten; wohl aber hervorragende Arbeiten von ihnen. In der Mutterſprache dichtend, ſind ſie mit dem Streben und den Zielen eines großen Teiles der Humaniſten durch die ſcharfe Oppoſition gegen die kirchlichen Zuſtände, namentlich gegen

Des Helden Wittich Kampf mit dem Rieſen Aſperian.

Faksimile eines Holzſchnittes aus dem „Heldenbuch", gedruckt zu Straßburg-Hagenau im Jahre 1509.

die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen, gegen die entarteten Ritter, gegen tyranniſche Fürſten, gegen Laſter aller Art geiſtig verbunden.

So eigenartige Talente waren es auch, deren das Volk bedurfte, um ſeine Litteratur durch größere Werke, deren die gewöhnlichen Spielleute nicht fähig waren, zu bereichern. Als ſolche ſind die Volksbücher und die Volksſpiele entſtanden, welche mit den Volksliedern und Volksſprüchen gemein haben, daß ſie den Volkston treffen, aus dem Volke zu ſtammen ſcheinen, und daß ihre Verfaſſer meiſt unbekannt ſind. Sagen und Geſchichten, die ſich unter dem Volke mit allerlei Ausſchmückungen erhalten haben und von gewandteren Händen zuſammengefügt wurden, bilden die Stoffe der Volksbücher; wie z. B. desjenigen vom „hörnen Sigfrid", in dem ſich die in volkstümlicher Weiſe aufgefaßte Umwandlung der Heldenſage vom göttlichen Drachentöter aus den mythiſchen Heroengeſängen der alten Deutſchen darſtellt. Mehr Intereſſe aber als dieſe nicht mehr verſtandenen Reſte der Vorzeit erweckte die Tierſage; zwar auch ein alter, aber ſtets neu bleibender Gedanke, der nach manchen Wandelungen in der Geſtalt des niederdeutſchen „Reineke Vos" auftrat und den unerſchöpf-

Digitized by

lichen Stoff der Schriftſtellerei jener Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts, die antiklerikale Satire, durch den Tiermund noch ungeſcheuter und kecker verarbeitete.

Weit fruchtbarer wurde aber die Gruppe der proſaiſchen Volksbücher, der Romane jener Zeit, die teils aus älteren in Verſen abgefaßten Werken in Proſa übertragen, teils aus romaniſchen Quellen ins Deutſche überſetzt wurden, manche von bekannten, mitunter fürſtlichen, Schriftſtellern und Schriftſtellerinnen. Auf dieſem Wege erſchienen Stoffe frühmittelalterlicher Epen in neuem Gewande, ſo Herzog Ernſt, ſo der zu den „Haimonskindern“ zuſammengeſchrumpfte Sagenkreis Karls des Großen. Aus der europäiſchen Ferne wurden Fortunat und ſeine Söhne, das Meerweib Meluſina, die geduldige Griſeldis, die geprüfte Genoveva, der ſogenannte Kaiſer Octavian (ein Papſt des zehnten Jahrhunderts) eingeführt, und aus Aſien her die indiſch-perſiſche Sage von den „ſieben weiſen Meiſtern“. Aber auch an deutſchen Originalen fehlte es nicht. „Till Eulenſpiegel“ drückt bei aller Roheit doch den Gedanken der Erhebung des Bauernſtandes über deſſen damalige Knechtſchaft aus und geißelt die Lächerlichkeit, alles wörtlich zu nehmen. Dagegen waltet in dem Fauſtbuche (S. 426) eine erhabene moraliſche Tendenz, die zur ſpekulativen zu erhöhen einer ſpäteren Zeit vorbehalten blieb. Die engherzigen Verhältniſſe der kleineren Reichsſtädte wurden in den „Schildbürgern“, der Wunderglaube in dem die Lügenmärchen zuſammenfaſſenden „Finkenritter“ verſpottet, und zuletzt lieferte neuerer Weltſchmerzpoeſie der „Ewige Jude“ einen willkommenen Stoff. An Sammlungen kleinerer Geſchichten, „Schwänke“, war kein Mangel: neben urſprünglich deutſchen, erſchienen auch aus fremden Sprachen, namentlich aus dem Italieniſchen, überſetzte Erzählungen. Niklas von Wile aus Bremgarten im Aargau, ſeit 1469 Kanzler von Würtemberg († um 1478), und Heinrich Steinhöwel aus dem ſchwäbiſchen Weilerſtadt, Stadtarzt in Ulm († um 1482) zeichneten ſich in dieſer Litteratur beſonders aus.

Knaben beim Wurfſpiel.
Fakſimile eines Holzſchnittes aus dem „Heldenbuch“, gedruckt zu Straßburg-Hagenau im Jahre 1509.

Aus deutſchem Weſen entſprungene Volksſpiele gab es vor der Reformation nicht. Dem Stoffe nach entwickelte ſich ihre älteſte Form, die der ſogenannten Myſterien, aus dem Gottesdienſte und beſchränkte ſich auf Bibel und Legende. Im geſamten Abendlande zeigte ſie denſelben Charakter. An den hohen kirchlichen Feſten wurden die den Myſterien zu Grunde liegenden heiligen Geſchichten in der Kirche von Geiſtlichen aufgeführt; nach und nach, als der Raum im Gotteshauſe nicht mehr genügte, traten dieſe Aufführungen als Weihnachts-, Paſſions- und Oſterſpiele ins Freie hinaus. Langſam öffnete ſich dann die Mitwirkung an dieſen Spielen auch den Weltlichen. Die Stadt oder fromme Brüderſchaften übernahmen die Aufführungen; auch bildeten ſich Vereine von Gelehrten, Studenten, Kaufleuten und Handwerkern zum Zwecke der Teilnahme. Nicht allgemein war die Sprache dieſer Spiele deutſch, endlich aber trat immer mehr die Mutterſprache an Stelle der Kirchenſprache. Die Oberammergauer Paſſionsſpiele zeigen, mit Ausnahme ihrer der neueren Zeit angehörigen Überarbeitung und ſceniſchen Ausſtattung, wie weit ſich die kirchlichen Volksſpiele vor der Reformation entwickelt hatten. Was jedoch, nach den Anſchauungen des klaſſiſchen

Altertums und der Neuzeit, den dramatiſchen Charakter ausmacht, iſt dieſen Schauſtellungen des Mittelalters durchaus fremd. Sie unterſcheiden ſich weder in Form noch Inhalt von erzählenden Gedichten, die im weſentlichen aus Geſprächen beſtehen. Auch die ſubtile franzöſiſche Einteilung der mittelalterlichen Dramen in Myſterien, Moralitäten, Farcen und Sottien wurde in Deutſchland nicht oder nur wenig beachtet.

Dieſe Spiele nahmen einen intereſſanten Entwickelungsgang und erweiterten ſich immer

Darſtellung aus einem kirchlichen Volksſpiele vom Anfange des 16. Jahrhunderts: Verſpottung Chriſti.
In Stein gehauene Gruppe vor dem Dome zu Xanten. Figuren in Lebensgröße. Die Figuren rechts und links im Vordergrunde ſollen Luther und Calvin darſtellen.

mehr; ihre Aufführung dauerte oft mehrere Tage. Wie aus der Kirche auf den Kirchhof, ſo traten ſie von dieſem auf den Marktplatz hinaus. Derſelbe wurde zu dem Zwecke in beſtimmte Abſchnitte eingeteilt: für den Himmel, die Hölle, das Paradies, die heiligen Berge Sinai und Golgatha, den Garten Gethſemane, das Lokal des Abendmahls. Oft auch waren dieſe Orte in verſchiedenen Stockwerken eines Gerüſtes angeordnet. Von Scenenveränderung, Auf- und Abtreten der Perſonen wußte man nichts; alle Darſteller verweilten auf der Bühne, die während des ganzen Spieles unverändert blieb; doch hatte ſie ihre oft prächtigen Dekorationen, Ver-

Digitized by Google

senkungen und Flugmaschinen. Das Kostüm war den Mitwirkenden freigestellt und daher oft phantastisch. Die Zuschauer nahmen auf Gerüsten und an den Fenstern der am Markte liegenden Häuser Platz. Damit wurde der Verweltlichung der Bühne vorgearbeitet; aber auch die Spiele selbst trugen durch gewisse Charaktere und Scenen dazu bei: so durch die Art der Darstellung der Juden, welche namentlich in den Osterspielen lächerlich gemacht wurden, und durch die komischen Figuren der Teufel, verbunden mit plumpen Witzen und sogar Unflätereien. Auf diesem Wege fand die Komik in das bis zum vierzehnten Jahrhundert ausschließlich ernste Schauspiel Eingang und vermengte sich mit dem Ernste desselben in sonderbarer Weise.

Wie die Fastnacht sich von den kirchlichen Festen ablöste und zu einem nichts weniger als geistlichen, meist rohen Volksvergnügen mit possenhaften Vermummungen und argen Ausschweifungen wurde, so gestalteten sich auch die Fastnachtspiele gegenüber den eigentlich geistlichen Stücken. Ihre Stoffe erinnerten bisweilen wenig oder gar nicht mehr an die kirchliche Herkunft dieser Vorstellungen, gelegentlich brachten sie sogar kirchliche Würden in wenig respektvoller Weise zur Erscheinung. So wurde z. B. im Jahre 1480 von einem Geistlichen Theodor Schernberk ein geistliches Spiel „von Frau Jutten" geschrieben und wahrscheinlich auch aufgeführt; der Inhalt war nichts anderes als die bekannte Fabel von der sogenannten Päpstin Johanna, welche heute nicht einmal vom ärgsten Feinde Roms mehr geglaubt wird, damals aber, wie es scheint, selbst in kirchlichen Kreisen für wahr gehalten wurde; übrigens läßt dieses Stück „die Keime zu einem wirklichen Drama mehr als irgend eines erkennen," auch behandelte es jene Sage durchaus ernst. Eins der besseren Fastnachtstücke ist das in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einer italienischen Novelle entnommene „vom Kaiser und Abt", dessen Inhalt aus Bürgers Ballade bekannt ist. Äußerst roh und derb dagegen sind die Nürnberger Fastnachtspiele der Meistersinger Rosenplüt und Foltz (S. 444), welche aber auch die damals viel gefürchteten Türken als Geißler einheimischer Unsitten auftreten ließen. Würdiger steht der Bamberger Domherr Albrecht von Eybe (1420—75) mit seinen deutschen Bearbeitungen von zwei Lustspielen des Plautus da.

Nur wenige Namen von Gewicht und dauerndem Wert hat die deutsche Kunstdichtung vor der Reformation aufzuweisen. Das komische Heldengedicht ist vertreten in des Schweizers Heinrich Wittenweiler „Ring", der Erzählung eines Krieges zwischen zwei Dörfern, für welche Dietrich, Hildebrand und andere reckenhafte Sagengestalten kämpfen — ein Werk, das an Unflätereien sein Vorbild „Metzen Hochzeit" (S. 338) noch weit übertrifft. Der Gegenpol dieser überderben Komik hat keinen Geringern als den „letzten Ritter" zum Urheber. Der historische Eifer, der den Kaiser beseelte, begleitete ihn auch auf das Gebiet der Phantasie. In dem ernsten Heldengedichte „Teuerdank", welches in Nürnberg im Jahre des Auftretens Luthers erschien und durch des Kaisers Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausgearbeitet war, schilderte Maximilian in allegorischer Form sein eigenes Leben, namentlich aber seine erste Heirat mit Maria von Burgund: alles unter dichterischen Namen, in einförmiger, langweiliger Weise, die nur durch die Person des Helden und Verfassers gehoben werden kann. So verhält es sich auch mit dem andern Werke Maximilians, mit dem Prosaroman „Weißkunig", in dem nach den eigenen Angaben des Kaisers seine Erziehung und seine Thaten durch den Sekretär Marx Treitzsauerwein geschildert werden. Der „Weißkunig" blieb unvollendet und wurde sogar erst im Jahre 1775 gedruckt.

Trotz aller Schwächen haben beide Werke eine große Popularität und allgemeinere Bedeutung erlangt; sie verdanken dieselbe ausschließlich ihrem von Hans Schäuffelin und Hans Burgkmair ausgeführten Bilderschmuck (Abbildungen S. 323, 366, 393, 438, 448 und in den nächsten Abschnitten). Vortrefflich kennzeichnet der letzte Herausgeber des „Weißkunig" die Holzschnitte desselben mit den folgenden, zugleich für den „Teuerdank" geltenden Worten: „Alle Bilder, auch die geringsten, bieten uns mehr wie irgend ein Illustrationswerk der Zeit einen Einblick in das Leben und Treiben jener interessanten Periode. Wir werden an den Hof geführt und sehen die Schlachten vor uns, die unser Held geschlagen, wir lernen die Bestürmungen der Städte kennen, sehen den Festen zu, beobachten den fürstlichen Knaben bei seiner Erziehung, seinen Spielen und werden endlich noch in die Werkstätten der Künstler und

Digitized by Google

Handwerker eingeführt. Und alle die Bilder sind zuverlässig, vom Kaiser selbst kontrolliert. Die Trachten, auf die Maximilian besonders achtete, sind immer von absoluter Treue. Kurz wir können keinen besseren Führer und Leiter als unsere Bilder uns wählen, wollen wir eine klare Vorstellung gewinnen von der Zeit, wo das Mittelalter abschied und in Deutschland auch das Zeitalter der Renaissance seinen Einzug hielt, der Zeit, deren hervorragendster und merkwürdigster Vertreter Kaiser Maximilian I. ist."

Von höherer kulturgeschichtlicher Bedeutung sind die Litteraturwerke, welche an der Pforte einer neuen Zeit die Sitten der damaligen Gegenwart schilderten und geißelten. Der Urheber

Maximilian im Lanzen-Turnier zu Fuß.
Faksimile eines Holzschnittes im „Weißkunig"; illustriert von Hans Burgkmair (1473—1531).

dieser Richtung war Sebastian Brant, der um 1457 in Straßburg geboren wurde, 1475—1500 Student und Professor in Basel war und im Jahre 1521 als Stadtschreiber zu Straßburg starb. Er ging aus dem Lager der Humanisten hervor, und zwar aus einem Kreise derselben, welcher mehr als die übrigen am Alten hing und bestrebt war, den Humanismus sowohl mit christlich-religiöser Gesinnung, als auch mit den leitenden Gedanken der scholastischen Philosophie des Mittelalters zu vereinigen. Unter den Parteien der letzteren, den (reaktionären) Realisten und den (verhältnismäßig „liberalen") Nominalisten wurden damals ihre letzten Kämpfe ausgefochten, aber erst der Humanismus schliff die Parteigegensätze ab und beseitigte sie endlich ganz. Das Haupt dieser vermittelnden Richtung, für sich noch kein entschiedener Humanist, war Johannes Heynlin von Stein (a Lapide), der in Basel während der zweiten Hälfte

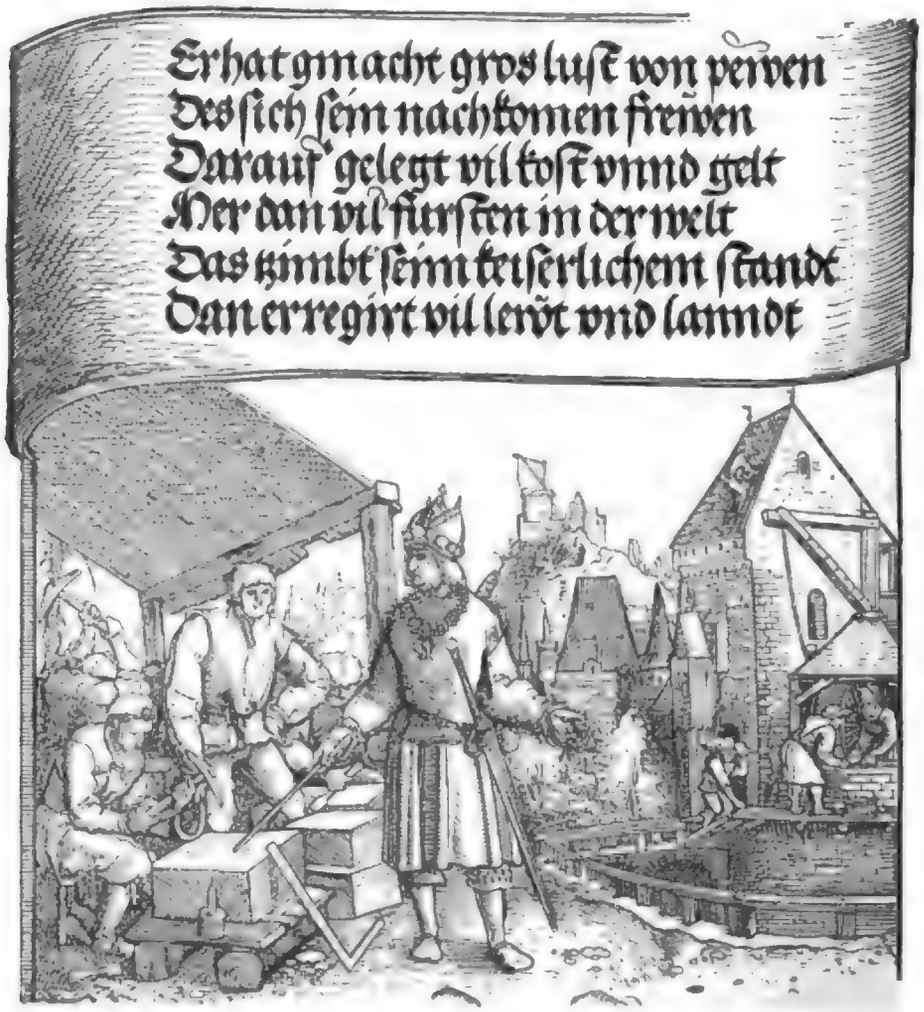
des fünfzehnten Jahrhunderts Professor war, aber als Mönch endete. Ihm, dem feurigen Verehrer Marias, war es wohl zu verdanken, daß mehrere Humanisten, teils aus Überzeugung, wie Wimpheling und Sebastian Brant, teils bloß zum Zwecke poetischer Übung, wie Hermann vom Busche, die Himmelskönigin in Versen verherrlichten. Sogar Jakob Locher (Philomusus) beteiligte sich daran und besang außer der Jungfrau auch noch alle Heiligen, Eremiten, Mönche und Priester; um so größer war daher die Entrüstung des Kreises, aus dem er hervorgegangen, als er seit dem Jahre 1503 in mehreren Schriften, aus Eifer für den Humanismus (die „Poesie") gegen die Theologie zu Felde zog und sie verächtlich verwarf. Gegen Lochers „schändliches Machwerk" (turpem libellum) verteidigte der Straßburger Humanist und aufrichtige deutsche Patriot Jakob Wimpheling die heilige Wissenschaft und es gab einen so unerquicklichen und persönlichen Streit, wie sie unter den Humanisten leider nur zu häufig vorkamen. Für uns haben diese Vorfälle nur deshalb noch Interesse, weil mit ihnen Sebastian Brants Hauptwerk zusammenhängt, in dem sich die Begeisterung für die Kirche in ihrer Ganzheit mit derjenigen für Kaiser und Reich vereinigt. Dieses Werk war das „Narrenschiff", welches im Jahre 1494, illustriert mit Holzschnitten, in deutscher Sprache erschien und von dem damals noch nicht abgefallenen Jakob Locher ins Lateinische übersetzt wurde. Es ist eine gereimte Satire ohne alle Poesie, wie ohne alle Originalität, eine Nachahmung Freidanks, den Brant zwar herausgab, aber nicht erreichte. Im „Narrenschiff" schwingt der Dichter die Geißel über alle möglichen Narrheiten, die er in mehr als hundert verschiedenen Narren darstellt, welche sich auf einem Schiffe zusammenfinden, das über Schlauraffenland und Narragonien fährt, das heißt auf einem der zur Fastnacht üblichen Wagenschiffe (S. 341). Der Einfluß des durchaus konservativen Werkes war ein radikaler und trug nicht wenig zur Nährung der Opposition gegen veraltete Übelstände in Staat und Kirche bei. Es ist ihm namentlich auch die Ehre widerfahren, daß der berühmte Kanzelredner Johannes Geiler von Keisersberg, übrigens ein Nachahmer Bertholds von Regensburg (S. 271), in Straßburg eine Reihe von Predigten über Brants Narrenschiff hielt, dessen Narrheiten er als Sünden auffaßte.

Ebenso fern aller Feinheit und allem Wohllaut, aber mit mehr poetischer Gabe ließ im Jahre 1512 der Franziskaner Thomas Murner aus dem Elsaß, der zwar nicht den Humanisten angehörte, aber mit ihnen in mannigfacher Verbindung und noch mannigfacherem Streite stand, seine „Narrenbeschwörung" folgen. Murner hat übrigens seine Dichterlaufbahn, noch mehr aber seine pädagogischen (mnemotechnischen) Spielereien, wie „juristisches Kartenspiel" u. a. durch seinen heftigen Kampf gegen die Reformation verdunkelt; wenn ihm auch zugestanden werden muß, daß er dabei aus tiefster Überzeugung handelte und daß er von seinen Gegnern über Gebühr und wider Verdienen verunglimpft und herabgesetzt worden, so bleiben doch seine auf diesen Streit bezüglichen Schriften Muster einer großen, selbst die damals allzusehr übliche noch wesentlich übertreffenden Roheit.

Zu den Vorboten der Umgestaltung der Zustände Deutschlands, welche im sechzehnten Jahrhundert auftrat und im allgemeinen auf zunehmende Selbständigkeit der einzelnen Lebenskreise abzielte, gehört auch die neben den zuletzt geschilderten wissenschaftlichen und litterarischen Bestrebungen sich vollziehende Unabhängigkeit der Kunst von der Kirche. Die Verdienste der Geistlichkeit um die Pflege des Schönen sind allerdings zu Zeiten rühmenswert gewesen, wie wir wiederholt hervorgehoben haben. Aber vielseitig und ihrer wahren Bestimmung gemäß konnte sich die Kunst so wenig wie die Wissenschaft entwickeln, wenn sie stets in den Händen eines und desselben Standes blieb, dessen eigentliche Aufgabe ja lediglich die Pflege der Religion ist. Wie schon die Dichter der Stauferzeit die Poesie, wie die Humanisten die Wissenschaft von der einseitig geistlichen Wirksamkeit loslösten, so geschah es seit derselben Zeit und schon früher, daß die Bauleute sich durch die häufigen Kirchenbauten mehr und bedeutendere Kenntnisse von der Baukunst aneigneten, als die Geistlichen, unter deren Leitung sie standen, besaßen. Langsam, aber stetig nahmen die geistlichen Baumeister an Zahl ab und räumten das Feld den kunstgerechten Steinmetzen, die durch keinen andern Beruf abgehalten wurden, sich vollständig in die Geheimnisse der Architektur zu vertiefen. Schon im dreizehnten Jahrhundert waren die Baumeister in der Regel weltlichen Standes, und die Zunftordnungen der Städte,

denen sie angehörten, festigten ihr Standesbewußtsein und ihren körperschaftlichen Zusammenhang bedeutend. Später machten sie sich auch von den Zünften unabhängig und bildeten eine Organisation, die weit über das stets engherziger werdende Zunftwesen hinausging und einen hohen Ideenflug nahm, der nahe an kosmopolitische Weitherzigkeit streifte. Dies war die Bauhütte, die große Verbindung der deutschen Steinmetzen, deren Wandern von einer Hütte zur andern nicht wenig zur Verbreitung des gotischen Kunstideals beigetragen hat.

Die einzelnen Steinmetzenvereine versammelten sich wohl früher in den bei den Kirchenbauten errichteten Bretterhütten (engl. lodges, Logen, vom althochdeutschen loubja, Laube) und



Steinmetzen.

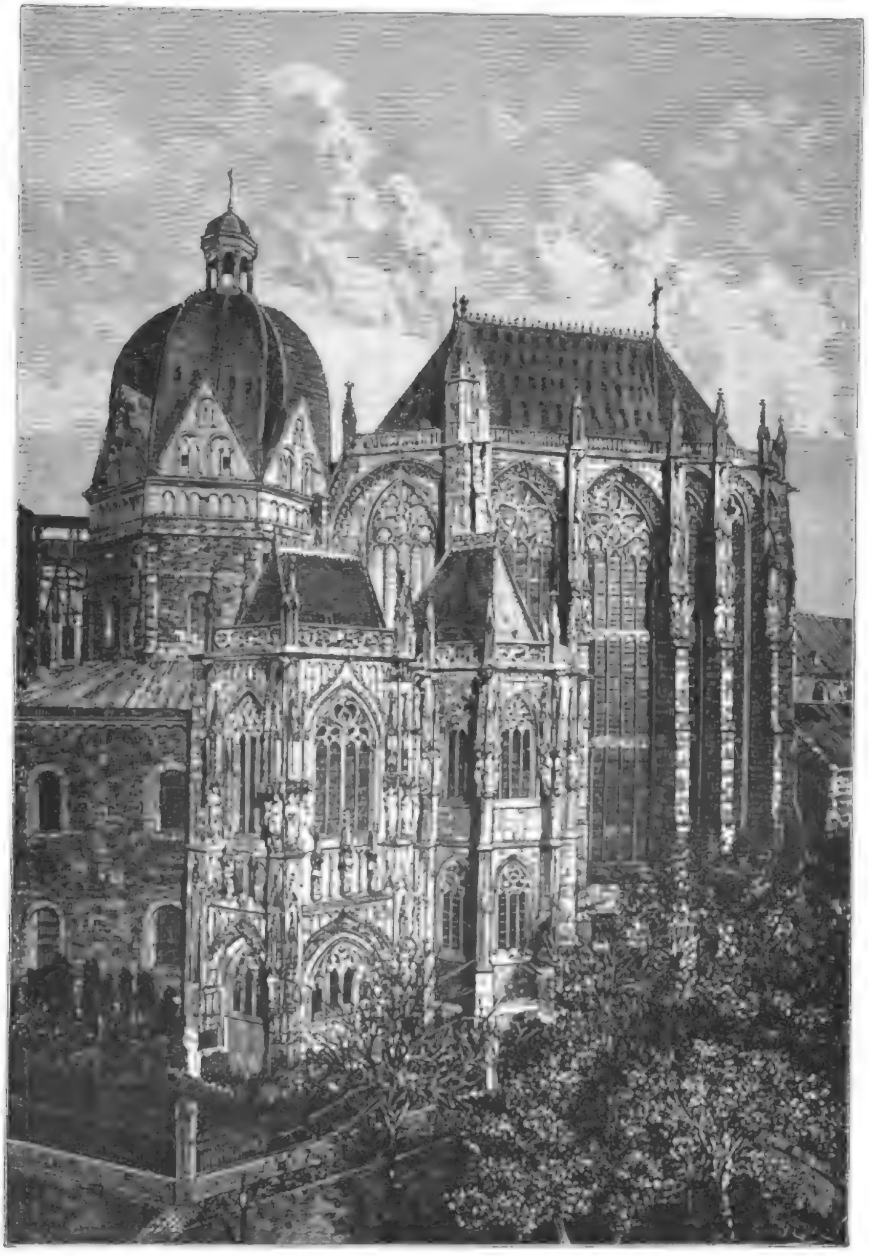
Faksimile eines Holzschnittes nach Albrecht Dürers Zeichnung, um 1510, aus Maximilians I. „Ehrenpforte", den Kaiser unter seinen Bauleuten darstellend.

hießen daher Bauhütten. Die Mitglieder nannten sich Brüder und ihren über ganz Deutschland ausgedehnten Bund die Brüderschaft. Dieselbe hielt „Tage" ab, welche sich bald da bald dort versammelten und im Jahre 1459 zu Speier, Straßburg und Regensburg auf Grund der alten Gewohnheiten des Handwerks eine „Ordnung und Vereinigung gemeiner Brüderschaft des Steinwerks und der Steinmetzen" erließen; nachdem dieselbe in Basel und Straßburg 1497 und 1498 Verbesserungen erfahren hatte, erhielt sie die kaiserliche Bestätigung Maximilians. Zusammen hießen diese Urkunden das „Bruderbuch." Eine besondere Ordnung stellten im Jahre 1462 die sächsischen Bauleute auf einem Tage in Torgau auf. Jede Bauhütte gliederte sich in Meister, Parlierer und Gesellen mit einem Werkmeister an der Spitze. Die Inhaber dieses Amtes der Bauhütten zu Straßburg, Köln und Wien standen drei großen Kreisen, in die

Der St. Stephans-Dom in Wien.

UNIVERSITY

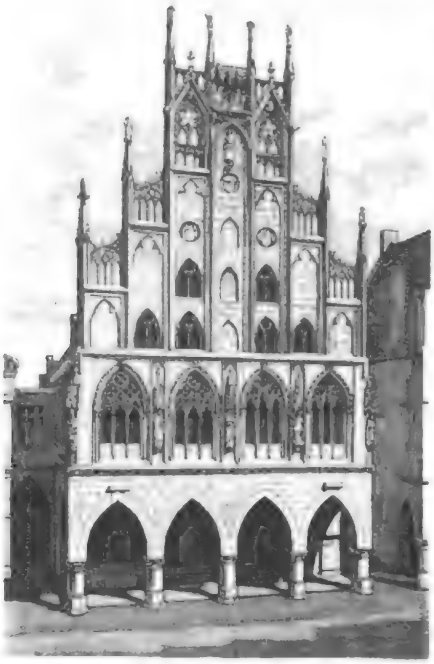
Digitized by Google



Der Dom zu Aachen,
von der Chorſeite geſehen, deren Bau im Jahre 1351 unter dem Bürgermeiſter Gerhard von Schellare begonnen wurde.

das Reich geteilt war, vor und der Meiſter von Straßburg nahm den erſten Rang unter ihnen ein, bis ſeine Stadt den Franzoſen in die Hände fiel.

Die Brüderſchaft der Steinmetzen hatte nicht nur techniſche, ſondern auch moraliſche Ziele. Es war den Brüdern verboten, verſtorbene Meiſter und ihre Werke zu ſchmähen, ihre Kunſt um Geld zu lehren, Streitigkeiten unter ſich anders als durch Schiedsrichter zu erledigen; die Meiſter durften ihre Geſellen nicht einſeitig, ſondern nur nach Beratung mit anderen Meiſtern und mit Zuſtimmung der Mehrzahl ihrer Geſellen entlaſſen. Regelmäßige Verſammlungen hielten Freundſchaft und Geſelligkeit aufrecht; geheime Erkennungszeichen, feſtſtehende Grußformeln und Händedruck beſonderer Art wahrten die Unverletzlichkeit der Kunſtgeheimniſſe. Neue Geſellen wurden unter beſtimmten Ceremonien, aus denen ſich die der Freimaurer entwickelt haben, aufgenommen und auf die Bundesgeſetze verpflichtet; der Aufgenommene konnte überall, wohin er kam, in der Bauhütte ſein Wiſſen von der Kunſt unentgeltlich erweitern. Jeder auch erhielt ſein Handzeichen, das die Brüder an ihren Arbeiten, nebſt den Sinnbildern der Kunſt, Hammer, Zirkel und Winkelmaß, ausmeißelten. Auch beim Trinken hatten ſie beſondere Bundesregeln zu beobachten.



Das Rathaus zu Münſter in Weſtfalen.
Zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts.
Vorbildlicher Prachtbau für viele ähnliche Bauwerke. In der räumlichen Anlage ganz dem mittelalterlichen Bürgerhauſe gleichend; mit der ſchmalen Giebelſeite gegen die Straße ſtehend.

So ſehr auch unter den Steinmetzen der chriſtliche Charakter ihres Bundes und der Kunſt aufrecht erhalten wurde, ſo iſt doch ſeit dem vierzehnten und beſonders im fünfzehnten Jahrhundert unter ihnen ein Zug der Oppoſition gegen die Hierarchie zu bemerken, der übrigens der geſamten Zeit, namentlich ihrer Litteratur eigen war. Dieſer Geiſt fand ſatiriſchen Ausdruck in den Kunſtwerken und zwar ohne Scheu in Kirchen ſelbſt, durch Darſtellungen, wie z. B. Höllenſturz des Papſtes beim letzten Gericht, die thörichten Jungfrauen mit Biſchofsmützen und Kardinalshüten, Prozeſſionen von Tieren mit Kerzen in den Pfoten; ſogar Motive, die der Anſtand zu nennen verbietet, kamen in dieſen gegen die Schwächen des Klerus gerichteten Steinmetzarbeiten vor. Die Geiſtlichen ließen dieſen Satiren merkwürdiger Weiſe freien Lauf; ſie betrieben eifrig den Bau der Kirchen und benutzten das Mittel des Ablaſſes, um Beiträge für die Vollendung ihrer Bauten zu ſammeln.

Auch die durch die Steinmetzen ſo ſehr vervollkommnete und verbreitete *gotiſche* Baukunſt (S. 274), deren franzöſiſche Anfänge während des fünfzehnten Jahrhunderts in Deutſchland völlig umgewandelt wurden, ſtrebte augenſcheinlich nach einer neuen Zeit der Geiſtesbefreiung. Ihre hohen, offenen, der Unendlichkeit entgegenſteigenden Türme drückten dieſes Streben in erhabener Weiſe aus. In den Verzierungen der Fenſterbogen und anderer Bauteile fand ſich Mannigfaltigkeit und Reichtum der Formen ein; der Künſtler ſuchte ſich von dem Zwange der Einförmigkeit zu löſen. Die vorſpringenden Pfeiler, die zwiſchen ſie eingebauten Fenſter und die in Stein gehauenen Zierraten ließen dem Bilderdienſte keinen Raum übrig. Das myſtiſche Helldunkel der Dome begünſtigte die religiöſe Vertiefung, die ſeeliſche Verſenkung in die eigene Innerlichkeit, die perſönliche, unbeeinflußte Andacht. Der Spitzbogen ſelbſt iſt ein Bild, das „der ſelbſtändigen Individualität einen Spielraum ihrer Entfaltung gewährt“. Alles ſtimmt zu dieſem Charakter des Aufgehens im inneren Seelenleben, des Suchens der Gottheit ohne Störung durch bunte Außeneindrücke.

In großen Domen fügten ſich im Langhauſe zu beiden Seiten des überragenden Mittelraumes des Hauptſchiffes zwei Seitenſchiffe an; der runde Chorſchluß geſtaltete ſich zu einem vieleckigen, der zur vollen Höhe des Baues emporſtieg, aber von einem Kranze niedriger Kapellen umgeben wurde. Die Mauer löſte ſich in eine Reihe von Strebepfeilern auf, zwiſchen denen das Licht durch ein einziges hohes Fenſter einfiel, das durch farbenprächtige Glasmalereien oft den Mangel an Wandgemälden erſetzte und doch mehr durch Lichteffekte als durch ſeine Farbe und Zeichnung wirkte.

An der Spitze der hervorragenden Bauwerke des gotiſchen (im Mittelalter „fränkiſchen“) Stils in ſeiner reinen deutſchen Ausbildung ſteht der in ſeiner Herrlichkeit einzige Kölner Dom, deſſen Vollendung erſt unſerer Zeit vorbehalten war. Aus der an ihm gebildeten Schule ſtammt auch der Chor des Münſters zu Aachen. Ihm folgten die kleineren ebenbürtigen Prachttempel, die auch durch Jahrhunderte im

Die Grabplatte Kaiſer Friedrichs III. im Stephansdom zu Wien.

Das Grabmal des Kaiſers iſt eine Tumba von 5 Fuß Höhe, 12½ Fuß Länge und 6½ Fuß Breite, welche auf allen Seiten mit Reliefs geſchmückt iſt. Der Kaiſer iſt auf der Deckelplatte in liegender über 7 Fuß hoher Figur, in rotem Salzburger Marmor, vermutlich von Nikolas Lerch (geb. zu Leyden, geſt. in Wien 1493) dargeſtellt, und noch bei des Kaiſers Lebzeiten, daher mit offenen Augen. Die Figur giebt ein Beiſpiel des vollſtändigen Kaiſerornates. Um das Scepter ſchlingt ſich ein Band mit den Initialen von Austriae Est Imperare Orbi Universo. Über dem Schwerte ein Blatt mit des Kaiſers Monogramm. Des Kaiſers Haupt iſt von einem Baldachin überdacht, an welchem der heilige Chriſtophorus, das Chriſtuskind durch die Fluten tragend, dargeſtellt iſt; daneben Reliefbilder von zwei Heiligen. Zu den Füßen des Kaiſers ein Wappenſchild mit dem Habsburger Löwen. Links vom Kaiſer das alte Reichswappen, der Fünfadlerſchild und das lombardiſche Wappen; rechts ein einfaches Kreuz, der doppelte Reichsadler und der öſterreichiſche Bindenſchild. Auf drei Seiten des Plattenrandes die Umſchrift: FRIDERICUS TERCIUS ROMANOR · IMPERATOR · SP · AUGUSTUS AUSTRIE, STIRIE, KARINTHIE, ET CARNIOLE DUX DNS MARCHIE SCLAVONICE AC PORTUSNAONIS COMES I HABSPURG, TIROL, PHERRET ET I KIBURG MARCHIO BURGOVIE ET LANTGRAVI ALSACIE OBIT ANO DNI MCCCC (LXXXXIII fehlt, da bei des Kaiſers Lebzeiten vollendet, und ſpäter die Ergänzung unterlaſſen iſt).

Bau begriffen gewesen und doch zum Teil unvollendet geblieben sind, zu Magdeburg, Halberstadt, Straßburg, Freiburg, Ulm, Bern, Regensburg, die Frauenkirchen in Nürnberg und Würzburg, beide an der Stelle während der Judenbrände zerstörter Synagogen, und der imposante Stephansdom der österreichischen Hauptstadt. Verflacht und gekünstelt zeigt sich die deutsche Gotik in dem unter Karl IV. zu Prag erbauten Dom von St. Veit. In den Ländern des Ziegelbaues gehören die großartige Marienburg des deutschen Ordens (S. 473) und zahlreiche Rathäuser und Stadtthore (S. 313, 314, 316) dieser Kunstperiode an.

Mit derselben verband sich allmählich eine erhöhte und erweiterte Lebensanschauung, für welche das Hervortreten des Individualismus in bedeutenden Baumeistern, die sich aus den Bauhütten abheben, charakteristisch ist: Peter Arler, der Architekt Kaiser Karls IV. in Prag, Hans von Burghausen in Landshut, Konrad Roritzer in Regensburg und sein Sohn Matthäus, Ulrich Ensinger aus Ulm, dessen Sohn Matthäus, waren Künstler von hervorragender Eigenart während der deutschen Periode der Gotik. Den Übergang von derselben zu der „Renaissance“ bilden die sächsischen Bauten an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, wie der Dom in Freiberg, die Kirche zu Annaberg und die Albrechtsburg in Meißen.

Während der Herrschaft der Gotik im Reiche der Baukunst war der letzteren die Plastik vollständig unterthan. Durch die geringe Wandentfaltung der gotischen Dome wurden der Verwendung plastischer Bildwerke enge Grenzen gesetzt; der Spitzbogen zwang sie, „sich zu ducken und zu bücken, um überhaupt Platz zu finden“.

Die Bildsäulen des vierzehnten Jahrhunderts erscheinen daher vielfach in gebeugter und gewundener Stellung, die indessen, wie auch der empfindsame Ausdruck der Köpfe, charakteristisch mit der ganzen Zeitrichtung übereinstimmt. Künstlerisch bedeuten sie einen bedauerlichen Rückschritt gegenüber den kraftvollen Statuen des dreizehnten Jahrhunderts; der Faltenwurf erscheint beinahe als die Hauptsache bei diesen streng verhüllten Jammergestalten, die durchaus zu der traurigen Zeit der Judenmorde, des Schwarzen Todes und der Geißelbrüder passen. Dagegen ist anzuerkennen, daß ihre Mienen mehr inneres Leben ausdrücken, als ihre kalten und stolzen Vorgänger. Hervorragende Beispiele der plastischen Kunst dieser Zeit sind die seelenvollen Statuen der klugen und thörichten Jungfrauen am Portale des Münsters von Freiburg im Breisgau, die Reliefs am Münsterportal von Straßburg, die Christus-, Maria- und Apostelbilder im Kölner Dome, die Reiterstatue des heiligen Georg in Prag, die Jüngsten Gerichte von St. Lorenz und St. Sebald in Nürnberg, die charaktervolle Statue Karls IV. in Berlin (aus Nürnberg stammend). Auch eine Menge Grabmäler und Schnitzaltäre gehören dieser Periode an.

Kaufmann. Äbtissin.

Gruppen aus dem Baseler Totentanz von 1440

Digitized by Google

Umschreibung und Übersetzung

zu dem Faksimile einer Seite aus des

Otto von Passau „Die vierundzwanzig Alten".

Handschrift vom Jahre 1456. München, Kgl. Hof- und Staatsbibliothek.

I. Spalte

Sanctus Johan-
Sankt Johan
nes ewange-
nes der Evange-
lista sach in
list sah in
der Tougen
der Geheimnisse
puech in dem
Buch in dem
hymel sitzen
Himmel sitzen
den herren hy
den Herrn des Him-
melreichs vnd
melreichs und
ertreichs auf
Erdreichs auf
dem thron seiner almächtige-
dem Thron seiner Allmacht,
kait vnd stuenden vor ym vier
und es standen vor ihm vier
vnd twaintzig alten in wei-
und zwanzig Alte in wei-
ssenn claidernn vnd woren
ßen Kleidern und waren
gechrönt mit guldein chro-
gekrönt mit goldenen Kro-
nen vnd sprachen zů vnserem
nen und sprachen zu unserm
herren herr almächtiger got
Herrn Herr, allmächtiger Gott,
du pist allain wirdig ze em-
Du bist allein würdig zu em-
phachen, ere, schonhait, lob
pfangen Ehre, Schönheit, Lob
vnd tugent wann du hast be-
und Tugend; denn Du hast
schaffen allew ding, vnd in
alle Dinge geschaffen, und nach
deinem willen sind sy gema-
Deinem Willen sind sie gemacht
chet worden Disew figur
worden. Diese Figur
bedewt vns, das man nyem-
lehrt uns, daß man niemand
ant in zeit noch in ewigkait
weder in dieser Zeit noch in der Ewigkeit
loben sol dann got allain dar
loben soll als Gott allein.
vmb das er tausent mal pe-
weil er tausendmal bes-
sser ist dann kains menschen
ser ist, als irgend eines Menschen
hertz betrachten kan, noch kain
Herz einsehen kann, noch ein
mund gereden kan, noch kain
Mund aussprechen kann, noch eine
vernunfft versten kan, noch
Vernunft verstehen kann, noch
kain chrafft begreiffen kan
ein Verstand begreifen kann,
vnd ist dem menschen nit pe-
weshalb es für den Menschen nichts
sers dann got allain vnd
Besseres gibt, als Gott allein und
alles sein leben in got ordnen
sein ganzes Leben nach Gott zu richten
vnd zemal keren Der das
und ihm völlig zuzuwenden. Wer das
nit thůet Sprichet Bern-
nicht thut, spricht Bern-
hardus vber der mynne
hard in dem Buch von der Liebe
büech Der ist wirdig des
(zu Gott), der verdient den
ewigenn todes vnd sein
ewigen Tod und sein
leben ist vnuerfangen wann
Leben ist erfolglos; wie der
sanctus Augustinus spricht
heilige Augustin spricht:
Das zeitleich leben ist alles
Das zeitliche Leben ist durchaus
ain zergänckliche lebenn
ein vergängliches Leben,

II. Spalte

ain zweifflichs leben ain sorg-
ein Leben voller Zweifel und
cklich leben ain vnstätz leben
Sorgen, ein unstätes Leben,
ain betrogens leben ain vnpil-
ein verblendetes Leben, ein unna-
lichs leben ain betrübtes leben
türliches Leben, ein trauriges Leben.
In dem leben, essen blaget, trin-
In diesem Leben blähet das Essen, ver-
cken vergifftet, vasten mö-
giftet das Trinken, macht mager das
gert, schlaffen erfullet, schym-
Fasten, faul das Schlafen, betrübt
pfen trauren betrübet, fleisse
das Schimpfen und Trauern, bezwingt
betzwinget, sicherhait abne-
der Fleiß, nimmt ab die Sicher-
met, reichtumb vbernemet,
heit, gewinnt die Ueberhand der Reichtum,
armöt verschmächet, jugent
erniedrigt die Armut, treibt Mut-
mütwilliger, alter chrencket,
willen die Jugend, bedrückt das Alter,
siechtumb vernichtet, tod zer-
verzehrt die Krankheit, zerstört
störet vnd freud diser welt
der Tod und vergeht die Freude
verdreibet Das sprichett er
dieser Welt. So spricht er.
Er spricht auch in der mynne
Er spricht auch in dem Buch über
puech von dem lieblosen leben
die Liebe von dem Leben ohne Liebe:
O dw zergancklcichs gegen-
O du vergängliches gegen-
wurtigs leben wie gar ge-
wärtiges Leben, wie gar mangel-
brechhafft ist dein weiz wann
haft ist deine Beschaffenheit! Denn
dw betrengest vil mensch-
du betrügst viele Menschen
en, wo du fleuchest so pist
Wenn du fliehst, existierst
dw nit, dein erhöchung ist
du nicht. Deine Erhebung ist
ain rauch den thoren Bist
ein Rauch. Den Thoren bist
du sieß den weysen Bist
du süß; den Weisen bist
dw pitter den die dich lieb
du bitter. Die dich lieb
habend, die erchennent dich
haben, erkennen dich (nicht),
die dich erchennent die für-
die dich erkennen, fürch-
chtent dich Dein weg ist be-
ten dich. Dein Weg ist be-
trogen du ertzaigest dich
trügerisch. Du erzeigst dich
ettlichen lewten lang das
manchen Leuten lang, um
du sy betrewgest an dem
sie zuletzt zu betrü-
end Ettlichen ertzaigest du
gen; manchen erzeigst du
dich brait das sy vil vnlus-
dich breit, daß sie viel Unerfreu-
tes furbringent Ettlichen
liches vollbringen; manchen
ertzaigest du dich kurtz das
erzeigst du dich kurz, daß
sy ir sünd nit bewainenn
sie ihre Sünde nicht bewrinen
mügen Ettlichen schmal das
können; manchen schmal, daß
sy nit güete werck thüend
sie keine guten Werke vollbringen;
Ettlichen traurig das sy chai-
manchen traurig, daß sie kei-
nenn trostt emphachenntt
nen Trost empfangen.

Sanctus Johā
nes ewange
lista sach in
der Taugen
puech In dē
hymel sitzen
den herren hy
melreichs vn̄
ertreichs auf
dem thron seiner almächtige
kait vnd stuenden vor ym vier
vnd zwaintzig Allten in wei
ssenn claidern vnd woren
gechront mit guldem chro
nen vnd sprachen zw̄ vnserm̄
herren Wher almächtiger got
Du pist allem wirdig ze em
phachen · ere · schonhait · lob ·
vnd tugent Wann du hast be
schaffen allew ding vnd In
deinem willen sind sy gema
cher worden Disew figur
bedewt vns · das man nyem
ant in zeit noch in ewigkait
loben sol dann got allam Dar
vmb das er tausent mal pe
sser ist dann kains menschen
hertz betrachten kan · noch kain
mund gereden kan · noch kain
vernufft versten kan · noch
kain chrafft begreiffen kan
vnd ist dem menschen nit pe
ssers dann got allam vnd
alles sein leben in got ordnen
vnd zemal keren Der das
nit thuet Sprichet Bern̄
hardus vber der mynne
buech Der ist wirdig des
ewigenn todes vnd sein
leben ist vnuerfangen Wan̄
Sanctus Augustinus spricht
Das zeitleich leben ist alles
am zergäncklichs lebenn
Am zweifflichs leben Am sorg
cklich leben Am vnstätz leben
Am betrogens leben Am vnpil
lichs leben Am betrübtes lebn̄
In dem leben · essen blaget · trin
cken vergifftet · vasten mö
gert · schlaffen erfullet · schym
pfen trauren betrübet · fleisse
betzwinget · sicherhait abne
met · reichtumb vbernemet ·
armůt verschmächet · Jugent
můtwilliget · alter chrencket
siechtumb vernichtet · tod zer
störet vnd freud diser welt
verdreibet Das sprichett er
Er spricht auch in der mynne
puech von dem lieblosen leben
O dw zergancklichs gegen
wurtigs leben wie gar ge
brechhafft ist dem weiz Wan̄
dw betreugest vil mensch
en Wo du fleuchest so pist
dw nit · dem erhöchung ist
am rauch den thoren Bist
du süess den weysen Bist
dw pitter den die dich lieb
habend · die erchennent dich
Die dich erchennent die fur
chtent dich Dein weg ist be
trogen Du ertzaigest dich
ettlichen lewten lang · das
du sy betrewgest an dem
end Ettlichen ertzaigest du
dich brait · das sy vil vnlus
tes fur bringent Ettlichen
ertzaigest du dich kurtz · das
sy ir sünd nit bewainenn
mügen Ettlichen schmal · das
sy nit guete werck thuend
Ettlichen traurig das sy chai
nenn trostt emphachenntt

UNIV TY

Digitized by

Die Entwickelung der Städte zu hoher Blüte war die Vorbedingung zur Ausbildung der Malerei als eigentlicher Kunſt. Denn ſie bedurfte einer techniſchen Schulung, und dieſe war nur auf dem Boden des Handwerks möglich. Die Buchmalerei der Klöſter war dahin geſchwunden; die Stadtbürger mußten auf dem Boden, den die Mönche verlaſſen, fortbauen. Noch in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wirkte die Buchmalerei fort; in der zweiten aber überwog die höhere und freiere Tafelmalerei. Auf dem Gebiete der erſteren trat nach franzöſiſchen Vorbildern aus der Zeit Ludwigs des Heiligen an die Stelle der gemalten Ornamente die bildliche Darſtellung von Vorgängen. Dieſelben waren häufig in die Anfangsbuchſtaben hineinkomponiert und mit ihnen verwoben; in beſonders reich ausgeſchmückten Handſchriften wurde oft die ganze Seite durch ein mit Tierbildern belebtes Rankenwerk umfaßt. Endlich wurde die Illuſtration vom Initial ganz unabhängig. Hervorragende deutſche Werke dieſer Art ſind die Bilderchronik der Romfahrt Kaiſer Heinrichs VII. (S. 295 ff.), die bildlichen Darſtellungen zum Sachſen- und Schwabenſpiegel (S. 213 u. 370 ff.), das Paſſionale der Prinzeß-Äbtiſſin Kunigunde von Böhmen u. a. „Die beliebteſten Leiſtungen religiöſer Illuſtration waren jedoch die ſogenannten Armenbibeln und die damit verwandten Erbauungsſchriften.“ Mit ihnen wetteifern glücklich die bilderreichen Liederhandſchriften, von denen die Weingartner und die Maneſſeſche (jetzt in Heidelberg, S. 267 u. Abb. S. 233 ff.) die bedeutendſten ſind. — Der Wandmalerei war die gotiſche Baukunſt nicht günſtig: ſie ließ ihr in den Kirchen keinen Raum, außer an beſchränkten Einzelteilen der Bauwerke, und an den Gewölbejochen. Dafür wurde ſie in den Burgen entſchädigt, deren Wände, wie ſpäter auch die der ſtädtiſchen Patrizierhäuſer, mit Darſtellungen aus den höfiſchen Heldengedichten bedeckt wurden: ſchlanker Körper, langer Hals, ovales Geſicht, gebogene Naſe ſind charakteriſtiſche Kennzeichen der Figuren von Wandgemälden dieſer Epoche. — Wichtiger aber wurde die Tafelmalerei, welche ihr erſtes Feld in den Altären der Kirchen und Kapellen fand. Ihre ruhm- und einflußreichſte Schule war die von Köln, welche zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, in der Zeit der wilden Parteikämpfe (S. 322) und zugleich der Blüte des Myſticismus (S. 412) wirkte, und deren erſter Meiſter Wilhelm von Herle war. Die großen Myſtiker Albertus Magnus (S. 271), Eckhart, Tauler, Suſo lehrten dort und empfahlen die meiſt mit glänzendem Goldhintergrund ausgeſtatteten Bilder für die Erbauung, wie hinwieder ihre Lehren durch dieſe Gemälde verherrlicht wurden, in deren Geſtalten laut die Herabſetzung des Körperlichen zu gunſten der Seele ſpricht.

Spielmann. Bettler.

Gruppen aus dem Baſeler Totentanz von 1440.

Verkleinertes Fakſimile einer Seite einer Pergament-Handſchrift der deutſchen Armenbibel.
15. Jahrhundert. München, königl. Hof- und Staatsbibliothek.
Das Hauptbild ſtellt Chriſti Auferſtehung dar; links (vom Beſchauer) Jakob und Hoſea, rechts David und Salomo; darunter als Vorbilder Simſon, der das eherne Stadtthor ausgehoben hat, und Jonas, der vom Walfiſch wieder ans Land geſpieen wird.

Im fünfzehnten Jahrhundert, als die Myſterien (S. 446) aus der Kirche auf den Marktplatz heraustraten und die deutſche Sprache die lateiniſche immer mehr verdrängte, brach auch für die Malerei eine neue Zeit an. Das Loſungswort war jetzt: Einführung der Landſchaft und damit der Natur in die Heiligenbildnerei, und es paßte trefflich zur gleichzeitigen Blüte des Volksliedes. Man begann die menſchliche Geſtalt abzubilden, wie ſie iſt. Das erſte Werk, das dieſe neuen Gedanken verwirklichte, iſt das von den Brüdern Hubert und Jan van Eyck

ausgeführte, im Jahre 1432 vollendete Altargemälde in Gent; an die Stelle des blendenden aber lebloſen Goldhintergrundes traten hier gotiſche Gebäude und märchenhafte Landſchaften. In den Bildern der von ihnen begründeten Schule grünt und blüht die Natur wunderbar. „Sonne, Luft und Meer, Flüſſe, blaue Berge und grüne Hügel, bunte Thäler, Wälder, Gärten, Blumen und Fruchtbäume, Städte und Schlöſſer, Tiere und Menſchen ſind meiſt vereint, um die Scene zu ſchmücken.“ Stephan Lochener, der in Meersburg am Bodenſee

Faksimile einer Seite der erſten gedruckten lateiniſchen Ausgabe der Armenbibel (Biblia pauperum).

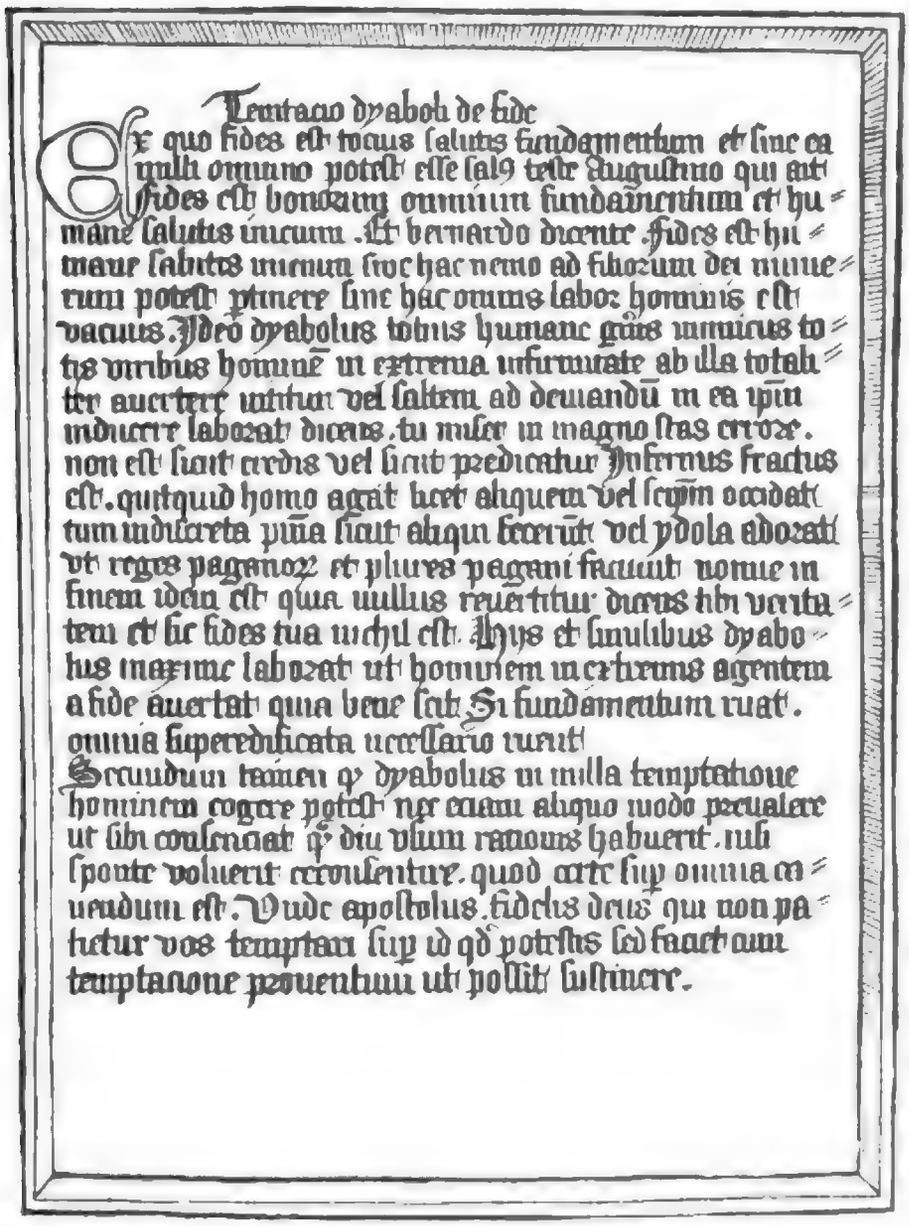
geboren und in Köln Bürger geworden war, ſchmückte in dieſer Weiſe den Altar der Rathauskapelle mit einer dreiteiligen Tafel, deren Inhalt die heilige Jungfrau verherrlicht, und ſchuf in ſeiner „Maria im Roſenhag“ ein liebliches Bild. Die neue Richtung teilte ſich bald auch den am Oberrhein thätigen Malern mit. Der von Augsburgern abſtammende Martin Schongauer (in Kolmar geboren, † 1491) malte ebenfalls eine „Maria im Roſenhag“, aus der tiefe Empfindung ſpricht. Realismus und Anmut verbinden ſich in ſeinen Werken, die in Geſchmeidigkeit der Formen und Gemeſſenheit des Ausdrucks einen Fortſchritt der Kunſt

bedeuten. Eine schwäbische Malerschule bildete sich in Ulm und Augsburg. Hans Schüchlin aus Ulm († 1505) feierte auf dem Hochaltar in Tiefenbronn das Leben der Gottesmutter in Gemälden, welche auf die Zeitgenossen des Meisters großen Eindruck machten. Sein Schüler Bartholomäus Zeitblom († um 1517) war „einer der individuellsten und vornehmsten Künstlercharaktere" jener Epoche. Einflußreicher und regsamer noch waren die Maler Augsburgs, welche durch die Fugger, Welser und andere Patrizierfamilien, die Italiens Kunst kannten, begünstigt wurden. Hans Holbein der Ältere (um 1460 bis 1524) war denn auch der erste deutsche Maler, der sich den Kunstgenossen des Südens anlehnte; er besaß weniger Tiefe der Empfindung, als scharfe und schnelle Beobachtung. Durch Friedrich Herlin errang auch Nördlingen den Ruf eines Mittelpunktes schwäbischer Malerei. Den Ruhm von Nürnbergs Schule begründete Michael Wohlgemut (1434—1519); er schritt über die Altarmalerei hinaus, schmückte das Huldigungszimmer im Rathaus zu Goslar mit Wandgemälden, in denen neben Scenen aus dem Neuen Testament auch würdevolle Kaisergestalten und Sibyllen dargestellt sind; auch ist er wohl der erste deutsche Bildnismaler. Weniger hervorragend sind die Schulen von München, Regensburg, Salzburg und Wien; dagegen erzeugte Tirol in Michael Pacher einen der bedeutenderen Maler der Zeit.

Faksimile der dritten und vierten Seite der ersten, um 1450 gedruckten

Zur freien Kunst hatte es die deutsche Malerei in dieser Periode noch nicht gebracht; sie war noch zu derb und roh trotz aller Gemütstiefe und Seelenwärme. Auch die Glasmalerei, so sehr die gotische Baukunst, welche ihr größere Flächen gewährte, sie förderte, und so sehr sie namentlich in den Schweizer und den Nürnberger Arbeiten ihren Farben-

reichtum ſteigerte, war doch zunftmäßiges Gewerbe. Die Maler aller Art waren noch Handwerker und bildeten mit Tiſchlern, Glaſern oder Goldſchlägern eine ſtädtiſche Zunft. Wie regſam und unbewußt hochſtrebend aber das fünfzehnte Jahrhundert in der Kunſt der bildlichen Darſtellung war, zeigt die Entſtehung des Holzſchnittes ſchon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Seine erſten Werke waren allerdings unbeholfen und abſtoßend; er konnte zunächſt nur dem Tafeldruck zur Verfertigung populärer Bilder dienen (S. 129). Albrecht Pfiſter aus Bamberg begann den Holzſchnitt mit dem Letterndruck in Verbindung zu bringen und mit Michael Wohlgemut nahm die Kunſt dieſes Vervielfältigungsverfahren auf und machte es in reichſtem Maße der Bücherillu-ſtration nutzbar. Etwa ein halbes Jahrhundert nach dem Auftreten des Holzſchnittes folgte ihm, aus der Goldſchmiedekunſt ſich entwickelnd, der Kupferſtich; ſeine erſten Werke waren Spielkarten; er wurde aber von den ſchon genannten hervorragenden Malern der Zeit gepflegt und bedeutende künſtleriſche Schöpfungen, wie z. B. Martin Schongauers figurenreiche „Kreuztragung“ ſind als eigenhändige Kupferſtiche der Meiſter entſtanden. Wie die Gemälde, ſo ſind auch die in Kupfer geſtochenen Kompoſitionen bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts faſt ausſchließlich bibliſchen Stoffen entlehnt, nur Iſrael van Meckenem († 1503) macht in einigen intereſſanten genrehaften Stichen aus dem Leben der Zeit davon eine Ausnahme.



Ausgabe der „Ars moriendi“ (Kunſt des Sterbens). Holztafeldruck.

Aus dem Gebiete der Tonkunſt haben wir für die hier behandelte Zeit nur die Muſikinſtrumente zu berückſichtigen. Die Periode der Minneſinger hatte die Harfe und die Laute überliefert, ebenſo mannigfaltige Formen der Streichinſtrumente, wie die Krut (Rebek), die

Wagen mit Muſikern: Gruppe in dem Triumphzug Maximilians I., Holzſchnittwerk von Hans Burgkmair.

Die in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindliche Handſchrift von Kaiſer Maximilians Geheimſchreiber Marx Treitzſaurwein, der auch die Erläuterungen zu den folgenden, Muſik und Jagdweſen darſtellenden Illuſtrationen der genannten Handſchrift entnommen ſind, ſagt zu dieſem Muſikwagen:

„Darauf ſolln ſein die ſueß Melodey, Nemlichen alſo: Am Erſten ain tämerlin — Ain quintern — Ain große lauten — Ain Rybeben — Ain Fydel — Ain klain Rauſchpfeiffen — Ain Harpfen — Ain große Rauſchpfeiffen. — Item des Maiſters namen vnd ſein Reim ſolln noch geſtimpt werden. —

„Ich hab die ſueßen Melodey von Saitenſpill gar mancherley" u. ſ. w.

Item des knäbel vnnd Sy alle ſollen das lobkrennyle aufhaben."

Rotte, Fidel und Geige, aus welchen ſich in neuerer Zeit die Violine entwickelte. Die Blasinſtrumente ſind zuerſt durch die Kreuzfahrer aus dem Morgenlande gebracht worden: davon

Wagen mit Orgel: Gruppe in dem Triumphzug Kaiſer Maximilians I., Holzſchnittwerk von Hans Burgkmair.

„Auf demſelben Wägenle ſolle ſein Rygal vnnd Schalmeyenpoſſetif vnnd darauf man ſchlagen ſolle, — Item der maiſter ſolle ein Maiſter pauls Organiſt, vnnd ſein Reim auf die maynung gemacht werden: — Wie Er auf des Kaiſers Angeben die Muſica künſtlichen gemert und erclert hab.

„Regal, darzue das Poſitiff — die Orgel auch mit manchen Griff" u. ſ. w.

Item das Knabel vnnd Sy alle ſollen das lobkrennyle aufhaben."

Wagen mit Trompetern und Heerpauken. Gruppe im Triumphzug Maximilians I., Holzſchnittwerk von Hans Burgkmair.

„Auf demſelben Wägenle ſollen ſeyn fünf Schalmeyer, Puſauner vnnd krumphoerner. — Vnnd der Neyſchl ſolle Maiſter ſein, vnnd ſein Reim, ſo das knäbl fueren wird, ſolle auf die magnung gemacht werden; — Wie Er zu frewdt dem kaiſer vnnd nach ſeiner vnnderricht ſolichs Innſonderheit auf das luſtigiſt geſtimpt hab.

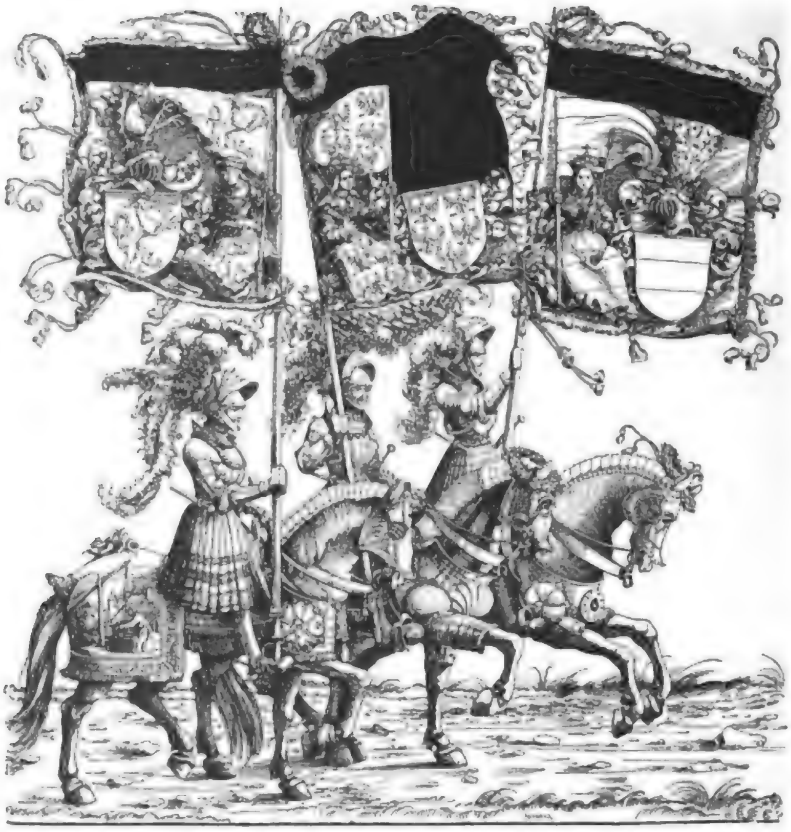
Poſaunen vnd Scholmayen gut — krumphorner auch zu gueten mut
geſtimbt vnd zuſamb Reguliert — hab Ich damit auch vil hofiert,
wie Kayſerliche Mayeſtat — daſſelbige mir angeben hat.

Sy alle vnnd das knabl ſollen die lobtrennple aufhaben."

kamen beſonders die Trompeten in Aufnahme, die ſehr lang und meiſt mit Tüchern behängt waren. Aber auch die Trommeln und Pauken ſind orientaliſcher Herkunft. Viel älter und bei uns einheimiſch ſind die Sackpfeife und die Schalmei. Die Kirchenmuſik beſchränkte ſich noch auf die Orgel, in deren Ausbildung Deutſche, im vierzehnten Jahrhundert Nikolaus Faber, im fünfzehnten Bernhard ſich auszeichneten.

Reichs-Trompeter. Gruppe in dem Triumphzug Maximilians I., Holzſchnittwerk von Hans Burgkmair.

„Item darnach ſollen ein guet Anzahl trumeter vnd paugker reiten mit des Reichs vanen an Iren trumeten vnnd die lobtrennple aufhaben."



Gruppe in dem Triumphzug Maximilians I., Faksimile aus dem Holzschnittwerk von Hans Burgkmair.

Neunter Abschnitt.

Das Reich und die Ausbreitung der deutschen Kultur.

Das deutsche Reich, das sich zwar noch „römisches“ nannte, dies aber noch weniger war als zu der Zeit, in welcher die Römerzüge den Sinn der Kaiser erfüllt hatten, — einst das Haupt Europas und der Stolz der Christenheit, war an die Grenze äußerster Ohnmacht gesunken. Das schrankenlose Emporwuchern der ehemaligen Reichsvassallen zu selbständigen Landesherren, namentlich seit die habsburgischen und luxemburgischen Könige und Kaiser jenes Krebsübel begünstigten, um ihre Hausmacht zu vergrößern und ihrem unaufhörlichen Geldmangel abzuhelfen, hatte Macht und Kraft des Reiches völlig untergraben. Dies zeigte sich am klarsten unter dem kraftlosen Friedrich III., dem letzten König, der sich in Rom als Kaiser krönen ließ. „In den Zeiten“, sagt der gefeierte Ranke, „in welchen alle Monarchieen Europas (England nach Beendigung des Rosenkrieges, Frankreich nach dem Sturze Karls des Kühnen, Spanien

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google

Bilder aus dem Landleben in Flandern unter

Miniaturmalereien von Hans Memling aus Mainz (um 1430—1496) in d

Digitized by Google

vr habsburgiſchen Herrſchaft im 15. Jahrhundert.

Gebetſammlung des Cardinals Grimani. Venedig, St. Marcus-Bibliothek.

Digitized by Google

UNIVERSITY

unter Ferdinand und Jsabella) sich konsolidierten, ward der Kaiser (von dem ungarischen Könige Mathias Corvinus) aus seinem Erblande verjagt und zog als ein Flüchtling im Reiche umher; er nahm sein Mahl in den Klöstern und den Städten des Reiches, wo man ihn umsonst bewirtete; mit den kleinen Gefällen seiner Kanzlei bestritt er seine übrigen Bedürfnisse; zuweilen fuhr er mit einem Gespann Ochsen seine Straße! Niemals, er fühlte es selbst, war die Hoheit des Reiches in niedrigerer Gestalt einhergezogen; der Inhaber einer Gewalt, welche ihrer Jdee nach die Welt beherrschen sollte, forderte gleichsam das Mitleiden heraus."

Mit Notwendigkeit mußten diese traurigen Zustände in weiten Kreisen das Gefühl hervorrufen, daß die Verfassung des Reiches der Verbesserung in dringendstem Maße bedürfe. Die erleuchtetsten Geister Deutschlands erfüllte der Gedanke, daß die Zwiegestalt von Kaiser- und Papsttum sich endlich überlebt habe und daß an ihre Stelle ein einiges und mächtiges, ein wahrhaft deutsches Reich treten müsse, welches mit den westlicheren Staaten Europas an Festigkeit wetteifern könne. Schon wurden die päpstlichen Legaten nicht mehr zu den reichsständigen Versammlungen eingeladen; zu dem Landfrieden, der die endlosen Fehden und Unruhen stillen und die Rechtssicherheit befestigen sollte, wurde die Beihilfe des Papstes nicht mehr in Anspruch genommen. Die lange durch Zwietracht getrennten Fürsten und Städte des Reiches vereinigten sich, zur Vollziehung des Landfriedens ein oberstes Gericht einzusetzen, dessen Vorsitzender dann vom Kaiser zu ernennen wäre. Der schwache Friedrich III. aber, der seine Zeit mit Alchemie, Astrologie und anderem Aberglauben vergeudete, setzte diesen Bestrebungen einen beschränkten Eigensinn entgegen und nahm es mit eifersüchtiger Tücke auf, als die Kurfürsten seinen Sohn Maximilian um des öffentlichen Wohles willen zum „römischen König" wählten.

Silbermünze, Thaler, von Maximilian I. Originalgröße.

Auf der Vorderseite das Hüftbild des Kaisers, gekrönt und gepanzert, in der Rechten das Scepter, die Linke am Griff eines vor ihm stehenden großen Schwertes; Umschrift: • MAXIMILIANVS ROMANOR' IMPERATOR · SEMP'(er) AVG'(ustus). Auf der Rückseite die Wappenschilder des deutschen Reiches, von Ungarn, Österreich, Burgund und Habsburg. Darüber die Kaiserkrone. In den Zwischenräumen die Feuerstahle der Kette des goldenen Vließes. Umschrift: • PLVRIVMQ · EVROPE · P(ro)VINCIAR' REX · ET PRINC'EPS · POTEN(tissimus). Berlin, kgl. Münzkabinett. (Nach Jul. Friedlaender.)

Maximilian, der „letzte Ritter" genannt, steht als eine wahrhaft ritterliche Gestalt an der Wende zweier Zeitalter. Unter ihm stiegen die Turniere (S. 251) noch einmal zu kurzer Blüte empor, bevor sie zu Klopffechtereien entarteten. Sie wurden mit großer Pracht gefeiert: Ritter wie Pferde erschienen in glanzvollem Aufzuge, vollständig gerüstet und gepanzert, die Rosse vom Kopfe bis auf die Fesselgelenke mit flatternden, bunten Seiden- und Samtdecken behangen, in denen nur für die Augen und Nüstern Ausschnitte angebracht waren. Strenge Turniergesetze wurden gegeben, nach welchen bestraft wurde, wer, wie Hans Sachs reimt, „ketzerischen Glauben hat, wer veracht kaiserlich Mandat, wer Frauen schänd, schwächt reine Maid, wer Siegel fälscht und schwört Meineid, wer Feld fleucht, läßt seinen Herrn in Nöt, wer seinen Bettgenossen ertöt, wer beraubt Kirchen, Witwen, Waisen, wer unabg'sagt thut kriegen und reisen, wer neu Zoll, Maut und Beschwerd aufricht, wer nicht in Eh geboren oder die Eh bricht, wer Fürkauf, Wucher, Wechsel treibt, wer nicht in edelm Stamm verbleibt."

Aber wohl lieber als in den festgesetzten Formen des Turniers bewegte sich Kaiser Max in der freien Natur auf dem edeln Waidwerk, wobei er frisch und frei mit seinem geliebten Volke verkehren konnte. Das „geheime Jagdbuch" des Herrschers, der sich gern als einen „König von Österreich" träumte, lehrt, wie sehr er dieser Lust nachhing. Er kleidete sich bei derselben

Turnierrüstung Maximilians I.
Wien, k. k. Art.-Arf.-Museum.

Dieser „Stechzeug" ist eine deutsche Arbeit aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Der Stechhelm, an der rechten Seite mit einem durch ornamentiertes Gitterwerk verschlossenen „Luftgeber" versehen, ist am unteren Teile des steifen Halses dreimal mit dem Bruststück verschraubt, hinten aber mit dem steifen Genick durch die „Helmzagelschraube" an dem Rücken befestigt. Auf diese Weise wurden Brust, Helm und Rücken zu einem unbeweglichen Ganzen verbunden, wodurch allein es ermöglicht wurde, den Stoß der Stechstange, die ja meist die Stärke einer Wagendeichsel hatte, auszuhalten. Der Stoß verteilte sich auf den ganzen Oberkörper und auch auf den Sattel vermittelst des auf dem Sattelkissen aufstehenden Gesäßschurzes. Letzterer bewirkte auch, daß die Last der Rüstung, 69 Wiener Pfund, weniger auf dem Ritter als vielmehr auf dem Sattel ruhte. Die geschobenen und gekehlten Achselstücke hängen mittels Zapfen an den eisernen Tragbändern des Brust- und Rückenstückes. Die linke Hand, die „Zügelhand", ist durch eine vorzüglich gearbeitete getriebene „Tatze" gedeckt. Der Schutz für die rechte Hand befand sich an der Stechstange. Auf dem an der Brust angeschraubten vorderen Rüsthaken sieht man das Kreuz von Burgund; derselbe diente zum Auflegen der Stange und ihm entspricht der hintere Rüsthaken. Die von den Schultern herabhängenden Scheiben schützen die Achselhöhlen. Die Löcher im Bruststück dienten zur Befestigung der „Tartsche", der Schild, auf den der Stoß der Stange fiel. Dieser Stechzeug wurde gebraucht zum „löblichen gemeinen deutschen Gestech" und „zum Gestech im hohen Zeug mit geschlossenem Sattel". (Nach C. Leitner.)

höchst einfach, jeweilen der Jahreszeit und Witterung angemessen, trug stark mit Eisen beschlagene Bergschuhe, ein kurzes Schwert, Armbrust, Bergstock und Wurfspieß aus naturwüchsigem Holz, sowie ein Ruhhorn. Speisen und Wein trug man ihm in einer Butte nach. Er war schwindelfrei, doch vorsichtig: beim Aufsteigen ging er voran und beim Absteigen hintennach, um nicht von herabfallenden Steinen getroffen zu werden, welche unter den Tritten seiner Begleiter sich lockerten. Er spürte Gemsen, Hirschen und Rehen nach und beobachtete sie. Wahrscheinlich beteiligte er sich auch an Bärenjagden. Sein liebstes Jagdrevier war in den Bergen Tirols. Viele Gefahren, die Lawinen und Felssturz bereiteten, bestand er hier; die Erzählung von seinem Versteigen an der Martinswand ist jedoch Dichtung. In seinem Flandern war er einst in Gefahr, vom Leithunde in einen Abgrund gerissen zu werden, ein andermal wäre er fast statt des Wildes ein Opfer des Bolzens geworden. In Niederschwaben wurde er bei einer Wildschweinhetze im Winter auf dem Eise von einem Eber angegriffen, den er von dem schon verwundeten Rosse herab nur mit Not erlegen konnte. Die Falknerei fand unter Kaiser Max noch eifrige Pflege; auch lange nach ihm noch wurden die deutschen Fürsten, namentlich von Preußen aus, wo der Hochmeister des deutschen Ordens großartige Falkenzucht trieb, häufig mit „Federspiel" bechenkt. Büßten doch Maximilians beide Gemahlinnen, Maria von Burgund und Blanka Sforza, durch Sturz mit dem Pferde ihr Leben ein, als sie mit ihren Falken auf die Reiherbeize geritten waren.

Auch in anderen Beziehungen war Max kein Verächter des Lebens. Er tafelte gern, besonders mit den wenig ceremoniösen Patriziern von Augsburg. Bei der Huldigung dieser Stadt im Jahre 1496 beteiligte er sich sowohl an den Tänzen wie anderen ritterlichen Übungen und ließ einen 95 Fuß hohen blumenbekränzten Holzstoß durch seinen Sohn Philipp und die schöne Junkerstochter Susanna Neidhart als Johannisfeuer anzünden, um welchen dann das Paar herumtanzte. Ja der Kaiser verlebte, wie es in Zeitberichten heißt, die Fasnacht in der lustigen Reichsstadt oft „toll und voll" und soll dort auch galante Abenteuer nicht verschmäht haben. Das Haus Fugger lieh ihm auf seinen Kaisermantel und die Kronjuwelen 300 000 Dukaten, als er den seltsamen Plan hatte, nach Julius II. Tode Papst zu werden! Im September 1518 nahm er den ergreifenden letzten Abschied von der Stadt.

Maximilian I. war den Stürmen, die seine Zeit bewegten, nicht gewachsen, bewirkte aber doch Bedeutendes. Er befreite seine Erblande von den Magyaren; in Schwaben bändigte er

Digitized by

UNIVERSITY

Digitized by Google

DRUCK THEOD. EISMANN LEIPZIG

ZUM TURNIERE ZIEHENDE RITTER AUS HANS BURGKMAIERS AUF KAISER M.

Digitized by Google

MILIANS I. ANORDNUNG DEFERTIGTEM TURNIERBUCHE (NACH v. HEFNER ALTENECK)

Digitized by Google

die partikulariſtiſchen Beſtrebungen Baierns und Würtembergs durch den „ſchwäbiſchen Bund“, in welchem ſich Ritter und Städte zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit von den Fürſten, ſowie zur Aufrechthaltung des Landfriedens verbanden. Nachdem er im Jahre 1493 Alleinherrſcher geworden, bewirkte er zwei Jahre ſpäter auf ſeinem erſten Reichstage in Worms die für jene Zeit und für des Reiches Zuſtand erſtaunlichſten Beſchlüſſe: Erhebung einer allgemeinen Reichsſteuer, die eins vom tauſend des Vermögens betrug und der „gemeine Pfennig“ genannt wurde, die Errichtung eines ewigen, leider aber nicht lange dauernden Landfriedens und die Einführung des an einem beſtimmten Orte, zuerſt in Frankfurt a. M., ſitzenden Reichskammergerichts an Stelle des bisherigen mit dem Kaiſer wandernden Kammergerichts.

Aber zwei ſchlimme Umſtände waren den hochfliegenden Plänen Maximilians hinderlich und vereitelten ſie ſchließlich, womit auch jede Hoffnung auf Befeſtigung des Reiches ſank: ſein Verharren in der italieniſchen Politik ſeiner Vorgänger und die Trennung der Schweiz vom Reiche. Alle Deutſchen waren damals rommüde, nur der Kaiſer nicht. Die Flügel ſeiner Phantaſie trugen ihn ſogar nach dem Oſten und ſpiegelten ihm nach Niederwerfung der Türken die Krone von Byzanz vor. Dieſe Haltung war es vor allem, welche die Fürſten unwillig und den angebahnten Reformen abgeneigt machte. Mit der Lostrennung der Schweiz vom deutſchen Reiche aber begann deſſen Abbröckelung und Zerfall.

Den Schweizern war durch glorreiche Waffenthaten und durch ihre Eroberung romaniſcher Gegenden diesſeit wie jenſeit der Alpen eine hohe Meinung von ihrer Kraft und Macht gegenüber der Schwäche des Reiches erwachſen; auch hatten ſie den deutſchnationalen Charakter verloren, ehe noch überhaupt ein ſolcher völlig aus-

Rüſtung Maximilians I. Wien, k. k. Art.-Arſ.-Muſeum.

Typus der erſten vollſtändigen Plattenharniſche, vor 1480 gefertigt, Nürnberger Arbeit. Hals und Kinn ſind durch einen „Bart“ geſchützt; darüber greift der Helm „Schallern“ mit aufzuſchlagendem, in der Abbildung geſchloſſenen Viſier. Das Ober- und Unterarmzeug (in den Armbeugen offen) wird durch die ſpitzen „Ellenbogenkacheln“ verbunden, welche an der inneren Seite angeſchnallt ſind, an der äußeren durch Schnüren gehalten werden. Die Achſelhöhlen ſind durch hängende Scheiben und Panzerwerk (Rubeiſen) geſchützt. Die eiſernen Handſchuhe haben Knöchel und Fingernägel von Meſſing. Der Schenkelſchutz („Diechlinge“) bedeckt nur die Vorderſchenkel; die Kniebuckeln haben Muſcheln zum Schutze der offenen Kniekehlen. Der Schluß der Beinröhren geſchieht durch Federzapfen. Die eiſernen Schnabelſchuhe ſind neunmal geſchoben; die Schnäbel derſelben ſind 21 Cent. lang. Die 16 Cent langen Sporen ſind über die Schuhe geſchnallt. Gewicht der ganzen Rüſtung ca. 39 Pfd. — Die Klinge des Reiterſchwertes iſt 109 Cent. lang, an der Angel 4 Cent. breit; der Griff 23½ Cent. lang.
(Nach D. Leitner.)

Gemsjäger: Gruppe aus Maximilians I. Jägerei.

Faksimile aus Hans Burgkmairs Holzschnittwerk: Triumphzug Maximilians I. (S. 460).

„Auf selbichs sollen geen fünf Gembsen Jeger in Hosen vnd Wammes mit Iren Hochen Gembsschuechen, auch mit Iren fueß Eysen, Schnürsiecken, Tulmeser, Schneerayfen vnnd Gembsschäfften, die sollen vnnden spitzig sein, vnnd oben sollen die Tulmeser (Messer mit einer Tille zum Befestigen an einem Schaft) daran sein. — Item die Gembsen Jeger sollen alle die lobkrennzle aufhaben."

gebildet war. Sie verschmähten daher, ungeachtet der wärmsten Vorstellungen Maximilians den Beitritt zum schwäbischen Bunde, und dies um so mehr, als sich im Laufe der Zeit eine, tiefgreifende Eifersucht und Abneigung zwischen den ursprünglichen Stammesverwandten zu beiden Seiten des oberen Rheins gebildet hatte: die viehzüchtenden Schweizer wurden von den kornbauenden Schwaben nicht mehr anders als in verächtlicher Verbindung mit den Kühen bezeichnet.

Falknerei: Gruppe aus Maximilians I. Jägerei.

Faksimile aus Hans Burgkmairs Holzschnittwerk: Triumphzug Maximilians I. (S. 460).

„Item darnach sollen neben ainnander in ordnung reitten fünf valkner, die vier sölln Jeder ainen Balken auf der Handt fueren, vnnd der fünft solle ainen Aufvogel fueren, vnnd die valkner sollen die valkenlueder an Inen haben, vnd auch beklaidt sein wie valkner, vnd darunder solle ainer ain valkgärten fueren. — Item die Valkner sollen alle die lobkrennzle aufhaben."

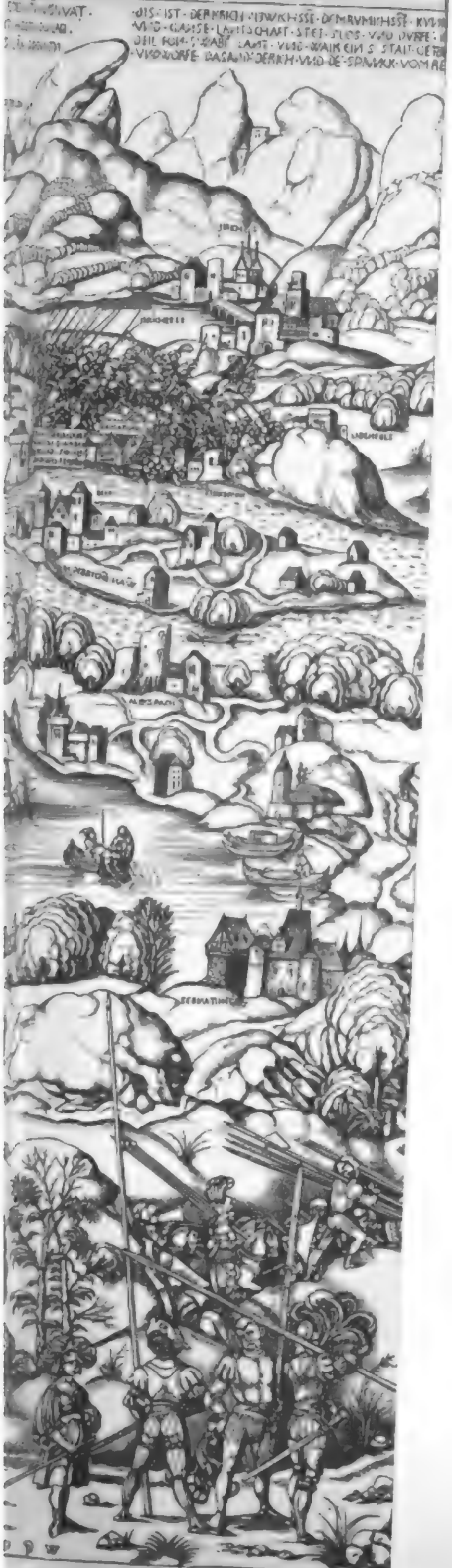
Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google

15. Jahrhunderts. Verkleinertes Faksimil

ständig erhaltenes Exemplar des in sechs zusammen



s Kupferstiches des Monogrammisten P. P. W
n Blättern ausgeführten Kupferstiches.) Hierzu Erläuter

Digitized by Google

UNIVERSITY

Erläuterung

zu der

Darſtellung der Bodenſee-Landſchaften zur Zeit des Schwabenkrieges.

Verkleinertes Faksimile des Kupferſtiches vom Meiſter P. P. W.

Der große aus ſechs Blättern zuſammengeſetzte Kupferſtich trägt einen doppelten Titel in lateiniſcher und deutſcher Sprache. Der letztere lautet in unſer heutiges Deutſch übertragen: „Das iſt der Krieg zwiſchen dem Römiſchen König und den Schweizern und die ganze Landſchaft: Städte, Schlöſſer und Dörfer im Schweizerland und ein Teil von Schwabenland . . . .“ Es iſt alſo der Schauplatz des Krieges zur Darſtellung gelangt, den Kaiſer Maximilian I. im Jahre 1499 gegen die Eidgenoſſen führte. In dem wegen geringfügiger Urſache angezettelten Krieg kam es nicht zu einer größeren Schlacht. Den Eidgenoſſen gelang es in zahlreichen kleineren Gefechten die Bundesgenoſſen, die den Krieg nur läſſig führten, zu beſiegen. Ihre ruhmreichſte That war der Überfall eines Lagers der Kaiſerlichen in Dornach an der Birs. Maximilian mußte den ſchon entworfenen Plan, die Eidgenoſſen von drei Seiten zu bedrängen, wegen gleichzeitiger italieniſcher Händel, die hier die Anweſenheit des Kaiſers erforderten, aufgeben. So kam durch die Vermittelung mailändiſcher Geſandter der Frieden von Baſel im September 1499 zu ſtande, in dem die thatſächliche Unabhängigkeit der Eidgenoſſenſchaft vom Reich ausgeſprochen wurde. Der weſtfäliſche Frieden hat dieſen Zuſtand dann offiziell anerkannt. Der völlig ruhmloſe Verlauf des Krieges iſt allein der Unentſchloſſenheit und Uneinigkeit der kaiſerlichen Bundesgenoſſen zuzuſchreiben. Es verdient noch Erwähnung, daß die kleine Nürnbergiſche Schar, die an dieſem Kriege teilnahm, unter dem Befehl Wilibald Pirkheimers, des Humaniſten und Freundes Albrecht Dürers, ſtand, der dann auch ſpäter die Geſchichte dieſes Krieges geſchrieben hat.

Unſer Künſtler hat den Kriegsſchauplatz, die Ufer des Bodenſees, zwar in zuſammengedrängter Geſtalt, aber doch anſchaulich und, unter Berückſichtigung der damaligen geringen Erfahrung in topographiſchen Aufnahmen, auch leidlich richtig zur Darſtellung gebracht. Entgegengeſetzt unſerem heutigen Gebrauch iſt der *untere* Rand Norden, der obere Süden. Die Maße der Figuren ꝛc. verkleinern ſich nach oben zu. Die linke Seite des Kriegsplanes nimmt der Bodenſee ein mit Konſtanz am oberen und Lindau am unteren Ufer. Der Lauf des Rheins durch den See iſt in naiver Weiſe gezeigt. Die in der oberen linken Ecke noch ſichtbare brennende Stadt Fudutz (Vaduz) und Solothurn auf der rechten Seite geben die ungefähren Grenzen der aufgenommenen Landſchaft an. Auf der rechten Seite hat auch der Lauf der Donau noch Platz gefunden. Zahlreiche kleine Gefechte, heranziehende Kriegsſcharen ſind allenthalben angebracht; der oben erwähnte Überfall bei Dornach iſt an der oberen rechten Ecke zu ſehen. Ein langer Zug Fußknechte und Berittene zieht im Vordergrund entlang und verſchwindet hinter einem Höhenzug. Künſtleriſch wertvoll ſind beſonders die kleinen Genreſzenen und Staffagefiguren des Vordergrundes, ſo die drei Landsknechte und das hochgeſchürzte Mädchen daneben in der Mitte, der einzelne Landsknecht in kecker Haltung rechts davon, darüber die reitende Dame mit dem Hund, weiter nach rechts am Ufer der Donau die Hirſche und das Gefecht der Landsknechte.

Die Heimat des Künſtlers, der nur nach dem in der Mitte des unteren Randes angebrachten Monogramme P P W bekannt iſt, ſucht man neuerdings in Köln. Doch hat die ältere Anſicht, die ihn für einen Schweizer hält, immer noch mehr Wahrſcheinlichkeit. Der Stich dürfte bald nach dem Krieg, alſo um 1500, entſtanden ſein. Von den ſechs Stichen iſt nur ein einziges vollſtändiges Exemplar auf uns gekommen, das ſich im Beſitz des Germaniſchen Muſeums zu Nürnberg befindet. Nach dieſem iſt auch die vorliegende etwa auf die Hälfte verkleinerte Nachbildung ausgeführt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bärenjäger: Gruppe aus Maximilians I. Jägerei.

Faksimile aus Hans Burgkmairs Holzschnittwerk: Triumphzug Maximilians I. (S. 460).

„Darnach sollen zu Fuefs gen neben ainnander fünf dern Jeger, die sollen bekleidt sein mit kurzen Röcklein, zu Inen gegürt, vnnd an Inen haben Waidmesser, vnd Jeglicher ain Pernspieß. — Item die Deren Jäger sollen alle die lodkrennzle aufhaben."

Es kam zu dem furchtbaren, wenn auch kein volles Jahr (1499) dauernden „Schwaben- (oder „Schweizer-) Kriege", in welchem der Humaniſt Wilibald Pirkheimer unter Maximilian befehligte, und deſſen ſämtliche Schlachten bis zu der entſcheidenden bei Dorneck den Schweizern

Schwarzwildjäger: Gruppe aus Maximilians I. Jägerei.

Faksimile aus Hans Burgkmairs Holzschnittwerk: Triumphzug Maximilians I. (S. 460).

„Nach solchem sollen fünf swein Jeger zu Rofs sein mit Iren Newen sweindegen vnd sweinfwerten, die sollen So plofs fueren. — Sy sollen auch teutsche Jegerhoren fueren. — Vnnd die swein Jeger sollen alle die lodkrennzle aufhaben."

Sieg brachten. Seitdem war die Unabhängigkeit der Schweiz eine Thatsache. Dadurch wurde die bereits seit längerer Zeit nur noch formelle Verbindung des italienischen Südens mit dem Norden des alten Reiches vollständig verloren. Denn die Schweiz trennte Deutschland von Italien, soweit ersteres nicht an die sogenannte Republik, das heißt an die Besitzungen des Adels von Venedig stieß, der die Oberhoheit des Reiches niemals anerkannt hatte.

Aber auch sonst hatte Maximilian mit feindseligen Gewalten zu kämpfen. Die Eifersucht, mit welcher König und Reichsstände ihre beiderseitigen Rechte gegeneinander hüteten, war zu einem förmlichen Bruche ausgeartet; es herrschte völlige Anarchie im Reiche. Durch einen

Beschießung und Erstürmung einer Stadt durch die Truppen Maximilians I.
Faksimile aus dem Holzschnittwerk der großen Ehrenpforte Maximilians von Albrecht Dürer.

Sieg über die aufständischen Fürsten Baierns und der Pfalz stellte Maximilian sein Ansehen wieder her. Die kaiserliche Macht fand wieder Verehrer; es wurde eine Druckschrift verbreitet, welche in religiös begeisterter Sprache den König vor den Franzosen warnte, die sich des Papst- und Kaisertums bemächtigen wollten. Auf dem Reichstage zu Konstanz im Jahre 1507, auf dem auch die Eidgenossen wieder erschienen, glaubte Deutschland den alten Ruhm seines Namens noch einmal aufleben zu sehen. Alle Stände, auch die Schweizer, versprachen Beteiligung am Römerzuge, der nun einmal, in Verbindung mit dem Wunsche, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, des Königs Lieblingsidee war. Er beschenkte die Schweizer reich, verhieß ihnen, wenn sie wieder treue Reichsglieder sein wollten, stets ein guter Eidgenosse zu sein, und sprach sie von allen fremden Gerichten los.

Wolauff wolumb wolhin wolan
Wir hochteütſchen müſſen daran
Dran-dran-dran-Wir wiſſen wo hin
So merckt recht was ich ſagen bin
Der adler wirt ſich erſchwingen
Den grauſamen leo zwingen
Der ochs der will nit ſtylle ſtan
Alle menſchen müſſen mit gan
Teütſchen werden ſich lan mercken
Mit macht müſſen ſy ſich ſtercken
Alleſam werden ſich bewegen
Groß er vnd gefiderd einlegen
Der adler ſein flügel auff thůt
Will all die han in ſeiner hůt
Die vnder in fliechen behieten
Beſchätten mit ſeiner gieten
Wie ain brůthen ire iungen
Behiettet er teütſche zungen
Wil chůnd das nit recht erkennen
Vnd thůen ſich von iem trennen
Dieſelben ich von erſt erman
Das ſy die art ſehen an
Des adlers wie er ſy behiet
Beſchůt vnd beſchirmt mit ſeiner giet
Nu alſo den adler fliehen
Vnd vnder ſein flügel ziehen
Vnnſer edler adler wolthan
Will ir kauten do hin den lan
Oidenlich tapfer greiffen an
Wil tauſent komen auff den plan
Wer zu ſeinen gnaden iſt komen
Wirt gnädiglich angenommen
Wer das nit thůt vngerrungen
Wirt mit dem ſchwert darzů zwungen
Warumb du wölleſt oder nit
Dennocht můſt mit gwalt damit
Oir alle teütſchen fürſten
Laſt eüch zů ainigkayt dürſten
Kriegen in teütſchem land meyden
Teütſchland mag kain krieg erleyden
Weñ ir mit ain ander kriegen
Iſt gleich wie ainanderen ſchliegen
Zwen byter mit leren ſecken
Gedenckt wie ir ſynd kön recken
Vnd haben mengen ſtoltzen man
Ziehen in frembden land hin dan

Die der türck hat vnder ſeine rût
Do gwynnen ir groß er vnd gût
Da durch wurd vnſer glaub gemert
Der türck ertödt oder bekert
Alle die fieren das haylig creütz
Der ſoll kainer ziehen beſütz
Sonn\mon\andregeſtiern vnd das rad
Sölenleichten herzů ůch gan grad
Alle die den adler fieren
Söllen diſem herzug zieren
Andre gfligel\vnd andere tier
Söllen do ſein auch griene bier
Rom her mit dem das ſtert die ſtraß
Die ſich gantz halt in rechter maß
Vnd alle farb mit ſchwartz vnd weyß
Die tunglegt hat groß er vnd breyß
Die fierẽ türn-ſchloß andre gebey
Söllen all zemal ſein dar bey
Gwechs\roßen\oder andre frucht
Kron ſchlyſſel komen all mit zucht
Was ſoll ich vil dauon ſagen
Dauon iſt nit vil zetagen
Mit amanderen wirt tag vnd nacht
Wenn es allenthalb in all macht
Beim\alle die haben lehen
Vom reich ſollen ſich lan ſehen
Mit hilff den adler anſchawen
Bogens ſchnabels krumer klawen
Oir teutſchen gedencken all
Wie mit groſſem vnd freyem ſchall
Iremheren all mation
So fleyſſiglich ſind vnderthan
Was ir herr will wöllen ſy auch
Ziehen im mit groſſer macht nach
Sy gwynnen groß gůt leyt vnd land
Darumb ſy vnd herrn wol beſtand
Wöllen ir teütſchen mit mercken
Die giet des adlers ien ſtercken
So ſehen doch eüch ſelber an
Das ir ſeyen ſo kecke man
Darumb eüch das haylig römiſch reich
Beuolhen iſt\dann eürer gleich
Fündt man nit auff der gantzen erd
Machen eüch nit wider vnwerd
Mit ewern hynder ſich ziehen
Das ir von dem adler fliehen

Strecken daran er gůt vnd leib
Das vns das römiſch reich bleib
Vnd wir denen mügen ſygen
Die vnns darein ſeyen gſtygen
Der han hat den ſchlangen byſſen
Vnd hat lang vmb ſich gerysſen
Vmb in iſt gemachet ain zaun
Seyen wir bey ain ander bſtan
Vnd bre hen die viſch nit das reyß
So ble bt vnns alle er vnd breyß
Aber etlich ſynd in böſer art
Die helfen nun der widerpart
Wer der ber auß dem hol geſtochen
Vnd des weyſſen löwy ſtal brochen
Denn wurd auff der gantzen erden
Ain hiert vnd ain ſchaff ſtal werden
Das můß yetzund geſchehen
Hab ich an dem gſtiern geſehen
Wie aber das yetzund můg geſein
Gibt die gůt ordnung ainen ſchein
Die in dem herzug gemachet iſt
Schafft das menigen man gelyſt
Damit zeziehen mit gwalt
Deñ die ordnung alle ding behalt
Der můß werden nach gegangen
Wer die bucht der ſelb můß hangen
Er ſey toch ritter oder knecht
So můß er leben gantz gerecht
In gottes forcht vnd ſich leyden
Braſſen martern ſchweren meyden
Ain ſollichs regiment wirt gemacht
Das der adler nů wirt veracht
Vnd wir teütſchen wöllen in gewalt han
Römiſch reich v gd alle nation
Wenn wir vnnſern künig ertennen
Vnd vnns mit mer von in trennen
Der adler ſicht hinder ſich vmb
Vnd ſicht mit gier wer nach ym kom
All hernach fluy ſchnell vnd auch behend
Das ſich der adler nit gar wend
Synd ainhelliklich vnderthan
Vnnſerm herr künig Maximilian
Dem diß gedicht zů eren gemachet iſt
Zelob vnnſerm herren Jheſu criſt
In hayliger driualtigkayt
Vnns vmb fryd\ſon\vnd ainigkayt

Joan kurtz

Faksimile eines gedruckten Kriegsaufrufes, mutmaßlich vom Jahre 1509.

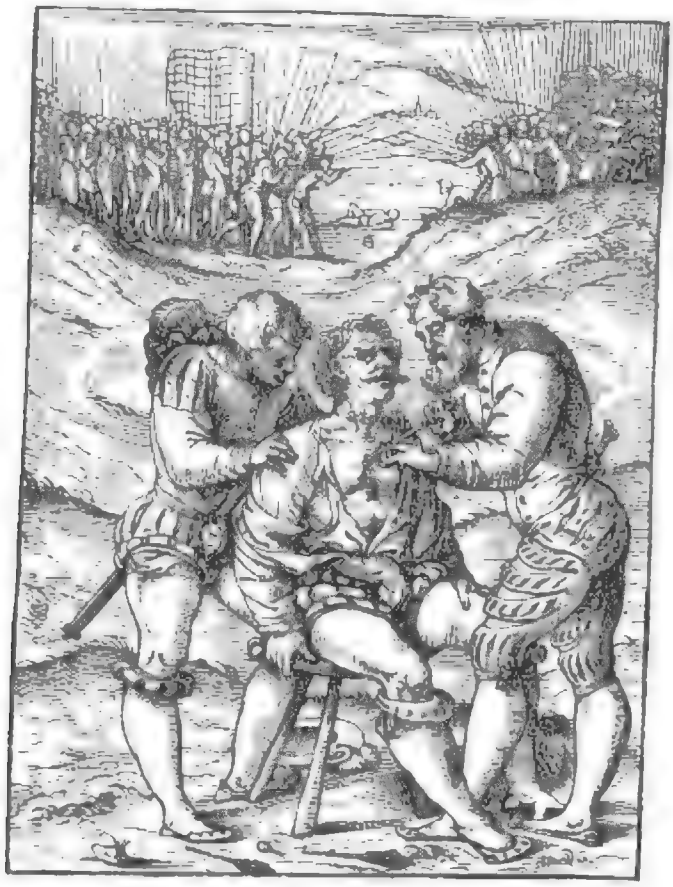
Original 31 1/2 Centimeter hoch. München, Königl. Hof- und Staatsbibliothek.

Digitized by Google

Aber die Zeiten hatten ſich geändert. Der mittelalterliche Römerzug ſcheiterte an der Gleichgültigkeit, ja an dem Verrate deutſcher, von Frankreich gewonnener Fürſten, an dem Widerſtand des italieniſchen Patriotismus Papſt Julius' II. und an der Feindſchaft der ſtolzen Signoria von Venedig, welche, obſchon bereits nicht mehr auf ihrer einſt ſchwindelnden Machthöhe, den Deutſchen den Weg nach Rom ſperrte.

Papſt und Kaiſer gingen von da an ihre eigenen Wege. In Trient legte ſich Maximilian aus eigener Machtvollkommenheit den Kaiſertitel bei, und die Römerzüge hatten ihr Ende erreicht.

Eine weitere charakteriſtiſche Zeiterſcheinung des Übergangs vom fünfzehnten zum ſechzehnten Jahrhundert war die ariſtokratiſche Umgeſtaltung des Regiments der Städte, ſoweit



Verwundeter Landsknecht in der Behandlung des Arztes.
Faksimile eines Holzſchnittes aus dem 16. Jahrhundert.

dasſelbe im Mittelalter demokratiſch geworden war. Es ſtimmte dies trefflich zu der ſtets anwachſenden Macht der Fürſten, die ſich kaum mehr als dem Reiche unterſtellt anerkannten, namentlich ſeitdem der Kaiſertitel thatſächlich ein bloßer Schmuck des jeweiligen öſterreichiſchen Familienhauptes war. Jene Umgeſtaltung in den Städten geſchah auch diesmal wieder in Analogie mit der altrömiſchen Geſchichte. Wie dort aus der Verbindung von Patriziern und reichen Plebejern die „Optimaten" hervorgingen, ſo verſchmolzen hier die an Zahl abnehmenden Junker mit den angeſehenſten Zunftleuten, mit welchen gemeinſchaftlich ſie die übrigen Bürger niederhielten, zu dem neuen, großenteils nur geringer Herkunft ſich rühmenden „Patriziat". Ein ſchlagendes Beiſpiel dieſer Emporkömmlinge ſind die Fugger in Augsburg: im vierzehnten Jahrhundert noch arme Weber, im fünfzehnten reiche Kaufleute, im ſechzehnten die damaligen Rothſchilds, Gläubiger des Herrſchers, in deſſen Reichen „die Sonne nicht unterging".

Nicht durch Anmaßung oder Gewaltstreiche bemächtigten sich die neuen Patrizier der Herrschaft in den Städten. Es vollzog sich dies allmählich durch den immer und überall zur Geltung gelangenden Einfluß des Reichtums und der Bildung. Die großartige Entfaltung des Verkehrs forderte von den Regierenden der Städte immer mehr Zeit und Kenntnisse, über welche die geringeren Bürger nicht verfügten. Wer sich in die verwickelten Verhältnisse hineingearbeitet hatte, konnte darauf rechnen, daß man ihn auch gern an seiner Stelle ließ. So behielten die Ratsherren ihre Würden lebenslänglich, und ihre Wahl wurde zur bloßen Form. Die Verwaltung der Stadt zog sich aus der Öffentlichkeit zurück und wurde eine geheime Angelegenheit der herrschenden Familien.

Zugleich verminderten sich die reichsfreien Städte zusehends. Schon waren viele von den anwachsenden Fürstentümern verschlungen worden; so Wien, Gelnhausen, Freiburg, Soest; von mehr als achtzig gab es im Jahre 1474 nur noch zweiundfünfzig. Das traurigste Beispiel dieses Schicksals bot Mainz, einst das Haupt des rheinischen Bundes, dar. Der Papst, um den ihm nicht willfährigen Diether zu verdrängen, hatte Adolf von Nassau zum Erzbischof eingesetzt, welcher die Stadt im Jahre 1462 durch Verrat und Gewalt eroberte. Dabei fielen ein halbes Tausend Männer dem Schwerte und wohl ebensoviel Häuser der Brandfackel zum Opfer. Alle Bürger, die Gegner Adolfs waren, wurden, mit Ausnahme der unentbehrlichsten Handwerker und trotz der Winterzeit, aus der Stadt getrieben, die der Plünderung preisgegeben wurde, wobei selbst Kirchen und Priester keine Schonung fanden. Diether trat zurück, wurde aber nach Adolfs Tod dessen Nachfolger (1475). Da that er, für den die Bürger gekämpft und gelitten, und von dem sie nun Wiederherstellung ihrer Freiheit erwarteten, ein Gleiches und warf ihre Erhebung ebenfalls durch Waffengewalt nieder! — Nicht lange danach, im Jahre 1486, verzichtete Regensburg, verarmt und von Parteien zerrissen, auf seine Freiheit zu gunsten Baierns; aber Kaiser Friedrich III., der die Schmach von Mainz hatte hingehen lassen, zwang Regensburg, wieder Reichsstadt zu werden (die es bis 1634 blieb).

Während das Reich in Fürstentümer zersplitterte, während die Städte, die allein diese Wendung hätten aufhalten können, teils durch die Fürsten ihre Freiheit verloren, teils herabsanken zu machtlosen, auf sich selbst beschränkten Domänen einer Aristokratie ohne Vergangenheit und Zukunft, — während dieser selben Zeit nahm die Ausbreitung deutscher Sprache, Sitte und Macht nach Osten einen Aufschwung, gegen welchen die früheren oft fehlgeschlagenen und wiederholten Anstrengungen in dieser Richtung (S. 174, 201 ff.) als schüchterne Anfänge erscheinen.

Ohne Zuthun des hinsiechenden Reiches setzten andere Kräfte das Begonnene fort, namentlich seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Das deutsche Volk selbst war es, das durch seine Ansiedelungen die Landschaften, welche ihm einst während der Völkerwanderung entrissen worden, wieder zu deutschen Landen machte und ihnen die Segnungen der Civilisation verlieh. Bergbau, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, Rechtssicherheit, Schulen, — alles das wurde in Schlesien, in der Mark, in Mecklenburg und Pommern, später auch im fernen Preußen, durch friedliche deutsche Einwanderer eingeführt. Namentlich die schlesischen Herzoge polnischen Stammes, die von deutschfreundlicher Gesinnung und deutscher Kultur waren, später auch deutsch sprachen, beriefen und bevorzugten deutsche Ritter, Bürger und Priester, die weite Wälder rodeten, Sümpfe trocken legten, Straßen, Dörfer und Städte bauten. Schlesiens deutschen Städten ist ein einheitlicher Plan gemeinsam; ihre Anlage geht aus von dem Marktplatz, dem sogenannten Ring, in dessen Mitte das Rathaus sich erhebt. Diese Städte, so Breslau nach seiner Zerstörung durch die Mongolen im Jahre 1261, erhielten bedeutende Freiheiten und zwar auf lange Zeit hinaus nach dem Muster Magdeburgs; die Bauern dagegen fielen in immer größere Abhängigkeit von den Gutsherren, wie im älteren Reiche und in Westeuropa überhaupt. Die slawische Zunge verschwand in Schlesien, bis auf wenige abgelegene Grenzgegenden, während sie in Böhmen und Mähren zähen Widerstand leistete, aber auch dort von deutschen Ansiedlern eingeengt wurde, bis die Hussiten diesem Vorgehen Halt geboten. Durch zähe Beharrlichkeit ist der Hauptteil Schlesiens diesem Schicksale entgangen, so wild auch die Hussiten hier hausten (S. 422). Ob sie damit die Blüte des Landes auf Jahrhunderte hinaus knickten, ob auch vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert Tschechisch die amtliche

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeltlager und Kampf unter den Mauern einer Stadt; im Vordergrunde Geſchütz, rechts Darſtellung der J
in eine von einer Dienerin gehaltene Taſche zu ſtecken. Im Zelt der im Sd

Faksimile des Kupferſtiches von Israhel

Der Stoff des Künſtlers iſt die altteſtamentliche Erzählung von Judith und Holofernes bei der Belagerung vo

Digitized by Google

h, im niederdeutſchen Koſtüme des 15. Jahrhunderts, mit dem Kopfe des Holofernes, den ſie im Begriff iſt getötete Holofernes, nach der Sitte der Zeit unbekleidet auf dem Lager liegend.

ſleckenem, aus Bocholt in Weſtfalen; † 1503.

bylua durch den aſſyriſchen Feldherrn Holofernes, aber durchaus in den Formen des 15. Jahrhunderts dargeſtellt.

Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google

Eine Sitzung, wahrscheinlich die erste, des schwäbischen Kreises, Anfang des 16. Jahrhunderts.

Gemälde in der k. k. Ambraser Sammlung

Der Ort der Sitzung ist der Rathaussaal zu Ulm oder Eßlingen. Der schwäbische Kreis war der dritte der von Maximilian I errichteten zehn Landfriedenskreise. Die Kreistage verhandelten über Landesangelegenheiten, Matrikel, Zoll, Münzwesen u. dgl. Außer dem speziellen gegenständlichen und historischen hat das Bild noch hervorragendes Interesse hinsichtlich des Kostümes und der Heraldik, denn jede der beratenden 41 Personen ist durch ihr beigemaltes Wappen illustriert, darunter Schriftzettel mit den Namen. Den Vorsitz der Versammlung führt der Herzog von Württemberg (allerdings nicht gekennzeichnet); zu seinen Linken der Bischof von Augsburg, zu seiner Rechten der Bischof von Konstanz. Neben letzterem der Herzog von Sulzbach, dessen Geschlecht aber um die Zeit dieses Bildes schon erloschen war, der also nur aus irgend welchem Nebengrunde in das Bild mit aufgenommen worden sein kann, dasselbe gilt auch von dem neben dem Bischof von Augsburg sitzenden Herzog zu Teck. Zu beiden Seiten sitzen nun die Vertreter des hohen Adels, darauf ist ein „Junker", dann die „Herren". Neben dem Herzog von Sulzbach der Graf zu Öttingen, und dann der Reihe folgend: Markgraf von Baden, Graf von Zollern, Graf von Kirchberg, Graf von Hohenlohe, Graf von Hohenberg, Graf zu Fürstenberg, Junker Walter von Geroldseck, Herr Hans von Zimmern, Herr Gebhart von Rechberg, Herr Stefan von Gundelfingen, Herr Heinrich von Rechberg. Hierauf zwei Wappen, ohne daß Personen dazu gemalt wären: Herr Hans von Bodmann und Herr Siegfried von Zulnhart. Dann Herr Georg von Hellwardt, Herr Ulrich Speth, Herr Konrad von Stamheim, Herr Friedrich Sturmfeder samt zwei Streitaxten im Wappen, Herr Hans von Freiberg, Kaspar von Klingenberg, Ulrich von Stein, Friedrich von Sperbereck; Diepolt Speth, Hans Sturmfeder, Balthis von Gültlingen, Wernher von Nothaft, Herr Albrecht von Rechberg, Herr Schweikhart von Gundelfingen, Herr Georg von Rechberg. An der entgegengesetzten Seite neben dem Herzog zu Teck der Abt zu Elwangen, Graf Friedrich zu Helfenstein, Graf von Kellenberg, Graf Rudolf von Sulz, Graf von Werdenberg, noch ein Graf Rudolf von Sulz, Graf von Eberstein, Graf von Löwenstein, endlich Junker von Lupfen. — Die Wappenscheiben im Fenster der Rückwand enthalten von rechts nach links die Wappen von Hohenzollern, des Reiches, Schwaben, Teck. Die vier neben dem Armleuchter an der Decke hängenden Wappen von rechts nach links: Württemberg, Bayern, Mailand, Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern.

(Nach v. Hartmann-Franzenshuld.)

Ordenstracht der Deutschherren.
Grabstein des Landgrafen Konrad von Thüringen († 1243), Hochmeister des deutschen Ordens. In der Elisabethkirche zu Marburg. (Nach Heimer.)

Sprache blieb, — das Deutsche siegte dennoch und für immer. Dem Aufblühen der schlesischen Gaue war aber ihre politische Zersplitterung in viele kleine Fürstentümer, deren Beherrscher nicht selten entartet waren, höchst schädlich. Einer dieser Miniaturdespoten, Herzog Hans von Sagan, ließ im Jahre 1488 sieben Ratsmänner seiner Hauptstadt im Gefängnis verhungern, weil sie seinem Befehl nicht folgen, einen Vertrag nicht brechen wollten; im Kerker haben sie selbst ihr schauerliches Schicksal, für das sie ihren Peiniger dem Gerichte Gottes überantworteten, in ergreifenden Worten geschildert, die sie mit einer Tinte niederschrieben, welche sie sich aus verbrannten Lichtdochten bereiteten. Ein anderer Fürst dieser Art, Herzog Nikolaus von Oppeln, ein echter Pole, der kein Wort Deutsch verstand, versuchte bei einem Fürstentag in Neiße im Jahre 1497 in einem Wahnsinnsanfall den Fürsten Kasimir von Teschen und den Bischof Johann von Breslau zu ermorden, wurde aber ergriffen, vom Volke mit Lynchjustiz bedroht und nach summarischem Prozesse vor dem Rathause zu Neiße enthauptet.

Mit der Zeit verschmolzen die slawischen Ureinwohner und die deutschen Kolonisten im Osten und Nordosten des Reiches zu einem einzigen deutschsprechenden Volke, in dessen Charakter sich slawische Lebhaftigkeit und Leichtlebigkeit mit germanischer Gemütstiefe verband. Davon waren nur die Tschechen in Böhmen und Mähren, die Polen in Oberschlesien und ein Teil der Wenden in der Lausitz ausgenommen.

Harte Kämpfe waren den friedlichen Ansiedelungen der Deutschen in vielen Gegenden vorangegangen, nirgends aber hatten sie so herbe und blutige Opfer gekostet wie in dem von nordischen Nebeln umlagerten Ostseeküstenlande Preußen. Dort griff eine Entwickelung ganz eigener Art Platz, wie sie sonst nicht ihresgleichen gehabt. Denn dort allein war es, wo das Ziel der Bestrebungen, welche die westeuropäischen Kreuzfahrer ins Morgenland führten, die dort aber das Schicksal unerfüllt ließ, auf die Dauer verwirklicht wurde. Dort ist zu der Möglichkeit der Entstehung des heutigen deutschen Reiches der Grund gelegt worden.

Der Urheber dieses Werkes war der zu Akkon aus einem von Hansakaufleuten errichteten Hospital hervorgewachsene deutsche Ritterorden. Derselbe betrachtete seine in Preußen seit dem Jahre 1230, zuerst unter dem Hochmeister Hermann von Salza, dem Freunde Kaiser Friedrichs II., bestehende Niederlassung als eine Fortsetzung und einen Zweig seiner Thätigkeit im heiligen Lande. Daher nannte er die ihm Widerstand leistenden, mit dem Stamme der Letten verwandten, halbwilden Preußen häufig Sarazenen oder Türken und wandte gegen die Heiden, mit denen er freilich an eiserner Grausamkeit zu wetteifern gezwungen war, ganz dieselbe Kriegsmethode an, wie gegen die Islamiten. Mehrere Ortschaften erhielten aus Palästina entlehnte Namen, wie Jerusalem, Ägypten, Gosen; wohl nach Toron ist Thorn

Digitized by Google

benannt, und auch in den Ortſchaften Starkenberg (Montfort) und Königsberg (Montroyal) lebten Namen aus dem heiligen Lande im Norden wieder auf. Erſt im vierzehnten Jahrhundert, als im Morgenlande alles verloren war, ſiedelte der Orden völlig nach Preußen über und regierte das in halbhundertjähriger, faſt ununterbrochener Schlacht eroberte Land als ſeine Domäne durch ſeine Beamten, die Komture und Kaſtellane. Der Ordensmarſchall wurde Oberbefehlshaber des Ordensheeres und Kriegsminiſter des Ordensreiches. Mit dem Bau vieler Burgen wurde begonnen; nach Niederwerfung der Urbewohner wurden unter dem Schutze und mit Unterſtützung der Ritter von deutſchen Anſiedlern aus allen Teilen Mittel- und Norddeutſchlands Städte gegründet und der Landbau in ausgezeichneter Weiſe betrieben.

Nur zu kleinem Teile beſtand der Orden aus Geiſtlichen. Mit der Zeit wurde er wie immer kriegeriſcher, ſo auch immer weltlicher, namentlich nachdem die Notzeit der Er-

Der Remter in der Marienburg.

oberung, welche Ritter und Koloniſten zur frommen Begeiſterung angetrieben hatte, vorbei und der Beſitz des Landes geſichert war. Auch bei den deutſchen Rittern verſchwand jeder geiſtliche Anſtrich bis auf die Gelübde, wie bei den Johannitern und den Templern, welche letzteren dieſer Umſtand ins Verderben ſtürzte. Die Ritter ſelbſt waren nicht nur von adliger, ſondern auch von bürgerlicher Herkunft; ſie bildeten die ſchwere Reiterei des lange Zeit trefflichen Ordensheeres, das im übrigen aus ihrer Dienerſchaft und Söldnern, ſowie aus deutſchen und anderen „Kreuzfahrern“ beſtand. In Livland erhielt der preußiſche Ordensſtaat, nachdem ſich der dortige Schwertorden mit den deutſchen Rittern vereinigt, einen Ableger; durch denſelben wurde die deutſche Kultur der jetzt ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, welche freilich nicht wie in Preußen eine kompakte, ſondern mehr ſporadiſche war, geſtärkt; doch ſind Riga, Dorpat und Reval weſentlich deutſche Städte geworden, ſoweit es der ſie ſpäter vergewaltigende ruſſiſche Deſpotismus duldete.

Die im Ordenslande Preußen herrlich emporblühenden deutschen Städte, Glieder der Hansa, waren es, durch welche notgedrungen die Herrschaft des entarteten Ordens untergraben wurde. Während die Bürger in emsiger Arbeit ruhelos thätig waren, ergaben sich die Ritter dem Aufwand und Wohlleben. Gleichsam zum Vergnügen unternahmen sie mit sogenannten Kreuzfahrern, denen später bloße Abenteurer folgten, zwecklose Kriegszüge gegen die heidnischen Littauer, auf denen oft gräßlicher Unfug verübt wurde. Dieser abscheuliche Sport sollte dem Orden einen Nimbus bereiten; den teilnehmenden „Helden", unter denen sich sogar Fürsten befanden, brachte er wohlfeile Verherrlichung durch verkommene Bänkelsänger ein, die für ihre Loblieder Speise und Trank erhielten. Als aber gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Littauer Christen wurden, hatte der Orden in seinem bisherigen Wesen und Treiben keinen Sinn mehr, hatte aber auch nicht den Geist, sich eine neue Bedeutung zu schaffen. Städte und Bauern wurden erst vernachlässigt und dann, dem Aufwande zuliebe, bedrückt und ausgesogen. Widerstrebend, aber ohne andere Wahl, suchten sie Schutz bei Polen, dem der Orden unterlag. Das weltliche Preußen hat dieser traurigen Stellung der östlichsten Deutschen später ein Ende gemacht und ihnen wieder ein Vaterland gegeben. —

Hauptseite des Hochmeister-Siegels.
Originalgröße.

Im Felde Maria mit dem Kinde auf einem Throne, in der Rechten ein Lilienscepter. Umschrift: S(igillum) : MAG(ist)RI : GENERAL · HOSPITAL : S. MARIE : THEVT . IERLMTAN (Jerusalemitani) †. An einer Urkunde vom 13. Juli 1397. Ehstländisches Ritterschafts-Arch. Toll'sche Sammlung.

Auf die gescheiterten Kreuzzüge folgte wie nach Nordosten, so auch nach Südosten eine nützlichere und wohlthätigere Richtung der deutschen Wanderlust. In Böhmen, dessen Randgebirge seit dem Abzuge der Markomannen und der Einwanderung der Tschechen von Urwald bedeckt waren, wanderten nach und nach Sachsen, Franken und Baiern ein, die jene Grenzgegenden urbar machten. Vom Niederrhein und aus Flandern kamen Kaufleute und Handwerker nach Prag, wo sie eine besondere Gemeinde mit deutschem Rechte bildeten, welcher die Hauptstadt Böhmens ihr Wachstum verdankte. Die meist von deutschen Müttern und Ahnfrauen stammenden böhmischen Herzoge und Könige begünstigten durch Erteilung vielfacher Privilegien diese Einwanderung, ohne welche die Tschechen des platten Landes Barbaren geblieben wären. Auch in Mähren sind Olmütz, Brünn, Znaim und andere Orte durch deutsche Arbeit zu Städten geworden. Dies geschah vornehmlich im dreizehnten Jahrhundert, zu der Zeit, da deutsche Dichter, wie Reinmar der Zweter und der Tannhuser, am Hofe zu Prag lebten und König Wenzel II. selbst deutsche Minnelieder sang (S. 257). Unter Ottokar II. hatte Böhmen über zwanzig Städte mit deutschem Rechte und der bedeutende Bergbau des Landes kam durch deutsche Bergleute in Aufschwung. Aber auch unter den Tschechen des Flachlandes siedelten sich deutsche Bauern an, und selbst die Slawen verlangten nach deutschem Rechte.

Auch Ungarn wurde auf angelegentliche Einladung seiner Könige stark von Deutschen besiedelt und der Kultur geschenkt. Schon von Geisa II. (1141—1161) wurden aus den Niederlanden und vom Rhein Kolonisten nach den Gegenden „jenseits des Waldes" (Transsilvanien) berufen, wo sie aus den vorgefundenen Wäldern Wiesen und Äcker schufen, Sibinburg, das jetzige Hermannstadt, von dem das Land den Namen „Siebenbürgen" erhielt, gründeten und dem Könige Geld und Krieger lieferten. Andreas II. schenkte im Jahre 1211 dem deutschen Orden das Burzenland, das dieser gegen die Kumanen schützte und durch Deutsche besiedelte. Der König überwarf sich zwar mit dem Orden und vertrieb ihn, erteilte aber den „deutschen Gästen", die seit jener Zeit „Sachsen" genannt wurden, im Jahre 1224 einen Freiheitsbrief, welcher ihnen eigene Richter gewährte. Nach der Entvölkerung Ungarns durch den Einfall der Mongolen berief Bela IV. wiederum Deutsche unter Zusage vieler Freiheiten, und König Stephan V. gab den „Sachsen" in der Zips im Jahre 1271 einen Freiheitsbrief. Den

Bürgerſtand Ungarns machten damals, wie noch lange, vorwiegend Deutſche aus und die Stadt Ofen nahm deutſches Recht an.

Sogar in Polen fanden durch deutſche Kaufleute und deutſche Handwerker Stadtrechte und Gemeindeverfaſſungen ihres Vaterlandes Eingang. In Krakau war am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Bevölkerung zum größten Teile deutſch. Aber bald verbanden ſich Adel und Geiſtlichkeit zur Unterdrückung des Deutſchtums, und dieſe Reaktion ſiegte 1386 mit dem Aufkommen der deutſchfeindlichen Littauer (Jagjellonen). In Skandinavien und Rußland hatte die Hanſa (S. 327) viel deutſches Weſen verbreitet, das aber mit dem Sinken der Bedeutung des Bundes und durch das Erwachen des Nationalbewußtſeins jener Völker verſchwand. Von weiterem Vordringen im Oſten wurde das Deutſchtum zurückgewieſen. Iwan III. Waſſiljewitſch unterwarf im Jahre 1494 das einſt mächtige Nowgorod der Knute, und mit der Freiheit dieſer Stadt wurde auch der deutſche Handel derſelben vernichtet.

Um die Zeit der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien unternahmen manche kühne deutſche Kaufleute weite Seereiſen nach Oſten und Weſten.

Der Nürnberger Martin Behaim, Schüler des Regiomontanus (S. 433), drang im Dienſte Portugals bis zum Kongo vor und fertigte den erſten Erdglobus; Himmelsgloben gab es ſchon früher. Aber vergeblich war der Anlauf, in der neuen Welt dauerndes Glück zu erringen. Kaiſer Karl V. verpfändete den Welſern in Augsburg, die an Reichtum mit den Fuggern wetteiferten, im Jahre 1528 das Land Venezuela („Klein-Venedig") in Südamerika. Ein halbes Tauſend Deutſche mit einem halben Hundert Bergleute wagten zur Befriedigung ihres Golddurſtes mit den ſpaniſchen Conquiſtadoren in Wettbewerb zu treten. Aber letztere gönnten ihnen ihren Anteil am Raube nicht, und der deutſche Verſuch ſtrich vor der ſpaniſchen Habſucht die Segel. Ein Deutſcher, der den Humaniſten nahe ſtehende Martin Waltzemüller aus Freiburg war es, der in ſeiner Einleitung zu einer Kosmographie den Namen „Amerika" für die weſtliche Erdhälfte vorſchlug und damit leider dem Columbus den wohlverdienten Ruhm der Namengebung raubte. Allerdings mag er dem Großſprecher Amerigo Veſpucci, der ſich für den Entdecker ausgab, als Herausgeber ſeiner Berichte in guten Treuen geglaubt haben.

Schiff aus dem 15. Jahrhundert.
Fakſimile eines anonymen Kupferſtiches. (S. 328 f.)

Drei Landsknechte. Faksimile des Kupferstiches von Daniel Hopfer (um 1500).

Zehnter Abschnitt.

Sitten und Gewerbe am Ende des Mittelalters.

Gruppe von Fechtern in Kaiser Maximilians I. Triumphzug.
Faksimile aus dem Holzschnittwerk von Hans Burgkmair.

Mehr als alle Entdeckungen neuer Länder, mehr als die damit zusammengehende Verbreitung der höheren westeuropäischen Kultur und auch mehr als zu jeder anderen Zeit war der Krieg das Charakterzeichen der Periode, welche man als den Übergang vom Mittelalter zur „neuern Zeit“ betrachtet. Wir haben bereits (S. 357) die Wandelungen angedeutet, welche zur Zeit Maximilians I. sich im Kriegswesen vollzogen. Dieser Kaiser liebte die eben alle Zustände ihrer Kindheit durch-

Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google

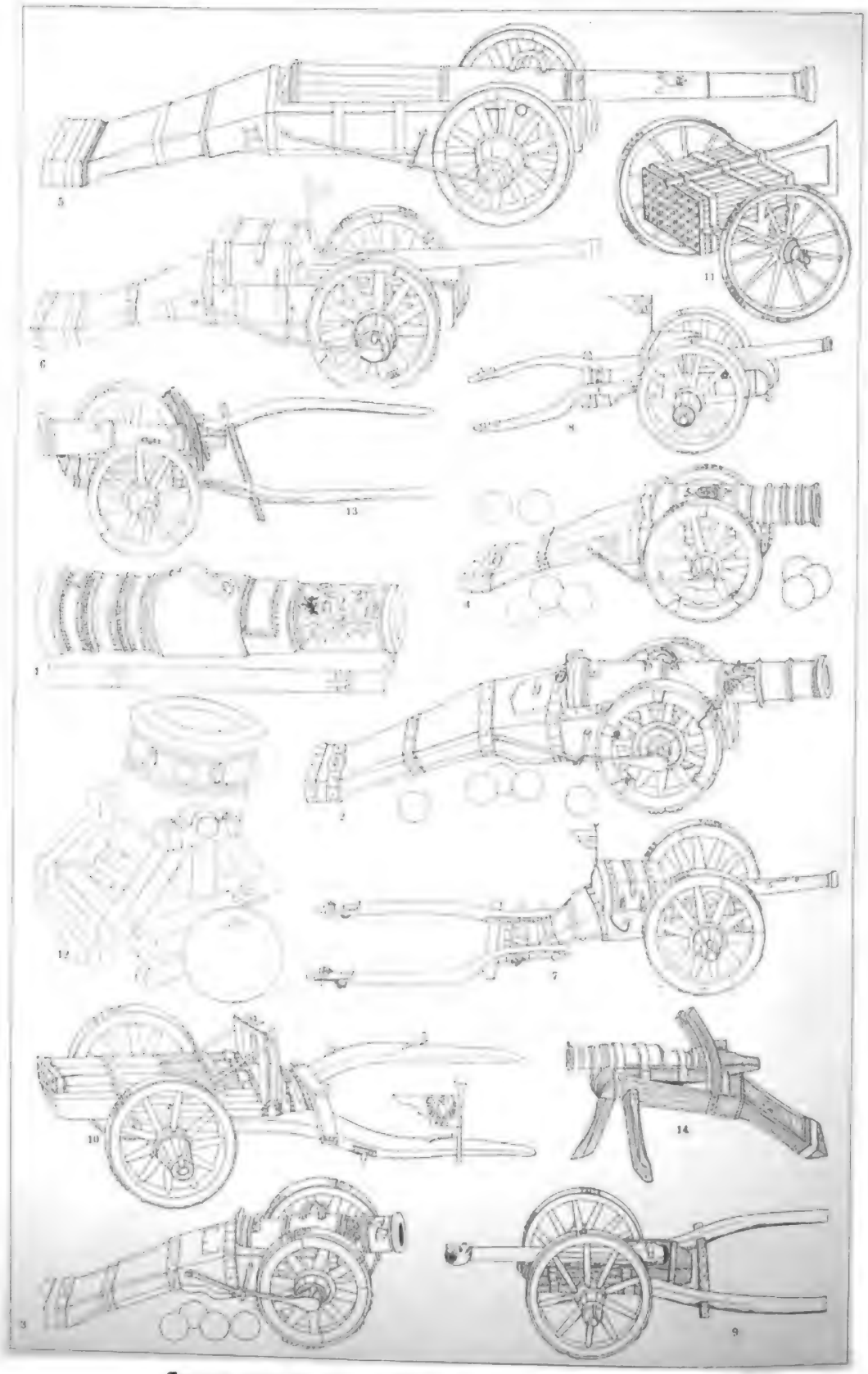
Links die Mauern einer belagerten Stadt. Rechts das feindliche Feldlager mit vielen Zelten. Die Belagerten haben einen Ausfall gemacht und werden
mit der bibliſchen Erzählung von Judith und Holofernes. Rechts ſitzt der letztere im Zelt beim Mahle mit der Judith. Weiter links ſieht man Holofer

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY

Digitized by Google



Typen der Maximilianischen Artillerie. Hierzu Erläuterungsblatt. (Nach Essenwein.)

Digitized by Google

Erläuterung zu den Abbildungen von

Typen der Artillerie Kaiſer Maximilians I.

Nach den Abbildungen in Kaiſer Maximilians Zeugbüchern in der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München und der k. k. Ambraſer Sammlung zu Wien.

Maximilians Geſchütze teilten ſich in vier Arten:

Erſtens „Hauptbüchſen“; dieſelben ſchoſſen Steinkugeln und lagen auf einem einfachen Roſte, mitunter auch auf der bloßen Erde; hinter ihnen wurden Pfähle in den Boden gerammt, um den Rückſtoß zu vermeiden.

Die zweite Art der Geſchütze hatte dünnere und längere Rohre; das Maximilianiſche Zeugbuch führt als Gattungen derſelben an „Scharffmetzen, Nachtigaln, lanng Korthonen, kurtz Korthonen, Notpuchſen“ — dieſe ſchießen ſämtlich Kugeln von Eiſen — und „Virtelpuchſenn“, welche Steinkugeln ſchießen und die kürzeſten Rohre haben.

Die dritte Geſchützart hat ſehr lange Rohre; die zu ihr zählenden Stücke werden deshalb „Schlangen“ genannt. Zu ihnen gehören auch die Hagelbüchſen und die Streitkarren mit mehreren Schlangen.

Die vierte Hauptgeſchützart ſind die Mörſer.

Die Aufnahme und Abbildung dieſer Geſchütze geſchah im Auftrage Kaiſer Maximilians I. durch Bartholomäus Freinsleben, der kaiſerl. Hauszeugmeiſter war, in den letzten Jahren des 15. und den erſten des 16. Jahrhunderts.

No. 1. Hauptbüchſe.
„ 2. Lange Karthaune.
„ 3. Kurze Karthaune.
„ 4. Viertelbüchſe.
„ 5. Baſilisk: beſonders lange Gattung der „Schlangen“, „Der Schnurrhindurch“ genannt.
„ 6. Lange Schlange.
„ 7. Mittlere Schlange.
„ 8. Falkonet.
„ 9. Tarrasbüchſe.
„ 10. Streitwagen mit 6 Schlänglein.
„ 11. Hagelbüchſe.
„ 12. Hauptmörſer der Maximilianiſchen Artillerie: „Der Hummel“.
„ 13. Steinbüchſe auf Karren.
„ 14. Tarrasbüchſe auf einer Bocklafette.

Die Geſchütze waren ſchwarz und rot bemalt. Der hintere Teil der Rohre war durch einen mit einem Fähnchen geſchmückten aufzuſetzenden Kaſten vor Witterungseinflüſſen geſchützt.

(Nach Eſſenwein, Quellen z. Geſch. d. Feuerwaffen.)

machenden ſchweren Geſchütze (S. 359), und namentlich ſeine beiden Kartaunen „Weckauf“ und „Purlepaus“, „wie ein mittelalterlicher Ritter ſein Schlachtſchwert und Streitroß“; er ſelbſt nahm am Gießen und Bohren der Feuerrohre teil. Er war auch der Schöpfer des Inſtituts der Landsknechte (S. 358). Dieſelben bildeten ſeit dem Jahre 1487 eine feſt organiſierte Schar von Landeskindern an Stelle der vorher die Kriege beherrſchenden zuchtloſen Söldner, die ohne Wahl jedem Zahlenden dienten und unter denen alle Völker bunt durcheinander gewürfelt waren. Dieſe Einrichtung war allerdings die gleiche, mit welcher die Schweizer ſchon ein Jahrhundert früher ihre Siegeslaufbahn begonnen hatten, nur unter anderem Namen. Zufälliger, aber bezeichnender Weiſe fand gerade im Jahre der Gründung des Landsknechttums das letzte größere Turnier in Deutſchland ſtatt; denn die neue Erſcheinung machte den Ritterheeren und damit dem Rittertum nach mittelalterlichen Begriffen ein Ende. Bald danach, im letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts, traf auch die letzte mittelalterliche Söldnertruppe der Untergang. Es war die „ſchwarze Garde“, welche, nachdem ſie in verſchiedenen Ländern gewütet, im Dienſte König Johanns von Dänemark gegen die für ihre Freiheit ſich wehrenden Ditmarſcher Bauern fiel, die mittels Durchſtechung der Deiche das Meer zu ihrer Hilfe herbeigerufen hatten.

Landsknecht mit ſeinem Weibe.
Faksimile des Kupferſtiches von Daniel Hopfer (um 1500).

Die „frummen,“ das heißt tapferen Landsknechte waren ein Übergang vom Söldner- zum ſtehenden Heere. Sie waren zwar geworbene, aber ſorgfältig ausgewählte Krieger; jeder mußte ſeine Bewaffnung mitbringen. Die Werbung leitete ein von dem Landesherrn ernannter Feldoberſt oder Muſterherr, der wieder ſeine Offiziere auswählte. An herbeiſtrömender Mannſchaft fehlte es niemals, wenn die Werbetrommel erſcholl, da jeder kräftige Burſche das luſtige Feldleben dem Stubenſitzen oder der Landarbeit vorzog. Sogar Edelleute fanden ſich darunter – Kaiſer Max trug ſelbſt einſt an der Spitze von Fürſten und Rittern die Lanze auf der Schulter — und „fahrende Schüler“ nahmen nicht ſelten zur Abwechſelung das Schwert ſtatt des Wanderſtabes in die Hand. In der That hätten die Landsknechte während ihrer Blütezeit, wenn nicht die auseinanderſtrebenden Intereſſen der Einzelſtaaten geweſen wären, das Reich retten und auf die erſte Stelle in Europa wieder erheben können; denn kaum ein Land unſeres Erdteils gab es, das nicht von ihrer Tapferkeit zu erzählen gewußt hätte.

Die Landsknechte erhielten bei ihrer Anwerbung von dem „Pfennigmeiſter“ ein Stück Geld „auf den Lauf“ und empfingen monatlichen Sold. Mit einer gewonnenen Schlacht aber wurde ſtets die Berechnung eines neuen Monats begonnen. Sie bildeten „Regimenter,“ ohne daß für dieſe Schlachthaufen eine beſtimmte Stärke feſtgeſetzt geweſen wäre.

Landsknecht mit Schwert, Pfeifer, Trommler, Fahnenträger und Landsknecht mit Helmbarte.
Faksimile des Kupferstiches von Daniel Hopfer (um 1500).

Im Vergleiche zu den früheren Söldnern war die Zucht der Landsknechte musterhaft, aber für heutige Begriffe und Anforderungen noch locker genug. Sie gehorchten keineswegs durch dick und dünn, sondern machten Bedingungen; sie behielten sich vor, gegen diese und jene Feinde nicht zu fechten, und selbst den Aufruhr scheuten sie nicht, wenn der Sold ausblieb oder sonst etwas ihnen zuwider war. Doch bewahrten sie so viel religiösen Sinn, daß sie vor und nach jeder Schlacht auf die Knie fielen und beteten. Die Mannschaft wurde auf „Artikelbriefe" beeidigt, welche die Punkte regelten, zu denen alle Landsknechte eines „Regiments" verpflichtet waren. Verbrechen, Plündern in vertragsmäßig eingenommenen Orten, Fahnenflucht, Ungehorsam, Verrat und andere grobe Vergehen unterlagen harten Leibesstrafen, die schwereren Fälle wurden mit dem Tode gebüßt. Ein Kriegsgericht unter dem Vorsitze des vom Feldhauptmann dazu ernannten „Schultheißen" entschied über Verhängung dieser Strafen auf freiem Felde zwischen Schranken, um welche die Landsknechte einen Ring bildeten.

Die Anklage des Fehlbaren und den Vollzug des Urteils besorgte der Profoß, „die seltsamste Figur des ganzen Haufens, dessen Würde deutsche Mannesstrenge und deutschen Ernst mit fast gemütlicher Persönlichkeit umkleidete und verdeckte, die tausendäugige, überall gegenwärtige Femgewalt, eine Figur, so eigentümlich deutsch, wunderlich und halb komisch und doch wieder so entsetzlich finster". Der zum Tode Verurteilte nahm von seinen Kameraden Abschied und bat sie um Verzeihung.

Die Todesstrafe wurde durch Schwert oder Strang vollstreckt, wegen Verrats durch Vierteilen oder Rädern, — oder auch durch das, gewissen Truppenkörpern ausdrücklich verliehene „Recht der langen Spieße." Dabei wurde der Schuldige nach Abstimmung der „Gemeinde" der Landsknechte über sein Schicksal durch die „Gasse" seiner Genossen gesandt. War er von ihren Speeren durchbohrt gefallen, so knieten alle nieder und beteten für die arme Seele, dann schossen sie über dem Leichnam eine Salve ab und zuletzt empfingen sie den Dank des Profossen für ihre gute Justiz. Zur Vollstreckung der Todesurteile anderer Art hatte der Profoß einen rot gekleideten Nachrichter (Freimann) zur Seite. Die Gefangenen verwahrte der „Stockmeister" mit seinen „Steckenknechten."

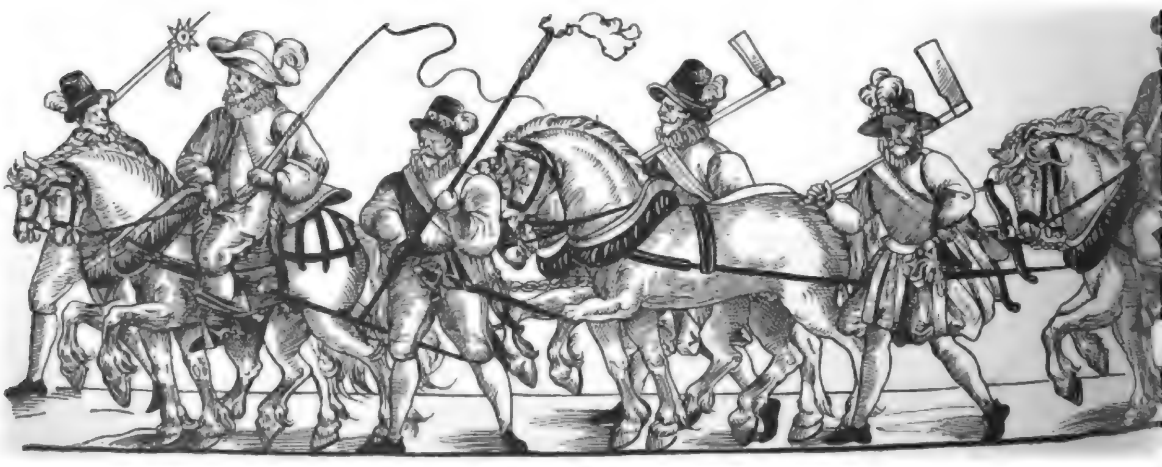
Damit jeder Richtung des damaligen blutigen Wütens der „Kriegsfurie" Genüge geschehe, gab es noch einen „Brandmeister," der mit der Fackel in der Hand stolz zu Pferde saß und das unvermeidliche „Sengen und Brennen" leitete, dem gegenüber die rücksichtslose Plünderung eroberter Städte noch als ein beneidenswertes Schicksal erschien.

Digitized by Google

UNIVERSITY

Digitized by Google

Der Troßzug; Faksimile eines Holzschnittes nach



Geschütz mit vollständiger Bespannung und Bedienung. Faksimile aus

ans Sebald Beham. (1. Hälfte des 16. Jahrh.)

m ein Nürnberger Stückſchießen im Jahre 1592 darſtellenden Holzſchnitt.

UNIV... Y

Digitized by Google

Wenn es den Landsknechten bei der Fahne gefiel, blieben sie meist längere Zeit dabei; viele nahmen dann selbst Weib und Kind mit ins Feld und Lager. Für die anderen gab es einen beträchtlichen Troß lüderlicher Dirnen, denen sich die Troßbuben zugesellten. Beide verachtete und mißhandelte Klassen standen unter dem Troßweibel, der auch oft einen derbern Titel trug, und mußten die gemeinsten Dienste verrichten.

Neben den Offizieren, deren Grade die Grundlage der heutigen geblieben sind, war der Fähnrich der wichtigste Mann in den einzelnen Heeresabteilungen. Er durfte seine Fahne nie verlassen; hatte er keine Hand mehr, sie zu halten, so mußte er sie zwischen die Zähne fassen oder sich in ihr umfangreiches Tuch hüllen, bis er ausgeatmet hatte. Auch der Feldweibel, der die Neulinge in damals noch sehr unentwickelter Art zu drillen und Streitigkeiten zu vermitteln hatte, war ein angesehener Mann; die „Gemeinweibel" waren dagegen gewissermaßen die Tribune der Gemeinen.

Zwei Spielleute, Trommler und Pfeifer, ein Schreiber, ein Feldscher und ein Kaplan fehlten bei keinem „Fähnlein," wie die taktische Einheit hieß, die einer Fahne folgte.

An der Spitze der Rotten standen von diesen selbst gewählte Rottmeister. Ein Herold aber war nur für das ganze Regiment da; in seiner glänzenden Erscheinung mit dem kaiserlichen oder fürstlichen Wappen auf dem Vorderteil des Rockes erinnerte an die früheren „Schreier" der Turniere.

Die geharnischten Landsknechte waren die vornehmeren; sonst bestand keinerlei übereinstimmende Bekleidung unter diesen wilden Gesellen, die den bekanntlich sehr ausschweifenden Moden ihrer Zeit, namentlich in Bezug auf die abscheulichen Pluderhosen, mit voller Freiheit folgten. Ja die Landsknechte suchten geradezu durch auffallende Tracht sich hervorzuthun und durch Ungewöhnliches in dieser Hinsicht zu glänzen. Nicht selten trugen sie sich absichtlich auch im Frieden so nachlässig, wie es zum Zwecke freierer Bewegung oder infolge der Abnutzung durch Strapazen im Kriege vorkam, z. B. teilweise zerlumpt, mit herabhängenden Strümpfen, das eine Bein nackt, während das andere verschwenderisch bekleidet war.

Fähnrich der Landsknechte (das rechte Bein nackt).
Faksimile des Kupferstiches von Heinrich Aldegrever (1502—1562).

So verschieden wie die Tracht, war auch die Bewaffnung der Landsknechte. Neben solchen mit achtzehn Fuß langen Spießen führten andere ein kolossales Schwert, „Zweihänder"; neben den mit der Hellebarde Ausgerüsteten standen die mit der Hakenbüchse. Wohl stellte man die gleichen Waffen zusammen; aber da die Kopfzahl der Truppenkörper nicht festgesetzt war, so konnte von einem geregelten Handeln im Kriege keine Rede sein.

Die Kampfweise der Landsknechte beruhte wie im Angriff so in der Verteidigung auf der Wirkung festgeschlossener Massen. Ihre bevorzugte Aufstellung war die „gevierte Ordnung." Bei derselben wurden „so viele Reihen oder Rotten hintereinander aufgestellt

als die erſte Reihe Krieger hatte, ſo daß ein regelmäßiges Viereck gebildet wurde. An der dem Feinde zugewandten Seite ſtanden drei Glieder der am beſten gerüſteten Landsknechte mit langen Spießen, ſo aufgeſtellt, daß die eingelegten Wehren des zweiten und dritten Gliedes zwiſchen den Männern des erſten Gliedes hervorſtarrten. Auf dieſe folgten mit Hakenbüchſen bewaffnete Doppelſöldner (mit doppeltem Solde bezahlte Leute), oder ein „Blatt“ (eine Abteilung) mit Hellebarden oder Zweihändern bewaffnet, welches die vorderſten drei Fahnen, die hier ihren Platz hatten, umgab. Hinter dieſen Gliedern ragte wieder ein Wald von Spießen, in deſſen Mitte die Träger kurzer Wehren, der Hellebarden und Schwerter, weitere vier Fahnen umgaben. Dahinter ſtand der Reſt der kurzen Wehren, und in ſeiner Mitte die letzten drei Fahnen, von Trägern langer Spieße vorn und hinten eingefaßt. Die der Angriffsſeite gegenüber liegende Seite des Vierecks bildeten wieder eine oder einige Reihen der tüchtigſten und zuverläſſigſten „Doppelſöldner,“ welche, wie auch die Hauptleute, die Aufgabe hatten, Zaghafte vorwärts zu treiben und etwaige Fluchtverſuche durch Niederſtoßen der Feiglinge zu verhindern. Die Fähnlein mit Hakenbüchſen wurden ſpäterhin in beſonderen Haufen an die Seiten des Vierecks, auch wohl hinten und vorn „angehenkt,“ wo ſie ihre Waffe wirkſamer brauchen konnten.

Ein kaiſerlich deutſcher Herold.
Fakſimile des Holzſchnittes von Michael Oſtendorfer. (Erſte Hälfte des 16. Jahrh.)

Der ſo in geſchloſſenem Viereck undurchdringlich ineinander verſchränkte „helle Haufen“ bewegte ſich, ſobald das Heer vorrückte, in wuchtigem Sturmſchritte mit je drei Tritten auf fünf deutlich markierende Schläge der Trommel, zu welchen der Landsknechtswitz den Trommelvers „Hüt dich Bau'r, ich komm'!“ gemacht hatte.“

Abgeſondert vom „hellen Haufen“ ſtürmte ihm eine kleine Schar der verwegenſten Burſchen voraus, die „Blutfahne,“ die „Läufer“ oder der „verlorene Haufe“ (franz. enfants perdus) genannt. Oft wurden ſie durch Würfelſpiel erleſen; mitunter wurden auch Verbrecher dazu beſtimmt, die das Leben verwirkt, aber vom Hauptmann die Gunſt erhalten hatten, auf dieſe Weiſe „ihre Schuld zu ſühnen;“ denn „verloren“ waren dieſe Tollköpfe in der Regel.

Ob es nun altgermaniſcher oder, in der Zeit des Humanismus den homeriſchen Helden entlehnter Brauch war, — gleichviel, — tapfere Landsknechte, beſonders Adlige, pflegten, aus der „gevierten Ordnung“ heraustretend, Gegner zum Zweikampfe zu fordern. Von dieſer

UNIVERSITY

Digitized by Google

Marsch Friedrichs von Bayern gegen die Türken, im Jahre 1532. „Wie der Oberst
Der Zug bewegt sich in der Nähe von Lazenburg bei Wien. Verkleinertes

Digitized by Google

Haubtman mit etlichem Kriegsvolck vnd Feldt geschütz gen Laxenburg gezogen / gegen dem feindt zuhandlu."

Ausschnitt eines Blattes aus dem Holzschnittwerk von Michael Ostendorfer (* 1554).

UNIV TY

Ehre waren Verräter ausgeſchloſſen und unter dieſe rechnete man auch die in fremden Dienſten, beſonders unter den Franzoſen kämpfenden Deutſchen.

Handelte es ſich um die Verteidigung, „ſo wurde ein ‚Igel‘ gebildet; entweder in kreisrunder oder in gevierter Aufſtellung nahm die Mannſchaft des ‚hellen Haufens‘ die Schützen,

Faksimile eines Flugblattes vom Jahre 1568
auf den Handwerker, der ſeine Profeſſion verläßt, um als Landsknecht in den Krieg zu ziehen.
Holzſchnitt von Peter Flötner

ſowie die nur mit kurzer Wehr bewaffneten Knechte in das Innere des Vierecks oder Kreiſes auf, fällte die Spieße und machte nach allen Seiten Front. Das vorderſte Glied kniete dabei gewöhnlich nieder, hielt die Spitze des Spießes in Bruſthöhe der anſtürmenden Pferde, das Spießende gegen den Erdboden ſtemmend, und ſtreckte überdies den Angreifern auch noch das Schwert entgegen.“

Da das Rittertum im Verscheiden war, hatte neben dem Fußvolke der Landsknechte, dem die Zeit gehörte, die Reiterei der schwergepanzerten „Reisigen“ wenig oder keine Bedeutung mehr; sie vertrat die Vergangenheit. In der Zukunft aber lag die Bedeutung der noch in ihren Anfängen stehenden „Arkelei“ (auch Artollerie), welche ihre hauptsächlichste Verwendung in der Beschießung feindlicher Städte fand.

Ihr Lager errichteten die Landsknechte nach altgermanischer Weise in Gestalt einer Wagenburg, welcher die ringsum in Reihen aufgefahrenen Kanonen und Gepäckwagen zur Schutzwehr dienten. Außerhalb derselben waren Wachen von Reisigen aufgestellt. Thore, das heißt Lücken, führten auf drei Seiten in die Wagenburg hinein und aus ihr heraus. Auf dem von den Fuhrwerken umgebenen Platze waren die Spieße und andere Waffen aufgepflanzt, mit den Fahnen dazwischen, bei denen Wachen standen. Befand sich das Lager an einem Flusse, so wurde die Wagenburg in einem Halbkreise angeordnet, dessen Sehne der Fluß bildete; an

Aus einem Landsknechtslager; im Hintergrunde an einer Trommel Würfelspieler.
Faksimile einer Gruppe in einem größeren anonymen Holzschnitt.

seinem Ufer wurde dann der Galgen aufgerichtet. Eine Ecke nahm der Proviant ein: Schlachtvieh, Säcke mit Mehl, Fässer mit Getränken; an verschiedenen Stellen wurde im Freien in großen und kleinen Kesseln gekocht. Den übrigen Raum bedeckten die Hütten und Zelte der Landsknechte und der Marketender, in deren Mitte im Kreise die größeren Zelte der Offiziere und Beamten standen. Dazwischen war ein buntes Getriebe von Landsknechten, Pferden, Wagen, Troß u. s. w.; da zechte und spielte und — schlug man sich auch wohl.

Gegen Franzosen und Türken waren die Landsknechte in ihrem Element. Sie rühmten sich, im Jahre 1529 Wien vor den Barbaren des Ostens gerettet zu haben, vor denen außer ihnen, und mit Grund, ganz Deutschland zitterte, wenn die „Türkenglocke“ zum Gebete mahnte. Nur zu oft aber haben deutsche Landsknechte auch gegeneinander gefochten, sei es in den inneren Kriegen, sei es, daß Scharen von ihnen, des deutschen Vaterlandes uneingedenk, den Franzosen dienten. Nie aber war die gegenseitige Erbitterung so groß, als wenn die deutschen Landsknechte ihren eigentlichen Vorbildern, ihren Stammes- und Sprachgenossen, den Schweizern gegenüberstanden. Da gab es keine Gnade und kein Erbarmen; da wütete die Giftpest der

Digitized by Google

Druck-Faksimile des Landsknechts-Liedes auf die Schlacht bei Pavia, 1525.

Originalgröße. Das Original ist auf vier kleinen Blättern gedruckt.

Ein schönes lied von der schlacht vor Paula geschehē. Gedicht vñ erstlich gesungen (durch Hansen vō Würtzburg) in einem newen thonn.

Was wöll wir aber heben ann / ein newes lied zů singē / wöll vō dem König auß franckē reych / Maylandt das wolt er zwingenn / das gschach da mann zelt Tausent fünff hundert iar / im fünffundzwayngsten ists geschehen / er zoch da her mitt heres krafft / hatt mancher Lantzknecht gesehen.

Er zug für ein statt die hayst maylandt die selbig thet er zwingen / darnach für ein stat die hayst Pauia / er maynt er wolts gewinnenn / darin lag mancher Lantzknecht frisch / das het der König verschworen / er sprach sie solten die stat auff geben / sy wär sunst schon verloren.

Wir hetten kürtzlich einen rhat / ainer fragt den anderen / Nun zeucht d König nimer ab / darnach stett sein verlangen / Nent sich ayner mit namen Graff eytelfritz / die statt wöll wir nicht auff geben / wir pawenn zway polwerck die sein fest / es kost recht leyb vnd leben.

Sy sein mit mancher hand gemacht / zwai Polwerck woll erpawen / wir ligenn die winter lange nacht / zů Paula auf der maurē / da wöllen wir warten des külen weyn / thůt der König die maure zerprechen / es kumbt ein Fürst auß Osterreych / den schaden würdt er rechen.

Wir lagen die winter lange nacht / vor kelt kundt wir nicht pleyben / wir kunden nit erwarten des külen weyn / gar eylendt thet wir schreyben / vñ schriben dem Fürsten auß Osterreych / er sol nicht auß beleyben / sol prigen manchenn lantzknecht frisch / den König zů vertreyben.

Der Fürst het kurtzlich einen radt / mit seynen Fürsten vnd Herrn / wie pald er nach herr Jörgen schůb / er war im nicht zů ferre / Marxytig von Emß des selbenn geleych / er rüfft sy an in treůen / sy sollen im trewlich beystan / den König zů vertreyben.

Sy wurdenn kürtzlich vnderricht / zů Inßprucke auff dem tage / würdt manigs senlinn auf gericht / im Teůtsche land hortmans sagē / darůder zug mancher Lantzknecht frisch / thett in seynem harnasch herklingen / wir zugen allgenn Maylandt hin ein / Gott wöll das vns gelingen.

Als paldt der König das vernam / thet sich nit lanng besinnen / wie paldt er die statt zům

ſturm beſchoß/ er maynt er wolts gewinnenn/ darnor verlor er vill manchenn man / das thet dem König zoren / er ſprach ſy ſollenn die ſtatt auff geben / ſie wer doch ſunſt verloren.

Der ſturm hat er füuff gethon/ vnnd hat ſy all verloren/ da zug herr Jörg Marr ſtitig von Emß daher/ die zwen herren auß erkoren/ legtē ſich für Pauia in das feld / pauia thett ſich des freyen / der König lag mit heeres krafft dauor/ man kert ſich nit an ſein trewen.

Die Lantzknechtt machten jhr ornung feſt/ ein ratt der wurdt beſchloſſen / eyn verlornenn hauffen man machen ſoll / ein Hawptmann auß geſchoſſen/ hawptman edel iſt er genantt/ man rüfft in an mit trewen/ nym den verlornē hauffen zů hand / laß dich dein leben nit rewen

An ſant Matheys tag da d' tag herbrach/ da fieng wir ann zů ziehen/ jch wayß wie denn Sweytzern die ſach gefiel / ſy begunnthen gar pald fliehen / da zugen wir in Tyrgartenn hin ein/ darnach ſtůndt vnſer verlangen/ ſy hieſſen vnß all gotwillkumenn ſein / auß Karthaunen vnnd mit Schlangen.

Valteyn kop war auch darpey/ mit manchenn gůtten Schützen/ dar zů mancher frumer Lantzknecht / nach ehren thet ers nutzenn / das handgſchütz het er gar bey jm/ mit ſampt zwaien knechtē/ Schieſt drein ſchieſt drein jr frumme lantzknecht / gar ritterlich wöll wir fechten.

Herr Jörg ſchrey valtein koppen an / ſol jm das gſchütz her pringē / Velte kop thet wie ein erlich mann / vñ ſich nit lang beſynnen/ er füertz daher mit gantzer machtt / gantz woll thett er ſich rüſten/ wir ſchuſſenn all zů halbenn man/ wardt den Frantzoſen verdrieſſen.

Herr Jörg ein Edler Ritter feſt / ſtondt da mit ſeyner helleparten / er ſprach es kummenn vns fremde geſt / der ſelbenn wöll wir warten / gegen jm zoch der Langemantel da her / Herr Jörg verſich dich ebenn / du můſt hie meyn gefangner ſein/ ob du wildt friſten dein leben.

Herr Jörg ſprach můß ich dein gefangner ſein/ oder koſt es mich mein leben/ ſo hab jch getruncken des kůlen weyn/ mein leyb will jch dir nichtt auf geben / jch hab ſo manichenn Lantzknecht friſch/ ſten da in jren halben hoſen/ ſtecht drein ſtecht drein jr frumen lantzknecht/ dz ſend die rechten Frantzoſen.

Marr ſitig von Emß gryffs zům erſtenn an/ mit ſeinen frumen Lantzknechten/ wan ehr ſtünd ſelber formen dran / gar ritterlich thet ehr fechtē / die ſchlacht die werd ein kleine weyl / da wardt ſy ſchō verlorē / wurdt manch Frantzoß zů tod geſchlagē / manch küreſſer auſſerkoren.

Ein graff genandt auß Teutſchem landt / mit namē der vō Salmen/ er griff dē könig ſelber an / die lantzknecht warē zerſpalten / d' Vicereg des ſelbenn gleych / manch ſper wurdt in der mit zerſpalten/ da ſtach mir all mit freyden drein / der lieb Gott ſol ſein walten.

Die ſchlaeht werdt anderthalbe ſtundt / da war ſie ſchonn vergangenn / wurdt mancher Schweytzer zů tod geſchlagen/ maniger wurt gefangen/ die lantzknecht bliben da hindē ſtan/ als vill wil mich beduncken/ die ſum̄ mann nit erzelen kan/ die jm waſſer ſein ertruncken.

Schweytzer du ſcheyſt mir ein dreck aufft naß/ vnd ſünffzehen in knebelparte / jch mayn wir haben dich bar bezalt/ zů Pauj jm tiergarten/ du ſprichſt jch berům mich eygner ſchand/ das iſt warlich erlogen / du haſt dem Frantzoß verloren landt vnd leut / piſt ſchendlich von jm gflochen.

Du haſt geſchriben in Teutſche landt / wie du die ſchlacht habeſt gewuñen / du habeſt vns von vnſerenn gſchütz geiagt/ weren ſchendlich daruon entruñen/ das wöl Got heut noch nimmer / kein lantzknecht iſt geflohen/ das dein haſt du dahinden glan/ da wir zůſamen zogen.

Alſo habt jr vernummenn woll/ wie es denn ſchweytzern iſt ergangen / ſie hetten geſchworē einen ayd / ſie namenn vnſer kein gefangenn / ſie rüfften Maria gots mütter an / das wir jhr theten warten / jch mayn wir haben ſie bar bezalt / zů Pauia jm tiergarten.

Der vns das liedlein newes ſang / vō newem hat geſungē / dz hat gethan ein lantzknecht gůt/ den reyen hat er geſprungē / wan er iſt auf der kirchwey geweſt/ der pfeffer ward verſaltzē/ mann richt jm mit langenn ſpieſſenn ann / mit helleparten gſchmaltzen.

Alleyn Got die Eer.

Druck-Faksimile eines Liedes gegen die Türken aus dem Jahre der türkischen Belagerung Wiens, 1529.

Originalgröße. Das Original ist auf vier kleinen Blättern gedruckt.

Ein newes lied/in welchē

Fürsten vnd Herrn vnd andere Stend des Reychs/ mit sampt allen frumen Lantzknechten/ zů frid vñ eynickeit/auch Got den aller großmechtigsten keyser vñ herren/mit höchstem fleyß anzůrüffen/vñ in seynem namen/auch vmb seyner ehr willen ritterlichen zůstreyten/wider den Türcken/trewlich vermant werden/ In der Paffier weyß.

WAcht auff wacht auff jr Fürstē gůt/thut frölich zamen springen/auff dz jr rett dz Christlich blůt euch wirdt mit mißelingen/wyder den feint d Christenheit/den Türcken jch do meyne/ seyn hochmůt wirt jm werden laydt/seyn gwalt wirt jm auch kleine.

Wañ jr nur hetent eynigkeit/vñ frid in ewern landen/so wurd gar bald zum streit bereit/mit werhaftigen handen/vil mancher frumer Christen man/ seyn leben dapffer wagē/ Got wirt euch selber beistan/den Türcken zů veriagen.

Darumb jch euch in trewen rat thůt selber eynig werden/dem armen volck beweist genad/ so habt jr glück auff erden/so wirt es euch gehorsam seyn/ willig mit euch zů streyten/ Got wirt euch auch thū hülffe schein/helffen zů allen zeytē.

Zů hertzē nempt die grossen not so in dem Vngerlande/manch frumer Christ erlitē hat/auch in des todes bande/ kōnig Ludwig begriffen ist/vō der Türckischen hande darumb rüst euch in schneller frist fürkumpt gros schad vñ schande.

Wach auff wach auff du edle kron/ Karle du kayser werde/mit deyner hülff soltu beyston/ in sorg vñ grosser bschwerde/deym brůder kōnig Ferdinād/daheim soltu nit bleybē/der Türck der ligt jm in dē land/den hülff jm dannen treyben.

Auch ist dir sonderlich beuolhn/ die Christenheit gemeine/derhalb das du bist vnuerholn/ römischer keyser reine/darumb soltu zů aller stund/mit macht sin vnd auch witzen/ vor dem schnödē türckischen hund/die Christenheit beschützē.

Bist keck du fürst vō Osterreich kōnig im Böhmer lande/ die Böhem kumen all zů gleych/mit werhafftiger hande/dz römisch reych wirt dich nit lan/als jch es hab vernumen/wañ du dasselb thůst rüsten an/zů hilff wirt es dir kumen.

Doch das vntrew vñ vbermůt gentzlichē werd vermiten/auff dz nit mer das brot so gůt/nach vngerischem siten/mit kalck werde vergifftet gar/wie vormals ist geschehen/ist mancher teutscher wordē

gwar/thůts offentlich verjehen.

Auch sol gentzlich deyn meynůg sein/vmb Gottes ehr zů streyten/ auch vmb sein heilig wort so reyn/ welches zů allen zeitē/in deyner sel gepflantzet sey/vnd nit darwider streben/so wirt dir Gott selb wonen bey/bschützen ehr leib vñ lebē.

Rust dich du heyligs Römisch reich/jr frumē teutschen fürsten/jr werden reychstet all geleych/nach Got last euch all dürsten/vnd lebt gentzlich nach seiner leer/vnd halt seyn wort gar ebē/so bhüt er euch leyb gůt vnd ehr/den sig wirdt er euch geben.

So jr gůt frid vñ einigkeit/wert vnter euch wol haltē/auch vntreů vñ heimlicher neyd/vō euch gantz ist gespalten/das auch keyn stand do werd veracht/stett Herrn Fürsten sch maine/so hilfft euch Gott mitt seyner macht/des Türcken macht wirt kleyne.

Vnd wo jr nit wert einig sein/in warer Gottes liebe/vñ auch seyn klares wort so reyn/haltē in steter übe/eins das ander verachten thō wie mag euch dañ gelingē/darumb rüfft Gott eynhellig an/thůt auff den Türcken tringen.

Dañ jch sing euch zů diser frist/ klerlich vnd offenbare/wo mit der türck het vor gewist/gantz eygentlich fürware/das zwispalt vntern Christen wer/het jm nit fürgenumen/mit einē solchen grossen heer in Christlich land zů kumen.

Darumb thůt all einmütig sein/ vnd haltend lieb zůsamen/so helt Got selbs mit euch gemeyn/wo jr in seinem namen/frölich dar wagt leib gůt vñ eer/das türckisch volck zuschlagen/so wonet Got in ewrē heer/den Türcken zů verjagen.

Rüst euch jr frumē Lantzknecht gůt/mit freudēreichem schalle/seit frisch frölich vñ wolgemůt/jr frumen Christen alle/zů streitē für dy Christēheyt/für ewer vaterlande so hilfft euch Got auß allem leyd/ auch auß der sünden bande.

Last auch jr frumen Lantzknecht gůt/von flůchen vnd von schwerē so helt euch Got in seiner hůt/das glück wirt er euch meren/der hůre rey thůt müssig stan/dz spil last vn terwegē/so wirt es euch gātz wol ergan/got wirt selbs ewer pflegē.

Seit frisch jr Christē all geleich thůt ritterlichen streiten/So gibt euch Got dz himelreich/zů ewern letzten zeyten/in diser zeyt frid gůt vnd ehr/so jr streyt in seym namē/ wider das vnglaubige heer/das wünsch jch euch allsamen.

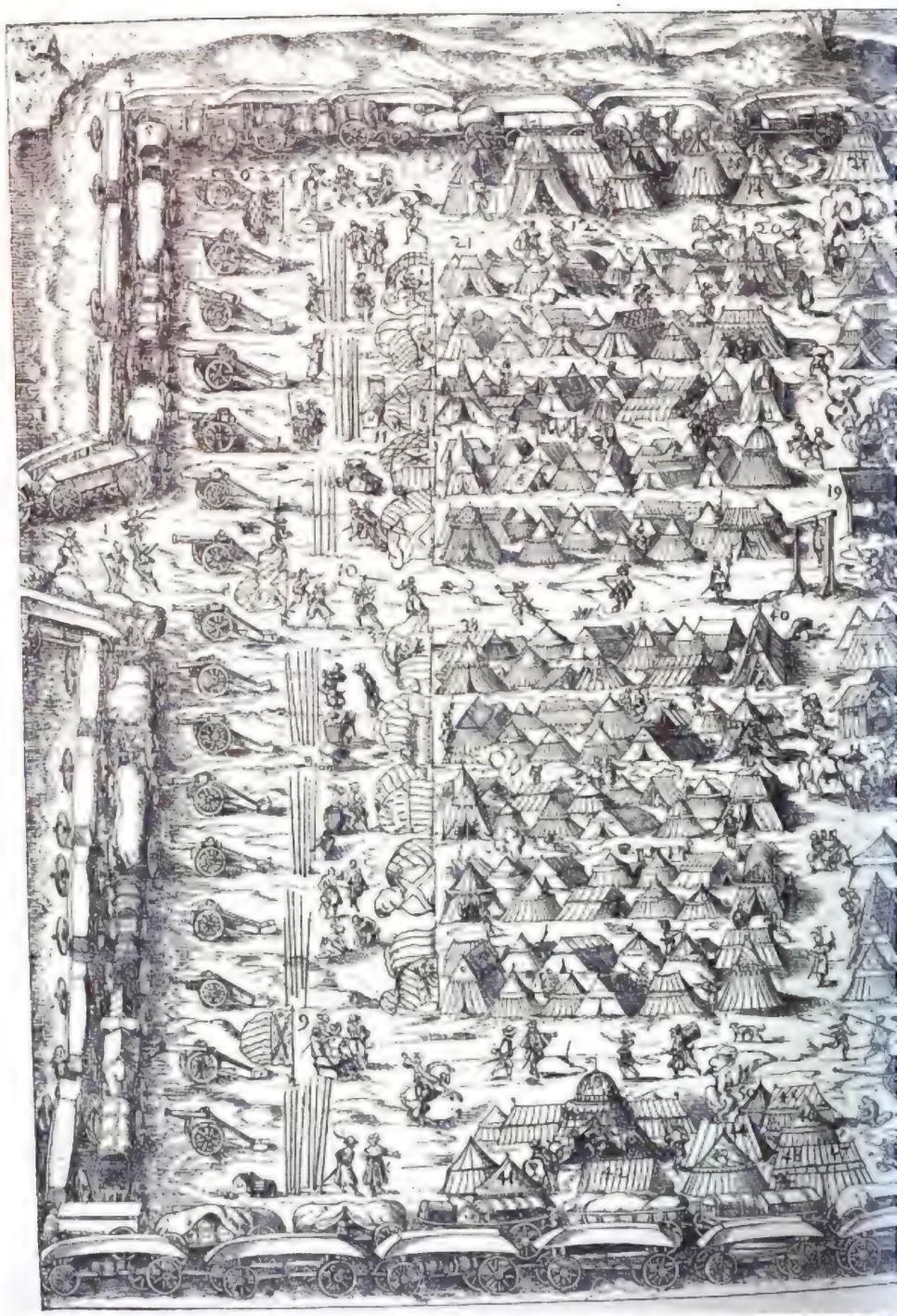
Gedruckt zů Nürmberg.
M. D. xxix.

Si Deus nobiscum, quis contra nos? Roma. viij.

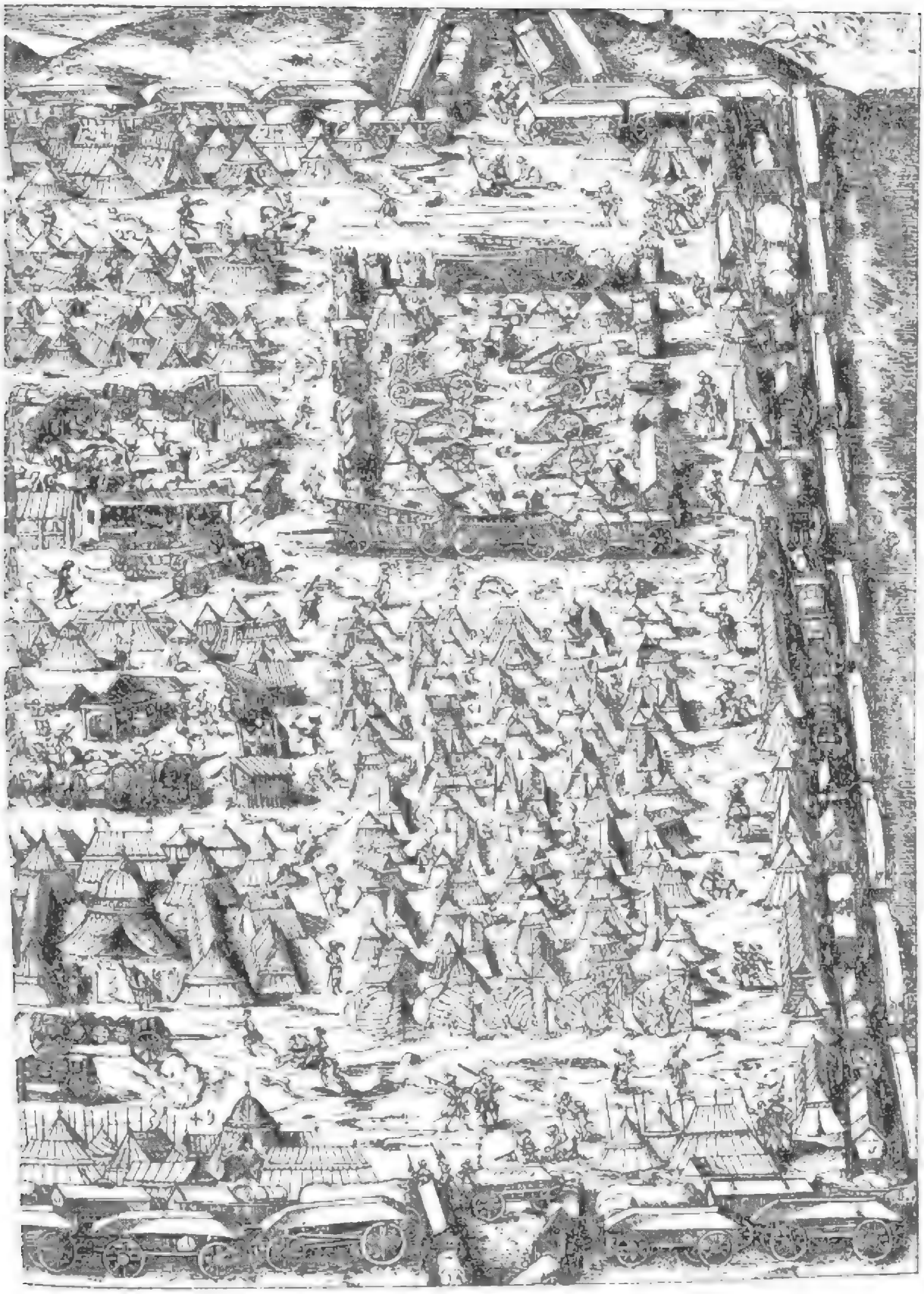
Digitized by Go

UNIVERSITY

Digitized by Google



Feldlager im ſechszehnten Jahrhundert.



Kopie der Radierung von Jost Amman (1531—1591).

PRESS LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Digitized by Google

Der Oberste Feldhauptmann.

Aus: Frundsbergers Kriegsbuch vom Jahre 1565.

„Sein Amt ist [illegible] im Feld und Lust sich um und um und den dem General Obersten hält. Dauert was sich zutregt [illegible] ist der Oberst bei der Hand haben mag dan es heischt des Obersten [illegible] etwas ernstlich Thaten oder straffbar handeln [illegible] dem [illegible] jeden nach der übertretten handeln."

Faksimile des Holzschnittes von Jost Amman (1568–1591).

schrockenheit und ihr wilder Humor sind im Bilde wie im Liede, in der Sage wie im Sprichworte und im Schwanke, ebenso unsterblich geworden, wie die Musterbilder ehrlicher Haudegen, die an ihrer Spitze gestanden: ein Georg von Frundsberg, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und andere. Auch der Humanist und Prophet der Neuzeit, Ulrich von Hutten, hat den langen Spieß im Welschlande getragen und einst in Bicerbo frechen Franzosen, die seinen Kaiser lästerten, gezeigt, wie deutsche Hiebe sitzen.

Es war eine bewegte Zeit, nicht nur im Kriege, sondern selbst im Frieden. Die Feuerwaffen, mit welchen damals erst eine kleine Minderheit der Heere ausgerüstet war, feierten kriegerischen Eifersucht, und da sind die Keime langer trauriger Entfremdung der germanischen Brüder häßlich emporgesproßt. In den furchtbaren Blutbädern auf Italiens heißem Boden aber, bei Marignano gegen, bei Bicocca und Pavia für Frankreich ist der ältere Waffenruhm der Schweizer ins Grab gesunken und der neuere der Landsknechte, stets im gegnerischen Heere, erreichte hier seine höchste Spitze. Aber nicht lange danach begann bereits die Entartung, die sich in wachsendem Saufen, Spielen, Fluchen und anderen Ausschweifungen, sowie in steter Abnahme der Zucht und Tapferkeit kundgab. Noch vor dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts sind dann die Landsknechte der vervollkommneten Feuerwaffe zum Opfer gefallen. Sie hatten, wie alles auf der Welt, ihre Zeit gehabt; aber ihre Uner-

Recht der langen Spieße.

Aus: Frundsbergers Kriegsbuch vom Jahre 1565.

„Darnach stellt der Profoß den armen man für sich und gibt im drey Streich auff die rechte Achsel im Namen deß Vatters Sons und des heiligen Geists und stellt jn gegen den Spiessen und läßt jn lauffen.

Zum fünfftzehnden wenn der arm Mensch verscheiden ist so kniet man nider und thut ein Gebett darnach macht man ein ordnung und ziehen drey mal umb den Cörper vñ die Schützen schiessen drey mal ab im Namen deß heiligen Geists Dreyfaltigkeit und ziehen darnach wiederumb und machen ein beschluß Ring."

Faksimile des Holzschnittes von Jost Amman.

ihre ersten Erfolge in den Schützenfesten, deren Blütezeit von den letzten Jahren des fünfzehnten bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts reichte. Namentlich die süddeutschen Reichsstädte und Residenzen und die Städte der Schweiz waren Schauplätze dieser Feste, von denen die glänzendsten in Nürnberg, Augsburg, Heidelberg, München und Zürich stattfanden. Hier traten neben den Armbrust- oder Stahl- auch die Büchsenschützen auf. Anfangs wurde, namentlich mit den Armbrüsten, wie in Norddeutschland noch jetzt, nach einem auf hoher Stange angebrachten, oft prächtig verzierten Vogel geschossen, welcher aber in der Schweiz und in Schwaben durch die für Feuerwaffen zweckmäßigeren Scheiben bald verdrängt wurde. Die Schützenfeste fanden mit und ohne besonderen Anlaß, oft aber zur Feier fürstlicher Hochzeiten und anderer Feste statt; da sie gewissermaßen an die Stelle der Turniere traten, so wurden sie auch von Edelleuten und selbst von Fürsten besucht. Die Schießstätten waren prachtvoll geschmückt, die Brunnen bemalt und vergoldet, die Schranken mit Säulen, Wappen und Laubschmuck ausgestattet. Es war ein großartiges, buntes Leben und Treiben; Musik

Schalknarren.
Gruppe in dem Triumphzug Kaiser Maximilians I. Faksimile aus dem Holzschnittwerk von Hans Burgkmair.

und Lärm aller Art ließ sich hören. Die Schützenfeste wurden von den Schützengesellschaften unternommen, die zugleich gesellige und freundschaftliche Zwecke verfolgten; in ihnen fanden die Söhne der Mitglieder schon als Knaben, zuerst mit dem Bogen, Unterricht in der Schießkunst und Ausbildung zur Fertigkeit in ihr. Auch unterhielten sie fast regelmäßig einen wohlbezahlten, mit Pritsche und Schellenkappe gezierten Narren, der die Gesellschaften auf ihren Reisen zu den Schützenfesten begleitete und die Heiterkeit des Volkes zu erregen verstand. Eine solche Reise machten im Jahre 1576 die Schützen von Zürich zu Schiffe auf dem Rhein nach Straßburg mit einem Topfe voll Hirsebrei, der bei der Ankunft noch warm war und gemeinsam verzehrt wurde. An dem Schützenfeste, welches in Augsburg im Jahre 1508 zu Ehren des Herzogs Wilhelm von Baiern abgehalten wurde, fanden sich 544 Armbrust- und 919 Büchsenschützen ein, und der Humanist Peutinger (S. 433) hat das Fest der Beschreibung durch seine Feder gewürdigt. Zehn Jahre später ehrte dieselbe Reichsstadt Maximilian I. durch ein Schützenfest, an dem der Kaiser den Armbrustschützen eine vergoldete silberne Schale, einen Ochsen und sechs Ellen Sammet schenkte. Auch die Räte der Städte theilten bei solchen Anlässen Geschenke aus, und wenn die Schützen ihrer Bürgerschaft auswärtige Feste besuchten, so

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Festschießen zu Zwickau im August 1573. Faksimile eines Kupferstiches von einem un

den Meister. Namentlich interessant für die verschiedenen Belustigungen auf den Volksfesten dieser Zeit.

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google

wurden auch dieſe vom Rate beſchenkt, z. B. mit einer Kleidung, wobei beſonders die rote Farbe, übereinſtimmend für alle Teilnehmer, beliebt war.

Nachdem die Blütezeit der Schützenfeſte vorüber war, wurde das Schießen Nebenſache, Vergnügungen aber, beſonders Eſſen und Trinken, Hauptſache. An einem außerordentlich glänzenden Schießen zu Nürnberg im Jahre 1579 nahmen nur noch 111 fremde und 136 einheimiſche Schützen teil, und jeder that in fünf Tagen nur 24 Schüſſe. Dagegen ließ der Rat den Schützen täglich 32 Kannen Wein kredenzen nebſt Brot, Käſe und Obſt, und vierhundert Gaben, beſtehend in Goldgulden in ſeidenen Beuteln, die an ſeidenen Fahnen hingen, wurden von mehr als hundert ſchönen, mit goldenen Ketten und anderen Kleinodien gezierten Knaben, unter dem Geleite von Trompetern und Soldaten, auf den Feſtplatz der „Hallerwieſe“ hinausgetragen. Dort wurden ſie ausgeteilt und die glücklichen Empfänger zogen mit ihnen in prunkendem Zuge zur Stadt zurück.

Bei ſolchen Feſten, wie auch bei Maskenbällen, Wettläufen, Pferderennen und Turnieren ſpielten die Lotterien jener Zeit, die „Glückshäfen,“ auch Wucher- oder Glückstöpfe, eine große Rolle. Die Unternehmer derſelben teilten Zettel (Loſe) aus und ſpiegelten dem Volke Gewinſte vor, die aber oft genug durch betrügeriſche Kunſtgriffe ſich in nichts auflöſten oder als wertloſes Zeug ſich erwieſen. Bei dem Nürnberger Schützenfeſte vom Jahre 1579 wurden achtzigtauſend ſolcher Loſe verkauft. Das älteſte Beiſpiel dieſer Art finden wir 1477 in Erfurt an einem Schützenfeſte, wobei der erſtgefallene Gewinn in zwei Gänſen und einem Pfund Ingwer, der letzte in einem Gulden beſtand; andere Loſe gewannen ſilberne Becher. Der Hauptgewinn eines Glückshafens zu Augsburg im Jahre 1578 war ein bairiſches Wirtshaus, deſſen Wert auf 4500 Gulden angegeben war. Die Zettel wurden mit den Namen der Einleger beſchrieben, andere mit der Bezeichnung der Gewinſte; jede Sorte wurde in ein beſonderes geſchloſſenes Faß gelegt; durch einen „ungelehrten Knecht“ wurden ſie in Gegenwart der Ratsherren und ihrer Schreiber gezogen.

Fürſtliches Feſtmahl im 15. Jahrhundert.

Holzſchnitt von Michael Wohlgemut, (1434–1519) im „Schatzbehalter“.

Der Fürſt ſpeiſt allein an einem Tiſch; hinter ihm zwei lange Tafeln mit zahlreichen vornehmen Gäſten. Becher, Kannen und große Platten mit Speiſen zieren die Tafeln und den Kredenztiſch im Hintergrunde. Gabeln ſind auf denſelben nicht ſichtbar, nur Meſſer und kurzſtielige Löffel, auch dieſe nur vereinzelt, ſo daß man glauben möchte, jeder Gaſt habe ſie ſelbſt mit zu Tiſche gebracht. Die Teller ſind hölzerne Scheiben. Der König ſpeiſt von kleinen viereckigen Platten; ein Truchſeß ſchneidet eine Scheibe Fleiſch oder Kuchen, ein anderer trägt drei übereinandergeſetzte, von einem Tuche zuſammengehaltene Schüſſeln herzu. Dabei ſpielt Tafelmuſik. Im Vordergrunde ein Kübel mit Kannen. (Nach Eſſenwein.)

Noch glänzender womöglich als die öffentlichen Feſte waren fürſtliche Hochzeiten. Bei der Vermählung des Herzogs Georg von Baiern mit einer polniſchen Königstochter (1475) ritt der „römiſche Kaiſer“ Friedrich III. mit „allen Fürſten, Rittern und Knechten“ der Braut auf eine Meile Weges von Landshut entgegen. Vor dem Bräutigam zogen neun Hengſte her, jeder von einem Edelknaben geritten, ihr Geſchirr mit Perlen geſtickt, die Zügel ſilberne Ketten. Am Hute trug der Bräutigam ein Kleinod im Werte von fünfzehntauſend Gulden; auf dem

Ärmel seines Rockes war eine Jungfrau, die einen Löwen an einer Fessel führte, und die Inschrift „In ehren sie mir liebet“ gestickt. Beim Zusammentreffen turnierten vor der Braut sofort vier Ritter mit scharfen Speeren aufeinander. Der Kaiser und sein Gefolge saßen ab und gingen mit dem „heiligen Sakrament“ der Braut entgegen. Die Polin führte zwei vergoldete Wagen mit sich, zehn Jungfrauen auf weißen Zeltern folgten ihr, sie und ihre Edelknaben glänzten in mit Perlen und Edelsteinen kostbar geschmückten Gewändern; ihre Vorreiter, vier polnische Herren, trugen vergoldete Sporen und die Pferde vergoldete Geschirre. In Landshut eingezogen, geleiteten der Kaiser und der Markgraf von Brandenburg die Braut in die Kirche, wo die Trauung stattfand. Bei Anbruch der Nacht eröffnete der Kaiser mit der jungen Frau den Tanz. Am andern Tage besuchte die ganze Hochzeitgesellschaft die Kirche; darauf folgte in einem Saale, dessen Wände mit rotem Sammet behängt waren und der vom Glanze des aufgestellten reichen Silbergeschirres erstrahlte, ein festliches Bankett, an das ein Turnier sich anschloß. Zehntausend Teilnehmer sollen an dieser Fürstenhochzeit sich zusammengefunden haben, die achttausend Pferde bei sich hatten. Die Kosten des Festes beliefen sich auf 55 766 Gulden 73 Häller. An Gewürzen wurden verbraucht: 207 Pfund Safran, Pfeffer 386, Ingwer 286, Zimmet 205, Nelken 105, Muskatblüten 85 und Zucker 500 Pfund.

Hofschneider.

Blatt eines der „vier Dreier“, aus einem höfischen Kartenspiel des 15. Jahrh. (Wien). Wappen von Frankreich.

Selbst bei bürgerlichen Hochzeiten wohlhabender Leute trug die Braut oft mehrere Pfund Gold an sich, einen goldenen Gürtel und eine vergoldete Silberkrone. In diesen Kreisen dauerten die Hochzeitsfeierlichkeiten oft mehrere Tage lang und da es Sitte war, auch alle ohne Einladung erschienenen Personen zu bewirten und überdies die Armen sich stark herbeidrängten, so waren diese Feste mit großem Aufwand an Speisen und Getränken verbunden. Ein Bürger von Augsburg verehrte um das Jahr 1440 seiner Braut Geschmeide und Kleider im Werte von 381 Gulden und gab für Mahlzeiten und Geschenke an seine Hochzeitsgäste 222 Gulden aus; obschon ihm das Wildpret geschenkt wurde, kostete ihn die ganze Hochzeit die ansehnliche Summe von 991 Gulden 10 Schillinge. Die Braut brachte ihm aber 4500 Gulden Mitgift, und die Gäste spendeten 422 Gulden an Geschenken. Wer bei solchem Anlaß nicht freigebig war, machte sich allgemein verhaßt, während auf der andern Seite die Obrigkeiten gegen den Aufwand in dieser wie in anderen Richtungen einschritten. Unter geringeren Leuten und bei den Bauern wurden die Hochzeiten vornehmlich durch wüsten Lärm, wahnsinniges Tanzen, unsläiges Essen und Trinken, mutwilliges Geschirrzertrümmern und weiteren nicht zu nennenden Unfug gefeiert, wovon die unvermeidliche Prügelei den Schluß machte.

Aber nicht nur die weltlichen, sondern auch die sogenannten *geistlichen Hochzeiten*, d. h. bei jungen Männern die erste Messe, bei Mädchen der Eintritt ins Kloster, wurden mit Gastmählern und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sogar mit rauschenden Festlichkeiten gefeiert, wogegen von der Obrigkeit noch strengere Maßregeln ergriffen wurden als gegen die übertriebene Üppigkeit der wirklichen Hochzeitfeste. Wie die junge Frau am Morgen nach der Vermählung von ihrem Gatten ein Geschenk an Geld, Kostbarkeiten oder Kleidungsstücken als Morgengabe zu empfangen pflegte, so erhielten auch der junge Priester und die eingekleidete Nonne von ihren Bekannten Geschenke: ein Gebrauch, der aber oft verboten wurde.

Digitized by Google

Ball am Hofe zu München unter Herzog Albrecht IV. im Jahre 1500. Faksimile des Kupferstiches von Matthäus Zasinger.

An einem Tische in einer Nische des Saales sitzt auf mit Polstern belegten Bänken der Herzog mit einer Dame beim Kartenspiel; ein Edelmann steht unweit von ihm. Herren und Damen vom Hofe promenieren im Saal oder sitzen auf den die Wand entlang laufenden Bänken. Auf beiden Seiten des Saales befinden sich Tribünen, welche von Musikern besetzt sind. Im Vordergrunde links hat ein Aufseher Mühe, die andrängende schaulustige Menge von der Thüre zurückzuhalten. Weiter zurück tritt eben ein Page mit einer großen Schale, die von einem Tuche bedeckt ist, in den Saal. Durch die Fenster sieht man in die Straßen von München

RELSE LIBRARY
OF THE
UNIV TY

Digitized by Google

Obschon die kirchliche Trauung damals bereits allgemein geworden (S. 245), wurde dennoch stets die Verlobung als die vor allem wichtige Haupthandlung betrachtet, auch wenn sie, wie namentlich bei dem noch vorkommenden Mißbrauche der Verlobung von Kindern (S. 247), der Trauung um Jahre vorausging. Solcher Widernatürlichkeit fielen besonders Fürstentöchter aus politischer Berechnung der Väter zum Opfer. So wurde z. B. des Brandenburger Markgrafen Albrecht Achilles Tochter Barbara als Kind zweimal, acht und zwölf Jahre alt, verlobt; ihr erster Gemahl starb aber bald und der zweite ließ sich nie bei ihr sehen, da ihn die Verbindung reute; sie blieb, obschon zweimal rechtlich vermählt, Jungfrau ihr Leben

Taufe Maximilians I. (1459); Faksimile des Holzschnittes von Hans Burgkmair im „Weißkunig".

lang. Auch abgesehen von dieser Unsitte heiratete man im fünfzehnten Jahrhundert und noch in späterer Zeit in viel früherem Alter als jetzt, und auch verhältnismäßig weit häufiger. Jugendliche, noch kaum erwachsene Eheleute waren weniger selten als Hagestolze und alte Jungfern; die Junggesellen wurden sogar an manchen Orten von Ämtern und verschiedenen Vergünstigungen ausgeschlossen.

Nicht weniger Aufwand als auf den Hochzeiten wurde bei den Taufen gemacht, die auf die Geburt des Kindes stets so schnell als möglich folgten, damit es nicht der Seligkeit verlustig werde. Die Sucht der Behörden, alles, was Luxus schien, zu maßregeln, allerdings bei der ausschweifenden Art jener Zeit nicht ohne Grund, zeigte sich auch hierin. Es wurde z. B. damals in Nürnberg verboten, „die Kinder in einem seidenen oder einem mit

Seide, Gold, Silber oder Perlen geſchmückten Tuche zur Taufe zu tragen"; dort und anderswo wurde beſtimmt, wie viele Perſonen und welche den kleinen Weltbürger zur Kirche begleiten durften. Ebenſo wurde die Zahl der Taufpaten, meiſt auf nur eine, beſchränkt und ihre Geſchenke durften in Nürnberg 32 Pfennige, in Baſel zwei Schillinge nicht überſchreiten. In Frankfurt am Main waren als Patengeſchenke ſeidene oder ſamtene Beutelchen mit einem Gulden oder mehr darin und Roſenkränze von roten Korallen, auch Ringe beliebt. Daß es an Taufmählern und an Vorſchriften zur Beſchränkung derſelben nicht fehlte, verſteht ſich nach obigem wohl von ſelbſt. Auch der erſte Kirchgang der Wöchnerin gab Anlaß zu Feſtlichkeiten.

Im Zuſammenhang der Taufe mit der Namengebung werfen wir einen Blick über das Gebiet der Perſonennamen. Wie die Alten, mit Ausnahme der Römer, ſo hatten auch die Deutſchen und die übrigen europäiſchen Völker im Mittelalter noch lange Zeit keine anderen als Perſonen- oder was wir heute Vornamen nennen. Die Auswahl derſelben unterlag mannigfachem Wechſel des Geſchmackes. Die durch die frühmittelalterlichen Urkunden überlieferten echt deutſchen Prachtnamen, wie Hildebrand, Ekkehard, Iſanbard, Walto, Fridubert, Bruning, Adalar, bei Frauen Ratperga, Teutrude, Trudlinde, Hildilenda, Liutfrida, Waldrada, Wulfhilde verſchwanden in der Zeit, da die Macht der Kirche zunahm, vor den Heiligennamen hebräiſchen, griechiſchen und lateiniſchen Urſprungs. Beinahe nur altdeutſche Kaiſer- und Königsnamen wie Karl, Ludwig, Otto, Heinrich, Konrad und Friedrich blieben gebräuchlich; vereinzelt findet man noch in der Ritterzeit und auch ſpäter Namen aus den Heldengedichten: Siegfried, Dietrich, Parzival, Triſtan. Viel häufiger aber trifft man ſeitdem die von den Heiligen der Kirche entlehnten Namen: Martin, Franz, Georg, Jakob und namentlich Johannes, welcher ſich aber doch die deutſchen Formen Hans, Henne und Jahn (oder John) gefallen laſſen mußte, und bei den Frauen Eliſabeth, Margarete, Katharine, Anna und Marie. Als der Humanismus aufkam, wurden klaſſiſche Namen, wie Achilles, Hektor, Julius, Trajan beliebt. Nach der Reformation fanden die bibliſchen Namen: Abraham, Moſes, David, Daniel und andere Anklang. Die Familiennamen traten ſchon im elften Jahrhundert bei Freien vereinzelt, ſpäter immer häufiger auf; ſie waren urſprünglich nur Zunamen oder gar Spitznamen, die oft wechſelten, und man nannte daher auch ferner die Leute lieber beim Taufnamen. Solche freiwillig angenommene Zunamen waren oft nicht nur komiſch, ſondern ſogar anſtößig für ihre Träger; wir finden z. B. in Frankfurt a. M. im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert: Klas mit dem einen Auge, Hans in der Helle (Hölle), Peter Fünfzehnſchilling, Henne Halbverlorn, Wernher Sluff in die Heckin, Heinz Rebenſoff, Elſe mit der Naſe. Namen wie Frauendienſt, Wendewürfel verraten die Liebhabereien ihrer Beſitzer; kriegeriſche wie Schlagintweit, Kliebenſchädel waren ſehr beliebt. Andere Spitznamen deuten ſogar auf erlittene Körperſtrafen, z. B. Johann mit dem Buchſtaben (Brandmarkung), Zwirggel mit der einen Hand, die ehrlos Elben, die naslos Anna, der blinde Schneider. Von perſönlichen Eigenſchaften wurde eine ganze Reihe von Namen abgeleitet, wie Lang, Kurz, Bart, wieder andere von dem Gewerbe oder dem Namen des Wohnortes. Nicht alle blieben beſtehen; ältere wurden von neueren verdrängt, ganz feſt ſcheinen die

Kellermeiſter.

Ein Blatt der vier „Fünfer" aus einem höfiſchen Kartenſpiele des 15. Jahrhunderts (Wien).

Der „Kellner" bringt eine ſilberne Weinkanne und auf dem Rücken eine Feldflaſche herbei. Am Gürtel ein Bund Schlüſſel. In der Ecke oben das Reichswappen.

Digitized by Google

Deutsches Fest. Links die Bauern an langer Tafel beim Gastmahle; rechts auf der Wiese Tanz, zu dem ein paar auf einer Bank stehende Musikanten aufspielen.

Faksimile des Kupferstiches von Daniel Hopfer (um 1500).

Familiennamen erst im sechzehnten Jahrhundert geworden zu sein. Die Juden erhielten erst im achtzehnten, an vielen Orten sogar im neunzehnten Jahrhundert Familiennamen.

Außer Hochzeiten und Taufen gab es noch vielerlei Anlaß zu Vergnügungen und Festen, bei denen es an Tanz niemals fehlte (S. 337 f.). Geigen, Harfen, Pfeifen und Tamburine spielten dazu auf; im Sommer pflegten sich Ballspiele, im Winter Karten- und Würfelspiel anzuschließen, natürlich nicht ohne Schmauserei. Man scheute sich nicht, während des Gottesdienstes mit Trommeln und Pfeifen an der Kirche vorbei zum Tanze zu ziehen. Auch Kegelschieben, Brettspiele, Fastnachts-Mummenschanz und Puppenspiele waren äußerst beliebt. Unter den Mummereien waren in Nürnberg das „Schönbart-(Schembart-)Laufen" und das „Gesellenstechen", eine Nachahmung der Turniere, charakteristisch. Ersteres war eine Maskenbelustigung, welche von den Metzgern, und mit ihrer Erlaubnis auch von anderen Leuten, zur Erinnerung an ihre Loyalität bei dem Aufstande vom Jahre 1349 (S. 322 f.) betrieben wurde. Die Teilnehmer daran, „Läufer", welche jedes Jahr ein anderes, aber gemeinsames Kostüm trugen, waren mit einer „Quaste" aus Eichenlaub bewaffnet und führten in ihrem Zuge einen phantastisch aufgeputzten Wagen, der ein Schiff, eine Burg oder dergleichen vorstellte, in den Straßen der Stadt herum.

Edelmann und Dame promenierend. Hinter dem Baumstamm der Tod mit dem Stundenglas.

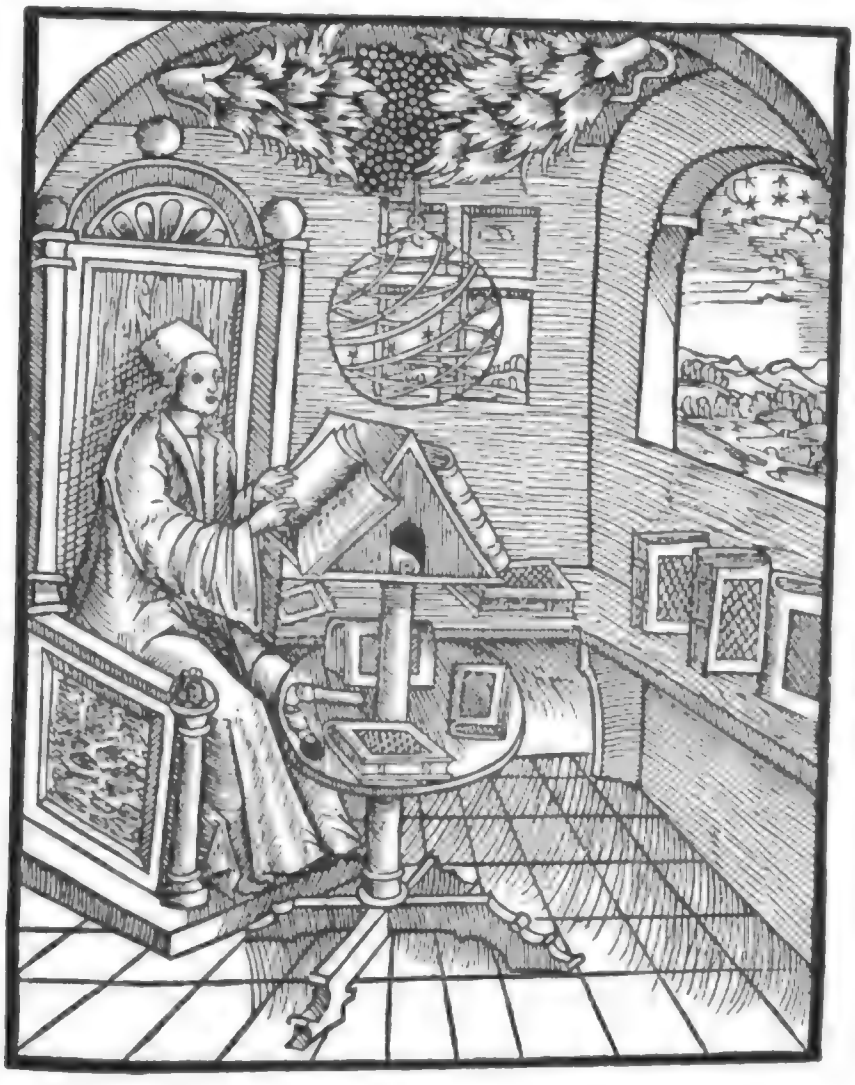
Faksimile des Kupferstiches von Albrecht Dürer (1471—1528)

Alle Festlichkeiten aber wurden an Glanz und Pracht übertroffen von den feierlichen Wahlen, Einzügen und Krönungen der deutschen Kaiser und Könige, besonders in Frankfurt, bei denen um so mehr äußere Herrlichkeit entfaltet wurde, je tiefer die Macht des Reiches in Wahrheit sank. Die Monarchen trugen dabei kein Bedenken, von der Feststadt Anleihen zu erheben, die sie selten zurückzahlten, da leere Kasse zu ihren unheilbaren Übeln gehörte.

Gegen die Glücksspiele eröffnete der Franziskaner Capistranus im Jahre 1454, wie später in Florenz Savonarola, einen förmlichen Feldzug und vernichtete viele Tausende von Spielbrettern, Würfeln und Karten. Dessenungeachtet dauerten wahre Spielhöllen fort — bis auf den heutigen Tag.

Digitized by Google

Kein Gebiet des Kulturlebens aber forderte die polizeiliche Einmischung jener Zeit in das Privatleben mehr heraus, auf keinem auch zeigte sich in Deutschland eine so große, den politischen Zuständen entsprechende Zerfahrenheit, wie auf dem der Tracht (S. 284 f.). Seit dem Überhandnehmen der bereits geschilderten Ausschweifungen häuften sich die Kleiderordnungen der Stadträte, verfuhren aber so kleinlich und nörgelnd, daß sie ohne Erfolg blieben und stets wieder erneuert werden mußten. Als sie sich auf die Dauer fruchtlos



Interieur um 1500: Stube eines Gelehrten,
der in schön geschnitztem Stuhle am Lesepulte arbeitet. Auf einer an der Wand entlang laufenden Bank mehrere Bücher; von der Decke hängt ein Himmelsglobus herab.

erwiesen, suchten fürstliche und endlich Reichsverordnungen (1495—98) den Zweck zu erreichen, aber ohne bessere Wirkung, sie begegneten fast allgemeinem Ungehorsam. Mit der üppigen Tracht verband sich auch reicher Schmuck, der in Überfülle getragen wurde. Zugleich griff der Gebrauch von Schönheitsmitteln, namentlich der Schminke, um sich; die Handschuhe kamen immer mehr in Aufnahme. Als Kopfbedeckung fand der Hut bei den Männern zunehmend Eingang. Der Bart wurde gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nicht mehr so allgemein wie früher geschoren; beide Geschlechter schmückten das Haar „mit Rosetten, Edelsteinen, verzierten Goldreifen, künstlichen Kränzen, gestickten Bändern, bunten Federn und Blumen“; später liebten die Damen, ihr Haar zu verdecken.

Digitized by Google

Von den Vornehmen und Reichen unterſchieden ſich die Gelehrten durch Verſchmähung jeder Mode; ſie behielten ihren langen ſchmuckloſen Rock und eine einfache Mütze bei; Richter und Ärzte trugen rote, andere Gelehrte violette oder ſchwarze Talare. Den Handwerkern machte ihre Arbeit und vielfach auch ihre Armut es unmöglich, ſich nach der Mode zu kleiden. Die Geiſtlichen hinwieder mußten ſich den für die abendländiſche Chriſtenheit allgemein gültigen Anordnungen des Papſtes unterwerfen (S. 287 f.). Im Privatleben kleidete die Prieſter der weite Talar oder die engere Soutane; die Biſchöfe trugen violette, die übrigen Geiſtlichen ſchwarze Obergewänder; nur ſelten ſah man in Deutſchland das rote Kleid des Kardinals, niemals das weiße des Papſtes. Seit dem Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts nahmen die Geiſtlichen kurze ſchwarze Krempenhüte an. Die Mönche hüllten ſich in die Kutte, deren Art ihren Orden kennzeichnete. Oft genug aber und bis zur Reformationszeit mußten die Behörden den Geiſtlichen verbieten weltliche und bunte Kleider zu tragen, ſowie Waffen bei ſich zu führen.

Wie die Kleidung, ſo waren auch viele *Geräte* ein Gegenſtand der Mode und des Aufwandes geworden. Je höher Handel und Gewerbe ſich entwickelten, um ſo mehr nahmen die Bürger der Städte den Geiſtlichen die Kunſtarbeit ab, und um ſo mannigfacher mußten ſich auch die Erzeugniſſe des Kunſtgewerbes geſtalten, in welchem Deutſchland im vierzehnten Jahrhundert freilich mit Italien und Frankreich noch nicht wetteifern konnte, aber im fünfzehnten ſich wacker emporarbeitete. Auf dieſem Gebiete ſtanden natürlich die *Goldſchmiede* voran, deren Kunſt beſonders in Ulm, Augsburg, Nürnberg, Wien und Prag blühte. Sie fertigten ſchöne und koſtbare Arbeiten in Anſchluß an den in der Baukunſt herrſchenden gotiſchen Stil und teilten auch die Neigung der Steinmetzen zu ſatiriſchen Darſtellungen (S. 452). Dabei fand das Edelmetall (S. 278) wieder bedeutendere Verwendung, und an die Stelle des Grubenſchmelzes trat das „translucide Email auf Silbergrund", namentlich in Kirchengeräten, die zahlreich ausgeführt wurden, neben denen aber auch durch den Schmuck der Reichen das Gewerbe ſtark in Anſpruch genommen ward. Die Elfenbeinſchnitzerei und die künſtleriſche Holzſkulptur dienten früher beſonders kirchlichen, ſpäter aber auch in zunehmendem Grade weltlichen Bedürfniſſen; erſtere blieb in Deutſchland länger in Übung als im Weſten und Süden Europas. Den zum Hausgebrauche beſtimmten plaſtiſchen Arbeiten in Holz kamen die um 1320 zuerſt in Augsburg angelegten Sägemühlen zu ſtatten. Gefördert durch die Gotik, wurden die Möbel nun mehr und minder reich durch Schnitzerei verziert, wodurch im fünfzehnten Jahrhundert die Bemalung der Möbel verdrängt wurde, während Vergoldung an ihnen lange gebräuchlich blieb, ohne ſich jedoch dauernd zu erhalten. Die Kirchen von Stuttgart, Ulm und anderen Städten bewahren im letzten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts gefertigte kunſtvolle Chorſtühle, in denen die Höhe der Möbelſchnitzerei ſich darſtellt.

Zinnkanne der Hufſchmiede-Innung zu Leuben in Schleſien.
Sammlung Zſchille, Großenhain.

Im Schmieden und Gießen des Eiſens waren die deutſchen Arbeiter geradezu die geſchätzteſten in Europa; kunſtreiche Thürbeſchläge, Handwerker- und Wirtsſchilder, Waffen und Rüſtungen wurden zahlreich und in großer Mannigfaltigkeit hergeſtellt, zum Teil auch in Kupfer. Ebenſo bedeutend war der Zinnguß in Augsburg und Nürnberg zur Herſtellung von Speiſe-, Trink- und Küchengeſchirren. Die Bronzebildnerei bewegte ſich noch in den Kinderſchuhen.

Die Töpferarbeit brachte es im fünfzehnten Jahrhundert zu ihren erſten deutſchen Erfolgen in Köln und zu Delft in Holland. Leder wurde vielfach kunſtvoll verarbeitet: namentlich zu Futteralen für Kirchen- und Tiſchgeräte und zu Bucheinbänden mit Metallbeſchlägen, die ebenſo prachtvoll wie gediegen verziert wurden. In der

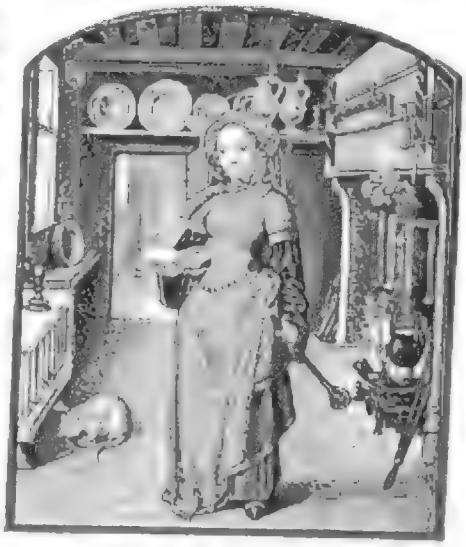
Wochenſtube in einem deutſchen Bürgerhauſe um 1500.

Verkleinertes Faſſimile eines Holzſchnittes aus Albrecht Dürers „Marienleben“ (um 1504 entſtanden).

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
CALIFORNIA

Teppichwirkerei und Stickerei, auf welche der architektoniſche Stil keinen Einfluß übte, war Flandern der Mittelpunkt des gewerblichen Fortſchrittes. In dieſem damals deutſchen Lande blühten auch die meiſten übrigen Kunſtgewerbe; die Glasfabrikation ging dort voran, und in Brügge war es, wo 1467 der Goldſchmied Ludwig de Berquen die Kunſt erfand, den Diamant zu ſchneiden und zu ſchleifen. In das Jahr 1500 fällt die Erfindung der Taſchenuhren durch Peter Hele in Nürnberg. Die Wanduhren waren um etwa ein Jahrhundert älter, aber noch wenig im Gebrauche.

Am Ende des Mittelalters war das Leben der reichen und vornehmen Familien mit bedeutendem Aufwande verbunden. Gerade das Kunſtgewerbe war der Träger glanzvoller äußerer Lebenshaltung. Die auf ſo vielen Gebieten erreichte hohe Kunſtfertigkeit bethätigte ſich verſchönernd an faſt allen Geräten des täglichen Gebrauchs: ſie gipfelte in bewundernswürdigen Leiſtungen in den Arbeiten, die dem höchſten Prunke dienten, namentlich in den koſtbaren Tafelaufſätzen, welche fürſtliche Feſtſäle zierten. Als Brunnen, Türme, Schlöſſer, in Seeſtädten beſonders in der Geſtalt von Schiffen, mit allen Einzelheiten außerordentlich genau und geſchmackvoll aufgebaut, nahmen ſolche Tafelaufſätze oft ſo bedeutenden Umfang an, daß man ſie, wohl auch auf Rädern, auf den Boden ſtellte oder an der Decke aufhing und als Zimmer- oder Saalſchmuck verwendete. Man pflegte Überraſchungen für die Gäſte darin zu verbergen: plötzlich auffliegende Vögel oder losbrennende Feuerwerke. In Brügge ließ im Jahre 1467 Karl der Kühne an ſeinem Hochzeitmahle „dreißig ſilberne Schiffe, jedes von ſieben Fuß Länge, mit Maſten und vollſtändigem Takelwerk, jedes von vier kleineren Böten begleitet, umgeben von Felſen und Seetieren“ aufſetzen. „Die Schiffe enthielten zum Teil rieſige Braten und ſonſtige feſtere Speiſen, die Böte zumeiſt rohe oder eingemachte Früchte, allerlei Gewürze und Zuckergebäck.“ Zuweilen wurden dieſe Schiffe auch mit Türmen, ſechs und mehr, mit Menſchen und Tieren in großer Zahl beſetzt. Selbſt die Salzfäſſer erhielten die Form von Schiffchen oder wurden ſonſt kunſtvoll aus Kriſtall oder Gold und Silber und mit allen möglichen Edelſteinen und Perlen geſchmückt; ihrem Fuß gab man mit Vorliebe menſchliche oder Tiergeſtalt; in ähnlichen Formen bewegten ſich auch die Henkel der Trinkgeſchirre, für die beſonders Drachen und Schlangen verwertet wurden.



Küche im 15. Jahrhundert, die Hausfrau darin als heilige Martha dargeſtellt. Miniature von Hans Memling aus Mainz (um 1430 bis 1495) in dem Breviarium des Kardinals Grimani. Venedig, S. Markus-Bibliothek.

Für dieſe Geſchirre hatte, der Nationalleidenſchaft gemäß, kein Volk ſo viel Formen und Namen als das deutſche. Man nannte ſie: Scheirn, Humpen, Kelch, Becher, Krug, Kanne, Kopf, oder nach der Geſtalt: Eichel, Traube, Strauß, Pelikan, Schwan, Schiff, Reiter, Mönch, Nonne, Horn u. ſ. w.; Holz, Kriſtall, Glas, Gold, Silber, Elfenbein, Büffelhorn, Straußenei, Kokosnuß, Kürbis, Muſcheln, Perlmutter und alle möglichen Steinarten mußten für die Anfertigung der Trinkgefäße das Material liefern.

Unter den Eßgeräten, zu denen ſeit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts auch die Gabel hinzugekommen war, gab es Meſſer und Löffel von Kriſtall und Gold mit Edelſteinen und Perlen beſetzt, die in hübſchen Futteralen von feinſtem Leder aufbewahrt wurden.

Mit derſelben Neigung zur Ausſchmückung wurden auch die Zimmermöbel behandelt, die Tiſche, Schankgeſtelle (Buffets), Betpulte, Bänke, Stühle, beſonders die „Ehrenſeſſel“, Truhen, Schränke, die (ſechs Fuß breiten) Betten und die über ihnen ſchwebenden oder auf Säulchen ſtehenden Betthimmel. Seit Erfindung des Typendrucks mehrten ſich die Leſepulte, welche auch zum Schreiben dienten (S. 428, 491). All dies war verſchwenderiſch in Holz geſchnitzt.

Natürlich iſt hier nur von der Ausſtattung reicher Häuſer die Rede. Die einfachen Bürger, von den Bauern zu ſchweigen, mußten gern oder ungern darauf verzichten, ihre Wohn-

räume künſtleriſch zu ſchmücken. Alle Stände aber, ob nun ihr Hausweſen glänzend oder beſcheiden war, wurden in gleichem Maße durch die welterſchütternden Ereigniſſe am Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, die wir nun zu ſchildern haben, in Mitleidenſchaft gezogen.

Dieſer Kataſtrophe hätte vielleicht eine andere Entwickelung der Verhältniſſe des Reiches vorbeugen oder ſie wenigſtens in ſolche Bahnen leiten können, mit welchen ſich das deutſche Volk nach und nach befriedigen konnte. Eine ſo erfreuende, die Einheit ſowohl als die Freiheit befördernde Reichsgeſtaltung war Deutſchland indes leider nicht beſchieden. Es hatte die ſchönſten, die berückendſten Hoffnungen an die von ſeinem allgemein verehrten Kaiſer Max (S. 422 u. 465) angebahnten Reformen geknüpft; aber ſie wurden bitter und grauſam getäuſcht. Der Kaiſer, mehr Habsburger als Deutſcher, brachte dem reichen Gemüte ſeines Volkes nicht volles Verſtändnis entgegen. Er hatte im Jahre 1501 dem Reichskammergerichte gleichſam ein Gegengewicht gegeben, in dem „Reichshofrat", der ſeinen Sitz in der „Kaiſerſtadt" Wien hatte. Die Geſchäftskreiſe beider Behörden waren nicht genau beſtimmt worden, und ſo kam es, daß aus dem Reichshofrat ein Organ der Kabinettsjuſtiz wurde, deſſen Machtſtreit mit dem Kammergericht der Gerechtigkeit nicht zum Vorteil gereichte. Die im Jahre 1495 auf dem Wormſer Reichstage beſchloſſene Reichsſteuer wurde ſchon 1500 vom Kaiſer wieder aufgegeben und nur noch von den Geiſtlichen, Dienſtleuten und Juden, die von der Waffenführung ausgeſchloſſen waren, eingezogen. Nur mit Mühe und Not war es möglich, von den „Ständen" Geld und Mannſchaft zur Verteidigung gegen den türkiſchen Erbfeind zu erlangen. Die Fürſten und Herren wollten gar nichts zahlen; ſie ſuchten alles den Städten aufzuladen, deren Bürger darob erbittert wurden und an Auswanderung dachten. Niemand kümmerte ſich mehr um den Reichstag. Ja die Fürſten machten auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1500 den Verſuch, durch den Entwurf eines „Reichsregimentes" den Kaiſer geradezu zu bevormunden. Auch der auftretende Verſuch am nämlichen Reichstage, das Reich einheitlich in ſechs Kreiſe einzuteilen (S. 471), aus denen im Jahre 1512 zehn wurden, blieb eine Form; er wurde viel mehr eine Stütze der Zerſplitterung, als ein Mittel zur Einheit.

So ſtand das ehrwürdige Reich der Ottonen, Salier und Staufer am Anfange der ſogenannten neueren Zeit als ein in übermächtige Fürſtentümer und ohnmächtige Städte und Herrſchaften zerfallenes Gebiet da.

Werkſtätte eines Goldſchmiedes im 15. Jahrhundert.
Fakſimile eines Kupferſtiches vom ſogen. „Meiſter der Liebesgärten".

Digitized by Google

Verzeichnis der Illustrationen im I. Bande.

Im Text.

	Seite
Gruppe von fünf verschiedenen Thongefäßen der jüngeren Steinzeit	7
Skelettgrab mit Beigaben aus der Steinzeit	8
Geräte, Schmuck und Waffen aus der Steinzeit	9
Dazu Erläuterungsblatt.	
Hünengrab bei Hekese	10
Pfahlbauansiedelung im Moosedorfsee bei Bern	10
Rekonstruktion einer Pfahlbauansiedelung	11
Pfahlbau von Nieder-Wil bei Frauenfeld in der Schweiz	12
Altes Kultusgerät, bei Pekkatel gefunden	13
Goldener Arm- und Fingerring aus dem Grabhügel bei Rodenbach in der Rheinpfalz	13
Urnengrab aus der Hallstattzeit mit umgebender Steinfesetzung	14
Germanen, den Sieger um Frieden bittend	18
Germanen im Kampfe	19
Germanische Hütten	20
Germanische Frauen	21
Römische Statue einer Germanin, sogen. Thusnelda (Florenz)	22
Germanische Ratsversammlung	23
Aufsätze von Königsstäben aus Erz	24
Germanischer Krieger	24
Germanische Schleuderer	25
Verteidigung einer germanischen Befestigung gegen einen Angriff der Römer	27
Eine Gerichtsszene	29
Gesichtsurnen	30
Faksimile der Aufzeichnung der beiden Merseburger Zaubersprüche	37
Sogenannter Totenschuh	38
Altgermanische Statue	39
Steinbild eines heidnischen Priesters	39
Runeninschrift auf einer spangenförmigen Gewandnadel aus Silber	41
Runen im Kodex 270 der Stiftsbibliothek zu St. Gallen	42
Die germanische Leibwache Trajans	46
Römisches Bleimedaillon	47
Silbermünze von Drusus dem Älteren	48
Kupfermünze von Marc Aurel	48
Kupfermünze auf den Triumph des Germanicus	48
Der Hausberg bei Stronegg in Niederösterreich	49
Dem Totenkult geweihter Hügel (Tumulus) bei Deutsch-Altenburg	49
Unterirdische Halle mit Bänken und Sitznische bei Erdberg in Mähren	50
Unterirdische halbrunde, kapellenartige Halle mit acht Sitznischen bei Erdberg	50
Durchschnitt und Grundriß des „Erdstalls“ bei Oldersdorf im großen Manhartsberge	51
Darstellung eines Bündnisschlusses	53
Burgundische Münzen	55
Siegelring König Alarichs	56
Gotische Krieger	58
Zwei goldene Trinkhörner	59
Zwei Schuhe	60
Zwei Formen zum Gießen von Lanzenspitzen	60

	Seite
Waffen, Schmuck und Geräte aus der fränkisch-alamannischen Zeit	61
Dazu Erläuterungsblatt.	
Wikingerboot	62
Ein von Kindern gezogener germanischer Wagen	63
Waffen, Schmuck und Geräte aus Gräberfunden der slawischen Zeit	65
Dazu Erläuterungsblatt.	
Mutmaßliches Bild des Swiatowit	66
Slawisches Götterbild	66
Typen ostgotischer Münzen	68
Silbermünze des Odovakar	69
Das Grabmal Theoderichs bei Ravenna	70
Initialbuchstabe in einer für Karl den Kahlen geschriebenen Bibel	71
Hauptstücke des Goldfundes von Petreosa, sogen. Schatz des Athanarich	76
Siegelring König Childerichs I.	77
Münzen von Theudebert I.	79
Faksimile aus einer Handschrift des Edictum Rotharis	83
Langobardische Münzen	85
Waffen, Gerät und Schmuck aus dem langobardischen Fürstengrabe bei Civezzano	86
Eiserner Schildbuckel und Sarg aus dem langobardischen Fürstengrabe bei Civezzano	87
Merowingische Münzen	89
Germanische Trachten	90
Vornehme Frauen und Geistliche im neunten Jahrhundert	95
Votivkrone des Königs Recceswinth	96
Ruinen des Klosters auf der Insel Jona	97
Taffilokelch	98
Angelsächsischer Schmuck	99
Seitenumrahmung in einem für Kaiser Lothar geschriebenen Evangelienbuche	100
Beispiel der Vollziehung der ältesten königlichen Urkunden	102
Faksimile der Niederschrift des sächsischen Taufgelöbdes	104
Karl der Große mit seinem Sohne Pippin	105
Karolingischer Initialbuchstabe	106
Albrecht Dürers im Jahre 1510 gemaltes Bildnis Karls des Großen	107
Bleibulle, geschlagen bei Karls des Großen Kaiserkrönung	108
Kleine karolingische Bronzestatuette Karls des Großen	109
Elfenbeinhorn Karls des Großen	110
Durchschnitt des Münsters zu Aachen	111
Grundriß des Münsters zu Aachen	112
Initialbuchstabe in einer für Karl den Kahlen geschriebenen Bibel	113
Eine Spalte aus dem „Goldenen Buche“ in der Stadtbibliothek zu Trier	114
Zierbuchstaben aus einem Evangeliar Karls des Großen	115
Mystische Quelle: Miniature in einem Evangelienbuche Karls des Großen	117
Kapelle zu Lorsch	119
Karolingischer Initialbuchstabe mit den Zeichen des Zodiakus	120
Büste Karls des Großen (Arbeit des 13. Jahrh.)	121

Digitized by Google

Seite

Giebelseite des Silberschreins, welcher die Gebeine Karl des Großen enthält . . . 122
Initialbuchstabe in einer für Karl den Kahlen ausgeführten Bibel . . . 124
Faksimile der Niederschrift der Straßburger Eide vom 14. Februar 842 . . . 126
Karl der Kahle . . . 127
Fränkischer Fürst . . . 129
Alamannische Rechtsformeln aus dem 9. Jahrhundert . . . 130 u. 131
Dazu Umschreibung und Übersetzung.
Fränkische Elfenbeinschnitzerei . . . 132
Fränkische Krieger . . . 133
Faksimile aus der einzigen erhaltenen Handschrift des Beowulf-Epos . . . 135
Dazu Umschreibung und Übersetzung.
Faksimile aus der altsächsischen Evangelienharmonie „Heliand" . . . 139
Dazu Umschreibung und Übersetzung.
Initialbuchstabe in dem sogen. „Goldenen Psalter" von St. Gallen . . . 143
Faksimile einer Urkunde des Stiftsarchivs zu St. Gallen von 752 . . . 145
Älteste Ansicht des Klosters St. Gallen . . . 146
Initialbuchstabe in dem sogen. „Goldenen Psalter" von St. Gallen . . . 147
Elfenbeintafel von einem Diptychon, geschnitzt von dem Abt Tutilo in St. Gallen . . . 148
Eine Klosterschule im neunten Jahrhundert . . . 149
Der Hohentwiel . . . 151
Inneres der St. Michaelskirche zu Fulda . . . 153
Siegel des Klosters Gandersheim . . . 155
Grundriß der Klosterkirche der Cistercienser-Abtei Maulbronn . . . 157
Ansicht der Cistercienser-Abtei Maulbronn . . . 158
Ringsiegel Kaiser Ottos I. . . . 159
Krypta im St. Petersdom zu Quedlinburg . . . 160
Marmorthron Karls des Großen im Dom zu Aachen . . . 161
Statuen Kaiser Ottos I. und seiner Gemahlin Editha im Dom zu Magdeburg . . . 162
Widmungsbild in dem Evangeliarium Kaiser Ottos III. . . . 164
Standbild der Kaiserin Kunigunde . . . 165
Standbild Kaiser Heinrichs II. . . . 167
Bronzene Grabplatte Rudolfs von Schwaben . . . 168
Kaiser Friedrich I. Rotbart . . . 170
Aus dem höfischen Leben zur Zeit Kaiser Friedrichs I.:
Fürstliche Tafelgesellschaft . . . 171
Turnier . . . 171
Höfische Trachten zur Zeit Kaiser Friedrichs I. . . . 172
Das Kaiserhaus zu Goslar . . . 179
Arbeiter im Weinberge: Kulturbild aus dem 10. Jahrhundert . . . 181
Dazu Erläuterungsblatt.
Vollzug des Gottesurteils, welchem die Kaiserin Kunigunde zum Beweis ihrer Treue sich unterwarf . . . 184
Darstellungen zur Bewaffnung und Kampfesweise um die Wende des neunten Jahrhunderts: Angriff eines befestigten Platzes . . . 189
Troßknecht mit Packpferd und Maultier . . . 190
Drei Ritter als Wächter am Grabe Christi . . . 191
Tracht der Juden in Deutschland im 12. Jahrhundert . . . 192
Rüstung und Bewaffnung im 12. Jahrhundert . . . 193
Kriegerische Rüstung im 12. Jahrhundert . . . 195
Angriff und Verteidigung einer Stadtmauer im 12. Jahrhundert. I. . . . 197
Angriff und Verteidigung einer Stadtmauer im 12. Jahrhundert. II. . . . 198
Rittertracht um 1218—20 . . . 200
Kirche zu Lubom in Schlesien . . . 202
Der „Roland" zu Bremen . . . 204
Ruinen der Kaiserpfalz in Gelnhausen . . . 206
Ein Kaufmann . . . 207
Der Bergfrit von Burg Trifels . . . 208
Plan der Wartburg . . . 209
Die Wartburg in Thüringen . . . 210
Die älteste Münze mit deutscher Aufschrift . . . 211
Darstellungen aus der ältesten Handschrift des „Sachsenspiegels" . . . 213
Darstellung zur biblischen Parabel vom Gastmahl: Die „armen Leute" des Mittelalters . . . 215
Dazu Erläuterungsblatt.
Fürstliche Festtafel um die Wende des 12. Jahrhunderts, mit Unterhaltung durch Spielleute, Tänzerinnen und Gaukler . . . 217

Seite

Widmungsbild der Lebensbeschreibung Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde . . . 219
Davids Chorführer. Miniatur in einem Psalterium aus dem Ende des 11. Jahrhunderts . . . 221
Aus der Äbtissin Herrad von Landsperg „Lustgarten" . . . 223
Holzstandbild der h. Elisabeth im Dom zu Marburg . . . 225
Mittelalterliche Kirchensiegel . . . 227
Dazu Erläuterungsblatt.
Höfische Trachten im 12. Jahrhundert . . . 232
Edeldame und Händler . . . 233
Schwertleite . . . 234
Ritter von einer Edeldame den Helm empfangend . . . 235
Entführung . . . 235
Fahrendes Fräulein . . . 236
Ritterlicher Gast im Bade von Edeldamen bedient . . . 237
Schloß Wildenstein an der Donau . . . 238
Ruinen der St. Ulrichsburg bei Rappoltsweiler . . . 239
Erstürmung des Thorturmes einer Burg . . . 240
Burghof . . . 241
Das Landgrafenzimmer auf der Wartburg . . . 242
Saal in der Burg Elz bei Münstermaifeld in der Eifel . . . 243
Fürstliches Ruhebett . . . 244
Aus der Äbtissin Herrad von Landsperg „Lustgarten" . . . 245
Mädchentracht . . . 245
Fürstentracht in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts . . . 246
Schachspiel . . . 247
Spielende Edelknaben . . . 247
Zwei ritterliche Siegel aus dem 13. Jahrhundert . . . 248
Abhäuten des erlegten Bären. Eberjagd . . . 249
Falkenbeize . . . 250
Eberjagd zu Pferde . . . 250
Erteilung des Turnierdankes . . . 252
Darstellungen von einem Turnier zu Augsburg i. Jahre 1416 . . . 253
Fehde; Berennung und Verteidigung einer Burg . . . 254
Grabmal Herzogs Heinrichs IV. von Breslau . . . 255
Initialbuchstabe im Psalter des Landgrafen Hermann von Thüringen . . . 256
König Wenzel von Böhmen als Gönner der Minnesänger . . . 257
Miniature: Alexander im Kampfe mit Drachen und anderen Untieren . . . 258
Miniature: Alexander im Kampfe mit sechshändigen menschenähnlichen Geschöpfen und Schweinen mit furchtbaren Zähnen . . . 259
Miniature: Alexander im Kampfe mit phantastischen Geschöpfen von Menschengestalt mit Pferdeköpfen und riesigen Reißzähnen . . . 259
Der Sängerkrieg auf der Wartburg . . . 263
Dichter an ihren Pulten . . . 265
Arbeitender Mönch am Schreibpult . . . 266
Darstellung aus der Geschichte vom Zauberer Theophilus . . . 267
Herr Rithart von Neuenthal . . . 268
Kampf der Tugenden und Laster . . . 269
Erstürmung und Übergabe einer Minneburg . . . 270
Kapitelsaal des Cisterzienserklosters Bebenhausen . . . 272
Partie aus dem Schiff der St. Michaeliskirche zu Hildesheim . . . 273
Der Dom zu Limburg an der Lahn . . . 275
Kreuzgang der Cisterzienserabtei Heiligenkreuz bei Wien . . . 276
Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde im Dom zu Braunschweig . . . 277
Miniature in dem Psalter des Landgrafen Hermann von Thüringen . . . 279
Unterricht in der Ausrechnung der beweglichen Festtage im Kirchenkalender . . . 280
Ornamentierung eines Schmuckkästchens aus dem 14. Jahrhundert. 1. und 2. Seite . . . 284
Dasselbe. 3. und 4. Seite . . . 285
Dazu Erläuterungsblatt.
Dame, die Laute spielend . . . 286
Reiter mit federumsteckter Hut und Armbrust . . . 286
Bischöflicher Ornat . . . 287
Grabmal des Erzbischofs Siegfried III. von Eppstein . . . 289
Prozession. Städtische Trachten des 13. Jahrhunderts . . . 291
Ritterliches Grabdenkmal eines Hohenlohe . . . 292
Grabdenkmal des Otto von Pinzenau . . . 293
Kaiser Ludwig der Baier . . . 294
Ein Kampf der Ritter Kaiser Heinrichs VII. auf seinem Zuge nach Rom . . . 295
Deutsche Rüstung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts . . . 296
Ein sogen. „Mailänder" Harnisch . . . 297
Initial mit Darstellung der Investitur eines Bischofs durch den Kaiser . . . 302

Seite

Die Kurfürsten bei der Königswahl Heinrichs VII. . . . 303
Königswahl Heinrichs VII in der Dominikanerkirche zu Frankfurt 304
Krönung Heinrichs VII. im Dom zu Aachen 304
Die Spitze der Lanze des heiligen Mauritius mit dem Nagel vom Kreuze Christi 305
Dazu Erläuterungsblatt.
Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Markgrafschaft Brandenburg . . . . . 306 u. 307
Überbringung von Geschenken für empfangene Lehensbelehnung 308
Aus der Kaiserkrönung Heinrichs VII. 309
Silbermünze der Stadt Aachen 310
Goldgulden von Friedrich I. von Zollern 311
Silbermünze von Rudolf von Habsburg 311
Hofgerichtssiegel Kaiser Karls IV. 312
Typen mittelalterlicher Befestigungswerke deutscher Städte:
Das Ünglinger Thor zu Stendal 313
Turm zu Bertholdsdorf 314
Thorturm zu Königsberg i. d. Neumark 314
Turm zu Prenzlau 314
Thorturm zu Eggenburg 314
Mauerturm zu Hainburg 314
Turm zu Budweis 315
Thor in Hohenmauth 315
Mauerpartie zu Groß-Enzersdorf 315
Aufgang zur Zinnengalerie an der Innenseite der Mauer von Eggenburg 315
Das ehemalige Kölner Thor zu Aachen 316
Das Mühlenthor zu Stargard 316
Das Olsathor zu Friesach 317
Aus den Befestigungen von Eggenburg 317
Mauerpartie von Groß-Enzersdorf 317
Mauerecke zu Bruck 318
Thor zu Hainburg 318
Mittelalterliche Städtesiegel aus dem 13.—15. Jahrhundert 319
Dazu Erläuterungsblatt.
Ehelicher Unfriede: Interieur eines Bürgerhauses im 15. Jahrhundert 320
Arbeiter beim Turmbau 321
Der betrügerische Waffenschmied 322
Die Werkstatt eines Waffenschmiedes um das Jahr 1500 . 323
Überfall und Plünderung eines Dorfes durch Raubritter . 324
Raubritter bei Ausplünderung eines Schiffes 325
Rumpf eines großen Seeschiffes aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts, im Bau begriffen 327
Schiff aus dem 15. Jahrhundert 328
Schiff aus dem 15. Jahrhundert 329
Faksimile eines Friedensvertrages zwischen den Hansestädten Lübeck und Soest 330
Dazu Umschreibung und Übersetzung.
Zug über die Alpen 332
Armbrustschütze 334
Hirschjagd im 15. Jahrhundert 335
Ausritt zur Jagd 336
Bauern im 15. Jahrhundert 337
Bauern, ihre Erzeugnisse feilbietend 338
Dudelsackpfeifer 339
Tanzendes Bauernpaar 339
Zu Markte ziehende Bauern 340
Hundeführender Jäger und Falkner. Zwei Blätter eines höfischen Kartenspieles des 15. Jahrhunderts 341
Narren. Zwei Blätter eines höfischen Kartenspieles des 15. Jahrhunderts 342
Die sogen. große Kavalkade 345
Bürgerliche Tischgesellschaft 346
Bankett beim Erzbischof Balduin von Trier 347
Niederdeutsche Tracht in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts 348
Herzog Albrecht III. von Österreich in der Ordenstracht der von ihm gestifteten ritterlichen Gesellschaft der Zopfritter 349
Deutsche Edelleute des 15. Jahrhunderts 350
Bauerntypen um 1500 351
Hausmusik: Harfe und Laute 352
Hausmusik auf einer kleinen Orgel 353
Die Kartenspieler 354
Kriegsleute um die Wende des 15. Jahrhunderts 355
Mittelalterliche Armbrüste 356
Beschießung einer Felsburg im 15. Jahrhundert . . . 357
Landsknechte mit „Zweihänder“ und Dolch bewaffnet . . 358
Landsknechtsharnisch 358

Seite

Landsknechte mit Büchsen 359
Typen der ältesten Artillerie 359
Dazu Erläuterungsblatt.
Gerichtlicher Zweikampf in voller Rüstung mit Spieß und Schwert in den Schranken 361
Gerichtlicher Zweikampf zwischen Mann und Weib . . . 362
Gerichtliche Zweikämpfe bei Bewaffnung mit Stechschild und Schwert und mit dem Stechschild allein 363
Letzter Wille 363
Das Stadtrichterbild im Stadthause zu Graz 364
Richtstätte mit Galgen und Rad um 1500 365
Hinrichtung eines Hochverräters 366
Eine Szene vor dem Richter im 15. Jahrhundert 367
Gerichtssitzung 368
Faksimile-Nachbildungen aus dem Oldenburger Sachsenspiegel. Nr. 1 u. 2 369
Desgl. Nr. 3 u. 4 370
Desgl. Nr. 5 371
Desgl. Nr. 6 372
Desgl. Nr. 7 u. 8 373
Desgl. Nr. 9 374
Dazu Erläuterungsblatt.
Faksimile aus der ältesten erhaltenen Handschrift der Fragen des Königs Ruprecht über die Femgerichte 376
Die letzten Zeilen dieser Handschrift 377
Deutsches Städtebild um 1500 378
Ein Bild von der Landstraße im 15. Jahrhundert . . . 379
Reisende zu Pferd 380
Edeldame zu Pferd, begleitet von einem bewaffneten Knechte 380
Spazierritt 381
Bote, einen versiegelten Brief bringend 382
Boten um die Mitte des 15. Jahrhunderts 383
Malender Mönch 383
Bau eines Klosters 384
Ansicht von Nürnberg im 15. Jahrhundert 385
Rheinschiffe unter den Mauern von Köln 386
Aus dem deutschen Bürgerleben des 15. Jahrhunderts . 387
Wandernder Kaufmann, seine Waren in einer Jahrmarktsbude feilbietend 388
Marktplatz einer süddeutschen Stadt; Ende des 15. Jahrhunderts 389
In der Todesstunde 391
Eine Gesellschaft im Garten; Schachspiel 392
Jugendspiele 393
Gesellschaft im Freien beim Kartenspiel 394
Wild- und Geflügelmarkt zu Konstanz 395
Fischmarkt in Konstanz 396, 397
Fremde Brotbäcker in den Straßen von Konstanz zur Zeit des Konzils 398
Der Tanz um den Ring 399
Verlorene Partie 400
Faksimile einer landschaftlichen Partie in einem Kupferstiche von A. Dürer 401
Ein sich geißelnder Büßer 403
Auf dem Wege zur Mühle 405
Fahrendes Volk, seine Künste produzierend 407
Fechterkünste 408
Fechterkünste 409
Fechterkünste 410
Faksimile aus einer Handschrift von Meister Eckharts Gespräch mit Schwester Katrein 412
Dazu Umschreibung und Übersetzung.
Versuchung des heiligen Antonius 413
Hexen. Faksimile eines Holzschnittes in: Traktatus von den bösen weiben die man nennet die Hexen 414
Hexen. Faksimile eines Holzschnittes in: Traktatus von den bösen weiben die man nennet die Hexen 416
Faksimile aus einer Handschrift von Konrad von Megenbergs Buch der Natur 416
Dazu Umschreibung und Übersetzung.
Volksgruppen aus dem Troß im Triumphzug Kaiser Maximilians I. 417
Aus der Bücher-Ornamentik des 15. Jahrhunderts . . . 418
Faksimile eines Zierbuchstaben in einem Druckwerk vom Jahre 518 aus der Offizin des Johann Schöffer . . . 418
Szene aus dem Konzil zu Konstanz: Prüfung der Speisen im Conclave 420
Die Insignien der Hofpoeten 421
Kaiser Maximilian I. 423
Zierbuchstabe mit Darstellung einer Schulstube 424

	Seite
Siegel der Universität Prag	427
Gelehrte an Lesepulten im Studium begriffen	428
Buchdruckerzeichen der Offizin von Fust & Schöffer in Mainz	429
Faksimile einer Seite aus dem ersten mit beweglichen Lettern gedruckten Buche	430
Faksimile eines Arzneizettels gegen die Pestkrankheit	431
Ärzte am Lager eines Kranken mit einem Beinbruch beschäftigt	432
Eine Apotheke	433
Konrad Celtes, Kaiser Friedrich III. seine Werke überreichend	435
Faksimile eines Briefes von Johannes Reuchlin	436
Dazu Umschreibung und Übersetzung.	
Maximilian Unterricht empfangend	438
Zierleiste aus der Bücher-Ornamentik des 15. Jahrhunderts; Faksimile des Kupferstiches von Daniel Hopfer	439
Faksimile eines Zierbuchstaben aus Johann Schöffers Offizin	439
Erste Seite der ältesten Handschrift des Rechtsbuches Kaiser Ludwigs des Baiern	440
Faksimile aus einer Handschrift von Heinrich Teichners Spruchgedichten	442
Dazu Umschreibung und Übersetzung.	
Faksimile aus einer Handschrift des Spruches auf die Stadt Nürnberg von Conz Haß	443
Des Helden Wittich Kampf mit dem Riesen Asperian	444
Knaben beim Wurfspiel	445
Darstellung aus einem kirchlichen Volksspiele des 16. Jahrhunderts: Verspottung Christi	446
Maximilian im Lanzen-Turnier zu Fuß	448
Steinmetzen um 1500	450
Der Dom zu Aachen	451
Das Rathaus zu Münster in Westfalen	452
Die Grabplatte Kaiser Friedrichs III. im Stephansdom zu Wien	453
Gruppen aus dem Baseler Totentanz von 1440	454/455
Faksimile aus einer Pergament-Handschrift der deutschen Armenbibel	456
Faksimile aus der ersten gedruckten lateinischen Ausgabe der Armenbibel	457
Faksimile der dritten und vierten Seite der ersten, um 1450 gedruckten Ausgabe der „Ars moriendi“	458/459
Wagen mit Musikern: Gruppe in dem Triumphzug Maximilians I.	460
Wagen mit Orgel: Gruppe in dem Triumphzug Maximilians I.	460
Wagen mit Trompetern und Hornisten: Gruppe in dem Triumphzug Maximilians I.	461
Reichs-Trompeter: Gruppe in dem Triumphzug Maximilians I.	461
Gruppe in dem Triumphzug Maximilians I	462
Silbermünze, Thaler, von Maximilian I.	463
Turnierrüstung Maximilians I.	464
Rüstung Maximilians I.	465
Gemsjäger: Gruppe aus Maximilians Jägerei	466
Falkner: Gruppe aus Maximilians Jägerei	466
Bärenjäger: Gruppe aus Maximilians Jägerei	467
Schwarzwildjäger: Gruppe aus Maximilians Jägerei	467
Beschießung und Erstürmung einer Stadt durch die Truppen Maximilians I.	468
Gerichtsverhandlung	469
Eine Sitzung, wahrscheinlich die erste, des schwäbischen Kreises	471
Ordenstracht der Deutschherren	472
Der Remter in der Marienburg	473
Hauptseite des Hochmeister-Siegels	474
Schiff aus dem 15. Jahrhundert	475
Drei Landsknechte	476
Gruppe von Fechtern in Kaiser Maximilians I. Triumphzug	476
Landsknecht mit seinem Weibe	477
Landsknecht mit Schwert, Pfeifer, Trommler, Fahnenträger und Landsknecht mit Heimbarte	478
Fähnrich der Landsknechte	479
Ein kaiserlich deutscher Herold	480
Faksimile eines Flugblattes auf den Handwerker, der seine Profession verläßt, um als Landsknecht in den Krieg zu ziehen	481
Aus einem Landsknechtslager	482
Des Obersten Feldprofoß	483
Recht der langen Spieße	483
Schalknarren	484
Fürstliches Festmahl im 15. Jahrhundert	485
Hofschneider	486
Taufe Maximilians I.	487
Kellermeister	488
Dörfliches Fest	489
Edelmann und Dame promenierend	490
Stube eines Gelehrten; Interieur um 1500	491
Zinnkanne der Hufschmiede-Innung zu Leuben in Schlesien	492
Küche im 15. Jahrhundert	493
Werkstätte eines Goldschmiedes im 15. Jahrhundert	494

Tafeln und Beilagen.

	Seite
Waffen, Schmuck und Geräte aus der nordischen Bronze-Zeit	11
Dazu Erläuterungsblatt	
Schmuck, Geräte und Waffen aus der Hallstätter Zeit	12
Dazu Erläuterungsblatt.	
Geräte, Schmuck und Waffen aus der La Tène- oder vorrömischen Eisenzeit	14
Dazu Erläuterungsblatt.	
Altgermanische Bestattungsarten	29
Zerstörung eines germanischen Dorfes durch römische Truppen	48
Geräte, Schmuck und Waffen aus der römischen Zeit	54
Dazu Erläuterungsblatt.	
Faksimile einer Seite der Handschrift von Bulfilas Bibelübersetzung	68
Dazu Umschreibung und Übersetzung.	
Faksimile einer Seite einer Handschrift der Lex salica	81
Dazu Umschreibung und Übersetzung.	
Faksimile einer Seite einer angelsächsischen Chronik	96
Dazu Umschreibung und Übersetzung	
Faksimile einer Rechtsentscheidung Karl des Großen vom Jahre 812	103
Dazu Umschreibung und Übersetzung.	
Faksimile zweier Seiten einer Handschrift der Kapitularien Karls des Großen, vom Jahre 825	106
Dazu Umschreibung und Übersetzung.	
Faksimile einer Seite einer Handschrift von Einhard's Lebensbeschreibung Karls des Großen	112
Dazu Umschreibung und Übersetzung.	
Faksimile einer Urkunde Ludwigs des Frommen, datiert von Worms 1. Juni 833, über die Errichtung einer Münzstätte in Kloster Corvey	125
Dazu Umschreibung und Übersetzung.	
Faksimile der ersten Hälfte der Aufzeichnung des Hildebrandsliedes aus dem 9. Jahrhundert	136
Dazu Umschreibung und Übersetzung.	
Faksimile von dem Bauriß für das Kloster St. Gallen	144
Dazu zwei Erläuterungsblätter	
Der Einbanddeckel des Evangeliariums aus dem Kloster Echternach	152
Dazu Erläuterungsblatt.	
Widmungs-Miniature im Evangeliarium Kaiser Ottos III. im Dom zu Aachen	159
Dazu Erläuterungsblatt	
Die Erzreliefs am Portal des Doms zu Gnesen	168
Dazu Erläuterungsblatt.	
Siegel deutscher Könige und Kaiser des Mittelalters	172
Dazu Erläuterungsblatt	
Miniature in dem Evangeliarium aus Kloster Echternach	182
Dazu Erläuterungsblatt.	
Teil eines Bauernkalenders aus dem 15. Jahrhunderts	202
Dazu Erläuterungsblatt.	
Münzen deutscher Könige und Kaiser des Mittelalters	210
Dazu Erläuterungsblatt.	
Wandgemälde aus dem 13. Jahrhundert im Dom zu Münster: Unterwerfung der Friesen unter das Bistum Münster	214

Digitized by Google

Seite

Faksimile einer Seite einer Handschrift von Widukinds von Corvey „Sächsische Geschichten“ 222
Dazu Umschreibung und Übersetzung.
Faksimile der ältesten deutsch abgefaßten Königsurkunde . 230
Dazu Umschreibung und Übersetzung.
Ansicht von Burg Elz bei Münstermaifeld in der Eifel (die Angabe der Unterschrift des Bildes „im Elsaß“ ist irrig) 237
Der Fest- und Waffensaal der Wartburg 242
Wandteppich flandrischer Arbeit aus der Zeit um das Jahr 1400 mit Darstellungen von Szenen aus des Rudolf von Ems Epos „Wilhelm von Orlens“ 243
Dazu Erläuterungsblatt.
Ballspiel: Wandmalerei im Schlosse Runkelstein 248
Faksimile einer Seite der St. Gallener Handschrift des Nibelungenliedes 260
Dazu Umschreibung und Übersetzung.
Faksimile einer Seite der St. Gallener Handschrift von Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ 261
Dazu Umschreibung und Übersetzung.
Der Dom zu Mainz 273
Liturgische Geräte des Mittelalters 278
Dazu Erläuterungsblatt.
Die Entwickelung der Tracht im Mittelalter 283
Die Entwickelung des geistlichen Ornats im Mittelalter . 287
Die Entwickelung der Schutz- und Trutzwaffen im Mittelalter 294
Krönungsornat der deutschen Kaiser 305
Dazu Erläuterungsblatt.
Faksimile der Verfassungsurkunde der Innungen zu Köln vom Jahre 1396 321
Dazu zwei Erläuterungsblätter
Norddeutscher Patrizier des 15. Jahrhunderts 348
Die Nürnberger Feldschlange 359
Faksimile eines Fehdebriefes vom Jahre 1489 375
Dazu Erläuterungsblatt.
Ansicht von Köln 386
Turnier in München unter Herzog Albrecht IV. im Jahre 1500 399
Ball einer niederdeutschen fürstlichen Hofgesellschaft im 15. Jahrhundert 400
Faksimile der ältesten Karte von Deutschland 420

Seite

Holzplattendruck vor Gutenbergs Erfindung der beweglichen Metalltypen 429
Faksimile einer Seite aus der von Johann Gutenberg in Mainz um 1455 gedruckten „Biblia sacra vulgata“ . 429
Faksimile einer Seite aus der von Steffen Arnd in Lübeck 1494 gedruckten niederdeutschen Bibel 429
Faksimile einer Seite aus des Johannes Aventinus Verzeichnis der Hauptstücke des Zeitbuches über ganz Deutschland. Handschrift aus dem 16. Jahrhundert 433
Dazu Umschreibung und Übersetzung.
Der Stephans-Dom in Wien 450
Faksimile aus Otto von Passau: die 24 Alten. Handschrift von 1456 454
Dazu Umschreibung und Übersetzung.
Bilder aus dem Landleben in Flandern unter der habsburgischen Herrschaft im 15. Jahrhundert 462
Zum Turniere ziehende Ritter. Aus Hans Burgkmairs auf Kaiser Maximilians I. Anordnung gefertigten Turnierbuche 464
Die Landschaften um den Bodensee am Ende des 15. Jahrhunderts 467
Dazu Erläuterungsblatt
Faksimile eines gedruckten Kriegsaufrufes, mutmaßlich vom Jahre 1509 468
Feldlager und Kampf unter den Mauern einer Stadt . . 470
Ein Landsknechtskampf im Anfange des 16. Jahrhunderts . 476
Typen der Maximilianischen Artillerie 477
Dazu Erläuterungsblatt
Der Troßzug. — Geschütz mit vollständiger Bespannung und Bedienung 478
Marsch Friedrichs von Baiern gegen die Türken, im Jahre 1532 480
Druck-Faksimile des Landsknechtsliedes auf die Schlacht bei Pavia 1525 482
Druck-Faksimile eines Liedes gegen die Türken aus dem Jahre der türkischen Belagerung Wiens, 1529 482
Feldlager im 16. Jahrhundert 483
Festschießen zu Zwickau im August 1573 484
Ball am Hofe zu München unter Herzog Albrecht IV. im Jahre 1500 486
Wochenstube in einem deutschen Bürgerhause um 1500 . . 492

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

Seite

Einleitung 1

Erstes Buch.

Die Zeit vor Entstehung des Deutschen Reiches.

(Urzeit bis um 911.)

Erster Abschnitt. Sitte und Recht der alten Deutschen 17
Zweiter Abschnitt. Religion und Bildung der alten Deutschen 31
Dritter Abschnitt. Deutsche und Römer 45
Vierter Abschnitt. Die Kultur im Zeitalter der Völkerwanderung 57
Fünfter Abschnitt. Das fränkische Reich unter den Merowingern 71
Sechster Abschnitt. Die Kultur in den Reichen der Merowinger 88
Siebenter Abschnitt. Karl der Große und sein Reich 100
Achter Abschnitt. Geistiges Leben unter Karl dem Großen 113
Neunter Abschnitt. Die Trennung Deutschlands vom Frankenreiche 124

Zweites Buch.

Die Glanzzeit des deutschen Kaisertums.

(Um 911 bis 1273.)

Erster Abschnitt. Die Blütezeit der Klöster 143
Zweiter Abschnitt. Das Reich und seine Kaiser 159
Dritter Abschnitt. Reichsverfassung, Reichsregierung und Rechtspflege 177
Vierter Abschnitt. Das Kriegswesen und die Zeit der Kreuzzüge 186
Fünfter Abschnitt. Wirtschaftsleben, Stände und Sitten 201
Sechster Abschnitt. Die Kirche und die lateinische Litteratur 218
Siebenter Abschnitt. Das Zeitalter des Rittertums und des Minnedienstes 232
Achter Abschnitt. Die deutsche Litteraturblüte des Mittelalters 256
Neunter Abschnitt. Wissenschaft und Kunst in der Glanzzeit des Kaisertums 274
Zehnter Abschnitt. Trachten und Waffen des Mittelalters 282

Drittes Buch.

Das Zeitalter des Machtaufschwungs der Fürsten und Städte.

(Um 1273 bis 1500.)

Erster Abschnitt. Fürsten und Stände 301
Zweiter Abschnitt. Städteleben und Städtebündnisse 313
Dritter Abschnitt. Volksleben in Stadt und Land 335
Vierter Abschnitt. Kriegswesen und Rechtspflege 355
Fünfter Abschnitt. Handel und Wandel 378
Sechster Abschnitt. Die Verfolgten 401
Siebenter Abschnitt. Die Schulen und der Humanismus 416
Achter Abschnitt. Schrifttum und Kunst am Ende des Mittelalters 439
Neunter Abschnitt. Das Reich und die Ausbreitung der deutschen Kultur 462
Zehnter Abschnitt. Sitten und Gewerbe am Ende des Mittelalters 476

Verzeichnis der Illustrationen im ersten Bande:

Im Text 495
Tafeln und Beilagen 498

Digitized by Google

SEVEN DAY USE
FROM WHICH BORROWED

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

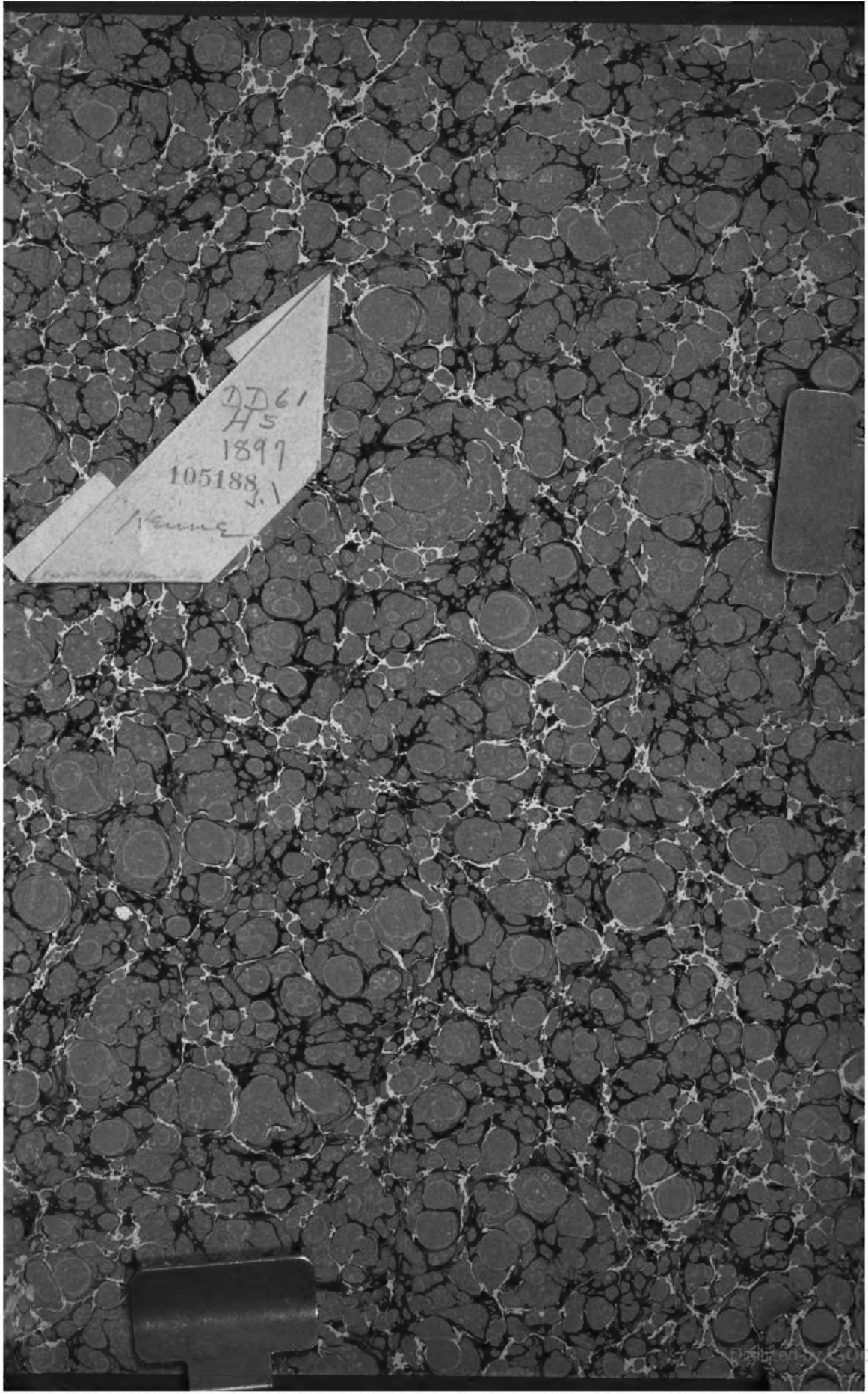
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

1 Apr'62 MT
REC'D LD
MAR 18 1962
8 JAN'64 JC
IN STACKS
DEC 14 1963
REC'D LD
JAN 23'64-12 M
MAR 26 2003
MAR 25 2003

LD 21A-50m-8,'61
(C1795s10)476B

General Library
University of California

Digitized by Google


DD61
H5
1897
105188
J.1

Digitized by Google